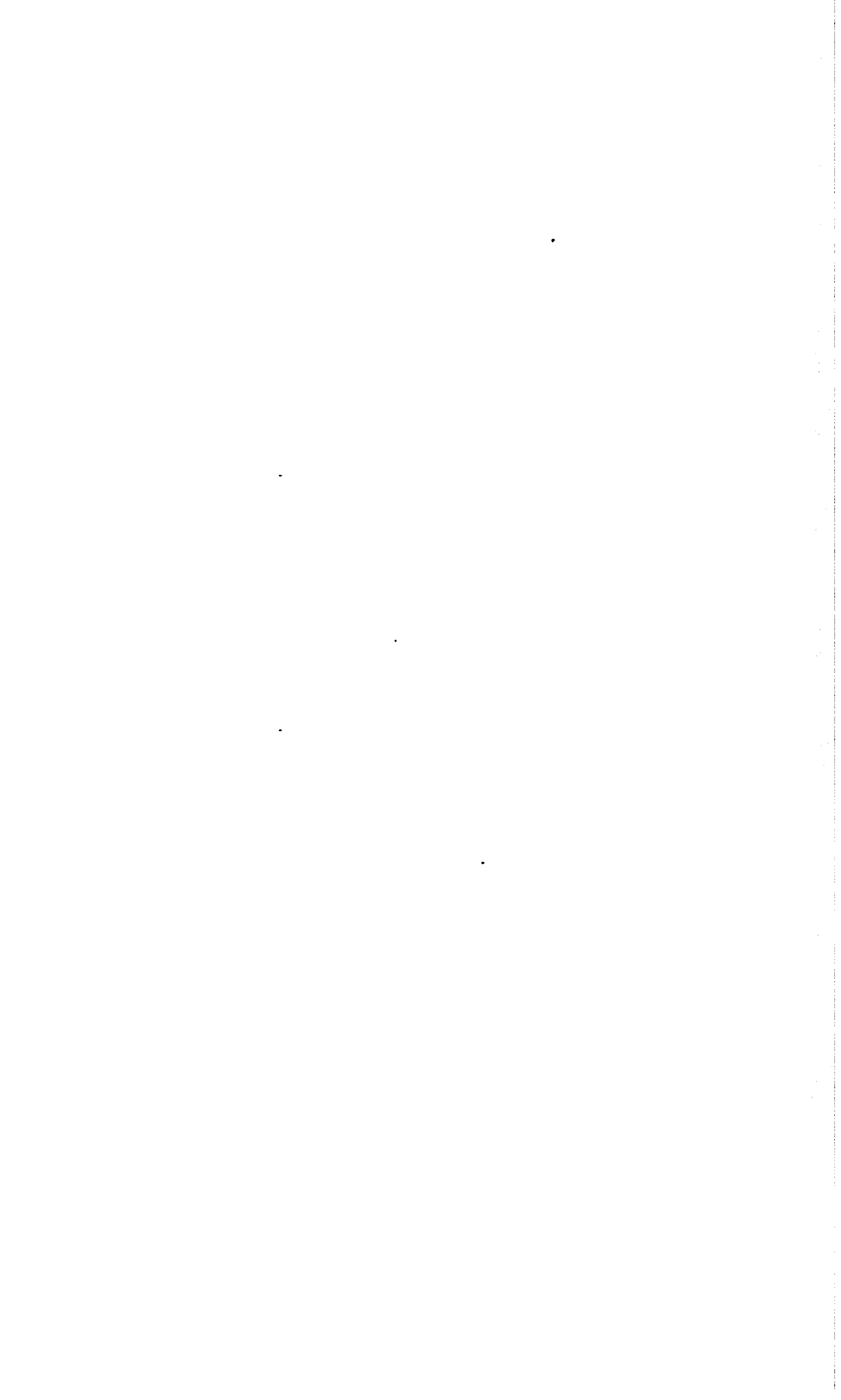






# Zeitschrift

für den

# deutschen Unterricht.

---

Begründet unter Mitwirkung

von

Rudolf Hildebrand.

Herausgegeben

von

Dr. Otto Lyon.

---

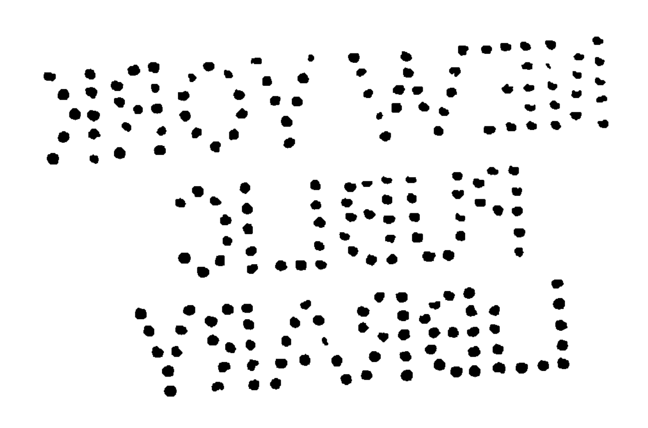
10. Jahrgang.

Leipzig,

Verlag von B. G. Teubner.

1896.

☞ Zu Jahrgang 1—10 erscheint binnen Kurzem ein Generalregister.



Druck von B. G. Teubner in Dresden.

# Inhalt des zehnten Jahrganges.

## A. Allgemeines.



## B. Lektüre.

## C. Grammatik und Stilistik.

### D. Behandlung des Altdeutschen und Volkstümlichen. Mundarten.

## E. Geschichte der neuhochdeutschen Sprache.



## F. Deutscher Aufsatz.



## G. Bücheranzeigen.

## H.



## J.



## K.

# W. H. Riehl als Novellist.

Von **Theodor Matthias** in Zittau.

Kaum minder bedeutsam als die Jahre 1773 und 1774 für die Entwicklung unseres Schrifttums im 18. Jahrhundert sind in gleicher Beziehung für das unsrige die Jahre um 1853 und 1854. Nachdem erst in ihrer zweiten Auflage 1850 Holteis Schlesische Gedichte die allgemeine Teilnahme gefunden hatten, erschienen nicht minder warm aufgenommen 1852 Klaus Groths Quickborn und Storms Immensee, 1853 desselben Gedichte, Geroks Palmblätter und Reuters Läuschen und Rimels, 1854 G. Kellers schon zwei Jahre später durch die Leute von Seldwyla übertroffener Grüner Heinrich, W. Alexis' Meisterwerk Isegrim, Freytags Journalisten und Scheffels Trompeter und 1855 sein Ekkehard und Freytags Soll und Haben. 1854 trat in den von Maximilian II. Anfang der fünfziger Jahre in München gesammelten Dichterkreis der Lingg, Geibel, P. Heyse und Schack auch derjenige, den ich vor andern als den deutschen Novellisten bezeichnen möchte: Wilhelm Heinrich Riehl, der Verfasser der zum 3. Teil schon in 10. Auflage vorliegenden Naturgeschichte des Volkes[1]), deren weit verbreitete erste drei Bände ebenfalls 1851—1853 erschienen.

Durch die gleiche Hochherzigkeit des Verfassers und des Verlegers ist es mir möglich geworden, deren Hauptteile in drei Bändchen Schulausgaben schon jetzt der Schule zugänglich zu machen. Als ich dem hochverdienten Münchner Gelehrten das erste dieser Bändchen übersandte, wurde ich durch einen liebenswürdigen Brief desselben beglückt, worin er von seinen Novellen sagt, sie halte er für das Dauerhafteste, was er geschrieben habe. Wenn ich also jetzt eine erste Würdigung Riehls als Novellisten versuche, so erfülle ich lediglich eine Pflicht der Dankbarkeit nicht etwa nur für meine Person, sondern für das gesamte gebildete Deutschland, das die immer mächtigere Erstarkung seines alten Familiensinnes nicht zum geringsten Teile dem Verfasser der Bürgerlichen Gesellschaft und der Familie verdankt.

---

1) 1. Band: Land und Leute. 2. Band: Die bürgerliche Gesellschaft. 3. Band: Die Familie. 4. Band: Wanderbuch, Stuttgart, bei Cotta, jetzt in 9., 8., 10. und 3. Auflage.

Indem ich für das Leben Riehls auf die Einleitung zu meiner Schulausgabe von Land und Leuten (Cotta 1895) und für eine übersichtliche Zusammenstellung sämtlicher Novellen nach der geschichtlichen Reihenfolge ihrer Stoffe und nach ihren Fundorten auf die Einleitung des 3. Bändchens (Die Familie) verweise, führe ich hier nur die Sammlungen auf, in denen die Novellen jetzt zugänglich sind. Die ältesten sind: Die kulturgeschichtlichen Novellen vom Jahre 1856, jetzt im 2. Bande der Gesammelten Geschichten und Novellen, S. 1—354. — 1863 folgten 2 Bände Geschichten aus alter Zeit, die jetzt den 1. Band der Gesammelten Geschichten und Novellen bilden. Das folgende Neue Novellenbuch vom Jahre 1868 steht jetzt im 2. Bande der Gesammelten Geschichten und Novellen, S. 355—608. — 1874 folgte die Sammlung Aus der Ecke, 1880 die vorletzte: Am Feierabend und 1888 die letzte: Lebensrätsel.

„Ohne den Vater und das Bieბericher Jugendleben würde ich nicht Novellist geworden sein," bekennt Riehl selbst[1]), und ebenso sieht er in dem milden Humor, der seine meisten Novellen durchweht, ein Erbe dieses geselligen und jovialen Mannes, den es bei eigenen Gewissensqualen immer drängte, andere durch Laune und Witz zu erheitern.[2]) Wie kraft dieses Erbes die Lust am Erzählen, deren Befriedigung nach seinem Bekenntnis[3]) von Anfang an der wichtigste Zweck seiner Novellendichtung gewesen und immer geblieben ist, sich schon in seinen Knabenjahren auf dem weiten Schulwege zwischen Biebrich und Wiesbaden geregt hat, das erzählt er in beglückender Erinnerung in der Novelle Abendfrieden, die er seinem Neuen Novellenbuche 1867 als Einleitung voranstellte. In diese Novelle ist auch die Gestalt des ersten britischen Erzählers, wie er von seiner italienischen Erholungsreise nach England zurückkehrte, verwoben, ein dankbar beredtes Zeugnis, daß die Vertrautheit mit dem großen Schilderer englischer Vergangenheit in dem jungen Riehl den Wunsch erregt hat, dem eigenen Volke einmal den gleichen Dienst leisten zu können.

Schon mit 18 Jahren, als er noch auf der Universität erst in theologische, dann in kulturgeschichtliche Studien vertieft war, wurde dieser Wunsch zur That. Etwa zu gleicher Zeit, wo Scotts ursprünglicher Übersetzer und buchstäblicher Nachahmer, Wilibald Alexis, die bürgerliche Tüchtigkeit der alten Märker zu schildern begann, unternahm also auch Riehl als Novellist seine ersten Streifzüge in die Vergangen-

1) Religiöse Studie eines Weltkindes, S. 422.
2) Ebenda 405.
3) Lebensrätsel, S. VI.

heit des heimatlichen nassauischen Gebietes, dem und dessen näherer Umgebung er immer wieder mit Vorliebe seine Stoffe entnommen hat.

Diese allerältesten Erzählungen sind von ihm nicht gesammelt worden und darum verschollen, und für uns sind die ältesten Meister Martin Hildebrand und Der Stadtpfeifer aus dem Jahre 1847.[1]) An den ersten Kindern seiner Muse macht Riehl selbst die Ausstellung, daß sie im Schildern von Situationen und Ausmalen von Charakteren stecken geblieben seien und nicht genug Erzählung, d. h. Handlung enthielten.[2]) Indes ist es schließlich bloß dieser eigene Fingerzeig, der uns in den vorgenannten Erzählungen nun auch wirklich etwas Derartiges, einzelnes Lehrhafte oder ein Stück Reflexion aufspüren läßt. Bei dem kurzen Abschiede des Stadtpfeifers und seiner jungen Frau von deren Eltern z. B. wird erklärt, daß dies Bauernart, aber auch unter Angabe der Gründe versichert, daß solch' Lebewohl trotzdem tief empfunden sei. Oder die Teilnahme des Hofes an der Weilburger Kirmes giebt Gelegenheit, die Huld patriarchalischer Fürsten am Vorabende der französischen Revolution zu schildern. Ziemlich stark ist auch die Lehre aufgetragen und vom Stadtpfeifer selbst gelegentlich recht selbstgefällig hervorgehoben, welch' Glück es für den Frommen sei, durch Leid zur Freude geführt zu werden. Gar Meister Martin Hildebrand enthält nicht bloß gelegentliche Belehrungen über Wildhüterhäuschen, die „Feuerspeise der Zigeuner", die Schicksale der Handwerksburschen in Hannover und Köln; sondern die ganze Einkleidung in eine Chronik, die ein als mustergiltig gerühmter Handwerksmeister im Alter niederschreibt, schafft fast geflissentlich Raum für einen Vergleich von heut und ehedem und für ein Lob der guten alten Zeit.

Doch mag man wirklich in solchen Einzelheiten dieser zwei „kulturgeschichtlichen Novellen" die Berechtigung zu jenen eigenen Ausstellungen Riehls noch erkennen und aus ihnen den warmherzigen Laudator temporis acti aus der Zeit der aufkommenden Kulturgeschichtsstudien heraushören wollen. Der Genuß schon jener beiden ältesten Novellen wird dadurch kaum getrübt, und gelegentlich hat noch der fertige Meister einen solchen nachdrücklichen Hinweis auf einen Vergleich zwischen unserer und älteren Zeiten eingeschaltet oder angehängt, so auch äußerlich kenntlich in Damals wie heute vom Jahre 1881. Ja es staken geradezu

1) Die Jahrzahl 1846 für Die Werke der Gerechtigkeit auf dem Titelblatt gegenüber der Zahl 1856 im Vorwort zu den Gesammelten Geschichten und Novellen, S. IX, beruht nicht etwa auf Irrtum. Riehl hat diese Novelle wirklich schon 1846 — in seinen ernsten und arbeitsvollen Flitterwochen — gedichtet, aber 1856 umgearbeitet und besonders um einige historische Einzelzüge bereichert.

2) Aus der Ecke, S. XIV.

in jenen angeblichen Mängeln die Keime zu zwei Hauptvorzügen der Riehlschen Novellen. Aus der Liebe, mit welcher die Gestalten charakterisiert werden, wuchs die holzschnittartige Bestimmtheit heraus, die Riehl selbst mit vollem Recht der Vortragsweise seiner zweiten und dritten Novellensammlung[1]) zuschreibt, die man aber wenigstens mit gleichem Recht seinen Charakteren im besonderen nachrühmen kann. Und die Neigung, sich die handelnden Personen auf ihre Schicksale selber einen Vers machen zu lassen oder den Leser dazu anzuregen, verleiht gerade seinen Novellen vor den meisten anderen den reizvollen Gedankenreichtum, der uns zu eigenem nachdenklichem Verweilen einlädt; denn an der Sucht, durch die Überladung mit endlosen bunten Geschehnissen zu atemloser Jagd nach dem Ende zu verleiten, krankt er nicht. Andere Hauptvorzüge der Riehlschen Novellen sind: die geistvolle Durchführung eines oder mehrerer Grundgedanken, die durch Beleuchtung von verschiedenen Seiten erst in volles Licht gesetzt werden, das Ebenmaß zwischen Stoff und Sprache, und ein goldiger Humor, der sich im einzelnen in der jovialen Benennung der Gebrechen und Verhältnisse seiner Helden verrät und am tiefsten und köstlichsten wiederklingt in der Richtung der ganzen Riehlschen Kunstauffassung, den Leser mit sich und mit Gott und der Welt zu versöhnen.

Die Durchbildung seiner Novellendichtung zur bewußten Kunst verlegt Riehl selbst in den Salon der Staatsrätin v. Ledebour in München und in die Jahre 1854 und folgende. Da traf er dort alle vierzehn Tage mit E. Geibel, Ad. v. Schack und einem anderen Meister der Novelle, P. Heyse, zusammen, und die geistreichen Freunde lasen sich und ihren Damen die neusten Gaben ihrer Muse vor. Zwanzig Jahre später, im Vorworte zu seiner Novellensammlung Aus der Ecke — so nannte er jenen Kreis, weil Heyse und er, wie Frau v. Ledebour ganz am Nordwest-Ende Münchens wohnten — faßt er dann das Ergebnis der hier mit Heyse gepflogenen Erörterungen und der Selbstbeachtung seines eigenen fortgesetzten Dichtens in die folgende Bestimmung des Wesens der wahren Novelle zusammen: Die Novelle kann nichts anderes darstellen, als die Konflikte eines psychologischen Problems, durch eine Geschichte gelöst, in der sparsamen knappen Kunstform des erzählenden Vortrags. Breiter hat er denselben Gedanken schon in seinem Vortrage Novelle und Sonate aus dem Ende der sechziger Jahre[2]) ausgeführt. Er weist dort Seite 444 auf den Vater

---

1) Es sind dies die Geschichten aus alter Zeit, jetzt der Gesammelten Geschichten und Novellen, I. Teil; vgl. Lebensrätsel, S. IX.

2) Jetzt in den Gesammelten Vorträgen, 2. Sammlung 1885, S. 441 flg.

der Novelle, Boccacio, und einige in dessen Dekamerone von der Königin gestellte Themen hin, z. B.: Es soll gezeigt werden, wie man durch ein geschicktes Wort Neckereien auf das Haupt ihres Urhebers zurückwirft, oder: wie ein rascher Entschluß Gefahr und Kränkungen abwendet, wie standhafte Liebe trotz aller Hindernisse doch endlich siegt, oder auch: welche Trauer und Not die Liebe den Liebenden schafft. Daraus zieht er dann den Schluß: „es ist also eine geläufige Wahrheit, die auf eine neue Weise erhärtet, ein psychologisches Problem,[1]) welches gelöst, ein Paradoxon, das seines scheinbaren Widerspruchs entkleidet werden soll, aber nicht durch eine lehrhafte Beweisführung in Worten, sondern durch die poetische Dialektik der Thatsachen, durch die artig verflochtene Handlung einer Geschichte, die unvermerkt zum überraschenden und dennoch überzeugenden Schlusse führt."[2])

Woher er diese Probleme vor allem nahm, verrät er wieder Aus der Ecke, Seite XXIV: aus „alle den Neigungen, Leidenschaften, Launen und Thorheiten, welche wir Menschen uns fortwährend zu novellistischen Problemen wechselsweise entgegenbringen." Fragen also müssen es sein, die jeden einzelnen, die noch uns Heutige bewegen; und weil ihn die eigene Beobachtung des immer frischen Lebens zur Beantwortung dieser Fragen angeregt hat, packt seine Behandlung derselben jeden im Innersten, wenn anders er zu nachdenklichem Sinnen über die zahllosen uns vom Leben aufgegebenen Fragen angelegt und durch das Äußere der Ereignisse bis auf ihre seelischen Triebkräfte hindurchzubringen fähig ist. Ganz richtig wird man denn auch die immer tiefere Wirkung seiner späteren vollendeten Novellen davon ableiten, daß er nach eigenem Bekenntnis immermehr nur innerlich selbst Erlebtes erzählte.[3]) Niemals auch sind trotz dieses Hervorwachsens aus der Beobachtung des Alltagslebens die von ihm behandelten Fragen alltägliche Gemeinplätze, noch ist es wahr, was aus kaum eingehender Kenntnis geurteilt worden ist,[4]) daß seine Novellen niemals einen weiteren Blick über die nächste Um-

---

1) Ohne das Fremdwort kommt er 1868 im Vorwort zu den Geschichten aus alter Zeit aus, wo er das Wesen der Novelle darein setzt, ein Seelengeheimnis in der Verknüpfung und Lösung erdichteter Thatsachen zu enthüllen.

2) Diese letzten Gedanken erläutert er Novelle und Sonate S. 458 durch einen Vergleich zwischen Novelle und Rondo, indem er auf die für die Novelle notwendige Zuspitzung auf ein leitendes, durchgreifendes Problem hinweist, die darin besteht, daß alle Fäden der Einzelscenen von vornherein so angesponnen und verschlungen werden, daß sie zuletzt notwendig in dem bestimmten Knoten zusammen kommen müssen.

3) Aus der Ecke XXII.

4) Von Ludw. Salomon, Gesch. der deutsch. Nat.-Litt. des 19. Jahrh. 1885,[2] Seite 453.

gebung hinausgewährten. Zum Beweise dafür sei nur auf je eine seiner älteren und seiner neuesten Novellen hingewiesen.

Von der ersten, Der stumme Ratsherr, aus dem Jahre 1862 sind wir so glücklich, von Riehl selbst zu wissen, daß er zu dieser Geschichte von dem Hunde, der den eignen Herrn erzog, durch die Plage angeregt worden ist, die er selbst mit der Abrichtung seines ungezogenen Rattenfängers hatte. Was hat er aber daraus gemacht! Meister Richerin, ein reicher Wetzlarer Handelsherr, hat durch Grobheit und Dünkel sein Geschäft so zurückgebracht, daß er selber bald sein einziger Kunde sein wird; darüber und über ihre wie der ganzen Familie Vernachlässigung hat er die Gattin sich abhärmen, und die Kinder hat er verwildern lassen; haltlos schwebt er auch in den städtischen Angelegenheiten in der Luft, da er die Zunftgenossen verachtend immer nach den Patriziern geschielt hat. Da erhält er einen prächtigen wilden Wolfshund zum Geschenk, und er, der bis dahin für nichts, was seine Pflicht gewesen wäre, Sinn und Teilnahme gehabt hat, nimmt sich vor, die Bestie zu bändigen. Das Tier aber, dessen Zucht er frühmorgens beginnen muß, ehe es die Leute auf der Straße anfällt, führt den Langschläfer zurück in die Werkstatt und zu fleißigem Walten im Geschäft; es lehrt ihn streng und ernst auf seine Kinder merken, damit sie ihm die ersten Erfolge seiner Hundeerziehung nicht mehr durch wildes Tollen bedrohen und damit bringt es ihn auch seiner Frau wieder näher; es führt ihn vor und in die Kirche, weil ihm die Unart abgewöhnt werden muß, daß es kläffend und störend hineinfährt; es füllt ihm den Laden, indem es ihn die ihm selbst zugewandte Geduld und Liebenswürdigkeit auch den Kunden widmen lehrt; es heilt ihn endlich von dem Schielen nach den Patriziern, deren bunter Flitterstaat es noch zuletzt beinahe die gute Zucht seines Herrn vergessen läßt, und vereint ihn so wieder mit seinen Zunftgenossen als ihren eifrigsten Mit- und Vorkämpfer im Rate und im Ständekampfe. Denn Kämpfe der reichsstädtischen Zünfte und Geschlechter und das Eingreifen des Adels in dieselben bilden den geschichtlichen Hintergrund. Erschließt sich schon dadurch ein weiter Blick über die nächste Umgebung hinaus, so kommt noch hinzu, daß in dem durch seinen Hund erzogenen Ratsherrn unverkennbar der Typus aller der Menschen gezeichnet ist, die ihren nächsten und höchsten Pflichten erst durch das Interesse für eine seitabliegende Nebenbeschäftigung zugeführt werden.

Aus den jüngeren Novellen sei die ergreifende Am Quell der Genesung vom Jahre 1880 hervorgehoben. Der tagtäglich zu machenden Beobachtung der Launenhaftigkeit und Nörgelei mit Glücksgütern Gesegneter entsprungen, verrät sie zugleich den Forscher, der die darin behandelte geschichtliche Entwicklung selbst mit erlebt und das dargestellte soziale

Problem gründlich durchgedacht hat. Ebendarum vermag sie auch zwei der tiefsinnigsten Grundgedanken wirklich überzeugend zu veranschaulichen: 1. wie ein aus Überfluß Unzufriedener durch die Berührung mit einem im schwersten Geschick Frei- und Hochgesinnten und Gottversöhnten geheilt wird, und 2. wie der einzelne die Harmonie der Welt in sich selbst und seiner sittlichen Kraft findet und sie anderen durch Wirken für andere fühlbar macht. Wie scharf sind dabei die Charaktere gezeichnet und wie zahlreiche andere Ideen klingen an! Neben Doris, des verwöhnten Eugen Milett liebenswürdiger Frau, steht die sich aller Welt „anfreundende", von niemand als Freundin geschätzte Ludmilla Azalinka; geht jene nur im Dienen, im Anbequemen an des Gatten Neigungen auf, so möchte diese überall Aufsehen erregen, und außerhalb der Familie gestellt und so dem gesunden Boden des Weibes enthoben, weiß sie ihre Bekanntschaft mit Milett nur zu einem Versuche zu benutzen, der auf die Störung seiner Eintracht mit Doris abzielt. Dann der Gegensatz zwischen den armen städtischen Badegästen und dem urwüchsigen Waldbauern, dem pfiffigen Wirte des Böhmerwaldbades Rimselrain, der an den mit ihren geringen Mitteln auf sein Winkelbad angewiesenen Kranken aus seiner Grobheit ein Geschäft macht. Unübertrefflich sind vollends die beiden Hauptgestalten gezeichnet. Eugen Milett, der Pessimist aus Überfluß, ist rücksichtslos in seinen Ansprüchen und selbst gegen seine Frau, die so gut ist, nur seinen Willen zu haben. Philipp Schmidt dagegen, ein ehemaliger Student der Rechte in Heidelberg und politischer Flüchtling von 1849, der in England als Krankenwärter und in der Schweiz als Sprachlehrer das Brot der Verbannung gegessen hat, verdient noch jetzt als Privatlehrer in seinem Heimatstädtchen nicht soviel, sich und sein krankes Kind, das ihm die frühgestorbene Mutter nachgelassen hat, genügend zu ernähren; und doch ist ihm die kurze Ehe und der kranke Knabe genug des Glückes, und aus jenen Freiheitskämpfen und Flüchtlingsleiden ist er mit einer so unbeugsamen Überzeugung von seinem Selbstbestimmungsrechte hervorgegangen, daß er sein über alles geliebtes Kind mit seinem Eigensinn, es selbst zu heilen, zu Grunde richten würde, wenn nicht die zartfühlende Doris, wie eine Fee waltend, den rechten Weg zur Heilung durch die That beschritten hätte, ehe sie ein Opfer von seiner Überzeugung verlangt. Gleich unbezwingbar ist sein Freiheitsgefühl, er will Hungerschulmeister bleiben, und nimmer nähme er die ihm in zartester Weise angebotene Stelle eines Verwalters von Rimselrain an, das der die sozialen Verpflichtungen des Reichtums erkennende Milett zum Armen- und Freibade umgestaltet. Nur sein Freund bittet er bleiben zu dürfen, und so reichen sich in den beiden Männern die ungebunden im Reiche der Gedanken

schwärmende Zeit von 1848 und die der politischen Wirklichkeit und sozialen Gebundenheit im neuen Reiche versöhnt und einander würdigend die Hand.

Gewöhnlich sind Riehls Novellen nicht, wie diese letzte, dem grellen Lichte der Gegenwart ausgesetzt, sondern in eine nähere oder entferntere Vergangenheit gerückt. Nahm er sich doch schon in den 50er Jahren vor, als Novellist einen Gang durch 1000 Jahre der deutschen Kulturgeschichte zu machen, vom 9. Jahrhundert bis ins 19., und als er 1888 5 Novellen unter dem Titel Lebensrätsel herausgab, umspannte das damit vollgewordene halbe Hundert gar über elfhundert Jahre: von 762—1880. Riehl fordert selbst von kulturgeschichtlichen Romanen und Novellen, daß ihre zur Veranschaulichung eines Gedankens frei erfundene Handlung auf den Pfeilern der Geschichte ruhe, daß die Luft, worin die erdichteten Personen atmen, die Luft ihres Jahrhunderts sei, daß die Gedanken, davon sie bewegt werden, ein Spiegel der weltgeschichtlichen Ideen ihrer Tage seien.[1]) Also auch den modernen Menschen noch beschäftigende psychologische Probleme in geschichtlich treuer Einkleidung sind sein Vorwurf. So ist es nicht verwunderlich, wenn ihm selbst seine Verehrer oft die Absicht unterlegten, er wolle in anmutiger Form gute alte Sitte predigen, wolle vergangene Sitten und Zeiten um ihrer selbstwillen schildern (Aus der Ecke VIII). Gleichwohl dürfen wir ihm glauben, daß ihm, wie alle Kunst, auch die seiner Novellendichtung Selbstzweck gewesen ist und die verstandesmäßige Absicht der geschichtlichen Belehrung fern gelegen hat (Ecke XX). Vielmehr war ihm das geschichtliche Gewand, dessen Wahl seine kulturgeschichtlichen Forschungen und Vorlesungen, wenn einem, so ihm, nahe legen mußten, doch nur Mittel zum Zweck, seine Erzählungen mit der oben genannten höchsten Art des Humors zu durchtränken. Seine Geschichten sollen uns erheben, uns mit uns selbst und mit Gott und der Welt versöhnen, indem sie uns in allen Disharmonien des Lebens doch zuletzt die hohe Harmonie von Gottes schöner Welt zu Gemüte führen (Lebensrätsel XX). Und ebendarum erzählt er, wie er einen bei ihm eine Novelle bestellenden Redakteur beschieden hat (Aus der Ecke XXI), am liebsten aus einer Zeit, die selbst bereits Geschichte geworden ist; denn von selber breite die Geschichte Frieden und Versöhnung über den Kampf, und er möchte nicht im Byronschen Sinne aufregen, sondern im Goethischen anregen (vergl. Am Feierabend VI).

Im besonderen äußert sich Riehls Humor in den Geschichten, die er als „heiter" zu komischem Schlusse führt, und im einzelnen in der launigen Benennung von Zuständen und Handlungen.

---

1) Gesammelte Geschichten und Novellen II, S. VII, vergl. mit Lebensrätsel VII.

Welch' komische Rolle spielt fast bis zuletzt der stolze Tuchhändler Richwin im Stummen Ratsherrn, der zu steif ist, den Kunden eine Handreichung zu thun, und dann mit seinem Hunde durch die Straßen Haschermännchen macht, oder in den Lehrjahren eines Humanisten der übergescheite Johannes Piscator als Lehrjunge beim Lebzelter Furtenbacher in Augsburg, ehe er unter viel Hohn und tüchtigen Püffen zu einem praktischen Menschen wird. Mit köstlicher Laune ist in der tragikomischen Novelle Reiner Wein die Thorheit des neueingebürgerten Frankfurter Weinhändlers Franz Hertorf geschildert, wie der innerlich Ehrliche gleichwohl die eigentlichen Pflichten seines Geschäftes versäumt, nur um sich durch kühnes Tummeln zu Roß, durch modischen Anputz seines Hauses, durch tolles Bieten bei Weinversteigerungen, kurz lauter äußerliches Gebahren zu den Geschlechtern und zum Schwiegersohne des Patriziers Silberborn aus dem Hause Limpurg emporzuschwingen.

Dabei im Vorübergehen ein Wort über die Geschichtlichkeit im Riehlschen Sinne.[1]) Selten, wie etwa in Gräfin Ursula, besteht sie in mehr, als daß ein Grundzug oder einiges Thatsächliche der Haupthandlung über deren gleichwohl dann meist frei benamsten Träger überliefert oder von Riehl aus der Überlieferung des väterlichen Hauses vernommen oder von ihm selbst erlebt worden ist. Die dürftige Quelle zur Amphion z. B. ist eine Künstleranekdote, die in jedem Ton Künstlerlexikon unter Ernst Gottlob Baron zu finden ist, oder Reiner Wein ist durch einen Eintrag in einer Frankfurter Chronik zum Jahre 1666 angeregt, wonach ein junger Kaufmann, als er wegen schelmischen Banquerotts bestraft wurde, von den drei ihm zur Wahl gestellten Strafen, dreimaligem Stehn im Halseisen, lebenslänglichem Tragen eines gelben Hutes oder ewigem Gefängnis, die letzte gewählt, aber schon im nächsten Jahre die Freiheit zurückerhalten hat. Ja grade, wo die leibhaftige Wirklichkeit der Kleinmalerei die Vorstellung förmlich aufzwingt, als könnte so nur auf Grund von Stadtgeschichten, Rats- und Gerichtsakten berichtet sein, da ist diese Wirkung, wie im Stummen Ratsherrn oder in Jörg Muckenhuber, oder gar die Berufung auf solche „völlig verschüttete Quellen", wie in Reiner Wein, lediglich ein neckischer Drücker dem geschichtlichen Scheine zu Liebe. Riehls wirkliche Quelle ist vielmehr meist lediglich das Gesamtbild der Kulturgeschichte, wie es der erste Meister der Kulturgeschichtsforschung auf Grund eingehendster Studien in sich trägt. Wie er Aus der Ecke XIX sagt, schlug er im einzelnen

---

1) Vgl. bes. Vorwort zu den Kulturgesch. Nov.: Aus der Ecke XVIII flg., die Warnung im „Theaterkind" vor dem ersten Kapitel und den neckischen Schluß der Novelle Reiner Wein.

Falle nicht erst eine Chronik nach; denn wer die Chronik nicht im Kopfe trage, wer nicht lebt in den fernen Räumen der Geschichte, der könne nur hölzerne historische Novellen schreiben. Er lebt in der Geschichte und die Geschichte lebt in ihm. Daher sind seine Novellen, so wenig ihre Handlungen nach Namen, Ort und Stunde gewöhnlich quellenmäßig beglaubigt sind, doch geschichtlich wahr im Sinne jener höchsten poetischen Wahrheit, das ist der Wahrscheinlichkeit, daß Menschen einer bestimmten Zeit nur so und so denken und handeln konnten und mußten.

Eine ergötzliche Satire auf den Geist in den Salons gar mancher geld- und adelsstolzen Kunstmäcene ist wieder die Art, wie es im Gradus ad Parnassum der Pianist Ludwig Hilmer den Gästen des Lord Knaresborugh und des Bankiers Aaronsky am meisten durch die Mätzchen anthut, mit denen er nach dem Rat seines windigen Bärenführers das über Geld und Sitte erhabene Genie spielt.

Unzählig sind die humorvollen Züge im einzelnen. Der Stadtpfeifer von Weilburg, dem es Kopfzerbrechen bereitet, wie er mit seinem einzigen Kronenthaler die neue Ehe und Wirtschaft begründen soll, ist als echter Künstler ordentlich froh, als er auch diesen noch hat verschenken können; denn der kann ihm nun kein Kopfzerbrechen mehr verursachen. Von der groben, wurmstichigen Einrichtung, die das junge Paar, um etwas Bargeld zu machen, gegen die ehrwürdigen Erbstücke beim Trödler eingetauscht hat, heißt es: der wacklige Tisch stand aus Sympathie — mit den dreibeinigen Schemeln — auch nur auf drei Füßen; der vierte war durch einen untergeschobenen Ziegelstein ergänzt. Dem Pater Placidus ist der Stadtpfeifer auf dem Turme der Musikus, der zum Höchsten gesetzt ist unter den Musikern der Stadt, und als echter Kapuziner ward er, als es diesem besser zu gehen anfängt, „Stammgast“ bei ihm: „als der Sonntagskuchen aus dem elterlichen Hause nach achtzehnjähriger Pause auftauchte und erst klein auf den Tisch kam wie das erste Mondviertel, dann größer gleich dem Vollmonde, dann gewaltig wie ein Mühlstein, da witterte der Pater den Kuchen.“ — Vor andern Novellen reichlich treibt der Schalk im Gradus ad Parnassum sein Wesen. Die Schilderung der Begeisterung, mit der man sich ehedem für Riesensummen und mit Lebensgefahr Eintritt in Virtuosenkonzerte erkämpfte, schließt: „die oberste Stufe (einer außen angelehnten Leiter) kostete 5 Gulden, und der glückliche Inhaber war noch in keiner Unfallversicherung eingekauft. Vornehme Damen tauchten ihr Taschentuch in das Glas, aus welchem der Künstler getrunken hatte.“ Den Hauptförderer von Ludwig Hilmers zweitem Konzert spielt ein Lord Knaresborough, indem er 10 Karten nimmt und zur einen Hälfte an seinen Kammerdiener, zur andern an die Kammerjungfer seiner Gemahlin zu

weiterer Verteilung verschenkt. Hilmers Faktotum, der von diesem um Unterricht im höheren Klavierspiel ersucht und sich statt dessen als Stiefelputzer in Dienst nehmen läßt, wächst sich zu einem geschickten Stimmungsmacher für seinen Herrn aus, indem sich dieser nach seines Dieners Anweisung als Virtuose gebaren lernt. Der Erfolg eines späteren Konzerts kann denn auch nach der Schar keinen Eintritt Findender bemessen werden. „Da war Achilles zufrieden mit seinem Herrn, und es ist in unserer Zeit immer erfreulich, wenn sich die Herrschaften die Zufriedenheit ihrer Diener erwerben." Hilmers Heiratsgedanken möchte der Diener durchaus hintertreiben; nach seiner Meinung müssen Künstler die Ehe scheuen und können darin nicht glücklich werden; denn „die Klangkraft unserer heutigen Flügel und die Tonfülle unserer neuesten Musik macht jede Ehe eines Klaviervirtuosen auf die Dauer unhaltbar ... Das Ehepaar müßte zwei Häuser in verschiedenen Straßen bewohnen."

Selbst in ernsten Novellen fehlt solcher Humor nicht ganz. In einer der düstersten, Mein Recht, z. B. kommen Wendungen vor, wie: „Des Wirtes schläfriger Blick war sauer wie sein Bier" oder als Worte eines die Leichenschau haltenden Barbiers: „Der Mensch ist ja zugerichtet wie ein Fisch, den man auf dem Roste braten will." Hier steht auch neben bitterern Satiren auf die Rechtspflege im alten deutschen Reiche die kleine köstliche auf die pflichtvergessenen Amtleute: „Der Amtmann war weit über Land geritten zu einer fröhlichen Hirschjagd. Er fühlte sich überhaupt das ganze Jahr im Freien wohler als in der Amtstube. Dagegen saß die Amtmännin am Gerichtstisch und kramte in den Akten;" sie erteilt denn auch, während der Amtsschreiber ihr Kind wiegt, die Bescheide. — Auch in der ernsten Geschichte von der ihrem Glauben bis in den Tod getreuen Gräfin Ursula mag sich deren Gemahl, der überhaupt mehr auf das Leben als auf den Himmel bedachte Herr zu Nassau-Hadamar, nicht gern die Gelegenheit entgehen lassen, den Gegensatz zwischen seinen weltgewandten Hofjesuiten und seiner Gemahlin ungeschminkten Berater von der Rennerober Landpfarre zu einem Scherze auszunützen. Sein Rat Sprenger verbirgt gar sein Doppelstreben, im Herzen gut evangelisch und vor der Welt des wieder katholisch gewordenen Landesherrn erster Ratgeber zu bleiben, unter der Maske eines Spötters, der nichts ernst nimmt.

Dieser Humor auf düsterm Grunde ist nicht nur dem Wirrsal des Lebens abgelauscht, wo auch selbst dem Tragischten für den Unbeteiligten oft ein gut Teil Komisches anhaftet, wie das keiner mehr als Shakespeare gefühlt hat. Vielmehr ist dieser Humor in gewissen Teilen ernsterer Geschichten ein bewußt gehandhabtes Kunstmittel des feinsinnigen Aufbaues der Riehlschen Novellen, insofern diese Teile der launigen, leicht be-

wegten Allemande der älteren Sonaten entsprechen sollen. Denn Riehl, der selbst gelegentlich komponiert und immer leidenschaftlich Musik gemacht hat, baut den Gesamtplan gewöhnlich wie eine Sonate auf zwei thematischen Motiven, im doppelten Kontrapunkte auf. Nicht eben in die Tiefen der musikalischen Kunst eingedrungen, muß ich, gleichwohl so gut es geht, an einer oder der andern seiner Novellen diesen Aufbau nachzuweisen suchen.

Zuerst die Werke der Barmherzigkeit. In Löhneberg an der Lahn tragen zur Zeit des dreißigjährigen Krieges, in der allgemeinen durch die Pest hervorgerufenen Mut- und Ordnungslosigkeit sich der andern erbarmend, nur noch der junge Schmied Konrad und Grete, seine Geliebte, den Kopf hoch. Er hält bei drohenden Gefahren oder Umlagen die Bürger zusammen, sie pflegt die Kranken und steht unter der Bedingung, daß er nicht nach dem Grunde frage, warum sie sich den Nachmittag frei halten will, schon früh um 3 Uhr als des Geliebten Geselle am Amboß. Da, als Grete wieder einmal nach Mitternacht zur Schmiede eilt, erinnert sie der Ortsknecht daran, daß die beiden die Möglichkeit so frühen Schaffens nur des Schultheißen Nachsicht verdanken; nach Ortsgesetz dürften ja die Schmiede nicht vor 4 Uhr das Feuer anblasen. Damit klingt zum Hauptthema, dem aufopfernden, vor Gott und dem Gewissen durch das innere Pflichtgefühl gerechtfertigten Walten für andere, der Gegensatz an, der unter dem Scheine des Gesetzes in Weltgerechtigkeit einherstelzende Eigennutz.

Breit entwickelt sich im 2. Kapitel Gretes dem Geliebten schonend verborgenes nachmittägiges Walten um die pestkranke Base, die von ihrem schon lange nach Gretes schmucker Gestalt schielenden Mann aus dem Hause verstoßene Schultheißin. Auch Gretens Vater, Glöckner Veit, hilft dabei, indem er der Kranken das Sakrament bringt, und — eine zweite Variation ihres Thuns — ein überall um Kranke geheimnisvoll bemühter Unbekannter, der sog. Pestmann, will eben seine Fürsorge mit der ihren vereinigen, als die Kranke stirbt. So beantwortet Grete auf dem Heimweg des ihnen begegnenden Schultheißen schon deutlichere Werbung um ihre Gunst mit der Andeutung vom Tode seiner Frau, und ihr Vater singt ihm den Vers eines Volksliedes nach:

Als meine Frau gestorben war,<br>
Da legt man sie aufs Stroh,<br>
Ich sollte drüber weinen,<br>
Und war doch gar so froh.

Diesen Vers bringt der entrüstete Abgewiesene nicht mehr aus den Ohren, und wovor der Ortsknecht am Schluß des 1. Kapitels gewarnt

hatte, das wird — schon eine stärkere Hervorhebung des Kontrastthemas — am Ende des 2. Kapitels beim Schultheißen Entschluß; der Schmied, der ihm Gretes Gunst entziehe, soll die Strenge des Gesetzes fühlen.

Nicht nur am Schmiede, sondern auch an Grete macht er denn im 3. und 4. Kapitel den Entschluß zur That.

Greten liegt der heimliche Nachmittagsdienst seit dem Tode der Base nicht mehr ob, eben hat sie Konrad das Geheimnis gelüftet und von diesem, so sehr er — ein drittes Vorgrollen des Gewitters — eher des Schultheißen Undank als Dank fürchtet, — Lob und Anerkennung geerntet. So wollen sie denn heute zum letzten Male so früh an ihre Arbeit gehen, da schlägt oben im Dache der Schmiede, wo es ihn nur heimtückisch angelegt dünken kann, das Feuer heraus. Gleich darauf ist auch der Schultheiß zur Stelle und drohend das Schwert schwingend, läßt er den Schmied in den Turm abführen. Nur leise klingt bei diesem Übergewicht des gegensätzlichen Motivs noch das Hauptmotiv an, indem die noch in der brennenden Schmiede steckende Grete von einem ihr Gleichgesinnten, dem Pestmann, gerettet wird.

Am Anfang des 4. Kapitels setzen der Pestmann und Gretes Vater, als Jesuit und evangelischer Glöckner nicht einig zwar in ihren religiösen Anschauungen, aber in edler That sich vereinend, Gretes gutes Werk fort, indem sie die auch im Tode von allen verlassene Schultheißin begraben. Doch nach dieser weiteren thematischen Auseinanderlegung des Hauptmotivs gewinnt dessen Gegensatz abermals das Übergewicht: durch die bei ihr gefundenen Armspangen der Schultheißin, die ihr sterbend durch dieses Geschenk hatte ihren Dank ausdrücken wollen, scheinbar überführt, wird auch Grete festgenommen und als Diebin an den Pranger gestellt. Wie der erste Hauptteil einer Sonate mit der Durchführung des Gegensatzes in der Nebentonart schließt, scheint der dem Unrecht geliehene Arm der irdischen Gerechtigkeit vergewaltigend zu siegen; nur daß die Leidenschaft, mit der Gretes Vater dem Schultheißen die Wahrheit sagt, und die eindrucksvollere Ruhe, in der ihm der Pestmann eine vierzehntägige Frist ankündigt, nach welcher er für sein Richteramt werde Rechenschaft ablegen müssen, die Behauptung dieses Sieges unwahrscheinlich machen.

So sehr sich der Schultheiß denn auch gegen des Pestmanns Prophezeiung stemmt und so würdig er vor der Welt die irdische Gerechtigkeit weiter zu spielen weiß: in seinem Gewissen erklingt immer rächender die Verurteilung seiner eiskalten Selbstsucht und der tückischen Rachgier, womit er das Recht verdreht hat. So kündigt sich in zahl-

reichen Variationen das Walten einer andern Gerechtigkeit an, die auf der Seite der verkannten Barmherzigkeit stehen wird: zu des Glöckners Verse und Gretes warnendem Worte: „Unser Herrgott spricht nit, aber er richt't!“ kommt als drittes der Spruch über der Thür der Ratsstube, der ihm zum ersten Male einen Stich ins Herz versetzt: „Ihr haltet das Gericht nicht den Menschen, sondern dem Herrn;“ das Geschrei der Raben klingt ihm wie Grab, Grab! und die Meldung von des Glöckners, des Pestmanns und Gretes Verschwinden kündigt ihm etwas neues Bedrohliches an, so daß ihn die Seelenqual am Vorabende des vierzehnten Tages treibt, im Backofen des Gemeindebackhauses ein Versteck zu suchen. Der Ortsknecht aber, den er als Wache davorgestellt, hat ihn, wie er selbst ehedem seine Frau, verlassen und kommt erst spät am Morgen des verhängnisvollen Tages mit der Meldung zurück, die vorgesetzte Obrigkeit sei zur Abhaltung des Ruggerichtes eingetroffen. Doch da fällt ihm ein, es ist ja Bartholomäustag, die für den Löhneberger Rugtag übliche Zeit; so hält er ihr Eintreffen für Zufall. Daß des Pestmanns Anzeige das Ruggericht veranlaßt hat, ahnt er nicht; dessen ihn bis dahin so ängstende Prophezeiung scheint ihm jetzt vielmehr lediglich auf dieses irdische Gericht gedeutet zu haben, und alle Hoffnung kommt ihm wieder; vor irdischen Richtern, die nicht besser seien als er, ist er sich seines Sieges gewiß, und wie es scheint, mit Recht. Doch da führt beim Verlesen der letzten Frage nach etwa beim Löhneberger Schultheißen und seinen Heimbergern beobachteter Parteilichkeit der Ortsknecht Grete und den Schmied und Glöckner vor die Versammlung — gleichsam daß der beruhigende Ton der Sarabande nicht Herr werde. Denn wie vor den leibhaftigen Vertretern der rächenden Gerechtigkeit bricht bei deren Anblick seine ganze mühsam beherrschte Seelenqual in wildem Toben hervor, sodaß er in das arme Sünderstübchen abgeführt werden muß. Rasch wie eine Schlußcorrente eilt nun die Handlung zu Ende. Getreu hat der Glöckner alle Vorgänge dargestellt und dem inzwischen verstorbenen Pestmann einen ehrenden Nachruf gewidmet, und der Schultheiß soll zur Aburteilung wieder vorgeführt werden. Doch von der eigenen Leidenschaft und seinem bösen Gewissen gewürgt, ist der inzwischen vom Schlage getroffen worden.

Damit erlischt sein Mißbrauch der irdischen Gerechtigkeit, die Verkehrung des zweiten Hauptmotivs erstirbt, und jetzt zusammenstimmend klingen das Recht vor Gott und Gewissen und die irdische Gerechtigkeit in einem versöhnenden Finale aus: Was die lange Verkannten nach dem Triebe ihres Herzens gethan, findet endlich die verdiente Anerkennung: das Wirken des Pestmanns, des Jesuiten Rutgerus Hesselmann, in der Fürbitte einer evangelischen Gemeinde

und vor dem Antlitz Gottes, das Walten Konrads und Gretes, die bald ein glückliches Paar werden, auch vor der Welt und dem Auge der irdischen Gerechtigkeit. So entläßt uns die Novelle, gleich allen älteren Sonaten bis auf die Haydns und Mozarts, vollbefriedigt mit der Erkenntnis: Echte Werke der Barmherzigkeit fordern oft eigene Gefährdung und Verkennung vor dem Urteile der Welt, lohnen aber doch schließlich, wenn nicht schon im Diesseits, so im Jenseits.

Es ist kein Zufall, daß Riehl in seinem oft genannten Vortrage, S 448 als Beispiel gerade eine neckische Sonate eingehend charakterisiert; denn auch unter seinen Novellen herrschen die heiteren vor, und so mag auch noch die Zergliederung einer solchen folgen: Der glücklichen Freunde, vom Jahre 1874 (Aus der Ecke 1—83).

In München sitzt zu Beginn des Sommerhalbjahres 1796 ein junger Student, Wolfgang Erlach aus Finkenborn, in der Vorlesung über Staatsrecht, völlig zerstreut, bis in des Professors Vortrag über des Aristoteles' Staatsidee das Wort Freundschaft (Hauptmotiv) an sein Ohr schlägt. Eifrig schreibt er auf einmal von des Professors Gründen für die im Altertum größere Bedeutung derselben wenigstens die ersten zwei nach: auch dazu hatte der durch seine Sklaven der gewöhnlichen Arbeit überhobene antike Bürger mehr Zeit (1. Kontrastmotiv), und auch die Liebe, Ehe und Familie beanspruchten ihn bei ihrer damals geringeren Achtung weniger (2. Kontrastmotiv). Schon lange sehnt er sich nämlich, mit dem drei Jahr älteren, mit ihm aufgewachsenen und engverbundenen Mediziner Karl, dem Sohne seines Onkels, des Arztes von Finkenborn, in eine recht bewußte, immer gleichmäßige Freundschaft zu kommen (Hauptmotiv). Aber weniger gefühlvoll und scheinbar recht launisch, ist der Vetter nur bei eigener Verstimmung seinen Zärtlichkeiten zugänglich, während er ihm in glücklichen Stunden keinen Teil an seinem Glücke gönnt. Der bitter Enttäuschte ahnt den Grund nicht, in welchem, neu gewendet, das zweite Kontrastthema wiederklingt: Karl liebt heimlich Wolfgangs Zwillingsschwester Lisette, und je nach einem beglückenden Briefe aus Finkenborn ist er sich mit seinem Glücke selbst genug, während er nach einem schmählenden den Freund sucht, um sich dann wenigstens an dessen schnell erheitertem Gesicht als an dem freundlichen Ebenbilde der Geliebten zu weiden. Wolfgang ist im Ernste von des Professors erstem Grunde überzeugt, und wie er sich dieses erste Kontrastmotiv tiefsinnig durchdenkt, macht dieses Präludium des 1. Kapitels „mit einem Ernste, dem es nicht Ernst ist, darauf aufmerksam, daß etwas Lustiges kommt".

Dieses Lustige ist zunächst eine Fußwanderung, die der freundschaftshungrige Wolfgang vorschlägt, um seines Lehrers Grund für die

ehedem größere Bedeutung der Freundschaft, die Freiheit von Geschäften, zu erproben, und die Karl, um die Pflichten des eben erst begonnenen Semesters gleich unbekümmert, noch denselben Abend bereitwillig mit antritt, freilich aus dem anderen Grunde, seiner geliebten Lisette, deren letzter Brief ihn wieder tief unglücklich gemacht hat, dadurch näher zu kommen. Bei diesem Nebeneinander verschiedener Beweggründe dauert denn auch die volle Eintracht nur bis ans Stadtthor. Wolfgang will langsam auf Nebenwegen schlendern, um von der Natur umfangen recht von Herzen über das Wesen der Freundschaft zu reden; Karl rennt auf der Landstraße gerade auf das heimatliche Finkenborn los, um dort vielleicht zum Morgen einen Blick der das Fenster öffnenden Geliebten zu erhaschen. Höchstens in Selbstgesprächen schwärmen sie in gleichen Tönen jeder für sein Ideal, öfter zerstören sie einander unbewußt ihre Lieblingsbilder, und schließlich stürmen sie vor gegenseitigem Ärger in harmonischem — Schweigen dahin, sodaß sie bis halbfünf Uhr morgens den zehnstündigen Weg bis Finkenborn in siebeneinhalb Stunden zurückgelegt haben. Wolfgang ahnt noch immer nichts von des Vetters Liebe, obwohl dieser unter Lisettens Fenster ein Liebeslied anstimmt und sie beinahe verraten hätte. Endlich am nächsten Tage, als sie in einem Kartoffelfelde wenigstens etwas von dem entbehrten Nachtschlafe nachgeholt haben, sucht Karl die Verstimmung der Schweigharmonie und des stößigen Wortgefechts von früh und gestern abend zu lösen, indem er noch unter dem Birnbaum im Kartoffelfelde launig von der letzten Kirmes anfängt, um dem Freunde seine damals erblühte Liebe zu bekennen. Doch Wolfgangs nüchternes Verlangen nach Stillung seines Hungers führt zu neuem Wortgeplänkel, über dem jene Absicht vereitelt wird. In dem Schmutz und der Stickluft der Volpertshausener Bauernwirtschaft aber, wo sie Rast machen, vergeht so gut Wolfgang der Hunger als dem Vetter die Laune, seine süße Geschichte zu erzählen. Erst als sie aus der dunstigen Wirtsstube bei Nacht ausgerückt sind und in einer offenen Heuscheune einen Platz zum Ruhen gefunden haben, hebt Karl nochmals zu warmherzigem Bericht an. Da schlägt in das endlich zusammenstimmende Parlando wie ein Baß der Ruf: Heraus mit Euch Schuften! und sie werden vom Finkenborner Amtmann, Wolfgangs eigenem Vater, und zwei Amtsdienern aufgehoben, die in ihnen zwei lange gesuchte jugendliche Gauner gefangen zu haben wähnen. Nur daß der Amtmann den dummen Streich des Neffen und des Sohnes gern verschwiegen sähe und kurz darauf die richtigen Gauner aufgestöbert werden, verschafft ihnen die Erlaubnis, sich über Nacht in Volpertshausen auszuruhen und mit Tagesanbruch allein heimzukehren.

Aber daß Karl, als er beschämt vor dem Amtmann stand, um dessen Tochter er bald anhalten wollte, dafür Wolfgangs Phantasterei

und Freundschaftsquälerei die Schuld gab, damit klang das Zankmotiv in übler Vorbedeutung für den Rückweg von neuem an, und als der todmüde Wolfgang nicht anders kann, als wie sie dem Vater gesagt, in Volpertshausen übernachten, wandert Karl trotzig weiter. Als Wolfgang am nächsten Morgen bezahlen will, muß er das Messer verpfänden, da Karl die Reisekasse, die er als der ältere führte, ganz mit sich genommen hat. Der Gute tröstet sich mit der schwermütigen Hoffnung, Karl werde wenigstens Reue empfinden. Als er mittags in Gaisach vom quälenden Hunger zu dem Entschlusse getrieben wird, gegen ein Mittagsbrot auch noch die Botanisierbüchse hinzugeben, treibt ihn daher Karls nichts weniger als reumütig entgegenklingende lustige Stimme auf der Schwelle zur Umkehr. Wie ein Verzweifelnder schleppt er sich weiter, bis er von der Post eingeholt wird und halbunbewußt, nur dem Naturtriebe der Selbsterhaltung folgend auf deren Rückbrett springt. Immer in Gedanken an den Vetter, sieht er, als er im Posthofe eben abgesprungen ist, diesen gemächlich aus dem Wagen steigen, in welchem er seit dem launigen Mahle in Gaisach gesessen hat. Voll Ingrimm will er von dannen, doch Karl schleppt den Widerstrebenden auf seine Wohnung und giebt ihm hier den Schlüssel zu seinem rätselhaften Betragen durch das Geständnis seiner Liebe zu Lisette: lange seiner Liebe sich nicht bewußt neben ihr hertrottend, hatte er sie in einem Augenblick empfunden und gestanden, als er die aus der Kirmesfreude davon geschlichene Base am Krankenbette eines selbst von seinen Eltern verlassenen Schäferkindes wiederfand. In diesem Aufschluß der zärtlichen Stunde, deren in Adagio gehaltener Grundton schon unter dem Birnbaum und wieder auf dem Heulager angeklungen war, klingt zugleich die Lösung des Freundschaftsproblemes an. Doch verschwebt es ihnen in der beglückenden Empfindung des augenblicklichen Zusammenfindens, und über das klägliche Scheitern ihrer empfindsamen Reise nach der Freundschaft täuschen sie sich so gründlich, daß sie sich schon auf die nächsten Ferien freuen, wo Karl Lisettens sich ganz versichern will und Wolfgang als der Genius seiner Liebe in ihm den ganzen Freund finden soll.

Nach zwei Monaten weilen sie denn in Finkenborn, und da in der Aufregung des in immer bedrohlichere Nähe rückenden Krieges niemand auf sie achtet, haben sie die allergrößte Muße, ihrer Freundschaft und Liebe zu leben (nochmalige Aufnahme der Kontrastthemen). Aber zu seiner Enttäuschung wird Wolfgang niemals von dem Freunde als hilfreicher Genius seiner Liebe in Anspruch genommen; daß er sich von Schwester Lisetten über Karls Studentenleben ausholen läßt und ihre unglückliche Reise nach der Freundschaft ausplaudert, trägt ihm vielmehr für eine Woche den bitterbösen Groll des Freundes ein.

Bald hat er auch keinen Grund mehr, Lisette um Karls größere Zärtlichkeit zu beneiden. Bei einem gemeinsamen Ausfluge, bei dem die beiden für seinen tantalischen Freundschaftsdurst wieder nichts übrig haben, läuft nicht nur er davon, als ihn Karl wegen seiner Sauertöpfigkeit zur Rede setzt, sondern später kommen auch Karl und Lisette, die dem Geliebten seine Kälte gegen den schwärmerischen Bruder vorgehalten, in hellem Zorne nach Hause. Tief unglücklich zweifelt sie an Karls Liebe, wie Wolfgang an dessen Freundschaft.

Die gewünschte Gewißheit verschafft ihr eine Maskerade in erschreckender Weise. Als sie dem Geliebten eines Abends, für den er seinen Besuch angekündigt hat, in Wolfgangs Hut und Mantel im Laubgange des Gartens entgegen gegangen ist, kanzelt dieser den vermeintlichen Freund ob seiner Wortkargheit und Weichheit tüchtig ab; er zerstöre so nicht nur die Freundschaft, sondern verleide ihm auch die Schwester; sei es überhaupt nicht gut für Liebende, einander immer zu haben — abermaliges Anklingen der Kontrastmotive —, so sei es doppelt gefährlich für seine Liebe, wenn ihm zu dem auch schon etwas verzeichneten Originale Lisettens auch noch so eine verhauene Kopie von einem Bruder immer vor Augen stehe. Da plötzlich der leibhaftige Wolfgang dazu kommt, führt die Maskerade statt zu der beabsichtigten gründlichen Aussprache zur plötzlichen Katastrophe. Die beiden Liebenden schicken einander am nächsten Tage ihre Briefe und Liebeszeichen wieder und meiden sich fortan, wie die beiden Freunde sich meiden.

Noch trauriger also scheint die Gegenwart als des Professors Schilderung; nach dem kläglichen Scheitern der Freundschaftsreise blieb die tröstliche Hoffnung auf Lisettens die Vettern vereinigende Liebe und die das Freundschaftsband unauflöslich knüpfende Muße der Ferien. Jetzt scheint es traurige Wahrheit: die Liebe zersprengt, wie der Professor vortrug, wirklich die Freundschaft, und was die Alten so leicht Freundschaft finden ließ, ein der Geschäfte überhobenes Leben in Muße und Freiheit, hat sich in der Gegenwart als ihr Tod erwiesen: klärlich also überwiegen jetzt die beiden Kontrastthemen.

Vierzehn Tage später tritt an die jungen Leute der ganze Ernst des Lebens heran. Die zurückgeschlagenen Franzosen besetzen die Stadt, Wolfgangs Vater, der Amtmann, wird von ihnen in Bernadottes Hauptquartier abgeführt, und Wolfgang muß ihn vertreten, wie Lisette die fassungslose Mutter und der Mediziner Karl seinen ins Lazarett abgerufenen Vater. Oft kreuzen sich jetzt ihre Wege, und wenn sie auch keine Worte dabei machen, im Stillen müssen sie — wie die zu einem Menuett zusammengetretenen Personen — wechselsweise ihrer Tüchtigkeit eine Verbeugung machen. Als die ersten Franzosen in das Städtchen

sprengen und der Kampf mit den verfolgenden Österreichern vor dem Amthause zum Stehen kommt, fliegt Lisette mitten hinein in die fechtenden Reiter, zwei spielende Nachbarkinder zu retten. Der sie voller Angst gewahrende Karl muß gestehen, daß sie Herz und Hand auf dem rechten Flecke hat, und die nächsten Tage muß er ihrem Mund und Auge das gleiche Zeugnis ausstellen. Auch Wolfgang bewundert er, wie er in dieser Zeit auch unter den Einquartierten jeden gleich zum Freunde hat; ja er wird ihm persönlich zu Dank verpflichtet, als dieser seinen neuesten Freund, den Adjutanten Lefebres, bestimmt, Karls Elternhaus von trunkenen Einlagerern zu räumen. Einmal spinnt er sogar ein von Lisette gegebenes Motiv selber weiter: als der Stadt neue unerschwingliche Geldsummen aufgelegt werden, ermuntert sie den Rat zur Weigerung; denn durch einen Gang zu jenem Schäfer vor der Stadt hat sie ausgekundschaftet, daß die Österreicher schon ganz nahe stehen. Karl bringt dann diese Nachricht mit so geschickter Wendung beim General Bernadotte an, daß dieser den Ort räumt und gerade auf die verderbenspeienden Stellungen der Österreicher loszieht.

Was dieses Menuett trotz aller innerlichen Bücklinge nicht herbeiführt, die Lösung des Problems der Freundschaft und Liebe, das bringt prestissimo an einem schönen Oktobernachmittage eine zufällige Begegnung in demselben Laubgange, wo die Freunde vor vier Wochen durch die berechnete Maskerade auseinander kamen. Mit der gleichen Heiterkeit, mit der Karl Lisetten fragt, ob sie ihn noch liebe, und den Freund, ob er wieder gut sei, bejahen dies beide. Nur eins mögen sie nimmer wiederholen: Auseinandersetzungen über Liebe und Freundschaft. Spornstreichs eilt vielmehr Karl zum Amtmann, um Lisettens Hand anzuhalten, und wie er und Lisette die vortrefflichsten Ehegatten werden, so bleiben, durch die Liebe zu Frau und Schwester nur enger verbunden, Karl und Wolfgang fortan die glücklichsten Freunde. Die aus dem Munde des Professors erklungenen Motive gegen die Möglichkeit moderner Freundschaft, Arbeit und Liebe, klingen also vielmehr in die Festigung des Freundesbundes aus, und der Leser hat sich die Überzeugung mit erlebt: So wenig wie Liebe, wird Freundschaft durch Zergliederung ihres Wesens und bewußtes Suchen gewonnen, sondern erblüht wie von selbst durch die untrügliche Empfindung ihres Wertes aus anmutender That.

Vor allem auf diesem kunstvollen Aufbau beruht das Ebenmaß zwischen Inhalt und Form, das ich den Novellen Riehls oben nachrühmte. Denn der sonatenartigen Komposition entsprechend, hat er jeder Novelle bewußt auch trotz der verschiedenen Färbung der einzelnen Teile einen einheitlichen Stimmungston verliehen, ganz wie „die Einheit der

Tonart und die Einheit der Stimmung als doppeltes Band die vier Sätze der (älteren) Sonaten zusammenhält" (Nov. u. Son. 448). Im Vorworte zur zweiten Auflage seiner vorletzten Novellensammlung (Am Feierabend) hat er geradezu „halb im Ernste, halb im Scherz" den einzelnen Geschichten ihr Tempo vorgesetzt. Das Grave, wie er die Stimmung in der oben kurz gekennzeichneten Novelle Mein Recht angiebt, oder das Andante religioso, wie er die nennt, die in der vor tiefster religiöser Ergriffenheit durchglühten Erzählung Der alte Hund aus den Tagen der Ketzergerichte Konrads v. Marburg herrscht, — dieser getragene Ernst, diese gedankenschwere Innerlichkeit durchzieht in mannigfachen Abstufungen namentlich die Geschichten, welche gläubiges Ringen, Selbstüberwindung in Liebe und Glaube und die tiefsten Rätsel des Menschenlebens behandeln, wie Liebesbuße, Das Buch des Todes, Im Jahre des Herrn, Die Werke der Barmherzigkeit, Gräfin Ursula, Der alte Hund, Die Ganerben, Mein Recht, Die zweite Bitte, Wanda Zaluska, Das verlorene Paradies, Trost um Trost, Am Quell der Genesung, Die Gerechtigkeit Gottes. — Humorvollen Ernst wird man in einer Mittelgruppe finden, zu der etwa gehören: König Karl und Morolf, Das Spielmannskind, Vergelts Gott! Fürst und Kanzler, Meister Martin Hildebrand, Seines Vaters Sohn, Der verrückte Holländer. In den weitaus meisten jedoch vereinigen sich witziger Scherz und muntere Grazie zur neckisch heiteren Darstellung auch der tiefsinnigsten Gedanken. Ich erinnere zu den schon genannten Geschichten der Art nur noch an folgende: Damals wie heute, Der Dachs auf Lichtmeß, Die vierzehn Nothelfer, Hochschule der Demut, Rheingauer Deutsch, Der Leibmedicus, Ovid bei Hofe, Amphion, Burg Neideck, Der Hausbau, Gespensterkampf, Der Zopf des Herrn Guillemain, Der Märzminister.

Das Ebenmaß zwischen Form und Inhalt beruht zu einem kleinen Teile endlich auch darauf, daß Riehl die Zeitfärbung, die wir ihn für die Führung der Handlung und die bewegenden Ideen schon oben S. 8 fordern sahen, maßvoll bis in das sprachliche Gewand hinein wahrt. In der Liebesbuße aus der Zeit Pippins ist mehr von Minne als Liebe und von Munt statt von Schutz die Rede, und Runenklänge und Bilder aus dem alten Götterglauben wehen durch „Das Buch des Todes", eine von der ganzen verhaltenen Kraft echter Nordlandssöhne durchglühten Liebes- und Bekehrungsgeschichte aus den Tagen Ansgars. In den Erzählungen aus dem romantischen Mittelalter hören wir von Turnieren und Paladinen, Strauß und Fehde, Bergfrit und Palas, Minneprobe und Minnesang, von maien und minnen,

von Dynasten und viri nobiles. In Frauennamen und Titeln auf -in, die Schultheißin, Maria Hollin, oder in Ausdrücken wie: der Eisenmann, das Ruggericht, die Heimbergen, Fürsprach einlegen, eine Weil (ohne das Luthersche e) klingt der Ton des 16. Jahrhunderts an; desgleichen in der lateinisch-humanistischen Färbung der immer ausschließlicher von Juristen ausgehenden Amtssprache mit ihren Delinquenten und Inquisiten, ihrem Sondieren und Beraten in corpore, Intercedieren und Reputation. Wenn gar von Humanisten selber die Rede ist, so fließen aus dem Munde dieser Magister und Scholarchen mit ihren latinisierten Namen reichlich fremde Citate und Historien, bis in der Zeit des Rokoko welsche, besonders französische Brocken den lateinischen Versen und Wendungen den Rang streitig machen. Auch die in die nähere Gegenwart gerückten Geschichten empfangen manch kennzeichnenden Zug durch sparsame Verwendung des modernen Gesellschaftstones, der nach Art der Feuilletonisten in drastischen Bildern geistreichelt oder in einer Art, zu der der Leutnant, Reisende und Student ziemlich zu gleichen Teilen beisteuern, obenhin und großspurig einhergeht. Aus diesen Quellen fließen Wendungen wie: Vivisektion des weiblichen Herzens, Weltgang der Seuchen, interessante Migräne und Virtuosität der Laune und Grille, Erzählungen poetischer Vorgänge und Malen poetischer Bilder durch Instrumentalmusik; äquatoriale Hitze, heillose Pläne, Helden in den Roman schlachten, etwas nicht rund kriegen, es fällt einem heiß ein oder ist einem Luft u. a.

Doch beeinträchtigen diese einzelnen Drücker nicht die Einheitlichkeit der Sprache, die der Künstler als das Gewand unserer Zeit und seiner Persönlichkeit gleichmäßig über die Gestalten ältester und neuester Zeit geworfen hat. Frei von Mache und Schwulst, ist sie frisch und munter, schlicht und anspruchslos, wohl auch neckisch und zierlich, ohne je geziert zu werden, immer wahr und am rechten Platze derb und kernig; aber so wenig sie sich scheut, auch in den Abgrund des Menschenherzens zu leuchten, einen andern als blitzartigen Schein auf sittliche Häßlichkeit zu werfen, dazu ist sie zu keusch und sittsam, wie seine ganze Kunst zu heilig bemüht ist, zu befriedigen und zu versöhnen.

Diese Eigenschaften der Sprache in Riehls Novellen, ihre Kunst der Charakteristik und die Gründlichkeit in der Durchführung ihrer Probleme, sein Humor und seine Innerlichkeit, würden es zweifelsohne allein schon rechtfertigen, daß ich ihn vor anderen als den deutschen Novellisten bezeichnet habe. Wieviel mehr wird der Name gerechtfertigt erscheinen, wenn wir zum Schluß einen zusammenfassenden Blick auf seine Stoffe werfen.

Von den vier Geschichten aus der ältesten Zeit sehen wir in drei, Liebesbuße, Das Buch des Todes, Im Jahre des Herrn, auf dem

Grunde des jungen Christentums drei Frauengestalten, welche die Herzensstarrheit ihrer Gegner und Mitmenschen schmelzen machen, indem sie sich selbst zu wahrer entsagender Christenliebe durchringen; in der vierten, König Karl und Morolf, tritt der große Karl vor unser Auge, grübelnd über den Zweck seines Schaffens und über des Herrschers Berechtigung, bewußt schlechte Mittel zu gutem Zwecke zu verwenden.

Die sieben Erzählungen aus dem romantischen Mittelalter zeigen im Rahmen der Jahre 1232—1414 die Hauptstützen des damaligen Gesellschaftsbaues. Die früheste, Der alte Hund, stellt die wahre naive oder grübelnde Frömmigkeit des Volks in Gegensatz zu dem unlautern Glaubenseifer Konrads von Marburg. Die Ritter unter sich, nur gestützt auf treue Bauern, führt die launig gemütvolle Novelle Damals wie heute vor, mit der ewig gleichen Lösung der Frauenfrage, daß die Frau im Mann sich selber findet. Das Rittertum im Verfall tritt in den Ganerben vor uns, in denen zugleich der Gegensatz begehrender und entsagender Liebe gezeichnet wird. Das Bürgertum spielt die Hauptrolle in der uns bekannten Erzählung Der stumme Ratsherr, wo es den Geschlechtern erliegt, und in der andern: Der Dachs auf Lichtmeß, in der das Rittertum dem Bürgertum erliegt, dessen Vorkämpfer der Schmied Michael Leimsieder, zugleich das leibhafte Ebenbild des deutschen Michels, der lange in gutmütiger Gebundenheit verharrenden, ihrer selbst gewissen deutschen Volkskraft ist. Unterhalb dieser Stände steht das Spielmannskind, eine ergreifende Mahnung an die Schranken des Standes. Die Krone dieser Gesellschaft endlich ist der Kaiser, wie er in der gleich einer köstlichsten Perle das halbe Hundert abschließenden 50. Novelle in irdischer Verkörperung die Gerechtigkeit Gottes darstellt, die alle Zufälle des wirren Menschenlebens in sichrer Hand haltend zum guten Ende leitet.

Auch auf die Zeit der Reformation und Renaissance kommen sieben Novellen. Ein reichsstädtischer Maler in Diensten eines nachbarlichen Burgherrn ist die Hauptfigur in der Künstler- und Liebesgeschichte Die vierzehn Nothelfer. Der neue Stand jener Zeit, die humanistischen Gelehrten, besonders von seiner dem Leben abgewandten, unbeholfnen Seite, bildet den Vorwurf Der Lehrjahre eines Humanisten. Wie diese zwei spielen auch noch Vergelt's Gott und Jörg Muckenhuber in süddeutschen Reichsstädten, der weitergehenden Auflösung der alten Gesellschaft entsprechend zwei Geschichten der Standeslosen. Das Glück und die Ehre des Bettlerberufs ist der Grundgedanke in jener, die Erhebung eines fahrenden Gesellen aus Verwilderung und Lebensüberdruß zu Willensbethätigung und Lebensfreude in dieser; den Hintergrund bilden dort die Reformation und Gegenrefor-

mation in Augsburg, hier die düsteren Hexenverfolgungen. Vernehmbarer also als in den beiden ersten Geschichten klingt in diesen beiden schon der Grundton der Zeit durch, die kirchliche Bewegung, die in den letzten drei beherrschend vorklingt. In Mein Recht wird das Hauptthema, bäuerliche Prozeßsucht und gewaltthätige Selbsthilfe, erst durch das Gegenbild mennonitischer Milde und Friedensliebe in doppelt grelle Beleuchtung gerückt. An einen protestantischen und einen katholischen Fürstenhof um die Jahre 1570 und 1630 führen endlich Die zweite Bitte und Wanda Zaluska. In der erstern, deren Problem die Befriedigung im Berufe ist, verrückt ein von der kirchlichen Bewegung ganz ergriffener evangelischer Fürst in Verkennung seiner Aufgabe zu seinem Unheil die Grenzen des seinigen. Die zweite zeichnet den Gegensatz evangelisch-deutscher, innerlich zurückhaltender Gottesverehrung und polnisch-katholischen triumphierenden Kirchentums, und gewaltig ergriffen sehen wir die beiden Hauptgestalten darüber zu Grunde gehen, daß sie Glauben um Liebe und Liebe um Glauben gaben.

Von den vier Geschichten aus dem dreißigjährigen Kriege sind Die Werke der Barmherzigkeit oben ausführlich zergliedert worden. Gleiche Beweise der Kernhaftigkeit des deutschen Volkes und zugleich noch tiefere Einblicke in das Elend und die Sittenverwilderung jener Zeit bieten Der Fluch der Schönheit und Die rechte Mutter. In der ersten Novelle kommt zur Anschauung, daß es der Fluch, wie der Welt überhaupt, so besonders jener Zeit war, daß gerade das Schönste und Edelste des Menschen ihm selbst zum ärgsten Feinde ward und für sein irdisches Teil am sichersten fuhr, wer sich in den Panzer der Roheit und Häßlichkeit hüllen konnte. — Auf dem Grunde der evangelischen unerschütterlichen Glaubenstreue und Bibelfestigkeit jener Zeit ragt als eine herrliche Heldengestalt die rechte Mutter empor. Aller Habe, auch des Mannes beraubt, hat sie mit ihrem einzigen Schatze, ihrem einzigen Söhnlein flüchten müssen. Dabei immer noch voll Erbarmen gegen andere, hat sie auf des benachbarten Müllers Wunsch auch dessen neugeborenes Söhnchen gern mit in Sicherheit bringen wollen. Da dieses aber unterwegs gestorben ist, der Verbleib der Müllerfamilie auf ihrer Erbmühle jedoch vom Besitze eines Sohnes abhängt, muß sie sich nun zum Danke den eigenen Sohn streitig machen sehen. Und nur die Liebe, mit der sie diesen verteidigt, auch nachdem er durch einen gewissenlosen Kurpfuscher um das Augenlicht gebracht worden ist, nur die Liebe, mit der sie für den heranwachsenden Knaben darbt und schafft und mit der sie ihn zur Konfirmation tiefer und fester, als es nach seinem eigenen Zeugnis der Pfarrer selber vermocht hätte, in alle Hauptstücke ihres Glaubens eingeführt hat — nur diese Mutterliebe sichert ihr endlich das

Recht auf ihr Kind, das ihr nach dem Scheine dieser Welt der Prozeß noch eben zu nehmen drohte. Ein hohes Lied auf evangelische Glaubenstreue ist endlich Gräfin Ursula (s. o. S. 11), an deren Sarge voll Bewunderung solcher Glaubensgröße selbst des katholisch gewordenen Gemahls Hofjesuiten sich mit der Heimgegangenen Herzenskündiger zu gemeinsamer Fürbitte vereinigen.

Auf den Hintergrund der Revolutionszeit sind fünf Geschichten gezeichnet. Im Gespensterkampf wird der Versuch, das Alte künstlich wieder zu beleben, der nur dazu führen kann, daß das Neue dann um so verderblicher hereinflutet, durch das erste Übergreifen der Revolution in das Elsaß gewaltsam unterbrochen. Der Zopf aber, den in der tragikomischen Erzählung aus der Besetzung von Mainz durch Custine, Der Zopf des Herrn Guillemain, dieser Hauptheld trägt, ist der Eigensinn, namentlich der Freiheitsmänner, der jede Entwickelung verdammt, die nicht gerade nach dem eigenen Kopfe, sondern nach dem natürlichen Spiele aller Kräfte vor sich gegangen ist. In die anderen drei ragt die Revolution unmittelbar nur wenig oder gar nicht herein; die Deutschen waren ja auch damals politisch noch vorwiegend passiv, und so bricht sich die Kraft des aus der Revolution geborenen kriegerischen Umsturzes z. B. im Quartett an der heiteren Musikbegeisterung des damaligen Österreichs, oder an dem gemütvollen Freundschafts- und Familienleben, deren Sorgen, wie in den glücklichen Freunden, zu natürlich sind, oder, wie in Trost um Trost, viel zu tief gehen, als daß die des staatlichen Menschen nicht dahinter zurückstehen müßten.

Von den in der Neuzeit spielenden Novellen können zwei ausgeschieden werden: Abendfriede, das als Novelle ausgeführte Vorwort zum Neuen Novellenbuch (s. o.) und die dieses als Epilog schließende Dichterprobe, die Märker (d. i. Riehl) besteht, weil er, über materielle Spekulation auf das Publikum erhaben, in idealer Begeisterung für seinen Stoff und Beruf aufgeht. So bleiben auch für diese Zeit wieder 7 übrig. Die oben mehrfach erwähnte Novelle Gradus ad Parnassum mit ihrer heute noch so beherzigenswerten Mahnung, den wahren Ruhm nicht in äußerer Mache, sondern in stillem, gesammeltem Schaffen zu suchen, zeigt die Welt noch eingelullt in den Zauberbann der Weltgrößen der dreißiger Jahre, der Sängerinnen und Musiker. Schon Seines Vaters Sohn dagegen, eine Darstellung des tiefsinnigen Problems von der Ergänzung des abtretenden Geschlechtes durch das aufsteigende, berührt einen Angelpunkt unsers politischen und sozialen Jahrhunderts, indem sich die französisch-liberalen Ideen an der harten Wirklichkeit des das Reich vorbereitenden Zollvereins stoßen. Für den Verrückten Holländer liefern gar die Verhältnisse der nassauischen

Bergarbeiter um 1836 den Untergrund, und seine Hauptidee, die Qual eines geheimen Schuldbewußtseins, giebt zugleich Raum für den Nachweis, daß man die Verhältnisse der arbeitenden Klassen nicht durch Geschenke bessern kann, welche die Begehrlichkeit wecken und das Pflichtbewußtsein abstumpfen. Die Auflösung und Zersetzung, welche die fremden Ideen des Jahres 1848 brachten, spiegeln sich im Märzminister und im Theaterkind. Dort geht einem Minister gewordenen Oppositionsmanne erst im Amte die Erkenntnis vom Unterschiede des Wirkens mit und ohne Verantwortlichkeit so erschreckend auf, daß er sich in die deutsche Hochburg gegen politische Feindschaft und Enttäuschung, in die Ehe flüchtet, die er mit der Tochter eines seiner erbittertsten Gegner schließt. Das Theaterkind wird durch seine Treue zu einem vornehmen Liebhaber, die es ihm auch bewahrt, als er sich um seinetweilen ruiniert hat, erst auf die Wiesbadener Bühne und ihm nach ins Lager der Aufständischen getrieben, bis es als „zweite Frau" erst den wahren Beruf des Weibes erkennt und echte Befriedigung in liebevollem Walten als Mutter des Hauses findet. Die soziale Frage, die im Quell der Genesung gelöst wird, kennen wir; ihr verwandt ist die, welche Das verlorene Paradies behandelt, das die Menschen nur in gegenseitiger Ergänzung, das in der Novelle vor allem ein unbefriedigt aus der Heimat geschiedener Diplomat — ein echtes Abbild unseres hastenden, in die Ferne schweifenden, in den größeren Verhältnissen doppelt unbefriedigten Lebens — endlich in seinem reinen, geliebten und liebebedürftigen Weibe wiederfindet.

Die größte Zahl von Novellen — 14 — kommt auf die Rokokozeit, für die Riehl aus mehreren Gründen eine besondere Vorliebe haben mag. In sie ragte seines Großvaters Gestalt und gingen die Erinnerungen des väterlichen Hauses und Biebericher Hofes zurück; in der munteren Grazie jener Zeit fand seine immer abgeklärte Gemütsheiterkeit sich selber wieder; hier konnte er, der am liebsten bei dem Kerne des Volkes verweilt, in einer Zeit, wo sich die höheren Stände zumeist dem Deutschtum immermehr entfremdeten, einen Bürgerstand zeichnen, der die Tugenden des deutschen Volkes aus allen Mißhandlungen und Mißgeschicken rettete.

Ein Loblied auf deutsche Redlichkeit ist die Novelle Reiner Wein, deren bürgerlichen Helden aus aller Bedrängnis, in die ihn seine über den Stand hinausstrebende Hoffart gebracht hat, zuletzt doch die Anerkennung seines im Grunde ehrlichen Wesens rettet. Dasselbe Motiv kehrt in anderer Wendung im Rheingauer Deutsch wieder; muß doch dieselbe adlige Gesellschaft vom Schlangenbad, die mit ihrer weltmännischen Gewandtheit völlig den Franzosen verkauft ist und sich tags vorher über die derb volkstümliche Art des Schultheißen von Rauenthal geärgert hat, sich den

nächsten Tag bei dem ehrlichen Kerl, der in dieser rauhen Schale steckt, für die Rettung vor einem französischen Überfall bedanken. Eine Bekehrung zu echt deutscher Gesinnung auch in adligen Kreisen enthalten die Ungeschriebenen Briefe: eine adlige Verlobte heilt darin ihren fürstlichen Bräutigam, der zur Vollendung seiner Ausbildung auf die Pariser Kavalierstour gegangen ist, von seiner durch kalte Berechnung eingegebenen undeutschen Politik, indem sie in ihren knappen und spärlichen Antworten auf seine vielen ausführlichen Briefe aus Paris über diese von ihr als Verrat am Vaterlande empfundene Politik unter Schmerzen zu schweigen weiß, bis sie den Heimgekehrten durch die begehrte Begründung ihrer Zurückhaltung zu einer Staatsweisheit bekehrt, die aus der Begeisterung des Herzens geboren ist und von der Liebe zum Vaterlande bestimmt wird.

Wieder bürgerliche Treuherzigkeit ist der gemeinsame Grundzug der Hauptgestalten in den Novellen: Die Hochschule der Demut, Der Hausbau, Burg Neideck, Der Stadtpfeifer und Meister Martin Hildebrand. Gleich dem Stadtpfeifer, für den auf S. 3 und 10 verwiesen sei, ist Burg Neideck ein Preis gemütsinniger deutscher Genügsamkeit, für die, wie in der Novelle die verfallende Burg Neideck für den Schulmeister Balzer, die unscheinbarste Sache das vollste Glück bedeutet, wenn nur unser Gemüt und Empfinden daran haftet. Meister Martin Hildebrand lernt auf der Wanderschaft nicht nur Welt und Leute kennen, sondern auch Ehre und Treue wahren, vor allem seiner Geliebten Anna Elisabeth Schaufflerin gegenüber, an die ihn in allen Versuchungen ihre in seinen Arm geätzten Anfangsbuchstaben wie an einen guten Schutzgeist erinnern. Im Hausbau kann es ein ob alten Grenzstreites zürnender Nachbar gleichwohl nicht mit ansehen, wie dem Feinde seine Bauleute Zeit und Tagelohn stehlen; und sein Töchterlein wächst sich gar in aufkeimender Liebe zu dem nachbarlichen Bauherrn zu einer so trefflichen Hausverwalterin aus, daß sie selbst den verwilderten Soldaten der Reichsarmee, die in dem halbfertigen Bau einquartiert sind, Achtung abgewinnt und uns die Gewißheit giebt, mit solch' einer Schaffnerin werde der Bauherr nicht bloß sein Haus, sondern sein Lebensglück bauen.

Riehl müßte nicht der echte deutsche Sozialpolitiker sein, der den deutschen Staat von Grund aus nur durch Verinnerlichung des deutschen Familienlebens erneuern zu können glaubt, wenn er nicht auch die erziehende Kraft des Lebens in der Ehe zum Problem seiner Novellen gemacht hätte. Mehr als der Stadtpfeifer und die Liebesbuße gilt dessen Lösung das Gegenstück der letzteren: Die Hochschule der Demut: in Duldsamkeit gegen seine Frau, die aus lauter Liebe, Güte und Tugend in Selbstgerechtigkeit alles verschraubt und überspannt, muß hier ein gut-

herziger Ehemann sein äußeres und inneres Glück fast erst zu Grunde gehen lassen, ehe diese lernt, statt in anerzogener Weltflucht über der Erde zu schweben, schlicht und recht wie ein natürliches Menschenkind zu leben.

Auch die zwei Musikergeschichten, die der Musikliebhaber Riehl außer dem Stadtpfeifer noch in die Rokokozeit verlegt hat, durchweht derselbe Zug biederer Wahrhaftigkeit und ehrenhaften Familiensinnes. In Amphion wird der Lautenspieler Baronius vor Virtuosendünkel zu Künstleredelmut und natürlichem Menschentum bekehrt. Im Demophoon von Vogel findet Friedrich Vogel die Stimmung zum Komponieren, der er in Einsamkeit und lustigem Junggesellentreiben gleich vergeblich nachgejagt ist, erst im Hafen der Ehe, in der er den Vater vor dem Künstler beschäftigen lernt und nur noch zur Erhebung über die Wirklichkeit komponiert.

Selbst Riehls Fürsten der Rokokozeit in Fürst und Kanzler, Ovid bei Hofe und im Leibmedicus sind bei aller selbstherrlichen Launenhaftigkeit und allem alamodischen Äußeren „gut fritzische“ Landesväter.

In der ersten dieser drei Novellen verzeihen wir dem Markgrafen Philipp gern seine Rauheit und Härte, vollends als sie sich im wesentlichen gegen die Machenschaften seines Kanzlers wendet, der den Zusammenbruch des markgräflichen Hauses fürchtet, wenn sein Herr die beabsichtigte Verbindung mit einer bürgerlichen Geliebten durchsetzt; und doch ist der dünkelhafte Hofjurist selbst der Sohn eines bürgerlichen Emporkömmlings. Dieser erhält denn nur die gebührende Abfertigung, wenn ihm sein Fürst, wie er für sich selbst der Stimme des Herzens Gehör schafft, einen bürgerlichen Schwiegersohn und in diesem zugleich einen Nachfolger giebt. — Der Leibmedicus führt uns in die gutmütig nichtige Wichtigthuerei einer deutschen Duodezhofhaltung, die er als „ein wahrer Freund des Fürsten wider Willen“ wahrer und besser gestaltet. In Ovid bei Hofe wächst ein jung verheirateter Fürst mitten in den rauschenden Festlichkeiten seines Hofes zu selbstherrlichster Selbstbestimmung empor, faßt aber deren Zweck mit einem alten Ahnen in den Wahlspruch zusammen: Aliis inserviendo consumor. So vergessen wir denn über der launigen Geschichte gern die großen Verwandlungen, die an diesem Hofe ehedem die Liebe zum Schlechten hervorgebracht hat, und freuen uns der größeren und schöneren, die mehr noch als die Liebe zum anderen Geschlechte die Liebe hervorzaubert, die ein zur Wahrheit bekehrter Fürst dem Rechten und Guten entgegenbringt.

Die einzige Novelle, die noch übrig bleibt, Die Lüge der Geschichte, ist zugleich die einzige, deren positiven Vorwurf die undeutsche Verleugnung der Ehe bildet. In einem Kloster der bayerischen Alpen

sucht ein niederrheinischer Graf, den die ungesunde Pariser Aufklärung zum frivolen Spötter über alles gemacht hat, Rettung vor dem Überdruß am nichtigen Treiben der Salons und noch mehr Aufschluß über die Wahrheit der Geschichte, in der ihn Kenntnisse, Forschungstrieb und einschneidendes Urteil nur Lüge auf Lüge entdecken lassen. In der Einsamkeit des Hochgebirges und am Herzen einer Sennerin verspürt er wohl einen Hauch von der wahren Größe der Natur und von der schlichten Wahrheit eines unverdorbenen Naturkindes; aber nachdem er dem naiven Mädchen seine Unschuld genommen, treibt es ihn auch von da fort. Als er nach zwanzig Jahren gleich unbefriedigender Arbeit und Genußsucht von einer geheimnisvollen Unruhe wieder in die Berge getrieben wird, findet er im Gespräch mit seinem eigenen Kinde, dem unerkannt zu bleiben er sich in hartem Kampfe abringt, dem er aber seitdem aus der Ferne ein Ebner seines Lebensweges wird, endlich den gesuchten Aufschluß: die Wahrheit der Geschichte, des Einzel- wie des Völkerlebens, liegt in dem sittlichen Kerne des Handelns, den das eigene Gewissen bestätigt und das fremde Urteil erkennt.

So stehen die Gestalten der Riehlschen Novellen von der ersten bis zur letzten als lauter vorbildliche oder warnende Typen deutschen Innenlebens vor uns. Daß sie aber in 50 Geschichten statt in nur einigen wenigen breit angelegten Romanen auftreten, kann die Wirkung nur erhöhen. Denn anstatt daß nur einzelne Hauptideen in die besser der Geschichte vorbehaltene grelle Beleuchtung der Hauptereignisse selbst träten, können sich so die treibenden Kräfte aller Höhe- und Wendepunkte unserer Geschichte in ihrem anheimelnderen Wiederscheine auf dem Grunde des häuslichen Lebens biederer Vorfahren von unserem Fleisch und Blut spiegeln. Möchten die Strahlen solcher Beleuchtung deutscher Gegenwart und Vergangenheit bald immer reichlicher auch in die deutsche Schule bringen! In englischen, amerikanischen und canadischen Schulen sind z. B. schon die Ganerben und die Gerechtigkeit Gottes dem deutschen Unterrichte durch Schulausgaben dienstbar gemacht. In anderer Weise könnten und sollten auch wir sie nützen, sei es für die ersten Vorträge, sei es, indem vom Lehrer des Deutschen oder der Geschichte der Hausfleiß der Schüler darauf hingelenkt wird; freilich ist dazu die erste Bedingung, daß jede Schulbibliothek alle fünfzig Novellen wenigstens zwei-, dreimal besitzt.

---

# Zur Einführung in die deutschen Altertümer im deutschen Unterricht, besonders der Tertia.

Von **Arnold Zehme** in Düsseldorf.

Die Forderung, die Schüler im deutschen Unterricht in die deutschen Altertümer einzuführen, sie mit den Kulturverhältnissen unserer Vorzeit vertraut zu machen, ihnen das Leben und Treiben unserer Vorfahren anschaulich und lebendig zu schildern, ist nicht neu. Schon Schiller[1]) verlangt, daß bei der antiken und deutschen Sagengeschichte die verschiedenen Seiten des öffentlichen und Privatlebens in anschaulichen Bildern vorgeführt werden, also z. B. Kriegswesen, Bewaffnung, Schlacht, Belagerung, Erziehung, Lebensweise, Kleidung, Wohnung, Spiele, Jagd. Er fordert auf allen Stufen „klare Bilder der jeweiligen Zeit" und empfiehlt „Gruppierung aller Andeutungen zu einem schildernden Bilde", sodaß z. B. bei dem Lesestück „Der Trifels" von Alexis zuletzt dem Schüler die Ritterburg und das Leben auf derselben zum Eigentum geworden sein müßte. Auch Lehmann[2]) wünscht eingehende und häufige Schilderungen dieses ritterlichen Lebens mit seinen Festen und seiner höfischen Pracht mit Recht besonders in Tertia im Anschluß an die Lektüre des Nibelungenliedes und der Gudrun, indem er das anschauliche Verständnis als Ziel auf dieser Stufe betont; auch giebt er (S. 196) als Probe für die Vertiefung und Ausnützung der Lektüre durch Aufsätze zwei kulturgeschichtliche Themata an (Reisen und Gastfreundschaft im Nibelungenlied; Schilderung eines höfischen Festes). Mit größerem Nachdruck aber ist die Einführung in die deutschen Altertümer zum ersten Male von dem Herausgeber dieser Zeitschrift[3]) vor zwei Jahren als eins der Ziele des deutschen Unterrichtes hervorgehoben und begründet worden. Er bezeichnet es als die besondere Aufgabe des Realgymnasiums, den Schüler in den Geist des deutschen Altertums einzuführen. Daher sei bei der Lektüre Berücksichtigung der Kulturverhältnisse unserer Vorzeit von selbst geboten, ohne welche das Verständnis der altdeutschen Litteratur unmöglich sei. An der Hand der Quellen solle der Schüler in lebendiger Schilderung erfahren, wie unsre Vorfahren ihre Häuser bauten, wie sie sich kleideten, wie ihr geselliges Leben verlief. Mit dem Bau der Ritterburg müsse der Schüler des Realgymnasiums so vertraut sein, wie der

---

1) Handbuch der Pädagogik 2. Aufl. 1890, S. 308 flg.
2) Der deutsche Unterricht 1890, S. 163.
3) Zeitschr. f. d. deutschen Unterr. 1893, 705 flg.

Gymnasiast mit dem Bau des griechischen Theaters. Diese Forderungen werden, wie alle die übrigen, so recht aus dem Vollen geschöpften Winke für einen fruchtbaren Betrieb des deutschen Unterrichts, so einleuchtend begründet, daß jeder Lehrer des Deutschen zustimmen wird. Nur scheint uns der deutsche Unterricht des Gymnasiums dabei allzu stiefmütterlich behandelt zu werden, und wir möchten so unbescheiden sein, diese Einführung in den Geist des deutschen Altertums uns als eins der idealen Ziele auch des gymnasialen deutschen Unterrichts auf allen Stufen vorschweben zu lassen. Oder wird der Gymnasiast nicht seinen Kameraden vom Realgymnasium um diese Vertrautheit mit dem Bau der Ritterburg beneiden, während er nur den Bau des griechischen Theaters kennt? Das ist sicher eher als das Umgekehrte anzunehmen. Und käme dann als Resultat des gymnasialen Unterrichtes nicht doch vielleicht jener mit Recht so gefürchtete „junge Grieche" heraus? Also möge es nur gestattet sein, auch auf dem Gymnasium nach jenem idealen Ziele zu streben. Dabei wissen wir uns eins mit den neuen preußischen Lehrplänen, welche Belebung vaterländischen Sinnes verlangen, welche von uns erwarten, daß wir die Herzen der Jugend für „deutsche Sprache, deutsches Volkstum und deutsche Geistesgröße zu erwärmen" verstehen. In diesem Sinne spricht sich auch Koch[1]) aus, welcher deshalb auch zu Aufsätzen Themata über Heimat, Vorfahren, Vaterland, die dem Schüler am Herzen lägen, angelegentlichst empfiehlt. Zuletzt hat Drück[2]) diese ganze Frage behandelt. Indem er an Ciceros Wort „turpe est in patria vivere et patriam ignorare" erinnert, wünscht er, daß dem Schüler Gelegenheit gegeben werde, auch auf vaterländischem Boden heimisch zu werden und die Religion, die Kunst, das öffentliche und private Leben unsrer Vorfahren kennen zu lernen. Aufgabe der deutschen Altertumskunde sei es, das Kulturleben der Vorfahren als den Nährboden deutschen Volkstums zur Veranschaulichung zu bringen. Dabei weist er mit Recht darauf hin, daß eine gewisse Bekanntschaft mit der deutschen Kulturgeschichte zur allgemeinen Bildung gehöre. Als Stoff bis Tertia bezeichnet er die Einrichtung einer mittelalterlichen Burg, das ritterliche Leben, Besiedelung der Gegend, Entstehung der Dörfer und Städte, Belagerung und Sturm rc., wobei der deutsche Aufsatz sich leicht in den Dienst dieser guten Sache stellen lasse. Ganz aus dem Herzen spricht uns der Verfasser, wenn er nebenbei bemerkt, daß auf den Hochschulen dem Lehrer zu wenig Gelegenheit zur Ausbildung in der deutschen

---

1) Das deutsche Volkstum im deutsch. Unterr., Bl. f. höh. Schulwesen 1893, 32 flg.

2) Die vaterl. Altertumskunde im Gymnasialunterricht, Progr. Kgl. Gymn. Ulm 1894.

Altertumskunde geboten sei. Welch überreicher Stoff aber zur Einführung in die deutschen Altertümer allein im Nibelungenliede und in der Gudrun verborgen liegt, zeigt ein Blick in das ganz vortreffliche Werk von Hartung[1]), welcher diesen reichhaltigen Stoff nach bestimmten Gesichtspunkten verarbeitet und gruppiert hat. Darnach lassen sich im Anschluß an die Lektüre dieser beiden Epen recht anschauliche Schilderungen entwerfen der körperlichen und geistigen Erziehung der ritterlichen Knaben und Knappen, des Sängertums, der ritterlichen Umgangsformen (höveschheit: milte, zuht, mâze, vuoge), der Schwertleite, der ritterlichen Eigenschaften (Körperkraft, Gewandtheit, Schnelligkeit, Tüchtigkeit im Gebrauch der Waffen, Heldensinn, Selbstbewußtsein und Männerstolz), des Alltagslebens auf der Burg sowie der hohen Feste, des Lebens der Fahrenden, der Freundschaft (Blutsbrüderschaft, Heergenossenschaft, enge Freundschaftsbündnisse), des Turniers (Turnier, Buhurt, Tjost), der Jagd, der Lebensweise der Frau, der Formen der Verlobung und Vermählung, der Burg, der Kleidung, der Nahrungsmittel, der Gastlichkeit, der Arten von Wehr und Waffen, des großen Familiensinns innerhalb der Sippe, der Mannentreue. Das Werk von Hartung wird ergänzt durch das ebenso vortreffliche Werkchen von Schauffler[2]), welches dem Lehrer die Möglichkeit giebt, sich schnell zu orientieren und die kulturgeschichtlichen Schilderungen zu ergänzen und zu vervollständigen.

In den angeführten Schriften ist angedeutet, in welchem Umfange die Einführung in die deutschen Altertümer insbesondere des Mittelalters möglich und wünschenswert erscheint. Wie sich der Stoff auf die einzelnen Klassen verteilt, hängt von der jeweiligen Klassenlektüre und der durch sie gegebenen Anregung ab. Schon in den unteren Klassen läßt sich schätzbares Material als ein Fundament, auf welchem man in der Mittelstufe weiterbauen kann, ansammeln und aufspeichern, indem man von Sexta ab alle in den Märchen, Sagen, Erzählungen, Gedichten enthaltenen Andeutungen zu anschaulichen Bildern gruppiert. Diese Bilder, anfangs in wenigen, kräftigen Strichen gezeichnet, werden auf jeder höheren Stufe immer genauer ergänzt und ergeben schließlich ausgeführte Gemälde. Nehmen wir z. B. das Lesebuch von Hopf und Paulsiek, welches an diesbezüglichem Stoff gewiß nicht zuviel bietet, so können für den Sextaner u. a. folgende Bilder daraus gewonnen werden:[3])

**Bild eines alten Königsschlosses oder einer Burg und ihrer hohen Feste:** Das Schloß ist oft auf hohem, jähem Berge

1) Die deutschen Altertümer des Nibelungenliedes und der Gudrun, Cöthen 1894.

2) Quellenbüchlein zur Kulturgesch. des M. A. rc., Leipzig 1894, Teubner.

3) Die Klammern enthalten die betreffenden Lesestücke.

gelegen (Das Riesenspielzeug). Es enthält viele Stuben und Kammern, darunter auch eine Badestube, ferner einen Turm mit enger Treppe, kleiner Thüre, verrostetem Schlüssel, kleinem Turmstübchen, Pferdeställe, einen Schloßhof mit Jagdhunden, Tauben und „dem Baum" (der alten Schloßlinde), Fahnen auf den Dächern, Küche mit Herd, einen Saal, in welchem der König mit seinem Hofstaate am Tische sitzt und aus goldenen Tellern ißt (Märchen von Dornröschen, vom Froschkönig, Sage von der Roßtrappe). Die Frauen sitzen oft an den Schloßfenstern (Sneewittchen). Im Schlafzimmer stehen hohe Himmelbetten (Des kleinen Volkes Hochzeitsfest). Das Schloß hat einen Burggraben, Mauertürme, Kemenaten (Landgraf Ludwig baut eine Mauer). Beim Gastmahl an hohen Festen sitzen die Edlen an Tischen mit schönen Trinkgefäßen, wobei Edelknaben bedienen unter Oberaufsicht des Truchseß, der einen Stab führt; der König sitzt auf einem besonders prächtigen Stuhle (Sage von Otto mit dem Bart, seine Hofhaltung in Bamberg). Zu solchem Freudenmahle sind alle Verwandten und Dienstleute geladen (Sage vom treuen Star). Spielleute erfreuen die Gäste (Die Burgunden bei Etzel).

Kampf, Krieg, Waffen: Die Kampfspiele bestehen u. a. aus Speerwurf, Steinwurf, Weitsprung, wobei die beiden Kämpfenden in einen dazu gebildeten Kreis treten (Gunther und Brunhild). Zu einem Heereszuge entbietet der Kaiser alle großen Lehnsträger, deren Diensteid ihnen Gehorsam auferlegt; letztere entbieten wiederum ihre Dienstleute; auf dem Marsche werden Zelte aufgeschlagen, darunter das kaiserliche Zelt (Otto mit dem Bart). Die Ritter kämpfen „mit festem Schild und breitem Schwert" (Uhland, Siegfrieds Schwert), welches vom besten Stahl ist (Wie Karl die normannischen Schwerter prüft); außerdem gehören zur Rüstung ein Eisenhelm, eiserne Schienen, ein Eisenpanzer, Speer, Streitroß (Sage vom eisernen Karl).

Jagd: Man jagte hoch zu Roß mit Schwert, Bogen, Speer auf Bären, Eber, Bergstiere, Auerochsen, Riesenhirsche; das Zeichen des Schlusses giebt der König mit einem Hornsignal, worauf man zum Imbiß in das Zeltlager zurückkehrt, bei welchem eine Feldküche ist (Die Jagd im Odenwalde. Wie Karl vor dem Auerochsen gerettet wird).

Diese wenigen, charakteristischen Züge, die nach Bedarf zu erläutern und zu ergänzen sind, prägen sich dem Gedächtnisse und der Phantasie des Schülers schnell und fest ein und werden zum eisernen Bestand. Die gewonnenen Bilder werden in Quinta befestigt und erweitert: Kampf um die Burg, Sturm (Gudrunsage): Der Burgwächter sieht in der Ferne schimmernde Helme und Schilde und weckt die schlummernden Burgbewohner durch ein Hornsignal. Diese verteidigen sich entweder auf der Burg oder stürmen durch die geöffneten Burgthore

hinaus dem Feinde entgegen. Beim Kampfe hört man Hörnerklang, weithinschallende Schwertschläge, das Krachen der zersplitternden Lanzen, man sieht Feuerfunken aus den Helmen sprühen, das Blut aus den Panzerringen hervorquellen, Rüstungen im Sonnenglanze funkeln, das Banner im Winde flattern. Manch Zweikampf wird ausgefochten, erst zu Roß mit eingelegten Lanzen, dann zu Fuß mit dem scharfen Schwerte; vom Burgfenster und von der Zinne aus schauen die Frauen dem heißen Ringen zu. Große Steine werden von den Mauern herabgeworfen, doch endlich hat der Feind die Burgthore gesprengt und sein siegreiches Banner auf der Zinne des Bergfriedes aufgepflanzt.

Ferner gewinnen die Quintaner einen Begriff von den Städtegründungen (Heinrich I.), dem Äußeren dieser mittelalterlichen Städte, dem Ursprung der Städtenamen (Kopisch, Frankfurt), dem Handwerk in den Städten (Glockenguß zu Breslau), dem altgermanischen Bauernhaus (Der niedersächsische Volksstamm) und seiner Gastlichkeit (vgl. Gastfreundschaft von Jakobs), der Entstehung der Ritterschaft.

Reicher ist schon der Gewinn in Quarta.

Für die Zeit vor Karl dem Großen ist recht ergiebig das Stück von Sach, die alten Germanen: das altgermanische Haus (vergl. Quinta), offene Dorfschaften, Feld und Wald, Nahrungsmittel, Kleidung, Lebensweise, Verlobung, Ehe, Familie, Jagd, Malstätten, Wergeld, Götterdienst, Kampf und Krieg, Tugenden und Fehler.

## Die Zeit Karls des Großen.

Kampfspiele, Kampf und Waffen: Wettlauf, Springen, Bogenschießen, Speerwerfen, Steinschleudern, Keulenwerfen (G. Freytag, aus Ingo und Ingraban). Rolands Horn und treffliches Schwert Durenda (vergl. Eckesachs, Nagelring, Mimung).

Hohe Feste: Karls Festmahl im Rittersaal, Goldpokale, Flöten, Saitenspiel, Gesang, auf dem Hofe Beköstigung vieler Bettler (Uhland, Klein Roland), auf dem Tisch Wildbret, Fisch, viel Goldgeschirr und Edelstein (Roland Schildträger); Krönung und Krönungsmahl, die vier Hofämter (Otto der Große).

## Die Zeit des Rittertums.

Kampf: Dietrichs Kampf mit dem Riesen Ecke und Sigenot als Beispiel eines erzwungenen unritterlichen Kampfes, wie er in vorritterlicher Zeit wohl vorkommen mochte. Der Riese kämpft mit Eisenstangen und Baumstämmen; er ergiebt sich nicht, daher reißt ihm sein Gegner im Ringkampf die Wunden gewaltsam auf und tötet ihn endlich aus Notwehr unritterlich durch den Schlitz der Brünne.

Nächtlicher Ritt zum Angriff auf eine feindliche Burg, doch plötzlicher Überfall im Walde durch den Feind (Körner, Harras, der kühne Springer).

Hohe Feste: Das Mainzer Reichsfest im Mai 1184. Schwertleite der Söhne Friedrichs (vergl. damit den einfachen Ritterschlag im Walde bei der Jagd als Lohn für eine Heldenthat in dem Gedicht von Gruppe, Kaiser Otto und Leopold der Babenberger), mittelalterliche Prachtentfaltung, Hochamt, Spiele, Festlichkeiten, Spielleute, die ‚milte‘.

Ritterlicher Sinn, Lehnstreue, ritterliche Erziehung (Stolberg, Lied eines alten schwäbischen Ritters an seinen Sohn).

Diese Stoffsammlung aus den Lesebüchern für die drei unteren Klassen macht durchaus keinen Anspruch darauf, erschöpfend zu sein; sie soll nur zeigen, wie sich der Verfasser eine konzentrierende Gruppierung der im Lesebuche gegebenen Andeutungen zu anschaulichen Schilderungen denkt. Solche Zusammenfassungen vollziehen sich natürlich nach heuristischer Methode unter lebhafter und freudiger Beteiligung der ganzen Klasse.

Die wenigen, aber sicheren Kenntnisse in der deutschen Altertumskunde, welche der Quartaner nach Tertia mitbringt, lassen sich hier gut verwerten. Denn in der Tertia beginnt am besten die Einführung in die deutschen Altertümer in größerem Umfange. Die Gründe dafür sind folgende. Zunächst weist schon die durch die neuen Lehrpläne vorgeschriebene Klassenlektüre (nordische, germanische Sagen, ferner auch u. a. „Kulturgeschichtliches“) darauf hin. Die Tertianer lesen Abschnitte aus dem Nibelungenliede, der Gudrun,[1]) aus Waltharius in guten Übersetzungen, ferner aus Kinkels „Otto der Schütz“ und A. Grüns „Der letzte Ritter“ und ähnlichen neueren Dichtungen, welche als indirekte Quellenwerke auch gut zu gebrauchen sind. Dazu kommen zahlreiche Prosastücke mit gleichem Stoff, deren Aufzählung zu weit führen würde. Sodann wird auch dem Geschichtsunterricht ein näheres Eingehen auf die deutschen Altertümer im deutschen Unterricht sehr willkommen sein. Denn dessen Pensum (Deutsche Geschichte des Mittelalters, besonders in IIIb) wird hierdurch nicht unwesentlich ergänzt und vertieft. Deutsch und Geschichte gehen, wie sie es sollen, Hand in Hand.[2]) Beide teilen sich derart in die Arbeit, daß dem Geschichtsunterricht besonders die politischen, wirtschaftlichen und Rechtsaltertümer überlassen bleiben, die übrigen dem deutschen Unterricht.[3]) Drittens macht auch der deutsche

1) Sehr dankbar würden gewiß viele die Aufnahme von Abschnitten aus Parzival und ein entsprechendes Prosastück begrüßen (für IIIa von Lyon empfohlen in d. Zeitschr. f. d. d. Unterr. 1893, S. 718).

2) Hartung in Müllers Zeitschr. f. Gymn. 1892, 121flg.

3) Zeitschr. f. d. d. Unterr. 1893, 719.

Aufsatz in Tertia (Erzählungen, Beschreibungen, Schilderungen) von selbst ein Eingehen auf die Kulturgeschichte wünschenswert. Welche Themata lägen da näher als etwa die Beschreibung einer mittelalterlichen Burg oder Rüstung, die Schilderung der glänzenden Feste oder des alltäglichen Lebens innerhalb und außerhalb der Burg? Solche Aufgaben, die sich aus der Lektüre in großer Zahl von selbst ergeben, sind leider in den neueren Hilfsbüchern für den deutschen Aufsatz zu wenig berücksichtigt. Und doch dienen sie dem Zwecke des Aufsatzes, „der Vertiefung des Verständnisses und Beherrschung des Lehrstoffes"[1]), in hohem Grade, wie sie auch viel zur Ausbildung der Phantasie beitragen, welche ebenso notwendig ist als die des Verstandes.[2]) Mit Recht wird die Ausbildung der Anschauungsfähigkeit auch von Drück (a. a. O.) betont. Da nun besonders in Tertia die Bildung des Stiles wichtig ist und als Grundgesetz hierfür „Reproduktion anschaulicher Vorbilder" gelten kann,[3]) so scheinen solche kulturgeschichtlichen Schilderungen ritterlicher Feste und höfischer Pracht gerade in Tertia als Aufsatzthemata angebracht zu sein. Sie werden, wie Lehmann (S. 163) treffend bemerkt, den Tertianer nicht so leicht ermüden wie den Erwachsenen. Aus eigener Erfahrung kann der Verfasser bestätigen, daß die Schüler solche Aufsätze, wofür unten einige Beispiele folgen, mit Interesse und Freude und (vielleicht auch darum) mit gutem Erfolge angefertigt haben. Dieses Interesse und diese freudige Mitarbeit der Schüler (und damit kommen wir zum vierten Grunde) nach Kräften zu wecken und rege zu halten ist aber besonders in Tertia wichtig, weil der Lehrer gerade in dieser Klasse oft mit einer gewissen „geistigen Trägheit" der Schüler, die auf ihrer „starken, körperlichen Entwickelung" beruht, zu kämpfen hat und deshalb „stärkerer Anregungsmittel" bedarf.[4]) Darum muß der Lehrer des Deutschen besonders hier sich bemühen, „beileibe kein langweiliger Mensch"[5]) zu sein. Und über „Mangel an Stoff" wird er sich dann gewiß auch nicht zu beklagen haben,[6]) er hätte im Gegenteil gern wöchentlich noch ein paar Stunden mehr zur Verfügung (was vorläufig wohl ein frommer Wunsch bleiben wird).

Darf aus den angegebenen Gründen als erwiesen betrachtet werden, daß die Tertia sich besonders dazu eignet, mit einer eingehenderen Einführung in die deutschen Altertümer den Anfang zu machen, so wäre zu

1) Klaucke, Deutsche Aufsätze und Dispositionen, Berlin 1881.
2) Rud. Hildebrand, Vom deutschen Sprachunterricht, 2. Aufl., S. 2.
3) Lehmann, a. a. O. S. 172.
4) Lehmann a. a. O. 152, was gewiß viele aus Erfahrung bestätigen können.
5) Verh. d. Direkt.-Konf. d. Rheinprov. 1890, 46.
6) Lehmann a. a. O. 150.

erwägen, in welcher Weise dieses am besten geschieht. Aus dem Bisherigen geht hervor, daß an eine systematische Einführung nimmermehr gedacht ist. Denn diese würde nach einer den Gegenstand vollständig erschöpfenden Unterweisung streben, und das ist bei den wenigen Stunden, die auch nur zum geringen Bruchteil für den Zweck verwendet werden dürfen, unmöglich. Daher kann es sich nur darum handeln, die Haupterscheinungen des Lebens der deutschen Vergangenheit, insbesondere des Mittelalters, dem Schüler klar zu machen. Das aber geschieht am besten im Anschluß an die Lektüre, an welche, wenn nötig, größere Exkurse so angeknüpft werden, daß das Ergebnis der Lektüre vom Lehrer nach anderen Quellen vertieft und erweitert wird. Diese Exkurse werden, wenn sie nicht vom Zaune gebrochen sind, die Wirkung der Lektüre nur erhöhen und laden gewiß nicht das Odium von „Allotria“ auf sich.[1] Erforderlich ist aber unbedingt, daß die Schüler zu völlig klarer Anschauung über den besprochenen Gegenstand gelangen, denn das anschauliche Verständnis ist auf dieser Stufe besonders maßgebend. Das ist auch wichtig besonders dann, wenn der Gegenstand durch einen Aufsatz bearbeitet werden soll. „Wir leiten,“ sagt Rausester,[2] „die Kinder an, schlecht zu schreiben, wenn wir ihnen zumuten, über Sachen sich auszulassen, die sie nicht mit ganzer Seele zu erfassen vermögen, die sie nicht wirklich klar anzuschauen im stande sind.“ Um einige Beispiele anzuführen, läßt sich an die Gedichte von Anastasius Grün „Der letzte Ritter“ und von G. Kinkel „Otto der Schütz“ (H. P. Nr. 10, wo leider das 8. Abenteuer, Die Reiherbeize, fehlt, und Nr. 11) das Thema anknüpfen: „Verlauf einer mittelalterlichen Falkenbeize“. (Eine Schilderung.) Die Disposition wäre etwa folgendermaßen:

I. Einleitung. Zur Geschichte der Falkenbeize.

II. Hauptteil.

1. Die Erwerbung und Abrichtung der verschiedenen Arten von Falken war teils Aufgabe der Falkner, teils unterzogen sich die Ritter und ihre Damen selbst dieser Mühe.
2. Die eigentliche Jagd verlief in der Art, daß man
   A) allein oder in größerer Gesellschaft, zu Fuß oder zu Pferde unter Leitung der Falkner meist im Frühling in eine an Gewässern reiche Gegend auszog,
   B) hierauf die Jagd auf die jagdbaren Tiere mit Aufsteigenlassen der Falken begann und dem weiteren Verlaufe der Jagd mit Spannung folgte,

---

1) Th. Vogel in Fleckeisens J. J. 1893, S. 7.
2) Progr. Berlin, Joach.-Gymn. 1883, S. 18.

C) zum Schlusse die Falken wieder herbeilockte und mit der Jagdbeute nach der Burg zurückkehrte, wo man die Erlebnisse der Jagd sich erzählte.

III. Schluß. Diese Art der Jagd fand bei uns im 17. Jahrhundert ihr Ende.

Das in den beiden genannten Gedichten enthaltene Material muß der Lehrer ergänzen, wobei er seinen Schilderungen zu Grunde legen möge die Ausführungen bei Schulz,[1]) Hartung,[2]) Götzinger,[3]) Sach,[4]) Schauffler.[5]) Auch Abbildungen von Kunstwerken, die eine Falkenbeize darstellen, wird er, wenn möglich, den Schülern zeigen. Verfasser hat jüngst Bearbeitungen dieses Themas von Tertianern erhalten, die durchaus wohlgelungen und zweifellos mit Lust und Liebe angefertigt waren. An die Schwertnahme Siegfrieds (H. P. Nr. 3, b) läßt sich das Thema anknüpfen:

„Festlicher Verlauf einer Schwertleite." Der Name sowie der Verlauf der hohen Feste, eines Festmahls ist den Schülern von Quarta her (s. o.) geläufig. Der im Lesebuch enthaltene Stoff wird vom Lehrer ergänzt nach Schulz, Götzinger, Hartung (an den Stellen, wo er von der Schwertleite, den hohen Festen und dem Leben der Frau handelt), Schauffler. Die Disposition ist etwa folgende:

I. Einleitung. Bedeutung einer Schwertleite, Hauptquelle für die Schilderung (Nibelungenlied).

II. Hauptteil.

1. Um das Fest vorzubereiten,

A) lud der König durch Boten mehrere Wochen oder Monate vorher seine Verwandten, Freunde, Vasallen sowie die „Schwertgenossen" ein,

B) fertigten die Waffenschmiede neue Waffen und die Frauen kostbare Kleider für die Schwertgenossen und zum Verschenken an die Gäste und Spielleute an,

C) wurden die Räume der Burg, besonders der Saal, festlich geschmückt und Zelte, Hütten, Tische und Bänke für die Gäste und ihre Mannen aufgeschlagen.

2. Das Fest selbst fand zur Zeit der Sonnenwende, im Mai, zu Pfingsten in folgender Weise statt:

---

1) Höf. Leben I, S. 368 flg.
2) a. a. O. unter „Falkenjagd".
3) Reallexikon der deutschen Altertümer unter „Falkenjagd".
4) Deutsches Leben in der Vergangenheit 1890, I, S. 383.
5) a. a. O. S. 59.

A) Nachdem der Wirt seinen Gästen zur Begrüßung entgegengeritten war und ihnen auf der Burg den Bewillkommnungstrunk dargeboten hatte,

B) zogen die Schwertgenossen in langem, prächtigem Zuge, begleitet von Rittern und Frauen, zum Münster, wo sie nach dem Hochamt das Rittergelübde ablegten, hierauf den Ritterschlag empfingen und mit ihrem Schwerte, bei dessen Anlegung ältere Ritter behilflich waren, eingesegnet wurden;

C) auf die kirchliche Feier folgten Kampfspiele im Burghof oder vor der Burg, denen die Frauen von den Zinnen oder Fenstern aus zuschauten, und an die Spiele

D) schloß sich das Festmahl, bei welchem die Vornehmen beim Wirt im Saale, von Edelknaben bedient, speisten, die Mannen in der Herberge oder im Freien, wobei die „Fahrenden" unterhielten.

E) Nachdem das Fest mehrere Tage oder auch Wochen gedauert hatte, kehrten die Gäste, denen der Wirt das Geleit gab, heim.

III. Schluß. Die Schwertleite erinnert an die altgermanische Sitte der Wehrhaftmachung (vergl. H. P. IV, Die alten Germanen).

In Anlehnung an das Lesestück Nr. 245 (Freytag, Die Brüder vom Deutschen Hause) ergiebt sich das Thema: Wie eine mittelalterliche Tjost (daz fôrest) verlief. Auch hierbei liefern die oben angeführten Werke das ergänzende Material. Ähnliche Schilderungen sind die eines Turniers[1]) oder Buhurts u. s. w.

Wenn die Schüler einen Einblick in deutsche Sitten und Gebräuche des Mittelalters gewonnen haben, wird es sie lebhaft interessieren, einmal den Bau und die Einrichtung einer Burg kennen zu lernen. Auch dafür bringen sie, wie wir oben zeigten, aus den unteren Klassen eine gewisse Anschauung mit. Doch diese genügt nicht. Da bietet sich den Schülern vielleicht in manchen Gegenden Gelegenheit, eine solche Burg nicht im dumpfen Klassenzimmer bei der Lektüre, sondern auf fröhlicher Wanderschaft bei einem Klassenausfluge zu sehen. Denn warum soll immer alles „im Anschluß an die Lektüre" geschehen?[2]) Eine solche Wanderung machte ich mit den Tertianern nach dem in der Nähe gelegenen Schloß Burg a. Wupper, dem Residenzschloß der Grafen von

1) Ausgeführtes Bild eines solchen bei Lyon, Minne- und Meistergesang S. 42 flg.

2) Unser deutscher Unterricht „krankt ja an zu großer Abhängigkeit vom Buche." W. Münch, verm. Auff. S. 162.

Berg seit 1133. Es wird seit 1890 nach einem alten Plane renoviert und zeigt alle Eigenschaften einer mittelalterlichen Burg. Daher lautete das Thema: „Eine Wanderung durch das Schloß Burg a. W. zur Zeit des Mittelalters."[1])

Die Ausführung ist etwa folgende: Nachdem wir einen mäßig hohen Berg erstiegen haben, schreiten wir über eine steinerne Brücke, welche über den Hauptgraben führt, und stehen vor dem Grabenthor. Es liegt in einem festen Bau, der sich an einen Turm anschließt. Auf ein Hornsignal läßt der Thorwächter die schwere, an Ketten ruhende Zugbrücke nieder. Wir gelangen in ein von hohen, wehrhaften Gebäuden und Mauern umschlossenes Vorwerk und von hier durch das Mittelthor in den Zwinger. Eine lange Mauer umschließt ihn, in welche ein viereckiger Turm hineingebaut ist; letzterer gewährt einen weiten Blick in das Land nach Nord und West. In dem Zwinger liegen mehrere Gebäude für die Ministerialen und eine von dem Grafen gestiftete Kirche des Johanniterordens. Den Eingang zur Vorburg ermöglicht uns das Hauptthor. Wir schlagen mit dem Klopfringe an das Thor, worauf uns der Pförtner öffnet. Durch den Thorweg, an dessen Eingang noch zur Sicherung ein Fallgitter angebracht ist, wandern wir in den ersten Hof, die Vor- oder Außenburg, welche eine besondere Mauer umgiebt. In ihr liegen die Wirtschaftsgebäude, Scheunen, Ställe, Wohnungen für Knechte und Dienstleute, dazu auch ein Obst- und Gemüsegarten. Den Hof durchschreitend gelangen wir endlich durch ein viertes Thor, über welchem sich ein hohes Thorhaus erhebt, in den von der Ringmauer oder Zingel eingeschlossenen inneren Schloßhof. Unser Auge fällt auf den mitten im Schloßhofe stehenden hohen, viereckigen Bergfried, früher einfach „Der Turm" genannt. Gewaltig stark (3,70 m) sind seine Wände und spärlich und klein seine Fenster; ist er doch die letzte Rettung für die vom Feinde bedrängten Burgbewohner. Erst nach seiner Erstürmung gilt die Burg für verloren, auf seinen Zinnen stecken die Sieger ihre Fahne auf. Der Bergfried hat vier Stockwerke, deren unterstes das Burgverließ ist. Dieses wird als Gefängnis, oft aber auch als Vorratsraum benutzt. Den Eingang in den Bergfried gestattet nur die von der Schildmauer zu ihm führende Zugbrücke. Im zweiten und dritten Stocke befinden sich die Vorrats- und Schatzkammern der Burg, die der Aufsicht des Kämmerers unterstehen, im obersten wohnt der Burgwächter, welcher

---

1) Kupfer, die Burg in Dichtung und Sage, Progr. Schneeberg 1880. — Fischer, Schloß Burg a. W. und andere Burgen des Rheinlandes, Düsseldorf, Schwann, mit zahlreichen Abbildungen.

von der mit Zinnen versehenen Plattform aus Umschau hält, um die Burg vor feindlichem, plötzlichem Überfall zu schützen. Wir steigen wieder hinab über die Zugbrücke auf die Schildmauer. So heißt derjenige Teil der Ringmauer, welcher auf der Angriffsseite liegt. Sie hat hier eine Dicke von 4 ½ m und eine Länge von etwa 17 m. Ihre Verteidiger werden durch Zinnen gegen die feindlichen Geschosse geschützt. Auf ihrer Plattform wandeln gern die Frauen, um frische Luft zu schöpfen oder dem Turnier zuzuschauen. Von den Zinnen schauen sie den kommenden Gästen entgegen und grüßen die fortziehenden. Zur Verteidigung ist die Ringmauer mit einem gedeckten Wehrgang gekrönt, welcher an der Nordecke in einen festen Turm mündet. Neben dem Bergfried liegt der etwa 200 Fuß tiefe Ziehbrunnen, welchen die dichten Zweige der alten Schloßlinde beschatten. Nun wenden wir uns dem Hauptwohngebäude zu, dem Palas, welcher sich an das Thorhaus anschließt. Sein helles, weithin leuchtendes Dach mit vielen Türmchen und Erkern entzückte unser Auge schon von weitem. Im Erdgeschoß des Palas befindet sich die Küche, in welcher der Küchenmeister sein Scepter schwingt. In die oberen Räume führt vom Burghofe aus eine Freitreppe, neben welcher sich ein Stein befindet, wo die Gäste absitzen. Im ersten Stocke des Palas ist der große Rittersaal, der Mittelpunkt des öffentlichen Lebens. Hier empfängt der Schloßherr seine Gäste, hier finden die Festlichkeiten statt. Hohe, spitzbogige Fenster mit tiefen Nischen, zu deren Seiten Sitzbänke angebracht sind, lassen reichliches Licht in den Saal fallen. Rings an den Wänden befinden sich Sitzbänke. Über dem Rittersaal liegen die eigentlichen Wohnräume, die Kemenaten. Dazu gehören die Familienstube, die Schlafräume für Herrschaft und Gäste, das Frauengemach, die Kemenate im engeren Sinne. In dem östlichen Flügelbau endlich liegt die Burgkapelle und in den Giebelzimmern dieses Flügels wohnt der Burgkaplan. —

Wie sich mit solchen Ausflügen je nach den lokalen Verhältnissen noch zahlreiche andere lehrreiche Unterweisungen verbinden lassen, hat Drück (a. a. O.) gezeigt. Es giebt also außer dem Lesebuche, welches besonders für Tertia recht viel diesbezüglichen Stoff enthalten möge, noch manche andere Hilfsmittel und Anknüpfungspunkte zur Einführung in die deutschen Altertümer. Dazu gehört auch die Schülerbibliothek, deren Beziehung zum Lesebuche Hartung[1]) hervorgehoben hat.

Damit der besprochene Stoff dem Schüler zum sicheren Besitz, zum Können, werde, kann die Wiedergabe desselben außer durch Aufsätze,

---

1) Müllers Zeitschrift f. Gymn. 1892, S. 121 flg.

deren Zahl zu gering ist, durch mündliche Berichte, Erzählungen, Schilderungen, wie sie auch Lehmann[1]) empfiehlt, erfolgen. Völcker[2]) nennt sie „mündliche Aufsätze". „Reden lassen" ist ja „der rechte Durchgang zum Schreiben". Dieses Wort Rudolf Hildebrands kann nicht oft genug wiederholt werden. Am Schlusse des Schuljahres wird eine übersichtliche Zusammenfassung des besprochenen kulturgeschichtlichen Lehrstoffes zweckmäßig sein.

Wenn es dem Verfasser gelungen sein sollte, das Interesse für eine stärkere Betonung der nationalen kulturgeschichtlichen Altertümer im deutschen Unterricht etwas gefördert zu haben, so ist der Zweck dieser Zeilen erfüllt. Damit glaubt er keineswegs „im Überschwange nationalen Bewußtseins" gehandelt zu haben. Aber er möchte solche Schüler vorgebildet sehen, die stolz sind auf ihr Vaterland, weil sie nicht nur seine geschichtliche, sondern auch seine kulturgeschichtliche große Vergangenheit kennen und lieben gelernt haben. „Wir müssen" — so schließt Lyon seinen oben erwähnten Aufsatz — „uns der Wurzeln unserer Kraft und der Quellen unserer Eigenart allzeit bewußt bleiben."

---

## Zur Charakteristik der politischen Reden des Fürsten Bismarck.

Vortrag, gehalten den 13. November 1895 im Gemeinnützigen Verein zu Dresden.

Von Geh. Schulrat Dr. **Theodor Vogel** in Dresden.

„Zur Charakteristik der politischen Reden des Fürsten Bismarck" lautet das von mir angekündigte Thema. Daß es sich nur um Beiträge zu dieser Charakteristik handeln werde, war schon aus der gewählten Fassung zu entnehmen. Bescheidentlich bekenne ich dazu, daß ich mehr als Beiträge zu liefern auch völlig außer stande gewesen wäre.

Als stiller Gelehrter und Aktenmann, der von hoher Politik herzlich wenig versteht, werde ich mich auf einen ganz anspruchslosen Ausschnitt aus dem schier unerschöpflichen Stoffgebiete beschränken, der meiner Art und Studienrichtung am nächsten liegt. Ich darf ihm vielleicht die Überschrift geben: „Der Stilcharakter der Bismarckschen Beredsamkeit", das Wort Stil dabei im weiteren Sinne genommen, wie die Kunstlehre es zu brauchen pflegt. Auf den ersten Blick erhellt darnach, daß ich das Politische und Staatsmännische (also gerade das Wesentliche

---

1) a. a. O. S. 189.

2) Bei Rethwisch, Jahresberichte Bd. VIII, Teil V, S. 42.

bei einem Staatsredner) nur leichthin streifen, überwiegend Ihre Aufmerksamkeit auf das Ästhetische und Menschliche hinlenken werde. Vielleicht lohnt es sich doch einigermaßen, bei dieser Seite zu verweilen, von der andere Staatsredner zu betrachten freilich wenig Aufforderung vorhanden sein möchte.

Nach diesen kurzen Vorbemerkungen befinde ich mich in der erfreulichen Lage, sofort in die Behandlung der Sache eintreten zu können. Viele von uns können sich des Vorzuges rühmen, den Parlamentsredner Bismarck gehört zu haben, alle übrigen haben politische Reden des Altreichskanzlers durch Zeitungen und Sammelwerke genügend kennen gelernt. Die Merkmale dieser Beredsamkeit im Vergleich zu jeder andern sind aber so scharf ausgeprägt und darum so mächtig sich einprägend, daß es sich bei einer pedantisch gründlichen Behandlung des „Stilcharakters“ nur darum handeln könnte, das, was in uns allen lebt, in tönende Worte umzusetzen. Fruchtbarer und ergötzlicher möchte es sein, durch Verweilen bei den und jenen Einzelheiten gewisse Gesichtspunkte der Auffassung zu gewinnen, die sich weniger von selbst darbieten und von manchen der verehrten Anwesenden vielleicht noch nicht mit Bewußtsein verfolgt worden sind. Kommt bei solcher Einzelbetrachtung auch sattsam Bekanntes mit an die Reihe, so darf ich mich dessen getrösten, daß niemand in diesem Saale mit der Erwartung erschienen sein dürfte, über Fürst Bismarck aus meinem Munde etwas Neues zu hören.

Vor 26 Landtagen und ebenso vielen Reichstagen, 7 norddeutschen und 3 Zollparlamenten hat Fürst Bismarck gesprochen. Von 1847 bis 1889 abzüglich der zehnjährigen Pause von 1852 bis 1862, also über ein Menschenalter im Sinne Herodots erstreckt sich dessen rednerische Thätigkeit als Abgeordneter, Ministerpräsident und Kanzler. Eine gewisse Ungründlichkeit haftet darnach von vornherein jeder Besprechung dieser Beredsamkeit en bloc an. Für mich war solche summarische Behandlung geboten. Zum Glück ist sie gerade bei Bismarck statthafter, als es bei jedem andern Redner der Fall sein würde. Wie viel jener in seinem so groß verlaufenen Leben auch hinzu- und umgelernt hat, im wesentlichen ist er derselbe geblieben. Was die erste größere Rede vom 1. Juni 1847 von der letzten am 18. Mai 1889 gehaltenen unterscheidet, tritt zurück hinter der stark ausgeprägten Familieneigentümlichkeit, die diese wie alle Erzeugnisse des Bismarckschen Geistes aufweisen.

Zudem stehen wir noch erst in den Anfängen einer litterargeschichtlichen Würdigung der Bismarckreden. Schon bis jetzt fehlte es ja nicht an schätzbaren Beiträgen zur Erkenntnis der genialen Eigenart unseres großen Altreichskanzlers als Redner. Eine gründliche Behand-

lung dieser Frage nach der Seite des Stilcharakters ist aber erst möglich geworden mit dem Anfange dieses Jahres, das uns den 12. und letzten Band der einzig vollständigen, kritisch verlässigen, mit gediegenen Sacherklärungen versehenen und — last, not least — vom Fürsten selbst bevorworteten und durchgesehenen Ausgabe der Reden von Horst Kohl gebracht hat. Durch sie hat die wissenschaftliche Forschung erst eine ausreichende Grundlage gewonnen, durch sie die Bismarcksche Beredsamkeit erst einen würdigen Einzug in den Ehrentempel der deutschen Nationallitteratur gehalten. — —

„Ich mache nicht den Anspruch, ein Redner und ein Redekünstler zu sein. Ich bin Minister, Diplomat und Staatsmann und würde mich für gekränkt halten, wenn man mich einen Redner nennte", hat Fürst Bismarck am 26. März 1886 dem Abgeordneten Richter erwidert, auf dessen Vorwurf, daß der Kanzler sich zum öftern wiederhole. Ähnlich hat er sich auch bei andern Gelegenheiten geäußert.[1])

Laut müßte die ganze Nation dieser Selbstbeurteilung widersprechen, ergäbe sich nicht aus dem Zusammenhange, daß der Fürst nur den Redekünstler, den parlamentarischen Berufsredner hat ablehnen wollen. Das aber durfte er thun. Nach den Gesetzen der Rhetorik aufgebaute und ausgeschmückte Reden hat Bismarck nie gehalten, auch nicht als Abgeordneter in der Zeit ausgiebiger Muße. Eine vorher ausgearbeitete Rede in einem Parlamente vorzutragen, unbekümmert um eben Vorausgegangenes und das augenblickliche Tableau der Redeschlacht, wäre Bismarck sicher nie fähig gewesen. Auch die dem Inhalte nach sicher reiflichst vorher erwogenen ein- und zweistündigen Staatsreden (wie z. B. die vom 6. Februar 1888 mit 10 977 zu telegraphierenden Worten) sind der Form nach augenscheinlich entweder ganz oder doch in wesentlichen Teilen improvisiert. Ausgefeilte Bismarcksche Redekunst liegt uns nur in den Thronreden vor, soweit er als Verfasser derselben mit einiger Bestimmtheit bezeichnet werden kann.

Gewisse Wendungen in diesen wie „Feinde von der Landkarte wegfegen, berechnete Mißleitung für persönliche Zwecke, eine Ehrenschuld Deutschlands einlösen, des Krieges Feuerprobe bestehen, das wiederhergestellte Reich ein Wahrzeichen deutscher Größe" und Kraftsätze wie „solche Vergewaltigungen seines Rechtes und seiner Ehre ertrug Deutschland früher nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war" sind sicher nicht Kabinetts-, sondern Bismarckscher Stil. Überwiegend aber bewegen sich diese vom Königsthron verlesenen Reden

---

1) So am 3. Februar 1866: ich vermag nicht, mit Worten spielend, auf Ihr Gefühl zu wirken, um damit Thatsachen zu verdunkeln.

naturgemäß in den herkömmlichen Gleisen der Staatsetikette und kühler Geschäftsbehandlung, sodaß herzhaftere Wendungen wie die angeführten doch nur als vereinzelt aufgesetzte Lichter wirken.

Kunstvoller Aufbau, rhetorische Figuren, wirkungsvoll abgerundete Perioden — alles das ist Bismarcks Sache nicht, wie er auch allem Phrasentum gründlichst abhold ist. Wird er einmal pathetisch und braucht hohe Worte, so sind sie sicher voll zu nehmen. Je geringer sonach die Ausbeute für die schulmäßige Redekunst ist, um so wertvoller werden eben darum diese Reden, gerade durch das Unmittelbare, Impulsive an ihnen, für den, der Tieferem nachgeht, als den Regeln einer schellenlauten Kunst.

„Markige, herzhafte Natürlichkeit" wird wohl jeder als das Hauptcharakteristikum dieser Beredsamkeit ohne Besinnen bezeichnen. Lassen Sie mich hierbei zunächst verweilen. Wodurch hat schon der jugendliche Abgeordnete als Redner Aufsehen gemacht, am 3. Dezember 1850 sogar nach gewichtigem zeitgenössischen Urteil die Krone des Tages davongetragen? An äußerer Beredsamkeit, Fachkenntnissen, vielseitiger Belesenheit waren ihm damals viele andere überlegen, auch an politischem Durchgereiftsein. Was schlug bei ihm durch? Ganz vornehmlich gewiß seine damals noch etwas junkerlich-burschikos gefärbte, dabei aber doch herzgewinnende, dazu mächtig-eindringliche Herzhaftigkeit und Natürlichkeit.

Bis auf Fürst Bismarck (so darf man sich wohl ausdrücken) war man gewöhnt, zu der unentbehrlichen Ausrüstung eines hohen staatlichen Würdenträgers neben einer gewissen Grandezza des Auftretens unpersönliche Sachlichkeit, kühle Reserve bis zum Orakelhaften zu rechnen. Die Kunst des Verschweigens wie des klugen Verhüllens seiner Gedanken hat Fürst Bismarck als Diplomat sicher geübt, so oft es not that, obschon es ein offenes Geheimnis ist, daß er auch als solcher durch verblüffende Offenheit mitunter große Erfolge erzielt hat. Als Sprecher in deutschen Parlamenten macht er auch in der Zeit, in der die Fäden der europäischen Politik in seiner Hand zusammenliefen, überwiegend den Eindruck der Offenheit, des Kämpen, der, mit weitgeöffnetem Visier auf sein Ziel losstürmend, sich geradedurch eine Gasse haut. Nicht sorgt er dabei, wie der von der Rednerbühne donnernde Perikles, daß die züchtigen Falten seines Gewandes sich nicht verwirren. Ist er von einem Gedanken mächtig erfüllt, so läßt er auch als Ministerpräsident und Kanzler seiner starken Natur die Zügel schießen und redet eine Sprache, wie sie in gleicher Deutlichkeit vom Ministertische wohl selten vernommen worden ist, nicht einmal fremde Regierungen, ja hochgebietende Souveräne dabei schonend.

Ein paar Beispiele für viele. Wie geißelt er das Parlamentswesen und -Unwesen! Ausdrücke wie: „Reptilien, Berufsparlamentarier, Raschmacherarbeit, Angstprodukt, Hemmschuhpartei, Parteimarasmus, eine vernagelte Sitzung, Abschlachtung eines Ministers, die Kommissionen Marterkammern der Regierungsvertreter, der Luxus der eigenen Meinung, Byzantinismus in der Anbetung der Majoritäten" 2c. sind teils Geschöpfe seiner sprachbildenden Phantasie, teils durch ihn wenigstens in Kurs gebracht worden.

Und was muß die Presse sich sagen lassen! Da ist die Rede von Preßbengelpolitik und publizistischen Klopffechtern, von Druckerschwärze auf Papier, vor der sich kein Mensch fürchtet, von moralischer Brunnenvergiftung durch die Presse u. dergl. Daneben Liebenswürdigkeiten, wie: Manches, was in den Zeitungen steht, ist doch auch wahr, lügen wie telegraphiert, „bekanntlich", ein beliebtes Schlagwort für unbekannte Dinge.

Ermüdend müßte es wirken, wollte ich in dieser Weise dem Redner noch auf andere Gebiete folgen. Jeder meiner Hörer wird aus der Erinnerung manches der Art beizufügen wissen und ohne weiteres zugeben, daß man bei vielen Stellen der Bismarckreden an Luthers Tischgespräche und derbe Auslassungen des jungen Goethe sich gemahnt fühlt.

Die Wucht und Derbheit ist aber wahrlich nur eine, so zu sagen nur die zunächst in die Augen fallende Signatur dieses staatsmännischen Redners. Wie in Shakespeares Stücken Hohes und Niederes, Scherz und Ernst, Entsetzliches und Anmutiges hart aufeinander folgen, so wechselt in Bismarcks Reden Ingrimm und heller Kampfeszorn wohlthuend ab mit liebenswürdig graziösen Bemerkungen, stachligen, aber auch völlig harmlosen Scherzen, ja gemütlichen Plaudereien aus der großen und kleinen Welt. Diese Ganzheit und Frische der Persönlichkeit, die selbst in der unbehaglichsten Situation, in der sich ein Redner befinden kann — ich meine die Stellung eines stets angefochtenen, vielfach verkannten und gehaßten Staatslenkers — sich geltend zu machen weiß, hat etwas gewaltig Imponierendes und zu dem Respekte Nötigendes, den wir nur selten auserlesenen Geistern zollen.

Am bewundernswertesten ist mir immer das feste Insichgegründetsein dieser Vollnatur erschienen in der Zeit des Konfliktes. Woher hat der gewaltige Mann in diesen mit ungewohnter Amtsarbeit überbürdeten Jahren, in denen er als ein Gegenstand des Hasses und Hohns der Mehrzahl seiner parlamentarischen Hörer gegenüber stand, die Stimmung genommen, das ihm durchaus aufsässige Haus in jeder Sitzung wiederholt, oft vielmals zur herzlichen Heiterkeit zu stimmen?

Nie wäre ihm das möglich gewesen, hätte er mit der Annahme der Ministerpräsidentschaft den Corpsburschen und Offizier, den schlichten Rittergutsbesitzer, den jovialen Tollkopf, der in Frankfurt und an den Höfen zu Petersburg, Paris so manche Allotria getrieben, wie Schlangenhäute abgelegt und seine lebensvolle Persönlichkeit völlig in dem goldverbrämten Amtsmantel verschwinden lassen.

Beim landläufigen Schablonenmenschen wird mit jeder höheren Lebensform die niedere als wertlos abgestoßen; beim inneren Wachstum einer wahren Natur legt sich organisch Ring an Ring. Alles, was er je erlebt, klingt in Bismarcks Reden wieder — die Träume und Sentimentalitäten des frühen Jünglingsalters, die Fechtbodenerlebnisse des Corpsburschen, der freiwillige Dienst, die Stromtid des sogenannten „tollen Bismarck", das agrarische Stillleben auf eigener Scholle, der Bundestagskarneval der Eschenheimer Gasse, das Ränkespiel, die heiße Arbeit und der heitre Sport an Fürstenhöfen bis zu den „Friktionen" und Ärgernissen in hohen amtlichen wie in parlamentarischen Kreisen.

Am glanzvollsten tritt dieses sich Aussprechen bis auf des Herzens Grund in den sogenannten Junkerreden hervor, die darum in einem gewissen Sinn den Schlüssel zur ganzen Bismarckschen Beredsamkeit bilden, etwa wie die Schriften des jungen Goethe den Schlüssel zur eigensten und innersten Art des Dichters. Mag der Abgeordnete Bismarck über die Ablehnung der deutschen Kaiserkrone, die dänische Frage, Civilehe, Patrimonialgerichte, Mahl- oder Schlachtsteuer sprechen, mit Gneist, Waldeck, Virchow oder dem steten Widerpart Herrn von Vincke die Klinge kreuzen — immer derselbe anstürmende Mut, dieselbe Frische in Gedanken und Worten, derselbe gesunde agrarische Erdgeruch, vornehmlich dieselbe vollste Natürlichkeit, die auf Momente sogar die Grenzen der Würde nicht einhält in dem stolzen Bewußtsein, auch ohne Pose und vornehmes sich Geben doch immer in voller Geltung sich behaupten zu können.

Infolgedessen üben die Reden auf alle einigermaßen gebildeten Deutschen auch unleugbar den Zauber einer gewissen Volkstümlichkeit aus. Bismarck hat Hunderte der schwersten Fragen behandelt, allgemeine und ganz spezielle, aber niemals als bloßer Fachmann für Fachmänner. Sogar den Schein der Zunftgelehrsamkeit hat er vermieden. Wann citiert er geschichtliche, staatsrechtliche oder nationalökonomische Werke? Kaum je und wenn doch so höchstens leise anstreifend. Wie ganz anders hierin die Lasker, Bamberger u. a.! Aber auch von sonstigem Bildungsflitter ist bei Bismarck so gut wie nicht die Rede. Eigentliche Citate aus der schönen Litteratur, bestimmt als Schönheitspflästerchen zu wirken, wüßte ich kaum anzuführen. Führt er im Ernst oder Scherz Dichterstellen an,

so verwebt er sie zumeist in seine Ausführung, modelt sie auch wohl frei um, mehr anklingend als citierend. Vereinzelt erscheinen so Erinnerungen an Lessing, romantische, schwäbische Dichter, auch an bekanntere französische Schriftsteller älterer Zeit; recht häufig wird an Shakespearesches angeklungen. Weitab am häufigsten aber wird auf Schiller und Goethe Bezug genommen, bei dem ersteren vornehmlich auf Fiesko, Karlos, Tell und vor allem auf die Trilogie Wallenstein, die zu dem in seiner Machtstellung immer bedrohten Reichskanzler noch in anderer Sprache redete als zu gewöhnlichen Sterblichen; von Goethe wird neben den Gedichten mit besonderer Bevorzugung und immer wiederkehrend der Faust, 1. und 2. Teil, herangezogen. Auf das Buch aller Bücher wird öfter angespielt, als es der nicht ganz bibelfeste Leser wohl merkt; besonders ins Gewicht darf dabei fallen, daß Anklänge an weniger bekannte Stellen des alten Testaments auch in solchen Aussprachen sich finden, die augenscheinlich ganz aus dem Stegreif entstanden sind.

Daß Bismarck es nach alledem vermieden hat, bei den schöngeistigen Zuthaten zu seinen Reden, wenn ich so nüchtern sprechen darf, über den Kreis des allen gebildeten Deutschen Geläufigen hinauszugehen, ist sicher nicht die Folge eines Grundsatzes gewesen. Er war thatsächlich nie ein Büchermensch und Zunftgelehrter; als selbständiger Geist fühlte er wenig Bedürfnis, auf Auktoritäten sich zu berufen, als geistvoller Mann brauchte er Anleihen nicht zu machen bei anderer Leute Geist. An Schiller, Goethe, Shakespeare und andere große Schriftsteller knüpfte er an, so oft es ihm so in den Mund kam, weil gewisse Gedanken einmal von diesen mit einem Gepräge versehen worden sind, das sie in gebildeten Kreisen Deutschlands gangbar gemacht hat wie Scheidemünze. Gelegentlich eingestreute lateinische Brocken gehörten für den Juristen alter Schule nur zur Alltagsgewohnheit, ein dann und wann eingewobenes Citat aus Horaz, dergleichen sich ziemlich viele in den Reden finden, zu den Gepflogenheiten gelehrter Herren der früheren Zeit. Abgesehen aber von Zuthaten dieser Art, die sich nur zeilenweise da und dort einschmuggeln, sind Bismarcks Reden von einer bewundernswerten Gemeinverständlichkeit für deutsche Männer und deutsche Frauen, die nur die Arbeit des Denkens nicht scheuen. Abgerechnet eine Anzahl eingebürgerter Fremdwörter, deren Vermeidung ein begeisterter Patriot wie Bismarck nur als Mückenseigerei angesehen haben würde, ist die Sprache der Reden deutsch durch und durch. Die ganze Kraft und Herzhaftigkeit, deren unsere Muttersprache fähig ist, aber auch die feinsinnige, gemütvolle, herzige Zartheit, die ihr eignet, kommt in den Reden voll zur Geltung.

Fanatiker des reinen Deutschtums mögen es beklagen, daß der Fürst beispielsweise der Symbolsprache der griechisch-römischen Mythologie sich oftmals bedient hat, daß das Nessusgewand, die Sisyphusarbeit, die Pandorabüchse, die saturnische Politik, der Erisapfel, das trojanische Pferd, das Penelopegewebe ꝛc. von ihm gelegentlich bildlich verwendet werden, anstatt daß er in der Edda nach urgermanischen Ausdrücken für dieselben Gedanken geforscht hätte. Wir begnügen uns mit der Feststellung der Thatsache, daß der politische Redner Bismarck auch bei derartigen Einkleidungen seiner Gedanken nie über das hinausgegangen ist, was jeder gebildeten deutschen Frau geläufig ist oder sein möchte.

Bekundet sich hiernach auch an solchen Stellen der Reden, die einigermaßen auf dem Kothurn einhergehen, das bewußte oder unbewußte Streben des Redners, aus dem Bereiche des Allgemeinverständlichen, Volkstümlichen nicht herauszutreten, so tritt dieses natürlich noch voller zu Tage, wenn er sich, wie oft, in Gedanken und Ausdrücken vornehm gehen läßt. Redensarten wie die folgenden: „die Suppe versalzen, das Reichsfaß anbohren, die Reichsbude zumachen, ein Wort über die Schnure hauen, den Deckel des Kastens offen lassen, den betrübten Lohgerber spielen, schmutzige Wäsche von dem Auslande waschen, Pferdehandel in der Politik treiben“ würden bei den meisten anderen Staatsrednern als Verstöße gegen die herkömmliche parlamentarische Stiletikette wirken. Der Günstling der feinen Hofkreise in Petersburg und Paris hat nie Bedenken getragen, vom Ministerplatze aus, oft im unmittelbaren Anschluß an hochpathetische Auslassungen, sich in so volkstümlicher Weise auszudrücken, wenn es ihm gerade darnach ums Herz war. Gelegentlich hat er sogar Alltäglichkeiten von der Berliner Gasse nicht verschmäht, wie: „I wo? schön raus, nicht hübsch finden; friß Vogel, oder stirb; haust du meinen Juden, hau ich deinen Juden, darum keine Feindschaft nicht, auf das Eis trete ich noch lange nicht“ u. dergl. Nicht einmal das „Schwamm drüber“ aus dem Bettelstudenten, den Grafen Oerindur aus Müllners Schuld, „Meine Mittel erlauben mir das“ aus unseres Räders Artesischem Brunnen und den „nichtgeschenkten“ Adler aus Kinds Textbuche zum Freischütz hat Bismarck sich gescheut der Ehre einer Anspielung von der Ministerbank aus zu würdigen.

Überraschend stark ist auch das deutsche Sprichwort vertreten, eine Behauptung, die ich durch eine Wolke von Beispielen zu erhärten vermöchte. Neben dem allerorts Gangbaren stößt man dabei auch auf viel Eigenartiges, wie: „das letzte Geläute auf dem Dom ansagen, der Strohhalm, der dem Kamel den Nacken bricht, wer das Kreuz hat, segnet sich, wer den Daumen auf dem Beutel hat, hat die Macht, unter

den Blinden ist der Einäugige König," — auch auf Plattdeutsches, wie: „wat nich will dieken, dat mut wieken". Neu war mir: „ein braves Pferd stirbt in den Sielen."

Den Agrarier mit Leib und Seele bekunden die zahlreichen Bilder aus diesem Lebensbereich von der Heckenschere, der melkenden Kuh, dem Absahnen des Milchtopfes, dem Töten der Henne, die goldene Eier legt, der Jagd hinter wilden Gänsen zu Pferde, dem „Auff" vor der Krähenhütte bis zu den stets höchst sachkundigen Auslassungen des Gutsbesitzers und großen Brenners vor dem Herrn über ländliche Wirtschaftsfragen.

Gleich ergiebig würde die Ausbeute sein, wollte man aus den zwölf Bänden die Stellen zusammensuchen, die des Fürsten lebhaftestes Interesse für jede Art von Waffenführung, Kriegsdienst und noblen Sport bekunden.

Das alles untermischt mit hochpolitischen Ausführungen und nüchternen Erörterungen geschäftlicher Tagesfragen würde stilwidrig wirken, hätten wir es mit kühl vorher ausgearbeiteten, ausgefeilten Reden zu thun. So dient es nicht nur zur wohlthuenden Abwechselung, sondern verschafft uns die tiefere ästhetische Befriedigung, die wir stets empfinden dem freien, unmittelbaren Ergusse eines bedeutenden Menschengeistes gegenüber, der mit einem gebieterischen „hie bin ich" uns entgegentritt.

Ein weiteres Charakteristikum der Bismarckschen Reden finde ich in der geradezu beispiellosen Schlagfertigkeit und der Unerschöpflichkeit an kühnen, frappanten Einfällen, die in ihnen uns entgegentritt.

Die idealen Höhepunkte der Staatsreden Bismarcks sind ja ohne Zweifel die Partien, in denen er seine überlegene staatsmännische Weisheit, seine Vaterlandsliebe oder bezüglich großer Staats- und Lebensfragen sein innerstes Fühlen und Denken mit Pathos ausströmen läßt. Die Eigenart seiner rednerischen Begabung kommt aber am glänzendsten zur Erscheinung, sowie er sich in die Parade legt, um Angriffe abzuschlagen oder seinerseits anzugreifen. Für vieler braver Deutschen Geschmack hat er dies ja nur zu oft und nachhaltig gethan. Auge um Auge, Zahn um Zahn, auch nicht das Geringste hinnehmen[1]), jeden Angriff auf seine Person und seine Sache zurückschlagen bis zur völligen Lahmlegung des Gegners — das waren entschieden seine parlamentarischen Losungen. Man richte darüber, wie man wolle, man finde darin eine vom Göttinger Fechtboden her bewahrte Rauflust oder einen in seiner Natur zurückgebliebenen Rest vom unbekehrten Sachsenhäuptling; jeden-

1) „Ich schlage wieder, wenn ich geschlagen werde" (30. November 1881).

falls sind Kampfeslust und Kampfeszorn wesentliche Charakterzüge des politischen Redners Bismarck, wie des großen Mannes überhaupt.

Was auch zur Beratung stand, Staats- oder Handelsverträge, Steuerprojekte aller Art, Riesenunternehmungen wie Gotthardtunnel und Ostseekanal, Arbeiterversicherung, Sozialistengesetz, hohe Kirchenpolitik oder Bagatellfragen der inneren preußischen Verwaltung, immer erneut fühlte der gebietende Staatsleiter sich veranlaßt, mit gewissen „Catonen" der Opposition, mit ganzen Fraktionen und Richtungen, wohl gar mit ganzen Teilen von Deutschland anzubinden und den Hohlspiegel seiner Kritik dabei gründlichst zu brauchen.

Die Erreichung des nächsten Zweckes hat er dadurch jedenfalls oftmals gefährdet, auch seine Aufgabe als Parlamentsredner in so ausgesetzter Stellung sich arg erschwert. Hat er seiner innersten Natur nach so verfahren müssen oder geglaubt, zu Deutschlands Heil so verfahren zu sollen? Wer will das entscheiden? Ohne Zweifel hat er durch das hundertfältig widerholte ceterum censeo bezüglich bestimmter immer wieder von ihm herbeigezogener Streitfragen als Redner sich der Gefahr einer gewissen Eintönigkeit ausgesetzt.

Nur ein Geist von seiner Unerschöpflichkeit und Schlagfertigkeit konnte es wagen, mit dem Partikularismus aller Spielarten, den ultramontanen Sondergelüsten, der liberalen Überklugheit, den verschiedenen höfischen, geheimrätlichen, Fraktions- und Interessentenringen, wie mit gewissen durchaus unbekehrbaren Parteiführern sich immer erneut auseinanderzusetzen. Während aber andre sich verwirren, so wie sie leidenschaftlich werden, verfügt Bismarck nie mit souveränerer Sicherheit über sein ganzes Wissen, seine Lebenserinnerungen, seinen Citatenschatz, seine Dialektik, seinen sprudelnden Humor, als wenn er sich ausgelegt hat auf der rednerischen Mensur.

Einzelne Wiederholungen konnten dabei ja nicht ausbleiben. Der Abgeordnete Lieber hat dies 1885 sogar einmal ausdrücklich festgestellt und Eugen Richter dem gehaßten Kanzler, wie schon gesagt, auch den Vorwurf nicht erspart, er halte immer dieselbe Rede. Der unparteiische Leser wird aber feststellen müssen, daß die Wiederkehr derselben Wendungen oder Citate auch bei dem amtsmüden und von neuralgischen Schmerzen gepeinigten Kanzler in keinem Verhältnis steht zu der geradezu verblüffenden Fähigkeit desselben, zehnmal schon Gesagtes in immer wieder fesselnden neuen Einkleidungen vorzubringen. Welch ein brillanter Einfall war es z. B., die Parlamentsreden Eugen Richters auf den eben erwähnten Vorwurf hin mit dem endlos erscheinenden Festzuge in der Jungfrau von Orléans zu vergleichen, bei dem immer die gleichen Statistengruppen wiederkehren!

Auf ein paar Kunstmittel, die Fürst Bismarck unbewußt anwendet, um auch widerwillige Hörer immer wieder an seine Lippen zu fesseln, lassen Sie mich durch Anführung von Beispielen hindeuten.

Zunächst eine stark an Goethe erinnernde Bildlichkeit des Ausdrucks, und zwar eine solche, die nicht nur „ornamental" wirkt, sondern den Gedanken belebt und anschaulich macht. „Rußland und Frankreich sind die Hechte im europäischen Karpfenteich, denen gegenüber wir so stark sein möchten, daß sie uns nur ermuntern. — Zwei Großstaaten sind wie Reisende, die zur Nachtzeit in einem wüsten Walde sich treffen; hört der eine des andern Hahn knacken, so feuert er schon. — Die Sicherheit des Reichsgebäudes darf nicht der Schönheit der Facade untergeordnet werden. — Der Reichslokomotive werden Steine in den Bahnstrang geworfen. — Camphausen als Finanzminister hat 7 Jahre gehabt wie die fetten Kühe Pharaos, aber keinen Joseph, die nachfolgenden mageren zu prophezeien. — Um den armen Mann hat man sich gerissen wie um die Leiche des Patroklus. — Berlin, eine Wüste von Mauersteinen, Pflastersteinen und Zeitungen. — Das Abgeordnetenhaus gleicht der falschen Mutter Salomos, die lieber will, das Kind gehe zu Grunde, als daß anderes als nach ihrem Willen damit geschehe. — Die belgische Verfassung erst 18 Jahre, ein sehr empfehlendes Alter für junge Damen, aber nicht für Konstitutionen. — Gewisse Fraktionen wollen durchaus, daß ein Tropfen demokratischen Öles, den Uhland für die Salbung des deutschen Kaisers verlangt hat, gerade ein Eimer werden solle (9. Juli 1879). — Dem Simson der Monarchie werden von der konstitutionellen Delila die Locken verschnitten, um ihn den demokratischen Philistern wehrlos in die Arme zu liefern. — Der preußische Geist ist ein Bucephalus, der den gewohnten Reiter und Herrn mit mutiger Freude trägt, den unberufenen Sonntagsreiter aber auf den Sand setzt. — Die preußische Krone ist der tragende Mittelpfeiler des Staatsgebäudes, die englische nur ein zierlicher Kuppelschmuck."

Manches Reizende dieser Art hat unser Dr. Lyon zusammengestellt in seinem schönen Buche „Bismarcks Reden und Briefe" 1895.

Um Sie nicht zu ermüden, nur noch ein paar Pröbchen aus dem einen staatswirtschaftlichen Gebiete, wie: „Infolge der Freihandelspolitik herrscht wirtschaftliche Anämie. Die Produktionsmuskeln des Landes erlahmen. Neue Hungerquellen brechen hervor. Das Bier, das Pfeifchen des armen Mannes ist ein stets zugkräftiges Agitationsmittel. — Das Wirtschaften vom Kapital heißt die Henne töten, die goldne Eier legt. Eine Existenz auf der Basis der Phäaken ist leichter als die auf der Basis der Spartaner" &c.

Nahe verwandt mit der Bildlichkeit ist der Witz, zumal wenn dieser definiert wird als das Auffinden fernliegender oder nur ganz einseitig

vorhandener Ähnlichkeiten bez. Gegensätze. Ich werde nicht das Ungeschick begehen, auch hierfür Beispiele anzuführen; das könnte doch nur abgeschmackt wirken. Andeuten möchte ich nur, daß die 32 Jahrgänge der Reden alle denkbaren Spielarten des Humors aufweisen von dem feinsinnigen Bonmot, dem treffenden Citat, dem harmlosen, mitunter durchaus nicht hoffähigen Schwank bis zu dem bittern Spott über Personen und Dinge, ja dem schnödesten Hohn. Wenn Bismarck in Beziehung auf den alten Windthorst sagt: „ein Jäger ist er nicht, aber der Hang zum Übertreiben ist da" oder dem Ehrenprädikat „Perle von Meppen" mit dem Bemerken zustimmt: für mich hängt aber der Wert einer Perle sehr von ihrer Farbe ab, ich bin darin etwas wählerisch, so wird der greise Herr dazu sicher herzlich mitgelacht haben. Andere Abgeordnete dagegen, Eugen Richter voran (das wissen wir alle), haben von leitender Stelle aus eine Überschüttung mit so bösem Hohn ertragen müssen, daß ein unausreißbarer Stachel davon in der Erinnerung wohl haften bleiben durfte. Wie unsäglich malitiös ist z. B. der folgende Passus aus der Rede vom 9. Mai 1884 bezüglich der Abgeordneten Struve und Haenel:

„Den Ausdruck eines banausischen Gelächters habe ich nur auf das, was so massenhaft aus jener Gegend kam, gebraucht. Ich habe vorhin eine Stimme sehr verspätet lachen hören, — ich glaubte die des Abgeordneten Struve zu erkennen. — Ich schließe, daß ihm inzwischen die Sache auseinandergesetzt worden ist, daß eigentlich hätte gelacht werden müssen an dieser Stelle und er, da er sich auf der Tribüne nicht vernehmlich macht, doch mindestens den Pflichten gegen seine Partei durch Lachen nachgekommen ist. Diese Art geschäftsmäßigen Lachens ist sehr verschieden von dem, was sich bei dem Abgeordneten Haenel, einer Zierde unserer Wissenschaft, findet." — Ich müßte lügen, wollte ich behaupten, daß ich für meine Person Derartiges schön finde. Wie sehr wünschte man sich dies und Derartiges an mancher anderen Stelle hinweg! Nur wird man so billig sein mögen, einer Titanennatur manches nachzusehen, was einem kleineren Geiste nimmer hätte verziehen werden dürfen.

Die Kraft und Schlagfertigkeit der Bismarckschen Beredsamkeit wird vielleicht am überzeugendsten nahegeführt durch die nähere Betrachtung einer beliebigen Rede, die einen Stoff von geringer Tragweite behandelt. Ich greife heraus die Auslassungen des Ministerpräsidenten vom 3. Februar 1866, die Vereinigung des kleinen Herzogtums Lauenburg mit der Krone Preußen betreffend.

Artikel 55 der preußischen Verfassungsurkunde lautet: ohne Einwilligung beider Kammern kann der König nicht zugleich Herrscher fremder Reiche sein. Liberalerseits war dieser angezogen worden, um

daraufhin zu bemängeln, daß die Vereinigung Lauenburgs mit Preußen stipuliert worden sei ohne ständische Zustimmung.

Wie ergötzlich ergeht sich Bismarck über diesen liberalen Doktrinarismus, der im Sinne der antiken Soriten als nicht ausgemacht gelten lassen will, daß Lauenburg kein Reich sei, da man nicht wisse, wie groß ein Staat sein müsse, um als Reich zu gelten. Er sagt:

„Noch jetzt in dem amtlichen Kirchengebet wird für unser deutsches Vaterland gebetet. Solcher Thatsache gegenüber können Sie mir ein deutsches Land nicht als ein fremdes hinstellen. Mit dieser Auslegung versündigen Sie sich an der deutschen Sprache, an unserer eigenen deutschen Nationalität, und die Regierung will sich der Mitschuld an dieser Sünde nicht teilhaftig machen."

„Durch solche sprachliche Spielereien (bezieht sich auf das Wort Reich) wird zuletzt bewiesen, daß ein Greis ein Kind und ein Kind ein Greis sei, weil die Grenze der verschiedenen Lebensalter sich nicht feststellen läßt." —

Der Abgeordnete Dr. Frese hatte ein Bismarcksches Citat aus Shakespeares Heinrich VI, 3, 2, 1., übersetzt von Schlegel, welches zwischen Herzogtum und Reich unterscheidet, bemängelt, weil es nicht ganz dem Original entspreche. Darauf erwidert Bismarck in derselben Sitzung:

„Es wäre mir in der That schwierig gewesen, Schlegel englisch zu citieren und aus seinem Texte einen Streit über die Bedeutung eines deutschen Wortes zu schlichten. — Im übrigen ist Redenhalten nicht meine Beschäftigung und ich lasse Disteln und Dornen des Herrn Vorredners unbeantwortet. — Meine Herren, ich habe schon vorher darauf hingedeutet, ich bin kein Redner (Widerspruch), ein Vorzug, den ich dem Herrn Vorredner bereitwillig einräume. Ich vermag nicht, mit Worten spielend, auf Ihr Gefühl zu wirken, um damit Thatsachen zu verdunkeln." —

Weiterhin sagt er:

„Wenn wir mit Ihnen eine glücklichere Ehe in diesen 3 Jahren geführt hätten, dann würden wir Ihnen auch diese Vorlage gemacht haben, — ohne dazu verpflichtet zu sein —, aber wir würden dann auch unsererseits die Rücksichten genommen haben, die wir bei Ihnen vermissen. Wenn Sie jede Vorlage nur dazu benutzen, um neue Elemente zu einer Scheidungsklage in dieser Ehe zu suchen, warum sollten wir Ihnen Dinge vorlegen, zu deren Vorlegung wir nach den Buchstaben der Verfassung nicht verpflichtet sind?"

Dem Abg. Twesten wird geantwortet:

„Mir sind die auswärtigen Dinge an sich Zweck und stehen mir höher als die übrigen. Sie sollten auch so denken, denn Sie könnten ja, was Sie im Innern etwa an Terrain verlieren möchten, unter einem

etwaigen liberalen Ministerium, was vielleicht auch nicht ausbleiben wird, rasch wiedergewinnen. Es ist dies keine Einbuße auf ewig. In der auswärtigen Politik aber giebt es Momente, die nicht wiederkommen."

Auf eine Weile bitte ich zuletzt noch Ihre Gedanken bei einer dritten Grundeigenschaft der Reden festhalten zu dürfen. Ich möchte sie den großen prophetischen Zug nennen im Sinne der althebräischen und griechischen Prophetie, bei der das Vorhersagen der Zukunft ja doch nur die Zugabe, die Hauptsache aber war: tiefstes Erfassen der Volksseele, der nationalen Hoffnungen, Wünsche und Verpflichtungen. Ob ich zuviel hiermit gesagt habe, mögen Sie schließlich selbst entscheiden.

Der Propheten gewöhnliches Los ist, daß sie eine Zeit ihres Lebens oder ihr Leben lang als Sehende unter Irren Prediger in der Wüste bleiben, wohl gar verfolgte und verhöhnte.

Alle Welt weiß, wie vielen Deutschen, auch begeisterten Patrioten, Bismarck von 1862—1865 als ein Greuel dastand, bis 1870 noch vielen eine unheimliche Gestalt war, wie auch weiterhin dem auf beiden Hemisphären gefeierten Staatsmanne als dem angeblichen Knechter der inneren Freiheit, übermütigen Hausmeier, Starrkopf auf wirtschaftlichen und sonstigen Gebieten, als dem „inneren Politiker mit der unglücklichen Hand", schließlich als dem „amtsmüden, alternden Kanzler, der gut thue, das Altenteil aufzusuchen", der Ausbau des neuen Reiches erschwert worden ist.

Alles das spiegelt sich mit dramatischer Wirkung in den Reden von 1862—1889 wieder. Seit 1859 hatten die Träume der Dichter von Barbarossas Wiedererweckung und der Patrioten Begeisterungsruf: „Deutschland, Deuschland über alles", zu entschiedeneren Einheitsbestrebungen sich krystallisiert. Ich deute Derartiges nur obenhin an, denn das Gebiet der Politik will und darf ich hier nicht betreten. Jedenfalls haben aber damals kaum ein paar Dutzend Engvertraute die dem gehaßten Ministerpräsidenten schon 1862 klar vorschwebenden Etappen, höchste Schlagfertigkeit Preußens, Hinausdrängung Österreichs, Militärconventionen mit den kleineren Staaten, festgefügter deutscher Staatenbund mit preußischer Spitze, auch nur geahnt. Da platzten in die verbrüderungsselige Sänger-, Schützen- und Turnerfeststimmung der ersten sechziger Jahre Worte von eisigem Realismus hinein: „das Geld nehmen, wo wir es finden", „Blut und Eisen", „Macht geht vor Recht", nicht ganz so von Bismarck gesprochen, wie sie mit Entsetzen von Lippe zu Lippe weitertönten, mit Einschränkungen aber doch seiner innersten Meinung entsprechend. Welche grellen Mißtöne in die schon in den besten Gang gebrachten Verbrüderungen von Süd und Nord, Ost und West! Wie abstoßend-verletzend für den

deutschen Idealisten, zumal den liberal gerichteten! Blut und Eisen — das dem Volke der Denker und Dichter! Und Macht vor Recht — das dem Volke, dessen Beste in dem vielbewunderten englischen Parlamentarismus immer der politischen Weisheit letzten Schluß gesehen hatten! „Das ist eine harte Rede, wer kann sie hören?“ (Joh. 6, 60) war das nicht der Eindruck, den die frühesten Reden Bismarcks auf uns Ältere fast ausnahmslos gemacht haben? Wie viele herbe Realismen in ihnen, gegen deren erkältend eiserne Umarmung wir uns gesträubt haben nach Vermögen! Der bald nach Bismarcks Auftreten anhebende Siegeslauf der Darwinistischen Lehre vom Kampfe ums Dasein, der Ausblick nach feindselig-neidischen Nachbarn rechts und links, der Einblick in innere Gärungsprozesse bedrohlicher Art, alles das hat uns allmählich dazu gebracht, daß Sätze wie „Blut und Eisen“ uns jetzt nicht mehr in Erstaunen versetzen. Und der Rocher de bronze der Souveränität! Wie vielen Zuhörern des Ministerpräsidenten Bismarck ist er ein Stein des Anstoßes gewesen, und wie viele klammern sich heutzutage an diesen Felsen als das Feststehende im Gewoge der Zeit!

Für alle Schwächen der Deutschen, von der selbst in der Besetzung der Wirtshaustische sich kundgebenden Isolierungssucht des Einzelnen und kleiner Gruppen bis zu der Anstaunung alles Ausländischen, die nur zu gern von „bei uns drüben in England, in Amerika“ spricht, für deutsche Nörgelei, Piep- und Heulmeierei hat keiner ein schärferes Auge und eine herbere Geißel gehabt als Fürst Bismarck. Von ihm stammt das scharfe Wort, daß bei den meisten Deutschen vor der Vaterlandsliebe erst der Dorf-, Stadt-, Landschafts-, Fraktionspatriotismus kommt, bei Geheimen Räten dazu wohl noch der Ressortpatriotismus. Gegen deutsche Gefühlsduselei in staatlichen Dingen, den gutgemeinten Doktrinarismus, der allem Möglichen mit Grundsätzen und Statuten beizukommen sich getraut, gegen das Kannegießern ohne volle Sachkenntnis am Biertisch und in den Fraktionen hat er seine spitzesten Pfeile abgedrückt. Aber auch der Mahnung „tröstet, tröstet mein Volk! spricht euer Gott, redet freundlich mit Jerusalem“ ist er nachgekommen. „Setzen wir Deutschland in den Sattel; reiten wird es schon können“, „ein Appell an die Furcht findet in deutschen Herzen niemals ein Echo“, „wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt“, — hätte Fürst Bismarck zu alledem, was er für Deutschlands Macht und Ruhm gethan, nur diese drei Sätze hochfliegenden deutschen Selbstgefühls gesprochen, sie würden sattsam bezeugen, daß er in der Tiefe seines Herzens seine Deutschen hochgehalten hat und das Höchste ihnen zutraute, was er auch im einzelnen an ihnen auszusetzen hatte.

Welches Kapital nicht nur politischer Sachkenntnis, sondern auch politischer Weisheit in den Reden beschlossen liegt, wird wohl erst die Zukunft voll ermessen. Wir stehen noch zu sehr mitten drin, soweit wir Parteileute sind, sogar nicht ohne Liebe und Haß. „Um geistreich zu sein, braucht man nur vor nichts mehr Respekt zu haben", „von Leidenschaften frei zu sein, ist nicht immer eine öffentliche Tugend", „das gehäßigste aller Monopole ist das der politischen Einsicht und Tugend", „je konstitutioneller, desto teurer", „Lautersprechen macht eine Sache nicht wahrer", „alles Verfassungsleben ist eine Reihe von Kompromissen", „Konsequenz ist das höchste Ideal nur für Politiker mit wenig politischen Gedanken", „jedes Land ist auf die Dauer für die Fenster verantwortlich, die seine Presse einschlägt", — wie viel Beherzigenswertes liegt in diesen und ähnlichen, aufs Geratewohl von mir herausgegriffenen Sätzen.

Das sind ja alles keine absonderlichen Gedankenfunde, in großer Zeit von bedeutendem Munde ausgesprochen dürften sie aber nicht bloß vergängliche Eintagsgeschöpfe sein „aus der Zeit — für die Zeit!"

Besondere Beachtung gebührt natürlich den zahlreichen staatsmännischen Winken, die dem deutschen Volke für Gegenwart und Zukunft gegeben werden. Hierher gehören zunächst die zahlreichen Stellen, in denen Bismarck von dem Standpunkte des Patrioten zugleich und nüchternen Realpolitikers unserem Volke seine Geschichte ausdeutet, deren Verlauf ihm mit einer staunenswerten Klarheit und Sicherheit des Wissens immer gegenwärtig war. Mag er bei den Hohenstaufen, den Kämpfen zwischen Kaiser und Papst, dem Zeitalter Ludwigs XIV., des großen Kurfürsten, Friedrichs des Großen, bei Bildern deutscher Ohnmacht oder deutscher Erhebung verweilen — immer derselbe Grundgedanke, daß das begabte und tüchtige deutsche Volk auf der großen Bühne der Welt eine ganz andere Rolle hätte spielen können, wenn es seine Kräfte nur entschlossener zusammengefaßt, in seiner Zerrissenheit auch nur geahnt hätte, wie stark es sei. — Ein paar Beispiele auch hier. Daß Preußens König 1849 die Kaiserkrone abgelehnt hat, war durchaus nach dem Herzen des damaligen Abgeordneten für Westhavelland Bismarck. „Wir alle wollen", sagt er am 6. September 1849, „daß der preußische Adler seine Fittiche von der Memel bis zum Donnersberge schützend und herrschend ausbreite, aber frei wollen wir ihn sehen, nicht gefesselt durch einen neuen Reichstag von Regensburg, nicht gestutzt an den Flügeln von jener gleichmachenden Heckenschere aus Frankfurt, — die erst in Gotha zu einem friedlichen Instrumente umgeschmiedet wurde, während sie wenige Wochen vorher in Frankfurt als drohende Waffe gegen das Preußentum geschwungen wurde." So der Abgeordnete Bismarck.

Dem Ministerpräsidenten (das hatten Frankfurt, Petersburg und Paris gewirkt) schwebt wenigstens seit 1867 ein mächtiges Deutschland vor, mit preußischer Spitze und ohne Österreich, aber nicht als Einheitsstaat. Welche Herkulesarbeit nötig gewesen ist, um durch die Armeereorganisation ein starkes Preußen zu schaffen, nach 1866 die liberalen Gelüste der einen, die Annexionsgier der anderen abzuwehren, die zahlreichen Partikularismen, den preußischen voran, niederzuhalten, einen Bund und dann ein Reich mit einer genügend starken Centralgewalt durchzusetzen unter steter Bekämpfung offenbarer Bundes- und später Reichsfeinde im Innern, — davon werden die Bismarckreden in ihrer lapidaren Sprache noch einer späten Nachwelt Kunde geben. Wie hoch oder gering meine geehrten Zuhörer die Verdienste des ersten Kanzlers auf kirchenpolitischem, finanziellem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiete einschätzen, kann ich nicht wissen, kümmert mich auch wenig. Ich sage nur das: wie viele Goldkörner tiefer Staatsweisheit in diesen Fachreden enthalten sind, ermißt ein späteres Geschlecht sicher besser als wir, pflegen doch auch die Irrtümer eines großen Mannes von der Art zu sein, daß sich aus ihnen vieles lernen läßt. Ein nationaler Besitz von unbestrittenem Wert werden aber für immerdar die Reden von europäischer Bedeutung sein, in denen der größte Staatsmann der Zeit über weittragende Fragen der hohen Politik mit der ihm eignen mutigen Offenheit sich ausgelassen hat. Daß sich auch in dem Werden, Blühen und Vergehen der Staaten ein harter Kampf ums Dasein abspielt, in dem jeder Staat möglichst große Vorteile für sich zu erraffen sucht und der Kräftige die minder Kräftigen schließlich überdauert, daß man vor jedem Grenznachbar stets auf der Hut sein muß, daß Einwohnerzahl, Steuerkraft, Anzahl der Bajonette und Kriegsschiffe Gewichte in der Wagschale sind, welche nie außer Acht gelassen werden dürfen, — dies und derartiges hat der große Realpolitiker dem zu' idealen Selbsttäuschungen nur zu sehr neigenden Volke der Dichter und Denker hundertfältig nahegeführt. Seine staatsmännische Größe liegt aber vielleicht noch mehr darin, daß er nicht nur kühler Rechenkünstler und Statistiker war, sondern auch das, was er selbst Imponderabilien der Politik nennt, stark in seinen Calcul hereinzog, als da sind Glauben und Aberglauben, herrschende Vorurteile, tiefgewurzelte Zu- und Abneigungen, Grad der Begeisterung und Aufopferungsfähigkeit, die Fähigkeiten und Gesinnungen gerade tonangebender Persönlichkeiten. Das größte imponderabile für den ganzen Weltteil war freilich er selbst mit seiner löwenhaften Unerschrockenheit, seiner nicht zu beugenden Energie, seiner die letzten Absichten klug verhaltenden Offenheit und der meist so überraschenden Kühnheit seiner diplomatischen Schachzüge.

Und das End- und Strebeziel dieser Bismarckschen Politik ist seit 1871, was wohl jeder Bismarckfeind zugeben muß, ausschließlich **Deutschlands** Macht, Ehre und Heil gewesen; oft genug hat er den Vorwurf hören müssen, der Preuße sei bei ihm allzusehr aufgegangen in dem Deutschen. Wie hat er, unter dem schwarz-weiß-roten Banner stehend, von des Reiches höchster Zinne bei kräftigem Eintreten für jedes Bundesfürsten altererbte Rechte darüber gewacht, daß der Ausbau des Reiches nach innen ungefährdet sich vollziehe, **wenn möglich** ganz nach seinen Bauplänen, im Notfalle auch nach abgeänderten, daß nur ja der Main sich nicht vertiefe oder sonst eine Rückläufigkeit der Reichsflut sich bemerklich mache! Auf die Einrede von Bunsens am 11. Dezember 1867, die Waldecker, nunmehr Bürger keines Staates, würden in Arolsen ihren Mikado haben, in Berlin dagegen ihren erhabenen und mächtigen Taikun, erwidert er das schöne Wort: „den Waldeckern bleibt der Ehrenname von Deutschen; einen anderen als den deutschen nationalen Patriotismus zu pflegen, haben wir keine Veranlassung; es ist nicht unsere Aufgabe."

Den preußischen Vollblutpatrioten, die 1866 am liebsten die schwarz-weißen Grenzpfähle bis zum Main und Erzgebirge vorgerückt gesehen hätten, hält er die festen Worte entgegen (17. August 1866): „Die Regierung denkt die Schwierigkeiten auf deutsche Art zu überwinden, durch Schonung der Eigentümlichkeiten und allmähliche Eingewöhnung, nicht, wie es bei romanischen Völkern üblich ist, mit einem Schlage. — Je rückhaltloser Preußen zeigt, daß es seine Feinde von der Landkarte wegfegen kann, umso pünktlicher muß es seinen Freunden Wort halten. In Süddeutschland wird dieser Glaube an unsere politische Redlichkeit von großem Gewicht sein."

Eine geradezu klassische Stelle aus dem Jahre 1867 (4. März) bitte ich noch im Auszuge anführen zu dürfen: Blicken Sie im Mittelalter von dem Russischen Reiche der Ruriks bis zu den westgotischen und arabischen Gebieten in Spanien, so werden Sie finden, daß Deutschland vor allen die Aussicht hatte, ein einiges Reich zu bleiben. Was ist der Grund, der uns die Einheit verlieren ließ und uns bis jetzt verhindert hat, sie wieder zu gewinnen? — Es ist der Mangel jener Gefügigkeit des Einzelnen und des Stammes zu Gunsten des Gemeinwesens, jener Gefügigkeit, welche unsere Nachbarvölker in den Stand gesetzt hat, die Wohlthat, die wir erstreben, sich schon früher zu sichern. — Liefern auch wir den Beweis, daß Deutschland in einer sechshundertjährigen Leidensgeschichte Erfahrungen gemacht hat, die es beherzigt.

In einer der letzten großen Reden, der denkwürdigen vom 6. Februar 1888, heißt es den russischen Preßdrohungen gegenüber:

„Wer den Frieden bricht, wird sich überzeugen, daß die kampfesfreudige Vaterlandsliebe, welche 1813 die gesamte Bevölkerung des damals schwachen, kleinen und ausgesogenen Preußen unter die Fahne rief, heutzutage ein Gemeingut der ganzen deutschen Nation ist, daß der, welcher sie angreift, sie einheitlich gewaffnet finden wird, jeden Wehrmann mit dem Glauben im Herzen: Gott wird mit uns sein."

War ich im Rechte, als ich dem großen politischen Lehrmeister und Züchtiger des deutschen Volkes eine Stellung anwies vergleichbar (natürlich mutatis mutandis) der alttestamentlicher Propheten? — Ich eile zum Schluß. Ein geistvollerer Mann als ich könnte bei solchem Stoffe um ein großartig wirkendes Schlußtableau, beispielshalber aus der Geschichte der politischen Beredsamkeit, nicht verlegen sein. Meinem Sinn und Können entspricht es mehr, ganz schlicht des nach der menschlichen Seite erbauenden Eindrucks, den die Reden zurücklassen, abschließend noch kurz Erwähnung zu thun.

„Hier bin ich Mensch, hier darf ich's sein" sagt Faust unter dem fröhlichen Bauernvolke. Fürst Bismarck hat sich auch als höchster Würdenträger auf der Ministerbank, wo er es nach herkömmlicher Anschauung nicht durfte, immer als Mensch mit seinem Lieben und Hassen, seinen hohen Tugenden wie üblen Eigenschaften gegeben. War sie bedroht, so hat er alle Rechte seiner amtlichen Stellung bis zum Jota geltend gemacht und den major domus nicht sinken lassen, der er thatsächlich war. Dabei aber klingt unsäglich wohlthuend das nihil humani a me alineum esse puto durch alle Reden hindurch von 1847—1889. Wie gern plaudert er gelegentlich Selbsterlebtes aus! Aber auch das, was er dem Volke abgelauscht. Wie der deutsche Tagelöhner, Bauer und Förster denkt, wie dem Corpsstudenten durch die Mensurbrille die Welt erscheint, wie es in der Armee zugeht vom General bis zum Offiziersburschen hinab, was für Kurzweil junge Mädchen zu treiben lieben, was am Stammtisch geplaudert zu werden pflegt, worüber der großstädtische Pöbel seine Scherze zu machen liebt, was in Theatern eben gerade das Parterre und die oberen Ränge ergötzt, bis hinauf zu dem Leben und Treiben in hohen, höchsten und allerhöchsten Kreisen — alles kommt gelegentlich zur Aussprache, nicht selten in urkräftiger, oft aber auch in graziös zugespitzter und menschlich in höchstem Grade liebenswürdiger Fassung.

Nach alledem ist es sicher nicht als eine Überschwenglichkeit abzuweisen, wenn Fürst Bismarck unter dem Gesichtspunkte der Prophetie im bezeichneten Sinne neuerdings öfters mit Luther und Goethe zusammengestellt worden ist. Die Vergleichung mit Goethe kann freilich nur dem einigermaßen einleuchtend sein, der den ganzen Dichter kennt,

insbesondere „den jungen Goethe". Bei aller sonstigen Unvergleichbarkeit haben diese drei sicher das miteinander gemein, daß sie gottbegnadete Kernnaturen waren, daß sie dem in der Tiefe von ihnen erfaßten deutschen Volke auf ihren Gebieten leuchtendes Beispiel gegeben und auf weithinaus die Wege gewiesen haben. „Für mich hat es immer nur einen einzigen Kompaß, einen einzigen Polarstern gegeben, nach dem ich steure, das gemeine Wohl" sagt Bismarck am 24. Februar 1881, wie es auf religiösem Gebiete Luther, auf ästhetischem Goethe von sich rühmen durften. Freuen wir uns, daß auch von dem großen Staatsmanne der Deutschen der Zukunft noch etwas anderes übrig bleibt als sein Nachruhm und die von ihm geschaffenen, dem Gesetze des Wandels ja doch unterstehenden politischen Gebilde, daß wir neben zahlreichen Briefen die Reden besitzen als Vermächtnisse seines Fühlens und Denkens, seines Deutsch- und Menschentums zur Erbauung für alle Zeiten.

Lassen Sie mich mit dem schlichten Wunsche schließen, daß der erleuchtete „Prophet" des deutschen Volkes im Sachsenwalde uns noch recht lange bei frischer Kraft erhalten bleiben und auf seine alten Tage in dem Glauben an seine Deutschen nicht erschüttert werden möge, zu dem er sich in jüngeren Jahren trotz vielfacher unerfreulicher Wahrnehmungen wiederholt in erhebender Weise bekannt hat.

---

## Heinemanns Goethe.[1]

Von **Otto Lyon** in Dresden.

Die letzten Jahre haben uns zwar infolge des bekannten Preisausschreibens eine Zahl kurzer einbändiger Goethebiographien gebracht, aber eine umfassendere Biographie, die bei den einzelnen Entwickelungsstufen des großen Dichters eingehender verweilt und dem entsprechend überall mehr in die Tiefe dringt, fehlte uns, trotzdem wir manche hübsche, abgerundete Darstellung des Goethischen Lebens besitzen. Namentlich aber machte sich beim Betriebe des deutschen Unterrichts der Mangel einer Biographie, die den Stoff zugleich den Bedürfnissen des Unterrichts entsprechend gliederte und gruppierte, ganz nachdrücklich geltend. Auch ein Goethebilderatlas, der im wesentlichen die Forderungen erfüllte, welche Friedrich Zarncke im 11. Bande der philologisch-historischen Abhandlungen

---

1) Karl Heinemann, Goethe. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text. Leipzig, E. A. Seemann 1895. 2 Bände. 480 S. und 448 S. Preis Mark 12.

der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften an ein solches Werk stellte, war schon lange von den Freunden unserer klassischen Dichtung ersehnt und für Schule und Haus erwünscht. Beiden Wünschen bietet sich nun die vorliegende illustrierte Goethebiographie Heinemanns dar, die mit einer eingehenden Darstellung des Lebens und der Werke Goethes eine trefflich ausgewählte Reihe von eingestreuten Abbildungen verbindet.

Zunächst schildert Heinemann die Vorfahren und Eltern Goethes. Die norddeutsche Herkunft des Geschlechtes der Goethe wird erwähnt, indem darauf hingewiesen wird, daß der Urgroßvater Goethes, der Hufschmied Hans Goethe, in Sangerhausen geboren war. Später zog er nach Artern an der Unstrut, und eine Abbildung zeigt das schlichte Bauernhaus, das wir als Stammhaus der Familie Goethe in Artern an der Unstrut verehren. Der Sohn dieses Hufschmiedes, Goethes Großvater Friedrich Georg Goethe, der 1657 in Artern geboren war, wurde Schneider. In liebevoller Weise schildert Heinemann die Thatkraft und den Fleiß dieses Mannes, der durch rastlose Arbeit den Grund zu dem Vermögen der Familie Goethe legte und stets von einem Streben nach Höherem beseelt war. Nach mehrjährigem Aufenthalte in Frankreich ließ sich Friedrich Georg Goethe, etwa im Jahre 1686, in Frankfurt am Main nieder. Anfangs erging es ihm recht kümmerlich. Als er sich im Jahre 1687 mit Anna Elisabeth, der Tochter des Schneidermeisters Lutz, vermählte, war sein Einkommen noch sehr gering und noch 1691 betrug es nicht über 300 Gulden. Aber im Jahre 1704 gehörte er bereits zu den Höchstbesteuerten Frankfurts, deren Einschatzsumme mindestens eine Höhe von 15000 Gulden hatte. Im Jahre 1700 starb seine Frau und nach vierjährigem Witwerstande vermählte er sich zum zweiten Male. Seine zweite Frau war die damals 36jährige Witwe Cornelia Schelhorn, gleichfalls die Tochter eines Schneiders, die mit dem Stallknecht und späteren Gasthofsbesitzer Johannes Schelhorn verheiratet gewesen war. Dieser hatte ihr den Weidenhof (jetzt Zeil 68 und 70) hinterlassen, und außerdem hatte sie auch von ihrem Vater ein hübsches Vermögen ererbt. Aus dieser zweiten Ehe ging der Sohn Johann Kaspar, der Vater Goethes, hervor, der im Jahre 1710 geboren wurde. Im Jahre 1730 starb der Großvater unseres Dichters, und die Großmutter bewirtschaftete den Gasthof noch bis zum Jahre 1735 und zog in das bekannte Haus auf dem Hirschgraben, das wir heute als Goethehaus verehren und das sie im Januar 1733 für sich und ihren Sohn gekauft hatte. Eine Abbildung stellt das Goethehaus in Frankfurt am Main vor dem Umbau dar, auch eine alte Ansicht von Frankfurt am Main aus dem Jahre 1552 mit dem Hirschgraben und den darin befindlichen Hirschen ist beigegeben. Johann Kaspar Goethe

besuchte nun seit 1725 das Gymnasium zu Koburg und studierte später in Leipzig und Gießen die Rechtswissenschaft. Nach kurzem Aufenthalte an dem Reichskammergericht in Wetzlar promovierte er 1738 in Gießen. Er bereiste zu seiner weiteren Ausbildung Italien, Frankreich und Holland und kehrte dann nach Frankfurt zurück, um sich dort um ein kleineres städtisches Amt zu bewerben. Er wollte auf diesem Wege allmählich in die regierenden Geschlechter Frankfurts aufsteigen. Obwohl er auf jeden Gehalt verzichtete, wenn man ihn ohne Kugelung in das Amt einsetzte, wurde der Schneiderssohn doch zurückgewiesen. Hierdurch schwer gekränkt sah er von jeder weiteren Bewerbung um ein städtisches Amt ab und kaufte sich im Jahre 1742 vom Kaiser Karl VII. den Rang und Titel eines kaiserlichen Rates. Nun stand er den Ratsherren Frankfurts im Range gleich und wurde daher auch von einer der ersten Familien der Stadt als Bewerber um die Hand der Tochter des Hauses willkommen geheißen. An der Spitze der Verwaltung der freien Reichsstadt Frankfurt am Main stand der Stadtschultheiß Johann Wolfgang Textor. Dieser war nicht vermögend, besaß aber vier Töchter, und so war ihm der reiche kaiserliche Rat Goethe als Schwiegersohn nicht unwillkommen. Am 20. August 1748 vermählte sich Johann Caspar Goethe mit Catharine Elisabeth Textor, die, am 19. Februar 1731 geboren, einundzwanzig Jahre jünger als ihr Gatte war. Die Familie Textor war eine süddeutsche Gelehrtenfamilie, und schon der Urahne dieses Geschlechts, Georg Weber, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in Weikersheim an der Tauber lebte, besaß gelehrte Neigungen; denn er war es, der den deutschen Namen Weber in den lateinischen Textor umwandelte. Der Enkel dieses Weber, Johann Wolfgang Textor, der Urgroßvater unseres Dichters, war Professor der Rechtswissenschaft in Altorf und Heidelberg und wurde 1691 als Syndikus nach Frankfurt am Main berufen. Dessen Sohn, der Frankfurter Advokat Christoph Heinrich, vermählte sich mit der Tochter des Frankfurter Handelsmannes Johann Nicolaus Appel, und am 12. Dezember 1693 wurde diesem Ehepaare Johann Wolfgang Textor, der spätere Stadtschultheiß von Frankfurt und Vater der Mutter des Dichters, geboren. Er studierte seit 1712 in Altorf die Rechtswissenschaft und promovierte dort 1717. Dann ging er an das Reichskammergericht nach Wetzlar als Kameraladvokat; hier vermählte er sich 1727 mit Anna Margareta Lindheimer, der damals siebzehnjährigen Tochter des gleichfalls aus Frankfurt gebürtigen Kammergerichtsprokurators Cornelius Lindheimer. Kurz nach seiner Vermählung wurde Textor im Dezember 1727 als Mitglied des Rates nach Frankfurt berufen und bezog dort das elterliche Haus auf der Friedberger Gasse. Bald stieg er zum Schöffen, dann zum älteren Bürgermeister und endlich am 10. August

1747 zum Stadtschultheißen empor. Sowohl von Goethes Urgroßvater Johann Wolfgang Textor, wie von des Dichters Großvater Johann Wolfgang Textor und der Großmutter Anna Margarete Textor, ebenso von Goethes Vater und Mutter sind charakteristische und gut ausgeführte Bilder in den Text eingefügt.

So führt uns Heinemann in eingehender Weise die Ahnen Goethes vor und zeigt, wie Nord und Süd, wie Handwerker und Gelehrtenstand in Goethes Vorfahren sich in schöner Weise verschmelzen. Er schildert dann lebensvoll die Charakterzüge des Vaters und der Mutter. Die ernste Beharrlichkeit und Gediegenheit des Vaters, sein überaus starkes Pflichtgefühl, seine Bedürfnislosigkeit, seine strenge Auffassung des Lebens und unerbittliche Konsequenz werden ebenso eingehend dargelegt wie die Frohnatur, Frömmigkeit und dichterische Begabung der Mutter. Auch der Einfluß der Vaterstadt auf den Dichter wird genau untersucht und nachgewiesen. Eine kurze Darlegung der geschichtlichen Entwickelung Frankfurts und der Bedeutung dieser Stadt giebt einen Einblick, wie auch hier Vergangenheit und Gegenwart wunderbar ineinanderflossen. Die Handelsstadt und die Krönungsstadt, die von Mauern, Wällen und Gräben umschlossen ist und der die altertümliche Bauart der Häuser, die engen, winkeligen, zum Teil durch Verbindungsgänge überbrückten Straßen, die abgeschlossene Judengasse ein eigenartiges Gepräge gaben, tritt uns in den Schilderungen Heinemanns klar und deutlich entgegen. Ein großer Stadtplan von Frankfurt a. M. aus dem 18. Jahrhundert, das damals 3000 Häuser und ungefähr 33000 Einwohner besaß, ist beigefügt, ebenso sind Abbildungen von der Friedberger Warte, der Sachsenhäuser Warte, der Judengasse, der Zeil und der Aussicht vom Giebelzimmer des Goethehauses eingestreut. Auch die Schattenseiten des Frankfurter Lebens werden nicht verschwiegen: der beschränkte Partikularismus, die Einseitigkeit in religiöser Beziehung, die Hinneigung zu Paris und zu französischem Wesen, die Abneigung gegen Preußen, an der Goethe sein Leben lang festgehalten hat, werden in scharfen Umrissen gezeichnet. Ich hebe als Beispiel der trefflichen Schilderungsweise Heinemanns die Darstellung der Judengasse aus: „Neben Hamburg war Frankfurt eine Hochburg der Orthodoxie. Daß diese ihre religiöse Unduldsamkeit besonders den Juden gegenüber zeigte, ist leicht erklärlich. Ursprünglich in günstiger Lage und unter den Schutz des Reiches gestellt, wurde ihnen schon in der Mitte des 15. Jahrhunderts dieser Schutz geraubt und bald darauf ein besonderer Wohnsitz angewiesen in der neuen Judengasse, die auch Neu-Ägypten genannt wurde, in der sie 334 Jahre bleiben sollten. Die Gasse war sehr klein; sie umfaßte 1811 159 Häuser, in denen nicht weniger als 2214 Menschen wohnen

mußten. Einer Übervölkerung wurde dadurch vorgebeugt, daß nur 12 jüdische Ehen im Jahre geschlossen werden durften. Finster und unwohnlich, an drei Seiten durch Thore geschlossen, die Wochentags auch nur bis Sonnenuntergang geöffnet waren, hatte die Judengasse meist nur eine Breite von 12 Fuß und war von beiden Seiten mit hohen, dicht aneinander stoßenden Häusern bebaut. Es war ein ungesunder, kalter und enger Wohnsitz. Sich wo anders der frischen Luft zu erfreuen, wurde den Bewohnern sehr erschwert. Kein Jude durfte die Stadtallee, die zu Passagen benutzten Kreuzgänge der Kirche oder des Pfarreisens oder den Holz- oder Zimmergraben oder den Römerberg außer der Ostseite betreten. Besondere Erkennungszeichen machten die Juden jedem kenntlich. Sie zu beschimpfen und zu schmähen hielt der Bürger für ein gutes Werk. Auch glaubte sich jeder Christ beberechtigt, einen Juden zu duzen. Der Rat sogar verschmähte es nicht, das Schandbild am Thor unter dem Brückenturm an einer Bogenwand, das zu ihrer Mißhandlung aufforderte, noch 1747, als es zerstört worden war, zu erneuern. Es war wiederum eine andere Welt, die hier dem Knaben entgegentrat: Ein Stück Barbarei und Mittelalter in der Zeit der Aufklärung. Trotz der bösen Urteile über sie, trotz des Schmutzes und der Enge ihrer Gasse ruhte er nicht, bis er ihre Sitten und Einrichtungen kennen gelernt hatte, achtungswerte Menschen, thätig und gefällig, die ihn freundlich aufnahmen und zur Wiederkehr einluden."

Nach allen Richtungen hin baut so Heinemann den Untergrund aus, um auf dieser festen und sicheren Grundlage nun die Kindheit und Jugend Goethes, wie sie sich unter diesen verschiedenen Einflüssen gestaltete, mit klaren Strichen zu zeichnen. Es ist ihm so in meisterlicher Weise gelungen, das Milieu, die Umwelt der menschlichen und dichterischen Entwickelung Goethes darzulegen und für seine Darstellung festzuhalten. Genau wie hier verfährt er auch bei der Schilderung aller späteren Lebensabschnitte des Dichters. Wie hier Frankfurt stellt er weiterhin Leipzig, Straßburg, Sesenheim, Wetzlar, Weimar, Tiefurt, die Hauptpunkte seiner italienischen Reise, Karlsbad, die Hauptpunkte der Reise am Rhein, Main und Neckar (besonders die Gerbermühle bei Frankfurt am Main) u. a. dar, überall die Schilderung durch zahlreiche eingefügte Abbildungen unterstützend. Wir sehen in diesem genauen Eingehen auf die Örtlichkeiten, an denen sich wichtige Ereignisse aus Goethes Leben abspielten, einen besonderen Vorzug des Heinemannschen Werkes; eine solche lebensvolle Anschaulichkeit in Bezug auf die Schilderung der Umwelt Goethes finden wir in keiner der bisher erschienenen Goethebiographien. Und ebenso lebendig stellt der Verfasser die verschiedenen Lebenskreise dar, in die Goethe in seinem

reichbewegten Leben eingetreten ist. Wir heben hier eine der Glanzstellen des Heinemannschen Werkes als Beispiel dieser Schilderungsweise hervor: den Eintritt Goethes in den Straßburger Kreis, wo er mit Salzmann, Weyland, Jung Stilling, Lerse und vor allem mit Herder, sowie später mit der Familie Brion in Sesenheim bekannt wurde. So wird hier, wie Heinemann sonst die Vorfahren Goethes oder einen Ort, an dem Goethe sich aufhielt, genau schildert, Herders Persönlichkeit, sein Lebens- und Bildungsgang mit kurzen, kräftigen Strichen entworfen, so klar und fest, daß wir diesen Mann in sicheren Umrissen vor unserm geistigen Auge stehen sehen. Neben diesen ernsten jungen Mann, der durch seine gewaltigen Ideen der Reformator der deutschen Geisteswelt werden sollte, tritt nun der leichtlebige, verwöhnte, von Männern und Frauen verhätschelte Wolfgang, noch so kindlich, daß er immer aufgelegt war, „närrisch Zeug zu machen, zu hüpfen und bei einem kleinen Vorfalle sehr laut zu krähen oder ein anderes Mal um den Tisch zu tanzen und Gesichter zu schneiden." Mit feinem Sinne wird dargelegt, wie Herder in allen seinen Briefen aus Straßburg Goethes gar nicht gedenkt, obwohl dieser doch täglich in Herders Krankenstube im Gasthof zum Louvre (jetzt Salzmanngasse Nr. 7) kam und nicht müde ward, trotz aller Grillen und Launen des Kranken ihm Gesellschaft zu leisten, wie Herder nur Hohn und Spott für Goethe hatte und den Flatterhaften mit beißendem Witz kurierte, wie aber trotzdem Goethe monatelang den Spott ertrug und mit ganzer Seele an Herder hing um der neuen großen Gedanken willen, die von diesem Genius auf Goethe überströmten. Diese neuen gewaltigen Gedanken, aus denen unser modernes Geistesleben hervorgegangen ist, faßt Heinemann mit Recht in die Worte: Forderung einer Kunst auf nationaler Grundlage und Pflege des Nationalen und Individuellen. Herder wandte sich von den Franzosen ab, weil deren Dichtung, Wissenschaft und Kunst der nationalen Grundlage entbehrte, weil diese ein fremdes Volk, die Griechen, als ihren Führer und Lenker erkoren hatten. Goethe, der bisher sowohl in Frankfurt als namentlich auch in Leipzig ganz französischem Vorbilde gefolgt war, warf hier in Straßburg, von Herder dazu getrieben, alles französische Wesen über Bord, das ihm auf einmal kalt und abgelebt erschien. Während Lessing in seiner Hamburgischen Dramaturgie das Signal zur Verehrung Shakespeares in Deutschland gegeben und Shakespeare neben Sophokles gestellt, die Frage aber, in welcher Weise wir diesen Mustern nacheifern sollen, offen gelassen hatte, zeigt Herder, daß beide darum so groß und herrlich und doch in ihrer Kunst himmelweit verschieden sind, weil beide auf natürlichem, nationalem Boden erwachsen sind. „Beide folgen den Forderungen ihres Volkes, ihrer Zeit und ihrer Anschauung. Dort die

Schicksalstragödie auf dem Boden der Religion aus einer Opferhandlung entstanden, aus dem Chor hervorgewachsen, in den einfachsten Verhältnissen und den Sagen, die in einer Familie sich abspielen, und darum Einfachheit und Einheit von Ort und Zeit, geringe Zahl von Personen; hier die komplizierten Verhältnisse eines großen Staates, profane Handlung, deren Mittelpunkt der Held und sein Charakter ist, und ein Vielfaches von Ständen, Lebensarten und Gesinnungen, zur Darstellung der Geschichte sich aufbauend auf Staats- und Marionettenspielen, und deshalb Charaktertragödie, unbeschränkte Zahl der Personen, keine Beschränkung von Ort und Zeit, keine Bindung der Scene, aber jede in ihrem natürlichen Lokalton, Einheit der Ideen, und der Dichter der souveräne Herr über Zeit und Ort. Und weil Sophokles und Shakespeares nationale Dichtung, Dichtung ihrer Zeit, ihres Volkes, ihres Dramas ist, deshalb erreichen sie denselben Zweck, dasselbe Ziel: das tragische Mitleid." Diese Gedanken Herders fielen wie Feuer in Goethes Seele. Eine begeisterte Bewunderung Shakespeares loderte in seinem Herzen auf und vernichtete mit einem Male die verworrene und unwahre Anschauung und Beurteilung Shakespeares, wie sie von Wieland aus bisher Goethes Geist beherrscht hatte. Mit Dramen in französischer Manier, wie sie in den „Mitschuldigen" und in „der Laune des Verliebten" seiner Leipziger Zeit entsprossen waren, ist es nun ein für allemal vorüber. Er wollte einen Cäsar dichten, und es sind uns Bruchstücke von diesem Drama erhalten. Leider hat er es nicht vollendet, aber Götz und der Urfaust sind zur Reife gelangte herrliche Früchte der Herderschen Lehre.

Während die Zeit vor Herder und Goethe immer nur fragte, wem der Deutsche nachahmen müsse, während man Bodmer mit Stolz den deutschen Homer, Gleim den deutschen Anakreon und Tyrtäus, Geßner unsern Theokrit und die Karschin unsere Sappho nannte, lehrte Herder, daß jedes Volk, wie es seinen eigenen Charakter und seine eigene Sprache hat, auch seine eigene Poesie habe. „Das erste Merkmal der Besinnung" heißt es in Herders Schriften, „war Wort der Seele und mit ihm ist die Sprache erfunden; sie ist eine Sammlung solcher Merkmale, die innere Sprache, die gefühlte, empfundene wird zur äußeren, gesprochenen. Wie eine Braut bei ihrem Geliebten, wenn derselbe seine Arme um sie geschlungen, an ihrem Munde hanget; wie zwei zusammen Vermählte, die sich einander mitteilen, ein paar Zwillinge, die zusammen gebildet und erzogen — wie Platons Seele zum Körper, so verhalten sich Gedanken und Wort, Empfindung und Ausdruck. Weil die Empfindung den Ausdruck schafft, darum muß der Dichter in seiner Muttersprache dichten. Sie drückte sich uns zuerst und in den

zartesten Jahren ein, da wir mittelst Worten in unserer Seele die Welt von Begriffen und Worten sammelten, die dem Dichter eine Schatzkammer wird . . . in sie ist unsere Denkart gleichsam gepflanzt, und unsere Seele und Ohr und Organe der Sprache sind mit ihr gebildet. Sie übertrifft, so wie das Vaterland, an Reiz alle übrigen Sprachen in den Augen dessen, der der Sohn ihres Herzens, der Säugling ihrer Brust, der Zögling ihrer Hände gewesen, jetzt die Freude ihrer besten Jahre ist, und die Hoffnung und Ehre ihres Alters sein soll." So zeigt Herder die Muttersprache in einem ganz neuen, ungeahnten Lichte und hat zuerst ihren Wert und ihre Bedeutung nachdrücklich hervorgehoben. Fort mit der Nachahmung, die man bisher als das höchste Ideal gepriesen! lautet nun der Wahlspruch. Studieren sollen wir die großen Griechen, unsern Genius an dem ihren entzünden, aber nicht nachahmen. „Damit war der Bann gebrochen, der Weg gezeigt, den der große Genius, der jetzt noch als Schüler zu den Füßen des Lehrers saß, betreten sollte, um ein deutschnationales Werk zu schaffen. Welchen Eindruck diese Lehre auf Goethe machte, erkennen wir aus einem Briefe aus Wetzlar, als er die Fragmente Herders gelesen hatte: „Wie eine Göttererscheinung ist es über mich herabgestiegen, hat mein Herz und Sinn mit warmer, heiliger Gegenwart durch und durch belebt, das Wort: wie Gedanke und Empfindung den Ausdruck bildet. So innig habe ich das genossen." Der Dichter in Goethe fühlte sich wunderbar getroffen. Es war das Geheimnis seines Schaffens, das ihm bisher unklar, nun in diesen Worten deutlich entgegentrat; und welch herrlicher Aufschluß! Nun schreibt und dichtet er, wie die Natur ihn unterweist, wie die Empfindung und das Herz ihm gebieten. Für immer ist es nun mit dem Dichten in französischer Sprache vorbei, das er auch noch in Straßburg betrieben hatte, vorbei mit dem Plane nach Paris zu gehen; Goethe wird ein deutscher Dichter. Jetzt werden Regel und Zwang abgeworfen. Nicht Sprachnachahmer ist er mehr, ein gewaltiger Sprachschöpfer wird der Dichter. Nun rauscht seine Rede daher wie der Bach, der durch Berg und Stein sich Bahn gebrochen, dann durch die Ebene prangend fließt, ureigne Schöpfung, Ausdruck der überschwellenden Empfindung."

Neben der Vernichtung der Nachahmung ergab sich aus Herders Lehre noch ein zweites Großes und Herrliches. „Wenn die Empfindung den Ausdruck schafft, wenn nicht das Wissen, sondern die heilige Empfindung, das freie lebendige Fühlen der Quell wahrer Poesie ist, wenn die erste Sprache überhaupt Poesie war, dann ist die Poesie „nicht Privatbesitz einzelner hervorragender, gebildeter Männer, sondern sie muß Welt- und Völkergabe sein"; damit war das größte Ergebnis

Herderschen Denkens ausgesprochen, die Entdeckung der Volkspoesie.“ Nachdem Heinemann darauf hingewiesen, daß Herder nicht der erste war, der auf Lieder des Volkes aufmerksam machte, daß schon Montaigne in seinen Essays davon gesprochen hatte und in England schon 1765 Percys Sammlung erschienen war, daß sich auch schon bei Hagedorn, Kleist und Lessing Interesse für das Volkslied gezeigt hatte, führt er aus, daß dennoch Herder der erste war, der zuerst die Bedeutung und den Wert der Volkspoesie feststellte und nicht bloß für die bis dahin geltenden Namen Reuterlied, Gassenhauer, Buhllied das einfach schöne Volkslied setzte, sondern auch mit der Anschauung eines Gottsched und Nicolai für alle Zeiten aufräumte, daß diese Dichtung eine Dichtung des Pöbels und für den Pöbel sei. Die Verkündigung Herders, daß die Wahrheit der Darstellung, das lebendige Empfinden, das Konkrete, die lebendige Gegenwart der Bilder, der Zusammenhang der Empfindung und des Ausdrucks, mit einem Wort: die Unmittelbarkeit der Natur das Geheimnis des Volksliedes und seiner Erhaltung durch Jahrhunderte sei, wirkte tief und umgestaltend auf Goethes bisherige Anschauungen. Nun sammelt er auf seinen Streifereien durch das Elsaß Volkslieder und Volksweisen, nun erkennt er, daß die Kunstpoesie nur gesunden könne, wenn sie auf die Volkspoesie zurückgehe. Von demselben Standpunkte aus wie den Homer und Shakespeare betrachtet Herder die Bibel; er sieht in ihren poetischen Büchern, z. B. den Psalmen, die ältesten Urkunden der Volkspoesie und behandelt sie in wahrhaft wissenschaftlicher, geistvoller Weise litterarisch und ästhetisch. So hat Herder dem gesamten Deutschland den Homer, Shakespeare und den poetischen Gehalt der Bibel eigentlich erst erschlossen, und Goethe ging mit Begeisterung auf seine Gedanken ein. Auch Goethes Schrift „von deutscher Baukunst“ geht auf Herdersche Anregungen zurück. So zeigt Heinemann in klarer und begeisternder Darstellung, wie durch Herders Lehre der Dichter und der ganze Mensch Goethe umgewandelt wurde. Er weist die tiefe Kluft auf, die zwischen Goethes Leipziger Standpunkte, wo ihm Wielands Musarion als die herrlichste Verkörperung der Antike erschien, und seinen Straßburger Anschauungen besteht, wo er in Homer und Pindar, Shakespeare und Ossian in schwärmerischer Begeisterung nicht etwa nachzuahmende Vorbilder, sondern die glücklichsten poetischen Köpfe ihres Volkes und ihres Zeitalters, nicht aber aller Völker und Zeiten sieht.

Eine Einwendung möchten wir aber hierbei machen. Heinemann führt auch die Meinung, daß die Dichtung der Ausfluß einer genialen Begabung, des Genius oder des Genies sei, auf Herder zurück. Diese Lehre war aber schon lange vor Herders Auftreten durch Klopstock verkündet worden, und das Erscheinen der drei ersten Gesänge des Messias

im Jahre 1748 hatte diese Lehre thatsächlich offenbart; sie ist außerdem der Kernpunkt von Klopstocks Gelehrtenrepublik, die Heinemann wie alle Goethephilologen mit Unrecht für ein abstruses Werk erklärt. Nur die Einkleidung ist sonderbar, die Gedanken sind aber vielfach herrlich und groß. Doch auch Klopstocks Einfluß auf Goethe wird später von Heinemann mit liebevollem Eingehen dargelegt. Und so versteht es der Verfasser überall den Einfluß bedeutender Personen sowie insbesondere auch wichtiger Frauengestalten, z. B. Friederikes, der Frau von Stein, Christianes ꝛc. mit Klarheit und Wärme darzulegen.

Auf diese Weise gelingt es dem Verfasser, uns ein so klares und deutliches Bild der geistigen und menschlichen Entwickelung Goethes zu zeichnen, wie wir es in keiner der bisherigen Goethebiographien vorfinden. Heinemann versucht es, überall bis in das innerste Wesen Goethes vorzudringen, und wenn auch dieser Versuch selbstverständlich nicht immer gelingen kann, so bietet er uns doch ein Bild der inneren Wandlungen und Entfaltungen des Goethischen Wesens, wie wir es bisher mit Schmerzen in unserer Litteratur vermißten. Dazu kommt, daß uns Heinemann zugleich mit derselben Klarheit und demselben reinen Feuer der Begeisterung in die Entstehung, den Geist und die Bedeutung der Werke des großen Dichters einführt, sodaß wir neben der Person, dem Menschen, vor allem auch den Schöpfer unserer gewaltigsten Dichtungen in seiner Werkstatt vor uns sehen. Ganz besonders müssen wir hier den dritten Halbband hervorheben, wo das Zusammenwirken Goethes mit Schiller in wirklich einzig schöner Weise dargelegt wird. Wir könnten so noch viele Abschnitte des Heinemannschen Werkes hervorheben, z. B. die gehaltvolle Darlegung des Aufbaues der Iphigenie (II, 3 flg.), des Tasso (II, 25 flg.), des Faust (I, 302 flg., II, 171 flg., 413 flg.), der Lehr- und Wanderjahre (II, 133 flg., 402 flg.), die prächtige Schilderung der italienischen Reise und ihrer Einflüsse (I, 408—480), die frische und köstliche Darstellung der Reisen an den Main und Rhein und des Divans als einer deutschen Dichtung (II, 296 flg.) ꝛc. Aber wir müssen uns hier mit dieser dürftigen Skizze begnügen. Möge sie dazu dienen, die Leser unserer Zeitschrift anzuspornen, dem Werke Heinemanns mit allem Nachdruck Eingang in jede gebildete deutsche Familie und in jede deutsche Schule zu verschaffen. Mit allen Mitteln der modernen Wissenschaft wohl ausgerüstet, überall auf dem sicheren Grunde der gegenwärtigen Forschung fußend, ist Heinemanns Goethebiographie ein Werk, das als ein sicherer Führer durch das Leben und Dichten unseres Dichterfürsten bezeichnet werden muß. Dabei hat Heinemann allen philologischen Notizenkram, all die mühselige Arbeit durch das ungeheuer weitverzweigte Gebiet der Einzelforschung, die seiner

zusammenfassenden Darstellung vorausgehen mußte, mit weiser Absicht wohlverdeckt, sodaß der Unkundige kaum ahnt, welche Fülle von Belesenheit und Einzelstudium oft in wenigen Seiten dieses Werkes steckt. So hat es Heinemann verstanden, uns ein künstlerisch entworfenes und ausgestaltetes Werk zu geben, das mit wissenschaftlicher Gründlichkeit eine edle, vom Feuer der Begeisterung bewegte Darstellung verbindet. Zweihundertachtundneunzig Abbildungen geben dem Buche zudem noch den besonderen und eigenartigen Reiz, den die unmittlbare Anschauung von Bildern der Personen und Gegenden, sowie von Handschriften und alten Drucknachrichten zu geben vermag. Möchte Heinemanns Goethebiographie ihren Einzug bald in Haus und Schule halten. Der reiferen Jugend möge dieses Werk, das aus dem Unterrichte hervorgegangen und namentlich auch für den Unterricht bestimmt ist, ganz besonders in die Hand gegeben werden. Man wird mit ihm zum kommenden Weihnachtsfeste viel Freude bereiten können.

---

## Zur kursächsischen Prinzenerziehung (?) und zu dem sog. „schwarzen Register" auf der k. öffentlichen Bibliothek zu Dresden.

Mitgeteilt von **Theodor Distel** in Dresden.

Die k. öffentliche Bibliothek zu Dresden besitzt einen kleinen, dicken Querband in schwarzem Leder, in welchem vorn von einer späteren Hand folgendes als „NB." eingetragen ist:

„Dieß buch ist das Schwarze Register genennet worden, zur Zeit als der Churfürst Johann Georg der Erste in seiner Jugendt scharff gehalten, so offte Er was vbels begangen, undt nicht lernen wollen, ist Er darinnen abgemahlet worden."

An verschiedenen Orten ist bereits über dieses Buch gehandelt worden. So heißt es z. B. bei Böttiger=Flathe: Geschichte von Sachsen II. (1870), 121 also:

„Johann Georg I. ... scheint in seiner Jugend eine strengere Erziehung genossen zu haben, als jener [Christian II.]. Noch besitzt die Dresdener Bibliothek das schwarze Buch, in welchem sein Hofmeister Sebastian Leonhard die dem Prinzen diktierten Strafen zur warnenden Erinnerung bildlich dargestellt hat". Es folgen zwei Beispiele.

Diese Angaben sind jedoch, wie schon Reimann in seiner fleißigen, lehrreichen und manche Personalnachricht enthaltenden Programmarbeit: „Prinzenerziehung in Kursachsen am Ausgange des 16. Jahrhunderts — nach archivalischen Quellen — (1874)" nachgewiesen hat, zu berichtigen.

„Die Autorschaft wurde ihm [Leonhard] wohl nur zugeschrieben, weil man in späterer Zeit keinen anderen Erzieher der Söhne Christians I. kannte." Auch ist Johann Georg (I.) nicht der Held des Buches, vielmehr — entstand dasselbe wirklich damals, und mit Bezugnahme auf einen kursächsischen Prinzen — kann es nur dessen Bruder, August (geb. 7. September 1589, gest. 26. Dezember 1615) sein. Liegen doch drei Drohschreiben Christi, bezw. Mariae an ihn, welche aus dem Paradiese, aus dem Himmelreiche und von dem Himmelsthrone datieren, vor. Auch bemerkt Reimann schon richtig, daß mehrere der Blätter gar nicht die Darstellung einer Strafvollziehung sein können. (Man vgl. nur nachher unter Nr. 2.) — Die meisten Blätter des Werkchens sind leer, folgende neun, übrigens nicht dicht aufeinander folgende, noch nie aufgezählte, bunte Bilder bilden den Inhalt:

1. Wappen mit zwei gekreuzten Ruten von zwei Hasen gehalten, oben der Narr mit einer Schellenkappe, darüber ein Arm mit einer drohenden Rute (Titelblatt),
2. der (stets derselbe) Knabe (X.) schreitet trommelnd vor zwei, Hellebarden tragenden, Hasen,
3. der schwarze Mann mit der Rute führt X. nach der Thür,
4. der (immer derselbe) Zuchtmeister (Y.) rauft X. in den Haaren,
5. X. steht, die Rute vorn im Gürtel,
6. Y. sitzt am Tische, daneben steht X. mit der Rute hinten im Gürtel,
7. X. steht, mit übergeschlagenen Händen, vor einem Bänkchen, auf dem er wohl gezüchtigt werden soll (man vgl. nachher 9), daneben Y., auf der andern Seite ein (stets derselbe) Geistlicher oder dgl. (Q.), aus einem Buche vorlesend.
8. X. ist am Ofen angebunden, vor ihm steht Q., ermahnend und
9. X. liegt mit einem entblößten Körperteile — sollte einen Prinzen so zu malen auch damals nicht bedenklich erschienen sein! — auf einem Bänkchen (man vgl. vorhin 7), Q. hält ihm die rechte Hand, Y. schlägt mit der Rute zu.

Mit diesen Mitteilungen dürfte der bis in die neueste Zeit mit dem Buche getriebene, geheimnisvolle Kultus nun auch sein Ende erreicht haben.

## Sprechzimmer.

### 1.

### Zu Uhlands Volksliedern.

Das von Uhland I 3, S. 84 abgedruckte Liebeslied: „Sie gleicht wol einem rosenstock" schließt in der bekannten Weise dieser Lieder:

Wer ist der uns diss liedlein macht,
röslein auf der heiden?
das hat getan ein junger hacht,
als er von ir wolt scheiden . . .

Was bedeutet hacht? Uhland bemerkt nichts darüber. Matthias in seiner Auswahl aus dem deutschen Volksliede in Velhagen u. Klasings Schulausgaben, wo das Lied als Nr. 19 aufgenommen ist, erklärt S. 124 hacht = Hecht. Nun wird ja diese Bezeichnung bekanntlich auf einen Menschen angewandt, doch enthält sie dann einen Tadel. Fast immer heißt es, ein übler, ein schlimmer Hecht (s. Weigands D. Wb. I 8, 778), wie ja der Vergleich ursprünglich von der Raubgier dieses Fisches genommen ist. Schon deshalb kann der junge Sänger diesen Ausdruck hier nicht von sich gebrauchen. Auch ist Hacht als Nebenform von Hecht nicht belegt, während es mehrfach in Mundarten als Bezeichnung für den Habicht erscheint, der ja auch an Stelle des Falken (mlat. capus) steht. Man vergleiche darüber: Schmeller-Frommann, Bayer. Wb. I, 1048; D. Wb. IV, II, 98; J. Grimms Gesch. d. d. Spr. 49 flg.; Firmenich, Germaniens Völkerstimmen I, 91, 19; 97, 1; 103, 10. Denken wir daran, daß beim Kürnberger und anderen mhd. Dichtern der Geliebte mit einem Falken verglichen wird, so liegt es nahe Hacht auch an unserer Stelle so zu erklären.

Northeim. **R. Sprenger.**

2.

## Zur neuhochdeutschen Seemannssprache.

Unter dem Titel „die neuhochdeutsche Seemannssprache“ hat in den letzten Heften der Marine-Rundschau der Marinestationspfarrer Göbel eine längere Abhandlung erscheinen lassen. Ich habe auch während der letzten Jahre solche Ausdrücke gesammelt. Die meisten Ausdrücke der Seemannssprache sind natürlich niederdeutsch oder englisch. Nach Göbels Meinung hat der weitaus größte Teil der Ausdrücke seinen Ursprung auf altem ostfriesischen Boden zwischen Weser und Ems; daher kommen die vielen Anklänge an das Holländische. Wenn der Verfasser meint, daß daher auch die Übereinstimmung mit englischen Wörtern kommt, weil angelsächsisch und ostfriesisch denselben Ursprung haben, so ist zu erwidern, daß viele Worte auch direkt aus dem Englischen genommen und umgewandelt sind, genau so wie sämtliche Flaggensignale. Das ist ein Grund für die Schwierigkeit ihrer Erklärung; dann kommt allerdings der Umstand hinzu, daß sehr viele niederdeutsche Ausdrücke ins Hochdeutsche übersetzt sind, zum Teil falsch, zum Teil ganz verballhornt. Man weiß genau, wie mechanisch solche Übersetzungen gemacht werden.

Viele Ausdrücke erscheinen in ihrer neuhochdeutschen Form zunächst unverständlich. So führt Göbel z. B. das Wort „labsalen“ an, das mit nhd. Labsal natürlich nichts zu thun hat. Es kommt von „lap“ — Lappen und „salben“ und bezeichnet das Beschmieren des Tauwerks mittelst eines Lappens. Ebenso ist es mit dem Wort „Pferd“. Die sog. „Pferde“ dienen den an den Raaen arbeitenden Leuten als Stützpunkt für die Füße; sie treten in diese Pferde hinein. „Treten“ ist nd. pedden, perren oder perden, daraus entstand „Perd“ als Bezeichnung für das Ende, in das getreten wird, und daraus wurde dann hd. „Pferd“. Löschen (vom Entladen der Ladung) ist nd. lössen = hd. lösen — frei machen, trennen, entfernen (cf. Mnd. Wb. losen). Ich möchte hier an den Ausdruck „ösen“ — Wasser schöpfen und Ösfass = Schöpffaß erinnern. Vergl. Mnd. ose — Schöpfgefäß und oseammer = Schöpfeimer. Die Worte sind stammverwandt mit lat.: haurire. Göbel hält auch den beim Wecken angewandten Ausdruck: „Reise! Reise!“ für niederdeutsch (altfr.: risan; got.: urreisan; ahd.: risan; mnd.: rysen, verrysen, opstaen). Ich glaube, daß der Ausdruck direkt von ne.: to rise abzuleiten ist. Sehr interessant ist die Ableitung des Wortes „Dukdalben“; ob sie richtig ist, lasse ich noch dahingestellt. Im holländischen Volksmunde soll es „Duc d'Alf“ lauten, hat also einen gewissen Anklang an „Duc d'Alba“. Man versteht unter „Dükdalben“ oder „Dükdalfen“ die drei im Wasser stehenden, oben mit einander verbundenen Pfähle zum Festmachen der Schiffe. Der ostfriesische Seemann spricht aber „Dikdallen“, und dies führt auf die richtige Spur zur Erklärung des Wortes. „Dik“ heißt schon im Mnd. Deich, und „Dallen“ oder „Dollen“ sind mnd. Ruderpflöcke oder Rudernägel, nicht Pfähle, wie Göbel sagt. Noch heute versteht man auch hier an der Ostseeküste unter „Dollen“ die kurzen hölzernen Pflöcke im „Dollbord“, die den Riemen beim Rudern als Widerlage dienen. Vgl. Mnd.: dolle, dulle, für Ruderpflock, Rudernagel. dolle, scalmus, lignum teres, cui struppis alligantur remi et obex remi. Kil. u. Chytr. 225; dolle to dem bothe. Strals. Voc. augenes, eyn naghel in eymen schepe, eyn dolle. Diefenb. n. gl. s. v. u. Brevil. Vgl. Frisch 1,200, Br. Wb. 1,269 u. Grimm s. v. Dole nr. 9 u. Dulle. Nach Vilmar Idiot. 75 ist Dolle, Dollnagel im Fuldaischen technischer Ausdruck der Zimmerleute für den starken hölzernen Nagel, welcher halb in den Durchzug und halb in den Balken befestigt wird, damit sich die Balken nicht verschieben. Ob also Dukdalben gleich Dikdalben ist und dies Deichpfähle, Pfähle am Deich bedeutet, ist mir noch sehr zweifelhaft. Jedenfalls ist nicht an „Dolle“ zu denken, sondern an mnd.: dole, dôl, Grenzzeichen (Pfahl, Stein, Rinne, Graben). Vgl. Doornkaat, ostfr. Wb. und Mnd. Wb. Nachtr. 102a, 5.

Wohl übereinstimmen kann ich mit Göbel darin, daß manche Wörter, die in der jetzigen Seemannssprache vorkommen, fremden Sprachen entlehnt sind. So vor allen Dingen „Anker“, das aus Gr. ἄγκυρα abzuleiten ist. „Admiral“ stammt aus dem Arabischen. Amir heißt Fürst (Emir), daraus wurde Span. amirante und almirante. Daß bei der Bildung Admiral das lat. admirare volksetymologisch mitgewirkt hat, ist nicht unwahrscheinlich. Die Erklärung von Kai aus afr. caye, kelt. cae (Zaun) ist mit Recht angefochten. Die romanischen Sprachen haben umgekehrt der deutschen eine ganze Reihe von Seeausdrücken entlehnt, so frz. quille (Kiel), tribord (eig. stribord, Steuerbord), babord (Backbord), cable (Kabel), mat (Mast), beaupré (Bugspriet), bouline (Bulin), ralingue (Raalink) u. a. Auf volksetymologische Bildungen wie „Mufferdeischoner“ aus „Hermaphrodit“ habe ich an anderer Stelle hingewiesen.[1])

Doberan i. M. O. Glöde.

3.

In der „Historischen Nachricht von denen Grafen zu Lindow und Ruppin aus bewehrten Uhrkunden und Geschicht-Schreibern gesammelt ꝛc. von Martino Dieterich, vormahligem Con-Rectore Scholae Ruppin., itzo Evangel. Luther. Prediger in Frankfurt a. O. 1725“ heißt es auf S. 138:

Anno 1524 am Sonntage Oculi ist Graf Wichmann, der letzte seines uhralten und mit so vielen Chur- und fürstlichen Häusern befreundeten Geschlechts in seinem nicht neunzehnden, wie Chytraeus lib. II Saxoniae p. 229 it. p. 615 schreibet, sondern ein und zwantzigsten Jahr, entweder durch Gifft, wie vermuhtet worden, oder sonst durch einen hitzigen Zufall plötzlich verstorben und der verblichene Cörper darauf des Sonntags Quasimodogeniti in dem Begräbnis seiner Vorfahren beygesetzet und mit ihm als dem letzten seines Geschlechts der Gräffliche Helm und Wapen zugleich eingesencket worden. Caspar Witten, ehemaligen Burgemeisters zu Ruppin Chron. MStum p. 4. Simon Grimme, welcher Anno 1619 zum Diacono in Ruppin berufen worden, hat in seinem Tage-Buch nechstfstehende alte Reime, diesen Todesfall betreffend, auf-

---

1) Auch für Philologen wichtig, die sich mit der deutschen Seemannssprache beschäftigen wollen, sind folgende eben erschienene Bücher: Handbuch der Seemannschaft von A. Mühleisen, Navigationslehrer in Bremen. Mit 87 Tafeln und 85 Textbildern. Bremen (Heinsius) 1893. 8°, XVIII u. 496 S. Darin sind besonders die Kapitel wichtig, die das Schiff und seine Teile und das Ankergeschirr behandeln. Vgl. ferner: Leitfaden für den Unterricht in der Navigation, I. und II. Teil mit 67 Abbildungen, III. Teil mit 64 Abbildungen. Berlin (Mittler) 1893. Gr. 8°, 111 u. 117 S. und dazu: Leky, Wrinkels in Seamanship.

gezeichnet hinterlassen, so von den Mönchen auf der Gasse abgesungen seyn sollen:

Wil gy hören wie das geschach
Allwo de edle Her üm syn Leben ward gebracht,
De edle Landesherre.
Der edler Her Wichmann zog jagen aus,
Eine falsche Fraw ließ er zu Hauß
Mit ihren vergüldeten Ringen.
Er sprach: Kersten, lieber Jäger mein,
Mir ist im Hertzen also weh, mir ist so weh,
Ich kan nicht länger reiten.
Sie machten ihm eine Stube also heiß
Und darin ein Bette so weich,
Darin solte der Herre ruhen.
Sie schenckten ihm Wein und auch die Mede,
Das nahm dem edlen Hern syn Leben,
Dem edlen Herrn Wichmanne.
Er sprach: Hätte ich Pferde und Wagen,
Die zu dem Berlin wolten eingahn,
Die mir wolten Apothecker und Aertzte holen!
Allthohand sprach der Rothbart:
Wenn solchem Herrn ein Finger weh thut,
So sol man Apothecker und Aertzte holen.
Auch sprach der Graubart:
Hier ist kein Geld zu dieser Fahrt
Womit wollen wir die Aertzte lohnen.
Er sprach: Schickt zu Ruppin in meine liebe Stadt,
Da haben meine Freund einen verborgnen Schatz,
Sie werden mir hundert Gülden senden.
Ach Fräwlein Plöne, liebe Schwester mein, (Apollonia)
Möchtestu hier in meinem Letzten seyn,
Das Land Ruppin das solt dein seyn.
Ach das ich von euch scheiden sol
Das macht der bitter Tod
Wie gern ich woll euch noch zu Troste leben.
Bartholomaeus lieber Landreuter mein
Steck in mein Mund ein Tüchelein
Und kühl doch meine Zunge.
Als der Her verschieden was,
Do weinet alles, was auf dem Hause was,
We das befroden kunte.
Sie legten ihn auf ein beschlagnen Wagen,
Sie führten ihn zu Ruppin in seine Stadt,
Sie begruben ihn in das Closter.
Sie schossen ihm nach sein Helm und Schild.
Da sprach de alte Gräfin: O weh, o weh, mein liebes Kind,
Daß ich hier die letzte bin.

S. 191. „Von den Diaconis kan zur Zeit noch nicht die genaueste Nachricht ertheilet werden. Inzwischen sind folgende bekant worden.

Jacob Kortenbeck war Archi-Diaconus als A. 1541 eine allgemeine Kirchen-Visitation geschahe. Er ist A. 1575 gestorben und von ihm noch ein Bild von Christi Höllenfahrt, nicht weit von dem Altar, vorhanden mit daruntergesetzten Reimen:

Wie Samson zerret Löwen Macht,
Also brack Christus Düwels Kracht.
Dat all hat Kortenbeck gelehrt
Im Leben mit Schrifften probert.
We an Christum gelovet fast,
Iß vry van Tod und Düwels Last.
Anno 1575.

Berlin. **L. Nagel.**

4.

Zu den Tautologien in der Wortbildung, die E. Wasserzieher im 7. Jahrgange dieser Zeitschrift S. 606—608 anführt, füge ich noch folgende: In Wiesenmatte und Schalksknecht erklärt sich die Doppelsetzung dadurch, daß der Sinn des einen Bestandteiles (Matte und Schalk) allmählich verdunkelt war. In Hessen hört man für Speisen und Gespräche auch die Ausdrücke Essensspeisen und Redensgespräche. Öfter wird einem Fremdworte wie zur Erklärung der deutsche Ausdruck angehängt: Pestseuche, Guerillakrieg, Attentatsversuch und in der Sprache des Volkes auch Pläsiervergnügen und vis-à-vis-gegenüber. Auch manche Namen weisen Verdoppelung auf, so die Personennamen Karlmann, Hedwig, Hildegund, Gunhild, Gundobad und der Geschlechtsname Achenbach. In Wörtern wie Büchelchen und Wägelchen wird die Verkleinerung doppelt bezeichnet, in Ausdrücken wie die Portis und die Kollis die Mehrzahl.

Wesel. **Heinrich Gloël.**

5.

Zu H. v. Kleists Prinz von Homburg. III. 1,91 (880) flg.

Hohenzollern: Der Marschall hat, höchst seltsam ist's, soeben
das Todesurteil im Schloß ihm überreicht;
und er statt, wie das Urteil frei ihm stellt,
dich zu begnadigen, er hat befohlen,
daß es zur Unterschrift ihm kommen soll.
Pr. v. Homburg: Gleichviel. Du hörst. —
Hohenzollern: Gleichviel?
Pr. v. Homburg: Zur Unterschrift?
Hohenzollern: Bei meiner Ehr', ich kann es dich versichern.
Pr. v. Homburg: Das Urteil? Nein, die Schrift?
Hohenzollern: Das Todesurteil.

Über die Bedeutung von „Schrift" in V. 98 sucht man in den Ausgaben von Weismann, Windel u. a. vergeblich eine Bemerkung. Nur Zürn, der ebenso wie Benedict in der Freytagschen Ausgabe von 1893, die Interpunktion (Nein! Die Schrift —) ändert: bemerkt: „Etwa zu ergänzen: meinst du wohl, welche das während meines Verhörs vom Kriegsgericht aufgenommene Protokoll enthält." Soviel ist klar, daß mit „Schrift" etwas gemeint sein muß, das von dem Urteilsspruch des Kriegsgerichts völlig verschieden ist. Ich verstehe unter „Schrift" die Klagschrift, den bei den Kriegsgerichten herkömmlichen Thatbericht (species facti), auf den die Untersuchung eingeleitet wird. Der Prinz meint also: Du irrst dich, der Marschall hat dem Kurfürsten nicht das Todesurteil, sondern, wie es ihm als Oberbefehlshaber zukommt die die Anklage begründende species facti überreicht. Eine Änderung der Interpunktion ist nicht nötig.

Northeim. R. Sprenger.

## 6.

## Zu Uhlands Ludwig der Baier.

IV. Aufzug 2. Scene V. 44 spricht König Ludwig zum Burggrafen Friedrich von Zollern:

> Die Guten kenn' ich, und vor allem du,
> Mein treuer Zollern, führst mit vollem Recht
> Die Säul' im Wappen, denn du bist bewährt
> Als eine feste Säule meines Throns.

Da sich weder im Wappen der Grafen von Hohenzollern noch in dem der Burggrafen von Nürnberg, noch auch im preußischen Wappen eine Säule findet, so liegt hier unzweifelhaft ein heraldisches Mißverständnis des Dichters vor. Vermutungen, wie dasselbe entstanden sei, teilt L. Fränkel in seiner Ausgabe des Schauspiels bei Velhagen und Klasing in Leipzig 1894 S. 83 mit. Wahrscheinlicher ist es jedoch, daß Uhland zu dem Mißverständnis durch das einer Säule ähnliche Scepter im Mittelschilde des alten Brandenburger Wappens veranlaßt ist. Dieses findet sich u. a. auf dem Titelblatt der Kirchenordnung der Mark Brandenburg v. J. 1540, wovon ein Faksimile in Ernst Berners Geschichte des Preußischen Staats, München und Berlin 1891 S. 100 gegeben ist, sowie auf Münzen, z. B. einem Thaler Georg Wilhelms v. J. 1620 (s. Berner S. 133).

Northeim. R. Sprenger.

**Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte**, unter ständiger Mitwirkung von 42 Fachgenossen, mit besonderer Unterstützung von Erich Schmidt. Herausgegeben von Julius Elias und Max Osborn. Dritter Band (Jahr 1892), 2 Abteilungen. Stuttgart, G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1894 (vollständig ausgegeben Anfang 1895).

Der starke Quartant, zu dem sich der dritte Band dieses ganz neuartigen Unternehmens ausgewachsen hat, bedarf hier keiner eingehenderen Lobeserhebungen mehr, nachdem die „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" in Übereinstimmung mit der gesamten Fachpresse und sonstigen öffentlichen Stimmen seine beiden Vorgänger mit besonderem Beifall begrüßt hat (zuerst VII 433—435 u. VIII, 413—416). Letzterer gebührt voll auch diesem, auf 1892 bezüglichen Jahrgange, und zwar sowohl grundsätzlich, wie betreffs der allermeisten Einzelheiten. Nachdem nun die Redaktion, die in dem frühverblichenen Szamatólski ein hochbegabtes und thatkräftiges Mitglied eingebüßt hat, in festen Händen ruht und der Mitarbeiterkreis die einschneidenden Wandlungen überwunden hat, von denen Encyklopädien zu Anfang nie verschont bleiben, werden der Ausbau und die durch überaus vortreffliche Register ausgeglichenen inneren Disharmonien des großangelegten Nachschlagewerkes bald endgültig geregelt sein. In letzterer Hinsicht bezeichnet die vorliegende dritte Folge einen unleugbaren Fortschritt, indem wir weit seltener Wiederholungen und Abweichungen bezüglich derselben Gegenstände begegnen. An der Sammlung und Verarbeitung — in 44 Kapitel! — der riesigen Materialien, die für ein einziges Jahr zusammenströmen, sind nunmehr so viele der berufensten Namen beteiligt, daß man die dargebotenen Referate ungeprüft hinnehmen kann und bloß wünschen möchte, etlicher Ballast an Eintagsfliegen von Journalartikeln und dergleichen werde künftighin hartherziger über Bord geworfen, um nicht öfters die Übersicht des wirklich Geleisteten zu erschweren. Wir empfehlen den germanistischen Lehrern und dem deutschen Unterrichte, für den durch zwei regelmäßige Sonderabschnitte noch im engern gesorgt ist, diesen neuen Band mit seinem schier erdrückenden Reichtum an Aufklärung und Belehrung aufs wärmste und erhoffen für das unentbehrlich gewordene Unternehmen fernere Vervollkommnung und den nötigen materiellen Erfolg, dazu die Möglichkeit — pünktlichen Erscheinens. [Inzwischen ist vom 4. Bande die erste seiner vier Lieferungen erschienen, sodaß die Herausgeber ihr Versprechen rascheren Anschlusses prompt einlösen].

München. **Ludwig Fränkel.**

**Quartalbericht des Vereins für meklenburgische Geschichte und Altertumskunde. LIX, 1.**

Crull teilt einige Bemerkungen zum Wappen der v. d. Lühe mit. Der Gebrauch eines fremden Siegelstempels ist mehrfach nachgewiesen, im Wismarschen Ratsarchiv allein in 19 Fällen aus dem 15. Jahrhundert. Es ist natürlich, daß die fremden Petschafte meistens von Geschlechts- oder Standesgenossen genommen wurden. Oft wird die Anwendung eines fremden Stempels ausdrücklich bemerkt, so von Herzog Albrecht 1473 und 1479. Crull weist nun aus dem Wismarschen Ratsarchiv nach, daß ein von einem Achim v. d. Lühe an Wismar 1491 Montags nach Jubilate gerichteter, von einem Schreiber geschriebener Brief ein Siegel trägt, das Tideke Mesmaker gehörte. Das Siegel trägt einen breiten dreieckigen Schild, in den Ecken je ein Zwiebelgewächs mit drei Blättern. In demselben Archiv befindet sich nun ein Schreiben von Heinrich v. d. Lühe vom Tage der h. drei Könige des Jahres 1492. Es ist von derselben Hand wie das vorige geschrieben, hat denselben Durchmesser, dieselbe Umschrift, zeigt aber einen dreieckigen Schild mit einem gestürzten gezinnten Giebel. Das Petschaft muß also umgearbeitet sein, der Ritter Hinrich hat damit 1501 die bischöfliche Confirmation der canonischen Horen zu U. L. Frauen zu Wismar besiegelt. Es bleibt nun nachzuweisen, wer Tideke Mesmaker war, in welchem verwandtschaftlichen Verhältnisse Achim und Hinrich v. d. Lühe zu einander standen, und wie das Petschaft in ihre Hände kam.

F. Stuhr, der als Forscher über die Kirchenbücher Meklenburgs bekannt ist,[1]) teilt ein Verzeichnis der Pfarrer im Lande Stargard von 1496 mit, das er bei der Durchsicht der Bederegister fand. Die Zusammenstellung ist wichtig für die Geschichte der katholischen Kirche in Meklenburg während der letzten Jahrzehnte. Ein in der deutschen Litteratur bekannter Name ist nicht dazwischen. Interessant sind die Mitteilungen von F. v. Meyenn „Zur Geschichte der S. Katharinenkapelle zum Heiligen Moor bei Sanitz“ und „Wie das Klockengeleutte angefangen und auffgehört über die hochfürstlichen Verstorbenen.“ Die letzte

---

1) In Meklenburg erwähnt die revidierte Kirchenordnung von 1602 zuerst die Kirchenbücher und empfiehlt ihre Anlage. Hier finden wir Spuren von Kirchenbüchern zuerst 1562 in Teutenwinkel bei Rostock, dann 1580 in Rövershagen zwischen Rostock und Ribnitz. Ich füge hinzu, daß sich in Biestow bei Rostock außer dem Kirchenbuche ein „Haupt-Buch bey der Kirchen zu Bystow“ aus dem Jahre 1571 befindet. Es enthält zum Teil in niederdeutscher Sprache Einnahmen und Ausgaben der Kirchenvorsteher und der Pastoren, Nachrichten über Kirchenvisitationen, Abrechnungen für Reparaturen am Pfarrhause, schließlich eine Art Gemeindechronik.

Mitteilung nach einem Konzept im Schweriner Haupt-Archiv enthält einen „Erlaß des Herzogs Adolf Friedrich I. an Bürgermeister und Rath zu Rostock" wegen gottloser Reden der Rostocker Bürger über Könige und Potentaten vom 3. Febr. Ao. 1644.

Doberan i. M. O. Glöde.

Günther A. Saalfeld, Katechismus der deutschen Rechtschreibung. Leipzig, J. J. Weber 1895. VII, 353 S.

Saalfeld giebt zunächst in einer gewandt geschriebenen Einleitung einen kurzen Überblick über die Entwickelung unserer deutschen Rechtschreibung, stellt dann in knapper Form die Regeln der neuen Rechtschreibung und Zeichensetzung dar und fügt ein ausführliches alphabetisches Wörterverzeichnis bei, das über die Schreibung jedes Wortes nach der neuen Orthographie Auskunft giebt. Mit Recht erinnert Saalfeld an Jakob Grimms Wort: „In den letzten drei Jahrhunderten trägt die deutsche Schreibung so schwankende und schimpfliche Unfolgerichtigkeit an sich, wie sie in keiner andern Sprache jemals stattgefunden hat, und nichts hält schwerer als diesen Zustand zu heilen." Daß man daher dem ersten einheitlichen Heilungsversuche, der im deutschen Reiche gemacht worden ist, etwas mehr Milde und Billigkeit in der Beurteilung entgegenbringen sollte, als es gewöhnlich geschieht, ergiebt sich hieraus von selbst. Saalfelds Buch wird zur Klärung der ganzen Angelegenheit vielfach beitragen, und wir empfehlen daher die mit gründlicher Sachkenntnis und liebevoller Sorgfalt gearbeitete Schrift allen Freunden unserer Muttersprache, insbesondere aber den Schulen.

Dresden. Otto Lyon.

Wilhelm Münch, Zeiterscheinungen und Unterrichtsfragen. Berlin, R. Gärtner (Hermann Heyfelder) 1895. 40 S.

Auf der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Köln hielt in der pädagogischen Sektion der Geheime Regierungsrat und Königl. Provinzialschulrat Dr. Wilhelm Münch einen Vortrag, der als eine bedeutsame Kundgebung einer geistig hervorragenden Persönlichkeit, welche mit umfassender Bildung einen im praktischen Leben geschulten Sinn verbindet, die Beachtung aller Gebildeten, insbesondere aber der Schulkreise verdient. Nachdem er in seiner knappen und geistvollen Sprache dargelegt hat, daß das große Ganze der Erziehung nicht dauernd wohl gedeihen kann, wenn nicht immer das Auge offen bleibt für die thatsächlichen Erscheinungen des geistigen Gesamtlebens, das uns umgiebt, für die Richtungen und Strömungen, die Gefahren und Vorteile, die Kräfte und Auswüchse, teilt er die Zeitalter im Leben der Kulturvölker

ein in solche der fortschreitenden äußeren Kultur und solche der sich vertiefenden inneren, die periodenweise miteinander abzuwechseln pflegen. Der ersteren Art rechnet er unser Jahrhundert zu, während er das achtzehnte zu der letzteren zählt. Als erste Hauptwirkung der Erfindungen des neunzehnten Jahrhunderts auf die Menschen unserer Zeit bezeichnet er: Beschleunigung des Lebenstempos, d. h. das Tempo des inneren Lebens der Einzelnen ist ein viel belebteres geworden; die Reize folgen einander rascher und die Reizbedürftigkeit wird erhöht. Das ganze Innenleben befindet sich gewissermaßen in einem flüssigeren Zustande. Viel Phlegma, viel Dumpfheit und Enge ist besiegt worden, das Blickfeld der Einzelnen sehr erweitert, ihr Wesen belebter; das Innere befindet sich gleichsam im vielseitigsten Rapport nach außen. Und der Erregung, dem Eindruck, dem Gedanken folgt rasch die Unternehmung. Das Wesen des modernen Menschen ist überaus impulsiv. Ein festes Innere bildet sich oder erhält sich dabei nicht leicht. Ein tiefes und stetes Innenleben ist nicht modern. Neue Gedanken durchlaufen rasch die vielgliedrige Kette der Individuen, sie wohnen einen Augenblick in dem Einzelnen als seine Gedanken und lassen eigene Gedankenbildung nicht aufkommen. So ist die Zahl derjenigen geringer geworden, die in zusammenhängendem Gedankenleben zu einer eigenen, geklärten Weltanschauung gelangen oder doch hinstreben. Als weitere Wirkungen der modernen Kultur führt Münch die gesteigerte äußere Schwierigkeit des Lebens an, die eine viel größere Anspannung der Kräfte des Einzelnen erfordert als frühere Zeiten, das Streben nach Straffheit und Präzision, das Bedürfnis gleichartiger, alles durchdringender Regelung, die Erstarkung und größere Erregbarkeit des Nationalgefühls der europäischen Nationen, das feste Zusammenballen verschiedener, dem gemeinsamen Vaterlande feindlicher Gruppen, die Scheidung der Bevölkerung nicht mehr nach Ständen wie früher, sondern mehr nach Berufs- und Interessengemeinschaften, die mehr und mehr eintretende Verwischung der Grenzen zwischen Gebildeten und Volk u. a. Besonders hebt er die unerfreuliche Erscheinung hervor, daß immer mehr und mehr sehr deutlich eine obere Schicht der Gesellschaft sich abzuheben trachtet, die, wie immer die späteren Auflagen der Vornehmheit, aus den Kreisen der Gewinner im großen gewerblichen Lebensspiel ihren Hauptzuwachs erhält, und die sich durch ein konsequentes Zusammenschließen mit Pflege aller Vorteile und Verbindungen, durch das gemeinsame Heilighalten bestimmter, starrer, persönlicher Formen und oberflächlicher Interessen und durch eine geschickte Eiseskälte gegen die außerhalb dieser guten Schicht Lebenden sichert und befestigt, dabei an völliger innerer Hohlheit keinen Anstoß nimmt, auch trotz derselben Ehren und Erfolg genug erzielt, und mit dem dürren

Ideal der „Korrektheit“ nicht bloß bürgerliche Tugend, sondern auch innere Überzeugung, eigentliche Persönlichkeit und sonstigen Menschenwert ersetzt. Sofern von einem Bildungsideal bei dieser Gesellschaftsschicht die Rede sein kann, erinnert es am meisten an das unerfreulichste von allen, die sich im Laufe der Zeiten gefolgt sind, nämlich an das Gespreizt-Ceremonielle, innerlich Starre des siebzehnten Jahrhunderts. Hinbildung zum Weltverständnis bezeichnet Münch als das Bildungsideal unserer Zeit, wobei der Zweck der Weltbeherrschung nahe liegt und das Ideal eine mehr praktische Färbung erhält. Daneben leben allerlei ältere Bildungsideale thatsächlich unter uns fort: das höfisch-ritterliche, das mittelalterlich-kirchliche, das protestantische des Reformationsjahrhunderts, das althellenische Ideal, dieses freilich mehr als abstrakter Wunsch u. a. Neben das allgemein menschliche Bildungsideal treten Standesbildungsideale, die durchweg von gröberer Natur sind. Außerdem tritt vor allem die Fachbildung beherrschend auf, sodaß der Bildung im allgemeineren und höheren Sinne nur wenig gelassen wird. Zudem wird Wissensbildung in unserer Zeit am höchsten geschätzt. Bildung des Verstandes, Schulung der Sinne und des Beobachtungsvermögens, auch körperliche Ausbildung wird geschätzt, aber Herzens- oder Gemütsbildung steht nicht hoch im Range. Und gerade das eigentlichste Mittel zur Bildung von Persönlichkeiten fehlt damit.

Von den Anwendungen, die nun hieraus Münch auf den Unterricht und die Erziehung macht, heben wir hier nur das heraus, was er über den deutschen Unterricht so treffend als wahr bemerkt:

„Zeigt sich nicht, um mit dem Deutschen zu beginnen, gerade auch im Gebrauch der Muttersprache recht deutlich die geistige Flüchtigkeit und Fahrigkeit, daran die Gegenwart leidet, und nicht minder die unerfreulich gleichmacherische Wirkung unserer Kultur? Es ist erstaunlich, wie wenig Genauigkeit, um nicht zu sagen Sorgfalt, sich im schriftlichen Ausdruck auch der Mitglieder unserer leitenden Stände gegenwärtig fühlbar macht, wie selten irgend etwas Eigenes, wirklich Selbstempfundenes ausgedrückt wird, wie rasch die neue Phrase durch das Land läuft, wie lässig und schief (fast möchte man sagen: schamlos) sie allenthalben gebraucht wird, und wie sehr das Maßlose herrscht, das sich eben einstellt, wo man Wirkung thun will, ohne Eigenart zu besitzen. Auch der immer zunehmende abstrakte Charakter unserer Ausdrucksweise hängt damit zusammen; konkret, einfach, volkstümlich redet gerade der, der selbst empfindet, dessen Inneres wirklich lebendig ist. (Nicht unrichtig fühlt man auch in dieser Seite seiner Sprache die innere Größe Bismarcks.) Nach wie vor ist Gleichgültigkeit gegen sorgfältige Handhabung der Muttersprache wie gegen das Verständnis ihrer inneren

Gesetze ein Stück unserer nationalen Gebrechen, sehr im Unterschiede vom Ausland, und es wirkt die spröde und dumpfe Buchmäßigkeit unserer älteren Schulbildung mit dazu; an schwerfällig-vernachlässigter Form nahm das deutsche Bildungsideal selten Anstoß. Die Liebe zur Muttersprache pflegt sich wesentlich in gelegentlichen Phrasen von ihrem besonderen Wohlklang und Reichtum zu äußern, die man einander nachspricht, ohne zum Beweise entfernt die Ausrüstung zu besitzen. — Nach dieser Seite denn also oder nach diesen Seiten muß der deutsche Unterricht besonders kräftig eingreifen und wirken. Unerbittlich gegen die triviale Vernachlässigung, die unter dem Einfluß des Zeitungsdeutsch und der Redeflachheit natürlich auch schon bei der Jugend sich breit macht! Daß eine Wendung Mode- und Zeitungsphrase geworden ist, sollte ihr an sich schon den Eingang in die deutschen Arbeiten unserer Schulzöglinge wehren und überhaupt in die Schulwelt, die auch in diesem Sinne doch vornehmer bleiben muß als die Presse und der Salon. Aber weit entfernt, zu demjenigen Maße sprachlichen Ernstes und begrifflicher Echtheit zu erziehen, welches den Zöglingen je nach ihrer Stufe erreichbar ist, führen nicht wenige Lehrer (und nicht wenige Hilfsbücher!) bei den Aufsätzen zum bloßen sprachlichen opus operatum hin und leisten also auf einem zarten Gebiete Abrichtung statt Durchbildung. — Auch die Behandlung unserer edlen klassischen Dichtung muß sich — es wurde auch darauf schon hingedeutet — vor den Irrwegen der Zeit hüten oder von ihnen zurückkehren. Statt des ruhigen Sichversenkens spielt hier zur Zeit eine weitgehende klügelnde Analyse ihre Rolle, deren Ergebnis für später schwerlich liebende Erinnerung an das Kunstwerk selbst sein wird. Das aber darf die Schule am allerwenigsten: ihren Zöglingen die Freude an dem edlen Gut der unsterblichen Dichtung verleiden. Um so weniger, als außerhalb der Schule eine blasierte Tagesrichtung ohnehin mit jenem aufgeräumt wissen möchte, um nur Eigenartiges und Neues, aber vielleicht sehr Wertloses zur Würdigung zu bringen. Insbesondere soll unsere Jugend in den klassischen Dramen in eine psychologisch geklärte, reiche und schön durchleuchtete innere Menschenwelt blicken und sich den eigenen Blick für das Leben daran erhellen, aber nicht statt dessen im Nachrechnen technischer Mittel und Mittelchen geübt werden. Und Freude soll ihr anerzogen werden am schönen, reinen, belebten Vortrag (durch welchen die einseitige Beschäftigung mit der Musik mit Fug ein wenig eingeschränkt werden könnte). — Zur Gegenwart aber wiederum soll der deutsche Unterricht mehr, als bisher üblich, insofern in Beziehung setzen, als die Prosalektüre und der an sie angeschlossene Aufsatz auch mit der wertvollsten Gedankenwelt unserer Zeit, soweit sie dem Schüler zu-

gänglich ist, sich zu befassen hat, anstatt allzu unbefangen und zu ausschließlich bei Stoffen und Fragen zu verweilen, deren Bedeutung kulturgeschichtlich abgelöst ist; beim Deutschen gerade ist es nicht gut, formale Zwecke um ihrer selbst willen zu verfolgen. Freilich muß sogleich wieder vor einer anderen Verfehlung gewarnt werden, der man bereits nicht selten wirklich begegnet, nämlich der, daß der Unterricht des Lehrers in alle Gedankenhöhen hinfliegt, während die Schüler mit ihrer Nacharbeit doch nur am Boden hinkriechen."

Die angeführten Proben werden zur Genüge gezeigt haben, daß die Rede Münchs eine Umschau in unserer Zeit hält, die von einer hohen Warte aus unser gesamtes Geistesleben einer sorgfältigen Prüfung unterzieht. Wir halten die Rede Münchs für eine der hervorragendsten deutschen Reden sowohl dem Inhalte als ihrer klassischen Form nach, eine Rede, die mit Treitschkes herrlichen Ausführungen „Zum Gedächtnis des großen Krieges" auf gleicher Höhe steht und daher durchaus dieselbe Beachtung verdient, wie sie der Rede Treitschkes zuteil geworden ist.

Dresden. **Otto Lyon.**

Wilhelm Münch, Anmerkungen zum Text des Lebens. Zugleich zweite (verdoppelte) Auflage der Tagebuchblätter des Verfassers. Berlin, R. Gärtner (Hermann Heyfelder) 1896. XII, 200 S.

Die erste Auflage der vorliegenden Schrift haben wir bereits in unserer Zeitschrift empfohlen. Da in der zweiten Auflage aber die Tagebuchbetrachtungen des geistvollen Verfassers einen bedeutenden Zuwachs erfahren haben, so wollen wir hier nochmals auf das wirklich eigenartige und gedankenreiche Werk hinweisen. Eine scharfe Beobachtung des Lebens und der modernen Zeit zeichnet den Verfasser aus, und dabei vermag er seine tiefen und schönen Gedanken zugleich in einer abgeklärten, feingeschliffenen Form zu geben, so daß wir auf jeder Zeile des Buches den Eindruck haben, daß wir es hier mit einem wirklich vornehmen und ideenreichen Schriftsteller zu thun haben. Wir haben wirklich nur wenig so wahrhaft vornehme Bücher in unserer gegenwärtigen Litteratur wie diese Schrift Münchs. Von den neu aufgenommenen Gedanken heben wir folgende als Beispiele seiner Betrachtungsweise aus:

Umgebende Luft. (S. 9.)

Sie duften nicht, Flieder und Maiblumen und Jasmin, obwohl sie in einer Fülle von Blüten den Garten zieren, sie duften nicht, wenn statt des echten Maien wohliger Wärme winterliche Kälte sie umfängt. Es geht ihnen nicht anders als jenen reichen Menschenherzen, die auch

der mild umgebenden Luft bedürfen, um das auszustrahlen, was Eigenes und Köstliches in ihnen ruht.

Leichte Schleier. (S. 100.)

Die Franzosen reden von der mauvaise honte als einer sonderbaren und verkehrten Eigenschaft der Leute „über dem Rhein“. Und mancher unter uns Deutschen hat in der That Grund, sich etwas weniger verlegen oder linkisch unsicher beim Gegenübertreten von neuen Personen zu wünschen; bei manchem dauert es gar zu lange, bis die unsichtbare Nebelschicht der Fremdheit zwischen ihm und dem Gegenüber sich zerteilt hat. Das ist kein Vorzug, das mag ein Rest aus unserer sogenannten Barbarenzeit sein, aus der Periode, da wir den Naturvölkern noch gleichstanden oder zugehörten. Aber es liegt in der leichten Befangenheit vor Fremden auch etwas von der Kindesnatur, das wir gerne als unser Eigentum schätzen wollen; eine zarte Hülle um die innerste Persönlichkeit, die sich nicht schnell ganz öffnen will und der andern Persönlichkeit ihren Schleier nicht mißgönnen, ist uns Bedürfnis, und es stößt uns ein wenig ab, wenn diese Hülle fehlt, wenn man zu raschen und unmittelbaren Rapport mit uns sucht. Ein solches Wesen ist uns minder vornehm, auch wo es nicht als gemeine Neugier, Zudringlichkeit oder Dreistigkeit sich darstellt.

So stellen Münchs Anmerkungen zum Text des Lebens eine tiefsinnige und eigenartige Lebensphilosophie dar, und niemand wird dies Buch ohne wahrhafte Erbauung aus der Hand legen.

Dresden. Otto Lyon.

Martin Greifs gesammelte Werke. Erster Band. Gedichte. Sechste, reich vermehrte Auflage. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. 1895. Preis M. 4.

Da ich die gesammelten Werke M. Greifs bereits in den Blättern für litterarische Unterhaltung (Leipzig, Brockhaus) empfohlen habe, so wird in unserer Zeitschrift eine eingehende Besprechung von anderer Seite gegeben werden. Ich will mich daher hier mit einem kurzen Hinweise begnügen. Die gesammelten Werke Greifs erscheinen in 24 Lieferungen zum Preise von je fünfzig Pfennigen oder in drei Bänden zum Preise von je vier Mark. Der erste Band enthält die Gedichte, der zweite und dritte die Dramen. Wir sind der festen Zuversicht, daß Martin Greif, diese reine und tiefe Dichternatur, dieser fein empfindende und im edelsten Sinne volkstümliche Lyriker, dieser gestaltengewaltige und die Geister packende Dramatiker, endlich durch die Ausgabe seiner gesammelten Werke sich die weitesten Kreise unseres Volkes

erobern und die Stellung erringen wird, die er schon längst verdient und in einem keineswegs kleinen Kreise von Geistern, welche einer vornehmeren Geschmacksrichtung huldigen als alexandrinische Blasiertheit oder rohe Tagestendenz sie zuläßt, bereits sicher und fest einnimmt. Oder sollen wir auch hier wieder das alte Schauspiel erleben, daß die Nachwelt nicht fassen kann, wie unsere Zeit einen seiner edelsten und besten Dichter ohne größere Anerkennung läßt, während sie nichtige Tagessudler auf den Thron erhob?

Dresden. **Otto Lyon.**

Dr. Oswald Reißert. Otto mit dem Barte. Eine deutsche Sage zur Aufführung in der Schule bearbeitet. Hannover 1891. 21 Quartſ.

„Die Liebe für deutsche Art und deutsches Land zu nähren" erklärt der Verfasser mit Recht als Hauptzweck der Festspiele und nationale Sagen für deren geeignetsten Stoff. Sein Festspiel ist nach Art der Herrigschen Volksschauspiele gearbeitet, indem ein Schüler mit der Schülermütze in der Hand und ein anderer als fremder Herr verkleidet den verbindenden Text sprechen. Zweckentsprechend sind die vorgenommenen Änderungen der Sage, die im wesentlichen darin bestehen, daß die beiden Haupthandlungen einander zeitlich sehr nahe gerückt sind, der Truchseß nur verwundet wird und für den Abt v. Kempten der Herzog v. Bayern eingesetzt ist. Als Motiv seines Zuges nach Italien läßt der Dichter Heinrich v. Kempten, als er gefangen vor dem Kaiser steht, selbst angeben.

„Die Stimme des Gewissens trieb mich fort,
Trotz Acht und Bann ins welsche Land zu reiten."

Auf der Bühne selbst wird dargestellt, wie Heinrich v. Kempten den Truchseß wegen der Züchtigung des jungen Schwabenherzogs an der kaiserlichen Tafel schwer verwundet und dann den Kaiser Otto, der ihm bei seinem Barte den Tod geschworen hat, am Bart faßt, infolgedessen der Kaiser an Stelle der Todesstrafe die Reichsacht über ihn verhängt, wie aber trotzdem letzterer den Plan faßt, heimlich dem nach Italien ziehenden Heere des Kaisers zu folgen. Im zweiten Akte erfahren wir aus dem Munde des jungen Schwabenherzogs die Ausführung dieses Planes und aus dem des Kaisers seine Rettung aus der Hand italienischer Verräter durch einen nackenden Ritter, in dem die beiden Schwabenherzöge Heinrich v. Kempten erkennen. Dieser selbst wird darauf gefangen vom Truchseß, der glaubt, daß er dem Leben des Kaisers nachstelle, vor diesen geführt, der ihm, um seine Beweggründe zu erforschen, wiederum mit dem Tode ihn droht, dann aber begnadigt

und belohnt. Thatsächlich ist es dem Dichter gelungen, in Heinrich ein Vorbild echter deutscher Männertreue und Vaterlandsliebe zu zeichnen. Warm patriotisch sind auch Prolog und Schluß gehalten. Durch die vierhebigen Halbverse mit meist gepaarten, zuweilen gekreuzten und umarmenden Reimen wird das Zwiegespräch ein flottes; verständigerweise sind ernste Scenen in fünffüßigen Jamben gegeben. Einige vorhandene unedle Ausdrücke, wie: „Du wackerster der wackern Kerle", beseitigt hoffentlich eine zweite Bearbeitung. Doch schon in der jetzigen Gestalt empfehle ich dies Festspiel zu Schulaufführungen an patriotischen Tagen auf das wärmste.

Borna. **Carl Franke.**

---

## Zeitschriften.

Bayerns Mundarten, Beiträge zur deutschen Sprach- und Volkskunde. Herausgegeben von Dr. Oskar Brenner, o. ö. Professor der deutschen Philologie in Würzburg und Dr. August Hartmann, Kustos an der Königl. Hof- und Staatsbibliothek in München; Band II, Heft III. Inhalt: A. Hartmann, Baumburger Dialektgedichte. — A. Hartmann, Zu den Regensburger Fastnachtsspielen. — A. Fuckel, Zur Dialektgrenze am Thüringerwald. — C. Franke, Ostfränkisch und Obersächsisch, Schluß. — L. Hertel, Mundart von Steinbach a. W. und Lindenau. — H. Gradl, Die Mundarten Westböhmens, Schluß. — M. Himmelstoß, Aus dem Bayerischen Wald, Schluß. — O. Brenner, Ein altes italienisch-deutsches Sprachbuch. — Kleinere Mitteilungen. — Bücherschau. München 1895, Christian Kaiser. Pr. 4 M. Erscheint in Jahresheften von 8—10 Bogen, von denen drei einen Band bilden.

A. Wolfromm, Revue de l'enseignement des langues vivantes, 12. Jahrg 1895. (Wir empfehlen diese vortreffliche Zeitschrift allen, die den Betrieb des Unterrichts in Frankreich kennen lernen wollen, und allen, denen der Betrieb der neueren Sprachen am Herzen liegt.)

Österreichischer Schulbote, 45. Jahrg. Nr. 10: Kaiserl. Rat Prof. Franz Branky, Wie die Himmelskörper als Menschen gedacht werden (I).

Die Grenzboten Nr. 40 und 41: Müller, Die körperliche Züchtigung in der Volksschule.

Leipziger Lehrerzeitung, herausgeg. von E. Beyer, 3. Jahrg. Nr. 4 und 5: Georg Le Mang, Die Grenzboten und die Prügelstrafe.

Die Mädchenschule, herausgeg. von Karl Hessel. 8. Jahrg., 7. und 8. Heft: Karl Hessel, Die preußischen Bestimmungen über das Mädchenschulwesen. V. Der Unterricht im Deutschen. — R. Weber, Vergleichung deutscher Schulausgaben.

Der Kunstwart, herausgeg. von F. Avenarius. 9. Jahrg. Nr. 3: Adolf Bartels, Über den Stil in der Dichtkunst.

Neue Bahnen, herausgeg von Joh. Meyer. 6. Jahrg. 11. Heft: Dr. A. Brunswick, Für die alte Methode des neusprachlichen Unterrichts.

Hamburgische Schulzeitung, 3. Jahrg. Nr. 44. 45. Dr. P. Bergemann, Pessimismus und Pädagogik.

Praxis der Volksschule. Neue Monatshefte für Lehrerfortbildung und Reformenpflege. V. Jahrg. 1895. Heft 2 und 3: Theodor Krausbauer, Die preußische (deutsche) Volkshymne und die Nationalhymne der Engländer und Franzosen. Halle, Hermann Schrödels Verlag.

Straßburger Post, 1895. Nr. 753 (8. Okt.): Christian Schmitt, Festgruß an Martin Greif (Dichtung).

## Neu erschienene Bücher.

O. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Zweite, verbesserte Auflage. VIII, 270 S. Leipzig, B. G. Teubner 1896. Pr. geb. M. 2,60.

Moritz Heyne, Deutsches Wörterbuch, 3 Bände, 1282 Spalten, 1238 Spalten und 1464 Spalten. Leipzig, S. Hirzel 1895. Pr. M. 30.

Gustav Kettner, Schillers dramatischer Nachlaß. 1. Band: Demetrius. 2. Band: Kleinere dramatische Fragmente. LXX, 312 S und X, 307 S. Preis des Bandes M. 6. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger 1895.

Wolfgang Kirchbach, Eginhardt und Emma. Schauspiel in fünf Aufzügen. Dresden, Leipzig, Wien, E. Pierson 1896. 116 S., Pr. M. 1,50.

Martin Greifs gesammelte Werke. 1. Band: Gedichte. Sechste, reich vermehrte Auflage. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag. 399 S., Pr. geh. M. 4.

Dr. Anton Jonas, Professor am Stadtgymnasium zu Stettin, Deutsche Aufsätze für die Mittelklassen höherer Schulen. Berlin, R. Gärtner (H. Heyfelder) 1895. 143 S.

H. Schiller und B. Valentin, Deutsche Schulausgaben. Schillers Jungfrau von Orleans, herausgeg. von V. Valentin. Dresden, L. Ehlermann. 166 S. Doppelnummer Pr. M. 1. — Sophokles Antigone, übersetzt und herausgeg. von Veit Valentin. Pr. M. 0,50.

Orthographisches Wörterbuch nebst den wichtigsten Regeln der deutschen Rechtschreibung. Zugleich Fremdwörterbuch. Herausgeg. vom Lehrerhaus-Verein in Wien. Wien, Verlag des Lehrerhaus-Vereins XII, 174 S. Pr. 60 Krz. oder M. 1.

Das Wissenswerteste aus verschiedenen Unterrichtsgebieten. Herausgegeben vom Lehrerhaus-Verein in Wien. I. Teil: Das Wissenswerteste aus den sprachlich-historischen Fächern (Sprache, Geschichte, Geographie). Pr. 40 Krz. oder 80 Pfg.

Karl Ploetz, Auszug aus der alten, mittleren und neueren Geschichte. Elfte verbesserte Auflage. Berlin, Verlag von A. G. Ploetz 1895. 434 S. Pr. geb. in Leinwand M. 3.

Karl Winderlich, Phryne, Ein Lied aus Alt-Hellas. Dresden, Leipzig und Wien, E. Piersons Verlag 1896. 141 S.

Wilhelm Münch, Königl. Geheimer Regierungs- und Provinzial-Schulrat, Zeiterscheinungen und Unterrichtsfragen. Vortrag, gehalten in der pädagogischen Sektion der 43. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Köln. Berlin, R. Gärtner 1895. 40 S.

Wilhelm Münch, Anmerkungen zum Text des Lebens. Zugleich zweite (verdoppelte) Auflage der Tagebuchblätter des Verfassers. Berlin, R. Gärtner, 1896. XII, 200 S.

Christian Schmitt, Elsalieder. Zweite, vermehrte Auflage. Zabern i. E., A. Fuchs. 100 S.

J. J. Sachse, erster Seminarlehrer in Elten, Die deutsche Grammatik in ihren Grundzügen. Ein zugleich für den Selbstunterricht bestimmtes Hand- und Übungsbuch zum Gebrauche an Mittelschulen, Präparandenanstalten, Schullehrerseminarien und den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Erster Kursus: Allgemeine Wort- und Satzlehre. Zweite Auflage. Vierter Kursus: Allgemeine Stilistik und Poetik. Freiburg im Breisgau, Herder, 1895. Pr. des ersten Kursus: 40 Pfg., des vierten 60 Pfg.

Otto Boerners französisches und englisches Unterrichtswerk. Nach den neuen Lehrplänen bearbeitet. Englischer Teil von Otto Boerner und Oskar Thiergen: O. Boerner und O. Thiergen, Lehrbuch der englischen Sprache 136 S. — O. Boerner und O. Thiergen, Wörterverzeichnisse zum Lehrbuch der englischen Sprache 92 S. — Oskar Thiergen, Grammatik der englischen Sprache, 200 S. Leipzig, B. G. Teubner 1895.

H. Heinze und W. Schröder, Aufgaben aus deutschen Dramen. 4. Bändchen: Aufgaben aus Götz von Berlichingen und Egmont, zusammengestellt von Heinze, 88 S. — 5. Bändchen: Aufgaben aus Iphigenie auf Tauris, zusammengestellt von Heinze, 81 S. Leipzig, W. Engelmann 1895.

Schroebels Jugendbibliothek:

C. Müller-Schochwitz, Kaiser Wilhelm II. und seine Familie. Halle, Hermann Schroebel, 88 S. Pr. geb. 90 Pfg.

Ad. Gründler, Gotthelf Heinrich von Schubert und Ernst Moritz Arndt. 108 S. Pr. geb. 80 Pfg.

Albert Geyer, Scharnhorst. 52 S. Pr. geb. 60 Pfg.

Albert Geyer, Nettelbeck. 48 S. Pr. geb. 60 Pfg.

Albert Geyer, Friedrich der Große. 122 S. Pr. geb. M. 1.

Dr. Richard Staude, Seminardirektor in Coburg. 120 S. Pr. geb. M. 1.

Albert Geyer, Bülow. 45 S. Pr. geb. 60 Pfg.

Albert Geyer, York. 44 S. Pr. geb. 60 Pfg.

Halle, Verlag von Hermann Schroebel.

Dr. Wilhelm Fabricius, Die akademische Deposition (Depositio cornuum.) Beiträge zur deutschen Litteratur- und Kulturgeschichte speziell zur Sittengeschichte der Universitäten. Frankfurt a. M., K. Th. Völcker 1895. 79 S.

Dr. P. Merkes, Beiträge zur Lehre vom Gebrauch des Infinitivus im Neuhochdeutschen auf historischer Grundlage. Erster Teil. Leipzig, J. H. Robolsky, 1896. 171 S.

Sammlung Göschen: O. L. Jiriczek, Kutrun und Dietrichepen in Auswahl mit Wörterbuch. 168 S. Pr. geb. M. 0,80. Stuttgart, G. J. Göschen 1895.

Otto Bismarck, Rektor in Eilenburg, Einrichtungs- und Lehrplan für acht- und siebenklassige Bürger- und Mittelschulen. Halle, Hermann Schroebel 1895. VII, 248 S.

G. Hotop, Seminar-Oberlehrer, Lehrbuch der deutschen Litteratur. Halle, Hermann Schroebel 1895. VII, 227 S.

Bötticher und Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Litteratur für den litteraturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten. I. Die deutsche Heldensage: 2. Kudrun von H. Löschhorn. 2. Auflage. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. Pr. M. 0,90.

C. L. Fischer, Pfarrer in Quednau, Grammatik und Wortschatz der plattdeutschen Mundart im preußischen Samlande. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1896. 260 S.

Dr. Heinrich Schuschey, Schularzt und Professor der Hygiene an der Königl. Ungar. Staatsoberrealschule im V. Bezirk zu Budapest, Über die Nervosität der Schuljugend. Jena, Gustav Fischer 1895.

L. Harcourt, German for beginners. Marburg, N. G. Elwert; London, Whittaker & Co. 1895. 200 S.

Dr. Friedrich Pätzolt, Direktor des Königl. Gymnasiums zu Brieg, Entwürfe zu deutschen Arbeiten für Tertia bis Prima nebst einigen ausgeführten Aufsätzen. Berlin, R. Gärtner. 1895. 208 S.

W. Wilmanns, Deutsche Grammatik. Gotisch, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch. Zweite Abteilung: Wortbildung. Erste Hälfte. Straßburg, Karl J. Trübner, 1896. 352 S. Pr. M. 6,50.

Dr. L. Hertel, Gymnasialoberlehrer in Greiz, Thüringer Sprachschatz. Sammlung mundartlicher Ausdrücke aus Thüringen nebst Einleitung, Sprachkarte und Sprachproben. 268 S. Pr. M. 4.

Joh. Adolf Herzog, Wie sind Gedichte zu lesen? Eine Vorschule der Poetik. Baden (Schweiz), A. Doppler, 1895.

Dr. Oskar Netoliczka, Gymnasialprofessor in Kronstadt, und Dr. Hans Wolff Gymnasialprofessor in Schäßburg, Deutsches Lesebuch für Mittelschulen. Hermannstadt, W. Krafft 1895. 326 S.

Kataloge:

Adolf Weigel in Leipzig: Antiquariats-Katalog Nr. 21. Volkstümliche Litteratur. Kultur- und Sittengeschichte (Folklore).

L. Meder Nachf. P. Hönicke in Heidelberg: Antiquariats-Katalog Nr. 10. Deutsche Sprache und Litteratur. (Mit Anhang: Französische und englische Litteratur.) Antiquariats-Kataloge Nr. 11. Wertvolle Ausschnitte aus dem Gebiete der Philosophie, Geschichte, Litteratur und Kunst.

August Dühr, Homers Gesänge in niederdeutscher poetischer Übertragung. Teil I. Niederdeutsche Ilias. Kiel und Leipzig, Lipsius und Tischer 1895. 656 S.

Margarete Lenk, Zwei Häuslein am Bach. Erzählung für Kinder. Zwickau i. Sachsen, Johannes Hermann. 57 S Pr. 40 Pfg. (Wie alle Jugendschriften von M. Lenk, so ist auch diese warm zu empfehlen.)

---

## Abwehr.

Herr Dr. Julius Sahr bezichtigt mich in einer Anmerkung 9. Jahrg. S. 672 Heft X dieser Zeitschrift bezüglich meiner Broschüre über Hans Sachs (Nürnberg 1894, bei Wörlein) der Geschichtsfälschung insofern, als ich den Hans Sachs „zu einem Sozialdemokraten stempeln“ wolle. Das thue ich gar nicht; ich fordere vielmehr meine Parteigenossen und alle Arbeiter auf, die Dichtungen des Nürnberger Meisters kennen zu lernen, auch werden die bürgerlichen Schranken seines Gesichtskreises ausdrücklich hervorgehoben. Ich ersuche Herrn Dr. Sahr, den Nachweis zu erbringen dafür

1. daß ich Dinge behaupte, die falsch sind — dafür wäre ich ihm nur dankbar! —
2. daß ich Behauptungen aufgestellt habe, deren Unwahrheit mir bekannt ist: das erst wäre Fälschung der Geschichte.

Kann er beides nicht, oder auch nur das erste, so hat er die Pflicht des Widerrufs.

Leipzig, Oktober 1895. **Manfred Wittich.**

## Entgegnung.

Die vorstehende Abwehr des Herrn Manfred Wittich veranlaßt mich, schon an dieser Stelle ausführlich auf seine Schrift über Hans Sachs, wenigstens auf den Geist, den sie atmet, einzugehen. Es lag nicht im Plan meiner Arbeit, anders als in kurzen Anmerkungen auf die falsche Auffassung und Mängel seiner Schrift hinzuweisen. Zusammenhängend sollte dies später (vergl. S. 679, Anm. 1) geschehen. Dort und in meiner Fortsetzung werden auch die falschen Einzelheiten von M. Wittichs Schrift zur Sprache kommen. Ich bedaure, daß Herr Wittich nicht wenigstens die Fortsetzung und den Schluß meiner Hans Sachs-Arbeit abgewartet hat. Hier habe ich Hans Sachsens Wirken zu betrachten, und da ich bemüht bin, überall meine Gewährsmänner oder womöglich den Dichter selbst als Quelle anzuführen, so dürfte wohl der bloße Vergleich meiner Skizze mit der Wittichs zwanglos ergeben, welches Bild falsch und wo es falsch ist. Ein Vergleich Wittichs mit einer der anerkannt guten Schriften über Hans Sachs kann denselben Dienst leisten, z. B. mit Schweitzer (1887, bezw. 1889), Kawerau (1889, Hans Sachs und die Reformation), Goetze (1890 Hans Sachs; 1894 Festrede in Nürnberg); Mummenhoff (1894). Ja, schon der Vergleich mit dem anspruchslosen Lebensbild in Panniers Ausgabe (Reclam), die Wittich S. 55 selbst empfiehlt, zeigt genügend, welche Kluft zwischen seiner Auffassung und den genannten besteht.

Doch da hier von mir Beweise gefordert werden, will ich sie geben. — Herr Wittich schreibt „für das arbeitende Volk" (Titelblatt), für seine „Parteigenossen" und „alle Arbeiter" (Abwehr; Schlußwort). Dagegen läßt sich nichts einwenden; im Gegenteil, es ist sehr erwünscht, daß das ganze deutsche Volk, also auch die Arbeiter und Parteigenossen des Herrn Wittich den wahren Hans Sachs kennen lernen. Wie sieht Herr Wittich nun den Hans Sachs an? Vom Standpunkte des arbeitenden Volkes aus. Auch gut; aber er geht weiter: Er spricht den anderen Kreisen der Bevölkerung das Anrecht auf Hans Sachs ab, Hans Sachs gehöre überhaupt nur dem „arbeitenden Volke" (Vorwort). Das ist schon sehr bedenklich! Und wer ist Hans Sachs? Er ist ihm der „dichtende Arbeiter" (Vorwort), „der einfache Arbeiter" (S. 37), „der Mann der Arbeit" (S. 56); er ist ihm „der lebendige Beweis, daß Wissen und Können, also Wissenschaft und Kunst auch vom Arbeiter, vom Proletarier bei halbweg günstigen Lebensbedingungen erobert werden können" (Vorwort). Niemand wird diesem Satz, wenn man ihn im allgemein menschlichen Sinne auffaßt, widersprechen; aber wenn ein Anhänger der sozialdemokratischen Partei über Hans Sachs so für seine Parteigenossen schreibt, so heißt das doch wohl nichts anderes, als Hans Sachs sei auch ein „Arbeiter," ein „Proletarier" im heutigen Parteisinne, d. h. eine Art Sozialdemokrat oder wenigstens ein Vorläufer davon gewesen? Nicht? Gern will ich mich von Herrn Wittich eines Besseren belehren lassen, wenn dem nicht so ist! Jedenfalls steht fest, daß bei Anwendung solcher Schlagwörter aus dem heutigen Parteileben und beim Betonen des Inhalts, den Herr Wittich heraushebt, seine Parteigenossen geradezu auf den Gedanken kommen müssen, Hans Sachs sei im 16. Jahrhundert einer von den ihrigen, ein Parteigenosse, ein Arbeiterführer gewesen. Anstatt daß also der Verfasser, wenn er dieser Ansicht nicht ist, alles vermiede, was seine Leser veranlassen könnte, solche verkehrte Parallelen zu ziehen, ja, anstatt daß er dem entgegenwirkte, leistet er durch Anwendung solch moderner Schlagwörter und durch einseitige Auszüge aus Hans Sachs der Neigung ungeübter Leser Vorschub, bewußt oder unbewußt heutige Verhältnisse auf die Vergangenheit zu übertragen.

Durch solches Verfahren wird man nicht dem Geist vergangener Zeiten gerecht. So muß unbedingt für den heutigen Leser, der jene Zeiten und Menschen nicht kennt, ein Zerrbild entstehen, das ich mich nicht scheue, eine Fälschung zu nennen, denn es fälscht Verhältnisse und Personen, indem es grundfalsche Begriffe von ihnen erweckt. In diesem meinem Gedankengang liegt aber nirgends ausgesprochen, daß ich Herrn Wittich die Absicht zu fälschen zuschreibe. Dagegen möchte ich mich ausdrücklich verwahren.

Im Gegenteil meine ich, daß eine Fälschung schon dann entsteht, wenn der Verfasser einfach nicht im stande ist, die Verhältnisse der Vergangenheit richtig aufzufassen, wenn ihm die Unbefangenheit fehlt, ohne die im heutigen Leben üblichen, ihm vielleicht in Fleisch und Blut übergegangenen Anschauungen an eine geschichtliche Persönlichkeit heranzutreten; wenn er nicht sein eignes Ich vergessen kann, um sich einmal ganz in eine anders geartete Persönlichkeit hineinzudenken. — Leicht ist diese Selbstentäußerung nicht; aber sie muß unbedingt von dem, der gerecht sein will, gefordert werden. Historische Forschung ist ohne sie unmöglich. Ohne sie entsteht statt eines geschichtlichen Bildes ein parteiisch gefärbtes, ein Pamphlet. Und das ist, meiner Ansicht nach, bei Wittichs Schrift der Fall. Sie verstößt gröblich gegen das geschichtliche Kolorit; sie atmet nicht den Geist, der uns aus dem Gesamtwirken Hans Sachsens entgegentritt, sie verkennt die Grundlagen seines Wesens und Wirkens. Das glaube ich erweisen zu können.

Werfen wir einen Blick auf Herrn Wittichs Schrift. Was bietet sie? — Es wird geschildert: Nürnberg S. 1, 2; die Markgräfler Fehde (Albrecht Achilles) S. 3, 4; Leben des Hans Sachs S. 5, 6, 9, 10, 56; Meistergesang bis auf Hans Sachs S. 6—9; Reformation und sein Wirken für sie S. 11—32; Hans Sachs als politischer Journalist S. 32—49 (z. B. Streit gegen Albrecht Alcibiades S. 38—47); allgemein lehrhafte Dichtung S. 49—54; dramatisches und dramaturgisches Wirken S. 54; Bibliothek und Belesenheit S. 55—56; Folioausgaben S. 56; Schlußbemerkung S. 57.

Wir sehen: Hans Sachsens Leben, seine allgemein lehrhafte und dramatische Dichtung ist ganz ungenügend, Hans Sachs als Meistersänger, als Schwank- und Fabeldichter so gut wie gar nicht behandelt. Das sind klaffende Lücken, die sich nicht rechtfertigen lassen. In Wittichs Bild wird die gesunde Persönlichkeit des Dichters in ihrer Gesamtheit verstümmelt; die Züge seines Wesens sind aus ihrem natürlichen Gleich- und Ebenmaß herausgerissen.

Die Nachrichten über Hans Sachsens Leben sind, abgesehen von thatsächlich Falschem, viel zu dürftig! Während Wittich sonst gern die wirtschaftliche Seite betont, schweigt er davon bei Hans Sachs, der es durch Fleiß und Tüchtigkeit zu einer fast patrizierartigen Wohlhäbigkeit brachte (vgl. meinen Aufsatz S. 696/7). Über die Charakterentwickelung seines Helden, der sich durch schwere innere Kämpfe und unablässige Selbstzucht zu Heiterkeit und Zufriedenheit, Weisheit und Seelenfrieden, zu felsenfestem Glauben an die Güte Gottes und der Menschen emporrang, lesen wir nichts. Auch über sein Leben im Familien- und Freundeskreise, über das Ansehn, das der wohlhabende Bürger bei hoch und niedrig genoß, fehlt jede Andeutung. Und wie belehrend, wie vorbildlich und erhebend ist gerade dies für alle, auch für Arbeiter!

Wer erwägt, daß Wittich 5 reformatorischen Schriften des Hans Sachs die Seiten 12—28 und 5 politischen die Seiten 40—47 widmet, wird ohne weiteres zugeben, daß die Fülle von Hans Sachsens allgemein lehrhaften Dichtungen — nach ihrem Umfang wie ihrem Wert — auf S. 49—54 viel zu schlecht wegkommt. Vollends gar nicht zu rechtfertigen ist es, wenn der Dramatiker, Meister-

sänger und Schwankdichter Hans Sachs nur gestreift wird. Diese 3 Gebiete sind doch gewiß von nicht geringerer Bedeutung, wie sein Wirken für Reformation und Politik; sie müssen doch wenigstens ebenso sehr bedacht werden. Hans Sachs selbst faßt sein Wirken als Meistersänger sehr ernst auf; er stellt es, soviel ich weiß, stets an erste Stelle. Übrigens sieht man neuerdings allgemein ein, daß auch diese Seite an ihm unsere volle Sympathie verdient. Viele seiner Meistergesänge sind trefflich; und auch schon vor 1523 erhebt er sich weit über das Niveau gewöhnlicher Meistersänger (vgl. dagegen Wittich S. 10); man lese nur Nr. 4—12 bei Goedeke. Auf keinen Fall aber dürfte Herr Wittich die Dramen (208 Stück!) und Schwänke (387 Stück!) nur streifen. Denn Schwänke und Fastnachtspiele (85 Stück) sind längst als das Bedeutendste und Bleibendste von seinen Leistungen anerkannt. Sie sind im hohen Maße volksverständlich und daher ganz besonders geeignet, noch heute harmlos zu unterhalten und zugleich zu belehren. Durch ihre Besprechung und Schilderung hätte sich Herr Wittich ein Verdienst um seine Parteigenossen erwerben und ihnen so eine schier unerschöpfliche Quelle edler Volksbelustigung erschließen können.

Über all dies bietet er aber, statt eingehender und überzeugender Darlegungen, nur ein paar Bemerkungen auf S. 31, 54, 55.

So sehen wir, daß schon der Anlage nach, Wittichs Schrift Stück- und Flickwerk, und von vornherein verfehlt ist.

Doch vielleicht macht die ausführliche Behandlung des reformatorischen und politischen Wirkens einen Teil dieser Unterlassungssünden wieder gut? Vielleicht spiegeln diese 38 Seiten und die der allgemein lehrhaften Poesie gewidmeten Seiten 49—54 Hans Sachsens Wesen mit liebevollem Verständnis und so wieder, daß *hier alle seine Seiten zur Geltung kommen?* Weit gefehlt! Nur **eine** Seite am Menschenleben und an des Dichters Thätigkeit kommt wirklich zur vollen Geltung, und immer nur die nämliche: die *Schlechtigkeit* der Welt, wie sie sich in dem Schaffen des Hans Sachs abspiegelt. Zu diesem Zwecke bleiben etwa 6100 Werke des Dichters unberücksichtigt; aus den ungefähr 100 übrigen werden 15—20 *der ärgsten Kampfschriften* des Hans Sachs und einige andere, die passend erscheinen, herausgesucht und diese werden nun zu dem Zwecke ausgeschlachtet, dem heutigen Arbeiter die Nachtseiten der damaligen Welt zu schildern. Daß ich's kurz sage, Herrn Wittichs Darstellung krankt an zwei Übeln:

1. fast nur die *polemische* Seite von Hans Sachs wird, und zwar mit größter Breite, berücksichtigt. An dem *Positiven* in seinem Wesen geht die Schrift schnell oder ganz verständnislos vorbei;
2. sie ignoriert die *bürgerlichen* Grundlagen, auf denen einzig Hans Sachsens großer Erfolg und tiefes Wirken möglich war.

Nun sind aber, wie männiglich weiß, *Glaube* und *Bürgertum* der Grund, aus dem Hans Sachs erwächst. Aus ihnen fließt seine Sittlichkeit, seine Auffassung von der Heiligkeit und Gottgefälligkeit der Ehe, dem Verhältnis des Menschen zu seiner Obrigkeit, zu Hausgenossen, Untergebenen und anderen Mitmenschen, seine Auffassung von dem Wert der Arbeit, sein harmloser Humor, sein unverwüstlicher Optimismus und seine Zufriedenheit — aus ihnen fließt auch sein heiliger Zorn und Eifer gegen alles Unrecht, woher es auch komme, wo es auch auftrete. Dies Alles sucht man in Wittichs Schrift vergebens.

Es giebt aber keinen anderen Hans Sachs als den auf Glauben und Bürgertum fußenden! Jeder andere ist falsch und ist energisch zurückzuweisen.

Man lese Wittichs Schrift von Anfang bis Ende durch, sei es den Text des Verfassers sei es die *Auszüge* aus Hans Sachs. Außer dem Anfang (S. 1, 2)

nirgends ein Lichtblick, nirgends Sonnenschein, Harmlosigkeit, Heiterkeit, gutherziger Humor, nirgends Beispiele von Edelmut, von Frömmigkeit, von Liebe, Aufopferung — immer und überall nur die Schlechtigkeit der Fürsten, Herrschenden und Regierenden, der Obrigkeit, der Kirche und Geistlichkeit, der „Börsianer" und „Großkaufleute", Zwietracht, Unduldsamkeit, zänkisches Wesen, „Poltern, Hadern, Pfaffenschinden", „Wucher", Spitzbüberei, „Aushungerung und Boykott", Unterdrückung der Arbeiter und wirtschaftlich Schwachen, Heuchelei, Arbeitsscheu, Raub, Mord, Krieg mit all seinen Greueln und Lastern, — das ist es, was uns entgegentritt: es ist als hätte die Hölle all ihre Schlechtigkeit über jene Zeit ergossen und als hätte Hans Sachs nichts gesehen als diese Seite des Menschenlebens!

Ein Beispiel mag zeigen, wie der Verfasser verfährt: Die Wittembergisch Nachtigall (S. 12, 13, 14). Nach einer Beschreibung des Holzschnittes lesen wir die bekannten Eingangsverse (V. 1—14, 17 und 18). Ein kleines Stück Prosa stellt die Verbindung zwischen Vers 19 und 118 her, es folgen abgedruckt Vers 118—150 (124 fehlt), in denen „alles Gebresten der Kirche rücksichtslos durchgenommen" wird (S. 13). Weiter: „Auch Hans Sachs würdigt den wirtschaftlichen Druck, den die Kirche auf ihre Gläubigen ausübte, in gebührend scharfer Weise;" als Beweis folgen Vers 201—212. Weiter: „Was die Römischen so „verdient" haben, das leihen sie dann um Wucher aus"; folgen als Beweis Vers 216—218, 222—224. Weiter: „Jagdschaden, am armen Bauern von den weltlichen, hohen Geistlichen geübt, und andrer Frevel wird diesen vorgeworfen;" folgen Vers 279—286. Weiter: „Dem gegenüber wird die neue lutherische Lehre warm empfohlen, die ja immerhin ein Fortschritt ganz bedeutender Art für damals genannt werden muß" (S. 15). — **Das** soll einen Begriff von der Wittembergischen Nachtigall geben! Ist das nicht vielmehr eine Fälschung? Was giebt Herr Wittich aus dem 700 Verse langen Gedicht? Einige den Holzschnitt schildernde Eingangszeilen und 58 Verse der schärfsten polemischen Art, wie sie nur in leidenschaftlichstem Kampfe denkbar sind. Die sämtlichen anderen 400 Verse (V. 300—700), die nun das Positive enthalten, die beweisen, wie tief und richtig Hans Sachs, der schlichte Bürger, die Reformation Luthers auffaßte, aus denen man erst versteht, wieso jene schlimmen Übelstände dem Dichter so harte Worte entlocken — die existieren nicht für den Leser Wittichs, die werden den Parteigenossen vorenthalten und noch dazu mit der obigen Bemerkung, die schon an und für sich beweist, daß das Verständnis des Herrn Wittich für Luthers Reformation fast gleich Null ist. Dieses Zerrbild muß aufs tiefste empören; denn, wie jeder, der Hans Sachs kennt, weiß und wie Kawerau, der beste Kenner von Hans Sachsens Thätigkeit für die Reformation, so schön bemerkt (S. 25): „Nicht in dieser Polemik gegen Rom liegt der Schwerpunkt des Gedichts, sondern in dem Bekenntnis zu der neuen Lehre, die Luther an das Licht gebracht."

An diesem Kern- und Hauptpunkte im Gedicht und im Wesen des Hans Sachs geht Herr Wittich blind vorüber!

Dies Beispiel überhebt mich wohl der Notwendigkeit, noch andere so ausführlich zu behandeln. Wenn man sich die nicht geringe Mühe nimmt, die 4 Dialoge des Hans Sachs mit den Analysen Wittichs zu vergleichen, so kommt man zu ähnlichen Ergebnissen. Die Analysen Wittichs sind nicht gleichwertig; die des 1. (bekanntlich auch des am meisten dramatischen) ist meiner Ansicht nach besser als die übrigen; am meisten verfehlt sind die von Nr. 3 und 4. Leider vermißt man nur bei der Ansammlung einzelner Bemerkungen Wittichs die Hans Sachsische

Seele, die jenen erst Leben, das Knochengerüst, das ihnen erst Form und rechten Zusammenhang giebt. Und diese Seele ist wieder der echt evangelische Geist der lebendige Glaube, der trotz aller Polemik bei Hans Sachs das Wesen ist und bleibt. Läßt man dieses Positive weg (wie Wittich z. B. im 2. Teil des 4. Dialogs und am Schluß des 3.), so entsteht eben statt des natürlichen Gesamtbildes eine Verzerrung, eine Fratze; man vergleiche nur mit Wittich die Analysen Kaverans S. 34 flg.; auch die zum Teil recht kurzen Analysen von Schweitzer S. 74 flg. geben die Originale besser wieder.

Was nützen, solchen Mängeln gegenüber, einige treffliche Bemerkungen, die Wittichs Arbeit keineswegs abgesprochen werden sollen; z. B. über die sprachlichen und dichterischen Vorzüge der Dialoge (S. 28; allerdings in recht genauem Anschluß an Schweitzer S. 81), über Hans Sachsens sittliche, gemütvolle Natur, seine Ehrlichkeit und Charakterfestigkeit, seinen Humor (S. 18, 22, 28, 57), seine Vaterlandsliebe und seinen Gehorsam gegen die Obrigkeit (S. 1, 32, 33, 34, 36). Wittichs Büchlein ist eben „gewandt geschrieben und geschickt zusammengestellt" (m. Anm. S. 672). Die Spuren von Hans Sachsens Vorzügen muß selbst Wittich aufweisen und anerkennen. Aber der gute Eindruck solch einzelner Bemerkungen wird durch andere und durch die ganze Auffassung wieder zu nichte gemacht! So lesen wir z. B. Seite 49: „Hans Sachs ist in ganz besonders hohem Grade der Moralprediger bürgerlicher Tüchtigkeit, der eine gewisse Einseitigkeit und altväterische Pedanterie mit einem Stich ins Fromme nicht abgesprochen werden kann;" und in obiger „Abwehr" sagt Herr Wittich, „es werden die bürgerlichen Schranken seines Gesichtskreises ausdrücklich hervorgehoben".

Sollen damit all die „bürgerlichen" Tugenden, die wir an Hans Sachs bewundern, die ihn erst zu dem machen, was er ist, Frömmigkeit, Glaube, Vaterlandsliebe, tiefer Respekt vor der Obrigkeit — sollen die damit in den Augen der Parteigenossen entschuldigt werden? Hätte Herr Wittich das vor dem deutschen Arbeiter nötig? Ich kann es unmöglich glauben! Wie dem Verfasser leider der Sinn für die Religiosität des Hans Sachs abgeht, so auch die wahre Würdigung der Reformation Luthers. Wenn in neueren Werken, wie z. B. dem Friedrichs von Bezold (Geschichte der deutschen Reformation Berlin 1890), mit Recht auch die wirtschaftliche Seite der Bewegung mehr betont wird als früher, so sind doch meines Wissens alle unparteiischen Geschichtsschreiber, von dem noch heute klassischen Ranke (1839) an, darüber einig, daß die Reformation Luthers eine großartige, in der Geschichte der deutschen Nation einzig dastehende bewunderungswürdige Erscheinung, daß sie ein Glanzpunkt unserer Geschichte ist. Und für sie hat Wittich keine andere Auffassung, kein anderes Lob, als die klägliche Bemerkung: die lutherische Lehre sei „ja immerhin ein Fortschritt ganz bedeutender Art für damals" zu nennen (S. 15) und „zu einem Halbgott oder Kirchenheiligen" sei jedenfalls Luther für Hans Sachs „nicht herausgewachsen" (S. 31). Es scheint, daß Herr Wittich kein Gefühl für die sittlich-religiöse Seite der Reformation hat. Daß sie für Luther, Hans Sachs, für Tausende und Abertausende eine Befreiung der geängstigten Seele, des gepreßten Gewissens bedeutete, daß sie aus der Sehnsucht der Menschenbrust nach Himmelsfrieden entsprang und von vielen in schwerstem inneren Ringen erkämpft wurde, davon lesen wir nichts bei Herrn Wittich.

Nein! Wittichs Hans Sachs ist nicht der wahre! Hans Sachs war kein religiös, sittlich oder bürgerlich verkrüppelter Mensch: Auch diese Seiten waren bei ihm voll ausgebildet. Er war auch kein „Arbeiter" oder „Proletarier" im

heutigen Parteisinne; auch kein „Starkgeist" oder „Freigeist" — er war ein mit Gott, mit sich und mit der Welt versöhnter Mensch.

Will man Hans Sachs zeichnen, so zeichne man ihn auch, wie er ist, und konstruiere sich nicht einen Sonder-Hans Sachs.

Auch dem damaligen Bürgerstand wird Wittichs Schrift in keiner Weise gerecht. Auf ihm ruhte Hans Sachs' Wirken. Nun und nimmermehr hätte Hans Sachs als „einfacher Arbeiter" das erreichen und wirken und solchen Einfluß gewinnen können! Auch nicht als Patrizier oder als Gelehrter; das ist klar. Wohl aber konnte er es als Bürger: da konnte er nach oben wie nach unten wirken, da stand er dem Verständnis und Bedürfnis keines von beiden Teilen zu fern. Will man ihn daher als Vertreter eines besonderen Standes überhaupt ansehen, so kann das nur der Mittel-, der Bürgerstand sein, aber kein anderer.

Wo aber wird das in Herrn Wittichs Schrift klar? Nirgends. Es ist, als kenne er gar keinen Bürgerstand von damals! Das Wort Bürger kommt nur ganz selten vor, und es wird nichts gethan, um es mit dem rechten Inhalt zu füllen. Dafür liebt der Verfasser die Bezeichnungen „das Volk", „das arbeitende Volk", „die Nürnberger". Wo in aller Welt soll dann bei seinen Lesern Verständnis jener Zeiten herkommen?

Und wie steht es mit unserer Zeit? Im Vorwort klassifiziert Herr Wittich zweimal die gesamte deutsche Bevölkerung: des Wortes „Bürger" bedarf er dabei nicht. Er erinnert daran, daß 1894 Hans Sachsens 400jähriger Geburtstag zu feiern sei, und fährt fort: „Da könnten nun Hofknechte, gelehrte Bediente und Bourgois erklären: Er war unser!" Das zweite Mal teilt er unsere Nation folgendermaßen ein: „Und Hans Sachs gehört weder den Landsknechten, noch den Wucherern, noch den Wissenschaftspfaffen, sondern dem arbeitenden Volke."

Das ist der Geist, aus dem Herr Wittich über Hans Sachs „für das arbeitende Volk" schreibt.

Wohin kommt man, wenn man mit solchen Grundbegriffen, Anschauungen und Empfindungen an einen Mann herantritt, wie der Nürnberger Meister es war? Doch gewiß weder zur geschichtlichen Wahrheit noch zur psychologischen Möglichkeit. Ein solcher Hans Sachs ist ein Unding! Und wenn man ein solches Zerrbild eine „Fälschung" nennt, so ist der Ausdruck zwar hart, aber wahrlich wohlverdient.

Dresden, Anfang November 1895. Julius Sahr.

---

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2 II.

# Die dichterische Aufgabe Goethes und ihre Behandlung in dem höheren Unterricht.

Von Christian Semler in Dresden.

Ein edler Mensch kann einem engen Kreise
Nicht seine Bildung danken. Vaterland
Und Welt muß auf ihn wirken. Ruhm und Tadel
Muß er ertragen lernen. Sich und andre
Wird er gezwungen recht zu kennen. Ihn
Wiegt nicht die Einsamkeit mehr schmeichelnd ein.
Worte des Alphons hinsichtlich Tassos.

Anschaulicher als in dem obigen Leitspruch kann der Grundgedanke im Tasso nicht wiedergegeben werden. Aber derselbe klingt leiser oder stärker fast durch alle Werke Goethes. Das Emporstreben aus der Enge der Verhältnisse und der Übergang aus der Befangenheit der Innenwelt zum äußeren Leben und Weltverkehr ist der Kern seiner dichterischen Aufgabe.

Zunächst fesselt ihn, im notwendigen Zusammenhange hiermit, die Entwicklungsfähigkeit der menschlichen Natur. Schon Homer zeigt dieselbe in Achilleus und Telemachos. Tiefer erfaßt sie Shakespere in seinen Trauerspielen; denken wir nur an König Lear, wo Lear und Gloster, Edgar und Cordelia, Albanien und Kent zu sittlich höheren Stufen geläutert werden. Hamlet geht unter, weil er hierzu unfähig ist. Spinoza behandelt in seiner Ethik das Thema der seelischen Entwicklung von dem philosophischen Standpunkte aus, nämlich als das Emporarbeiten von den leidenden Affekten, den Leidenschaften, zu dem thätigen und tapferen Affekte der klaren Erkenntnis der Weltordnung und dadurch zum vernunftgemäßen Leben und zur edelen Gesinnung. Bei Goethe, der von Shakespere und Spinoza tiefgehende Anregungen erhielt, gestaltet sich der Gedanke der Entwicklungsfähigkeit so, daß das Sehnen und ideale Streben hinzutritt, von der niederen Stufe auf eine höhere zu gelangen. Ist diese dann erreicht, so ermutigen die Rückblicke auf die zurückgelegten Stufen zu weiterem Streben. Das letztere wird ferner gespornt durch Anerkennung und Widerspruch, die sich ablösen und gegenseitig ergänzen und so zur Entwicklung und Erziehung beitragen. Beide können von Personen ausgehen, welche Anhänglichkeit und Liebe zollen; doch kommt der Widerspruch entschiedener zur Geltung in dem Beruf und in dem Weltverkehr als in der Freundschaft, und in dieser mehr als in der Liebe. Den gefährlichsten, aber oft sehr erfolgreichen Widerspruch bringt das Böse. Dies zeigt Alba im Egmont.

Das äußere Leben, der Beruf und der Staat boten in dem Zeitalter des jungen Goethe wenig Anregung, und sie erweckten nur selten das Selbstgefühl. Eine starre Rechtgläubigkeit und eine kleinlaute frömmelnde Richtung erfrischten das Gemüt auch nicht. Woran sollten sich nun die Deutschen, zumal die Jugend, erheben? Abgesehen von den Thaten Friedrichs des Großen, war es die landschaftliche Natur und das jugendliche Weib. Beiden huldigte Goethe vollgenügend und hob sich dadurch über die nüchterne Alltäglichkeit empor. Aber was er selbst tiefer erlebt hatte, gestaltete sich zu Dichtungen, die wieder die anderen der Philisterwelt entrückten und ihnen eine reicher besaitete Innenwelt verliehen. Mit der Naturbegeisterung und der Liebe trat eine höhere Stufe ein; doch kam damit zugleich die Gefahr, auf derselben stehen zu bleiben und einer krankhaften Natur- und Liebesschwärmerei zu verfallen. Ein neues Verhältnis mußte eintreten, um das Streben wach zu erhalten; es war dies die Freundschaft. In den Jahreszeiten sagt Goethe:

> Dieser ist mir der Freund, der mit mir Strebendem wandelt;
> Läd't er zum Sitzen mich ein, stehl' ich für heute mich weg.

Die Freundschaft bringt den erfolgreichen Widerspruch und steckt höhere Ziele; sie bildet zugleich durch die gemeinsame Thätigkeit im Beruf die Brücke zum äußeren Leben, zum Verkehr mit vielen Menschen. Führt nun schließlich auch der Beruf und Verkehr zu der Gefahr des Stehenbleibens, wie es Goethe vor seiner Flucht nach Italien in Weimar erging, so ist die Reise das Mittel zur Verjüngung und Wiedererlangung der Entwicklungsfähigkeit. Der Beruf ist es zugleich, der die sittliche Stärke des Menschen begründet und daran mahnt, daß er für andere zu leben berufen sei. So gelangte Goethe auf einem selbständigen Wege, ähnlich wie Spinoza, zu der höchsten Tugend, welche das Christentum aufgestellt hatte, der Selbstverleugnung.

Wir gehen nun die größeren Dichtungen Goethes übersichtlich durch und schließen mit der ausführlicheren Besprechung Tassos. In dieser Weise könnte vielleicht in der Oberklasse der Gymnasien und Realgymnasien verfahren werden.

Den tieferen Einblick in die Schwäche seines Zeitalters hatte der junge Goethe wohl zuerst durch Shakesperes Hamlet gewonnen, den er bereits in Straßburg eifrig las. Hier sah er die krankhafte Innerlichkeit, die keine Handhabe findet, in dem fürstlichen Beruf, in dem Staat und dem Vaterlande die Schaffens- und damit die Lebensfreudigkeit zu erlangen. Es wurde ihm klar, wohin eine edel angelegte Natur kommt, wenn sie, über dem Bösen in der Welt und den Schranken in sich, nicht das Gute ausführen kann und schließlich in schwarzseherischem

Brüten alles der Vorsehung überläßt, statt das Schicksal sich selbst zu schmieden. Indessen treten die Rückblicke auf Hamlet noch nicht in dem Götz von Berlichingen zu Tage; erst im Werther durchdringen sie das Ganze. Im Götz läßt der Dichter vielmehr ein Zeitalter wieder aufleben, in welchem das Selbst- und Lebensgefühl eher zu unbändig war, sodaß es das Entsetzen Luthers hervorrief. Aber Goethe nahm doch die Vorbilder für die Charaktere aus seiner Umgebung und aus sich; er verstand es ja, das Tüchtige und gesund Eigenartige selbst in einer armen Dresdner Schusterstube zu entdecken und hatte Zutrauen zu der oft gar grillenhaften und verschrobenen Gegenwart. Die dichterische und zugleich sittliche Aufgabe Goethes war es, in dem Leben den idealen Gehalt herauszufinden und denselben künstlerisch zu gestalten. Dies wird recht deutlich, wenn man begabte Dichter, wie Grimmelshausen und Paulus Gerhardt, die im Roman und Lied seine Vorgänger waren, mit ihm vergleicht. Im Simplicissimus ist das Anziehendste das Leben des Einsiedlers in der Waldeinsamkeit, und der Roman schließt auch wieder sehr bezeichnend mit dem Zurückziehen des Simplicius aus der Welt. Die Lieder des Paulus Gerhardt aber fühlen sich nur in den jenseitigen Gefilden heimisch. Es war für Goethe wahrlich keine geringe Aufgabe, solchen Stimmungen, und noch dazu in einer kleinbürgerlich und kleinstaatlich eingeengten Zeit, entgegenzutreten und dem wirklichen Leben und dem verachteten Diesseits zuversichtlich ins Antlitz zu schauen: selbst nachdem ihm die treffliche Mutter durch die Kindermärchen, Lessing durch Minna von Barnhelm, Herder durch den Hinweis auf unsere alten Liebeslieder und Hans Sachs durch seine Schwänke den reichen Gehalt des deutschen Volksgemütes erschlossen hatten. Sein Wahlspruch blieb:

> Willst du dich deines Wertes freuen,
> So mußt der Welt du Wert verleihen.

Der junge Dichter zeigte im Götz von Berlichingen, daß das äußere Leben doch eine ganz andere Bedeutung habe als das sehnsüchtige Versenken in die himmlischen Dinge oder die Beschäftigung mit dem kranken Ich. Sehr deutlich wird dies durch den Bruder Martin. Elisabeth hilft unerschrocken bei der Verteidigung der Burg, Georg ist ein Jüngling so schön wie Geiselher im Nibelungenlied, und Franz wird durch die heiße Glut sinnlicher Liebe zu wilden Entschlüssen geführt. Auf Weislingen dagegen, wie auf manchen der jungen Männer Goethes, die ein Spielball ihrer Stimmungen, also einer krankhaften Innerlichkeit sind, passen die Worte des Faust: „Sind wir ein Spiel von jedem Druck der Luft?“ Götz ist der tapfere Rittersmann, der sich selbst hilft, und der die alten deutschen Tugenden der Treue und Wahrhaftigkeit in arger Zeit nicht eingebüßt hat. Doch über die Stufe, die er betreten, kann

er nicht hinaus; ein höheres Streben hat er nicht und deshalb auch keine Entwicklungsfähigkeit. Sich einem tüchtigen Landesfürsten unterzuordnen und auf diese Weise dem Ganzen besser zu dienen denn als gemütlicher Raubritter vermag er nicht. So geht er zu Grunde. In scharfem Gegensatz zu ihm besitzt Adelheid das ehrgeizige Streben nach hochgesteckten Zielen; aber sie ist selbstsüchtig und vertritt das Böse in sinnlich verführerischer Form. Sie erinnert an Goneril im König Lear. — Die obigen Personen sind so lebendig geschaut wie die Bildnisse Hans Holbeins.

Erst in Werthers Leiden greift der Dichter, zum Teil auf Kosten der Freunde in Wetzlar, in die unmittelbare Gegenwart und nimmt die Innerlichkeit der Zeit, die sich im Anblick der landschaftlichen Natur und in der schwärmerischen Verehrung eines Mädchens verzehrt. Aber wohl zu beachten ist, daß sich Werther, und zwar mit vollem Bewußtsein, ja, mit Ingrimm, über die Philister und den Flitterkram adelsstolzer Armseligkeit emporgeschwungen hat und seine innigste Teilnahme dem eigentlichen Volke schenkt. Neben der Odyssee führten ihn die Natur und die Liebe zu dieser höheren Stufe und erweckten das Sehnen, welches für die Jünglinge Goethes so bezeichnend ist. Aber von dem Sehnen kann er nicht zum Streben gelangen, und von der begeisterungsvollen Empfänglichkeit kommt er nicht zum schöpferischen Gestalten. Er kann weder Maler werden noch auch in dem staatsmännischen Berufe den Anordnungen seines Vorgesetzten sich fügen und ausharren. Der Beruf ist ihm nicht die Aussicht auf freudige Pflichterfüllung, sondern der Inbegriff nüchternster Prosa, und zu dem sittlichen Ideal Goethes, für andere zu leben, wie Lotte inmitten der Geschwisterschar ihm ein Beispiel giebt, ist er nicht im stande sich aufzuraffen. Das Leben, welches er anfangs nur als den Schauplatz phantasievollen Genießens ansah, erscheint ihm daher auch bald, wie Hamlet, als das Bild des Vergehens und des Grabes. Dem Widerspruch geht er scheu aus dem Wege, oder er ficht dagegen mit Scheingründen; deshalb bleibt er unfähig zur Entwicklung. Ebenso verhaßt wie der Widerspruch ist ihm die Selbstentäußerung. Aus diesem Grunde kann er auch nicht der leidenschaftlichen Liebe zur Freundin entsagen. Übrigens durchschaut er seine Schwäche mit dem Scharfblick Hamlets; doch zwischen dem Wissen und dem Wollen liegt eine tiefe Schlucht.

Wird in der Oberklasse der Gymnasien Werther im Auszuge gelesen, so müssen aus Hamlet die maßgebenden Stellen zur Vergleichung herangezogen werden. Auch darf das Gegenbild der hier ausgesprochenen Weltanschauung, die Odyssee nämlich, nicht unberücksichtigt bleiben; sie hat ja ebenfalls zur Entstehung der Wertherdichtung beigetragen. Für Hermann und Dorothea ist sie freilich von weit größerer Bedeutung.

Eine Hauptschönheit im Werther sind, wie im Homer, neben den Natur- und Landschaftsbildern die Schilderungen einfachen Thuns. Werther entdeckt das Anmutige im schlichtesten Vorgange, in dem Thun und Treiben der Kinder, in dem Wasserholen am Brunnen, in dem Pflücken des Obstes vom Baum, in dem Füttern des Kanarienvogels; aber diese Eindrücke festzuhalten, fehlt ihm die Ausdauer, wohl aber auch, wie Goethe selbst, die nötige Begabung zum Zeichnen und die schulgerechte Grundlage. Hätte er, wie in unserer Zeit Hendschel, durch Zeichnungen die Mitlebenden erfreuen können, so wäre sein Selbst- und Lebensgefühl erstarkt.

Wir kommen zum Clavigo. Wie die Freundschaft von Mann und Weib so leicht zur Liebe führt, sehen wir auch in diesem Stücke; aber hier gesellt sich, wie leider so oft in Deutschland, eine verfrühte und daher verhängnisvolle Verlobung hinzu, die durch ihre endlose Dauer zur Erkaltung der Liebe und entweder zum Treubruch oder zu einer freudearmen Ehe führt. Die Männerfreundschaft, welche bereits im Götz und Werther ihren Einfluß geltend machte, tritt durch Carlos in den Vordergrund. Dieser zollt seinem begabten Freunde die volle Anerkennung; aber er verschont ihn auch nicht mit scharfem, ja, unbarmherzigem Widerspruch. Mit überzeugender Gewalt der Rede wird das Streben nach höheren Stufen dem Jüngling vor die Seele gehalten. Die Liebe ist ja doch erkaltet, warum also in lähmenden Gewissensqualen stecken bleiben oder gar eine trübselige Ehe begründen? Neben der Freundschaft erscheint der Beruf als die sittliche Ordnung, welche der Liebe den Rang abgelaufen hat. Der Gedanke, auf andere zu wirken und für sie zu leben, ist der Pulsschlag der Seele geworden. Wenn Carlos seinem Freunde diesen Gedanken einschärft, denken wir lebhaft an eine bedeutsame Stelle in Spinozas Ethik: „Ein Affekt kann nicht anders eingeschränkt oder aufgehoben werden, als durch einen andern ihm entgegengesetzten und stärkeren Affekt.“ Clavigo indessen kann in der Höhe nicht willensstark aushalten, der Schwindel kommt ihn an, und die Gewissensangst, der kleinbürgerliche „beklemmende Jammer“ treiben ihn in das abgebrochene Liebesverhältnis zurück, und er zerschellt. — Die kleinstädtischen Verhältnisse in der Familie Guilbert dürfen uns übrigens nicht hindern, die Gutmütigkeit und die herzliche Aufmunterung hervorzuheben, welche Clavigo zum Streben angespornt hatten. Aus diesem Kreise ging ja doch der ritterliche, wenn auch etwas theatralische Beaumarchais hervor, der die Ehre der Familie zu wahren wußte. Das Kleinstädtische braucht nicht kleinlich zu sein, und die Innigkeit ersetzt oft den größeren Gesichtskreis, wie dies auch Goethes Zeitgenosse Chodowiecki so anziehend zu behandeln weiß. Seine

Stiche oder Lichtdrucke nach denselben machen den Schülern große Freude. Das Zeitalter Goethes wird ihnen ja höchst lebendig vor Augen geführt und damit der Hintergrund für Clavigo.

Mit jungen Leuten von etwa 17 Jahren lohnt es sich sehr, Clavigo zu lesen. Abgesehen von dem im großen Stil gehaltenen Charakter des Carlos und dem schicksalsvollen Zwiespalt der Treue und der individuellen Freiheit, ist die Sprache für die Übungen im Lesen mit verteilten Rollen ungemein förderlich. Die schlichte und doch lebendig bewegte Prosa zwingt zum ungekünstelten und fließenden Sprechen, welches unserer deutschen Jugend oft recht schwer wird. Die Freude am schwungvollen Deklamieren von Schillers und Uhlands Balladen hindert sie, den Ton schlichter Prosa zu treffen.

Wir gehen zum Faust über. Das Emporstreben aus der Enge der Lebensverhältnisse tritt bei ihm noch leidenschaftlicher zu Tage als bei Clavigo. Verbitterung und Selbstmordgedanken suchen ihn heim wie Hamlet. In seinem bisherigen Gelehrtenberufe kam er weder zur Erkenntnis des Zusammenhanges der Dinge und einer befriedigenden Weltanschauung, wie sie Goethe in Spinozas Ethik fand, noch auch zu einem die Entwicklungsfähigkeit sichernden Natur- und Menschenverkehr. Hätte er als schöpferischer Gelehrter nach einer besseren Methode geforscht, so würde ihn Goethe nicht haben dichterisch gestalten können. Die Liebe zur Bibel ist da, aber für die Wunder fehlt der Glaube; auch die Anziehungskraft des Jenseits versagt, im Gegensatz zu Werther und Hamlet. Trotzdem wird in Gretchen das gläubige Gemüt in seiner kindlichen Unschuld verherrlicht. Die Bedeutung der irdischen Welt, also der Natur und des menschlichen Lebens, zeigt Goethe in großartiger Weise in dem Erdgeist. Die Verführung und Herabstimmung, die das Leben bringt, wird durch Mephistopheles vertreten; die Versöhnung und Begeisterung, womit es beglückt, durch Gretchen. Aber durch dieses holde Mädchen lernt Faust auch das Schicksal von einer Seite kennen, wie es sich ihm in der Studierstube wohl noch nie gezeigt hatte. Bot ihm Gretchen das Bild des Einklangs, dessen die Welt fähig ist, so lernt er durch es zugleich die Gesetze der sittlichen Weltordnung, die Treue und das Pflichtgefühl würdigen, welche der Leidenschaft und Willkür ein jähes Ende bereiten. Die Erschütterung des Gewissens wird ihm so wenig wie Clavigo erspart. — Das Streben des Faust ist ungestümer und phantastischer als bei dem cäsarisch angelegten Carlos. Die Berechtigung des Forschens nach Wahrheit, auch wenn es sich nicht von der Bibel leiten läßt, vertritt der Herr in dem Prolog im Himmel. Dieser hegt volles Vertrauen zur Menschennatur und ihrer Entwicklungsfähigkeit; er überläßt deshalb Faust der Verführung und Demütigung

des Mephistopheles, d. h. dem Bösen im Leben, welches zur Erziehung beiträgt. Der Herr denkt nicht katholisch, sonst gäbe er ihm einen Beichtvater mit; auch nicht lutherisch, sonst erhielte er die Bibel als Begleiterin durch das Leben. Er will die weltliche Erziehung des Faust. Goethe verkörpert in dem Herrn seine eigene Weltanschauung, wie Dürer für das Antlitz Christi seine Gesichtszüge verwandte. Der Teufel ist so eigenartig und doch so menschlich gezeichnet wie der Tod in dem Totentanz von Hans Holbein.

Die Worte, welche Mephistopheles Faust nachruft:

> Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
> Des Menschen allerhöchste Kraft,

werden durch eine Stelle in Spinozas Ethik trefflich beleuchtet. Zugleich zeigt dieselbe die Berechtigung des freien wissenschaftlichen Strebens nach Wahrheit. Spinoza sagt: „Nützlich fürs Leben ist vor allem, den Verstand oder die Vernunft soviel als möglich zu vervollkommnen. Darin allein besteht des Menschen höchstes Glück oder die Glückseligkeit.“ Bald nachher fährt er fort: „Der letzte Zweck des von der Vernunft geleiteten Menschen oder seine höchste Begierde, nach welcher er alle übrigen zu lenken trachtet, ist diejenige, durch welche er dahin gebracht wird, sich und alle Dinge, die in den Bereich seines Denkens fallen, adäquat (d. h. klar) zu begreifen.“

Die Naturschilderungen in dem ersten Teil des Faust, wie in dem Gesang der Erzengel, bei dem Spaziergang, in Wald und Höhle, gehören zum Schönsten, was die deutsche Dichtkunst besitzt. Goethe trifft hier den erhabenen Ton und den großen Linienzug, wie ihn die Ilias in den Gleichnissen vom Meer, vom Sturm und Feuer im Walde, vom Gewitter im Gebirge u. s. w. hat. Der Lehrer wird dieselben bei dem Lesen des Faust zur Vergleichung heranziehen. Zweckmäßig ist ferner die Zusammenstellung mit den stimmungsvollen Landschaftsbildern im Werther.

In dem Liede Gretchens von dem König von Thule, wie in so manchem der Lieder Goethes, vernehmen wir den anspruchslosen und doch so eigenartig ergreifenden Klang der ältesten Minnesänger, eines Kürenberg und Dietmar von Aist, sowie der besten alten Volkslieder. Ja, Goethe ist im Liede so unerreicht wie Mozart in der Arie. Das Volkstümliche und das Kunstmäßige verschmelzen sich zu vollendetem Einklang, und die Naturbilder sind so frisch und ungesucht wie die Seelenstimmungen. Wohl selten ist das Beglückende des Erdenlebens so rein empfunden und zum Herzen dringend ausgesprochen worden. Aber es kommt noch etwas hinzu. Die Natur erscheint als die Macht, welche die Entwicklungsfähigkeit des Menschen, sei es durch Beruhigung oder durch Anregung, fördert. Wie in den Liedern

Goethes zeigt sich dies im Faust, zumal bei dem Spaziergang am Ostertag und in Wald und Höhle. Die Natur wirkt auf den empfänglichen Menschen wie das Gespräch mit einem verständigen und gemütvollen Freunde.

Schließlich dürfen wir im Faust nicht das Komische übersehen, welches durch Wagner, Mephistopheles und Frau Marthe den Leser und noch mehr den Zuschauer im Theater plötzlich so heiter stimmt. Hans Sachs hätte Frau Marthe sehen müssen; er würde sich gefreut haben, daß die Frauen in seinen Schwänken und Fastnachtsspielen Goethe zu einer so packend komischen Figur angeregt hatten. Ihr Lebensgefühl ist so erheiternd wie die Ironie Mephistos gegenüber dem Schüler.

Der zweite Teil des Faust gehört nicht in die Schule. Die dichterische Kraft Goethes war bereits erloschen, und für die Jugend eignet sich nur das Beste. Schon in dem ersten Teil sind einige Scenen geringwertig.

Wir besprechen nun Egmont, der an Götz erinnert. Der Sieger von Gravelingen und St. Quentin erfüllte zwar seinen Beruf als Soldat; doch eine höhere Stufe vermag er nicht zu erklimmen, wiewohl ihn die gefährliche Lage des Vaterlandes dazu drängt. Die Anspannung aller Kräfte, die seine verantwortliche Stellung als Statthalter erheischt, ist ihm so lästig wie Götz die Unterordnung unter einen Landesfürsten. Er ist Dilettant im Beruf und geht dadurch zu Grunde. Der ernste und eindringliche Widerspruch des Freundes vermag nichts über ihn. Die Freuden des geselligen Verkehrs und der Liebe fesseln ihn mehr als der herbe Ernst der staatsmännischen Sorge. Er lebt und läßt leben; aber der große Schnitt selbstverleugnender Mannesnatur, die für Tausende einsteht, fehlt ihm, und seine persönliche Liebenswürdigkeit, seine volkstümliche Schlichtheit und sein Mut auf dem Schlachtfeld bieten keinen genügenden Ersatz. Erst das Schicksal bringt ihn, als es freilich zu spät ist, zur Besinnung. — Die Armseligkeit der deutschen Spießbürgerei nach dem dreißigjährigen Kriege hätte Goethe nicht anschaulicher vor die Augen führen können, als in dem Volke, welches durch Vansen die richtige Beleuchtung erhält. Der Dichter ist hier ein Sittenmaler wie Adriaen Ostade und Jan Steen.

Wir kommen zu Iphigenie. Auch hier tritt uns sofort das Thema des Berufs entgegen. Die Tochter Agamemnons will nicht als Priesterin ein beschauliches oder, wie sie selbst sagt, ein unnützes Leben führen; sie will auch nicht als Königin bewundert werden, sondern im elterlichen Hause still und segensreich wirken. Sie begehrt nichts für sich. Die selbstverleugnende Liebe erscheint mit der heidnischen Sage so schön verschmolzen wie bei Cordelia im König Lear. Ihren sittlichen Zweck,

die Heilung des Bruders und die Sinnesumwandlung des Königs, setzt sie durch vermittelst der „Kraft in ihrer Seele Tiefen“, und ohne daß Diana ein Wunder thut. Sie hilft sich selbst. Lessings Nathan würde an der edeln Griechin seine Freude haben, und wie Nathan erzieherisch auf Recha, den Tempelherrn und den Sultan wirkt, so sehen wir die Wunderkraft der Rede bei der Erzieherin der Scythen. Sie entreißt den Bruder den Gewissensqualen, die ihn lähmten wie Clavigo, und so bringt sie Thoas zur Selbstverleugnung. Bei Thoas und Orest tritt die Entwicklungsfähigkeit deutlich zu Tage. Beide befreien sich, um mit Spinoza zu reden, von den leidenden Affekten der Rache, der Reue und des Kleinmutes. Thoas gelangt zu dem tapferen Affekte der Seelenstärke und des Edelmutes, Orest zur Lebensfreude und zur Thatkraft. Beide sind anschauliche Beispiele für Spinozas Lehre von den Affekten, und so könnte ein Satz aus seiner Ethik sehr wohl als Leitspruch diesem Drama vorausgehen: „Die Herzen werden nicht durch Waffen, sondern durch Liebe und Edelmut gewonnen.“

Der Lehrer, welcher Iphigenie zu erklären hat, wird gut thun, ausgewählte Photographien nach griechischen Statuen der Klasse vorzulegen, damit die Phantasie die nötige Anregung erhält, den plastischen Stil in dieser Dichtung innerlich zu schauen. Gipsabgüsse zu betrachten ist freilich wirksamer. In der Tochter Agamemnons schloß Goethe den Linienzug des Praxiteles mit der Seelenanmut Mozarts zusammen.

Wilhelm Meisters Lehrjahre behandeln wie Faust das Thema des Strebens nach höheren Stufen. Zugleich sehen wir hier, und noch deutlicher als im Clavigo, das Anregende der Rückblicke auf zurückgelegte Stufen. Das Ziel ist der Einklang körperlich-geistiger Selbstbildung. Meister verläßt, Faust nicht unähnlich, die Enge des bisherigen Berufs, um in das Leben hinauszutreten, sich der Schauspielerlaufbahn zu widmen und von der Bühne herab begeisternd auf andere zu wirken. Die Bretter führen ihn, trotz seines Dilettantismus, zur größeren Sicherheit in dem äußeren Auftreten und in dem Verkehr mit den verschiedensten Ständen. Nachher wendet er sich, von dem Freundeskreise gedrängt, dem landwirtschaftlichen Berufe zu, der wahrscheinlich ebenso oberflächlich betrieben werden wird wie das Spielen. Die Liebe wirkt in sehr mannigfaltigen Erscheinungen auf sein leicht empfängliches Gemüt. Höher steht die Freundschaft, welche von Anfang an entschieden auftritt und ihre erzieherische Thätigkeit, wenn auch mit zu viel Wichtigthuerei und Geheimniskrämerei, ausübt. Den Widerspruch, welcher die höhere Stufe des praktischen Berufs im Auge hat, setzt Jarno ins Werk. Goethe legt ihm die gediegensten Aussprüche über die zweckmäßige Thätigkeit und den Menschenverkehr in den Mund. Der frömmelnden

Richtung der „schönen Seele" tritt der Oheim mit Gedanken entgegen, welche die freie, vom Geiste der Philosophie und der gereiften Lebenserfahrung durchdrungene Weltanschauung des Dichters verraten. Auch Natalie huldigt in Glaubenssachen der freien Auffassung; aber trotzdem ist sie gegen die „schöne Seele" billig und gerecht. Eine krankhafte Innerlichkeit findet sich bei Mignon, doch noch mehr bei dem Harfenspieler. Für beide sorgt Meister in selstloser Weise und macht so Goethes schöne Mahnung zur Wahrheit: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut." Die Erziehung seines Felix nötigt ihn schließlich, seine eigene Bildung von vorn anzufangen. Die Kinder tragen dazu bei, daß die Eltern entwicklungsfähig bleiben.

Wir gelangen zu Hermann und Dorothea. Zum ersten Male sehen wir, wie dem Beruf in vollgültiger Weise Rechnung getragen wird. Es geschieht dies durch Hermann hinsichtlich der Landwirtschaft. Aber diese erfüllt den Jüngling so ausschließlich, daß er darüber den geselligen Verkehr und den Anteil an dem städtischen Gemeindewesen vernachlässigt und in sich gekehrt wird. Der Widerspruch des Vaters macht sich hierüber in polternder Weise geltend. Was aber dieser nicht erreicht, setzt die Liebe durch, die, trotz aller Schüchternheit, entschlossen ist und so gediegen erscheint wie der Beruf. Sie verspricht zugleich eine echte Ehe zu werden, wie diejenige von Hermanns Eltern, die ungeachtet der kleinstädtischen Verhältnisse der schönen Ehe von Götz und Elisabeth nichts nachgiebt. Eigenartig gestaltet sich bei Dorothea der Gedanke der Entwicklungsfähigkeit; sie dachte daran, durch ihre Tüchtigkeit im Hause die Hand Hermanns zu verdienen. Aber schon am Brunnen hatte sie in dem Gespräch mit Hermann ihre Gedanken über die Frauen geäußert und diesen wegen ihrer selbstlosen Sorge für die Angehörigen die Herrschaft im Hause zuerkannt. Hier reichen sich Selbstverleugnung und Selbstgefühl zur gediegensten Lebensbetrachtung die Hand. — Auch die Hausfreunde kommen in entsprechender Weise zur Geltung, zumal der treffliche Pfarrer, der sowohl der menschlichen Natur als dem Leben das volle Vertrauen entgegenbringt. Er scheut sich nicht, durch sein Einstehen für Hermanns Wahl die ganze Verantwortung auf sich zu nehmen. Der Pfarrer und die Mutter zollen Hermann die Anerkennung gegenüber dem Widerspruch des Vaters. Aber die Liebe bleibt für die Entwicklung des Jünglings die Hauptsache. „Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling." Durch Dorothea flammt zugleich der Gedanke an das Vaterland in ihm auf, und so wird er auch bald in dem Gemeindewesen dem Ehrgeiz und dem Vorwärtsstreben des Vaters Genüge leisten. — Wie in der Odyssee wird das Gut und das äußere Leben, der Menschenverkehr und die Notwendigkeit des

Reisens sehr entschieden betont. Auch die „Zeit und das Ausland" finden ihre Würdigung, und die französische Revolution erhält in dem Für und Wider eine unparteiische Beurteilung. Dem Gedanken der Vergänglichkeit, der Werthers Leiden durchzog, stellt Hermann am Schluß mit beredten Worten die Dauerbarkeit oder, wie Spinoza sagen würde, die Selbsterhaltung entgegen. Zur vollen Geltung kommt die Gegenwart; die „gute alte Zeit" verfällt durch den Apotheker dem Lächerlichen. Entsprechend der Freude an der unmittelbaren Wirklichkeit ist es auch, daß bei der Betrachtung über den Tod der philosophischen Weltanschauung Rechnung getragen wird neben der gläubigen und zwar durch den Pfarrer. Der Gedanke, daß das Bild des Todes den Weisen um so mehr an das Leben fessele, erinnert lebhaft an eine Stelle in Spinozas Ethik: „Der freie Mensch denkt über nichts weniger als über den Tod, und seine Weisheit ist nicht ein Nachdenken über den Tod, sondern über das Leben." Ebenso erinnert an die Ethik die Art und Weise, wie der Pfarrer im Anfang des Gedichtes der Moralpredigt des Apothekers entgegentritt. Spinoza spricht von dem Leutseligen: „Auch wird er sich im gewöhnlichen Gespräch hüten, die Laster der Menschen aufzuzählen, und über das menschliche Unvermögen wird er nur spärlich zu sprechen suchen, desto mehr dagegen von der menschlichen Tüchtigkeit und über die Mittel, durch welche diese vervollkommnet werden kann."

Wie das Nibelungenlied die altgermanischen Charakterzüge nach ihren guten und schlimmen Seiten spiegelt, so veranschaulicht Hermann und Dorothea den deutschen Familiengeist bei dem Beginn der französischen Revolution, also in dem Übergang aus der bisherigen Innerlichkeit zu dem nationalen Gedanken und dem Heldenmäßigen. Dorothea könnte sehr wohl ein Mädchen aus den Zeiten der Völkerwanderung vorstellen und würde neben Brunhilde und Chriemhilde in keiner Weise ihre Anziehungskraft einbüßen. In ihr tritt der germanische Geist wieder zu Tage, doch frei von den heidnischen Härten.

Die Entwicklungsfähigkeit, welche Goethe in der Ausübung der bildenden Kunst versagt war, bewährte sich um so ursprünglicher in der Poesie. In der Zeichnung Dorotheas ist er plastischer Künstler. Wo sie den Wagen mit den Stieren lenkt, glaubt man ein Bild von Leopold Robert zu sehen. Und so ist Goethe echter Homeride in dem ganzen Gedicht, mag man das Weltbild ins Auge fassen oder die Schilderungen der Landschaft und des einfachen Thuns.

Neben Hermann und Dorothea erwähnen wir flüchtig Goethes Bearbeitung des Reineke Fuchs. Seine Zuneigung zur Tiersage ging wohl nicht bloß aus der politischen Weltlage hervor. Sicher war es die

echt epische Verwebung von Natur und Menschenleben, die ihn fesselte. Dann aber mag er auch hier einen trefflichen Spiegel für die Affektenlehre in Spinozas Ethik gefunden haben. Dieser Philosoph hatte ja alle die bösen Seiten der menschlichen Natur, wie Haß und Rache, List und Bosheit, Habgier und Sinnenlust, so gründlich bis auf ihre Wurzel, die Selbsterhaltung nämlich, untersucht und erklärt, daß Goethes scharfes Auge die anschaulichsten Bilder und Belege hierfür in der Tiersage erblicken mußte.

Wir gehen zu den Wahlverwandtschaften über. Dieselben erinnern an Werthers Leiden; nur ist Eduard der gereifte Mann, der zum zweiten Male verheiratet ist. Diesen übermannt die Liebe, in die sich, ähnlich wie bei Werther, Clavigo und Thoas, die Freundschaft umwandelt. Eduard ist Dilettant in der Ehe und im Beruf, wenn man bei seinen Liebhabereien im Garten überhaupt von Beruf reden kann. Er ist nicht im stande, wie es Thoas thut, zu verzichten und die höhere sittliche Stufe der Selbstverleugnung einzunehmen. Er wurde zu sehr verwöhnt, und so ist er als Mann Jüngling geblieben. Das Leben hat ihn, wie Werther, mit seinen Gaben überschüttet. Die Anerkennung durch Ottilie schadet ihm nur. Der Widerspruch der verständigen und zuverlässigen, wenn auch etwas nüchternen Gattin und des trefflichen Freundes kann ihn nicht entwicklungsfähig machen. Der Hauptmann und Charlotte sind in der Gefahr, das Freundschaftsverhältnis in Liebe umzuwandeln; aber sie haben sich in der Gewalt. Der Hauptmann ist, im Gegensatz zu Eduard, eine schöpferische Natur, wie sie der Oheim in den Lehrjahren von dem wahren Manne verlangt. Charlotte ist in Glaubenssachen so freidenkend wie Natalie, und trotzdem steht sie auf der vollen sittlichen Höhe. Das Schicksal kann ihr nichts anhaben; sie bewahrt ihre Ruhe wie eine Frommgläubige.

Erst jetzt besprechen wir Torquato Tasso und ausführlicher als die bisherigen Dichtungen. Für die Oberklassen der Gymnasien und Realgymnasien hat er eine große Bedeutung.

In dem Hintergrunde sehen wir die Enge der Lebensverhältnisse im elterlichen Hause, aus welcher der angehende Dichter sich, wie Clavigo, emporarbeitete. Er hat ferner das Sehnen Werthers, welches durch die landschaftliche Natur und die an Liebe streifende Verehrung eines edlen Weibes beflügelt wird. Aber zu diesem Sehnen tritt, wie bei Faust, das männliche und von Schöpferkraft durchdrungene Streben. Tasso ist frei von den Gewissensqualen, denen Clavigo zum Opfer fiel, und die auch an Faust und Orest erschütternd herantreten; aber eine krankhafte Innerlichkeit haftet ihm trotzdem an und eine Menschenscheu, wie sie sich bei Hermann zeigte. Zunächst mögen die Nachklänge einer

traurigen Jugend daran schuld sein; doch der Hauptgrund ist, daß der dichterische Beruf, dem er sich mit ganzer Seele und bei voller Begabung widmete, ihn zu ausschließlich in Anspruch nahm, infolgedessen er den zerstreuenden Menschenverkehr vernachlässigte und in geistiger Überreiztheit bei dem Austausch mit den Freunden fortfuhr, Stimmungsbildern nachzuhängen, zu dichten und zu träumen. Ähnlich war es mit Hermann, der stets an Wiesen und Felder und an seine Hengste dachte und darüber Sinn und Geschick für den geselligen Verkehr einbüßte. Tasso fühlt sich nur wohl in dem Austausch mit der Prinzessin, wie Hermann in dem Gespräch mit der Mutter. Er steht in vollem Gegensatz zu Wilhelm Meister. Dieser lebte im elterlichen Hause in behaglichen Verhältnissen, er konnte mit Menschen jeder Art leicht und bequem verkehren, war in der Liebe nicht zu wählerisch und in dem Künstlerberufe ein Dilettant.

Tasso wurde durch die Anerkennung der fürstlichen Freunde in seinem dichterischen Berufe in jeder Weise gefördert, wohl gar verwöhnt. Alphons sieht nun ein, daß der begabte Jüngling sich immer mehr dem äußeren Leben entfremdet, und fordert die Schwester und die Gräfin auf, ihn von seiner menschenscheuen Zurückgezogenheit abzulenken. Nachdrücklich weist er Tasso, der sich schwermütig, wie Hamlet, in Bildern des Jenseits ergeht, auf den „Wert des Lebens" hin. Alphons nimmt eine ähnliche Stellung zu Tasso ein, wie der Herr im Prolog im Himmel zu Faust und der Oheim in den Lehrjahren zu der „schönen Seele". Zugleich aber zollt er dem jungen Dichter durch den Schmuck des Lorbeerkranzes die höchste Anerkennung für die Überreichung seines Gedichtes.

Inzwischen hatte der Staatssekretär Antonio Schwieriges in Rom durchgesetzt; die Erweiterung der Grenzen des Landes war sein Werk. Freilich hatte er bei den klugen Kardinälen keinen leichten Stand, und er mußte große Selbstbeherrschung üben, um seinen Zweck zu erreichen. Dadurch wurde er, ähnlich wie Tasso durch seine einseitige dichterische Beschäftigung, befangen und mißgestimmt. Im Kreise der Freunde schlägt er hinsichtlich der Bekränzung Tassos, der ihm wegen seines willkürlichen und taktlosen Wesens unangenehm war, einen schroffen Ton an. Obwohl nun die feinfühlige Prinzessin sofort diese herbe Stimmung bemerkte, beging sie dennoch die Unvorsichtigkeit, gerade jetzt Tasso zu ermuntern, sich an Antonio anzuschließen. Sie wollte eben nicht zaudern, dem Wunsche ihres Bruders auf diese Weise nachzukommen und hielt Antonio für den geeigneten Mann, Tasso dem größeren Lebensverkehr zuzuführen. Eine leise Ahnung warnte sie, diesen Schritt im Augenblicke nicht zu thun. Schlimmer aber war es, daß sie jetzt, wo Tasso durch die Bekränzung

so schon erregt genug war, diesem ihre Zuneigung in kindlich argloser Weise aussprach. Sie, die den Jüngling zur Selbstbeherrschung mahnte, übt sie in ihrer Unschuld auch nicht.

Tasso, durch die herzlichen Worte der Fürstin in hochfliegende Begeisterung versetzt, stürmt nun mit vollen Segeln auf Antonio los und bittet um seine Freundschaft. Ein ungünstigerer Augenblick konnte nicht gewählt werden, und außerdem ist es doch etwas burschikos, einen gereiften Mann Knall und Fall um seine Freundschaft anzugehen. Antonio wird noch bitterer als vorher, ja, Neid und Mißgunst regen sich, und schließlich läßt er sich zu hämischen Bemerkungen hinreißen, sodaß Tasso den Degen zieht. Der Fürst trennt beide; Antonio empfängt eine ruhige, aber überzeugende Zurechtweisung; Tasso muß auf seinem Zimmer bleiben. Alphons hält seinem gewiegten Staatsmanne vor, er hätte besser gethan, den Jüngling zu leiten. Eine Stelle in Spinozas Ethik beleuchtet diese ganze Situation: „Es ist den Menschen vor allem nützlich, Verbindungen einzugehen, um sich durch solche Bande aneinander zu schließen, durch welche am ehesten alle zur Einheit werden, und überhaupt alles zu thun, was zur Befestigung der Freundschaft dient. Doch dazu gehört Geschick und Wachsamkeit; denn die Menschen sind wankelmütig, dabei aber meistens mißgünstig, und mehr zur Rache als zum Mitleid geneigt. Um also jeden, welches Sinnes er sein mag, zu ertragen, dabei aber sich selbst zu hüten, daß man die Affekte der anderen nicht nachahme, dazu ist eine besondere geistige Kraft vonnöten." Antonio gewinnt diese Kraft infolge der Mahnung des Fürsten. In dem letzteren würde Spinoza sein ethisches Ideal verkörpert gefunden haben; denn Alphons folgt weder den gehässigen noch den niederdrückenden Affekten, sondern lediglich der Vernunft. Bei den obigen Worten Spinozas denken wir zugleich an Lessings Nathan und sein Verhalten gegenüber Daja und dem Tempelherrn.

Tasso hat jetzt Zeit zum Nachdenken; es kommt ihm auch bald eine leise Ahnung, daß er vorschnell und taktlos gehandelt habe. Doch die Leidenschaft ist zu erregt, um sich allein die Schuld beizumessen. Wie ein Fieberkranker verfällt er in Wahnbilder des Unmutes, des Zorns und der Verzweiflung. Vor einer Stunde noch war er „himmelhochjauchzend", jetzt ist er „zum Tode betrübt". Der Besuch der Gräfin und Antonios ändern nichts. Die Gräfin übrigens vergißt sich ebenso, wie es die Prinzessin, Antonio und Tasso nacheinander thaten. Sie will selbstsüchtig den Zwiespalt ausnützen und Tasso nach Florenz mitnehmen, um dort durch ihn zu glänzen. Im Gegensatz zur Prinzessin liebt sie es zuzugreifen. Schließlich helfen auch die freundschaftlichen Ermahnungen des selbstlosen Fürsten bei Tasso nicht. Alphons macht ihn

nachdrücklich auf die Hauptquelle seiner Leiden aufmerksam, nämlich auf die krankhafte Innerlichkeit, auf den Abgrund, der in dem Herzen liege. — Die Lebenskunst ist ebenso schwer, wie die Dichtkunst. Goethe hatte dies an sich selbst erfahren; er achtete nicht minder darauf, aus seinem Leben ein Kunstwerk zu gestalten als sich dichterisch zu vervollkommnen. Der bekannte Brief von Weimar aus an die Mutter und die Reisebriefe aus Italien bestätigen dies; desgleichen die hohe Verehrung der Ethik Spinozas, welche ihm ein freundlicher Leitstern war über den aufgeregten Wellen der Affekte.

Zu Tasso kommt auch die Prinzessin, die von innigem Mitleid und tiefstem Schmerz über sein Mißgeschick erfüllt ist. In ihrer arglosen Gutherzigkeit geht sie zum zweiten Mal zu weit, und zu spät merkt sie, daß der Jüngling, der anfangs so gebrochen war, in Liebesraserei verfällt. Sie stößt ihn von sich: nicht, weil sie sich als Prinzessin fühlt, sondern weil sie wohl Verehrung, Freundschaft und Mitleid zu Tasso hinzog, nicht aber die Leidenschaft der Liebe. Die Gefahr, wie leicht Freundschaft in Liebe umschlagen kann, haben wir bereits in anderen Dichtungen Goethes beobachtet. Tasso verfällt ihr.

Antonio bleibt bei dem fassungslosen, bald von Wut, bald wieder von Verzweiflung beherrschten Jüngling und hält jetzt, eingedenk der Mahnung des Fürsten und aus eignem edeln Sinn, geduldig aus, ohne durch dessen Schimpfreden beirrt zu werden. Er läßt ihn sich austoben; die Klarheit der Selbstbesinnung ist ja so schon im Anzuge. Antonio hat, bei aller Kühle und Schroffheit, ähnlich wie Carlos im Clavigo, ein tiefes Gemüt. Außerdem ist er ein warmer Verehrer der Dichtkunst. Die Brücke zum Leben wird Antonio besser als jeder andere für Tasso bilden. Er kann für diesen dasselbe sein, was der praktische Beruf in Weimar für Goethe war. Die üppigen Ranken der Phantasie und der rasch beschwingten Stimmungswelt werden, wie die Willkür im Benehmen, in Schranken gehalten, und der Austausch mit vielen Menschen ist gesichert. Die kluge und lebensgewandte Gräfin aber läßt es sich wohl nicht nehmen, Antonio in diesem Erziehungswerke zur Seite zu stehen, zumal dadurch ihrer Eitelkeit geschmeichelt wird.

Die Prinzessin hatte hinsichtlich Tassos gesagt, daß von sich selbst der Mensch nicht scheiden könne. Dennoch hat Antonios Schroffheit die Entwicklungsfähigkeit des Jünglings ermöglicht. Die bösen Affekte, wie Neid und Mißgunst, können also, ähnlich den Giften in der Heilkunde, Gutes wirken. Ferner aber ist für Tasso der dichterische Beruf, dem er nur zu eifrig und darum einseitig sich bisher hingegeben, der Rettungsanker. Er begreift dies am Schlusse selbst:

Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott zu sagen, wie ich leide.

Goethe legt Tasso in den Mund, was er an sich selbst erprobt hatte, nämlich durch die dichterische Betrachtung und Gestaltung leidenschaftlicher Erregungen sich innerlich frei zu machen. Spinoza entwickelt wissenschaftlich, wie wir durch die denkende Betrachtung der aufregenden oder niederdrückenden Stimmungen Herr werden können.

Die Erlebnisse des heutigen Tages werden Tasso künftig im Umgang die nötige Vorsicht und Zurückhaltung geben und zugleich seine Gedankenwelt bereichern. Durch den tödlich scheinenden Zwiespalt gewann er einen zuverlässigen Freund, und seine schwärmerische, aber unklare Leidenschaft der Liebe hat ein plötzliches und heilsames Ende gefunden. Eine Lebensstufe ist überwunden und liegt hinter ihm. Er verehrte die Prinzessin als edles Vorbild für seine weiblichen Gestalten, und sie verehrte ihn um der Dichtkunst und der jugendlichen Begeisterung willen, die ihr das Leben erst wert und inhaltvoll machten. Jetzt kann Tasso in der Außenwelt Umschau halten, was ihm schon Alphons als väterlicher Freund geraten, und wie Goethe in Italien den Zwang der Weimarschen Verhältnisse abschüttelte, auf der Reise neue Natur- und Lebensbilder in sich aufnehmen. Eine jugendfrische Nausikaa wird da vielleicht Herz und Auge fesseln und ihm vollere Lebensluft in die Seele flößen als die schwermütige und allzusehr der Selbstentäußerung ergebene Prinzessin. Auf der Reise wird er ferner auch lernen, was er sicher bisher noch nicht konnte, mit dem eigentlichen Volke zu verkehren, wie es Goethe auf seinen Reisen in Thüringen und später in Neapel und in der Champagne so gern und so gewinnbringend that. Der Anblick des Volkes bei der täglichen Arbeit wird versöhnend auf ihn wirken, wie es auch Werther erlebt hatte. Und schließlich kann Tasso noch eine Quelle der Erquickung auf der Reise entdecken, die er bei seinem allzu idealistischen Sinne gewiß übersehen hatte, das Komische, dem Goethe im geselligen Verkehr sehr zugethan war, und das er im Faust und Egmont, in den Lehrjahren und in Hermann und Dorothea zur Freude der Leser dichterisch verwertete. Das Komische wird Tasso freimachen von der geistigen Überreizung und den Frohsinn hervorlocken.

Torquato Tasso hat, wenn wir ihn mit dem ersten Teil des Faust vergleichen, nicht so lebensfrische Farben und ist nicht so ergreifend; aber an Gedankenreichtum und an lehrreichen Einblicken in die Seele übertrifft er doch vielleicht jene tiefsinnige und von volkstümlichen Gestalten malerisch belebte Dichtung. Das heutige Geschlecht findet nicht mehr recht die Stimmung, sich gesammelt oder gar andachtsvoll in den Tasso zu versenken. Vor 1848, ja, selbst noch vor 1866 war dies leichter möglich. Uns erscheint die Tonleiter der Gefühlswelt zu fein zerlegt und ausgesponnen. Aber die Schönheit der Sprache und der

Reichtum der Gedanken, die oft knapp wie Bibelsprüche klingen, fesselt doch immer wieder. Freilich eignen sich so zart abgestufte Stimmungen besser für die Musik als für die dramatische Dichtkunst, und wollen wir Tasso lebendig nachempfinden, so müssen wir uns in das Zeitalter der Blüte der deutschen Musik hineindenken und hineinleben, in die Zauberwelt der Melodien und Harmonien in den Sonaten und Quartetten, in den Symphonien und Opern eines Haydn, Mozart und Beethoven.

Für die Bühne eignet sich das Stück nicht. Die Schauspieler werden in der Regel verführt, „stilvoll" sprechen zu wollen, d. h. sie nehmen einen künstlich gemachten und darum widerwärtigen Redeton an, wodurch die Lebenswahrheit der Dichtung verloren geht. Man liest sich am besten Tasso laut und öfters vor; dann erschließen sich alle Schönheiten. In der Klasse wird der Lehrer durch sicheres Sprechen der Personen ein Vorbild zu geben bemüht sein. Dazu gehören freilich jahrelange Übungen. Auch das Lesen mit verteilten Rollen in Familienkreisen ist anregend und belehrend; nur müssen die Beteiligten gut vorbereitet sein, wenn bei einer so feinen Dichtung etwas Erfreuliches zu stande kommen soll.

Bei dem tiefer eindringenden Lesen Tassos ist es ferner empfehlenswert, Bilder der italienischen Maler aus dem 16. Jahrhundert oder Nachbildungen derselben zu betrachten. Die Personen werden weit anschaulicher, wenn wir die Bildnisse vornehmer Männer und Frauen aus der venezianischen Schule, besonders Tizians, genau ansehen. Die rechte Stimmung für Tasso erwacht ferner, wenn wir uns in Bilder versenken, wie Raphaels Parnaß und die Schule von Athen. Es kommt dann jene Weihe über uns, die notwendig ist, um das Schöne zu genießen und zu würdigen. Und noch ein Bild Raphaels möchten wir nennen, dessen eingehendes Betrachten das Lesen Tassos ergänzt, nämlich den herrlichen Karton „Weide meine Herde". Der Stil ist derselbe, und ferner werden wir hier, wie in Goethes Dichtung, von dem Ausdrucke idealster Begeisterung zu den bösen Leidenschaften des Neides und der Mißgunst geführt. — Die Schüler sind für ein solches Heranziehen der Kunst stets dankbar.

Wir kommen zur Schlußbetrachtung. Shakespere hatte die Entwicklungsfähigkeit der Charaktere mit künstlerischem Bewußtsein durchgeführt und damit die geistig-sittliche Kraft der Menschennatur dargestellt. Goethe ging, wie wir sahen, noch tiefer auf diesen Gedanken ein. Mit der Entwicklungsfähigkeit hängt zugleich die Freiheitsidee zusammen. Schiller behandelt dieselbe von einem neuen Gesichtspunkte aus; nicht die persönliche Entwicklung ist seine dichterische Aufgabe, sondern diejenige der Stände, der Staaten und Völker. Er macht mit dem äußeren

Leben, worauf Goethe immer wieder hinwies, gründlichen Ernst und zeigt die Kämpfe in der Weltgeschichte; nicht die Entwicklungsfähigkeit des Menschen, sondern der Menschheit. Die Welt ist unendlich reich an Anregungen. So denkt auch Lessings Nathan, der sich nicht aus ihr zurückzieht wie Al Hafi und der Klosterbruder, sondern die Mühseligkeiten des Berufs und die Anfechtungen der Menschen noch im Greisenalter mit Gleichmut hinnimmt.

Goethe war des Lebens in hohem Grade kundig, und wenn er nicht müde wird, es als den Schauplatz der Entfaltung des Idealen im Wahren, Guten und Schönen uns lieb und wert zu machen, so haben wir die Verpflichtung, seine Aussprüche ernstlich in Erwägung zu ziehen. Die Worte, die er Orest in den Mund legt, kamen ihm aus tiefem Gemüt:

> Die Erde dampft erquickenden Geruch
> Und ladet mich auf ihren Flächen ein,
> Nach Lebensfreud' und großer That zu jagen.

Die Schwächen der Menschen sind, wie die eigenen, seinem klaren Auge nie verborgen geblieben. Am schärfsten beleuchtet er sie wohl in Wilhelm Meisters Lehrjahren. Aber trotzdem lautet einer seiner trefflichsten Sprüche: „Das Leben, so gemein es aussieht, so leicht es sich mit dem Gewöhnlichen, dem Alltäglichen zu begnügen scheint, hegt und pflegt es doch immer gewisse höhere Forderungen im stillen und sieht sich nach Mitteln um, sie zu befriedigen.“ Übrigens kommen auch in den Lehrjahren, durch deren schalkhaften Ton der befangene Leser an dem tieferen Gehalte des Lebens leicht irre werden könnte, Stellen vor, welche der Thätigkeit des Menschen eine ungemein hohe Bedeutung beimessen. Der Oheim daselbst verlangt von dem Mann in seinem Wirken und Handeln die schöpferische Begabung eines Baumeisters, und Lothario spricht sich über das Weib aus, daß auch Luther seine Freude daran haben würde. Da die schöne Stelle wenig bekannt ist, geben wir sie wörtlich: „Wie wenig Männern ist es gegeben, gleichsam als ein Gestirn regelmäßig wiederzukehren, und dem Tage sowie der Nacht vorzustehn; sich ihre häuslichen Werkzeuge zu bilden, zu pflanzen und zu ernten, zu verwahren und auszuspenden, und den Kreis immer mit Ruhe, Liebe und Zweckmäßigkeit zu durchwandeln! Hat ein Weib einmal diese innere Herrschaft ergriffen, so macht sie den Mann, den sie liebt, erst allein dadurch zum Herrn; ihre Aufmerksamkeit erwirbt alle Kenntnisse, und ihre Thätigkeit weiß sie alle zu benutzen. So ist sie von niemand abhängig und verschafft ihrem Manne die wahre Unabhängigkeit, die häusliche, die innere; das, was er besitzt, sieht er gesichert, das, was er erwirbt, gut benutzt, und so kann er sein Gemüt nach großen

Gegenständen wenden, und, wenn das Glück gut ist, das dem Staate sein, was seiner Gattin zu Hause so wohl ansteht." Unwillkürlich denken wir hier an Dorothea, die für Hermann dasselbe in Aussicht stellt. Ja, es erscheint ihm das Leben durch sie als ein „unendliches". Ebenso verkörperten schon Elisabeth im Götz und Lotte im Werther das ethische Ideal des Dichters in einer Weise, daß auch Spinoza sich an ihnen gefreut haben würde, trotzdem er nicht, wie Goethe, das Göttliche in dem Individuellen, in dem Einzelwesen erblicken konnte.

Wenn nun Goethe so hoch von Mann und Weib denkt, so muß er sich auch einer Weltauffassung entgegenstellen, welche immer nur die Schwächen und Schranken der Menschen und nicht ihre Gottähnlichkeit sehen will. Sein Urteil hierüber legt er dem Oheim in den Mund, welcher aus der Menschwerdung Gottes die hohe Bedeutung des Menschen folgert. Beachten wir diese überzeugenden Aussprüche in Wilhelm Meisters Lehrjahren, so wird es uns nicht befremden, wenn Goethe vor den griechischen Statuen in Rom ausruft: „Hier ist Gott!" Er sah in diesen Bildwerken die Naturseite, die das Christentum der Seele gegenüber geringschätzt, in ihr ideales Recht eingesetzt, und deswegen erschien ihm der Mensch in diesem Einklang doppelt wert. Schon Goethes weibliche Modellstudie in Genf, von der wir in den Wertherbriefen aus der Schweiz hören, zeigt uns, wie früh der Dichter von dem unvergleichlichen Gebilde des menschlichen Körpers gefesselt war. Da mußte er ja auch, selbst ohne den Einfluß Winckelmanns, bloß von der Natur geleitet und unter dem freier und feiner sich bewegenden italienischen Volke lebend, die griechischen Statuen in dem rechten Lichte schauen. Die Bildwerke in Rom zeigten ihm, daß die Seele nicht bloß in dem Fühlen und Denken, in dem Glanz des Auges und dem Klang der Stimme liege, sondern ebenso in der Gliederung der Hand und des Fußes, in dem Linienzuge der Brust und des Rückens, und nicht minder in der anmutigen Stellung und Bewegung der Arme und Beine bei dem einfachsten Thun, als in dem bestrickenden Reiz eines südländischen Tanzes. Einen Nachklang dieser formfrohen Eindrücke der Kunst und des Lebens finden wir in den Römischen Elegien und in dem Neuen Pausias. Bei dem Anblick Dorotheas in Goethes Gedicht sagt der Pfarrer freudig erregt, so ein vollkommener Körper bewahre gewiß auch die Seele rein. Er hegt demnach Vertrauen zu den das Auge erfreuenden Formen der großen Meisterin Natur und sieht nicht sofort in einem schönen Antlitz eine Medusa oder mit Hamlet einen grinsenden Totenschädel. Der Pfarrer schaut das Ewige in dem Irdischen, wie sich Faust durch die Anmut Gretchens, des schlichten Kindes aus dem Volke, in den Zauberbann eines himmlischen Wesens versetzt und verjüngt fühlt,

oder wie der griechische Bildhauer aus dem Körper seines Modells eine Venus von Melos hervorgehen läßt und Raphael die „Dame im Schleier“ zur sixtinischen Madonna verklärt. Die verrufene irdische Welt erhebt also den, der empfänglichen Sinn und schöpferische Kraft besitzt, wenn auch nur für Augenblicke, in die geahnten und ersehnten himmlischen Gefilde.

Aber was diese flüchtigen Augenblicke für eine Bedeutung in sich schließen, sagt uns Goethe in dem schönen Gedicht Das Vermächtnis: „Der Augenblick ist Ewigkeit“. Dieser inhaltschwere Gedanke zuckte schon durch den Schluß von Hermann und Dorothea, wo dem Jüngling durch seine Verlobte das Leben als ein unendliches erschien. Eine kleine Spanne Zeit kann der Inbegriff des Ewigen sein. Auch Tasso wird sich bei dem Rückblick auf die Erlebnisse des einen Tages den angeführten Satz vor die Seele gehalten haben.

Da nun Goethe die Welt, trotz ihrer oft recht reizlosen Alltagsprosa, so hochschätzte, könnte leicht der Argwohn auftauchen, er verhalte sich gegen das Religiöse, wiewohl er es dichterisch darzustellen vermöge, ablehnend. Wer die Religion lediglich in der kirchlichen Hingabe an die heilige Geschichte und die Glaubenssätze erblickt, mag recht haben; wer dagegen in ihr die Unterordnung unter die ewigen Gesetze, unter das Ganze sieht, muß eingestehen, daß das Goethesche Ideal der selbstlosen Gesinnung dem innersten Wesen des Christentums entspreche. Leben für andere, Teilnahme an dem Wohl und Wehe, der Erziehung und dem Streben der Mitmenschen ist doch wohl religiöse Denkweise. Wie ungemein schön ist eine solche Gesinnung in den Gedichten Euphrosyne, Ilmenau und Zueignung ausgesprochen. Sein Ideal der Entwicklungsfähigkeit aber fördert nicht bloß den einzelnen, der danach trachtet, sondern kommt dem Ganzen zu gut. Und was ist denn der Grundgedanke der Lehre Jesu? Doch wohl die Entwicklungsfähigkeit und sogar des Ärmsten und Geringsten. Ergreifend ist dieser Gedanke in der herrlichen Ballade Gott und die Bajadere behandelt.

In der Ethik Spinozas, dem Lieblingsbuche Goethes von den Jünglingsjahren bis zum Greisenalter, findet sich ein Satz, der unmittelbar an das Thema unseres Dichters erinnert, wie wir es bisher dargelegt haben. Spinoza sagt: „Weil wir unter den Einzeldingen nichts kennen, was vorzüglicher wäre als ein Mensch, der von der Vernunft geleitet wird, so kann folglich jeder einzelne Mensch durch nichts mehr zeigen, wie sehr er an Geschick und Geist voran ist, als dadurch, daß er die Menschen so heranbildet, daß sie endlich nach der ausschließlichen Weisung der Vernunft leben.“ Wir denken bei diesen Worten an die erzieherische Art, wie Carlos dem Clavigo entgegentritt,

der Herr dem Faust, Iphigenie ihrem Bruder und Thoas, Alphons dem jungen Tasso, Jarno Wilhelm Meister und der Oheim der „schönen Seele“. Hier dürfen wir auch Lessings Nathan nicht vergessen.

Goethe mußte sich von der Affektenlehre in Spinozas Ethik mächtig angeregt fühlen, weil hier die menschliche Natur, die er dichterisch zu gestalten hatte, so eingehend und gründlich erforscht war. Aber nicht bloß deswegen, sondern zugleich, weil Spinoza zeigt, wie der Mensch von den Affekten, die ihm Leiden bringen, also von den Leidenschaften sich zu befreien und zu der affektvollen Begierde nach klarer Erkenntnis vorzudringen habe, die ihn im Menschenverkehr aus den Banden der Selbstsucht zur „Seelenstärke“, d. h. zum mäßigen und besonnenen Verhalten, und zur „Großmut“, d. h. zur bescheidenen und wohlwollenden Gesinnung führe. Wir können wohl verstehen, daß Goethe solche Aussprüche zur Richtschnur seines religiösen Denkens machte. Spinoza spricht im 4. Teile der Ethik, in der Affektenlehre, von dem wahren Leben und der Religion und führt aus, worin diese bestehen: niemand zu hassen, auf niemand zu zürnen, niemand zu verachten und nicht im geringsten hochmütig zu sein. Dann fährt er fort und sagt, der Haß sei durch Liebe zu besiegen, und wer sich von der Vernunft leiten lasse, müsse wünschen, daß das Gute, das er für sich verlange, auch andern zu teil werde. Die Bergpredigt und die pantheistische Philosophie reichen sich hier die Hand, und Goethe lernte von beiden. Sein Grundsatz lautete ja: „Die Wahrheitsliebe zeigt sich darin, daß man überall das Gute zu finden und zu schätzen weiß.“

In der Ethik Spinozas fand Goethe zugleich, wie wir schon früher andeuteten, die Aufmunterung für sein Ideal des Anschlusses des Menschen an die Menschen, welches im Tasso so nachdrücklich zur Geltung kam. Spinoza sagt: „Mögen die Satiriker die menschlichen Dinge verlachen, soviel sie wollen, und die Theologen sie verdammen, mögen die Melancholiker ein uncivilisiertes und bäuerisches Leben preisen, soviel sie können, die Menschen verachten und die Tiere bewundern: sie werden dennoch die Erfahrung machen, daß die Menschen durch wechselseitige Hilfeleistung ihren Bedarf sich viel leichter verschaffen, und nur mit vereinten Kräften die Gefahren, von denen sie überall bedroht sind, vermeiden können.“[1])

Die Aufgabe, welche sich Goethe in der Poesie gestellt hatte, kam ihm hinsichtlich der ethischen Seite durch Spinoza zum deutlichen Bewußtsein. Dieses darf der Lehrer nicht außer acht lassen, wenn er in den

1) Die bisher aus der Ethik Spinozas angeführten Stellen sind der Übersetzung von J. Stern (Leipzig, Reclam) entlehnt.

Dichter eindringen und ihn dem Jünglingsalter überzeugend klar machen will. Goethe erlebte die Sittenlehre Spinozas, noch ehe er mit ihr vertraut wurde. Deshalb wurzelte sie auch so tief in ihm; doch ohne das selbständige Denken und die Freiheit der schöpferischen Phantasie einzuschränken. Der junge Dichter sah, durch seinen Freund Merck zur Besinnung gebracht, in dem Verhältnis zu Lotte in Wetzlar das Lähmende des Affektes der Liebe, der, um mit Spinoza zu reden, die Thätigkeit und die Tüchtigkeit sowie den Willen nach Selbsterhaltung niederdrückt. In Straßburg aber hatte er Hamlet gelesen und in dem schwermütigen und verbitterten Prinzen ein Seelenleben gefunden, welches von dem leidenden Affekt sich nicht zu dem tapferen und tüchtigen aufraffen kann. So war der Boden vorbereitet für das Gestalten der Wertherdichtung und zugleich für das Versenken in Spinoza. Der Einfluß des letzteren wird zunächst deutlich in dem Verhältnis des Carlos zu Clavigo und in dem Streben des Faust, sein höchstes Glück in der Erkenntnis des Weltalls und in der Hingabe an die irdische Welt zu finden.

Goethes Denken über Natur und Leben, welches in seinen Dichtungen künstlerische Gestalt annimmt, kommt in seinen Sprüchen in Prosa und in den gereimten Sprüchen auch zu einem mehr oder weniger volkstümlichen Ausdruck. Dieselben sind indessen noch nicht so bekannt und gewürdigt, wie sie es verdienen. Die Schule vermag hier viel zu thun, um diese Sprüche zu einem Hausschatz, zu einer weltlichen Bibel zu machen. Der Unterricht in der Satzlehre findet in ihnen eine Fülle von trefflichen Beispielen. Wir machen hier auf einen solchen Spruch aufmerksam, der sowohl für die Weltanschauung unseres Dichters als für Spinoza bezeichnend ist:

Willst du ins Unendliche schreiten,
Geh' nur im Endlichen nach allen Seiten.

Im Vordergrund des dichterischen Themas steht bei Goethe, neben der Verherrlichung der landschaftlichen Natur, der Freundschaft, des Berufs, des Menschenverkehrs und des Strebens nach harmonischer Selbstbildung, die Liebe. Was er künstlerisch gestaltete, hatte er mehr oder weniger erlebt. Seine Dichtungen sind abgeklärte Rückblicke. Als er noch ein Knabe war, erschloß sich ihm in Gretchen der „Begriff des Schönen", und sicher hatte ihm die Freude an anmutigen Frauengestalten den Blick für den Linienzug der griechischen Statuen geschärft. In dem jugendlichen Weibe offenbarte sich ihm, wie in der antiken Bildhauerei, das Göttliche. In der Statue und in der Mädchengestalt schaute er den Einklang von Natur und Seele, von Himmel und Erde, wenngleich ihn in beiden das Überwiegen der Naturseite, das Körperliche besonders fesselte. In den Wahlverwandtschaften hat er sich sinnig über die weibliche

Schönheit ausgesprochen: „Wer sie erblickt, den kann nichts Übles anwehen; er fühlt sich mit sich selbst und mit der Welt in Übereinstimmung."

Aber dieses Gefühl des Einklangs, wird man einwenden, dauert nur für Augenblicke, denn die rasch auflodernde Leidenschaft rüttelt an der eben erst empfundenen Harmonie und führt zum Zwiespalt mit der Innen- und Außenwelt, wie ihn auch Shakespere so ergreifend in seinen Sonetten ausspricht. Doch der Dichter formt das Erlebte zu idealen und dauernden Gebilden und erhebt sich durch die Schaffensfreudigkeit über den Aufruhr der Sinne. Goethe gelangte zur inneren Befreiung, indem er den Rohstoff der Erlebnisse und Empfindungen in der Phantasie künstlerisch umarbeitete. Mit ähnlicher Überlegenheit verfährt der Maler, dem die Reize seines Modells die Sinne zu verwirren drohten. Spinozas Forderung, den Affekt, welcher Leiden bringt, in den thätigen und tapferen umzuwandeln, wird so von dem Dichter und Künstler erfüllt.

Führt die Liebe, deren Zaubergewalt Goethe so mannigfaltig zu verkörpern wußte, zu einem den ganzen Menschen verjüngenden Selbst- und Lebensgefühl und fördert sie die Entwicklungsfähigkeit, dann ist sie die hohe Göttin Aphrodite, wie sie dem Meister der Venus von Melos vorschwebte. Und um so mehr, wenn der Beglückte nicht bloß seine eigene Entwicklung und Erziehung, sondern zugleich diejenige der Mitmenschen im Auge hat. Wir denken hier an Wilhelm Meister und Tasso. Goethe selbst aber that dies durch seine Dichtungen, die er am liebsten für sich und seine Freunde behalten hätte, und spricht es mit vollem Bewußtsein in dem schönen Gedichte Zueignung aus:

Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Bricht jedoch die Leidenschaft der Liebe die Willenskraft, hemmt sie die Entwicklungsfähigkeit und führt zur lähmenden Gewissensangst, dann ist das Schicksal bereits da. Dies sehen wir von Weislingen und Franz im Götz von Berlichingen an bis zu Eduard in den Wahlverwandtschaften.

Unser Dichter erblickte in der Liebe ein Göttliches, also im Endlichen das Unendliche, in dem Augenblick die Ewigkeit. Walther von der Vogelweide dachte ähnlich:

Minn ist ze himel sô gefüege,
Daz ich si dar geleites bite.

Das Vergängliche der Freude hat für Goethe nicht, wie für Hamlet, den Modergeruch des Grabes, denn das flüchtigste Erlebnis macht er durch seine Dichtungen zu einem Gemeingut, also unvergänglich. Aber auch die Phantasie des gewöhnlichen Menschen schafft Ähnliches,

denn das Bild des begeistert Geschauten bleibt in der Seele haften und erheitert durch den Rückblick auf vergangenes Glück. Auch hier wieder gedenken wir eines Ausspruchs unseres Walther von der Vogelweide:

> Swer verholne sorge trage,
> Der gedenke an guotiu wîp: er wirt erlôst:
> Und gedenke an liehte tage.
> Die gedanke wâren ie mîn bester trôst.

So schaute Goethe in Wahrheit und Dichtung noch einmal auf die Hauptabschnitte seines Lebensganges zurück, in denen die Liebesverhältnisse anschaulich und stimmungsvoll vor uns treten. Die Vergangenheit wurde für ihn zur Ewigkeit, das Endliche zum Unendlichen. Die Trauer über das Vergehen weist er mit Entschiedenheit zurück; die Reisebriefe aus Italien bestätigen dies. Was für Unzählige die verklärten Bilder des Reiches der Zukunft sind, waren für ihn die lebenswahren Bilder der eigenen Vergangenheit und derjenigen der Menschheit, wie sie uns in den Büchern der Geschichte und in den Denkmälern der Religion und Philosophie, der Kunst und Poesie vorliegen.

Die Dichtungen Goethes veranschaulichen in einer der naiv schaffenden Phantasie entsprungenen Gestaltung, aber dennoch mit einem an reichem innerem und äußerem Leben gereiften Bewußtsein, was für Sinn und Herz erfreuende und geistig-sittliche Anregungen die irdische Welt in sich birgt, und zwar trotz der Enttäuschungen und Schmerzen, die sie keinem erspart. Diese Schmerzen gehören zur Welt wie der Schatten zum Licht; deshalb sagt unser Dichter im Tasso: „Des Lebens Mühe lehrt uns allein des Lebens Güter schätzen.“ — Gab Luther den Deutschen die verlorene Innerlichkeit zurück, so schilderte Goethe das Lähmende der nach dem 30jährigen Krieg beschränkt und krankhaft gewordenen Innerlichkeit und wies eindringlich, wie einst Luther auf das Heil der Seele und das Jenseits, auf den ewigen Wert des äußeren Lebens hin. „Glaube dem Leben, es lehrt besser als Redner und Buch“, heißt es in seinen Jahreszeiten. Die vielgescholtene Welt wirkt „der Gottheit lebendiges Kleid“, und die Götterideale entstehen und vergehen nicht über den Wolken, sondern in dem Gemüt der oft recht bösen Erdenkinder. Bringt der Mensch den ernsten und heiteren Vorgängen des Weltlebens einen unbefangenen Blick und empfänglichen Sinn entgegen, so wird er sich nicht, wie die „schöne Seele“ in Wilhelm Meisters Lehrjahren, in unfruchtbarer Betrachtung seines auserwählten Ichs ergehen, sondern wie die Erzengel im Faust an der Pracht der Erde sich freuen oder, dem Beispiele Iphigeniens folgend, neben der Förderung der eigenen Entwicklungsfähigkeit zugleich auf diejenige seiner Mitmenschen bedacht sein, also an der Weltentwick-

lung sich beteiligen. Dann kommt mitten im Drang des Irdischen, und wenn auch nur für Augenblicke, das Gefühl des Ewigen über ihn, wie es den weltmüden Faust in dem Geplauder mit Gretchen beglückte und verjüngte, und wie es die leidengeprüfte Iphigenie erhob, als sie ihren Bruder von den Wahnbildern der Gewissensangst und Thoas von dem Unmut und den Rachegedanken befreit hatte.

So machen wir denn Goethes Spruch, welcher dem tragischen Humor Hamlets entgegengesetzt ist, und der die Weltanschauung der Neuzeit in schlicht volkstümliche Worte kleidet, ohne Zögern auch zu dem unsrigen:

Wonach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und sie nicht verachten.

Wollen wir uns das Thema Goethes in scharf gezeichneten Umrissen vergegenwärtigen, so müssen wir es erleben. Dies geschieht durch eine längere Reise. Goethe hat wiederholt an sich selbst die Bedeutung des Reisens erfahren; seine amtlichen Wanderungen in Thüringen und diejenigen zur Erholung in der Schweiz und in Italien legen hiervon Zeugnis ab. Er erweiterte dadurch seinen Weltblick und befestigte das Streben nach höheren geistig-sittlichen Stufen. Diese Reisen bestärkten ihn zugleich in der Überzeugung, daß das Poetische in dem äußeren Leben zu suchen sei. Die Notwendigkeit des Reisens kommt indessen auch in seinen Werken häufig zum Ausdruck, ganz besonders im Faust und in Wilhelm Meisters Lehrjahren, aber auch im Werther, im Tasso und in Hermann und Dorothea. Am lebhaftesten wohl thut sie sich kund in den Briefen aus Italien; hier geht sie Hand in Hand mit seiner Freude an der Selbstbildung.

Eine längere Reise fängt mit dem Verlassen der Schranke, d. h. der Enge des Berufs, des häuslichen und geselligen Lebens, an. Hiermit beginnen Faust und Wilhelm Meister, und dem nervös aufgeregten Tasso wird von Alphons eine Reise dringend empfohlen. Nach einer Zeit angestrengter Arbeit und eintönig gewordenen geselligen Verkehrs kommt die Sehnsucht über uns, mit der sich Werther die Flügel des Kranichs wünscht und Faust einen Zaubermantel:

Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein,
Und trüg' er mich in fremde Länder.

Das erste Gefühl, welches sich unser bei dem Antritt einer Reise bemächtigt, ist das der Freiheit, und hiermit wird die Schwelle zur geistigen Umwandlung betreten. Zunächst ist es nun die Natur, welche dieses Gefühl kräftig belebt, besonders wenn sich am Meer oder im Hochgebirg die Bilder erhabener Größe aufthun. Goethe weiß in seinen Briefen aus Neapel und der Schweiz davon zu reden. Die beklemmenden

und niederdrückenden Stimmungen der bisherigen Enge werden bei derartigen Eindrücken rasch verscheucht, und um so nachhaltiger wirkt die Natur, wenn sie ungewöhnliche Anstrengungen zumutet, wenn Ausdauer und Gefahren das Selbstgefühl stärken. Bald erwacht dann wieder das Verlangen, die Menschen, denen man früher als Störenfrieden und Plagegeistern aus dem Wege gegangen, von neuem aufzusuchen. Das Wandern in den Bergen macht gesellig und bietet reichen Stoff zur Unterhaltung. Die Natur thut es nicht allein; der vielseitige Menschenverkehr muß hinzutreten, wenn wir innere Erneuerung suchen. Dies ist ja mit ein Hauptthema im Tasso, und Mephistopheles ruft dem verdüsterten Faust zu:

Die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen,
Daß du ein Mensch mit Menschen bist.

Auf der Reise sind wir inmitten des Menschenverkehrs weit unbefangener gegenüber der Anerkennung und dem Widerspruch anderer, welche Gegensätze, wie wir früher zeigten, in dem Entwicklungsgange der Goetheschen Charaktere eine so bedeutende Rolle spielen. Die Schmeichelei wird als bunte Seifenblase der Höflichkeit und der Widerspruch in seiner Berechtigung angesehen. Zu diesem Gleichmut tritt dann bald die Freude am Komischen und der Humor, der sich unbeirrt und lächelnd über die Schwächen und Thorheiten der Menschen hinwegsetzt. Mit einer solchen Stimmung sieht Goethe die Welt in Wilhelm Meisters Lehrjahren an. Jetzt richtet sich das Auge auch auf das eigentliche Volk, wie es Goethe im Werther und Faust thut; hier ist ja, trotz der gelegentlichen Roheit und Pfiffigkeit, so viel Versöhnendes und Erheiterndes zu finden. Auf der Reise ist ferner der Mensch durch die gesteigerte Erregung der Sinne und des Gemütes empfänglicher für die Fesseln der Liebe und die Bande der Freundschaft, die in den Dichtungen Goethes häufig genug dem zu höheren Stufen emporstrebenden Geiste die Flügel leihen.

So breitet sich auf der Reise das ganze Thema Goethes vor den Blicken aus, und wir erleben es, wie er es erlebte. Wir überzeugen uns, daß dasselbe kein vorübergehendes und vergängliches ist, sondern stets die tiefer fühlenden Gemüter fesseln und zum Nachdenken über die Welt anregen wird. Von Goethes Dichtungen gelten so recht die Worte in den Wahlverwandtschaften: „Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst.“ Das Goethesche Ideal wurzelt in der Wirklichkeit von Natur und Menschenleben; deshalb erweckt es Freude an beiden und macht die irdische Wohnstätte, so unerquicklich sie auch oft ist, zum Heimatland.

Kommen wir nun aus den Bergen oder von der See in die großen Städte, die wir vorher gemieden, zurück, so treten wir mit erfrischten Sinnen

vor die Werke der Kunst. Wochenlang blickten wir auf die plätschernden Wellen oder die beschneiten Gipfel bei jeglicher Art der Beleuchtnng, und an tosenden Wasserfällen gingen wir nicht selten vorüber; da müssen uns in den Museen und Jahresausstellungen die Landschafts- und Seebilder erst recht anmuten. Wir sahen ländliche Vorgänge im Dorf, Festlichkeiten und Tanz, und Scherz und Schelmerei fehlten glücklicherweise nicht; um so mehr fesseln jetzt auf der Leinwand die Sittenbilder aus alter und neuer Zeit. So tritt, wenn auch nicht das Thema Goethes, doch sein Studiengang, der die Dichtungen reifte, lebhaft vor die Augen. Gehen wir durch die Säle der Glyptothek in München oder des Albertinums in Dresden, so teilen wir sein Entzücken bei dem Anblick der griechischen Statuen in Rom und verstehen seinen Ausruf: „Hier ist Gott!" Sahen wir doch bisweilen auf der Reise den göttlichen Hauch im Gliederbau und Antlitz lebender Wesen.

Wir sind nach Hause zurückgekehrt, und der Beruf mit seinen eng gezogenen Schranken muß wieder angetreten werden. Doch wird dieser jetzt bei erfrischtem Körper um so leichter in seiner sittlichen Notwendigkeit und ewigen Bedeutung gewürdigt. Werther wäre nicht dem Schicksal verfallen, hätte er den festen Willen gefaßt in seinem Berufe auszuharren. Die geordnete Thätigkeit giebt Lebensgefühl. Goethe konnte Faust recht wohl in die Studierstube und Wilhelm Meister in das Comptoir zurückführen, ohne daß die Poesie darunter zu leiden brauchte. Er fand sich ja auch nach dem beglückenden Aufenthalte in Italien allmählich wieder in der Enge seiner amtlichen Thätigkeit in dem kleinstädtischen Weimar zurecht. Die oft sehr unscheinbare Alltagswelt ist der Ausgangspunkt und Boden für alles Höhere. In diesem Sinne sagt unser Dichter in den Jahreszeiten: „Das Leben verlangt ruhige Blätter im Kranz." Charlotte in den Wahlverwandtschaften verkörpert diesen Gedanken. Hierher gehören auch die bekannten Verse, die als Motto für den Werther dienen könnten:

Alles in der Welt läßt sich ertragen,
Nur nicht eine Reihe von schönen Tagen.

Der Rückblick auf die Reise beginnt mit der wehmütigen Stimmung über das Vergängliche. Bald jedoch fühlen wir, daß dasselbe einen ewigen Gehalt zurückläßt, nämlich den Bilderschatz der Eindrücke von Natur und Menschenverkehr. Dieser trotzt dem Vergehen und wird durch das Zurückrufen des Erlebten in einsamen Stunden ein unangreifbares Besitztum. Kommt hierzu das öftere Erzählen des Geschauten im geselligen Kreise, so formen und idealisieren wir es und stellen uns damit auf den Boden des plastisch gestaltenden Dichters. Wir verstehen ihn um so besser, weil wir in seiner epischen Werkstatt, wenn auch nicht so beredt wie Odysseus bei den Phäaken, mitarbeiten.

Wird in dieser Weise Goethe in dem höheren Schulwesen beleuchtet, so muß er in die Herzen der reiferen Jugend eindringen und eine vernunftgemäße und versöhnende Weltanschauung begründen, welche der Gegenwart ohne Vorurteil und Beängstigung in das nicht selten sphinxartige Antlitz schaut und den Werken der Vergangenheit eine dankbare Verehrung entgegenbringt. Goethe ist, wie für seine Zeitgenossen, so auch für uns und unsere Nachkommen ein Erzieher zum Guten, Wahren und Schönen. Die Vollkommenheit verlangt er nicht; deshalb ist er auch in seiner Beurteilung der Welt kein Schwarzseher wie der alternde Walther von der Vogelweide in dem Gedicht, worin er von der Welt Abschied nimmt. Und den lebensgewissen Humor bewahrt er sich, weil er, trotz des Einblicks in die Macht des Bösen in den irdischen Dingen, Vertrauen hegt zu der Entwicklungsfähigkeit der Menschennatur. In diesem Sinne legt er Charlotte in den Wahlverwandtschaften die schönen Worte in den Mund, die auch unseren trefflichen Walther von der Vogelweide überzeugen würden: „Auch auf dem festen Lande giebt es wohl Schiffbruch; sich davon auf das schnellste zu erholen und herzustellen, ist schön und preiswürdig."

---

## Was ist Rechtens in unserer Substantiv-Komposition?

Von **A. E. Zwitzers** in Emden.

Dem „aktuellen" Charakter dieser Frage entnehme ich das Recht sie aufzuwerfen und durch ein paar Worte zu erläutern, während ich mich gern bescheide, die volle Lösung von einer kundigeren Hand zu erwarten.

Drei Umstände sind es besonders, die mir die Frage so nahe legten, daß ich ihr nicht mehr ausweichen mochte. Zunächst drängt sich täglich die Beobachtung auf, daß die sich immer mannigfaltiger gestaltende Praxis des modernen Lebens auch neue Anforderungen an die Sprache stellt, und da sich ihr Vorrat an Wurzeln, Stämmen und Ableitungen nicht willkürlich vermehren läßt, so wächst die Menge neuer Zusammensetzungen. Jede neue Eisenbahnanlage erfordert wenn auch nicht sofort ein neues Eisenbahnbetriebsamt, so doch neue Fahrkartenausgaben, neue Wartesäle, neue Gepäck- und Eilgutabfertigungsstellen, neue Weichensteller und Weichenwärter. Mag es auch, so lange in deutschen Landen Krieg geführt wird, Beobachtungsheere und Belagerungsarbeiten gegeben haben, erst seit Roons und Moltkes öffentlichem Wirken ist von einer Militäroberexaminationskommission und von Generalstabsreisen die Rede, und

erst das neue deutsche Reich hat uns Kaisermanöver und Flottenerweiterungspläne gebracht. So verdanken wir auch erst den sozialdemokratischen Umsturzbestrebungen ein Altersversicherungsgesetz und Unfallversicherungsgenossenschaften. Kleinkinderbewahranstalten lassen sich allenfalls auf Vater Oberlin zurückführen, aber Volksschullehrerruhegehaltskassen sind eine Einrichtung der neuesten Zeit. Ja so lange die Deutschen es verstanden haben, Volks- und Vereinsfeste in gemütlicher Weise zu feiern, haben wohl auch die begleitenden Zweckessen nicht gefehlt, aber das Wort selbst besitzen wir doch erst seit etwa 50 Jahren.

Die andere Beobachtung, der sich kaum jemand entziehen kann, ist die, daß die Form der Zusammensetzung sich neuerdings in etwas einseitiger Richtung bewegt. Nicht bloß, daß im allgemeinen, der Verdrängung starker Flexionsformen durch schwache ähnlich, uneigentliche Kompositionsform an die Stelle der früheren eigentlichen tritt: ahd. sorgfol, nhd. sorgenvoll, ahd. sunnalioht (freilich neben sunnûn lioht), nhd. Sonnenlicht, mhd. tûbhûs, nhd. Taubenhaus, sondern diese Bewegung vollzieht sich in steigendem Maße zu Gunsten des ursprünglichen Genitiv-s: ahd. chunnigaphel nhd. König-s-apfel, mhd. viurbrunst, wolfwurz (neben wolves wurz) nhd. Feuer-s-brunst, Wolf-s-wurz; Luther: Ackermann, Blutfreund, Friedebrecher, Friedefürst, jetzt durchgehends Acker-s-mann, Blut-s-freund, Frieden-s-brecher und Frieden-s-fürst; und innerhalb unseres Jahrhunderts werden Geschichtschreiber (so Schiller, Grimm, Weigand und unsere größten Historiker), Heimatland (Uhland), Mittagessen (Hebel), Mittagbrot (Tieck) durch Geschicht-s-schreiber, Heimat-s-land, Mittag-s-essen, Mittag-s-brot sichtlich verdrängt; den gleichen Gang gehen die naheliegenden Adjektivformen anspruchlos, segenreich, glaubenvoll, arbeitvoll u. a., die bei Schiller die Regel, bei uns heute die Ausnahme bilden.

Die dritte Beobachtung endlich, die schwerlich ein Leser leugnen dürfte, geht dahin, daß unter den Gegenständen deutscher Sprachlehre die Wortzusammensetzung auffallend seltene Pflege erfahren hat. Jahrelang habe ich jüngere Kollegen von der Schule gefragt, ob ihnen nach Grimms Grammatik (2. Teil) irgend eine eingehende Behandlung dieses Stoffes bekannt geworden sei, und habe nicht viel mehr als Achselzucken zur Antwort erhalten, bis ich mich an eine unserer großen Autoritäten wandte und durch deren Freundlichkeit die Monographie des Professor Dr. Tobler „Über die Wortzusammensetzung nebst einem Anhang über die verstärkenden Zusammensetzungen, ein Beitrag zur philosophischen und vergleichenden Sprachwissenschaft (Berlin 1868, 143 S.)“ kennen lernte, die ich für die folgenden Zeilen mit benutzt habe.

Es sei mir daher vorab gestattet, an einiges, was die beiden Meister lehren, in der Kürze zu erinnern. — Von der echten Zusammen-

setzung will Tobler die imperativischen Formen wie Reißaus, Stelldichein, Lebewohl, oder mit Umstellung des Imp. Zeitvertreib, als unechte ausgeschieden haben, die „nur ihrem logischen oder psychologischen Werte, nicht aber ihrer grammatischen Form nach mit Zusammensetzung sich messen oder vergleichen lassen". Von diesem Falle abgesehen, besteht das Wesen der Zusammensetzung darin, „daß Wörter, d. h. selbständige und bereits geformte Sprachelemente, durch förmliche Verbindung miteinander ein neues Wort erzeugen." Nur eine scheinbare Ausnahme bilden Zusammensetzungen, in denen „untrennbar gewordene, d. h. nicht mehr allein vorkommende Nomina" den ersten oder zweiten Teil ausmachen: Hei-rat (ahd. hiwi = Ehe), Wer-wolf (ahd. wer Mann), Nacht-i-gall (ahd. galan singen), Bräut-i-gam (ahd. gomo Mann), bei Grimm auch Rein-hard (got. und ahd. ragin Rat). — Zweck der Zusammensetzung scheint nach Grimm zu sein, „daß dadurch Begriffe leichter und schöner, als es sonst geschehen kann, ausgedrückt werden.... Wenn es der Sprache an einem Wort, einer Ableitung fehlt, oder was durch Adjektive, Präpositionen und andere Partikeln umschrieben werden müßte, zu bezeichnen ist, dann findet die eigentliche Zusammensetzung ihre Stelle": Weinstock, Weinrebe, Weinbeere. „Hier ist kein bloßes Kasus- noch Präpositionenverhältnis, der Weinstock kein Stock des Weines, sondern ein Stock, der Wein trägt." Da hiernach ein Hauptinteresse bei der Zusammensetzung auf der Mannigfaltigkeit der Beziehungen zwischen den beiden Teilen besteht, so entlehnen wir dem Werke Toblers eine logisch geordnete Übersicht dieser Beziehungen soweit, als es sich darin um Substantiv-Kompositionen handelt.

I. Verhältnis gegenseitiger Ergänzung, Beiordnung: Mannweib, Gottmensch.

II. Verhältnis einseitiger Ergänzung, Unterordnung:

1. Das zweite Wort verhält sich zum ersten wirklich als Gattung zur Art: Ringelblume, Rindvieh, Maultier.
2. Das zweite Wort wird im Verhältnis zum ersten als Gattung betrachtet:
   a) Attributiv:
      α) bildlich zuschreibend, vergleichend (aufzulösen durch wie): Staubregen, Goldkäfer, Riesenweib, Rabenmutter;
      β) wirklich zuschreibend, rein appositionell (aufzulösen durch einen Relativsatz):
         aa) substantivisch: Hauptort, Residenzstadt, Königstiger;
         bb) adjektivisch (mit adjektiv. Substantiv): Kreuzweg, Milchstraße, Blumenkohl.

b) Kasuell:

α) genitivisch und zwar

aa) subjektiv: Vogelsang, Tageslicht, Königssohn;

bb) objektiv: Landbau, Minnesänger, Tyrannenhaß (bei Grimm als akkusativisch, also zum folgenden gehörig, aufgeführt);

β) übrige Kasus:

aa) Objekte: Geldgier, Gottesfurcht, Nächstenliebe;

bb) Adverbialbestimmungen und präpositionale Verhältnisse (bei Grimm sehr speziell ausgeführt):

Ort: Heuschrecke, Höllenfahrt, Fingerhut; Stoff: Feuerregen, Pelzkragen, Federhut; Mittel: Windmühle, Feuerprobe, Fingerzeig; Grund: Kindbett, Frostbeule, Angstgeschrei; Zweck: Opferstock, Druckprobe, Wetterhahn; Grad: Todeswunde.

Nebenbei ergiebt sich aus dem vorstehenden Verzeichnis ein Zwiefaches in Bezug auf den Gegensatz von eigentlicher und uneigentlicher Substantiv-Komposition. Zunächst, daß die eigentliche Komposition, die älteste, anfänglich wohl die einzige Art der Wortzusammensetzung, überaus reich ist an Beziehungen, die zwischen dem ersten und zweiten Wort stattfinden, sowie daß die Innigkeit dieser Beziehungen durch unmittelbare Aneinanderfügung der beiden Teile angedeutet wird. Ursprünglich (got. 1. st. u. schw. Dekl.) freilich wurde das erste Wort durch einen Kompositionsvokal an das zweite „geheftet": môt-a-staths Mautstätte, vein-a-gards Weinberg, skáud-a-ráips Schuhriemen. Dieser Vokal, den Grimm einem Mörtel vergleicht, „der zwei Steine verkittet und selbst mit ihnen zu einem neuen, eigentümlichen Begriff verwächst, daß sie je länger je weniger auseinander gerissen werden können", fällt jedoch schon im Althochdeutschen häufig aus, verdünnt sich im Mittelhochdeutschen, soweit er noch erhalten wird, zu e und hat im Neuhochdeutschen nur noch wenige Spuren nachgelassen: Hagestolz, Herzeleid, Rademacher. (Tobler will zwar nicht in vollem Umfange den „Bindevokal" anerkennen, läßt aber als wesentlich gleich den Stamm- oder Themabildungsvokal gelten.)

Im Gegensatz hierzu gilt von der uneigentlichen Zusammensetzung, daß sie in der frühen Sprache selten auftritt, doch allmählich sich erzeugt und verbreitet, indem sie „unmittelbar anstoßende Kasus und Partikeln, wie sie der alten freien Konstruktion gemäß waren, gleichsam aus dieser zieht und mit dem zweiten Worte verbindet"; daß ferner die so zusammengesetzten Wörter als Andenken an diesen ihren Ursprung in ihrem ersten Teile das Flexionszeichen, meist das des Genitiv, noch an sich tragen, und daß sie, im Gegensatz zu der allgemeinen, vielseitigen

neuen Bedeutung der aus eigentlicher Komposition entstandenen Wörter, nur für den bestimmten Begriff gelten, den die Konstruktion mit sich brachte; „Tageslicht, Donnerstag ist das Licht des Tages, der Tag des Donnergottes"; vgl. oben sunnûn lioht, wolves wurz, Königssohn.

Hiernach scheint nichts leichter, als beide Arten der Zusammensetzung reinlich auseinanderzuhalten: Windmühle, Eseltreiber, Donnerstrahl, Hungerblume, Landadel, Tagstern, Feuertaufe, Wassermann, Kindheit, Amtmann, Königreich, Kaisertum, Brunnquell, Thorheit, Ohrring, Augapfel, Kirchhof gehören auf die eine, Windsbraut, Eselsohr, Donnerstag, Hungersnot, Landesherr, Tageslicht, Feuers- und Wassersnot, Kindeskinder, Amtsdiener, Königsberg, Kaiserslautern, Brunnenrand, Thorenkleid, Ohrenschmaus, Augenschmerz, Kirchenversammlung auf die andere.

Gleichwohl fehlt es nicht an Schwierigkeiten theoretischer und praktischer Art. Von den ersteren genügt es für unseren Zweck, nur weniges kurz zu erwähnen. Zunächst ein paar an sich zweifelhafte Fälle. Die Zusammensetzungen mit Ketten-, Wolken-, Raben- hält Grimm für eigentliche, Tobler für uneigentliche; für die erste Annahme spricht die Thatsache, daß das -en als stammhaftes sich schon in der älteren Sprache findet: mhd. keten neben ketene, ahd. ketina, Lehnwort aus lat. catena („Kette" erst seit dem 15. Jahrh., vergl. Fr. Kluge, Etym. Wörterb.); ferner mhd. wolken und wolke, ahd. wolkan und wolka; mhd. raben und rabe, ahd. raban und rabo; die andere Annahme beruht auf dem Zweifel, ob diese Zusammensetzungen bis in eine Zeit hinaufreichen, wo die Stammhaftigkeit des -en dieser Wörter noch gefühlt wurde. Nach dem vorhin Ausgeführten müßte in jedem einzelnen Falle die Bedeutung mit ins Gewicht fallen: Kettenglied, Rabenfeder, Wolkenrand würden zur uneigentlichen, Kettenrechnung, Rabenmutter, Wolkensäule (mhd. wolkensûl, ahd. wolchensûl, — bei Ulfilas fehlen die Kap. Exod. 13 und Ps. 99 — Luther Wolckseule und Wolcken seule) zur eigentlichen passen. Ähnliches würde u. a. von Zusammensetzungen mit Fersen- (mhd. versen, ahd. fersana, got. fairzna) und Küchen- (mhd. küchen und küche, ahd. kuchina) gelten.

Eine andere theoretische Schwierigkeit erwächst aus einem regelwidrigen Vorgang der Sprache, den Grimm als „unorganische Verwechselung" beider Arten der Zusammensetzung bezeichnet. Nicht immer stimmen Form und Bedeutung zusammen: Komposita, die sich rein genitivisch umschreiben lassen, treten in Gestalt eigentlicher Zusammensetzung auf und umgekehrt. Von den Beispielen, die Grimm für den ersten Teil der Behauptung aufführt, dürfen wir wohl Mon(d)tag, Sonntag, Frankfurt, Frankreich für Mondes-, Sonnen-tag, Franken-furt und -reich

abziehen, sofern er selbst an früherer Stelle sagt: „Je mehr ein Begriff die Natur eines Eigennamens anzieht, desto weiter entfernt er sich aus dem genitivischen Verhältnis.“ Gegen die gleiche Deutung von Regen-(und Wasser-)tropfen als Anomalie neben Blutstropfen macht Tobler Bedenken geltend, die er dann zur Hälfte wieder aufhebt, durch die Bemerkung: „Vielleicht waltet aber bei dieser Kompositionsform, sowie umgekehrt bei Blut-s-tropfen, nur euphonischer Grund.“ Dürften wir aber für „euphonisch“ phonetisch setzen, so wäre damit allerdings ein Faktor angedeutet, den wir später noch werden zu Hilfe nehmen müssen. Immerhin bleiben als Beispiele von eigentlicher Wortzusammensetzungsform bei der Bedeutung nach uneigentlicher Komposition vorläufig die von Grimm aufgeführten Feuerflamme, Feuerfunke, Senfkorn, Mondschein. Als Beispiele umgekehrter Art finden sich bei Grimm und Tobler gemeinsam: Blumenkorb, Fliegennetz, Rosenstock (mit Pluralendung), die offenbar kein einfaches Genitivverhältnis ausdrücken, wogegen Rosenblatt, Lindenblatt, Glockenton (mit der schwachen Genitivendung) wohl nach Inhalt wie Form als uneigentlich gelten können.

Bieten somit die Zusammensetzungen, deren erster Teil auf -en auslautet, theoretisch, d. h. für das Erkennen des vorhandenen Thatbestandes, den Nachteil, daß sie uns, wenigstens auf den ersten Blick, darüber zweifelhaft lassen, ob wir es in dem Bestimmungswort mit einem stammhaften -en oder mit einer Flexionsendung des Singular oder Plural zu thun haben — und in letzterer Beziehung können uns schwache Maskulin- und starke Femininformen in die gleiche Lage versetzen: vergl. Drachensaat, Pfaffenhütlein, Bärenklau, Hahnenfuß, Pfauenfeder, Mäuseohr, Mäusefraß, Gänseleber, Händedruck u. v. a. — so gewähren sie anderseits den praktischen Vorteil, daß sie uns die neuerdings immer lästiger sich aufdrängende Schwierigkeit der Frage ersparen, ob nicht ein -s, sei es nun als Flexions- oder Kompositionskonsonant, den Übergang vom ersten zum zweiten Teil der Zusammensetzung vermitteln dürfe oder müsse — einen Vorteil, den sie mit den unzweifelhaften Pluralformen: Kostenverzeichnis, Bilderdienst, Hörnerschall, Kinderstube, Kleiderpracht, Eierschale, Geisterbeschwörung, Götterspeise, Liedersaal, Ländertausch, Völkerscheide u. s. w. teilen. Nur: Narren-s-posse samt Frauen-s-person und Frauen-s-leute überschreitet schon die Grenze.

So sind wir denn endlich bei der Frage angelangt: wohin gehört das -s? Zunächst ist es zweifellos am Platze bei uneigentlichen Zusammensetzungen, deren Bestimmungswort in deutlichem Genitivverhältnis ein Maskulinum oder Neutrum starker (mitunter auch gemischter) Deklination ist: Sturmestoben, Himmelshöhe, Todesstunde, Windsbraut, Herzensglut, Kriegsmann, Königstochter, Glückskind u. v. a.

Neben diesen werden auch etwas entferntere Genitivverhältnisse wie Gesprächston, Umlaufszeit, Ausflugsziel nicht zurückzuweisen und objektive Genitive wie: Gottesfurcht, Vaterlandsliebe u. a. selbstverständlich zuzulassen sein, wenn auch Einkommen-s-verteilung und Kapital-s-anlage — sämtliche hier und weiter unten aufgeführte Wörter sind aus Büchern und Zeitungen neuester Zeit zu belegen — schon etwas hart klingen. Darf nicht der Vortrag eines Gesanges der Kürze halber in einen Gesang-s-vortrag umgesetzt werden? Kaum hat es sich aber eine Zeitung erlaubt, so folgen Schulblätter mit Gesang-s-methode, Gesang-s-lehrer, Gesang-s-fest nach. — Verfänglicher noch ist die Anhängung des -s an Bestimmungswörter, die im Plural gedacht sind; zwar einen Freunde-s-kreis läßt man gern zu, wenn es nicht eine Diebe-s-bande ist, und jeder Geschäft-s-mann darf seinen Geschäft-s-kreis haben, wenn es auch nur Hering-s-fang wäre; allein nachdem das Zugeständnis gemacht ist, beginnen selbst Litterarhistoriker von Gedicht-s-auswahl, Gedicht-s-arten und Gedicht-s-gruppen zu reden, und namhafte Buchhändler preisen Gedicht-s-sammlungen als Geschenk-s-werke an. Da kann es nicht wunder nehmen, wenn sich in unseren Großstädten Leute als Fuhrwerk-s-besitzer ankündigen, die es einem gewiß verübelten, wenn man sie im Ernst fragte, ob sie nur ein Fuhrwerk besäßen. Es mag wohl berechtigt sein, wenn ein bekannter Pädagoge etwas verächtlich von Schulmeister-s-künsten spricht, aber Schullehrer-s-konferenzen sind in dieser Form so wenig berechtigt wie das Ilmenauer „Nachricht-s-blatt“. — Überhaupt gilt das Sprichwort vom bösen Beispiel in der Sprache nicht minder als sonst im Leben. Grimm führt die jetzigen Endungen -heit, -schaft, -tum als abstrakt gewordene Wörter auf, führt als Beweis für ihren völlig abstrakten Sinn an, „daß sie niemals uneigentliche Komposition eingehen“ — „begreiflich“, sagt er, „da ein selbst leblos gewordenes Wort keinen Genitiv zu regieren vermag“ — und registriert dann kopfschüttelnd als gleichwohl in Brauch gekommen: Brüderschaft und Völkerschaft, Fürstentum und Volkstum; seitdem haben auch Mann-s-tum und König-s-tum (Deutsche Lehrerzeitung!) sich einzubürgern gesucht; Heere-s-wesen ist nicht viel besser. Auch die aus einem Akkusativverhältnis abstrahierten Genitivformen: Antrag-s-steller und Recht-s-sprechung sind nicht löblicher. — Ja, es stellen sich -s-Formen ein in Fällen, wo an einen Genitiv gar nicht mehr zu denken ist; Schiller nennt richtig den Wagen am Himmel: Himmelwagen, aber Viehoff bezeichnet ein Bett, über dem ein künstlicher Himmel sich wölbt, als Himmel-s-bett, und ein anderer (K. Geyer), ihm nach, spricht von einer Himmel-s-bettlade.

Nun spielt aber das -s der Zusammensetzung eine nicht geringe Rolle auch bei weiblichen Bestimmungswörtern. „Unecht uneigentlich, d. h. eigentlich mit unechtem Bindekonsonanten" nennt Tobler „diejenigen Komposita, die aus falscher Analogie der zahlreichen Maskulina und Neutra mit Genitiv-s diesen Buchstaben auf Feminina übertragen haben." Zunächst freilich fallen uns hier Wörter ein, deren beide Teile durch ein subjektives oder objektives Genitivverhältnis, mithin uneigentlich, verbunden sind: Einbildungskraft, Festungsbau, Befestigungskunst, Verheißungsland, Krankheitssymptom, Wahrheitsliebe, Liebeserklärung, Liebesband („Band der Liebe" M. Heyne, D. Wörterbuch). Doch eine Menge der gebräuchlichsten Wörter dieser Bildung geht über diese enge Bedeutung hinaus: Liebe-s-dienst ist, nach M. Heyne, ein Dienst, der aus Liebe geleistet wird, Liebe-s-kummer ein Kummer, durch Liebe verursacht, Liebe-s-schwur ein Schwur, durch den man jemanden seiner Liebe versichert; Sitzung-s-saal ist ohne Zweifel ein Saal, wo Sitzungen abgehalten werden, Warnung-s-zeichen ein Zeichen, das zur Warnung dient u. v. a., denen nach Grimm volles Bürgerrecht nicht zu bestreiten ist; sagt doch der Altmeister ausdrücklich: „Es hat sich zuletzt aus dem genitivischen -s, als der häufigsten uneigentlichen Komposition, für gewisse Fälle ein Analogon von Kompositionsbuchstaben zu eigentlicher entfaltet, das formell und materiell den Kasus verleugnet, daher sich auch an Feminina fügt."

Dennoch möchten wir nicht gern alles gutheißen, was seitdem auf diesem Boden erwachsen ist. An das obige „Gesang-s-fest" schließt sich Boot-s-fahrt, an Recht-s-sprechung: Rücksicht-s-nahme und Auskunft-s-geber, an Gedicht-s-auswahl: Nachricht-s-blatt („Die Henne" in Ilmenau) und Sammlung-s-saal (für mineralogische und geologische Sammlungen im Bibliothekgebäude in Göttingen) würdig an. Mit dem Kompositum Bibliothekgebäude stehen wir schon nicht mehr auf der Höhe der Zeit, denn namhafte Schriftsteller reden neuerdings nicht bloß von Bibliothek-s-angelegenheiten, sondern eben auch von einem Bibliothek-s-gebäude und Bibliothek-s-wesen, sodaß auch gegen Fabrik-s-artikel kaum noch etwas einzuwenden ist. — Auch hier scheint ein Wort leicht das andere nachzuziehen; nachdem in unseren Städten (z. B. Hannover) Miet-s-kutscher festen Fuß gefaßt hatten, durften die Zeitungen beginnen, über Miet-s-wohnungen und Miet-s-kasernen zu berichten, und der preußische Herr Finanzminister konnte seine Steuerzahler über die Bedeutung von Miet-s-wert, Miet-s-preis und Miet-s-zins belehren; Weigand und noch Heyne haben lauter Zusammensetzungen mit der Form Miet- und deuten nur erst leise an, daß man wenigstens auch Miet-s-mann und Miet-s-leute sagen kann.

Worin besteht denn der Vorzug der neuen Formen? Die Einführung der scheinbaren Genitivform an Stellen, wo sie nicht genitivisch genommen sein will, kann unmöglich dem besseren Verständnis dienen. Doch vielleicht dem Wohllaut? Das könnte ja als Geschmackssache dem individuellen Urteil anheimzufallen scheinen. Aber warum haben wir denn allgemein das Genitiv-s des starken Adjektivs fallen lassen? Zwar pflegen wir in heiterer Stimmung wohl noch gutes Mutes zu sein; der sprachlich genaue Uhland aber schreibt in seinen Gedichten: „jeden Opfers wert" und „schweren Ganges", und wir alle lassen nach Schillers Vorgang ehrliche Leute an Räubern „eilenden Laufes" vorüberfliehn. — Nun schreibt zwar Grimm anno 1826 in anscheinend verdrießlichem Ernste: „Solcher Verderbnis im einzelnen ungeachtet, dauert im ganzen die richtige und notwendige Unterscheidung zwischen eigentlicher und uneigentlicher Zusammensetzung bis auf den heutigen Tag fort. Mit Verkennung jeder derselben sind erst neulich unbefugte, hoffentlich erfolglose Angriffe gegen das genitivische-s gerichtet worden; eingebildetem Wohllaut zu Gefallen sollte es aus den meisten Kompositis getilgt werden. Von so kränklicher Ansicht der lebenden Sprache wissen sich unsere Nachbarn frei zu halten; keinem Holländer .. wird es einfallen, sein koningszoon, vuursnood in koningzoon, vuurnood . . . zu verderben." Allein die Fälle von „Verderbnis", auf welche der Meister bei seinen Worten zurückblickt — Volkstum, Volkslied, Volkssage sind die allerärgsten — scheinen nach unserm heutigen Sprachgefühl so harmloser Art, daß niemand mehr daran Anstoß nimmt; die Beispiele aus dem Holländischen zeigen, daß das, wogegen er Verwahrung einlegt, etwas anderes ist, als die Wucherung einer „unecht uneigentlichen Komposition", die wir hervorgehoben haben, und gerade die Berufung auf die Nachbarsprachen erinnert uns daran, daß mindestens das Holländische und Englische, des Französischen zu geschweigen, im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts nichts Ähnliches aufzuweisen haben. Kann nun im Entwickelungsgang einer Sprache nicht wohl von bloßer Modesache die Rede sein, so müssen bei der sichtlich wachsenden Neigung für das Kompositions-s andere positive Momente mitwirken, und ich glaube nicht in der Annahme zu irren, daß diese phonetischer oder vielmehr lautphysiologischer Art sind. Formen wie Frühling-s-tag neben Sommer-, Winter-, Herbsttag, das nicht mehr ungewöhnliche Mittag-s-essen neben Abendessen und Morgenbrot, Liebe-s-traum neben Dichtertraum (Uhland), Engel-s-bild (Eichendorff) neben Engelstimme und Engelzunge (Goethe und Luther), Gefecht-s-feld (Moltke) neben Kampffeld und Kampfplatz u. v. a. scheinen darauf hinzudeuten, daß durch das eingeschobene-s den Sprachorganen der Übergang vom

ersten zum zweiten Teil der Zusammensetzung erleichtert werden soll, und das vor allem ist es, was ich einer kundigeren Feder zu näherer Untersuchung überlassen möchte.

Immerhin freilich zeigen, neben manchen andern oben aufgeführten Formen wie Blut=s=freund für das richtigere ältere Blutfreund neben Braut=führer, Heimat=s=land neben heimat=lich, großmut=s=voll neben arbeit=voll (beide bei Schiller) und gar das fast beispiellose „beispiel=s=los" (Prof. Koch, Geschichte der deutschen Litteratur), daß auch die Analogie als blinder Trieb hier Einfluß übt — nicht zu Gunsten einer einfachen und wohllautenden Sprache, und da gilt denn ein videant consules für alle, denen die Pflege der Muttersprache bei der Jugend obliegt. So gut ein Lessingisches „Bewegungsgrund" dem einfacheren Beweggrund hat weichen müssen, wird auch das Eindringen von „Schreibungsfehlern" (Dr. Große, Äsops Fabeln) und andern unschönen Kompositionsformen sich hindern lassen. — Noch besitzen wir einen reichen Schatz rein erhaltener eigentlicher Zusammensetzungen — ich erinnere an die zahlreichen mit kausaler (Zweck=) Beziehung, wie: Jagdtasche, Kirchweg, Kopfkissen, Krautgarten, Leimtopf, Magentropfen, Maultrommel, Mordgewehr, Saumroß, Segeltuch u. s. w.; oder mit stofflicher, wie: Hanfsame, Heuschober, Holzgerät, Honigkuchen, Kornähre, Kreidefels, Lederfarbe, Lehmwand, Mohnöl, Pechkranz u. s. w., samt den vielen Zusammensetzungen mit Blech=, Blei=, Blut=, Brot=, Eis=, Eisen=, Erz=, Gold=, Sand=, Stahl= u. s. w.; oder auch mit räumlicher wie die meisten Komposita von Dorf=, Eck=, End=, Feld=, Grab=, Haus=, Hof=, Meer=, Wald=, Keller= u s. w. — und mögen auch Dutzende von unwillkommenen Eindringlingen, auf einen unbewachten Augenblick wartend, hart an der Grenze stehen wie: Hammelsbraten, Henkersmahl, Hutsfutter, Jahresgehalt, Kalbsfett, Kindsbett (Kindstaufe schon bei Gerock!), Mondsviertel, Nachbarshaus, Pflichtsteil, Branntweinsglas und andere, samt den verwandten geschmacks=, teilnams=, gewissens=, rückhalts=, kritiks=los, gemütsvoll, himmelshoch, fingersdick, kampfsunfähig, monatsweise und andere: da wir den Feind kennen und wissen, von welcher Seite er eindringen will, so wird es ja hoffentlich heißen können: Lieb Vaterland, magst ruhig sein!

# Die revidierte Bibel.

Von Albert Heintze in Stolp.

Die im Auftrage der „Deutschen evangelischen Kirchenkonferenz“ durchgesehene Ausgabe der heiligen Schrift, welche im Verlage der Cansteinschen Bibelanstalt (1892) erschienen ist, hat neuerdings in sprachlicher Hinsicht einen heftigen Angriff erfahren, und zwar von keinem Geringeren als Moriz Heyne, dem Mitarbeiter an Grimms Wörterbuch und Herausgeber eines besonderen, kürzlich vollendeten deutschen Wörterbuches. Heyne sagt (in der „Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur“ Bd. 38, Heft 4, S. 350—52):

„Nach dem Vorwort ist die bisherige gewöhnliche Bibelausgabe noch eine Lutherbibel und doch auch längst keine Lutherbibel mehr; diese Ausgabe soll nun eine echte „jetzige“ Lutherbibel sein, sie macht Anspruch darauf, das alte Sprachgut zu hüten und doch auch seiner Fortbildung zu neuem Sprachgut Rechnung zu tragen, ein Schullesebuch, ein Volkslesebuch und auch ein Behältnis unseres gegenwärtigen Sprachgutes zu sein, auch Rücksicht zu nehmen nicht nur auf die vielfach erstarrte Schulgrammatik, sondern ebenso sehr auf die flüssige Grammatik der lebendigen Volkssprache. Daß die Ausgabe leiste, was das Vorwort verspricht, leugne ich entschieden; nicht einmal eine konsequente Stellung in ihrer Revisionsarbeit nimmt sie ein; viele Köche haben auch hier den Brei verdorben. Das kann man sozusagen aus jedem Kapitel der Arbeit nachweisen, und ich müßte ein Buch schreiben, wollte ich an jedem einzelnen Beispiel darthun, was verfehlt ist. Sprachlich natürlich; denn theologisch geht mich die Sache nichts an. Es ist nicht wahr, daß diese Bibel Rücksicht nimmt auf die Sprachgestaltung der Gegenwart: die Sprache in ihr ist eine Leiche. Die Kinder in der Schule verstehen sie nicht, und das Volk, soweit sie sie versteht, wird sie bespötteln.“

Soweit Heyne. Nun habe ich diese revidierte Bibel doch auch häufig aufgeschlagen und verglichen, ohne daß sie auf mich einen solchen Eindruck gemacht hätte. Dieser Angriff hat mich daher sehr überrascht und veranlaßt, wie früher schon die sogenannte Probebibel, so jetzt diese den Abschluß der ganzen Revisionsarbeit bildende Ausgabe von 1892 einer möglichst genauen Durchsicht zu unterziehen.

Daß eine gründliche Revision der Lutherbibel abgesehen von den mannigfachen Übersetzungsfehlern, welche entsprechend der seit mehr als drei Jahrhunderten fortgeschrittenen Wissenschaft endlich eine Berichtigung erheischten, auch in sprachlicher Beziehung notwendig geworden war, wird

wohl niemand, der ruhig die Lage der Dinge erwägt, in Abrede stellen. Allerdings war an Luthers Übersetzung, um sie mit der weiterschreitenden Entwickelung der Sprache einigermaßen in Einklang zu erhalten, jahrhundertelang geändert worden, aber keineswegs in gleichmäßiger und einheitlicher Weise.[1]) Infolgedessen waren einerseits Wörter, die niemand mehr versteht, wie Geren, thürstig, glum, endelich, lören, auch Unrat — Vergeudung (Matth. 26, 8), erhaben — aufgehoben (Apostelgesch. 8, 33), enthalten — aufrecht halten (Jes. 63, 5) und viele andere fort und fort stehen geblieben, anderseits waren moderne Mißformen eingeschwärzt, wie unserer und eurer statt unser, euer (z. B. Psalm 79, 8: „Erbarme dich unserer bald!"), verberge statt verbirg (Psalm 51, 11: „Verberge dein Antlitz von meinen Sünden!"), hälfe statt hülfe u. a. Letztere Erscheinung mußte besonders unangenehm berühren; wenn irgendwo, so durfte man hoffen in der ehrwürdigen Lutherbibel auch das alte Schrot und Korn der deutschen Sprache bewahrt zu sehen, und nun war selbst hier die in der Tageslitteratur sich breitmachende Sprachverwüstung und Verwahrlosung schon eingedrungen.

So war denn, wie das Vorwort der durchgesehenen h. Schrift zutreffend bemerkt, „die bisherige gewöhnliche Bibelausgabe wohl noch eine Lutherbibel, und doch auch längst keine Lutherbibel mehr."

Eine umfassende, gründliche Revision war also dringend notwendig geworden, und eine solche ist nun eben unter Mitwirkung der Kirchenregierungen und der Bibelgesellschaften, vor allen der Cansteinschen Anstalt, durch eine Kommission von Männern der Wissenschaft und der Praxis in einer Reihe von Jahren durchgeführt worden;[2]) das Ergebnis hat dann in der sogenannten „Probebibel" zwei Jahre lang vorgelegen, um vor dem Abschluß des ganzen Werkes „jedem ein Urteil über die Arbeit zu ermöglichen."

Die zahlreichen infolgedessen eingegangenen Beurteilungen und Gutachten hat man sorgfältig in Betracht gezogen, und dann ist in einer allgemeinen Konferenz zu Halle (Januar 1890) die ganze Revisions-Arbeit zum Abschluß gebracht worden — unter der Gesamtleitung des Direktors der Franckeschen Stiftungen Dr. Frick.

Betrachten wir nun diese durchgesehene Bibel, die seit 1892 vorliegt, in sprachlicher Hinsicht genauer, so werden wir sehr bald finden,

1) Es gab zuletzt 11 verschiedene Grundgestalten der Bibel, s. Kleinert (Mitglied der Kommission), die revidierte Lutherbibel S. 10.

2) Daß dieses Werk nicht einem Einzelnen übertragen, daß nur an eine „gemeinsame Aktion Berufener" gedacht werden konnte (also an „Kollektiv-Arbeit" Heyne), darüber s. Kleinert a. a. O. S. 20 flg.

daß sie, auch gegenüber den letzten gewöhnlichen Ausgaben der h. Schrift, ganz bedeutend der Sprache der Gegenwart angenähert ist.[1])

Zunächst sind die veralteten, nicht mehr verstandenen oder wenigstens schwer verständlichen Wörter fast sämtlich ausgemerzt (ein vollständiges, über 400 Wörter umfassendes Verzeichnis, von Fr. Jehle zusammengestellt, s. in der Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins Beiheft IV), ebenso die durchaus veralteten Formen, wie eilf, sahe, geweiset, und Fügungen, wie bei mit dem Accusativ, sich bekümmern mit jemand statt um jemand. Auch die jetzt altfränkisch klingende lateinische Biegung in Evangelium und in Eigennamen (ausgenommen in Jesus und Christus, wo sie eingebürgert ist) hat man mit Recht aufgegeben.

Was an Altertümlichkeiten stehen geblieben, ist mit wenigen Ausnahmen (wovon später) auch jetzt noch verständlich und findet eine Stütze an der edlen, insbesondere der dichterischen Sprache unseres Jahrhunderts. Überdies sind die meisten dieser Ausdrücke in dem der Bibel angehängten Verzeichnis schwierigerer Wörter erklärt (in der hier folgenden Aufzählung mit * bezeichnet). Dahin gehören:

a) Wörterschatz.

*Elend (Ausland, Verbannung), die Faste (Fastenzeit), Fehl (Fehler, Fehltritt) * Freund nebst Freundschaft (Verwandter, Verwandtschaft), * Hinde (Hirschkuh), Marmel (Marmor), * Schnur (Schwiegertochter) — einig (einzig), * Königischer (königlicher Beamter), rauch (rauh) — so (welcher, welche, welches; wie; wenn), * etwo (irgendwo) — fahen nebst empfahen, spützen, * wallen (in der Fremde sein), (hin und her) * weben (bewegen), * zerlechen (leck werden) — lich als umstandswörtliche Endung in ewiglich, festiglich u. a., * risch (rasch), * schier (bald) — dieweil, sintemal.

Einiges ist auch formelhaft gebunden, wie Greuel und Scheuel (Hes. 7, 20), bei dessen Änderung der Reim zerstört würde,[2]) leben und *weben (sich bewegen) — wegen (= bewegen) und wiegen (Stabreim, Eph. 4, 14); anderes ist sprichwörtlich geworden, wie das „unverschämte * Geilen“ (ungestüme Betteln Luk. 11, 8), „wider den Stachel löcken“ (Apostelgesch. 9, 5), oder es ist durch allbekannte Sprüche festgehalten, wie * ärgern (zum Argen, Bösen verleiten).

---

1) Von den nahezu 3000 Verbesserungen der Lutherschen Übersetzung (Engelhardt, Unsere deutsche Bibel S. 26 flg.), sehen wir hier natürlich ab, so sehr auch durch diese der Wert der Arbeit erhöht wird.

2) Vergl. Paul Heyse, Siechentrost: — „als ob ein Scheuel und Greuel sich am hellen Tage blicken lasse“.

b) Formenlehre.

Der Angel (statt die A.) — derselbige — nacket — zween, zwo, zwei — -et (Präsens, Imperativ, Partizip z. B. gehorchet, zugesellet), beut, fleucht, fleugt, zeuch u. s. w.[1]), hub nebst erhub, kommen (statt ge-), worden (statt ge-), stund.

c) Satzlehre.

Der Teilungsgenitiv: „des Wassers trinken", „Raums genug", „viel Volks" u. s. w. — die starke Biegung des Eigenschaftswortes im Genitiv: „träges Herzens", „voll süßes Weins" — die doppelte Verneinung: „nie keinmal" u. a.

Die bis jetzt aufgezählten Wörter, Formen und Fügungen werden meist noch ohne weiteres verstanden; wo aber eine Nachhülfe etwa nötig sein möchte, wie bei Elend, Freund u. s. w., da ist sie durch das erwähnte Verzeichnis von Sach- und Worterklärungen in ausreichendem Maße gegeben.

Im übrigen finden sich diese altertümlichen Ausdrücke größtenteils nicht nur bei den Klassikern, sondern auch bei den besten Dichtern unseres Jahrhunderts bis zur Gegenwart, bei Uhland, Platen, Rückert, Geibel, Freiligrath, v. Schack, Paul Heyse, Rudolf Baumbach, Hans Hoffmann u. a. — nicht zu vergessen die ältere und neuere kirchliche Lyrik, was sich alles leicht im einzelnen belegen ließe. Hier ist also „das alte Sprachgut" in angemessener Weise „gehütet".

Einiges lebt auch im Volksmunde (in Mundarten) fort, wie der Angel, Freundschaft = Verwandtschaft, rauch = rauh, die Geschlechtsunterscheidung bei zwei (in fast allen oberdeutschen Mundarten), die doppelte Verneinung u. a., und somit dürfte die Bemerkung im Vorwort der Bibel gerechtfertigt sein, daß man auf die lebendige Volkssprache Rücksicht genommen habe. Auch die Auslassung eines Fürwortes an Stellen, wo es leicht aus dem Vorhergehenden ergänzt werden kann, gemahnt vielfach an den Volkston, wie z. B. 1. Mos. 4, 14: „Siehe, du treibest mich heute aus dem Lande, und muß mich vor deinem Angesicht verbergen."

Soweit wäre die „durchgesehene Bibel" wohl gerechtfertigt; denn ganz auf den Boden des „gewöhnlichen täglichen Geredes" durfte die „Sprache der Propheten und Apostel", die „ehrwürdige Kraft der Luthersprache" nicht herabgedrückt werden, es mußte ihr immer, gegenüber der

---

1) Es ist ein Verdienst der Kommission, daß sie diese schönen, vollklingenden Formen, für die auch J. Grimm in dem D. W. eintritt, wieder hergestellt hat (s. meine Schrift „Gut Deutsch" VII. Aufl. S. 56).

„Politur des modernsten Schriftdeutsch", ein edler altertümlicher Hauch verbleiben.[1])

Einiges freilich ist noch übrig geblieben, wobei eine Änderung wünschenswert gewesen wäre. Hier ein alphabetisch geordnetes Verzeichnis dieser Ausdrücke:

*Besem, Dativ der Mehrzahl Besemen, nur Luk. 11, 25: „mit Besemen gekehret", wo bisweilen selbst Gebildete Besêmen lesen.

*Blick statt: Blitz, Glanz[2]); *umblicken Apostelg. 22, 6: „— umblickte mich schnell ein groß Licht vom Himmel". (Freilich kommt Blitz von Blick her, mittelhochd. blicken, bliczen, blitzen, noch jetzt mundartlich Blix = Blitz.)

*dürfen: 1) brauchen, Ursache haben. 1. Mos. 47, 22. Hiob 33, 7 u. ö. 2) sich erdreisten, wagen 3. Mos. 26, 37. Röm. 10, 20 u. ö.

-ete in dem Imperfekt wäre manchmal wohl besser durch die jetzt allein übliche kürzere Form ersetzt worden, z. B. in hoffeten, Gesalbeten, Auserwähleten.

*Fahr: Apostelg. 19, 40: „wir stehen in der Fahr", 1. Thess. 5, 3: „es hat keine Fahr", allenfalls verständlich, doch besser durch Gefahr ersetzt (trotz Schillers „aus jeder Fahr und Not" Tell III, 1, und Rückerts „ohne Fahr").

*Gebräme: Säume des Gewandes Nah. 3, 5.

*Gedinge: Mietwohnung Apostelg. 28, 30.

gegen mit dem Dativ (an einigen Stellen z. B. Psalm 5, 8).

gelingen Spr. 28, 13: „dem wird nicht gelingen" (es nicht od. nichts.)

helfen in dem Sinne von nützen, fördern mit dem Accusativ: Hes. 33, 12 „so wird's ihn nicht helfen", Matth. 16, 26 „Was hülfe es den Menschen, so er die ganze Welt gewönne?" Vereinzelt noch bei den Klassikern (Goethe, Schiller), doch jetzt veraltet, höchstens in einzelnen Mundarten weiter lebend.

heulen Ps. 22, 2 u. ö. unedel statt klagen, wehklagen — doch in der häufigen Verbindung „Heulen und Zähnklappen" sprichwörtlich und dadurch festgelegt.

hinnen = hie innen, drinnen 1. Kor. 5, 12 (wenn auch aus dem Gegensatz im folgenden Verse „die draußen sind" der Sinn allenfalls entnommen werden kann).

ihm statt sich, meist geändert, aber doch noch hie und da stehen geblieben, freilich, wie es scheint, nur in der Verbindung mit

---

1) S. die von der Kommission angenommenen Grundsätze, welche Rudolf v. Raumer und Karl Frommann für die sprachliche Behandlung des Lutherschen Bibeltextes aufgestellt hatten, insbesondere § 3—5 und 15.

2) Habakuk 3 (4), 11, wo es freilich schwer zu ersetzen war.

selbst, selber: 1. Mos. 1, 11 („bei ihm selbst"), Psalm 15, 4. Matth. 27, 42. Apostelg. 12, 11.

(nicht) kennen mit dem Genitiv. Matth. 25, 12: „ich kenne euer nicht", Mark. 14, 71: „ich kenne des Menschen nicht" statt des sonst auch in der durchgesehenen Bibel angewendeten Accusativs. „Der Genetiv ist in alter Weise abhängig von nicht". (Hildebrand in Grimms D. W.).

*löcken: Psalm 29, 6: „löcken wie ein Kalb" — hier doch besser durch hüpfen ersetzt, wenngleich das Wort in dem sprichwörtlich gewordenen „wider den Stachel löcken" (ausschlagen, Apostelg. 9, 5) beibehalten werden mußte.

*Ort statt Ende, Jes. 11, 12: „von den vier Örtern des Erdreichs".

rufen schwachformig: rufete statt rief, an einigen Stellen z. B. Matth. 22, 3. 25, 14. Die schwachen Formen (vom mhd. rüefen) sind längst vollständig erloschen.

spotten mit dem Accusativ Matth. 27, 29: „Die Kriegsknechte spotteten ihn."

*Teidingsleute statt Schiedsmänner 2. Mos. 21, 22. (Teiding = leeres Gerede, Hiob 35, 16 ist eher zu halten wegen des noch üblichen Narrenteidinge).

*Übersatz statt Überforderung 3. Mos. 25, 36, 37. Spr. 28, 8. Hes. 18, 17 — hier überall parallel mit Wucher.

Wucher, wo es nur Zins (ohne üblen Nebensinn) bedeutet, wie Matth. 25, 27 (τόκος), durch diesen Ausdruck zu ersetzen, um bedenkliche Mißverständnisse von vornherein abzuschneiden.

Das wird im wesentlichen alles sein, was etwa noch zu ändern gewesen. Es ist im Verhältnis zum Ganzen (1404 Seiten) äußerst wenig. Dazu kommt noch, daß auch hiervon das Meiste immer noch entweder an sich oder aus dem Zusammenhange verstanden werden kann, oder wenigstens in dem Wörterverzeichnis erklärt ist, vieles überdies nur an sehr wenigen Stellen (z. T. nur an einer Stelle) vorkommt, wie z. B. Besem, Blick, Fahr, Gedinge, hinnen u. a.

Ist da nun wohl das Urteil, daß „die Sprache dieser Bibel eine Leiche sei", daß sie in eine „Altertumssammlung" gehöre und den Spott herausfordere, gerechtfertigt?

Aber Heyne führt einige Belege für seine Behauptungen an; diese haben wir nun zu prüfen.

Er sagt: „Wie läppisch wirkt schon die gehäufte Anwendung der volleren oder breiteren Verbalformen: er siehet, bescheret, lobet, du hörest, er reisete, gelernet u. s. w., und man weiß nicht, warum auf der andern Seite z. B. Matth. 17, 1 führte, Matth. 5, 2 lehrte (bei Luther füret, leret), Luk. 1, 40, 41 grüßte, hörte, hüpfte (Luth.

grüßet, höret, hüpfet) u. s. w. gesetzt worden ist." Hier ist zuzugeben, daß die Imperfekt-Endung -ete (z. B. hoffete) statt -te noch in mehr Formen hätte beseitigt werden können (s. das vorhin darüber von mir Bemerkte). Was aber die Formen auf -et (Präsens, Imperativ, Partizip) und auf -est betrifft, so sind diese auch in der Sprache der Gegenwart keineswegs ganz erloschen, sie leben noch in der Dichtung und der Kanzelberedsamkeit, welche letztere Heyne selbst als sprachliches Muster für eine erneute Bibel hinstellt. (S. darüber meinen Aufsatz in der Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins, Jahrg. VII., Sp. 85 flg., wo viele Belege aus beiden Gebieten gegeben sind.) Um so weniger kann selbst die häufige Beibehaltung dieser Formen in der Lutherbibel befremden und unangenehm berühren. Nur hätte man vielleicht hie und da auf den Rhythmus noch mehr Rücksicht nehmen können; so wäre z. B. „vergeht" ein besserer (kräftigerer) Schluß des 1. Psalms, als vergehet.

Heyne fragt weiter: „Wenn die Herren Rücksicht nahmen auf die flüssige Grammatik der lebendigen Volkssprache, warum dann nicht das Luthersche redten beibehalten und die Form antwortet in antworte wie Luthers füret in führte? Das Volk spricht ja doch so." Aber es soll in der Bibel doch nicht die jetzt als nachlässig geltende Redeweise des gewöhnlichen Lebens (redte, antworte oder vielmehr antwort'te), sondern das Deutsche in sorgfältiger Aussprache und Schreibung wiedergegeben werden, wie jetzt auch schwerlich noch jemand gericht statt gerichtet schreiben würde. Und wenn die Herausgeber der revidierten Bibel sagen, man habe auf die flüssige Grammatik der lebendigen Volkssprache Rücksicht nehmen müssen, so ist damit doch auch nicht gesagt, daß man sich in jedem einzelnen Punkte danach richten wolle und gerichtet habe. In andern Punkten ist es zur Genüge geschehen, z. B. in dem Belassen der doppelten Verneinung (s. das vorhin Bemerkte).

„Und was soll die Beibehaltung des relativen und korrelativen so, das längst der komischen Rede anheimgefallen ist?"

Zunächst steht so als Ersatz des Relativs in mehreren Stellen des kleinen Lutherschen Katechismus: 1. Hauptstück (Schluß) „über die, so mich hassen", „denen, so mich lieben", 3. Hauptstück, 3. Bitte „so uns den Namen Gottes nicht heiligen" u. s. w. Schon dies würde genügen, um das relative so in der Bibel zu rechtfertigen. Solange von der ganzen deutschen Schuljugend, soweit sie lutherisch ist, Luthers Katechismus gelernt wird, kann die Beibehaltung des so kein Bedenken erregen. Dasselbe ist jedoch auch in der zweiten Blütezeit unserer Litteratur noch geläufig, namentlich bei Klopstock, Bürger („von Allen, so da kamen" Lenore), Hölty — und noch in diesem Jahrhundert findet es sich, bis in die Gegenwart herein, z. B.:

„Der Zweig, so jüngst voll Reifes hing.“ (Annette von Droste-Hülshoff.)

„Das Opfer, so mir Gott bestimmt.“ (Rud. Baumbach, Pate des Todes.)

Aber auch das korrelative so (statt wie) kann nicht Anstoß geben, in Stellen wie: „So er spricht, so geschieht's“; ja, man könnte sagen, es tritt durch dieses so — so die Gleichzeitigkeit des Sprechens (Wollens) und Geschehens noch schärfer hervor, als bei dem jetzigen wie — so.

In dem Verzeichnis der alttestamentlichen Bücher hätte man allerdings statt: „Bücher, so man Apokryphen nennet“ („eia, wie erbaulich klinget das!“ Heyne) besser einfach: Apokryphen gesetzt.

Ebenso wäre Fahr besser durch Gefahr, fährlich durch gefährlich ersetzt worden (s. vorhin). Doch Fährlichkeit, welches Heyne hierbei nicht erwähnt, also wohl gelten läßt, wird hinreichend wieder durch den Katechismus gedeckt (1. Artikel Erklärung: „wider alle Fährlichkeit beschirmet“), ganz abgesehen von der neueren und neuesten Litteratur (Rosegger, Hans Hoffmann u. a.).

Ferner tadelt Heyne, daß man weschhaftig (Sir. 7, 15) durch schwätzig und nicht durch waschhaft gegeben habe, da doch Sir. 10, 25 „der jähe Wäscher“ beibehalten sei. Nun, geändert mußte doch einmal werden, und so nahm man hier und in Kap. 25, 26 das verständlichere schwätzig — daß waschhaft noch überall verstanden werde, bezweifle ich — ebenso wie Schwätzer für Wäscher: Hiob 11, 2. Pred. 10, 11. Jerem. 5, 13. Dagegen konnte Sir. 10, (9), 25 Wäscher nicht gut durch Schwätzer ersetzt werden, weil dieser Ausdruck schon im ersten Gliede des Verses verwendet ist.

Weiter mißbilligt Heyne, daß Sir. 9, 4 statt Singerin — Sängerin gesetzt ist; denn Sängerin sei heutigen Tages eine technische Bezeichnung und sogar ein Titel geworden, und in Rücksicht darauf sei die Änderung „ganz schlimm“. Daß Sängerin, welches übrigens längst auch an dieser Stelle in neueren Bibelausgaben stand, heutzutage nur technische Bezeichnung sei, muß ich bestreiten, es wird ebenso wie Sänger auch in allgemeinerem Sinne gebraucht.

In Psalm 3, 7 habe man Luthers: „ich furchte mich nicht für viel hundert tausenten“ verwässert in „vor viel tausenden“. Nun, Luthers Ausdruck hätte ja bleiben können; aber man sollte meinen, viel tausende wären einem gegenüber immer noch genug. Heyne ruft: „Was sind uns heute tausende, wo wir täglich tausend Dank und tausend Grüße bringen?“ Ja, hier heißt es aber: „vor viel tausenden.“ Und wenn wir uns leider häufig in Übertreibungen ergehen, so ist es sogar zu loben, daß hier zu größerer Einfachheit zurückgekehrt ist.

Wenn aber Heyne auf das Griechische der Septuaginta verweist, *ἀπὸ μυριάδων λαοῦ*, so sind doch *μυριάδες*, als Übersetzung des hebräischen רְבָבוֹת (rebhabhoth), nicht „Millionen“, auch nicht hunderttausende, sondern nur zehntausende.

„Auch daß man Sir. 11, 31 Luthers „Lockvogel auf dem Kloben“ durch einen solchen im Korbe ersetzt hat, ist traurig, wenn man auch hierfür den Text der Septuaginta anführen wollte; denn hier ist ein schönes, von Luther mit Absicht gewähltes Bild zerstört worden.“ Mag sein, ein zu Luthers Zeiten schönes Bild; wenn man sich aber dieses Bild nicht mehr recht vorstellen kann? Denn wie hat man sich hier einen „Kloben“ zu denken? Auch Heynes Erklärung (in seinem Wörterbuch): „Gerät des Vogelfängers“ hilft mir nicht weiter. Eher kann ich mir einen Korb als Fangmaschine vorstellen, wie denn das Griechische auch lautet: *πέρδιξ θηρευτὴς ἐν καρτάλλῳ*.

Ein entschiedenes Versehen aber begeht Heyne in Betreff des Wortes endelich Luk. 1, 39: „Maria — ging auf das Gebirge endelich.“ Er sagt: „Das letzte Wort mußte durch ein anderes ersetzt werden, da es schon seit dem 17. Jahrh. nicht mehr verstanden wird. Die revidierte Bibel nimmt eilends — so übel wie möglich; denn eilends ist bei uns noch ein Wort von frisch sinnlicher Bedeutung, man sieht gleichsam die Füße des Eilenden sich bewegen, und diese Bedeutung wohnt dem schon zu Luthers Zeit verblaßten endelich nicht inne; es durfte daher nur alsbald genommen werden.“ Daß endelich nicht bleiben konnte, giebt Heyne selbst zu; wenn nun ein Ausdruck, zumal ein solcher, der an mehreren Stellen in verschiedener Bedeutung vorkam, gänzlich zu beseitigen war, so ist die Kommission mit Recht, auch im Geist und Sinne Luthers, auf den Grundtext zurückgegangen. Demgemäß ist endelich in den Sprüchen Sal. 21, 5 (hebr. חָרוּץ charûz) durch emsig, 22, 29 (hebr. מָהִיר mahîr) durch behend gegeben. In der neutestamentlichen Stelle steht *μετὰ σπουδῆς*; daß dieses hier nicht mit alsbald übersetzt werden konnte, würde Heyne wohl selber gesehen haben, wenn er den Text nach seinem Zusammenhange genauer verglichen hätte: das „in diesen Tagen“ steht dem im Wege. So haben es denn alle mir bekannten neueren Ausleger mit eilends, in Eile übersetzt: Gerlach „in Eile“, Meyer „mit Eile“, und Holtzmann[1]) sagt: „Einige Tage nachher (*ἐν ταῖς ἡμέραις ταύταις* schließt wenigstens sofortigen Aufbruch aus) macht sich Maria auf — und besucht, in wörtlicher Erfüllung des *ἰδοὺ* V. 36, mit von Hoffnung beschwingten Schritten (*μετὰ*

1) Hand-Kommentar zum Neuen Testament, bearbeitet von Holtzmann u. a. Die Synoptiker, bearbeitet von Holtzmann. 1892.

σπουδῆς) ihre Freundin." Damit wird „eilends" wohl gerechtfertigt sein, wie dieses auch längst in anderen deutschen Bibeln steht.

Auffallend ist es in Heynes Kritik, daß er seine Belege zu einem unverhältnismäßig großen Teile einem apokryphischen Buche, dem Sirach, entnommen hat, während es doch auf die Apokryphen weit weniger ankommen kann, als auf die kanonischen Bücher. Ja, man dürfte den Revisoren kaum zürnen, wenn sie die Apokryphen überhaupt von ihrem Revisionswerk ausgeschlossen hätten. „Das sind Bücher, so der heiligen Schrift nicht gleich gehalten sind"[1])—nun, dann gehören sie eben auch nicht in die Bibel hinein, sie würden besser ganz ausgeschieden, wie in den von der britischen und ausländischen Gesellschaft verbreiteten deutschen Bibeln.

Somit sehen wir denn wohl, daß Heynes Ausstellungen teils nicht begründet sind, teils, soweit vielleicht begründet, nur Geringfügiges betreffen. Jedenfalls reichen sie nicht hin, um sein verwerfendes Urteil auch nur entfernt zu rechtfertigen, da müßten erst noch ganz andere Beweise geliefert werden. Es sind ja nicht alle Wünsche erfüllt; aber unleugbar ist die durchgesehene Bibel ein höchst bedeutender Fortschritt gegen die bisherigen Bibelausgaben, und die Männer, welche dieser mühsamen, dornenreichen Arbeit einen großen Teil ihrer Zeit und Kraft gewidmet haben, verdienen nicht herben Tadel, sondern Anerkennung und Dank. In demselben Sinne hat Prof. Dr. Schott schon über die Probebibel, welche doch namentlich durch Ausscheidung von Archaismen noch sehr verbessert worden, das Urteil gefällt, daß diese durch einträchtiges Zusammenwirken der evangelischen Kirchenregierungen und der Bibelanstalten nach mehr als zwanzigjähriger Arbeit vollendete schöne und schwierige Werk ein Denkmal sei deutscher Gründlichkeit und Gelehrsamkeit, freier Unbefangenheit und echter Pietät gegen den Übersetzer, dessen Namen unsere deutsche Bibel seit mehr als 300 Jahren trägt.

Zum Schluß noch eine Bemerkung! Wenn M. Heyne gegen die sprachliche Form der revidierten Bibel so starke Bedenken hatte, warum hat er dann nicht seine Stimme erhoben, während die Probebibel, von der Buchhandlung des hallischen Waisenhauses (1883) herausgegeben, ausdrücklich zu dem Zwecke vorlag, vor dem endgiltigen Abschluß des ganzen Revisionswerkes „jedem ein Urteil über die Arbeit zu ermöglichen und Bedenken geltend zu machen"?

Schreiber dieser Zeilen hat seine Bedenken gegen die sprachliche Seite der Probebibel in einem Aufsatze des „Evangelischen Monatsblattes für die deutsche Schule" ausgesprochen (Jahrg. 1885, woselbst auf

---

1) Wegen ihres anerkannt ungeschichtlichen Gepräges und wegen ihrer ganz äußerlichen Werkgerechtigkeit („Almosen erlösen von allen Sünden" u. ähnl.)

S. 263 — 69 ein alphabetisches Verzeichnis der noch zu ändernden Formen und Fügungen), er hat diesen Aufsatz vertrauensvoll an die Kommission eingesendet und hat die Genugthuung gehabt, daß mindestens 4/5 dieser Bedenken Berücksichtigung gefunden. Direktor Dr. Frick schrieb mir unter dem 18. Juni 1887: „Nachdem wir heute unsere erste Sitzung (fünftägig) beschlossen haben, teile ich Ihnen ergebenst mit, daß fast alle Ihre Wünsche S. 263 flg. Ihres Aufsatzes über die Probebibel berücksichtigt worden sind. Der Aufsatz, der mir selbst sehr wohl bekannt war, ist uns in dem freundlichst übersandten Exemplar sehr zu statten gekommen."

Wenn nun schon das Urteil eines wenig bekannten Gymnasiallehrers Beachtung gefunden hat, so wäre doch sicher die Stimme eines so hervorragenden Germanisten und Lexikographen nicht wirkungslos verhallt.

Übrigens hat die durchgesehene Bibel schon in weiten Kreisen Anerkennung und Eingang gefunden. So in Baiern, wo die Generalsynode im Herbst 1893 ihre Zustimmung dazu erklärt hat, daß diese Ausgabe der Lutherbibel „allmählich und mit thunlichster Schonung der bestehenden Verhältnisse eingeführt, und daß deren Text den Unterrichtsbüchern bei neuen Auflagen derselben zu Grunde gelegt werde." Und wie in Baiern, so ist fast überall von den Bibelgesellschaften beschlossen worden, von jetzt ab die durchgesehene Lutherbibel zu drucken und zu verbreiten. Selbst die sächsische Hauptbibelgesellschaft, die früher unentschieden war und der Revision abgeneigt schien, hat kürzlich die revidierte Bibel angenommen.

---

## Geschwundenes Sprachbewußtsein.

Von O. Weise in Eisenberg.

„Die Worte einer Sprache gehn in der Entwickelung ihrer Bedeutung nicht einen schnurgeraden Weg; wer sie über das Gerüst eines logisch entworfenen Schemas spannen wollte, der würde sie zu Tode martern, den Geist frischen, leichtfertigen, kecken Lebens, ihre eigentliche Seele, verscheuchen."[1]) In der That ist es oft wunderbar, was für Gedankensprünge das leichtbeschwingte Volk der Wörter während seines oft wechselvollen Daseins vor uns aufführt. Hat man[2]) doch sogar behauptet, es gäbe kaum zwei noch so weit voneinander abliegende Begriffe, die nicht doch möglicherweise geschichtlich betrachtet durch eine Reihe von Mittelgliedern miteinander verwandt wären und entweder

1) Vergl. Litterarisches Centralblatt 1852 S. 484.

2) Whitney, Die Sprachwissenschaft übersetzt von Jolly S. 163.

der eine aus dem andern oder beide von einem gemeinsamen Grundbegriffe herstammten! Wie himmelweit verschieden sind nicht an sich Gold und Papier; und doch treten beide in nahe Beziehung zu einander in dem Ausdruck Gulden, der zunächst eine Münze von Gold, dann aber auch durch Übertragung ein gleichwertiges Stück Papier (Papiergulden) bezeichnet; ebensowenig hat von Haus aus die Vogelfeder etwas mit dem Stahle zu schaffen; aber seitdem der Gänsekiel einen metallenen Nebenbuhler gefunden hat, kennt man auch Federn von Stahl. Wie dort kein Mensch mehr an die dem Golde eigentümliche Farbe, seine Schwere, seinen Klang und andre Merkmale denkt, so ist hier gleichfalls nur die Verwendungsart von entscheidendem Einflusse auf die Entwickelung der Bedeutung gewesen. Die alten Grammatiker nannten diese Erscheinung abusio oder catachresis, Mißbrauch, was sie sicherlich nicht gethan hätten, wenn sie sich darüber klar gewesen wären, daß sich aller Bedeutungswandel nur auf diese Weise erklären läßt: Das Sprachbewußtsein schwindet, man läßt von den ursprünglich dem Gegenstande zukommenden und anhaftenden Merkmalen eins oder mehrere fallen und hält nur ein bestimmtes fest, das die Brücke zu der neuen Verwendungsart des Wortes schlägt. L'esprit, frappé d'abord du rapport que le second objet présente avec le premier, après les avoir embrassés dans un même regard et désignés sous le même nom, s'attache peu à peu au second, identifie avec lui de plus en plus complètement le nom emprunté du premier, et finit à la longue par faire de ce nom le signe exact, le représentant fidèle du nouvel objet. C'est donc l'habitude seule qui amène cet oubli du sens primitif et cette adoptation complète de l'ancien nom à la chose nouvelle. La catachrèse est fille de l'usage et du temps.[1]) Für die Weiterentwicklung der Wortbedeutung ist also das Verblassen der Grundanschauung entschieden erforderlich. Nur dadurch, daß sie allmählich zu bloßen Zeichen für Begriffe herabsinken und sich ihr ursprüngliches Gepräge stark verwischt, ist es ermöglicht, daß sich neue Vorstellungen daran anknüpfen, die nun allerdings oft in direktem Gegensatze zu der Grundbedeutung stehn. Quintilian VIII, 6, 34 führt als Beispiel dafür die Stelle aus Vergils Äneide II, 15 an: equum divina Palladis arte aedificant und knüpft daran die Bemerkung: abusio κατάχρησις necessaria, quae non habentibus suum nomen accommodat; mille sunt haec. Aber er unterscheidet diese Art des Bedeutungswandels sorgfältig von der translatio. Sicher ist, daß zu der Zeit, wo man den Ausdruck

1) Vergl. A. Darmsteter, La vie des mots étudiée dans leurs significations. Paris 1887 S. 68 flg.

aedificare (= aedes facere) auf den Bau von Schiffen u. s. f. anwandte, das darin steckende aedes vollständig in den Hintergrund des Bewußtseins gedrängt worden war, sodaß dem Redenden der Gedanke daran überhaupt nicht kommen konnte.

An Beispielen für diesen Vorgang sind alle Sprachen außerordentlich reich. Wenn die Inder das Wort goshṭa, Kuhstall in allen erdenklichen Zusammensetzungen für Stall überhaupt gebrauchten und z. B. sinhagoshṭa, Löwenstall oder açvagoshṭa Pferdestall sagten, so war ihnen zu der Zeit, als sie diese Neubildungen schufen, die Grundbedeutung von goshṭa nicht mehr gegenwärtig oder der Gedanke an das bestimmende Glied Kuh so sehr aus der Vorstellung gerückt, daß es als vollständig verblaßt gelten konnte. Ähnlich ist es im Griechischen. Wie wäre es möglich gewesen von einem *τρίπους τετράπους* zu reden, wenn damals, als das Eigenschaftswort *τετράπους* hinzugefügt wurde, noch die Dreifüßigkeit des Geräts als der wesentlichste Zug dem Bewußtsein vorgeschwebt hätte? Dasselbe gilt von den Wortverbindungen *ὁ ἐπὶ τοῦ ἐλέφαντος ἱππεύς* (vergl. *ἵππος*, Roß), *κυνέη κτιδέη* (Hunds-) Haube aus Wieselfell, *πολύχορδος αὐλός*, Flöte mit vielen „Saiten". Auch das Lateinische ist reich an solchen Erscheinungen. Außer dem oben genannten equum aedificare führe ich noch an solarium ex aqua (Wasseruhr = Sonnenuhr von Wasser), lorica ex cratibus (eigentlich Lederpanzer aus Flechtwerk), atramentum rubrum (vergl. ater), exercitus tiro (vergl. exercere), auspicia ex quadrupedibus (vergl. auspicium = avi-spicium, Vogelschau), iaculari pilis, lapidare glebis; im Französischen findet sich être à cheval sur un âne, le cheval est ferré d'argent, un pavé en bois u. a.[1]) Alle diese Beispiele bestätigen die Wahrheit der Worte des Gellius (N. A. 16, 5: pleraque sunt vocabula, quibus vulgo utimur neque tamen liquide scimus, quid ea proprie ac vere significent, sed incompertam traditionem rei non exploratae secuti videmur magis dicere quod volumus quam dicimus. Die Worte gleiten uns über die Zunge wie Münzen durch die Hand; wir sehen uns selten ihr Gepräge genauer an.

Und nun zum Deutschen! Hier gilt es, eine größere Reihe von Fällen zu betrachten. Eigentlich ist es ein Unsinn, von einem alten Junggesellen oder einer alten Jungfer zu reden; denn da augenscheinlich alt dem in den genannten beiden Wörtern liegenden ersten Begriffe widerspricht, so liegt eine contradictio in adiecto vor, aber nur scheinbar.

1) In gleicher Weise d. h. durch Verwischen der zu Grunde liegenden Vorstellung erklärt sich die Wiederholung eines Begriffes in den Ausdrücken *βοῶν ἐπιβουκόλος*, Rinderhirt der Rinder, *βοῶν ὤμο βόεια, ὁδὸν ὁδοποιεῖν*, postridie eius diei, tripertito exercitu diviso.

Denn die Grundbedeutung von jung tritt hier so zurück, daß man in den Begriffen Junggeselle und Jungfrau nur noch die Unvermähltheit als wesentliches Merkmal findet. Ebenso thöricht muß es auf den ersten Blick erscheinen, wenn wir von einem silbernen Hufeisen oder von einer Stadt Düsseldorf sprechen. Denn so wenig ein Eisen von Silber sein kann, so wenig kann auch eine Gemeinde zugleich Stadt und Dorf sein. Denselben scheinbaren Verstößen gegen die Logik begegnen wir bei Wachszündholz, Papierwäsche und Eisenbahnknotenpunkt. Kann es wohl Hölzer von Wachs geben oder wird das Papier gewaschen und der in Frage stehende Punkt wie ein Garnknoten geknüpft? Ist es ferner nicht merkwürdig genug, daß man ein Mahl auch dann noch Abendmahl nennt, wenn es am Tage (in der Kirche) stattfindet, und daß man eine Münze, der kein Kreuz aufgeprägt ist, noch als Kreuzer bezeichnet oder einen Gegenstand noch mit dem Namen Wärmflasche belegt, der einer Flasche nicht im mindesten mehr ähnlich sieht? So nennen wir auch ein Lehrbuch jetzt einen Leitfaden, ohne uns daran zu erinnern, daß dieser Brauch auf den Faden zurückzuführen ist, mit dessen Hilfe sich Theseus aus dem Labyrinthe wieder herausfand. Wir sprechen ferner von einem Messinghorn (vergl. Kuhhorn), einem Blechasch (ursprünglich aus Eschenholz hergestellt und daher Asch genannt), einem Rosenkranz (der keine Rosen enthält), einem Reibeisen (obwohl es jetzt meist aus Blech hergestellt wird). Zupfen ist aufgekommen zu der Zeit, als man noch jedermann am Zopfe fassen konnte, also im Zeitalter König Friedrich Wilhelms I. von Preußen, und taufen damals, als man den Täufling noch in die „Tiefe“ tauchte. Daß die Fenstertafeln ehemals rund waren, lehrt uns der Ausdruck Fensterscheibe. Von Bleistiften konnte eigentlich bloß im 14. bis 17. Jahrhundert die Rede sein, wo die Maler solche aus wirklichem Blei bestehende, meist aus Italien bezogene Stifte gebrauchten; seitdem man aber den 1664 in Cumberland entdeckten Graphit zu diesem Zweck verwendet, ist der Ausdruck im Grunde genommen unberechtigt. Und wie wir uns kaum noch des Widersinnigen bewußt werden, das in der Wortverbindung vierblättriges Kleeblatt liegt, so finden wir auch nichts mehr darin, wenn eine Frau sagt: „Ich kann meinen Mann stellen“ oder ein Mädchen: „Ich bin in der Schule drei Mann hinaufgekommen“[1]), „ich will schon seiner (über ihn) Herr (statt Herrin) werden“ oder gar: „Ich bin ein Esel.“ Haben wir doch auch noch niemals gehört, daß die Eselin als Sinnbild der Dummheit gedient hätte! Wenn solche Redeweisen durch den Sprachgebrauch geheiligt

1) Vergl. Lessing, Nathan V, 5 von einem Mädchen: „Ob diese mädchenhafte Seele wohl Manns genug ist, den Entschluß zu fassen.“

werden, wer wollte es da dem Geistlichen verargen, daß er am Grabe eines eben beerdigten Mannes ausruft: „Friede seiner Asche!“ oder den Bewohnern der Stadt Leipzig, daß sie den Namen des alten Konzerthauses einfach auf das neue übertragen haben und von einem neuen Gewandhause sprechen, obwohl in diesem niemals eine Gewandniederlage gewesen ist?

Selbstverständlich leisten Fremdwörter dieser Art scheinbar logischer Mißgriffe ganz besonders Vorschub, weil ihre Grundbedeutung für die der fremden Sprache unkundige große Masse noch viel weniger durchsichtig ist.[1]) Der ursprüngliche Sinn von Equipage — Schiffsausrüstung (von niederdeutsch skip, Schiff mit französischer Endung: eskipage — équipage, vergl. estoile — étoile von stella, espée — épée von spatha) oder von Bouquet — Gehölz kommt den wenigsten beim Aussprechen des Wortes noch in den Sinn. Bei Bankrott (— banco rotto, zerbrochene Bank, vergl. lat. ruptus) denkt man kaum noch an den früheren Brauch, den betreffenden Geldwechselern thatsächlich die Bank zu zerbrechen, ebensowenig bei Himbeerlimonade an die ursprünglich zur Zubereitung verwendeten Limonen oder bei Kumpan (Brotgenosse) an panis — pain, Brot. Büchse ist eigentlich ein Gefäß aus Buchsbaumholz für Arzneien (ahd. buhsa — πυξίς) — Salbenbüchse, dann jedes ähnlich geformte Gefäß auch aus anderem Stoff, endlich eine Büchse zum Schießen (Handbüchse, Steinbüchse schon mhd.). Dragoner waren im 16. Jahrhundert Schützen zu Pferde, die einen „Drachen“ in ihrer Standarte führten, Grenadiere von Haus aus Soldaten, die Granaten warfen, und Hartschiere Bogenschützen (italienisch arciere von arcus, Bogen). Wörter wie Tragödie (Bocksopfergesang) und Hostie (Opfertier) brauchen wir unbefangen für Trauerspiel und geweihte Oblate. Ähnliches gilt von Kandidat; denn wenn wir auch dahinterkommen, daß eigentlich nur jemand so heißen kann, der in weißen Kleidern (candidatus von candidus) umhergeht, so fühlen wir uns dadurch nicht im mindesten in unserem Sprachgefühle verletzt. Und wer denkt bei stopfen noch an das Werg (stuppa) oder bei kaufen noch an den Weinschenken (caupo), von denen sich diese Begriffe herleiten? Kredenzen gemahnt uns an die traurigen Zeiten, wo der Mundschenk, der Überbringer der Getränke an fürstlichen Höfen, vorkosten mußte, um Vertrauen (ital. credenza) wegen etwaiger Vergiftungsgefahr zu geben, Ballade (von ballare, tanzen) daran, daß solche Lieder ursprünglich zur Begleitung der Tänze gesungen wurden, Elogen (Lobeserhebungen — elogia, Grabschriften) an die löbliche Sitte,

---

1) Bei vielen von ihnen hat sich der Sinn schon in der Grundsprache in der angegebenen Weise verschoben.

von den Toten nur Gutes zu sagen (de mortuis nil nisi bene). Der Gedanke an plumbum, Blei ist bei dem Ausdruck Goldplombe gänzlich geschwunden, ebenso der an die Papierdüte (charta) bei Kartusche. Soldaten sind nicht bloß Söldner, sondern auch ausgehobene Truppen, Kellner nicht mehr Kellermeister, sondern Aufwärter in Gasthöfen. Kelter ist zunächst eine Vorrichtung zum Stampfen des Weins mit den Füßen (calcatura von calcare, vergl. calx, Ferse), dann aber auch eine Weinpresse. Der Name Indianer (= Rothäute) beruht gleich dem Ausdruck Ostindien auf der irrtümlichen Auffassung, daß Kolumbus in Amerika das lange gesuchte indische Land gefunden habe. Magnet kann eigentlich nur ein aus Magnesia, Kupfer nur ein aus Cypern (aes Cyprium = cuprum) stammendes Metall genannt werden. Das Kalkulieren wurde bei den alten Römern mit calculi, Steinchen, vollzogen, die Brille bestand ursprünglich aus zwei Beryllen (berylli), die man, um besser sehen zu können, vor die Augen hielt. Kapelle bezeichnet zunächst einen kleinen Mantel (capella von capa, Kappe), dann den Raum, in dem der Mantel des heiligen Martinus mit andern Reliquien aufbewahrt wurde, schließlich jedes kleine Bethaus, aber auch den Sängerchor in der Kirche und überhaupt jede Vereinigung von Musikern. Protokoll ist nach mittelalterlicher Anschauung der formelhafte Eingang der Urkunden im Gegensatz zum Eschatokoll, dem Schlusse, und der Formel, d. h. dem Texte des Schriftstücks. Bei Kalender denkt man schwerlich noch an die Grundbedeutung „Liste der Kalenden", ebensowenig bei Salair an Salzgeld. Flor ist von Haus aus ein Stück dünnes, blumig (ital. fiore, Blume = latein. flos, floris) gewebtes Zeug und Firma die feste (latein. firma), bindende Unterschrift, dann das Handlungshaus, das damit zeichnet, endlich das Schild an einem solchen. Und halten wir es nicht mit dem gesunden Menschenverstande vereinbar, von einer fünfzehntägigen Quarantäne zu reden, als ob quarante nicht vierzig bedeutete? Oder lassen wir uns etwa im Genusse des Punsches durch die Beobachtung stören, daß der Trank jetzt nicht mehr aus fünf Bestandteilen hergestellt wird, wie der Name besagt[1]), sondern schon zu Schillers Zeit aus „vier Elementen, innig gesellt" d. h. ohne Zimt bereitet wurde? Endlich will ich noch an die Grundbedeutung von Rubrik (von lat. rubrica, Rötel), Vignette (Weinranke), Bulle (lat. bulla; Knopf, dann Kapsel), Kanapee (lat. conopeum, Mückennetz), Papier (lat. papyrus, Papyrusstaude), Bombast (lat. bombyx, Baumwolle) erinnern.

Aus alledem ergiebt sich, daß die Wortbedeutung — und darin liegt ihr außerordentlicher Wert — für uns häufig zugleich eine Quelle

1) Wenn Punsch wirklich, was zweifelhaft ist, vom indischen pantschan, fünf herkommt.

kulturgeschichtlicher Belehrung ist. Denn sie zeigt uns in vielen Fällen, wie unsere Altvordern dachten, fühlten und handelten, überhaupt, welches Maß der Gesittung sie hatten. So finden wir, um nur dies eine noch zu erwähnen, daß bei ihnen nicht selten falsche naturwissenschaftliche oder physiologische Vorstellungen herrschten, die längst über Bord geworfen worden sind, die sich aber gleichwohl im sprachlichen Ausdruck vielfach bis zum heutigen Tage erhalten haben. Wohl ist die Anschauung längst überwunden, daß die Erde eine Scheibe sei, aber sie lebt noch fort in unserer Sprache: denn wir reden noch gegenwärtig vom Erdkreis, entsprechend der schon bei Griechen und Römern vertretenen Auffassung eines orbis terrarum d. h. einer auf dem Meere schwimmenden Scheibe; und wer zweifelt jetzt noch daran, daß sich die Erde um die Sonne dreht? Trotzdem „geht" für uns noch immer wie vor Jahrtausenden die Sonne täglich „auf und unter". Wir wissen ferner ganz genau, daß die Elektricität durch Ätherschwingungen erklärt werden muß, aber doch halten wir noch an dem alten Sprachgebrauche fest, und lassen sie als galvanischen „Strom" durch die Drähte fließen. Auch ist das Gesetz der Schwerkraft schon längst entdeckt; gleichwohl lassen wir noch Körper auf die Erde niederfallen.

Durch Einwirkung des Mondes auf den menschlichen Körper erklärte man früher die Mondsucht, wie denn auch das launische Wesen auf einen Vergleich mit der Veränderlichkeit dieses Himmelskörpers (Laune = luna, Mond) zurückzuführen ist. Und wenn wir heutigen Tages noch von Heißblütigkeit oder Kaltblütigkeit reden, so macht uns dieser Verstoß gegen die Lehren der Wissenschaft kein Kopfzerbrechen; doch sehen wir aus den Bezeichnungen, daß unsere Vorfahren die menschliche Gemütsstimmung (Temperament) mit der Körperwärme (Temperatur) in Verbindung gebracht haben. Ferner lehrt uns das Wort Humor (von lat. humor, Feuchtigkeit), daß die alten Ärzte das Wohlbefinden des Menschen von der richtigen Verteilung der Feuchtigkeit abhängig machten. Und welche merkwürdige Anschauung von der Thätigkeit der Leber ist in den Worten: „Frisch von der Leber weg" ausgedrückt?

Wohl läßt sich die Zahl solcher Ausdrücke, bei denen man sich die ursprüngliche Bedeutung ganz aus dem Gedächtnis schlagen muß, um einen befriedigenden Sinn zu erhalten, noch stark vermehren, aber schon die vorgeführten Beispiele zeigen zur Genüge, welche eigenartigen Wege die Sprache oft wandelt und wie sich in ihr dem gesunden Menschenverstande zum Trotz allerhand Sinnesveränderungen und Bedeutungsverschiebungen vollziehen, die sich nur aus geschwundenem Sprachbewußtsein erklären lassen.[1])

1) Im übrigen verweise ich auf meine Schrift: Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen, 2. Aufl. Leipzig, Teubner 1895, S. 226—246.

## Sprechzimmer.

### Kleine Nachträge.

### I.

Von Ludwig Fränkel in München.

#### 1. Neuestes über Walthers von der Vogelweide Heimat.

Im Anschluß an meine (Ztschr. f. d. d. U. VI 440 und VIII 480) und Hausenblas' (ebenda VIII 191 flg.) Mitteilungen über die Ergebnisse neuerer Forschungen über Walthers Heimat mögen aus zwei kürzlich erschienenen, für weitere Kreise bestimmten Charakterbildern, die Kollegen über unsern herrlichen mittelhochdeutschen Sangesmeister entworfen haben, die bezüglichen Stellen mitgeteilt sein:

1. Walther von der Vogelweide. Von Theodor Uhle, Oberlehrer in Görlitz. Hamburg. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). 1894. (Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Wilh. Wattenbach. N. F., Neunte Serie. Heft 196.) 48 Seiten.

S. 7: „Da nun Leutolts Heimat, Seven, am Eisack bei Brixen nachgewiesen ist, so ist gewiß der Schluß berechtigt, daß Walther, dessen Geschlechtsnamen im 13. Jahrhundert ein Hof nicht weit von Seven führte, auf diesem Hofe wahrscheinlich geboren ist."

Dazu als Anmerkung auf S. 45: „Es darf nicht verschwiegen werden, daß neuerdings durch eine Untersuchung von Dr. Herm. Hallwich [d. i. die durch Hausenblas den Lesern der Ztschr. f. d. d. U. vermittelte, die neuestens Schönbach als Specialist eingehend und entschieden ablehnte: Anzg. f. dtsch. Altert. 21, 228—233] die Nachricht eines Meistersanges, nach der Walther ein Landherr aus Böhmen gewesen sei, ein großes Gewicht erhalten hat. Nach der erwähnten Untersuchung, die indes noch der Prüfung bedarf, wäre Walther bei Dux in Böhmen geboren. (Diese Meinung scheint ganz haltlos zu sein. Red. [d. i. Prof. W. Wattenbach].)"

2. Walther von der Vogelweide. Deutschlands größter Lyriker im Mittelalter. Von Dr. Ludwig Wattendorf[1]). Frankfurt a. M. Druck und Verlag von A. Foesser Nachfolger. 1894. Frankfurter zeitgemäße Broschüren. Neue Folge, herausgegeben von Dr. Joh. Mich. Raich. Band XV. Heft 6. 32 Seiten.

S. 24: „Besonders der innere Vogelweidehof — im Layener Ried unweit Weidbruck im Eisackthale — ist als Herrensitz nachgewiesen, und es liegt eine gewisse Wahrscheinlichkeit vor, daß dort die Wiege Walthers

1) Oberlehrer am Realgymnasium zu Koblenz; also nicht Wattenbach (s. o.), wie die Bibliographie der „Deutsch. Zeitschr. f. Geschichtswissenschaft", Bd. XII S. *151b angiebt.

stand, zumal gewichtige Gründe für Tirol sprechen... Eine solche Auswechslung oder Übertragung von Liedern fand namentlich statt zwischen Walther von der Vogelweide, Reinmar dem Alten und Leutholb von Seven (o. Säben). Es ist leicht erklärlich, wie ein solcher Austausch möglich wurde zwischen Walther und den beiden erstgenannten Dichtern, denn sie standen zu ihm in dem Verhältnisse eines Lehrers oder Schülers. Schwieriger dagegen ist es bei dem dritten, wenn man eben nicht annimmt, daß er mit ihm (S. 3) von der gleichen Scholle stammte. Nimmt man das aber an, dann gehört Walther Tirol an und zwar dem Eisackthale, in dessen romantischstem Teile die Burg Säben noch heutzutage auf einem stolzen Bergkegel liegt, ganz nahe bei den Vogelweidehöfen. Es kommt noch ein weiterer Grund hinzu. Das herrliche Gedicht: Owê war sint verswunden alliu mîniu jâr, gehört, wie ja schon aus diesem Anfangsverse zu schließen ist, in die letzten Jahre seines Lebens... Da es keinen Zug enthält, der ganz unverkennbar auf ein bestimmtes Gebiet hinwiese, so hat es manche Schwierigkeiten für seine Deutung geboten. Diese alle aber fallen fort, wenn es auf Tirol geht, das er dann, den Kreuzzug Friedrichs II.[1]) mit seinen Liedern begleitend, 1227 nochmals wiedersah.

Nachdem so die Hauptgründe, welche für Tirol sprechen, angeführt sind, soll auch nicht verschwiegen werden, daß mit ihnen durchaus nicht in unzweifelhafter Weise die Herkunft Walthers erwiesen ist. Muß es doch seltsam erscheinen, daß ein Land mit so charakteristischen Zügen und von so hervorragender landschaftlicher Schönheit nirgendwo in seinen Liedern gefeiert worden ist, und noch seltsamer, daß er, trotz all' seiner Kreuz- und Querzüge, auf denen er alle Länder sah „von der Elbe unz an den Rîn und her wider unz an der Unger lant“, nie, außer vielleicht am Ende seines Lebens, die herrliche Südmark des Reiches, in der seine Wiege stand, wieder aufgesucht hat... Man kann es daher begreifen, daß manche Forscher, die den Wunsch der Tiroler, einen solchen Volksgenossen zu haben, wohl verstanden, trotzdem ihre Ansprüche zurückweisen zu müssen glaubten. Sie haben ihn dann, der Mehrzahl nach, dem eigentlichen Österreich zugewiesen, für das auch manche Gründe sprechen (S. 4)... Wie es nun auch um den Ursprung Walthers stehen mag, nehmen wir einmal an, er sei in Tirol geboren und zwar, wie das auf das sicherste bezeugt ist, aus ritterlichem Stamm.“

Gern benutze ich die Gelegenheit, um die Schule auf die beiden kleinen, jedes in seiner Art, empfehlenswerten Schriftchen aufmerksam zu

---

1) Vgl. jetzt R. Fischer, Das Verhältnis Walthers von der Vogelweide zu Friedrich II. Programm Hamm 1894.

machen. Das erstere stellt den litterargeschichtlichen Gesichtspunkt in den Vordergrund und verwertet fesselnd und mit viel Geschick alle Funde und Konjekturen der neuesten Untersuchungen; das zweitgenannte faßt ein breiteres Leserpublikum ins Auge und verzichtet darum mit Recht auf alle nur philologisch belegbaren Einzelheiten, malt aber dafür die bunten Zeitverhältnisse und den kulturhistorischen Boden, die zu Walthers Gestalt gehören, liebevoll und ohne jedes einseitige Urteil. Wo hier so zahllos Dilettantenhände pfuschen, begrüßen wir die allgemein verständliche Arbeit, die der Fachmann für den Laien leistet, mit noch größerem Behagen. In diesem Sinne sei auch auf E. Hoffmann-Krayers zur ersten Einführung in den herrlichen altdeutschen Sänger gut geeigneten Vortrag „Walther von der Vogelweide" (Basel 1895, 46 Seiten) hingewiesen. Außerdem darauf, daß im 26. (S. 5—25, 244—297) und 27. (S. 44—65) Bande der „Blätter des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich" (1892—94) Jos. Lampel die Frage von „Walthers Heimat" ausführlich mit vielem frischen Material erwogen hat.

### 2. Weiteres zu „Aus Sachsen, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen".

Rob. Sprenger war in dieser Zeitschrift VII 426 auf diese eigentümliche Redeweise zu sprechen gekommen, und ich hatte dann ebd. VIII 543 flg. etliche Aufklärungen daran angeknüpft. Heute bin ich nun im stande, in verschiedener Hinsicht unser bisheriges Material zu ergänzen, so daß die vollberechtigte Frage in der Hauptsache erledigt wird: freilich verbleibt die Möglichkeit mehrfacher Deutung.

Kürzlich stieß ich in dem äußerst inhaltsreichen[1]), wenn auch wenig systematischen und manchmal etwas unkritischen Buche Oskar Schwebels über „Tod und ewiges Leben im deutschen Volksglauben" (1887, S. 22 flg.) auf eine Reihe von bezüglichen Ausführungen, die hier in größter Knappheit herausgehoben seien:

„Jenes ursprüngliche, innige Zusammenleben mit der Natur und die sinnige Beobachtung derselben wurden für den Volksglauben unserer Vorfahren höchst bedeutsam; die Ahnen identifizierten in ihm ihr eignes Dasein mit dem des Baumes; sie sahen deshalb in dem Baume einen Schutzgeist ihres eignen Lebens ... Alte Sagen von der Entstehung der ersten Menschen, welche wir besonders reich ausgebildet im ger-

1) Vgl. meine bezügliche Notiz in Krauß' ‚Monatschrift für Volkskunde' „Am Ur-Quell" IV 198. Ebd. IV 224—226, V (81,) 162, 254 flg., 287, VI 41, 159 stehen viele Belege für die Volksanschauung, die Kinder kämen aus Bäumen oder Felsen (so auch B. J. Haarhoff, Die Bantu-Stämme Süd-Afrikas, Leipziger Dissertation 1890, S. 44, 47, 48, 50).

manischen Norden antreffen, müssen ihresgleichen einstmals auch gehabt haben in dem deutschen Süden, d. h. im heutigen Deutschland. Wir meinen jene Mythen, welche behaupten, daß die ersten Menschen aus Bäumen entstanden seien. In der reckenhaften Sage des germanischen Nordens finden bekanntlich Börrs Söhne Odhinn, Vili und Ve ... am Meeresstrande zwei Bäume, aus welchen sie zwei Menschen erschaffen .... Den Kernpunkt der Erzählung halten wir fest, und der besteht in der uralten Tradition: die Menschen sind aus Bäumen entstanden....

Uns ist es für unsern Zweck genügend, hier nur nachzuweisen, daß man einstmals in Deutschland geglaubt hat, das leibliche Substrat der Seele, der Körper des Menschen, sei aus einem Baume entstanden, und daß infolge dieses Glaubens einst eine innige Verbindung bestand zwischen dem Leben des Menschen und dem Baume... Allgemein bekannt ist die uralte Volksüberlieferung, daß die Sachsen auf den Bäumen gewachsen seien. Noch in dem Handwerkerliede des 19. Jahrhunderts erzählt der frische, flotte und übermütige Gesell, er sei auch einst gewesen

„in Sachsen
Wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen!" —
„Hätt' er sich recht bedacht,
So hätt' er eine mitgebracht
Für den Altgesellen auf der Post!" —...

Noch lehrreicher aber sind uns die folgenden Thatsachen. Wie Tacitus in der „Germania" berichtet, hielten die Deutschen den heiligen Hain der Semnonen für die Geburtsstätte der gesamten Nation; — dort stand der „Stammbaum" aller Germanen... Aber auch für die einzelnen Landschaften des Vaterlandes und ihre Einwohnerschaften finden sich Lebensbäume, — freilich in einem etwas anderen, humoristischen Sinne — in unsern Sagen vor. ‚Wo ist der kleine Bruder, das kleine Schwesterchen denn eigentlich hergekommen?' So fragt das ältere Kind naiv den Vater, wenn ein Familienzuwachs angelangt ist. Man antwortet auf diese kindliche Frage nun freilich in Deutschland sehr verschieden... Wir haben indessen hier die Thatsache besonders zu betonen, daß nicht selten ein Baum, ein Lebensbaum die Stelle des seelenerzeugenden Wassers vertritt. So werden z. B. bei Nierstein in Hessen-Darmstadt die Kinder aus einer großen Linde ‚geholt', unter welcher man tief unten in der Erde einen Brunnen rauschen hört. Bei Brunneck in der Grafschaft Tirol ‚kommen' die Kinder aus einem hohlen Eschenbaume hervor. Welch' deutliche Erinnerungen an Askr und Embla oder Elmja, die Stammeltern der Menschheit!"

Ich verzichte auf weitere auszugsweise Wiedergabe der von Schwebel noch dargebotenen Belege für die Symbolik des Lebensbaumes, wor-

unter besonders S. 31 flg. die über blutende Bäume vermerkt seien, da ja hier in den früheren Auslassungen auch dieser gedacht wurde, und füge nur noch an, daß Schwebels in manchen Einzelheiten nicht einwandfreie Angaben in der Hauptsache auf Wilhelm Mannhardts ausführlichem, ungemein stoffreichen Werke „Der Baumkultus der Germanen" beruht, das eben wegen seiner Breite an diesem Orte nicht unmittelbar verwendet werden konnte. Vgl. jetzt auch Freybe in ds. Ztschr. IX 641—645; Feilberg u. a. in der Monatschrift „Am Ur-Quell" V 88 flg., 119 flg., VI 73.

Auf ganz anderem Felde bewegt sich die gelegentliche Feststellung des genialen Tübinger Anatomen Wilhelm Henke in seiner Festrede „Der Typus des germanischen Menschen und seine Verbreitung im deutschen Volke", Beilage zur (Münchner) Allgemeinen Zeitung vom 29., 30. Mai und 1. Juni 1894; als selbständige Schrift Tübingen 1895 (50 S.). Auf S. 1 der Zeitungsnummer vom 30. Mai und dementsprechend auf S. 22 des Büchleins äußert Henke über die Figuren in Ludwig Richters Genrebildern: „Was aber den Typus betrifft, so sind seine guten Deutschen alle gute königliche Sachsen und zwar wendische, kleine, untersetzte, rundliche Leutchen, jung und alt, und besonders die Mädchen gehören zu den schönen Mädchen aus Sachsen, bei deren lieblicher Gestalt wie bei den Polinnen und Tschechinnen die Schönheit in hübschen, runden Backen besteht, und was sonst noch rund ist, und ihre Backen und Lippen sind rot und Haare und Augen mehr dunkel als hell, und alles das ist eben nicht germanisch."

Muß ich nun also daraufhin meine Annahme, eine wörtliche Auffassung im rein anthropologischen Sinne liege seitab (a. a. O. S. 544), einschränken, so bestätigt mir anderenteils ein Zufallsfund die ebenda gebrachte Vermutung, es sei irgendwelche phantastisch-etymologische Anlehnung an das saxum, aus dem Ursagen Menschen erstehen lassen, mit im Spiele. In einer Sammlung von Flugblättern u. s. w., die die Leipziger Stadtbibliothek aus dem dreißigjährigen Kriege besitzt, steht, sechs Blätter umfassend, eine längere, teilweise halbdramatische Dichtung ‚Victoria Bleussenburgica' (1631), in der der Magdeburger Student der Theologie Theophil Lampert den Sieg bei Breitenfeld feiert. Daselbst heißt es Blatt 5b unter ‚etzliche Teutsche Anagrammata' als Erläuterung von ‚Saxen':

‚Waß Saxen seyn vnd han gethan,
Historien Büchr zeigen ahn,
Saxum auff Teutsch ein SteinFelß heist,
Wie sich auch in der That beweist,
Denn gleich sich in Meeres Gründn,
Offt Felsen vnd SteinKlippen findn.
[Bl. 6a] An welche, so ein Schiff stöst ahn
Muß es im Hui zu Grunde gahn....'

Wie weit der alte Volksspruch, der uns auf all dies geleitet, gedrungen ist, konnten wir unlängst merken, als ihn der Pariser J. Grand-Carteret am 25. September 1895 auf dem Dresdner internationalen Kongreß zum Schutze des geistigen Eigentums in seine französische Rede über ‚La femme en Allemagne‘ — so lautet auch der Titel eines stoff- und geistreichen Werkes seiner Feder (1887) — einflocht.

### 3. Nochmals zu „Gigerl".

Im Anschlusse an die Erörterungen über dies neumodische und doch altererbte Wort, Ztschr. VII 692 und VIII 539 und 541, bemerke ich, daß die Form „Gi(g)gerl" und zwar mit neutralem Artikel beim ober- und niederbayerischen Landvolke nach der österreichischen Grenze zu für „junger Hahn" allgemein in Gebrauch ist. Nunmehr giebt's sogar auch ein Femininum: der „Jüngstdeutsche" O. J. Bierbaum bringt in der Monatsschrift „Die Gesellschaft" X (1894) S. 1030 ein Gedicht „Gigerlette": „Fräulein Gigerlette lud mich ein ..." (jetzt abgedruckt in Bierbaums Gedichtsammlung „Nemt, Frouwe disen Kranz", Berlin 1894, S. 27). Zu unserer Ableitung des Begriffs „Gigerl" vergleiche man übrigens den Argot-Ausdruck lion für „Modeherrchen, Stutzer", der um 1840 aufkam (C. Villatte, Parisismen, 4. Aufl. 1895, S. 171a) und gewiß ebenfalls auf die Gangart zielt.

### 4. Zu „Napoleon, du Schustergeselle"

und den in der Ztschr. f. d. dtschn. Unterr. 1890—92 nach und nach angesammelten Parallelen ist jetzt auf die saubere vergleichende Übersicht der grundverschiedenen Modelungen dieses in zahlreichen deutschen Landschaften angeeigneten Liedschemas zu verweisen, die Adolf Hauffen, leider ohne Kenntnis von jener ergebnisreichen Umfrage, in seiner gründlichen Studie über „Das deutsche Volkslied in Österreich-Ungarn" Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde IV, 26 flg. Anm. 2 darbietet. Sie beleuchtet die Variierung durch Nebeneinanderdruck der 3 Hauptfassungen aus Steiermark, Elsaß, Thüringen, auf welch letztere die Sammlung in ds. Ztschr. sich bezog. Auch das wesentliche Quellenmaterial ist von Hauffen angeführt; Oskar Schades Mitteilungen im „Weimarischen Jahrbuch" sind das Wichtigste davon. Vgl. nun auch Erk-Böhme, Deutscher Liederhort (1893 flg.) II S. 164—166.

### 5. Über Eberhard Tappe,

diesen bisher fast unbekannten „deutschen Schulmeister und Germanisten" in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts, hatte ich 1894 in unserer, als Ergänzungsband zur Ztschr. f. d. dtschn. Unterr. erschienenen „Festschrift

zum 70. Geburtstage Rudolf Hildebrands", S. 298—309, eine Lebens- und Charakterskizze zu entwerfen versucht. Ich erlaube mir, jetzt die Fachgenossen auf meinen mit neuem reicheren Material ausgeführten biographisch-bibliographischen Artikel hinzuweisen, der inzwischen (1894) in der „Allgemeinen deutschen Biographie" (XXXVII 390—394) erschienen ist, alle Erwähnungen nennt und seine Bedeutung als deutscher Schriftsteller erst richtig deutlich macht (vgl. Festschrift S. 298 Anm.). Berichtigend trage ich nach, daß ich jetzt geneigt bin, Tappe, der Lunensis genannt wird, als aus dem Städtchen Lünen im westfälischen Regierungsbezirk Arnsberg stammend zu betrachten, womit die häufige Anspielung Westphali (s. Festschrift S. 301 A. 3) besser erklärt wäre; gebracht hat mich darauf Karl Pusch's tüchtige Abhandlung „Über Sebastian Francks Sprichwörtersammlung vom Jahre 1541" im 1894er Osterprogramm des Gymnasium Georgianum zu Hildburghausen, S. 4, wo über Tappe manches Neue steht. Über Tappes Drucker, den Straßburger Wendel R(e)i(c)hel, und seinen Verlag vgl. „Beschreibender Catalog des Bibliographischen Museums von Heinrich Klemm" (Dresd. 1884), S. 152 bis 154, über Tappes Verhältnis zum niederländischen Sprichwort Harrebomée in seinem „Spreekwoordenboek" I p. XLI flg., wo auch F. Latendorf zu Wort kommt, derselbe, dessen genaue Kenntnis des germanischen Sprichworts sonst ebenfalls Tappe zu gute gekommen ist; man vergleiche z. B. seine trefflich erläuterte, auch pädagogisch sehr wertvolle Neuausgabe von „Seb. Franck's erster namenloser Sprichwörtersammlung vom J. 1532" (1876), S. 294 flg., 299, 313, 339.

## II.

Die Stelle des Freiligrathschen Gedichtes „Der Löwenritt":

> Abends, ...
> Wenn des jähen Tafelberges bunte, wechselnde Signale
> Nicht mehr glänzen ...

hat, soviel ich weiß, drei Erklärungen gefunden. Nach der einen sollen die „bunten, wechselnden Signale" die verschiedenen Gewächsarten bedeuten, die in bunten Lichtern leuchten. Allein das Heidekraut und das sonstige Grün samt den von den Holländern angepflanzten Silberpappeln und Pinien sind weder bunt noch glänzend und wollen gegenüber der Vegetationsarmut, die vorherrschend ist, wenig bedeuten, ebensowenig wie die roten, weil eisenhaltigen Stellen. Nach einer andern Erklärung wären die Signale die Farben und Reflexe der Wolken und Nebel um den Berg. Dann müßte aber „der Wolken" erwartet werden. Auch bleibt der Ausdruck „Signale" dunkel. Gerade er führt auf eine andere Erklärung.

Man hat nach dieser an Stangen und Fahnen zu denken, welche während des Tages den Anwohnern kundgeben, was für ein Schiff sich nähert, eine optische Telegraphie, wie sie vor der elektrischen üblich war. Nur zweierlei will nicht passen: Die Wörter „Tafelberges" und „glänzen". Denn die Signale sind an einem Berge östlich vom Tafelberg und vom Löwenkopf angebracht und glänzen nicht. Beides könnte allenfalls als dichterische Freiheit aufgefaßt werden, deren sich Freiligrath gerade im „Löwenritt" mehr als einmal bedient. Giebt es eine vierte Erklärung, die völlig befriedigt?

Königsberg (Nm.). G. Zart.

---

Oskar Böhme. Zur Kenntnis des Oberfränkischen im 13., 14. und 15. Jahrhundert mit Berücksichtigung der ältesten oberfränkischen Sprachdenkmäler. Inaugural-Dissertation z. E. d. phil. Doktorw. a. d. Univ. Leipzig. Gablonz a. N. 1893. 83 S.

Vorliegende Abhandlung schließt sich den für die Kenntnis des Fränkischen so bedeutungsvollen Untersuchungen von Müllenhoff und Braune würdig an, sie teils ergänzend, teils berichtigend. Die Urkunden der in Frage kommenden Jahrhunderte sind ebenso fleißig durchforscht wie scharfsinnig verwertet. Während der Verfasser das Mittel- und Ostfränkische nur streift, behandelt er das, was man seit Braune unter Rheinfränkisch versteht, sehr eingehend. Im Gegensatz zu Braune, der das Südfränkische nur als eine Unterabteilung des Rheinfränkischen ansieht, betrachtet er dieses als eine dem Rheinfränkischen und Ostfränkischen koordinierte Mundart. „Die Hauptunterscheidungsmerkmale zwischen Rhein- und Südfränkisch, die uns in althochdeutscher und mittelhochdeutscher Zeit entgegentreten, sind" nach ihm „folgende: 1. Das Rheinfränkische hat die inlautende Dentalmedia unverschoben erhalten, während sie im Südfränkischen verschoben ist. 2. Altes anlautendes p ist im Südfränkischen verschoben worden, im Rheinfränkischen nicht. 3. Im Südfränkischen kommen Spuren des unverschobenen t nicht vor, wohl aber im Rheinfränkischen" (S. 10).

Das unter 1 Gesagte beschränkt der Verfasser selbst wesentlich, indem er feststellt (S. 54), daß in Vater, Mutter, Gott und stellenweise auch in Vetter, gut und batten auch im Rheinfränkischen die Verschiebung des inlautenden d nach Vokalen zu t eingetreten sei, während sonst altes d wie auch th in dieser Stellung zu r ward. Hieraus schließe ich, daß das alte stimmhafte d zwischen Vokalen sowohl den rhein- als auch den südfränkischen Sprachwerkzeugen unbequem wurde, das Südfränkische es nun durchweg stimmlos machte, das Rheinfränkische aber nur in einigen

Wörtern, während es in den meisten den Stimmton beibehielt, doch für d das nah verwandte Zungen-R eintreten ließ. Hierzu stimmen die Urkunden, von denen die südfränkischen nur t, die rheinfränkischen bei den meisten Wörtern d und selten t, dagegen in den Wörtern und Formen: vater, muter, gotes, gote, gute, veter, zyten und lute zahlreich (S. 54) t, tt und td zeigen. Diese zahlreichen t schließen doch wohl die Annahme aus, daß sich im Rheinfränkischen stimmhaftes d erhalten habe; sondern sie weisen auf den Laut hin, der wie in vielen hochdeutschen Mundarten, so auch nach dem Verfasser (S. 37) jetzt im Südfränkischen, d. h. südlich von Metz, Worms und Heidelberg, für d und t gesprochen wird, einen „Mittellaut zwischen Lenis und Fortis". Mithin herrscht hinsichtlich des inlautenden d zwischen Rhein- und Südfränkisch nur ein quantitativer, kein qualitativer Unterschied. — Am schwerwiegendsten erscheint mir Punkt 2. Da stellt nun der Verfasser selbst S. 39 und 40 fest, daß „noch jetzt die Grenze zwischen p und pf im Anlaut" „durch die Wasserscheide zwischen Mosel und Rhein und die Grenze zwischen Elsaß und Pfalz" gebildet wird und „zwischen Bruchsal und Heidelberg" sowie „unterhalb Neckarelz" liegt, „die Südostecke der Pfalz, Speier eingeschlossen" dem rheinfränkischen p zuweisend. Mithin stellt sich doch in dem m. E. wichtigsten Punkte das nördliche Südfränkische zum Rheinfränkischen. Anders ist es mit der Weißenburger Gegend: daß Otfrid im Anlaut unverschobenes p, die jetzige Weißenburger Mundart aber pf hat, erklärt der Verfasser durch die Annahme, daß Otfrids Heimat zwischen Weißenburg und Speier, also im nördlichen Südfränkischen gesucht werden müsse. Irgend einen geschichtlichen Anhalt für diese Annahme haben wir nicht; außerdem ist aber Otfrid schon als Knabe nach Weißenburg gekommen; daher wäre es höchst eigentümlich, wenn er noch als Mann diese Abweichung seiner heimischen Mundart beibehalten hätte. Gleichwohl ist die Beobachtung des Verfassers sehr wertvoll; ich schließe daraus, daß in jener Gegend seit Otfrid die Verschiebung von anlautendem p zu pf etwas weiter nach Norden vorgerückt ist, daß demnach im 9. Jahrhundert das ganze Südfränkische anlautendes p unverschoben, also in diesem Punkte rheinfränkischen Lautstand hatte, jetzt aber der südliche Teil die Verschiebung erlitten, mithin den rheinfränkischen Lautstand aufgegeben und den ostfränkischen angenommen hat. Eine allerdings schwache Stütze findet meine Annahme in dem vom Verfasser angegebenen Umstande, daß noch Mitte des 14. Jahrhunderts auch in einer Wimpfener Urkunde ein einziges anlautendes unverschobenes p auftritt. — Auf das an dritter Stelle genannte Unterscheidungsmerkmal (S. 41) legt der Verfasser weniger Gewicht; in der That beweist es gegen Braune nichts. Daß in das Nord-

rheinfränkische mittelfränkisches dat u. s. w. hinübergreift, erklärt sich aus der Nachbarschaft; wenn nun schon im Südrheinfränkischen derartige Formen seltener werden (vergl. S. 80 und 81), so ist das gänzliche Aufhören derselben im Südfränkischen nur als Annäherung an das Ostfränkische und Allemannische zu betrachten.

Die Verdienste der vorliegenden wertvollen Untersuchung beruhen m. E. hauptsächlich darin, daß durch sie nachgewiesen ist:

1. Die streng durchgeführte Regel Otfrids: im Anlaut bleibt altes d, im Inlaut wird es zu t, ist nicht orthographische Willkür, sondern bereits damals unterschieden sich die Weißenburger Mundarten von den anderen rheinfränkischen durch inlautendes t, d. h. durch jenen tonlosen Mittellaut, wie er jetzt noch dort gesprochen wird (S. 37).

2. Da später auch anlautendes d zu diesem Mittellaute verschoben ward und in den südlichen (im wesentlichen Elsässer) Mundarten des Südfränkischen auch anlautend p zu pf, so haben jetzt thatsächlich letztere hinsichtlich der Lautverschiebung nicht mehr rhein-, sondern ostfränkischen Lautstand (bez. thüringisch-obersächsischen, falls sich pp und mp erhalten haben); denn im Ostfränkischen und Thüringisch-Obersächsischen ist gleichfalls d und t zu diesem (oder einem sehr ähnlichen) Mittellaute geworden und anlautend p zu pf verschoben.

3. Das Nordsüdfränkische (i. w. das Pfälzer) unterscheidet sich von seiner Hauptmundart, dem Rheinfränkischen, dadurch, daß inlautendes d durchweg zu jenem tonlosen Mittellaut und nirgends zu r geworden ist, ferner daß germanisch inlautendes und auslautendes f erhalten und g nach dunkeln Vokalen und nach r Verschlußlaut ist, während im Rheinfränkischen germanisch inlautendes f zu w und auslautendes zu b ward und g als Reibelaut gesprochen wird.

4. Fulda ist wegen des in den Urkunden häufigen inlautenden d nach Vokalen und des jetzt noch unverschobenen anlautenden p dem Rhein- und nicht dem Ostfränkischen zuzurechnen.

Borna. **Carl Franke.**

Neumanns Ortslexikon des deutschen Reichs. Ein geographisch-statistisches Nachschlagebuch für deutsche Landeskunde. Dritte, neubearbeitete und vermehrte Auflage von Wilhelm Keil. Leipzig und Wien. Bibliographisches Institut. 1894. XLII. 1034 S.

Das vorliegende Buch will neben einer allgemeinern Kenntnis des Vaterlandes vor allem praktischen Bedürfnissen dienen. In erster Linie sind daher alle nennenswerten Orte in alphabetischer Anordnung aufgeführt, daneben mußten aber auch die Landschaften und Gebirge geographisch

geschildert, die wichtigsten Berge, Flüsse, Kanäle, Seen u. s. w. geboten, ebenso wie sämtliche Staaten und deren Verwaltungsbezirke (Provinzen, Regierungsbezirke, Kreise, Bezirksämter u. s. w.) in gedrängter, aber möglichst erschöpfender Beschreibung dargestellt werden.

Dieser schwierigen Aufgabe ist der Herausgeber der dritten Auflage Wilhelm Keil — Direktor der Provinzial-Taubstummen-Anstalt in Halberstadt — in jeder Beziehung gerecht geworden, nachdem er sich durch viele Wanderungen im deutschen Vaterlande sowie durch graphische und geographische Arbeiten hierzu aufs beste vorbereitet hatte. Aufgenommen sind circa 70000 Wohnplätze in alphabetischer Reihenfolge, nämlich alle Orte von 300 Einwohnern an, alle Orte mit einer Verkehrsstelle (Post-, Eisenbahn- oder Telegraphenstation) und kleinere Orte, wenn in ihnen eine Pfarrkirche, ein großes Gut (von 20 Ew. an), ein großes Vorwerk oder ein großer Hof (von 100 Ew. an), eine nennenswerte Industrie u. s. w. vorhanden ist. Die statistischen Angaben beruhen auf den definitiven Ergebnissen der letzten Volkszählung vom 1. Dezember 1890. Ebenso gewissenhaft sind die Mitteilungen über die Gewerbe und die Landwirtschaft. Dem Ortslexikon geht voran eine geographisch-statistische Skizze des deutschen Reichs, in der auch die Sprachstämme und Nationalitäten ausreichend behandelt sind. Einen besonderen Schmuck erhält das Werk durch die deutschen Länder- und Städtewappen mit graphischen Abbildungen sowie durch die übersichtlichen Pläne der bedeutenderen Städte mit Namenregister aller Straßen und Plätze.

So wird das Buch, welches das Bibliographische Institut durch Papier, Druck und Einband zu einem Prachtbande gestaltet hat, allen Anforderungen eines Ortslexikons des deutschen Reichs vollständig genügen und sollte daher in keiner Bibliothek fehlen.

Halberstadt. **Robert Schneider.**

August Zimmermann, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für die obern Klassen höherer Lehranstalten. Hannover und Leipzig, Hahnsche Buchhandlung. 1895. VIII u. 95 S.

Im Jahre 1891 veröffentlichte der Verfasser in der wissenschaftlichen Beilage zum Jahresbericht des Königl. Mariengymnasiums zu Posen 6 Dispositionen. Ich habe diese damals (Zeitschrift VII, S. 779) sehr günstig beurteilt und freue mich, über die mir jetzt vorliegenden 68 Dispositionen ebenfalls ein günstiges Urteil abgeben zu können. Es ist ja eine bekannte Thatsache, daß einem Lehrer von den gedruckten Dispositionen immer nur wenige ganz gefallen. Zimmermann sucht den Grund für diese Erscheinung zuerst in der Individualität des kritisierenden

Lehrers, dann aber auch darin, daß eine gute Disposition zu liefern sehr schwer ist, und daß daher auch in den besten Dispositionsbüchern nur wenige Dispositionen sich finden, die allen berechtigten Anforderungen entsprechen. Zimmermann schließt aus diesem Umstand, daß eine größere Anzahl von Dispositionsbüchern nicht vom Übel sein wird. Es wird wohl kaum einen Lehrer geben, der ein Thema mit seiner Disposition einfach kritiklos übernimmt und die Schüler danach arbeiten läßt, vielmehr wird die Wahl des Themas und Herstellung der dazu gehörigen Disposition beim Lehrer stets eine selbständige Handlung sein. Ich habe meine Ansicht über solche Dispositionsbücher schon in der Anzeige von Boehms Dispositionen zu deutschen Aufsätzen (Archiv für neuere Sprachen, XCIV, S. 96—98) ausgesprochen. (Ähnlich auch a. a. O. in dieser Zeitschrift.) Der Unterricht muß den Stoff zu jedem Aufsatz geben; Lehrer und Schüler müssen das Thema zusammen während des Unterrichtes finden. Es darf deshalb kein einigermaßen geschickter Lehrer in Verlegenheit wegen eines Themas kommen. Daß man sich aus gedruckten Sammlungen Anregungen und Belehrungen holen kann, gebe ich gerne zu, begrüße sogar das vorliegende Büchlein mit großer Freude, da es mehr bietet, als der Verfasser in seiner Bescheidenheit verspricht. Ihn leitet bei der Herausgabe der Gedanke, dem einen oder andern Lehrer ein paar ansprechende Themen, hier und da eine relativ gute Disposition zu bieten und so seinen Teil zur Förderung des deutschen Unterrichts beizutragen. Die Hälfte des Raumes nehmen sogenannte allgemeine Themata ein. Die gebotenen Dispositionen sind fast alle in der Schule entstanden, also aus dem Unterricht hervorgegangen und von Schülern bearbeitet. Einige sind auch anderswo schon disponiert worden. Ich will den Fachgenossen einige Proben geben, um mein günstiges Urteil zu rechtfertigen. S. 3—51 enthalten 32 Themata aus der Lektüre und Geschichte, S. 55—95 solche allgemeinen Inhalts. Mehrere von den Themen scheinen direkt für die Gymnasialprima berechnet zu sein, so 12 und 13 des ersten Teiles: Was veranlaßte den römischen Geschichtschreiber Tacitus dazu, in seiner Germania c. 5 in Bezug auf die Germanen den Ausspruch zu thun: „Argentum et aurum propitiine an irati di negaverint dubito?“ und der Vergleich der Ode des Horaz (I. 3) mit dem ersten Stasimon aus Sophokles Antigone.

12.

A. In seiner Germania kommt Tacitus auch auf die Bodenbeschaffenheit Germaniens zu sprechen und auf seinen Mangel an edlen Metallen; an letztern knüpft er die Bemerkung: Aurum et argentum etc. Was veranlaßte ihn dazu?

Ba. Auf den ersten Gedanken, daß den Germanen die Götter in ihrer Güte das Gold versagt hätten, mußte er geführt werden, wenn er bedachte, wie in seiner Heimat durch die übermäßige Anhäufung von Gold

α) Verweichlichung,

β) Entsittlichung

herbeigeführt, kurz soviel Schaden angerichtet wurde, daß Ovid (Met. I, 141) zu dem Spruche sich veranlaßt fühlte: „ferro nocentius aurum“, während auf das Fehlen dieses Metalls bei den Germanen nach seiner Ansicht die Erhaltung

γ) ihrer Körperstärke,

δ) ihrer Sittlichkeit

zurückzuführen war.

Bb. Wenn er aber wieder erwog, wie die Menschen in seiner Heimat mit Hülfe des Goldes imstande waren,

α) sich zu einem mühelosen, behaglichen Dasein zu verhelfen,

β) wie durch den Reichtum erst, d. h. durch das Gold, Künste und Wissenschaften emporblühten, kurz erst ein hoher geistiger Fortschritt möglich war,

und wenn er dann sah oder zu sehen glaubte, wie die Germanen infolge dieses Mangels

γ) ihr Leben nur kümmerlich fristeten,

δ) sich auf einer ziemlich niedrigen Kulturstufe befanden,

dann mußten es natürlich di irati sein, die den Germanen diese Gabe vorenthalten hatten.

C. Wir werden uns heute dafür entscheiden, daß Gott es gut mit uns meinte, als er unser Land nicht so verschwenderisch ausstattete wie den Süden Europas. Die Kargheit unseres Landes hat uns zur Anspannung aller unserer Kräfte genötigt. Dadurch sind wir vor der Verweichlichung bewahrt geblieben, sind nicht entsittlicht worden und sind, wenn auch langsamer wie die romanischen, auch in unserer geistigen Entwicklung allmählich doch so fortgeschritten, daß wir heute hinter keiner Nation Europas zurückstehen.

Dies eine Beispiel mag zeigen, in welcher Weise der Verfasser dem selbstthätigen Lehrer zu Hülfe kommen will. Der Vergleich zwischen der Ode des Horaz und dem Stasimon aus der Antigone ist ebenfalls sehr hübsch durchgeführt; gut gefällt mir auch die Disposition S. 65. *Ἡδὺ σωθέντα μεμνῆσθαι πόνων*, während ich den letzten, wie XXXV: Wozu dienen Denkmäler und XXXVI: Läßt sich vielleicht auch etwas zu Gunsten der Dummheit sagen?, weniger Geschmack abgewinnen kann. Doch ich gebe gerne zu, daß andere anders urteilen. Auf jeden

Fall kann auch der Belesenste, und gerade der, sich eine Menge Anregungen aus dem interessanten Schriftchen holen, das das ganze Gebiet der alten und neueren Litteraturen benutzt. Es sind eigenartige, selbst erfundene Themata, die oft zum Widerspruche reizen oder wenigstens zur Umformung Anlaß geben. Sicher ist, daß Zimmermann Ovids bequeme Mahnung nicht befolgt hat: „Medio tutissimus ibis.“

Doberan i. M. O. Glöde.

Medizinisch-pädagogische Monatsschrift für die gesamte Sprachheilkunde. Herausgegeben von Albert Gutzmann, 1. Lehrer an der städt. Taubstummenschule in Berlin, und von Dr. Herm. Gutzmann, Arzt. Berlin. Nr. 1. Januar 1891. 40 Seiten.

Vorliegende Nummer bringt vier Original-Arbeiten, die zwei ersten leider ohne Schluß: I. Über die Fortschritte der öffentlichen Maßnahmen in Preußen gegenüber der großen Ausbreitung der Sprachgebrechen unter der Schuljugend von Albert Gutzmann. — Hierin zeigt der Verfasser, ein bekannter Taubstummenlehrer, was in Preußen seit Mitte der 80er Jahre auf seine Anregung und die Empfehlung des Kultusministeriums zur Heilung des Stotterns geschehen ist. — II. Umgangssprache und Vortragssprache von Dr. Coën. — Diese kurze Abhandlung ist die einzige, die das Gebiet der Germanistik streift; sie geht von der Verschiedenheit aus, welche die Vortragssprache und die Umgangssprache bei ein und derselben Person zeigt und beginnt dann die physiologischen Vorgänge bei vollklingender und ausdrucksvoller Redeweise zu erörtern. — III. Über den Zusammenhang gewisser Hals- und Nasenleiden mit Stottern von Dr. R. Kafemann. — Nach einem geschichtlichen Überblick der Stotterheilkunde zeigt der Verfasser auf Grund reichlichen statistischen Materials, daß der bei weitem größere Teil aller stotternden Kinder an Skrophulose leidet, und schließt daraus, daß das Stottern wie die Hals- und Nasenkrankheiten meist auf dem Boden einer Schwäche der gesamten Konstitution erwachse. — IV. Die Prognose des Stotterns von Dr. Herm. Gutzmann. — Der in diesem Aufsatz vorgetragenen Ansicht zufolge hat sich die Prognose zu richten nach 1. allgemeinen Verhältnissen: Körperliche Konstitution, Charakter, Energie, Intelligenz; 2. speziellen Verhältnissen: Fehler und Veränderungen der Sprachorgane, Art der Entstehung des Übels, Heredität, Flüstersprache, Grad des Übels.

Ferner folgen noch Berichte über Schüler- und Lehrerkurse, Mitteilungen aus der Berliner Medizinischen Gesellschaft, eine Bücher-

besprechung und kleine Notizen. — Nach dieser Nummer erweckt diese Zeitschrift die Hoffnung, daß sie nicht bloß Taubstummenlehrern, sondern auch Sprachforschern manches Belehrende bieten wird.

Borna. Carl Franke.

Karl Woermann, Deutsche Herzen. Erzählende Dichtungen und andere Gedichte. Dresden, L. Ehlermann 1895.

Wie deutsche Herzen fern im Süden pochen
Und widerhallen alter Zeiten Klang,
Ich fühlt' es, als ich in beglückten Wochen
„Neapel" und „Zu Zwei'n im Süden" sang.

Wie deutsche Herzen in der Heimat schlagen,
Erst, heimgekehrt, empfand ich's inhaltsschwer.
Wie Lieb' und Lust sie, Zorn und Leiden tragen,
Ich sang's im deutschen Wald, am deutschen Meer.

Mit diesen Widmungsversen an den Leser erklärt der Verfasser den Titel seines neuesten Werkes. In der That quillt in diesen Dichtungen überall so wahrhaft deutsches Fühlen und echt deutsches Leben, daß der Titel wohl berechtigt erscheint. Woermanns Eigenart ist es, ein tiefes und gesundes Empfinden in einer abgeklärten und formvollendeten Gestaltung darzustellen. In sämtlichen Gedichten Woermanns giebt es auch nicht eine einzige Zeile, die nicht durch und durch vornehm ist. Es ist eine wahre Herzensfreude für einen gesunden und unverbildeten Geschmack, diese Dichtungen zu genießen und sich an dem warmen Tone und der krystallreinen, feingeschliffenen Form dieser Lieder zu erbauen. Nicht das kalte Glänzen und Funkeln eines Brillanten, in dem sich nur fremde Strahlen brechen, tritt uns hier entgegen, sondern ein eigener, köstlicher Inhalt bricht mit warmem Leuchten durch diese vollendeten Formen und zieht uns in seinen Zauberbann. Diesen Inhalt, der so vielen Dichtungen unserer Zeit fehlt und namentlich den Dichtungen der meisten sogenannten Realisten mangelt, die in ihren Werken gewöhnlich nur die Wirklichkeit der nächsten Umgebung wiederspiegeln und daher in erborgtem Glanze leuchten, möchte ich kurz als die einheitliche dichterische Anschauung bezeichnen, die allen Liedern und Gedichten Woermanns zu Grunde liegt. Gewöhnlich fragt die Kritik: Ist eine Dichtung schön oder ist sie nicht schön? Mit dieser Frage trifft sie aber nicht den Kern der Sache. Es kann ein Gedicht nach Form und Inhalt sehr schön und doch im Grunde genommen recht herzlich unbedeutend, ja vollkommen wertlos sein. Die Frage ist vielmehr: Tritt uns in einem Gedicht etwas Schöpferisches, etwas Ursprüngliches, Eigenartiges entgegen, das uns gerade nur dieser Dichter und gerade nur in dieser

Gestalt sagen konnte? Wenden wir diese Frage auf Woermanns Dichtungen an, so müssen wir zweifellos bekennen: Hier spüren wir deutlich die wirkliche schöpferische Gewalt des echten Dichters. Was ist nun das eigentlich Schöpferische? Das innere Erlebnis. Unzählige Menschen erleben äußerlich sehr viel, sie können das alles auch hübsch beschreiben in Briefen oder in Romanen und Versen; aber ihr Inneres bleibt verschlossen, sie spiegeln alles tot wieder wie eine Glaskugel im Garten die Bäume und Sträucher. Diesen Menschen fehlt das innere Erleben. Ihr Herz geht ohne Anteil an diesen Ereignissen, in denen sie doch mitten drin stehen, durch die Welt. Anders bei Woermann. Man empfindet hier deutlich, wie das goldreine Herz des Dichters die Ereignisse mit gewaltigem Anteil erfaßt, in sich in schweren Kämpfen durcharbeitet und dann umwandelt zu Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein, um sie dann in neuer, abgeklärter Gestalt aus seinem Eigenen wieder zu erschaffen. Er hat das große und gewaltige Mitleid mit den Menschen und Dingen, das allein den Dichter macht. Bewegung von innen heraus ist daher das eigentlich Charakteristische der Woermannschen Dichtungsweise. Wir verzeihen ihm daher gern manche Länge, die uns in seinen epischen Dichtungen, z. B. in seinem Johannes, Wolf Hansen, Hans Wild u. a., entgegentritt. Wissen wir doch, daß diese Längen gerade in den entscheidenden Gesprächen und Situationen nicht etwa auf dichterischem Unvermögen beruhen, sondern gerade auf dem Gegenteil: auf dem überströmenden Herzensanteil an dem Geschick seiner dichterischen Gestalten, der liebevoll bei den Geschöpfen seiner Phantasie und ihren tragischen Erlebnissen verweilt und so den raschen Verlauf in der Wirklichkeit vergißt, um dafür diese Gestalten und Situationen dichterisch unaufhaltsam zu erweitern und zu vertiefen. Woermann muß, um diesen epischen Dichtungen größere Prägnanz und engeren Anschluß an die Wirklichkeit zu geben, den überschäumenden schöpferischen Strom seines Innern an der rechten Stelle, d. h. an dem entscheidenden Punkte der Handlung, dämmen und durch den steten Hinblick auf den wirklichen Verlauf regulieren. Abgesehen von diesem Mangel, der in seinen epischen Dichtungen an vereinzelten Stellen hervortritt, hat er uns aber in diesen poetischen Erzählungen tief empfundene Werke mit einer von Anfang bis zu Ende kraftvoll verlaufenden Handlung gegeben, die sich im Wolf Hansen und Hans Wild an den Hauptstellen zu wahrhaft dramatischem Leben steigert. Von wunderbarer Wirkung ist auch hier seine scharfe Beobachtung des Thatsächlichen. Wie er uns im Wolf Hansen das See- und Schiffahrtsleben mit unglaublicher Treue darstellt, so schildert er uns im Hans Wild eine Feuersbrunst und die Thätigkeit der Feuerwehr, im Johannes die Herrlichkeit der Alpennatur, in „der

alten Meister Segen" die Säle der Dresdner Bildergalerie u. s. w., und ebenso gelingt es ihm in seinen Meerliebesliedern, in seinen Liedern vom deutschen Walde und in seinen Gesängen „Am heimischen Herde" herrliche Wirklichkeitsbilder von farbenkräftiger Ursprünglichkeit zu schaffen. Wenn er in seiner ergreifenden Erzählung „Das Begräbnis" sagt:

Kalt war's. Der Schnee lag wimmernd in den Spuren
Der Trauerwagen, die mit leisem Klagen
In langer Reihe nach dem Kirchhof fuhren,

so bekunden diese der Wirklichkeit abgelauschten Züge, die hier verwendet werden, um tote Dinge als teilnehmend am Menschenschicksal darzustellen, deutlich den echten Dichter. Oder man höre folgende Stelle aus „Wolf Hansen":

Das ist ein Lärmen beim Löschen und Laden,
Am breitgepflasterten Hafenstaden,
Ein Rasseln von Rädern mit schweren Lasten,
Ein Knarren der Krähne unter den Masten,
Ein Heben und Schweben, ein Steigen und Fallen
Von mächtigen Kisten und Warenballen —
Und nirgend ein Ruhn — und nirgend ein Rasten!

Oder die folgende Stelle aus „Johannes":

Hinaus, hinaus! Die Welt ist so groß,
Der Himmel so hoch, so leuchtend die Luft!
Hinaus, hinaus ins Dachauer Moos!
Hinaus in den Wald- und den Heideduft!
Hinaus, in der Luft und im Licht zu baden,
Hinaus zu des Würmsees Prachtgestaden,
In dessen hellem, smaragdenem Glanz
Sich spiegelt der fernen Alpen Kranz.
Feldafing und Tutzing! waldige Wege
Und leuchtende Fernen und Blütengehege!
Seeseiten und Bernried! Riesenbäume!
Und blumige Wiesen als Ufersäume!
Und drüben die Rottmannshöhe! Wie weit
Dehnt rings sich die lachende Herrlichkeit!

Unter den lyrischen Gedichten dieses Bandes heben wir als wahrhaft köstliche Lieder hervor: In meiner Bücherei. Rätselfragen. Wellengeborne Liebe. Das Meer die Liebe (mit dem schönen Refrain: Blaues Meer, du bist die Liebe). Meerleuchten. Leuchtende Ferne. Fata Morgana. Im Fährboot. Erwachen des Waldes. Am Waldquell. Elfentanz. Waldesrauschen. Alldeutschlands Liebeslied (zu Bismarcks Geburtstag am 1. April 1891). Vierzig Jahre alt. Ein Heidestrauß. — Unter der Überschrift „Aus stiller Werkstatt" und „Neue Zwiegespräche" giebt der Verfasser zum Schluß eine Reihe Sprüche, die in knapper

Form kräftige und gesunde Gedanken bieten. Nur eine Probe sei hier mitgeteilt:

„Folgt lieber doch als zahme Herden
Der Klassiker geweihtem Stern,
Anstatt so wild euch zu geberden,
So unverfroren und modern!“

Ei, Freund, der Klassizisten-Orden
Und Klassiker sind zweierlei.
Wer jemals klassisch ist geworden,
War einmal eigen, neu und frei.

So seien denn diese neuen Schöpfungen Woermanns, die zu dem Besten und Bedeutendsten gehören, was die Dichtung der Gegenwart hervorgebracht hat, allen aufs wärmste empfohlen.

**Otto Lyon.**

---

## Erwiderung.[1]

Herr Sahr sei unterrichtet, daß ich nach den äußerlichen Bedingungen meines Verlegers nicht alles, was ich weiß und sagen wollte, in meiner Broschüre sagen konnte. Daß der Standpunkt des Herrn S., von dem aus er Geschichte betrachtet, nicht der meine ist, ändert nichts daran, daß seiner, der landläufige, ebenso subjektiv gefärbt und nach meiner Auffassung falsch ist. Mit einigem Glück hat Herr S. den Dolus eventualis in die litterarische Kritik übertragen. Bewiesen hat mir Herr S. nichts, gelehrt auch nichts.

Leipzig, im Dezember 1895. **Manfred Wittich.**

1) Wir schließen hiermit die Erörterung über diesen Gegenstand. D. L. d. Bl.

---

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2 II.

# Typus und Individuum in der Litteratur.

Von Ed. Eckhardt in Dresden.

Fassen wir Geschichte in der Bedeutung von Entwickelung, so läßt sich jede historische Wissenschaft in diesem weiteren Sinne in zwei Teile zerlegen: 1) in einen rein geschichtlichen Teil, der den Gang der einzelgeschichtlichen Entwickelung schildert, und 2) in einen allgemeinen Teil, der die allgemeinen Erscheinungen zusammenfassend behandelt, die Gesetze sucht und aufstellt, die in der betreffenden einzelgeschichtlichen Entwickelung bemerkbar sind. Man könnte einen solchen allgemeinen Teil die Philosophie der dazu gehörigen Geschichtswissenschaft nennen, wie ja auch die Bezeichnung „Philosophie der Geschichte" seit Herder häufig gebraucht wird. Ebenso könnte man auch von einer Philosophie der Kulturgeschichte, der Kunstgeschichte, der Sprachgeschichte u. s. w. reden. Aber ein Ausdruck wie „Philosophie" in obigem Zusammenhange ist zu verschwommen, zu vieldeutig und zu leicht mißzuverstehen, als daß man ihn ohne genauere Begriffsbestimmung schlechthin gebrauchen könnte. Denn z. B. unter „Philosophie der Geschichte" werden gewöhnlich nicht die in der Geschichte enthaltenen Entwickelungsgesetze verstanden, sondern vielmehr die allgemeinen Lehren, die Nutzanwendung und Moral, die sich aus dem Gange der geschichtlichen Entwickelung erschließen lassen. Ein Ausdruck wie „Philosophie der Sprachgeschichte" könnte leicht mit „Sprachphilosophie" verwechselt werden, während beides doch ganz verschiedene, streng auseinanderzuhaltende Begriffe sind. Erstere befaßt sich mit den sich in der Sprachgeschichte zeigenden Entwickelungsgesetzen, letztere behandelt die allgemeinen Erscheinungen, die allen Sprachen, ganz abgesehen von ihrer geschichtlichen Entwickelung, gemeinsam sind. Mit andern Worten, die Sprachphilosophie ist weniger die Wissenschaft von den Gesetzen des Werdens, der Entwickelung in der Sprache, sondern eher die Wissenschaft von den allgemeinen Erscheinungen des sprachlichen Seins, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Jene Wissenschaft von den Gesetzen des Werdens in der Sprache könnte man zum Unterschiede von der Sprachphilosophie, und um überhaupt den vieldeutigen Ausdruck „Philosophie" zu vermeiden, im Anschluß an den Germanisten Prof. Hermann Paul in München, besser die „Prinzipienwissenschaft der Sprachgeschichte" nennen. Paul hat in seinem Werke „Prinzipien der Sprachgeschichte" für diesen

Form kräftige und gesunde Gedanken bieten. Nur eine Probe sei hier mitgeteilt:

„Folgt lieber doch als zahme Herden
Der Klassiker geweihtem Stern,
Anstatt so wild euch zu geberden,
So unverfroren und modern!"

Ei, Freund, der Klassizisten-Orden
Und Klassiker sind zweierlei.
Wer jemals klassisch ist geworden,
War einmal eigen, neu und frei.

So seien denn diese neuen Schöpfungen Woermanns, die zu dem Besten und Bedeutendsten gehören, was die Dichtung der Gegenwart hervorgebracht hat, allen aufs wärmste empfohlen.

Otto Lyon.

---

## Erwiderung.[1]

Herr Sahr sei unterrichtet, daß ich nach den äußerlichen Bedingungen meines Verlegers nicht alles, was ich weiß und sagen wollte, in meiner Broschüre sagen konnte. Daß der Standpunkt des Herrn S., von dem aus er Geschichte betrachtet, nicht der meine ist, ändert nichts daran, daß seiner, der landläufige, ebenso subjektiv gefärbt und nach meiner Auffassung falsch ist. Mit einigem Glück hat Herr S. den Dolus eventualis in die litterarische Kritik übertragen. Bewiesen hat mir Herr S. nichts, gelehrt auch nichts.

Leipzig, im Dezember 1895. **Manfred Wittich.**

1) Wir schließen hiermit die Erörterung über diesen Gegenstand. D. L. d. Bl.

---

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher rc. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2 II.

## Typus und Individuum in der Litteratur.

Von Ed. Eckhardt in Dresden.

Fassen wir Geschichte in der Bedeutung von Entwickelung, so läßt sich jede historische Wissenschaft in diesem weiteren Sinne in zwei Teile zerlegen: 1) in einen rein geschichtlichen Teil, der den Gang der einzelgeschichtlichen Entwickelung schildert, und 2) in einen allgemeinen Teil, der die allgemeinen Erscheinungen zusammenfassend behandelt, die Gesetze sucht und aufstellt, die in der betreffenden einzelgeschichtlichen Entwickelung bemerkbar sind. Man könnte einen solchen allgemeinen Teil die Philosophie der dazu gehörigen Geschichtswissenschaft nennen, wie ja auch die Bezeichnung „Philosophie der Geschichte" seit Herder häufig gebraucht wird. Ebenso könnte man auch von einer Philosophie der Kulturgeschichte, der Kunstgeschichte, der Sprachgeschichte u. s. w. reden. Aber ein Ausdruck wie „Philosophie" in obigem Zusammenhange ist zu verschwommen, zu vieldeutig und zu leicht mißzuverstehen, als daß man ihn ohne genauere Begriffsbestimmung schlechthin gebrauchen könnte. Denn z. B. unter „Philosophie der Geschichte" werden gewöhnlich nicht die in der Geschichte enthaltenen Entwickelungsgesetze verstanden, sondern vielmehr die allgemeinen Lehren, die Nutzanwendung und Moral, die sich aus dem Gange der geschichtlichen Entwickelung erschließen lassen. Ein Ausdruck wie „Philosophie der Sprachgeschichte" könnte leicht mit „Sprachphilosophie" verwechselt werden, während beides doch ganz verschiedene, streng auseinanderzuhaltende Begriffe sind. Erstere befaßt sich mit den sich in der Sprachgeschichte zeigenden Entwickelungsgesetzen, letztere behandelt die allgemeinen Erscheinungen, die allen Sprachen, ganz abgesehen von ihrer geschichtlichen Entwickelung, gemeinsam sind. Mit andern Worten, die Sprachphilosophie ist weniger die Wissenschaft von den Gesetzen des Werdens, der Entwickelung in der Sprache, sondern eher die Wissenschaft von den allgemeinen Erscheinungen des sprachlichen Seins, wenn der Ausdruck erlaubt ist. Jene Wissenschaft von den Gesetzen des Werdens in der Sprache könnte man zum Unterschiede von der Sprachphilosophie, und um überhaupt den vieldeutigen Ausdruck „Philosophie" zu vermeiden, im Anschluß an den Germanisten Prof. Hermann Paul in München, besser die „Prinzipienwissenschaft der Sprachgeschichte" nennen. Paul hat in seinem Werke „Prinzipien der Sprachgeschichte" für diesen

allgemeinen Teil der Sprachwissenschaft eine neue vortreffliche Grundlage geschaffen. In entsprechender Weise wäre auch zwischen der „Prinzipienwissenschaft der Rechtsgeschichte" und der Rechtsphilosophie, oder der „Prinzipienwissenschaft der Kunstgeschichte" und der Kunstphilosophie zu unterscheiden, und auch die Litteraturgeschichte ließe sich so in einen besonderen Teil, die eigentliche Litteraturgeschichte, und einen allgemeinen, die „Prinzipienwissenschaft der Litteraturgeschichte", zerlegen, welche letztere sich zur Poetik ebenso verhält, wie die „Prinzipienwissenschaft der Sprachgeschichte" zur Sprachphilosophie u. s. w.

Bisher ist man bei der Betrachtung der allgemeinen in der Litteratur hervortretenden Erscheinungen und Gesichtspunkte viel zu sehr ausschließlich von der Ästhetik ausgegangen, und hat dabei außer acht gelassen, daß dadurch ein — ich möchte sagen — fremdartiges Element, ein Element, das in der Litteraturgeschichte als solcher nicht enthalten ist, von außen in diese hineingetragen wird. Denn die Ästhetik als die Lehre von den Gesetzen des Schönen hat nichts mit den realen Erscheinungen der Litteratur zu schaffen, sondern stellt ideale Forderungen an diese. Die auf die Litteraturgeschichte angewandte Ästhetik untersucht die Werke der Litteratur nicht daraufhin, wie sie sind, sondern daraufhin, wie sie sein sollen; sie mißt deren Wert an dem Maßstab des sich aus den Gesetzen des Schönen ergebenden Ideals. Neben und unabhängig von dieser ästhetischen Betrachtung der Litteratur ist eine andere Art ihrer Behandlung durchaus berechtigt, ja notwendig, die nichts von außen her in sie hineinträgt, sondern gerade umgekehrt, von innen heraus, aus den Einzelheiten der litteraturgeschichtlichen Entwickelung, die darin enthaltenen allgemeinen Geschichtspunkte und Gesetze hervorsucht und sammelt. Auf diesem Wege kommen wir zu der schon oben erwähnten „Prinzipienwissenschaft der Litteraturgeschichte". Sie ist eine noch zu begründende Wissenschaft; wir befinden uns hier auf einem noch sehr wenig angebauten, fast jungfräulichen Boden. Die folgenden Ausführungen sollen ein kleiner Beitrag zu dieser neuen Betrachtungsweise sein.

Ehe wir nun zu dem eigentlichen Thema übergehen, ist es vor allem nötig, sich darüber klar zu werden, was überhaupt unter einem Typus zu verstehen sei. Vor einigen Jahren las man in den Zeitungen von einem interessanten Versuch, der in Amerika gemacht worden ist, je dreißig oder mehr Personen von gleicher Berufsart auf dieselbe Platte, immer ein Bild auf das andere, photographisch aufzunehmen, und auf diese Weise ein Durchschnittsbild aller jener Vertreter des betreffenden Berufes zu gewinnen. Das so hergestellte Bild enthielt, in rohen und groben Umrissen, nur die Züge, die allen photographierten Personen gemeinsam waren, während alle andern nur für den einzelnen eigen-

tümlichen Züge als unwesentlich wegfallen mußten. Die in dem Durchschnittsbild vorhandenen sind die für den betreffenden Stand typischen Züge, die in Wegfall gekommenen individuelle Züge. So gelangen wir zu dem Gegensatze zwischen dem Typischen und dem Individuellen, der das Hauptthema unserer Untersuchung bildet.

Auf die soeben geschilderte Weise versuchte man die Durchschnittsbilder von Ärzten, Lehrern, Seeleuten u. s. w. zu erhalten. Je mehr Personen bei diesen Versuchen — natürlich innerhalb des Bereiches der technischen Möglichkeit — auf jedes einzelne Bild kamen, desto eher konnte man dieses auch wirklich als ein von allen individuellen Zügen freies Durchschnittsbild der betreffenden Berufsart ansehen.

Obiges Verfahren dient vortrefflich zur Veranschaulichung dessen, wie wir uns das Entstehen eines neuen Typus in der Litteratur im Geiste des Dichters, dessen schöpferische Thätigkeit bei der Aufstellung eines solchen Typus, zu denken haben. Dieser Vorgang auf geistigem Gebiete entspricht jenem mechanischen Verfahren recht genau. Der Typus in der Litteratur entsteht in ganz ähnlicher Weise, indem bei einer Reihe gleichartiger Individuen alle rein individuellen Charakterzüge ausgeschieden, und nur die allen gemeinsamen Eigentümlichkeiten beibehalten werden. Der Begriff des Typus läßt sich also mit dem naturwissenschaftlichen Begriff der Gattung vergleichen. Aber während dieser ein rein abstrakter Sammelbegriff ist, gewinnt der Begriff des Typus ihm gegenüber dadurch an konkretem Inhalt, daß beim Typus alle der betreffenden Menschengattung gemeinsamen Eigentümlichkeiten in einer Persönlichkeit vereinigt werden, gleichsam Fleisch und Blut annehmen. Man könnte den Typus eine personifizierte Gattung Menschen nennen. In genauerer Weise ließe sich der Begriff des Typus etwa folgendermaßen definieren: ein Typus in der Litteratur ist der in einer Persönlichkeit dargestellte Inbegriff aller der Eigentümlichkeiten, die einer ganzen Reihe von in irgend einer Beziehung gleichartigen menschlichen Individuen gemeinsam sind. Je nach der Beschaffenheit dieser gleichartigen Individuen kann man unterscheiden zwischen Standes- und Berufstypen, Nationalitätstypen, Charaktertypen, Alterstypen und Geschlechtstypen. Alle diese verschiedenen Arten von Typen lassen sich wieder in zahlreiche Unterarten zerlegen; außerdem können auch mehrere Arten von Typen in einer einzigen Persönlichkeit vereinigt auftreten, wie wir noch weiter unten sehen werden. Ferner lassen sich die Typen einteilen in solche von allgemein menschlicher Art, die zu allen Zeiten und an allen Orten denkbar und möglich sind, und in Typen, die bloß eine durch rein zeitliche oder örtliche, oder zugleich zeitliche und örtliche Züge begrenzte Bedeutung haben. Die letztere Art

von Typen kann keinen allgemeinen Wert, sondern höchstens ein gewisses kulturgeschichtliches Interesse beanspruchen.

Für alle in den verschiedenen Litteraturen auftretenden dichterischen Gestalten giebt es zwei Hauptarten von Quellen, nämlich 1. unmittelbare und 2. mittelbare. Die unmittelbaren Quellen der Litteratur zerfallen wieder in a) eine innere unmittelbare Quelle: die dichterische Einbildungskraft und b) eine äußere: das unmittelbare den Dichter umgebende Leben. Die mittelbaren Quellen lassen sich auch wieder in zwei Unterabteilungen zerlegen, in a) direkt übermittelnde: die (schriftliche oder mündliche) geschichtliche Überlieferung und b) indirekt übermittelnde: durch die Litteratur überlieferte Vorbilder, die selbst auf irgend eine andere Litteraturquelle zurückgehen können. Dichterische Gestalten, die so aus der Litteratur selbst abgeleitet sind, sind also gleichsam als potenzierte Litteraturgestalten anzusehen. So erhalten wir im ganzen vier Quellenarten, je nachdem die Gestalten der Litteratur freie dichterische Erfindungen, oder aus dem „vollen Menschenleben" selbst gegriffen, oder Darstellungen von geschichtlichen Persönlichkeiten, oder endlich Nachahmungen irgend welcher litterarischer Vorbilder sind. Keine dichterische Gestalt läßt sich nur auf eine von diesen Quellen allen zurückführen; stets können mindestens zwei nachgewiesen werden; in den allermeisten Fällen lassen sich aber drei von diesen Quellen zugleich annehmen oder feststellen. Auch die unbedeutendste und geistloseste Dichtung, das armselige Machwerk irgend eines Nachtreters selbständigerer Geister, muß, wenn es nicht bloße Abschrift eines fremden Musters ist, einen wenn auch noch so kleinen Bestandteil eigener Erfindungsgabe des Verfassers enthalten. Auch die phantastischste, unglaublichste, abstrakteste Gestalt, die je einem Dichtergehirn entsprungen ist, knüpft in irgend einer Beziehung an die Erfahrung und somit an das wirkliche konkrete Leben, oder an irgend eine geschichtliche oder sagenhafte Überlieferung an. Auch der originellste und selbständigste Dichter ist in Form und Inhalt seiner Dichtungen mehr oder weniger an gewisse in seiner Kunst vorherrschende Überlieferungen gebunden, und somit von litterarischen Vorbildern abhängig. Keine Gestalt aus der Geschichte ist ganz ohne weiteres für die Zwecke des Dichters zu gebrauchen; sie läßt sich nicht einfach aus der Geschichte abschreiben, sondern erfährt auf dem Wege von der Geschichte zur Dichtung verschiedene, wenn auch oft nur unbedeutende Veränderungen, Zusätze oder Weglassungen, die durch die Persönlichkeit des Dichters und seine subjektive Auffassung, oder durch die aus der Überlieferung überkommenen Kunstgesetze der betreffenden Dichtungsgattung bedingt sind. Die geschichtliche Gestalt bedarf also auch, um in der Litteratur verwertet

zu werden, der Mitwirkung dichterischer Phantasie oder litterarischer Vorbilder.

Wenn auch, wie schon erwähnt, in jeder in einem Litteraturdenkmal uns begegnenden Gestalt sich gewöhnlich drei von jenen Quellen vereinigt finden, eine solche Gestalt also als das gemeinsame Produkt dreier Faktoren anzusehen ist, so ist doch die Stärke und der Grad der Beteiligung dieser Faktoren an ihrem Produkt auf den verschiedenen Entwickelungsstufen der Litteratur sehr verschieden.

In jeder Litteratur pflegt, bevor ein einzelner Dichter überhaupt auftritt und auftreten kann, eine Zeit der Volksdichtung vorauszugehen, in der der Anteil des einzelnen an dem dichterischen Schaffen sich ebenso wenig nachweisen läßt, wie der einzelne Tropfen, der in den Fluß fällt, im großen weiten Meere; wo das ganze Volk dichtet, wo auch die subjektivste aller Dichtungsgattungen, die Lyrik, nur den Gefühlen einer ganzen Volksmasse Ausdruck giebt, ohne die allergeringsten individuellen Züge. Die lyrische Dichtung einer solchen Zeit besteht aus Gebeten, Opfersprüchen u. s. w., die Priestermund vor versammelter Menge, oder diese selbst zu sprechen pflegt. Auf der Grundlage dieser allgemeinen Volks- und Massenpoesie ist überhaupt erst eine individuelle Dichtung möglich, die sich zuerst nur schüchtern hervorwagt und noch ganz in den Formen jener allgemeinen Volkspoesie befangen ist, allmählich aber sich von ihren festen starren Formen loslöst, immer kecker und selbständiger auftritt und die einzelne Persönlichkeit immer mehr zur Geltung kommen läßt.

Und so sind wir wohl berechtigt zu sagen, so widersinnig es auch anscheinend klingen mag: je roher und unentwickelter eine Litteratur ist, desto größer ist die Abhängigkeit des Dichters von litterarischen Vorbildern, von überlieferten Formen; desto weniger Spielraum hat seine eigene Erfindungsgabe; desto weniger ist es ihm auch möglich, seine Gestalten unmittelbar dem Leben, unbeeinflußt durch andere Litteraturdenkmäler zu entnehmen. Zwar ist das Menschenleben zu allen Zeiten und auf allen Kulturstufen reich genug an mannigfachen Verzweigungen und Gestaltungen, um, wo man's auch packt, interessant zu sein und sich litterarisch verwerten zu lassen. Und doch ist ein solcher Griff ins volle Menschenleben durchaus nicht zu allen Zeiten möglich. Im siebzehnten Jahrhundert, zu einer Zeit, als Shakspere die englische Litteratur schon längst auf den Höhepunkt ihrer Blüte gebracht hatte, hätte auch ein Dichtergenius höchsten Ranges sich in Deutschland durch die noch so ungehobelte deutsche Sprache, und die noch so wenig ausgebildete litterarische Technik beengt und an hohem Fluge behindert gefühlt. So lange die Form noch so große Schwierigkeiten macht, läßt sich der Inhalt noch nicht reich und tief genug gestalten; und erst wenn die dichterische Ge-

staltungskraft schon eine hohe Entwickelungsstufe erreicht hat, läßt sich das unmittelbare Leben selbst wirklich ausgiebig und ganz uneingeschränkt als reichste litterarische Quelle verwenden.

Eine geschichtliche Persönlichkeit unbefangen zu erfassen und objektiv zu schildern ist ebenfalls unmöglich zu einer Zeit, wo die Litteratur sich noch auf einer rohen Anfangsstufe befindet. Zu einer solchen Zeit steckt auch der begabte Dichter noch ganz in den engen Anschauungen seines eigenen Volkes und seiner Zeit, und ein auch nur annähernd richtiges Verständnis für fremde Eigenart und fremdartige Verhältnisse ist ihm unmöglich. So erklärt es sich leicht, daß der Dichter des altniederdeutschen Gedichtes „Heliand" im neunten Jahrhundert Christus darstellt wie einen mächtigen deutschen Herrscher; die zwölf Apostel werden unter den Händen des altdeutschen Dichters ganz von selbst zu zwölf edlen Mannen, die auf der Burg ihres Herrn wohnen und ihm in Treue dienen.

Ihrem Wesen und ihrer Erscheinung nach zerfallen alle in der Litteratur dargestellten dichterischen Gestalten in zwei große Gruppen, in Typen und in Individuen. Bei diesen beiden Gruppen, deren Merkmale und Unterschiede wir schon oben besprochen haben, sind nur die beiderseitigen äußersten Endpunkte reine Gegensätze; eine scharfe Grenze zwischen beiden läßt sich nur in theoretischer Begriffsbestimmung ziehen, ist aber thatsächlich nirgends vorhanden. Es giebt ebenso wenig ganz reine absolute Typen, ohne irgend welche individuelle Beimengung, wie es absolute Individuen giebt, die gar keine mit andern gleichartigen Wesen gemeinsamen, also typischen Eigenschaften besitzen. Typen ganz ohne individuelle Züge wären beim Zugreifen in nichts zerfließende wesenlose Schemen ohne feste Formen und deutlich erkennbare Umrisse, bloße abstrakte Allegorien, wie die als Personen auftretenden Tugenden und Laster in der „Moralitäten" genannten Dramengattung des französischen und englischen Mittelalters; ihre Worte und Handlungen wären genau schematisch vorgezeichnet und rein schablonenhaft. Kurz, einem solchen Typus würde alles das fehlen, was für eine Persönlichkeit wesentlich ist; die Eigenschaft der Persönlichkeit aber, die, wie wir oben gesehen haben, ein notwendiger Bestandteil des Typusbegriffs ist, macht es unbedingt erforderlich, daß jeder Typus wenigstens mit einigen individuellen Zügen ausgestattet werde. Gerade diese und nur diese sind das wesentlichste Merkmal der Persönlichkeit; sie allein rufen auch am Typus den Eindruck der Lebenswahrheit in uns hervor. — Noch viel weniger ist ein Individuum denkbar ohne wenigstens einige Eigenschaften, die sich auf eine Allgemeinheit beziehen lassen, ein Individuum, das sich nicht in irgend einer Hinsicht mit ähnlichen Wesen vergleichen läßt und somit typische Eigenschaften an sich hat. Wenn wir also zwischen Typen

und Individuen unterscheiden, so hat eine solche Unterscheidung nur relative Bedeutung, indem bei einigen Gestalten in der Litteratur die typischen, bei andern die individuellen Züge vorherrschen.

Hier bemerken wir nun bedeutsame Unterschiede in dem Verhältnis der verschiedenen Litteraturgattungen zu dem Typischen und dem Individuellen, Unterschiede, die in dem Wesen der einzelnen Litteraturgattungen begründet sind: die typischen Gestalten überwiegen in den Litteraturgattungen, die das Leben des gewöhnlichen Durchschnittsmenschen zum Gegenstande haben, also im sogenannten „bürgerlichen"[1]) Drama, im „bürgerlichen" Epos und Roman. Ganz besonders wichtig sind die Typen für alle Zweige der komischen Litteratur, soweit diese das Alltagsleben behandelt. In den Dichtungen aber, die sich auf geschichtlicher Grundlage aufbauen, also im geschichtlichen Drama, im Heldenepos und im geschichtlichen Roman, sind die Individuen in der Mehrzahl. Weil die Sage nichts anderes ist, als die sich in dichterische Formen kleidende Geschichtsauffassung eines noch in den Anfängen der Kultur steckenden ganzen Volkes, oder, in späterer Zeit, auf höherer Kulturstufe, nur der naiv denkenden und empfindenden unteren Volksschichten, sind auch die in der Litteratur auftretenden sagenhaften Persönlichkeiten eher zu den Individuen als zu den Typen zu rechnen.

Die Ursachen für dies Überwiegen der Typen einerseits, der Individuen anderseits sind leicht aufzudecken. Als Helden der Dichtungen, die ihre Stoffe der geschichtlichen Überlieferung entnehmen, werden meistens die großen Gestalten der Geschichte verwandt. An einer großen Persönlichkeit interessiert uns aber gerade das Individuelle, teils weil dieses gerade sie vom Durchschnittsmenschen unterscheidet und den Kern ihrer Größe ausmacht, teils weil auch das, was an ihr gewöhnlich und unbedeutend ist, durch den Glanz, der von der ganzen Persönlichkeit ausstrahlt, mitverklärt, durch die mächtige Wirkung der gesamten Persönlichkeit in eine höhere Sphäre emporgerückt wird. Umgekehrt interessiert uns der Alltagsmensch als Individuum gar nicht; nur diejenigen Seiten seines Wesens ziehen unsere Aufmerksamkeit an, in denen wir irgend eine Beziehung auf eine Allgemeinheit entdecken können, also, mit andern Worten, an einem unbedeutenden Menschen sind nur die typischen, nicht die individuellen Eigenschaften allgemeiner Beachtung wert.

---

1) Ich gebrauche hier den Ausdruck „bürgerlich" in Ermangelung eines besseren, weil er sich einmal in der Litteraturgeschichte eingebürgert hat, und bemerke dabei nur ausdrücklich, daß ich damit nicht nur das Leben der mittleren und unteren Stände, sondern das Alltagsleben der Durchschnittsmenschen überhaupt, also auch der oberen Gesellschaftsklassen, bezeichnen will.

Auch der kleinste Zug aus Bismarcks Leben, jedes Wort, das er spricht, und jede wenn auch noch so alltägliche Handlung, die er vornimmt, wird in der Presse ausführlich berichtet; alle Schilderungen, die mit seiner wuchtigen Persönlichkeit in Zusammenhang stehen, dürfen sicher sein, ein millionenfaches Lesepublikum zu finden. Ein gewöhnlicher, den Durchschnitt in keiner Weise überragender Tagelöhner wird hingegen die Aufmerksamkeit weiterer Kreise kaum in irgend einer andern Hinsicht fesseln können, als insofern er sich als sozialer Typus auffassen und verwerten läßt.

Im Alltagsleben sind es gerade die Fehler und Schwächen des einzelnen Menschen, die sich am ehesten und leichtesten auf eine Allgemeinheit beziehen lassen; gerade diese fallen dem Betrachter des großen menschlichen Ameisenhaufens als hervorstechendste gemeinsame Eigentümlichkeiten all der vielen Einzelwesen zuerst und am stärksten auf. Die menschlichen Fehler und Schwächen eignen sich so ganz besonders zu einer typischen Behandlung. Kein Wunder, daß gerade der Zweig der Litteratur, der alle jene Fehler und Schwächen zum Gegenstande hat, sie entweder mit bitterem Spotte geißelt, oder sich mit gutmütigem Humor über sie lustig macht, kein Wunder, daß gerade die komische Litteratur an typischen Gestalten am reichsten ist.

Aus dem Obigen läßt sich nun die durch Erfahrung gewonnene Regel aufstellen, daß der dramatische, epische, oder Romanheld, wenn eine bedeutende Persönlichkeit in ihm dargestellt werden soll, möglichst reich mit individuellen Zügen ausgestattet sein muß, um eine starke Wirkung auszuüben. In den Zweigen der dramatischen und epischen Dichtung aber, die ihre Stoffe aus dem bürgerlichen und Volksleben schöpfen, ganz besonders in der komischen Litteratur, soweit ihre Gestalten dem alltäglichen Leben abgelauscht sind, sind die typischen Charaktere am wirksamsten. Hier soll oder darf das Typische über das Individuelle überwiegen; die feine Kunst des Dichters zeigt sich aber gerade hier in der richtigen Mischung beider Elemente, da der Typus einen Zusatz von individuellen Zügen, wie schon hervorgehoben wurde, bis zu einem gewissen Grade nicht entbehren kann, um den Eindruck der frischen Lebendigkeit, der Persönlichkeit mit Fleisch und Blut, zu erwecken.[1])

Der Bösewicht war in der englischen Litteratur vor Shakspere eine durchaus typische Gestalt. Es ist eine psychologisch merkwürdige Thatsache, daß unsere abendländischen Kulturvölker das Schlechte so gern

1) Ein anderes Mittel, Einförmigkeit in der Gestaltung gleichartiger Typen zu vermeiden, ist ihre möglichst mannigfaltige Spaltung und Scheidung in Unterarten, wobei die verschiedensten Gesichtspunkte und Einteilungsgründe von mehr oder weniger nebensächlicher Bedeutung in Betracht kommen können.

mit dem Fluch des Lächerlichen umkleiden. Es liegt offenbar ein gewisser Trost für die arme, durch das Bewußtsein von Sünde und Schuld bedrückte und gequälte Menschenseele darin, sich über all dies Elend mit überlegenem Humor hinwegzusetzen, indem man die Figur, die nach christlicher Auffassung die Personifikation und zugleich der Urheber alles Bösen in der Welt ist, mit Spott und Hohn übergießt. So macht der Teufel in der mittelalterlichen Litteratur des Abendlandes fast immer einen durchaus lächerlichen Eindruck. Man braucht nur in unsere deutschen Volksmärchen einen Blick zu werfen, um zu sehen, wie häufig er überlistet wird und in die Klemme gerät. Aus solchen Vorstellungen stammen noch heute übliche Ausdrücke, wie „armer Teufel", „dummer Teufel" u. s. w. Und seinem ständigen Begleiter in den englischen „Moralitäten", dem „Laster" (Vice) haftet die Eigenschaft der Lächerlichkeit noch viel mehr, und zwar in so hohem Grade an, daß er allmählich vollständig zum Hauptträger der Komik, zur lustigen Person des Stückes, und Vice schließlich mit Clown und Narr gleichbedeutend wird. Erst Shakspere hat in seinem Richard III. den Bösewicht zu einem Helden nach der schlechten Seite umgestaltet, und ihn zugleich mit feinem Verständnis für die einem Helden zukommenden Eigenschaften so reich mit individuellen Zügen versehen, daß wir diesen Richard III. wohl als den bedeutendsten Bösewicht aller Litteraturen ansehen dürfen. Wie der Held nicht als Typus gezeichnet werden darf, so ist auch der Bösewicht, der ja nur eine besondere Art Held ist, nicht als Typus darzustellen; denn ebenso wie es zu wenig ist, wenn wir von einer dichterischen Gestalt weiter nichts sagen können, als daß sie ein Held ist, so ist auch der bloße Bösewicht ohne individuelle Eigentümlichkeiten zu blaß und farblos, um einer starken und nachhaltigen Wirkung fähig zu sein. Von diesem Standpunkt aus muß ein Franz Moor, der als einer der beiden Haupthelden der „Räuber" zugleich als Charakter der Gegenpol des andern ist, verworfen werden, eben weil er weiter nichts als ein Bösewicht und zu sehr Typus ist. Einen ähnlichen Einwand können wir gegen die Gestalt des Jago im „Othello" erheben, obgleich dieser nicht eigentlich als Hauptheld anzusehen ist. Andere Gestalten verwandter Art sind als Mischungen von Held und Typus aufzufassen; so ist Shylock zugleich Bösewicht und Rassentypus.

Als das hervorragendste Beispiel eines tragischen Helden, der durchaus Individuum ist, wäre vor allem Hamlet zu nennen. Und zwar ist dieser so reich mit individuellen Zügen ausgestattet, daß sein Wesen fast unergründlich und unerschöpflich scheint, daß die Auffassung seines Charakters je nach dem individuellen Standpunkte des Beurteilers auch ganz individuell verschieden zu sein pflegt. Der Begriff des Individuums

ist reicher an Inhalt, der Begriff des Typus reicher an Umfang in logischem Sinne. So muß das Individuum als verwickelter einzelner Organismus einer viel mannigfaltigeren und verschiedenartigeren Beurteilung unterliegen als der allgemeinere, leichter verständliche Typus.

Als Beispiel eines bedeutenden Typus im Charakter- und Sittenlustspiel, das gegenüber der bloßen Situationskomik der Posse oder des Lustspiels niederer Art den Gipfel dramatischer Komik bezeichnet, sei Tartuffe angeführt, der berühmteste Typus eines Heuchlers in allen Litteraturen. Sein Wesen erscheint zwar durch Ort und Zeit begrenzt, denn er ist nicht schlechthin Heuchler, sondern ein echt französischer Heuchler, und noch dazu ein Heuchler, wie er nur in der Zeit Ludwigs XIV. denkbar ist, und doch enthält dieser Heuchlertypus soviel allgemein menschliche Züge, daß er auch außerhalb Frankreichs und noch heutzutage eine sprichwörtliche Bedeutung besitzt. Bekanntestes Beispiel eines englischen Heuchlers ist Pecksniff in Dickens' Roman „Martin Chuzzlewit", ein rein englischer unserer Zeit angehörender Typus. Da es einen modernen Heuchlertypus außer in der englischen Litteratur kaum giebt, so läßt sich annehmen, daß nur in England die Heuchelei sich gegenwärtig noch der Mühe lohne. Aus den Verschiedenheiten in den Heuchlertypen eines Tartuffe und eines Pecksniff lernen wir, daß ein allgemeiner Typus, wie schon mehrfach angedeutet wurde, wieder nach Zeit, Ort und andern Umständen in zahlreiche Unterarten zerfallen kann. So ergiebt sich für jeden Typus eine unendliche Fülle von in Besonderheiten sich unterscheidenden Erscheinungsformen.

Während in den Trauer- und Schauspielen, deren Mittelpunkt ein Held bildet, die Verwickelung dadurch geschieht, daß dieser Held gerade infolge seiner Heldennatur mit feindlichen Mächten in Widerstreit gerät, die der freien Entfaltung und Bethätigung seiner kraftvollen Individualität hinderlich sind, dreht sich die Handlung des „bürgerlichen" Dramas nicht um einen Helden im eigentlichen Sinne, und überhaupt nicht um einzelne Individuen als solche; hier sind es meistens die großen sozialen Gegensätze ganzer Gesellschaftsschichten, die aufeinander platzen, wie z. B. in Schillers „Kabale und Liebe", Standesvorurteile, oder Verschiedenheiten der Weltanschauung, die die Verwickelung herbeiführen. Daraus folgt, daß die Gestalten des „bürgerlichen" Dramas nicht Individuen, sondern Typen sein müssen, typische Vertreter eines bestimmten Standes oder Berufes, oder einer bestimmten Geistesrichtung. So ist z. B. der alte „Stadtmusikant Miller" in „Kabale und Liebe" ein wohlgelungener Typus eines ehrlichen braven Mannes aus dem Bürgerstande, der als solcher zum Opfer aristokratischer Anmaßung und Willkür wird. Der Konsul Bernick in Ibsens „Stützen der Gesellschaft" ist ein typischer Vertreter der sogenannten „guten Gesellschaft".

Umgekehrt im geschichtlichen Lustspiel. Hier, wie im geschichtlichen Drama und Roman überhaupt, dürfen zwar die Nebenpersonen mehr skizziert als sorgfältig gezeichnet, eher Typen als Individuen sein. Als Nebenpersonen nehmen sie unser Interesse weniger in Anspruch, und wenn es nicht erfundene, sondern wirklich geschichtliche Gestalten sind, so sind doch ihre Namen weniger wegen ihrer eigenen Bedeutung, als durch zufällige Umstände der Nachwelt überliefert; sie sind nicht hervorragend genug, um ihr geschichtliches Charakterbild dauernd vor dem alle scharfen Umrisse verwischenden Staube der Vergessenheit zu bewahren. Sie sind, mit einem Worte, keine Helden.[1]) Aber die Hauptträger der Handlung im geschichtlichen Lustspiel dürfen keine Typen sein. Ein Typus ist ja, wie ich schon klar gezeigt zu haben glaube, niemals das Abbild einer einzelnen Person, sondern einer ganzen Gattung von Menschen. Jene Hauptpersonen wenigstens müssen Individuen sein; denn sie besitzen ja, wenn sie auch komische Züge an sich tragen mögen, doch die Eigenschaften, die den Helden ausmachen; außerdem bietet die Geschichte in den meisten Fällen so reichlichen Stoff für die Beurteilung ihres Wesens und ihrer Eigenart, daß der Dichter sich leicht aus der Geschichte selbst ein deutliches Bild von ihrer Persönlichkeit machen kann. Als passendes Beispiel eines Helden im geschichtlichen Lustspiel sei der König Friedrich Wilhelm I. von Preußen in Gutzkows „Zopf und Schwert" genannt, dieser gutmütig polternde Soldatenkönig, der durch und durch originelles knorriges Individuum ist; denn ein Original ist stets durchaus Individuum, niemals Typus; der so komisch und dabei doch nicht lächerlich ist; denn sonst wäre er eben kein Held.

Der Unterschied zwischen der typischen und der individuellen Behandlung fällt uns besonders drastisch in die Augen, wenn wir, „Wallensteins Lager" einerseits mit den „Piccolomini" und „Wallensteins Tod" anderseits vergleichen. Dort das Alltagsleben des Kriegslagers, nicht ohne Beimischung von komischen Zügen, das buntbewegte Leben und Treiben der gemeinen Soldaten; hier die lange Reihe ihrer Führer,

1) Das Vorwiegen individueller Züge knüpft sich natürlich nicht an die der Geschichte entnommene Dichtung an sich, sondern, wie ich nochmals nachdrücklich hervorhebe, nur insoweit diese eine große Persönlichkeit, eine Heldennatur schildert. Daher kann das Individuelle auch ebenso wohl bei Gestalten hervortreten, die dem unmittelbaren Leben entlehnt, oder frei erfunden sind, wenn wir nur diese Gestalten als Helden aufzufassen haben. Solche frei erfundene Gestalten, freilich ohne eine sehr plastische Charakterzeichnung, sind z. B. die beiden feindlichen Brüder Don Manuel und Don Cesar in Schillers „Braut von Messina". Ganz entsprechend haben auch die typischen Gestalten nicht in der „bürgerlichen" Dichtung, oder in der komischen Litteratur als solcher ihren Platz, sondern nur in den Arten dieser Litteraturgattungen, und überhaupt in jeder Dichtungsart, in der Alltagsmenschen vorkommen.

geschichtlich bekannter Persönlichkeiten, die als Freunde oder Feinde sich um die alle überragende Gestalt des Haupthelden gruppieren. So zeugt es von Schillers dichterischem Feingefühl, daß jeder einzelne Soldat des „Lagers" das volksmäßige Abbild seines Truppenführers ist, die Soldaten also den individuellen Hauptcharakteren in den beiden andern Stücken nachgebildete Typen sind. Auch die andern Personen des „Lagers" neben den Soldaten, der Bauer, der Bürger und der Kapuziner, sind, wie schon aus diesen allgemeinen Bezeichnungen selbst hervorgeht, durchaus typische Vertreter ihrer Stände. In den „Piccolomini" und in „Wallensteins Tod" aber, deren Gestalten der Geschichte entlehnt sind, überwiegen selbstverständlich die Individuen. So steht das „Lager" zu den beiden übrigen Teilen der Wallenstein-Trilogie, auch was das Typische und das Individuelle betrifft, in ähnlichem Verhältnis, wie das „bürgerliche" zum geschichtlichen Drama.

Ganz entsprechend verhält sich auch das Heldenepos zum bürgerlichen Epos. Auch im Heldenepos begegnen uns vorherrschend Individuen; durchaus als solche sind die homerischen Helden Achilles, Odysseus u.s.w. aufzufassen, obwohl Nestor eher als typischer Vertreter des weisen Alters gelten könnte. Ähnlich sind auch die Helden der „Nibelungen", Siegfried, Hagen, Günther und Gestalten wie Aeneas, Parzival u. a. zu beurteilen. Die Helden der großen Volks- und Kunstepen sind also meist als Individuen anzusehen, wenn auch oft die noch ungeübte Kunst der alten Zeit eine scharfe lebendige individuelle Charakterisierung vermissen läßt, und wenn auch, besonders im Volksepos, der Schwerpunkt nicht in den Charakteren, sondern in den Ereignissen liegt. Das „bürgerliche" Epos jedoch, als dessen herrliches Muster Goethes „Hermann und Dorothea" zu nennen wäre, erfordert seiner Natur nach vorwiegend typische Gestalten. Der Wirt zum Goldenen Löwen und seine Gattin in dem genannten Epos sind z. B. typische Vertreter des gemütvollen kleinbürgerlichen deutschen Lebens, und zugleich ein typisches Eltern- und Ehepaar. Die strenge und leicht aufbrausende Gemütsart des Vaters steht hierbei zu der sanften, versöhnenden und vermittelnden Natur der Mutter in schönem Gegensatz. So sind die sonst gleichartigen Typen des Vaters und der Mutter als Geschlechtstypen von einander gesondert. Dies ist auch insofern lehrreich, als wir daraus ersehen können, daß nicht nur ein einheitlicher Typus, wie der oben erwähnte des Heuchlers, sich in mehrere Unterabteilungen zergliedern läßt, sondern daß auch in einer einzigen Persönlichkeit mehrere Typen zugleich vereinigt werden können. Ähnlich sind auch der Pfarrer und der Apotheker in „Hermann und Dorothea" nicht allein als Berufstypen neben einander, sondern zugleich auch als Charaktertypen einander gegenüber gestellt.

Die Gestalten vieler mittelalterlichen Ritterepen nehmen eine Mittelstufe zwischen Individuum und Typus ein. Persönlichkeiten wie Erek und Iwein bei Hartmann von Aue, oder Willehalm bei Wolfram von Eschenbach lassen sich als eine Art Zwitterwesen, halb als Helden im eigentlichen Sinne, halb als typische Vertreter des Rittertums auffassen.

Als Beispiel einer feinen individuellen Charakteristik im geschichtlichen Roman führe ich die meisterhaft gezeichnete Gestalt des Königs Ludwig XI. von Frankreich in Walter Scotts Roman „Quentin Durward" an. In der Persönlichkeit dieses Königs wird uns ein Charakter vor die Augen gestellt, dessen geistige Überlegenheit über seine Umgebung gerade in dem unköniglichen, geradezu ärmlichen Gewande, in dem der König aufzutreten liebt, nur um so schärfer hervortritt. Er ist reich an abstoßenden und widerwärtigen Zügen, oft kleinlich, und doch groß genug, um das Hauptinteresse des Romans in seiner Person wie in einem Brennpunkt zu vereinigen.

Es giebt auch eine andere Art von geschichtlichen Romanen, worin der Dichter nicht an bestimmte Persönlichkeiten der Geschichte anknüpft, sondern es ihm hauptsächlich darum zu thun ist, uns überhaupt ein wahres und getreues Kultur- und Sittenbild der betreffenden Zeit darzubieten, wobei die Personen, deren Schicksale erzählt werden, auch ganz frei erfundene Gestalten sein können. Bei dieser Art des geschichtlichen Romans, die eine Brücke zwischen dem eigentlich geschichtlichen und dem „bürgerlichen" Roman bildet, ist auch eine typische Behandlung der einzelnen Personen möglich, und zwar desto eher, je mehr die einzelnen Teile des Romans den Charakter von geschichtlichen Genrebildern annehmen. Hierbei kann man die frei erfundenen Gestalten als zur bloßen Staffierung dienende typische Vertreter ihrer Zeit auffassen. Einzelne Teile von Gustav Freytags „Ahnen" glaube ich zu dieser Romanart rechnen zu dürfen.

Daß im „bürgerlichen" Roman die typischen Gestalten vorwiegen, sehen wir am besten an einem so ausgezeichneten Werke wie Freytags „Soll und Haben". Hier erblicken wir eine bunte Menge von durchaus typischen Charakteren; der deutsche Kaufmannsstand einer Provinzstadt von mittlerer Größe wird uns in einer Reihe von typischen und dabei unter sich mannigfaltig gegliederten Vertretern vorgeführt; und auch die Herren Ehrenthal, Veitel Itzig u. s. w. verdienen es, als wohlgetroffene Typen des „auserwählten" Volkes bezeichnet zu werden. Zur Vergleichung und als Gegenbild sei hier der in der Gestalt des Mr. Dombey in Dickens Roman „Dombey und Sohn" dargestellte Typus eines englischen Kaufmanns herangezogen, des stolzen,

hochmütigen, auf seinen Reichtum pochenden Großkaufmanns der Londoner City.

Je mehr ein Typus allgemein menschliche Züge enthält, je weniger er in seiner allgemeinen Bedeutung durch rein zeitliche oder örtliche Züge beschränkt ist, desto länger erhält er sich, ohne zu welken oder zu verblassen, auch in der Nachwelt. Shakspere zeigt sich uns nur in einigen komischen Typen seiner frühesten Jugenddramen noch ganz in dem engen Gesichtskreis des damaligen Englands befangen. Eine Gestalt wie der Spanier Don Adriano de Armado in der „Verlornen Liebesmüh“, ein Vertreter des sogenannten „Euphuismus“, jenes gezierten schwülstigen Stils, der sich, von dem „Marinismus“ der Italiener ausgehend, damals in der englischen Litteratur breit machte, kann in unseren Tagen kein objektives Interesse mehr in Anspruch nehmen, sondern nur als satirischer Typus einer Modethorheit in der Geschichte der Geschmacksverirrungen einen Platz finden. Später hat sich Shakspere aus den Anschauungen seiner Zeit und seines Vaterlandes zu den höchsten Gebilden der dramatischen Kunst durchgerungen. Sein berühmter Zeitgenosse Ben Jonson blieb jedoch als Dramatiker zeitlebens an der heimatlichen Scholle kleben; seine damals so hoch angesehenen Werke sind für uns ungenießbar, weil ihre unzähligen zeitlichen und örtlichen Anspielungen ohne einen ausführlichen Kommentar unverständlich sind, und so einen reinen ästhetischen Genuß unmöglich machen. Er war zwar ein sehr witziger und scharfer Satiriker, aber ihm fehlten die Schwingen des Genius, die einen Shakspere zu der erhabenen Sphäre reiner Menschlichkeit emporgetragen haben.

Daß auch rein äußere Umstände einen bedeutenden Einfluß auf die Entstehung und Entwickelung von Typen ausüben können, sehen wir an den stehenden Charaktermasken der mittleren und neueren attischen und der römischen Komödie, die die Ausbildung von festen komischen Typen zur unabweislichen Folge hatten. Diese stehenden Masken des Altertums haben sich nicht nur in ununterbrochener Kette in den typischen Gestalten der heutigen italienischen Volkskomödie, dem Harlekin, Policinell u. s. w. fortgesetzt, sondern auch durch das Bindeglied des Humanismus sehr befruchtend an der Ausbildung des kunstmäßigen Lustspiels unserer modernen Kulturvölker mitgewirkt.

Von den erwähnten vier Hauptquellen für alle in der Litteratur begegnenden Gestalten kommen Geschichte und, in größerem oder geringerem Zusatz, eigene Erfindungsgabe des Dichters, vorzugsweise für die Individuen in Betracht, soweit es hier überhaupt möglich ist, Grenzen zu ziehen; für die Typen dagegen sind das unmittelbare Leben und

litterarische Vorbilder von größerer Wichtigkeit.[1]) Die meisten Typen entsprechen nicht allein, mit mehr oder weniger Ähnlichkeit, irgend einer im wirklichen Leben vorkommenden Menschengattung, sondern haben zugleich gewisse fest überlieferte Züge an sich, die sich durch Nachahmung forterben.

Je mehr ein Typus sich mit seinen im wirklichen Leben vorhandenen Originalen, der Gattung Menschen, die er darstellen soll, deckt, je mehr wir ihn als naturgetreu und lebenswahr empfinden, desto mächtiger ist seine Wirkung auf uns. Oft wird durch einen glücklichen Griff ins volle Leben ein neuer Typus geschaffen, und wenn es seinem Schöpfer gelingt, dem neuen Stoff auch eine recht kräftige in die Augen fallende Form zu geben, so kann er eines großen Erfolges sicher sein. Aber gerade der Erfolg lockt die Nachahmer an, wie das Licht die Motten. Jede litterarische Neuschöpfung, die einen bedeutenden Erfolg erlebt hat, pflegt eine Zeit lang unermüdlich, mit mehr oder weniger Geschick, oft ganz blindlings, nachgeahmt zu werden. Die Nachtreter betreiben ihr Handwerk gewöhnlich noch immer mit großem Eifer, wenn der betreffende Typus unterdessen schon längst veraltet ist und die ihm im Leben entsprechenden Originale überhaupt nicht mehr vorkommen. Während das Leben seine Formen ewig wechselt und umgestaltet, hält also der Typus in der Litteratur nicht Schritt mit diesen Veränderungen, er hat eine längere Dauer als seine Originale; wir bemerken, daß die blinde Nachahmung älterer Vorbilder ihn in eine gewisse Erstarrung der Formen verfallen läßt. Eine solche Erstarrung muß ja in jeder Kunst unvermeidlich eintreten, die nicht unmittelbar nach der Natur schafft und nicht immer wieder auf diese zurückgreift. Nur eine stets erneute Vergleichung mit dem Leben und mit der Natur der Originale, beständige Anpassung an die ewig neuen Lebensformen, kann die Typen vor der ihnen so leicht drohenden Erstarrung bewahren. Außerdem dürfen wir nicht vergessen, daß die Typen schon ihrem Wesen nach zu einer gewissen Einförmigkeit und Gleichartigkeit ihrer Formen neigen, weil auch im Leben selbst immer dieselben Typen wiederkehren. So können sich auch sehr ähnliche Typen ganz unbeeinflußt und unabhängig von einander herausbilden, wie wir dies z. B. besonders an den überraschenden Übereinstimmungen der Typen des indischen Dramas und Shakspeares beobachten.

---

1) Es kann allerdings auch ein hervorragendes Individuum aus dem Leben der unmittelbaren Gegenwart dichterisch behandelt werden, aber einem solchen Individuum müssen wir dann jedenfalls auch geschichtliche Bedeutung zuschreiben. Ein solcher Fall würde z. B. vorliegen, wenn jemand Bismarcks Persönlichkeit jetzt dichterisch verwerten wollte. Dieser Fall ist also nur scheinbar eine Ausnahme.

Der Typus des zerstreuten Professors in den „Fliegenden Blättern" ist durchaus nicht mehr das getreue Abbild des heutigen deutschen Gelehrten. Jener Typus stammt aus einer längst vergangenen Zeit, wo der deutsche Universitätsprofessor noch in kärglichen Geldverhältnissen und in weltfremder Abgeschiedenheit nur seinen Büchern lebte, und für die praktischen Bedürfnisse der Außenwelt kein Verständnis hatte. Der Professor der Gegenwart lebt meist in behaglichen Vermögensumständen, schon deshalb, weil unsere akademische Laufbahn heutzutage für den minder Bemittelten so gut wie verschlossen ist. Diese veränderten äußeren Verhältnisse haben dem heutigen Professor auch in den meisten andern Beziehungen ein neues Gepräge gegeben, ihn vielfach zum gewandten Weltmann umgebildet, und wenn die Zerstreutheit unter unserem Gelehrtentum auch jetzt noch immer, besonders unter den Vertretern der rein theoretischen, abseits vom praktischen Leben liegenden Wissenschaften, häufig genug sein mag, so ist sie doch keineswegs mehr der hervorstechendste Zug im Wesen des heutigen deutschen Professors. Mindestens einseitig wird auch in unsern Witzblättern, die für die komischen Typen des Alltagslebens die willkommenste Heimstätte darbieten, der deutsche Student aufgefaßt. Nicht nur der ewig durstige, jeden anrempelnde Bummler ist ein dankbarer komischer Typus des deutschen Studententums, sondern ebenso auch der beständig „ochsende", vor seinem Professor kriechende Streber, den die Witzblätter nicht kennen, und den der sich in der Neuzeit immer mehr verschärfende Kampf ums Dasein doch leider nicht mehr so ganz selten hervorbringt. In welcher Weise der unglückselige Typus der bösen Schwiegermutter in unzähligen gleichartigen Witzen noch immer totgeritten wird, das ist schon oft rügend erörtert worden.

Aus meinen Ausführungen ergiebt sich der merkwürdige Widerspruch, daß der realistische Dichter es im allgemeinen mehr mit den eigentlich doch abstrakteren Typen zu thun hat, während die konkreteren Individuen eher im Bereich gerade des idealistischen Dichters liegen. Doch dürfen wir einen solchen Satz natürlich nur unter Vorbehalt aussprechen. Außerdem ist, wie schon betont wurde, nur der absolute Typus der Theorie rein abstrakt. Die in der Litteratur wirklich vorkommenden Typen erhalten einen konkreteren Inhalt durch eine Beimischung individueller Bestandteile, oder dadurch, daß sie nach verschiedenen Gesichtspunkten in unzählige Unterarten zerlegt werden können. Und umgekehrt entfernen sich die Individuen oft von ihrer ursprünglichen Konkretheit, indem sie durch Idealisierung Veränderungen erfahren. So findet von beiden Seiten eine Art Ausgleich statt, die beiden Endpole schließen sich im Kreise wieder zusammen, und jener Widerspruch verliert seine anfangs

so auffallende Sonderbarkeit. Gerade die bekanntesten Typen der Litteratur sind auch an individuellen Eigentümlichkeiten besonders reich. So ist z. B. der berühmteste aller Prahlhänse, Falstaff, durchaus nicht schlechthin Prahlhans, sondern eine Mischung von Prahlhans und originellem Individuum. Hingegen können wir die größten Individuen aller Litteraturen, Hamlet und Faust, jenen in seinem tiefsinnigen Grübeln über die Rätsel des Daseins, diesem in seinem unablässigen Streben nach vollkommener innerer Befriedigung, auch als typische Vertreter der gesamten Menschheit auffassen.

---

## Zur Tellkritik.

Von Rudolf Bocksch in Greifswald.

1.

Im folgenden will ich es unternehmen, eine der Hauptschwierigkeiten hinwegzuräumen, die man bisher im Schillerschen Tell gefunden hat. Die Angriffe, die sich möglicherweise gegen meine Erklärung erheben werden, fürchte ich keineswegs; im Gegenteil, ich hoffe, daß sie kommen werden, damit ich durch meine Entgegnungen die Sache, um die es sich handelt, noch mehr aufklären kann.

Ich knüpfe an Bellermann[1]) an. Bei seiner Untersuchung über den Zusammenhang der Tellhandlung nach der Apfelschußscene mit der Schweizerhandlung heißt es folgendermaßen: „Oder ist vielleicht die Verknüpfung so zu denken: Durch das Schicksal Tells wird das Ziel der Rütliverschwörung nicht vereitelt, sondern nur früher zum Ausbruch gebracht. Der Dichter zeigt uns erst die gewitterschwere Stimmung, gleichsam den Zündstoff, das Pulverfaß, und dann den Funken, der einschlägt? — Ja, wenn es nur so wäre! Es ist aber leider anders. Man stelle sich nur folgenden Verlauf vor: Der Rütlibund sei geschlossen; nun geschehe die Gewaltthat, die alles empört, und infolgedessen schwölle die allgemeine Wut so an, daß die Wartezeit, die damals beschlossen war, jetzt einfach umgestoßen würde. Während dann die Landleute in höchster Aufregung sich zusammenscharten und die Gärung immer drohender anwüchse, einige schon zur Wehr griffen, um die Burgen zu stürmen und Tell aus seinem Kerker zu reißen, schlüge plötzlich in den allgemeinen Aufruhr die Nachricht von seiner Befreiung und Geßlers Tod hinein. Er selbst erschiene etwa, und in mächtigem Ansturme würden nun die Sitze der Tyrannen zerstört, das Land befreit. Dann wären beide Handlungen in wirksamer und verständlicher Weise verknüpft,

1) Schillers Dramen II, S. 428 flg.

und es würde wenigstens vom Einsetzen der Tellhandlung an volle Einheit vorhanden sein."

Man wird zugeben, es hört sich dies alles sehr verlockend an. Dennoch muß ich widersprechen. Zunächst wäre auf diese Weise der Charakter Tells zerstört worden; Tell hätte zu seiner Beschämung gestehen müssen, daß doch der Starke nicht am mächtigsten allein sei, sondern daß er sich mit den Schwachen verbinden müsse. Wir hätten dann also eine Entwicklung im Charakter des Helden gehabt, die ihm in unseren Augen in diesem Falle nicht zum Vorteil gereicht hätte. Ferner ist nach der Apfelschußscene die Vernichtung des furchtbaren Geßler jedenfalls das Höchste, den Eindruck hat jetzt jeder Zuschauer, und die Erstürmung der Burgen und die Verjagung des einen Landenberg steht an Bedeutung entschieden hinter der Vernichtung jenes fürchterlichen Mannes zurück. Tell hätte, nachdem er das Größte vollbracht, die Bewältigung einer, wenigstens dramatisch, minderwertigen Aufgabe übernommen; eine Steigerung in der Bewunderung dieses Mannes war also auf solche Weise in unseren Augen nicht mehr möglich, und wenn man jenen von mir zuerst hervorgehobenen Punkt dazunimmt, muß diese Bethätigung Tells erst recht an dramatischer Wirksamkeit verlieren. Endlich rein äußerlich werden wir bekennen müssen, daß, wenn die Weiterführung der Handlung in der von Bellermann angegebenen Weise möglich gewesen wäre, Schiller sicherlich so verfahren wäre; denn dazu liegt der Vorschlag Bellermanns doch zu nahe, als daß ein so geschickt kombinierender Kopf wie Schiller auf ihn nicht geraten sein sollte.

Aber die Hauptsache. Diese besteht doch schließlich immer darin, daß wir in den Sinn des Dichtwerks selbst, wie es da vor uns steht, einzudringen und die Intentionen seines Schöpfers zu erforschen und gründlich nachzudenken uns bemühen.

Bei der Abführung Tells hat sich aller anwesenden Landleute ein dumpfer Schmerz bemächtigt. Diese Naturmenschen haben den ungeheuren Schmerz des Vaters alle mitgelitten, mit einer viel größeren Innerlichkeit als andere Sterbliche, die sich kultivierter nennen. Der Schweizer, so schildert ihn uns der Dichter, ist kein Held; hochfliegende Pläne, bewußtes Ringen nach einer Idee ist seine Sache nicht. Die Welt außerhalb seiner Berge ist ihm ein Großes, Ungeheures, vor dem er zurückschreckt, ein mächtiges Fremdes, das ihm nicht zugehört und für das er, wie er sich bewußt ist, kein Verständnis hat. So steht ihm der Vogt, der Vertreter des großen, mächtigen, dort draußen hinter den Bergen alles beherrschenden Kaisers, als ein großer, gebietender Fremder gegenüber, vor dem er Scheu hat als vor einem Stück Welt, das er nicht versteht, zu dem er nicht hinan- und hinaufreicht.

Dies muß man feſthalten, um auch das beſcheidene, ja demütige Benehmen Tells dem Vogte gegenüber zu verſtehen, ein Benehmen, an dem ſich mit Unrecht die Kritiker geſtoßen haben.

Dieſem ihrem Charakter gemäß iſt nun auch das Auftreten der Schweizer in der Apfelſchußſcene, und zwar die ganze Scene hindurch bis zum Schluß. Auch als Geßler ſchon weggeritten iſt, ſtehen ſie noch unter dem Eindruck dieſer grimmig=gewaltigen Herrſchergeſtalt, aus deren Munde ſie ſoeben die furchtbaren Worte hören mußten:

„Rebellen ſeid ihr alle gegen Kaiſers<br>
Gericht und nährt verwegene Empörung.<br>
Ich kenn' euch alle, ich durchſchau' euch ganz.<br>
Den nehm' ich jetzt heraus aus eurer Mitte,<br>
Doch alle ſeid ihr teilhaft ſeiner Schuld.<br>
Wer klug iſt, lerne ſchweigen und gehorchen!"

Wie hätte Geßler es wagen dürfen oder wie hätte er ſo unvernünftig ſein dürfen, ſolche Worte zu gebrauchen, wenn er ein politiſch gebildetes Volk vor ſich gehabt hätte? „Ein harmlos Volk von Hirten" nennt es Attinghauſen; „ein Volk, das fromm die Herde weidet", wird es vom Dichter an einer anderen Stelle ſeiner Werke genannt. Noch niemals iſt es in der Geſchichte ſelbſtthätig handelnd aufgetreten, es hat noch mit niemand einen Krieg geführt. Attinghauſen freilich weiß es, welche Kraft in ihm ſchlummert, aber es ſelbſt hat davon kein Bewußtſein. Dieſer idylliſche Charakter war es wohl auch geweſen, der einſt Goethe an dieſem Volke ſo angeſprochen hatte, daß er faſt ein Epos „Wilhelm Tell" geſchrieben hätte, bald nach ſeinem Hermann. Und dieſen Charakter hat nun Schiller mit größter Peinlichkeit feſtgehalten. Ein ſolches Volk vermag politiſch nur aus Notwehr zu handeln; ein anderes Auftreten ſteht mit ſeinem Charakter in Widerſpruch. Auch Rache iſt ihm eigentlich fremd; wenn dies Volk ſich rächt, ſo muß man eigentlich ſagen, die Natur räche ſich durch dieſes Volk; es ſelbſt dagegen iſt ſich nur bewußt, aus Notwehr zu handeln.

Dieſem Charakter nun glaubte es Schiller ſchuldig zu ſein, wenn er dies tief innerlich angelegte Volk nach der That Geßlers nicht wild ſich empören ließ — bei einem politiſch reiferen hätte er es gewiß gethan —, ſondern wenn er gerade im Gegenteil es unter dem Schrecken des ſoeben Geſehenen und Gehörten zunächſt faſt erliegen ließ.

Dazu nehme man noch den außerordentlich weſentlichen Umſtand, daß gerade ſo einfache, ſchlichte Landleute, wenn ſie einmal in feierlichſter Verſammlung etwas beſchloſſen haben, mit zäheſter Gewiſſenhaftigkeit an ſolchem Beſchluſſe feſthalten und im allgemeinen nur dann zu einer Änderung desſelben ſich verſtehen könnten, wenn ſie wieder in ebenſo feierlicher Form vollzählig zuſammenkämen und durch eine neue

Abstimmung einen anderen Beschluß festsetzten. Dies liegt, wie mir mein Gefühl sagt, durchaus in der Konsequenz des Charakters, wie ihn der Dichter bei diesem Volke in dieser Periode seiner Geschichte aufgefaßt wissen wollte. Langsam, bedächtig, förmlich ist der Mensch auf dieser Stufe der Kultur; das hat Schiller peinlichst festgehalten, und die Kritiker, die deshalb die Schweizer in diesem Drama Philister genannt und geschimpft haben, haben den Dichter und das Volk, das er uns vorführen wollte, nicht verstanden.

So, meine ich, spricht schon der Charakter der Schweizer gegen die Art, wie Bellermann die Fortführung der Handlung wünschte. Ich komme nunmehr zu weiteren Gründen.

Das Verlangen Bellermanns und der übrigen Kritiker ist, daß für das Handeln der Eidgenossen Tells Schicksal und Leiden maßgebend sei; dann wäre eine Verbindung der Handlungen vorhanden. Gesetzt nun den Fall, Schiller hätte es so eingerichtet, ich zweifle nicht, daß ihm dann die Kritik folgendes vorgeworfen hätte: „Wie? Um einen einzigen Menschen wird alles, was eine große Versammlung von 33 Männern in ernster Beratung feierlich beschlossen hat, plötzlich über den Haufen geworfen? Wozu hat dann erst der Dichter jene große Maschinerie in Bewegung gesetzt? Er wollte offenbar das Volk auf der Bühne zeigen und es patriotische Reden halten lassen, das wirkt auf das Publikum — — Theaterdichter! Und der eine Mann, der Tell, schwebte nicht einmal in unmittelbarer Gefahr; er war nur gefangen gesetzt worden, und man konnte ihn ja am Christfest befreien. Und war denn der Mann ihnen so wichtig gewesen? Auf der Rütliversammlung hatte ja doch niemand nach ihm gefragt, ja mehr noch, als einer seinen Namen erwähnte, überging man's mit Stillschweigen. Ja, wenn es noch Stauffacher oder Melchthal oder Walther Fürst gewesen wäre!"

So oder ähnlich, meine ich, würde man kritisiert haben, und meines Erachtens nicht ganz mit Unrecht; aber es ist allerdings meine Überzeugung, daß die Landleute ihren feierlich und in aller Form gefaßten Beschluß nicht deshalb umstoßen konnten, weil ein Vogt zu den bisherigen Frevelthaten eine neue hinzugefügt hatte, dazu noch eine That, bei der er nicht einmal zu seinem Ziele gelangt war, oder weil einer ihrer Landsgenossen, und wär's der geachtetste, gefangen gesetzt worden war, noch dazu mit der ausdrücklichen Versicherung, daß sein Leben nicht gefährdet sei. Gerade durch ihre Zusammenkunft auf dem Rütli war es ihnen zum Bewußtsein gekommen, daß der einzelne zurückzustehen habe vor der Allgemeinheit, und gerade die allerletzten Worte, die auf jener Versammlung waren gesprochen worden, Stauffachers, hatten sich um diesen Punkt gedreht:

„Was noch bis dahin muß erduldet werden,
Erduldet's! Laßt die Rechnung der Tyrannen
Anwachſen, bis ein Tag die allgemeine
Und die beſondere Schuld auf einmal zahlt.
Bezähme jeder die gerechte Wut
Und ſpare für das Ganze ſeine Rache!“

Dies kann doch unmöglich in den Wind geſprochen ſein; ſo ſchreibt man doch kein Drama.

Ferner ſchlägt ſich bis zu einem gewiſſen Grade Bellermann ſelber. An einer andern Stelle[1]) behauptet er nämlich, daß, wenn der Landvogt ihn nach dem geglückten Schuſſe ruhig hätte ziehen laſſen, ohne nach dem Zweck des zweiten Pfeiles zu fragen, Tell ruhig nach Hauſe gegangen wäre; denn der Schwur, von dem er im Monolog ſpreche, mit dem er im Augenblick der höchſten Qual ſich verpflichtet habe, den zweiten Pfeil, auch wenn er den Apfel glücklich getroffen, bei der nächſten Gelegenheit auf das Herz Geßlers zu richten, jener Schwur ſei eine Selbſttäuſchung Tells geweſen. Wenn alſo Tell ſelber nicht einmal an Rache dachte für den erzwungenen Schuß, mit welchem Rechte, ſo muß man doch dann fragen, darf Bellermann jene Rache und damit die Umſtoßung des Rütlibeſchluſſes von den verſammelten Landleuten verlangen?

Nein, ſollte wirklich der Rütlibeſchluß, wie von Tell ſelbſt, ſo auch von den Eidgenoſſen umgeſtoßen werden, ſo mußte etwas ganz anderes, viel Bedeutenderes eintreten als das wenn auch noch ſo bittere Leiden eines einzelnen Mannes. Und hiermit komme ich zur zweiten Forderung der bisherigen Kritik, der gegenüber ſich dieſe aber bis auf den heutigen Tag als ohnmächtig erwieſen hat; ſie heißt: Weg mit dem Bertha-Motiv!

Ich getraue mir nun zu behaupten, daß dieſe Forderung gegenſtandslos iſt; denn es giebt gar kein Bertha-Motiv.

Zur völligen Klarlegung dieſes wichtigen Punktes wird es zunächſt am beſten ſein, Bellermanns Worte vorzuführen:[2]) „Dem Rudenz“, ſagt er, „iſt die Befreiung des Landes nur ein Mittel zu dem Zwecke, ſeine Geliebte wiederzugewinnen. Das mag mit ſeinem ſentimentaliſchen und unmännlichen Charakter übereinſtimmen, aber auch bei den Landleuten ſchlagen gerade dieſe Worte durch. Melchthal ſtimmt ihm begeiſtert zu: „Kommt, führt uns an! Wir folgen euch.“ Er erwähnt zwar auch hier wieder Tells, um die Änderung des Rütlibeſchluſſes zu begründen:

---

1) A. a. O. S. 452.
2) A. a. O. S. 430.

„Frei war der Tell, als wir im Rütli schwuren,
Es bringt die Zeit ein anderes Gesetz.“[1])

Aber diese Beziehung tritt durchweg nur in zweiter Linie und allzu vereinzelt auf; der Eindruck der ganzen Scene ist entschieden der, daß, um Bertha für Rudenz zu befreien, Stauffacher, Melchthal und all die biedern Landleute, die um Tells willen nicht daran dachten, die Wartezeit zu kürzen, zu sofortigem Handeln bewogen werden. Man kann nicht leugnen, daß dies in der That recht schwächlich wirkt.“

Auch Hoffmeister, der geistvolle Lobredner unseres Dichters, weiß sich hier nicht zu helfen; er bekennt nämlich[2]): „Das aber müssen wir allerdings vermissen, daß, als Rudenz die Verbundenen wegen seiner verschwundenen Bertha auffordert, die Festungen mit ihm vor der anberaumten Zeit zu erobern, die Freunde ihm nicht unter der ausdrücklichen Erklärung beipflichten, dies wegen der möglichst schnellen Befreiung Tells thun zu wollen.“

Nein, die Sache liegt ganz anders, und die Bedeutung der Scene mit Rudenz, IV 2, ist eine ganz andere. Ein so kleinliches Dramatisieren darf man bei Schiller nicht erwarten; nicht einmal eines Tell wegen konnte er sich dazu verstehen, den Beschluß und die Angelegenheit eines ganzen Volkes einem einzelnen unterzuordnen, und er sollte sich der Bertha wegen dazu verstanden haben? Das kann die Bedeutung und der Kern dieser Scene unmöglich sein.

Meine Auffassung ist folgende. In dieser Scene sind die Hauptpersonen Rudenz und Melchthal; jener der Vertreter des Adels, dieser des Bürgertums, das sich zu fühlen beginnt. Ein knorriger Stolz und ein tiefgewurzeltes Mißtrauen jenem Adligen gegenüber, der den Bauern verachtet und sein Vaterland verraten hatte, zeichnet ihn aus:

„. . . Was ist der Ritter ohne uns?
Und unser Stand ist älter als der eure!“

„Ihr habt den Landmann nicht geachtet;
Sprecht, wessen soll man sich zu euch versehn?“

„Der Arm, Herr Freiherr, der die harte Erde
Sich unterwirft und ihren Schoß befruchtet,
Kann auch des Mannes Brust beschützen!“

Da sieht sich der Ritter gezwungen, die Gleichberechtigung des neuen Standes anzuerkennen:

---

1) Ich bitte, wohl zu bemerken, daß Bellermann hier zwischen den beiden Sätzen ein Komma setzt; in den Tellausgaben aber steht, richtig, ein Punkt. Ferner läßt er die Zeile dazwischen: „Das Ungeheure war noch nicht geschehen“ weg.

2) Band V, S. 193.

„. . . Ihr
Sollt meine Bruſt, ich will die eure ſchützen;
So ſind wir einer durch den andern ſtark.“

Aber ſo leicht iſt der Handel nicht, ſo einfach iſt das Mißtrauen der Männer nicht beſeitigt. Der Ritter fühlt dies, wenn er ſagt:

„. . . Wie?
Verdien' ich's noch nicht, daß ihr mir vertraut?“

Und nun giebt er ihnen einen Beweis ſeiner Geſinnung, indem er darauf hinweiſt, daß er, trotzdem ihm die ganze Rütliverſchwörung bekannt geweſen ſei, das Geheimnis wie ein heilig Pfand bewahrt habe. Dies Mitwiſſen um die Verſchwörung und doch nicht Verraten hebt den Ritter mit einem Male in das Vertrauen der Landleute. Freilich, ſo groß und ſo plötzlich iſt dies Vertrauen noch nicht, daß ſie ſich denken könnten, Rudenz werde ſich auch zum Kampfe, zum poſitiven Kampfe gegen die Vögte erheben können. Zweifelnd ruft daher noch Melchthal: „Was? Ihr wolltet —?“ Aber in dieſen Worten liegt doch zugleich eine aufleuchtende Freude; denn er durchſchaut ſofort die ganz neue Situation: „Der Ritter, der Adel des Landes mit uns verbunden, freiwillig verbunden zum Kampf gegen die Tyrannen!“ Und da giebt Rudenz den letzten Beweis für ſeine Geſinnung und nimmt den drei Männern auch den letzten Zweifel an ſeiner Aufrichtigkeit, indem er nicht nur erklärt, daß der Kampf um die Freiheit des Landes ihm eine heiligere Pflicht ſei als die Sorge um die Beſtattung des geliebten Oheims, ſondern auch und vor allem indem er verrät, daß er dieſen Kampf auch in ſeinem eigenſten perſönlichen Intereſſe führen müſſe; denn es handle ſich für ihn um die Wiedergewinnung der teuerſten Perſon, ſeiner Braut Bertha, die ihm Geßler geraubt habe. Jetzt erſt, da ſie ſehen, daß der Ritter auch für ſich ſelber fechten muß, faſſen die Männer alle drei zu ihm ein uneingeſchränktes Vertrauen, und der letzte Schatten des Grolls und des Mißtrauens iſt verſchwunden; jetzt ſind ſie ſeiner ſicher. Von einer Begeiſterung für ſeine Braut aber iſt bei ihnen gar keine Rede; darin, glaube ich, hat die bisherige Kritik dieſer Scene völlig unrecht. Wo äußert ſich dieſe denn? Man zeige es doch! Geradezu beleidigt werden dieſe Männer, wenn man ihnen ein ſo erbärmliches Motiv unterſchiebt.

Als Rudenz vom Raube Berthas die erſten Worte fallen läßt, ſehen ſich Melchthal und Stauffacher und Walther Fürſt verſtändnisvoll an: „Jetzt iſt er unſer! Jetzt ficht er, wie wir für unſere Weiber, unſere Kinder fechten! Jetzt treibt ihn gleiche Not wie uns!“ Und nachdem ſie ſo ohne allen Zweifel ſeiner Hilfe ſicher ſind, ſeiner mächtigen Hilfe, um die ſelbſt ein Geßler bemüht geweſen war, indem er ihm von weitem die Hand Berthas von Bruneck, ſeiner Nichte, gezeigt hatte,

da spricht Melchthal das entscheidende Wort, und derselbe Mann, der vorher am weitesten von ihm abgestanden hatte, tritt ihm jetzt am nächsten. Aus den Worten, die er gebraucht, lese ich folgende Gedanken heraus, die die Herzen der Männer in diesem Augenblicke bewegen: „Mit dieser, des Adels, Hilfe sind wir des Sieges gewiß. Es hat die Zeit, die Geschichte uns in dieser Stunde ein anderes Gesetz gebracht als das auf dem Rütli; wir können zusammen handeln, zusammen kämpfen Schulter an Schulter mit des Landes Rittertum. Ja, ebenbürtig sind wir ihm geworden; denn es ist „herabgestiegen von seinen alten Burgen und hat uns seinen Bürgereid geschworen;" in des toten Freiherrn Prophezeiung ist der erste Satz schon in herrliche Erfüllung gegangen. Und wenn wir jene Eidgenossen, die in ängstlicher Vorsicht sich für den Aufschub entschieden, jetzt zurufen, sofort ans Werk zu gehen, indem wir auf Tell hinweisen und auf die mächtige Hilfe, die uns durch den Beitritt des Rudenz geworden, dann werden sie mit uns einig sein, daß jenes Gesetz nicht mehr gelten kann. Feige wäre ja der Mann, der jetzt noch, wo wir einen so mächtigen Bundesgenossen gefunden haben, zagen könnte. Kommt, führt uns an! Wir folgen euch!"

Dies spricht Melchthal nicht alles so deutlich aus; natürlich, in Rücksicht auf Rudenz kann er das nicht; aber es liegt alles drin in seinen Worten, so kurz sie sind.

Vor allen Dingen keine schwärmerische Begeisterung Hals über Kopf, sonst kommt der Zuschauer im Theater sofort in das nebelhafte Gefühl hinein, als risse Melchthal, der aus dem Jüngling ein Mann geworden ist, ein Enthusiasmus für Bertha hin; sondern nur ein ernstes, geschlossenes Wollen und eine eiserne Bestimmtheit: „Kommt, wir haben nun genug gehört, wir wissen jetzt, ihr seid unser; führt uns an, wir folgen euch!"

Nun wendet sich Melchthal zu Fürst und Stauffacher, denen er aus der Seele spricht mit den Worten: „Warum bis morgen sparen, was wir heut vermögen?" Die beiden letzten Worte stehen unter schwebender Betonung, aber „vermögen" hat den Hauptton; Melchthal meint: was wir heut durch den mächtigen Bund mit Rudenz vermögen. Betont man nicht so, dann kommt man aus der Verwunderung über den leichtsinnigen Melchthal nicht heraus und fragt mit Recht, warum dieser nicht ebenso schon auf dem Rütli gesprochen habe: „Warum bis morgen sparen, was wir heut vermögen?"

Die folgenden vier Zeilen gehören eng zusammen, und zwar sprechen sie folgenden Gedanken aus: „Der Rütlibeschluß ist zu stande gekommen durch eine Majorität von Zagenden, zu deren Meinung auch wir uns leider verleiten ließen; wenn wir diesen damals zaghaften Leuten jetzt

zurufen werden: „Seht, was inzwiſchen geſchehen iſt, das ungeheure Verbrechen Geßlers gegen Tell und der Eintritt des adligen Rudenz in unſre Eidgenoſſenſchaft, ein Umſtand, der ein anderes, ein neues Geſetz nötig und möglich macht" — fürwahr, dann werden jene zaghaften Männer nicht mehr zagen, ſondern mit uns jenen Beſchluß umſtoßen und ſofort handeln; denn ſonſt würden ſie geradezu Feiglinge ſein."

Bellermann, wie ſchon oben geſagt, interpretiert ſo: „Melchthal erwähnt auch hier wieder Tells, um die Änderung des Rütlibeſchluſſes zu begründen:

„Frei war der Tell, als wir im Rütli ſchwuren,
Es bringt die Zeit ein anderes Geſetz."

Nimmt man dieſe Auffaſſung ſo kahl und kraß an, ſo denke man doch nur auch an die Ungereimtheit: Sobald die hier in dieſem Augenblick verſammelten Männer den Edelhof Attinghauſens verlaſſen, erfahren ſie ſofort aus dem Munde des Fiſchers Ruodi, daß Tell bereits „frei" iſt! Denn Ruodi iſt von Tell dringend gebeten worden, zu ſeiner Hedwig zu eilen und ihr ſeine Rettung mitzuteilen; er muß, der Zeit nach, ſchon in Bürglen geweſen ſein und iſt augenblicklich jedenfalls bereits unterwegs nach Attinghauſen zu den Freunden; denn auch dieſen ſoll er's verkünden. Was würde nun folgen, wenn Bellmanns Interpretation der obigen Stelle richtig wäre? Melchthal müßte zurückeilen und zu Rudenz ſagen: „Nun geht es leider doch nicht; denn der Tell iſt wieder frei, und alſo hat die Zeit doch kein anderes Geſetz gebracht!" Nimmt man dagegen meine Interpretation an, ſo fällt dieſe Ungereimtheit weg; denn es bleibt dann Melchthal immer noch ſein größtes Agitationsmittel, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, nämlich der Hinweis auf die mächtige Unterſtützung, die dem Bunde durch den Beitritt des Rudenz zu teil geworden iſt.

Ferner möchte ich mir die Frage geſtatten, wie wollen jene Kritiker mit dem Bertha=Motiv — und es ſind alle — die Stelle in Melchthals Bericht erklären, in der 1. Scene des V. Aktes, wo es heißt:

„Da galt Geſchwindſein und Entſchloſſenheit!
Wär' er nur unſer Edelmann geweſen,
Wir hätten unſer Leben wohl geliebt;
Doch er war unſer Eidgenoß, und Bertha
Ehrte das Volk. So ſetzten wir getroſt
Das Leben dran und ſtürzten in das Feuer."

Geht aus dieſer Stelle nicht klar hervor, daß, wenn Rudenz nur ihr Edelmann geweſen wäre, ſie für Bertha ihr Leben nicht gewagt hätten? Das Schickſal Berthas aber ſoll ſie vorher zum Handeln und zur Abänderung des Rütlibeſchluſſes begeiſtert haben? Nein, hier ſteht

es klar und deutlich: weil der Edelmann ihr Eidgenoß geworden war, deshalb stürzten sie in die Flammen.

Und damit vergleiche man endlich noch, was Melchthal einige Zeilen weiter berichtet:

„Und jetzt, als sie gerettet sich erkannte,
Die Augen aufschlug zu dem Himmelslicht,
Jetzt stürzte mir der Freiherr an das Herz,
Und schweigend ward ein Bündnis jetzt beschworen,
Das, fest gehärtet in des Feuers Glut,
Bestehen wird in allen Schicksalsproben."

Wer nun noch nicht den großen historischen Blick erkennt, mit dem Melchthal das Ganze übersieht, und somit das Motiv begreift, aus dem allein er gehandelt hat, — ja, dem ist nicht zu helfen; er glaube auch ferner an sein „Bertha-Motiv", ich will ihm neidlos seinen Glauben lassen.

* * *

Ob sich die bisherige Tellkritik wohl auf Grund dieser meiner Interpretation von jenem erbärmlichen „Bertha-Motiv" wird trennen können? Nun, ich will im Interesse des dramatischen Genius unsres Schiller die Hoffnung darauf nicht sinken lassen. Es liegt nichts daran, ob ich recht oder unrecht habe; aber ob man glauben soll, daß Schiller albern oder mit gesundem Menschenverstande dramatisiert habe, darauf kommt doch gewiß sehr viel an. Das „Bertha-Motiv" aber ist der Gipfel der Albernheit.

Sollte noch jemand, was aber nun wohl kaum noch anzunehmen ist, nach der Verbindung fragen zwischen III 3 und IV 2, so will ich auch darauf noch kurz antworten. Welches Ereignis ist es denn, das Rudenzens Herz so bis ins Innerste empört, daß er, alle Vorsicht und Klugheit außer acht lassend, selbst nicht davor zurückschreckt, mit dem Degen in der Faust dem Landvogt gegenüberzutreten und ihm zuzurufen, daß er des Kaisers Namen schände? Freilich, die Liebe hat erst seine Augen öffnen müssen, aber sobald sie nun geöffnet sind, da ist es Tells unsäglicher Vaterschmerz, der ihn zu seiner ersten großen patriotischen That begeistert und zur gründlichen Absage an den Vogt und die ganze österreichische Wirtschaft. Hiermit aber ist die ganze Folge der nächsten bedeutsamen Ereignisse eröffnet.

## 2. Die Rettung Baumgartens.

Bellermann findet die Scene mit Baumgarten (I, 1) bedenklich für die Einheit der Handlung. Sie sei, sagt er,[1]) dem Gesamtziele (d. h. der

1) Schillers Dramen. II, 425 flg.

Befreiung der Waldstädte) keineswegs so untergeordnet, daß sie als ein notwendiger Bestandteil gelten könne. Es sei mehr ein Situationsbild. „Sie schildert uns die Lage der Dinge, welche zu solchen Entschlüssen und Verschwörungen führen muß, in lebhafter, ergreifender, überzeugender Weise, aber sie bringt sie nicht unmittelbar hervor. Ja, man kann von ihr nicht einmal behaupten, daß sie zur Tellhandlung in einem solchen Verhältnis untrennbarer Zugehörigkeit stehe. Ob Baumgarten gerettet wird oder nicht, ist für das ganze Stück gleichgiltig, seine Person ist im folgenden durchaus bedeutungslos ... Ihr Fehlen würde die übrige Handlung weder zerstören noch erschüttern. Man denke etwa an ein Stück wie Maria Stuart: in seinem ganzen Verlaufe ist kein Auftritt, von dem sich etwas Ähnliches sagen ließe; jeder ist ein festgefügtes Glied, dessen Herausnahme die Kette sprengen würde."

Nun, ich muß hier doch den Vorwurf erheben, daß man die Kette nicht sorgfältig genug gesucht hat. Ganz richtig zwar bemerkt Bellermann, jene Scene sei vortrefflich erfunden, um uns mit einem Schlage mitten in die Zustände des Dramas zu versetzen; sie sei hinreißend ausgeführt; sie lasse den Haupthelden in rascher Handlung, in verwegener Thatkraft mächtig hervortreten: aber eine Hauptsache hat der Kritiker doch übersehen, und gerade sie stellt jene vermißte „Kette" her. Die Scene hat nämlich gerade für den Bau des Dramas eine ganz hervorragende Bedeutung, sodaß ihre Herausnahme jene „Kette" sogleich sprengen würde. Eine flammende Begeisterung für die Person Tells soll sie in uns erwecken, weil wir diese Begeisterung nötig haben, wenn wir sehen, daß er von einem Zusammenschluß seiner Landsleute und von einer mannhaften Abschüttelung des österreichischen Joches durch die vereinten Kräfte des Volkes nichts wissen will. Man denke sich die Scene weg: was sollen wir dann mit dem Tell, wie er sich bald darauf in der Unterredung mit Stauffacher zeigt, anfangen? Diese Unterredung wäre dann nicht bloß völlig unverständlich, sondern auch der Charakter Tells erschiene in einem so üblen Lichte, daß wir ihn im höchsten Grade mißbilligen müßten, und unsre ganze Sympathie, wenn wir von Tells Schlußwort absehen, würde Stauffacher gehören. So aber, nachdem jene Scene mit Baumgarten und jene herrliche Retterthat voraufgegangen ist, gewinnt die Sache eine ganz andere Beleuchtung. Nun kann die sonderbare Stellung, die Tell seinem Landsmanne gegenüber einnimmt, wohl noch unsre Verwunderung oder unser Bedauern wachrufen, sie ist aber nicht mehr im stande, ihm unsre Sympathien zu rauben; trotzdem der Verstand Stauffacher recht giebt, bleibt der Person Tells unsre herzlichste Teilnahme und Achtung gesichert; wir erkennen eben dem heldenhaften Mann, der so ungewöhnlich groß und edel handeln konnte,

das Recht zu, einen besonderen Standpunkt zu haben, der abweicht von demjenigen eines gewöhnlichen Menschen.

Eine weitere Erörterung meiner Auffassung kann ich mir wohl ersparen und dem Nachdenken des Lesers überlassen. Daß nun die Scene mit Baumgarten kein „Situationsbild" mehr ist, dürfte jedem einleuchten.

Was dann noch im besonderen den Satz Bellermanns anbetrifft: „Ob Baumgarten gerettet wird oder nicht, ist für das ganze Stück gleichgiltig; seine Person ist im folgenden durchaus bedeutungslos"[1]) — so meine ich, hierauf kommt es auch gar nicht an; vielmehr ist der Kern der Sache dieser, daß Tell es ist, der die That vollbringt, und dann ist allerdings „Zugehörigkeit" vorhanden. Abgesehen von dem oben Angeführten ist hier dies zu bemerken: Baumgarten hat den Vogt Wolfenschießen erschlagen, er hat gemordet; wenn also Tell ihm gleichwohl beisteht, was heißt denn das? Das heißt, Tell billigt durchaus das Motiv, das den Mörder leitete; das heißt, er, Tell, hätte an Baumgartens Stelle genau ebenso an dem Vogte gehandelt. Und ferner, wenn in der Apfelschußscene Geßler höhnisch ausruft: „Das Steuerruder führst du wie den Bogen! Dich schreckt kein Sturm, wenn es zu retten gilt! Jetzt Retter! — Hilf dir selbst, du rettest alle!" — so folgt daraus, 1. daß Tell als Retter des Mörders Baumgarten den Vögten bekannt war, und 2. daß Geßler im stillen dem kühnen Retter wegen dieser That grollte. Nimmt man dies alles zusammen, so kann man nicht leugnen, daß die Rettung des Alzellers mit dem Höhepunkte der Tellhandlung und auch mit ihrem Zielpunkte, der Ermordung Geßlers, im engsten Zusammenhange steht.

3.

„... 's ist heut Simons und Judä,
Da rast der See und will sein Opfer haben."

Es dürfte kaum einen Tellkommentar geben, der nicht zu der angeführten Stelle fein säuberlich bemerkte: „Der 28. Oktober". Paul Marsops hübscher Aufsatz in der Gegenwart vom 21. April 1894 „Die Aufgabe der deutschen Hoftheater" enthält eine recht beherzigenswerte Stelle: „Die Schulmeister dürfen als die ehrenwertesten und kenntnisreichsten Männer der kritischen Gilde gelten, haben nur leider nicht drei Tropfen des Bühnenblutes in sich, das in den Adern des theaterfreudigen Kunstrichters so gut pulsieren muß, wie in denen des Dichters und Schauspielers." Ja, und wie oft hört und liest man nicht die

1) Ähnlich bei Frick-Gaudig „Wegweiser durch die klassischen Schuldramen" S. 362.

Verſicherung, der Dramatiker Schiller habe bei ſeinem Dichten fort und fort das Theater im Auge gehabt, und das ſolle man doch ja recht feſthalten. Nun, machen wir denn alſo Ernſt mit dieſer Einſicht und beſſern wir uns in dem von Marſop angedeuteten Sinne! Wenn ich dies, mit aller Beſcheidenheit, zunächſt bei mir ſelber verſuche, ſo muß ich ſagen: Weg mit jenem 28. Oktober, der in allen Kommentaren ſein Weſen treibt! Oder meint man denn, Schiller habe für Philologen, Kalendermacher oder Katholiken[1]) gedichtet? Setze dich ins Theater, überwiegende Maſſe des deutſchen Volkes, und dann, Hand aufs Herz, ſage mir, weißt du, wenn der Fiſcher Ruodi erklärt: „'s iſt heut Simons und Judä, da raſt der See und will ſein Opfer haben", weißt du dann, daß das der 28. Oktober iſt? Sicherlich, du weißt es nicht. Und Schiller, der für das Theater ſchrieb und gerade bei dieſem Stücke es vielleicht mehr als bei irgend einem andern that, der ſollte nicht daran gedacht haben? Aber das nimmt ja auch die Kritik nicht an; nach ihr hat er vielmehr durchaus daran gedacht, ſo zwar, daß er von allen ſeinen Zuhörern jene genaue Kenntnis des Kalenders verlangt hat!

Nein, meine Herren Kritiker und Kommentatoren, er hat ſie ganz gewiß nicht verlangt; hören wir endlich auf, unſerm Schiller eine ſolche Abgeſchmacktheit zuzutrauen, und entfernen wir aus den Kommentaren jene Notiz vom 28. Oktober. „Simons und Judä" iſt nicht der 28. Oktober, ſondern es iſt der Tag, wo der raſende See ſein Opfer haben will, und weiter nichts[2]). Ja, der Dichter, der kurz vor Weihnachten Geßler einen Apfel vom Baume brechen läßt und dennoch durch ſeine machtvolle Poeſie es erreicht, daß wir nicht darüber lachen, der hätte auch wohl ſonſt das Recht, von uns zu verlangen, daß wir jenes Datum nicht als ein kalendariſches auffaſſen, ſondern als ein poetiſches.

Aber ich höre ſchon den Einwurf: Wo bleiben nun die Zuſchauer, die jenes Datum wiſſen? Allerdings, für dieſe fängt die dramatiſche Handlung am 28. Oktober an, und der Dichter muß dafür ſorgen, daß dieſer, wenn auch noch ſo geringe, Bruchteil ſeines Publikums durch den weiteren Verlauf der Ereigniſſe nicht an jenem Datum irre werde. Hier bleibt nichts andres übrig als die Annahme, daß die Vorbereitungen zur Verſammlung auf dem Rütli ſich bis tief in den Dezember hinein ausdehnen, eine Annahme, die durchaus natürlich iſt. Wenn Stauffacher

---

1) Vielleicht muß ſelbſt auf dieſe verzichtet werden. Wenigſtens haben mir ſehr ſtrenggläubige Katholiken ohne weiteres zugegeben, daß ſie den Tag Simonis und Judä zu datieren nicht im ſtande ſeien.

2) Hoffentlich wird keiner mit dem Einwurf kommen, daß doch der Fiſcher Ruodi und die übrigen Perſonen der Scene ſelber den 28. Oktober darunter verſtehen müßten.

zu Melchthal sagt: „Großes habt ihr in kurzer Frist geleistet", so ist ja sehr die Frage, was hier unter kurzer Frist verstanden wird, und jedenfalls spricht dieser Satz ganz und gar nicht dagegen.

Für Bellermann[1]) beginnt nicht nur die Handlung am 28. Oktober, sondern für ihn fällt sogar der Rütlischwur auf den 8. November und der Apfelschuß auf den 19. November, weil diese beiden Daten — — überliefert seien! Aber ich meine, es bedarf wohl nur dieser Interjektion, um den in so vielfacher Hinsicht vortrefflichen Kritiker zu veranlassen, diese wunde Stelle an seinem Werke zu heilen. Freilich, die Konsequenzen!

---

## Vornamen als Gattungsnamen.

Von **Richard Reedon** in Bautzen.

Sich während der Schulstunde mit der Entstehung und dem Gebrauche der Namen, Familien- und Vornamen zu beschäftigen, ist dem Lehrer des Deutschen nur selten und beiläufig vergönnt; um so dankbarer ist aber eine gelegentliche Abschweifung auf dieses Gebiet. Da ist kaum einer von den Jungen, der nicht gespannt lauschte, wenn die Worte des Lehrers zum erstenmale dem toten Dinge, das bisher sein Name oder der des Mitschülers für ihn gewesen, Leben einhauchen. Fällt doch durch die Deutung des Familiennamens ein blitzartiges Licht auf die Geschichte seiner Familie in grauer Vorzeit — nach Blitzesart kurz freilich, aber es läßt doch diesen oder jenen Punkt einer sonst fernen, in undurchdringliches Dunkel gehüllten Gegend erkennen. Es weist den Knaben darauf hin, daß auch er einen wenn auch gar bescheidenen Platz in der Geschichte einnimmt; er spürt sich als kleines Glied in einer unendlich langen Kette. Auch der Vorname kann wohl einen historischen Glanz haben, wenn er auf Familientradition beruht, jedenfalls gewährt seine Deutung doch einen kulturgeschichtlichen Ausblick. — Aber es kommt wohl auch vor, daß der Lehrer im Unwillen über eine Unart des Schülers diesem einen Namen zuruft, den er gar nicht besitzt, und den er dennoch ruhig, ohne sich zu verwundern, hinnimmt. Da ist ein Spielmatz, der seine Hände, ein Plaudermatz, der seinen Mund nicht stille halten kann, ein Traumpeter, der träumerisch vor sich hinstarrt, während einem vierten die liederliche Führung seines Hefts einen „Lüdrian!" einträgt. Da ist denn wohl Gelegenheit, auf die

---

1) A. a. O. S. 423; vergl. auch S. 426: „Da wir uns Anfang November befinden."

merkwürdige, oft auch ergötzliche Thatsache hinzuweisen, daß sich unter den Namen im weitern Sinne ein Kreislauf beobachten läßt, indem der Eigenname, der doch ursprünglich ein Gattungsname war, sich am Ende wieder in einen Gattungsnamen wandelt. Für den, der auf diese Erscheinung aufmerksam zu machen gesonnen ist, mag im folgenden einiger Stoff zusammengetragen und dargeboten werden.[1])

Auszugehen ist von der Thatsache, daß auch in den Namen sich die Mode als mächtige Gebieterin erweist, daß demgemäß die Vornamen wechseln nach Zeit und Ort. Dabei sind die alte Zeit, etwa die des Althochdeutschen, und die neue Zeit, wenn wir uns auf das Deutsche beschränken, im Vorteil gegenüber dem späteren Mittelalter. Die altdeutsche Zeit war reich an Vornamen aus dem Schatze des eignen Volkstums und seiner Sprache heraus, die Neuzeit hat die Möglichkeit großer Auswahl und häufigen Wechsels infolge des Austausches mit andern Völkern und ihrer Kenntnis der Geschichte, das Mittelalter aber ist außergewöhnlich arm an Vornamen, da es als die Zeit der Massenvereinigungen, des Zurücktretens der Einzelpersönlichkeit, auch keinen individuellen Geschmack an den Namen kannte und sich mehr und mehr auf eine Anzahl Heiligennamen und einige wenige andre beschränkte. Es ist bekannt, daß man in den Urkunden und Chroniken der Städte vom zwölften, bezw. dreizehnten Jahrhundert bis ins fünfzehnte hinein kaum mehr als ein Dutzend gebräuchliche Namen der Bürger antrifft, in Obersachsen und Thüringen heißen etwa drei Viertel aller Bewohner Nikolaus (Nickel), Hans, Heinrich, Konrad, Peter — die übrigen meist Paul, Hermann, Matthias, Franz, später Kaspar und Georg. Erst die Zeit der Renaissance bringt wieder größere Mannigfaltigkeit.

---

1) Es kann hier nicht die Absicht sein, die unendlich mannigfaltigen Beziehungen und Zusammensetzungen, in denen sich die einschlägigen Rufnamen je nach Gegend und Mundart gebraucht finden, vollständig aufzuzählen; das wäre angesichts dieser Mannigfaltigkeit eben unmöglich. Nur die Rufnamen selbst, die hier in Betracht kommen, sind wenigstens annähernd vollständig zusammenzustellen versucht. Auch den Gebrauchsbereich jedes einzelnen Wortes räumlich und zeitlich abgrenzen zu wollen, würde zu weit führen; die eigenen Beobachtungen des Verfassers erstrecken sich auf verschiedene Gegenden des Königreichs Sachsen.

Ausgebeutet sind neben eigener Beobachtung und Sammlung natürlich in erster Linie die verschiedenen deutschen Wörterbücher, namentlich das Grimmsche, ferner Götzingers Reallexikon der deutschen Altertümer, dessen Artikel „Namen von Personen in appellativer Anwendung" z. T. auf W. Wackernagels Arbeiten in Pfeiffers Germania IV. V. und den Kleineren Schriften III. beruht. Einiges Brauchbare bietet das sonst allerdings nur mit Vorsicht zu verwendende Buch von Kleinpaul, Menschen- und Völkernamen. Benutzt sind ferner einige verstreute Bemerkungen in dieser Zeitschrift, sowie Jacob Grimms und Simrocks deutsche Mythologien.

Es ist nicht zu verwundern, wenn zuerst damals bei einer solchen Einförmigkeit der mittelalterlichen Vornamen sich der Charakter des Eigennamens bei diesen von Hunderten in jeder Stadt getragenen Namen allmählich fast ganz verwischte; denn zum Merkmal des Eigennamens gehört es doch eben, daß in einem größeren Kreise er immer nur einer Person (wenigstens durchschnittlich) eigen ist. Auf die Idee der Doppelvornamen ist man erst in späteren Jahrhunderten (im 17.) gekommen; im Mittelalter half man sich, da die Vornamen nicht mehr zur genauen Bezeichnung und Unterscheidung der Personen ausreichten, zumal die Familiennamen noch nicht feststanden, vielfach mit Spitznamen, an denen jene Zeit deshalb einen später nicht mehr vorhandenen Reichtum aufzuweisen hat. Es war nicht anders möglich, als daß sich mit der Zeit, besonders als man wieder neue und wegen ihrer Neuheit feiner klingende Vornamen kennen lernte, ein gewisser Überdruß an jenen bisher so viel gebrauchten Namen einstellte. Die Vornehmen zuerst griffen begierig nach Abraham, Jakob, David, Daniel, Melchior, Zacharias u. ä. Geringschätzig blickten sie nun auf Heinz und Kunz, Hans und Peter, Nickel und Mathias, an denen das schwerfälligere niedere Volk noch längere Zeit festhielt. So wurden Hinz und Kunz geradezu zur Bezeichnung für den beschränkten Kleinbürger. Einen Menschen, dem man nichts Besonderes zutraute, einen de plebe, dessen wirklichen Namen man nicht kannte oder nur vornehm nicht kennen wollte, nannte man Hans oder Matz, wie eben alle Welt in den niederen Kreisen hieß. Nur daß man seine besondere Untugend oder das besondere Kennzeichen seiner plebejischen Art noch durch einen Zusatz ausdrückte. Die auf den Straßen oder an den Fenstern Maulaffen feilhielten, hießen Gaffhansen, der dürftig lebende Knapphans, der Säufer Saufhans (anderswo später Saufjochen), ein andrer Schnarchhans, Schlumphans und so fort. Der wohlgenährte Patrizier erfand wohl für den hungerleidenden Proletarier den Schmalhans, der Küchenmeister war, während sich dieser durch die Titel Prahlhansen oder große Hansen für die Gegner schadlos hielt. Dem Hans entsprach im Niederdeutschen Jahn als Abkürzung von Johannes, mit seinem wenig anmutigen Gefolge, dem Dummerjahn, Schlendrian, Grobian, Lüdrian und Stolprian, bei denen freilich die lateinische Endung -anus nicht ohne Einfluß blieb. Wenn Große Hansen geradezu zum Schimpfwort oder wenigstens zur mißfälligen Bezeichnung der stolzen Patrizier geworden ist, so bezeugt auch dies, daß Hans der allerhäufigste Rufname des Mittelalters war, somit auch am allermeisten appellativ geworden. Denn sonst haften alle diese entarteten Eigennamen am Niedrigen, Schlechten. So heißt es bei Luther: „unangesehen, ob

es der große Hans oder klein Nickel gesagt." Daß Nickel gerade die Vorstellung des Kleinen erweckt (auch kleine unansehnliche Pferde heißen so), liegt wohl daran, daß es ein Koboldname ist, wie wir noch weiter unten sehen werden. Eben deshalb ruft man im Schwäbischen eigensinnige, boshafte Mädchen so, während es bayrisch und kärntnisch allgemein für kleine Kinder gebraucht wird. Überhaupt werden diese allgemeinen, verblaßten Eigennamen leicht zu Kindernamen. Das Kind ist eben noch so wenig ausgeprägte Persönlichkeit, hat auch zuerst noch so wenig Interesse für den eignen Namen, daß dieser Eigenname noch gar nicht recht passend für es erscheint und ein farbloser, zugleich allvertrauter ihn ersetzt. Darum rufen auch wir noch das Kindchen Hänschen, guter oder dummer Hans, das ungeschickte Hanstaps, das nicht auf den Weg acht hat, Hans Guck in die Luft; zum Heulpeter gesellen sich der Faselhans und der Plaudermatz, der Unaufmerksame wird als Traumpeter, der Saumselige als Trödelmatz oder Dudelpeter getadelt, häufig sind auch die Naschfritzen, die Hinkepeter, Umstandspeter und Sielpeter (sächsisch, der sich auf der Erde herumwälzt). Auch der Struwelpeter, der struppige, dessen Haar sich sträubt, wird wohl nicht erst von dem verstorbenen Dichter Hoffmann erfunden sein, wenn er auch durch ihn erst allgemeine Anerkennung und Verwendung gefunden hat. Auf der Heinzenbank saßen die faulen und ungehorsamen Schüler. Klotzmichel hieß in Nördlingen der Schüler, der zuletzt in die Klasse kommt. Auch die weiblichen Seitenstücke dazu fehlen nicht. Daß der Hans seine Grete kriegt, verlangen die Damen von jeder Geschichte, die ihnen gefallen soll. Neben dem dummen Hans und Peter steht die dumme Trine, ihr reihen sich die Klatschliese, die faule Grete, die Trödel- oder, wie man in der Lausitz sagt, die Temperliese und die Geizliese an, ähnlich verwendet wird Suse, während in der Schweiz ein Mädchen, das viel und unnütz lacht, eine Kitterelsi heißt. Das noch niedrigere Schimpfwort Schöpschristel kann männlich (Christian) oder weiblich (Christine) sein. — Der dem kleinen Kinde aus dem eben angeführten Grunde gegebene Name dieser Art blieb auch dem größer werdenden gegenüber, auch wenn aus dem Hemdenmatz und hemedlenz (von Lorenz) ein Hosenmatz geworden war, und darüber hinaus selbst dem Erwachsenen. Haften doch solche Untugenden wie das Faul—lenzen (wiederum von Lenz-Lorenz) nicht nur kleinen, sondern auch großen Leuten an. — Statt des zur näheren Bestimmung davorgesetzten Wortes kann auch ein selbständiger Spitzname, den Familiennamen nachahmend, dahinter treten. So hieß Matz Fot ein weibischer, Matz Pump ein eingebildeter Mensch, Matz Klotz ein bäurischer. Leopold von Dessau pflegte zu sagen: „Ein Soldat ohne

Gottesfurcht ist nur ein Matz!" Eine bekannte und die Wertschätzung des Namens deutlich bezeichnende Redensart lautet: „Wenn das so oder so ist (oder wenn ich das thue), so will ich gleich Matz heißen (wofür allerdings auch Hans eintritt). Ja schließlich heißt die kindische Gebärde, ein albernes Sträuben, selbst Mätzchen — „Mach keine Mätzchen!" sagt man. Der Name Matz war eben — seines etwas weichlichen Klangs wegen vielleicht? — in höchsten Mißkredit gekommen, sodaß er denn auch jetzt wohl als Rufname gänzlich, in den oberen Schichten der Gesellschaft wenigstens, verschwunden ist, während der noch viel häufigere Hans sich trotz allen appellativen Mißbrauchs gehalten hat. Schier unendlich ist die Zahl der Zusammensetzungen mit Hans; nur die gebräuchlichsten seien hervorgehoben: Hans in allen Gassen (in allen Hägen findet man bei Reuter), Hans Guck in die Luft, Hans Narr, Hans Unvernunft, Hans oder Jan Hagel, das wie durch einen Hagelschlag zusammengebrachte, zusammengelaufene Volk, Hans Mist, ein alter Schimpfname für den Bauer, der dem Landsknecht dafür Hans Marter entgegenrief. Von allen Hänsen der berühmteste ist Hans Wurst, zu dem die Neuzeit das Seitenstück des dummen August schuf. Vom Erhabnen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt: Der Fürstenname, der recht eigen dazu geschaffen war, das Erhabene zu bezeichnen, in Deutschland etwa seit der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts beliebt, vom loyalen Volke ergriffen und weiter verbreitet, ward schließlich gradezu gemein. Nicht ganz so schlimm ging es Georg, das weder mit seiner undeutschen Betonung auf der letzten Silbe, noch mit seiner gezwungenen deutschen auf der ersten volkstümlich ward, am ehesten in der Form Jörg. Mit der französischen Aussprache wurde es im Munde der Reisenden, die fremder Sprache kundig im Hotel, wo man französischen Brauch nachäffte, am meisten mit dem Kellner verkehrten, zum üblichen Rufnamen für diesen. Gemütlicher ist in gleicher Verwendung das deutsche Fritz, ein Allerweltsname seit dem vorigen Jahrhundert. Ihm zur Seite hantiert Johann, der Kutscher oder Hausknecht, in bemerkenswerter Übereinstimmung mit dem französischen Jean, dem englischen John und dem russischen Iwan. Ein älterer Dienername ist Heinz. Der Pferdeknecht oder Bereiter ist Jakob, in der englischen Form Jockey, dagegen Jack der Matrose an der Nordseeküste, während derselbe, wie der gemeine Mann im plattdeutschen Gebiete überhaupt, sonst auch Klas (häufig mit dem Zusatz grober oder dummer, auch Drömklas u. ä.) heißt; denn der heilige Nikolaus war der Patron der Seefahrer. In welcher Weise sich dieser letztgenannte Name im obern Deutschland appellativ findet, ist schon oben berührt, Götzinger erwähnt ferner Filznickel (der Geizhals), Giftnickel (der Zanksüchtige),

Gronnickel (der Murrkopf), Laus- und Notnickel (der in Not und Armut steckt), Saunickel, Schornickel (dem die Haare frisch geschoren sind), Dumennickeli (Däumling); im Meißnischen wird Schindernickel scherzhaft gebraucht. Die Koseformen von Jakob, Jäckel, Jocki, Jockeli, auch zusammengesetzt Hanockel (= Hansjockeli) bezeichnen dann besonders im Oberdeutschen auch den Bauern, dagegen versteht man in der Lausitz z. B. unter Jokel (vielleicht mit Anklang an das lateinische jocus?) einen Menschen, der eine besondere Leidenschaft oder Liebhaberei hat, man kennt Hunde-, Katzen-, Spieljokel; in Bautzen ist der Eierjokel eine stadtbekannte Persönlichkeit. Einen andern eigentümlichen Sinn hat Barthel, der als Schmutz- oder Dreckbarthel eine Rolle bei den Müttern spielt. Vielleicht liegt hier aber nur eine scheinbare Verstümmelung von Bartholomäus oder Barthold vor, in Wirklichkeit ist „Schmutzbart" zu Grunde zu legen, d. i. ein solcher, dessen Bart von Schmutz starrt, oder das Kind, das einen Bart von Schmutz im Gesichte aufgemalt hat. Hierzu stimmt auch, daß Geißbartel (ein ungeschickter Mensch) wohl mehr mit dem täppischen Ziegenbock als mit Bartholomäus zu thun hat. Der ungezogene, tölpische Mensch heißt ein Rüpel, oder der geschwärzte, vermummte Essenkehrer heißt Feuerrüpel. Zunächst ist dabei wohl an eine gleichnamige, lustige Person des alten Schauspiels zu denken, die sich oft das Gesicht geschwärzt haben mag, um den unheimlichen oder komischen Eindruck zu erhöhen, weiter hinauf ist Rüpel der Name eines Feuergeistes, Kobolds, und Feuerrüpel die letzte Spur davon, daß diese Feuergeister sich aus dem Feuergott Donar (Hruodperaht, oder vielleicht mit Volksetymologie eher Rotperaht, der Rotglänzende) entwickelt haben. Der Name eines lärmenden, händelsuchenden Bauern in den Fastnachtsspielen war Diltap; dieses Dil, sonst Till, ist Koseform von Aegidius, indem der Schlußlaut von Sankt sich mit Ilg (statt Gilg, von Gibilo) verbunden hat.

Eine wichtige Geschichte haben die Bauernnamen. Welcher Name im Bauernstande beim Ausgang des Mittelalters gang und gäbe war, wenigstens in Süddeutschland, zeigt uns der Aufstand des „armen Konrad" 1514. Daneben stand natürlich wieder Heini, Heinz. In Frankreich war schon 1358 die Jaquerie vorausgegangen, die ihren Namen furchtbaren Klangs nach Jaques Bonhomme empfing, wie man spöttisch den einfältigen Bauer nannte. Daß Jakob auch im Deutschen dieselbe Stelle hat, ward schon erwähnt. Um heute den Landmann geringschätzig oder auch nur den bäurischen Menschen zu bezeichnen, brauchen wir Toffel, Stoffel oder Michel am häufigsten. Christian und Christoph kamen seit dem siebzehnten Jahrhundert bei den höheren Ständen in Aufnahme, sanken aber sehr schnell in der Wertschätzung

und verblieben dem Landvolk, da eben dem bürgerlichen Rationalismus ihr Klang zu altväterisch fromm war. Ähnlich erging es den an sich so schönen Gottlieb und Gottlob, die auch einen spöttischen Beigeschmack haben. Daß Christian noch der mecklenburgische Allerweltsname für den Knecht ist, wissen wir aus Reuter. Auch das Dienstmädchen hat seinen nach Landschaft und Mundart, auch wohl von Jahrzehnt zu Jahrzehnt, unendlich oft wechselnden Namen. In und um Dresden hieß sie früher die Márie, in Berlin braucht man wohl Guste und Jette, anderswo Minna, Christel u. a. — Auch die Angehörigen anderer Stände und Gewerbe wurden im Mittelalter nach ihrem Lieblingsnamen benannt. So heißt in der volksmäßigen Dichtung des sechzehnten Jahrhunderts der Landsknecht Bruder Veit; Meister Martin war ein Sammelname für die Metzger. Für die Arbeiter beim städtischen Röhrenwerk findet sich in Nürnberg die Bezeichnung Röhrenheinzen. Der Scharfrichter, von dessen unehrlichem Gewerbe man nicht gern sprach, ward Meister Hans, Peter oder Matz gerufen. Eigentümlich und für das deutsche Gemüt befriedigend ist der Umstand, daß die Bezeichnung für die Menschenart, welche sich den verworfensten Beruf erwählt hat, französischen Klanges ist; Ludwig XIV., der einen so verderblichen Einfluß auf die Sittlichkeit der deutschen Höfe und somit auch des deutschen Volks geübt hat, ist dem Fluche verfallen, gewissermaßen der Heros eponymos (Louis) dieser Menschen zu werden, während in Frankreich selbst Alfonse und Arthur dieselbe traurige Rolle spielen sollen. Dagegen dient leider für ein weibliches Wesen von verwandter Niedrigkeit neben Nickel, wie schon erwähnt, ein deutscher Eigenname von ursprünglich hoher Schönheit; der Name Mechthild, ehedem sehr beliebt und Name stolzer Fürstinnen, sinkt tiefer und tiefer, zumal in seiner Koseform Metze: Ihn führt zuerst noch das Bauernmädchen und die Magd, dann die Jungfrau, die zur Ehe begehrt wird und um die man wirbt, ferner die Pfaffenköchin, die nur allzu oft die Zuhälterin der Geistlichen war, danach die Begleiterin des Landsknechts, die Lagerdirne, zuletzt das feile, leichtfertige Weibsbild überhaupt. Das ist das Schicksal der schönsten Namen; von aller Welt mit Freuden ergriffen, sind sie am Ende keinem anständigen Menschen mehr gut genug, scheinen nur noch dem Verachteten eigen und angemessen. Auch die volksbeliebte Gertrud ist diesem Lose nicht entgangen, eine Trude, Trutschel oder Trautschel ist wenigstens eine plumpe, gemeine Weibsperson. Lise, Grete, Kasche (aus Katharina unter slavischem Einfluß) werden gelegentlich ähnlich verwendet.

Selbst Angehörige ganzer Nationen entbehren des Spitznamens nicht, der mit hierher gehört. Der Ire verdankt seinen Namen Paddy

dem Schutzheiligen St. Patrik, nach dem die Söhne des grünen Eilands allenthalben getauft wurden. Bruder Jonathan ist der Amerikaner der Vereinigten Staaten nach der Häufigkeit des Vornamens unter den Puritanern, die die ersten Kolonien dort bevölkerten, Tom der Neger, John Bull der Engländer. Unser Volk schmückte und schmückt wohl noch hie und da der Titel des deutschen Michels, der eine seltsame Mischung von Ehrlichkeit und Dummheit, Kraft und Unbeholfenheit ausdrücken will. Aus der Häufigkeit des Namens allein dürfte sich dieser Brauch nicht erklären, andere Namen übertrafen ihn darin jedenfalls bedeutend, vielmehr war der Umstand maßgebend, daß St. Michael als besonderer Schutzpatron der Deutschen galt. Er war der christliche Nachfolger der Schlachtengottheiten Wuotan oder Zio; abgebildet mit dem Schwert in der Hand sah man ihn auf der Reichssturmfahne, und im alten lateinischen Liede heißt es von ihm:

O magnae heros gloriae<br>
Dux Michael<br>
Protector sis Germaniae.

Daß der Name zuerst spottweise von den Franzosen den zahlreichen Deutschen (darunter viele Knaben) gegeben worden, die im 15. Jahrhundert nach Mt. St. Michael in der Normandie pilgerten und die sonst wohl auch miquelots (später = bettelnder Kopfhänger) genannt wurden, wird in Grimms Wb. schon mit Hinweis darauf, daß immer von dem deutschen Michel die Rede ist, als unwahrscheinlich bezeichnet. Dem deutschen Michel zur Seite steht lieblich das deutsche Gretchen. Mag auch diese Bezeichnung erst seit Goethes Faust üblich sein, so wäre sie doch nicht so volkstümlich geworden, wenn Gretchen allein nicht schon zu den volksbeliebten Namen gehört hätte. — Für den Deutschen hat der Russe übrigens noch einen bezeichnenden Namen: er nennt ihn Karl Karlewitsch.[1])

Die verbreitetsten und beliebtesten Namen wurden schließlich so gemein und wohlfeil, daß man sich sogar dazu verstand, die Haustiere mit ihnen zu rufen. Zunächst liegt allerdings noch kein Appellativum

1) Den Namen Karl im übrigen heranzuziehen für alle die Fälle, wo wir von einem braven, dummen Kerl u.s.w. sprechen, halte ich für unangebracht, da ich mit Hildebrand im Wb. der Ansicht bin, daß die Bedeutungen von Kerl sich direkt aus dem ältern Appellativum ohne Vermittelung des Eigennamens entwickelt haben. Daß der Name des mächtigen deutschen Volkskönigs bei den slavischen Völkern, sowie bei Ungarn, Griechen und Albanesen geradezu zum Königstitel geworden ist, z. B. russisch Károli = König, polnisch Król, wendisch Kral, ungarisch Király, möge wenigstens nicht unerwähnt bleiben, wenn auch die Entwickelung des neuen Begriffs hier natürlich auf andere Weise erfolgt ist, als die oben beobachtete.

vor, wenn ein Pferd oder eine Kuh Hans oder Liese genannt wird, dagegen ist dies schon der Fall, wenn in einzelnen Landstrichen das Schwein kurzweg Kuntz (oder Kuntsch) heißt, jedes junge Pferd Heinz, oder wenn wir vom Staarmatz reden. Matz ist aber auch ein anderer zahmer Vogel, jetzt vor allem der Kanarienvogel. Die Nachbarskinder unterhalten sich wohl in diesem Sinne von „unserm" und „eurem Matz", während kaum ohne weiteres dafür in demselben allgemeinen Gebrauche ein andrer Name, etwa abgesehen von Hans, eintreten würde. Die Dohle, zunächst die gezähmte, dann aber auch die frei fliegende, heißt an vielen Orten Klas, das Rotkehlchen in der Lausitz wohl auch Käthel, die Hornissen sind im Meißner Hochland als Pferdehansken gefürchtet. In England soll Jack nur das Männchen verschiedener Vögel (Dohlen und dergl.), aber auch den Esel bezeichnen. Von den verschiedenen niederdeutschen Sperlingsnamen ist in dieser Zeitschrift schon mehrmals die Rede gewesen: Pastors Jochen, Grot Jochen, Jochen Driest, Johann Klappstart, Dackpeter. Der Wolf war in der alten Zeit der Grauhans; da spielt wohl noch besonders die Sage von der Verwandlung von Menschen in Wölfe (Werwölfe) hinein. Die übrigen Namen der wilden Tiere, wie Reineke, Braun, gehören nicht direkt hierher. Es sind durch die Tiersage feststehende Eigennamen, nicht durch die Macht der Gewohnheit zu Gattungsbegriffen erwachsen, wie wir bisher immer beobachteten. Nicht ganz gleiche Bewandtnis hat es mit Hinz, dem Kater, der uns vielmehr in ein neues Gebiet überführt. — Heinrich und Konrad, von den machtvollsten Kaisern und Fürsten geringern Ranges vom zehnten bis dreizehnten Jahrhundert in Aufnahme gebracht, waren, wie erwähnt, mittelalterliche Lieblingsnamen. Heinrich, und vielmehr die Koseformen Heinze, Hinze, Heinzel, Hein, Henn wurden nun ganz besonders zur Bezeichnung unheimlicher, dämonischer Wesen gebraucht, obwohl auch andere häufige Namen in dieser Verwendung vorkommen. Die Geister, deren Walten der gebundene Sinn des ungebildeten Menschen in den Erscheinungen der Natur zu bemerken glaubte, waren einerseits wohlthätig und dem Menschen wohlwollend, konnten aber auch schädlich und boshaft werden. So waren sie auch dem Volke auf der einen Seite vertraut, anderseits zugleich gefürchtet, und halb zutraulich, halb spöttisch geringschätzig nannte man sie mit einem altbeliebten, aber eben deshalb auch von den Menschen schon mehr oder weniger als gemein verschmähten Namen. Daß dabei gerade die Deminutiva von Heinrich bevorzugt wurden, erklärt sich aus der Etymologie des Wortes: „Hein, Hain" ist gleich „Hagen", dem gehegten, heiligen Wald des Heidentums, dessen Bewohner, die heidnischen Götter, dann den Christen zu greulichen Spukgestalten und Dämonen

wurden. Dort wohnten die Hagedissen, Hexen, die einstigen Nornen oder Walküren, dort wohnte der Tod, dessen von Matthias Claudius in die Litteratur gebrachter Name Freund Hein auf alter niederdeutscher Volksüberlieferung zu beruhen scheint; in Agrikolas Sprichwörtern heißt er Henn, der Tod, und auch Henn ist ja eine Koseform von Heinrich. Auch der ebenfalls appellativ gebrauchte Ausdruck knökern Hinrich für einen äußerst magern Menschen scheint auf den als Gerippe gedachten Tod hinzuweisen. Statt „Haingötze", das sich in der Volkssage wie auch in Luthers Bibelübersetzung (z. B. 2. Könige, 21, 7) öfters findet, wird auch schlechthin „Hain" gesagt, 2. Könige 23, 6; im Ringelberge bei Bertsdorf auf dem Eigen liegt ein „goldner Hain", heißt es in Haupts Sagenbuch der Lausitz S. 22. Allgemein bekannt sind die Heinzel- oder Hinzelmännchen. Die Alraunwurzeln heißen ebenfalls Heinzelmännlein. Wir sehen nun auch, wie der Kater zu seinem Namen Hinz gekommen ist; das nächtlich umherschleichende Tier mit seinen funkelnden Augen, seinem Buckel und seinem greulichen Geschrei hat etwas Unheimliches, Dämonisches. Doch finden wir auch andere Gemeinnamen für Kobolde und Wichte: Petermännchen, Peterlein, Hollepeter, Chiemke (Joachim), Wolterken (Walther), Nissen (Nikolaus), Nickel. Die Kobolde nebst ihren Namen stehen in enger Verbindung mit dem geistlichen Volksschauspiel des Mittelalters. So war Kaspar einer der drei heiligen Könige aus dem Mohrenlande; wegen seiner schwarzen Farbe war er unheimlich und machte doch zugleich dem Volke großen Spaß. So ward er allmählich auf der einen Seite ein Kobold, anderseits die lustige Person des nach ihm geradezu benannten Theaters. Auch den heiligen Nikolaus, der als Begleiter des Heilands neben Petrus auf der Bühne auftritt, finden wir als spaßmachenden Knecht Klobes oder Klaus, als Knecht Niklas neben Knecht Ruprecht, und als Kobold Nickel und Nissen, in der ersten Form der Pate des jetzt zu Ehren gekommenen Metalls, dessen früher wertloser Fund den Bergmann ehedem so verdroß, daß er meinte, der Nickel, der schelmische Berggeist habe es ihm in den Weg geschoben. Doch ist im Gegensatze zu Kaspar Nikolaus, wie wir sehen, einer der weitestverbreiteten Namen des Mittelalters gewesen, wobei wieder mitgewirkt hat, daß der heilige Nikolaus in mancher Beziehung als Nachfolger und Ersatz Wotans betrachtet ward, auch wohl des Wassergeists nihhus ahd., des spätern Nix (wofür auch Nickel gesagt wird), der wieder eine besondere Erscheinungsform Odins zu sein scheint. Alle Koboldnamen dieser Art vereinigt endlich der Teufel auf sich; wir kennen sie aus den Hexenprozessen: Hans, Hänschen, Junker Hans, Grauhans, Grünhans, Hans vom Busch, Heinrich, Grauheinrich, Hinze, Kunz,

Künzchen, Konrad, Nickel, Großnickel, Marten, Merten, Kaspar, Käsperle, Dewes (Tobias), Rupel, Rüppel, Wendel (= Orendel, Örvandill), Stöphel, Junker Stof (Christoph, mit bedeutsamer Unterdrückung der ersten Silbe; Grimm, Myth. S. 889), ferner Peterlein, Meister Peter, Heinze, Bockerlein, Benz (aus Benno oder Berchtold), was sonst appellativ einen rohen, trotzigen Gesellen bedeutet, und Velten (aus Valentin, wohl mit Anklang an Valand). Einige Namen hat der unheimliche Henker mit dem Teufel gemein, z. B. Meister Hans, Meister Peter. Diese Antonomasien erklären sich bekanntlich im letzten Grunde aus der abergläubischen Scheu, das Böse beim eigentlichen Namen zu benennen, da man es dadurch heraufzubeschwören fürchtet; das Wort hat eben bannende, schaffende Macht.

Nachdem wir die menschlichen Rufnamen als Gattungsnamen im Reiche der Menschen, Tiere und Dämonen aufgesucht haben, bleibt uns übrig, eine Anzahl Beispiele aus dem Bereiche der leblosen Dinge (einschließlich der Pflanzen) vorzuführen. Da ist es zunächst natürlich, daß die bildlichen Nachahmungen des Menschen auch seinen Namen auf sich ziehen. Wir meinen die Figuren des Puppentheaters, Marionetten genannt, weil ursprünglich nur kleine Figuren der Maria (Mariolette) darunter verstanden waren. Unsere Vorfahren aber hießen sie Kunzchen, Heinzel oder Jäckel. „Kunzenjager", „Kunzenspieler" und „Kunzmann" war der Taschenspieler. „Mit einem den Kunzen spielen" heißt: ihn zum Narren haben, ihn hänseln. Letzteres Wort gehört wohl weniger unmittelbar zu Hans, als zu Hanse = Schar, Verbindung, Verein. Die Aufnahme in eine solche geschah unter bestimmten Gebräuchen, die oft für den betreffenden Neuling nicht besonders angenehm waren. Dies hieß hansen, hänseln, davon z. B. Hänselbier, das einer bei der Erlangung des Meisterrechts spenden mußte. — Jetzt giebt bekanntlich Kasperl oder Hanswurst den Namen zur Bezeichnung für das Volkstheater her. Auf einer Stellvertretung des Menschen beruht auch Stiefelheinzel, gebraucht für Stiefelknecht. Eine andere Metonymie liegt vor, wenn ein geringes Bier in Schöppenstedt, wie es die Knechte tranken, selbst armer Heinke hieß, oder wenn in Süddeutschland eine Bierkaltschale Biernickel, eine Pfannkuchenart Pauternickel genannt wird, anderwärts ein gewisses Bier Peterl, Petermann und ein Kuchen aus der ersten oder Biestmilch einer Kuh Kuhpeter, während Peterlin für Petersilie nur volksetymologisch aus petroselinum, dem botanischen Namen der Pflanze, verderbt ist. Über den Brotnamen Pumpernickel ist viel gestritten worden, als zweiter Teil des Wortes ist aber jedenfalls der Name Nickel, als appellativer verwandt, anzunehmen. Wenn eine Ziegenkrankheit Nickel heißt, so glaubt man die Tiere wohl von einem bösen Geist besessen.

Sie drehten sich dann wohl unruhig im Kreise, wie der Kreisel, der denselben Namen Nickel führt. Dagegen ist Ziegenpeter (auch Bauernwenzel) als Geschwulst des Gesichts vielleicht eher darauf zurückzuführen, daß die Hirtenjungen sich oft bei ihrem Aufenthalt im Freien ein geschwollenes Gesicht zuziehen mögen. Ein unheimliches Werkzeug für die Kinder ist die Rute, Birkhänsel gescholten. Der schwarze Peter im Kartenspiel ist leicht zu erklären, schwer die Bezeichnung des Fensterkreuzes als Fensterpeter. Die vier Wenzel im Kartenspiel erhalten mit ihrer bedeutsamen Stellung die Erinnerung an die kurze Blütezeit des Namens, da Kaiser und Könige sich mit ihm schmückten. Doch außerhalb Böhmens hatte er geringen Klang: Lausewenzel wird ein schlechter, stinkender Tabak betitelt, von dessen Rauch die Läuse sterben. Nur volksetymologisch findet sich derselbe Name in Scharwenzel und scharwenzeln, übertrieben höflich und unterthänig sein; denn zu Grunde liegt eigentlich das italienische servente. Beachtung verdient noch der Name Marie, von dem Götzinger zuviel behauptet, wenn er sagt, er habe wegen seiner hohen Patronin wohl nur höchst selten appellative Verwendung gefunden. Dies würde nur für die Zeit vor Luther gelten. Wir erwähnten schon die Marionetten; ob damit der Begriff Marotte zusammenhängt (das, was ein Narr im Kopfe hat), lassen wir dahingestellt. Unter Marunke versteht man in der Lausitz wohl in scherzhaftem Vergleiche mit einem runden drallen Mädchengesicht die große rote Eierpflaume. Von Marie als Dienstmädchenname, sowie Maruschel war schon die Rede, nachgetragen sei noch, daß in den deutschen Ostseeprovinzen ein junges Mädchen, das wir etwa Backfisch nennen würden, eine Marielle heißt. Technische Ausdrücke, wie Heinzenkunst für eine Wasserhebemaschine des älteren Bergbaues finden sich eine ganze Anzahl. Wenn der Durchfall das laufend Katterl oder schnelle Kathrine und Jungfer Kattel die Menstruation genannt wird, so liegt hier wohl der griechische Stamm für Reinigen in volksetymologischer Umhüllung vor. — Was endlich die Pflanzen betrifft, so tragen manche von ihnen Menschennamen, wie z. B. Gutheinrich, Gretel in der Hütte, im Busch, in der Hecke, unter der Staude (letztere für die Pflanze, die sonst auch „Braut in Haaren“ heißt, gebraucht), aber es kommen hierbei mythologische Beziehungen ins Spiel, auf die wir nicht näher eingehen wollen.

Zum Schluß mag noch einmal auf die bezeichnende Thatsache hingewiesen werden, daß die gebräuchlichsten Namen, welche diese Entwicklung zu Gattungsnamen durchgemacht haben, entweder ursprünglich deutsche sind, wie Heinrich, Konrad, Fritz, Ruprecht, Mechthild, Gertrud oder doch an altvertraute deutsche Stämme anklingen, die dem Volke

anfangs wenigstens noch beim Gebrauche der Namen mit vorschwebten, später freilich verschollen sind. Was den Namen Hans betrifft, so ist das gotische und althochdeutsche hansa, streitbare Schar, mit im Spiele gewesen; Mitglieder einer solchen hießen ja später noch Hansen. Ferner lautete die Koseform von altdeutschen Namen wie Anshelm, Ansraban (worin bekanntlich die Bezeichnung der germanischen Götter, Asen, got. ansis, anord. aesir zu suchen), Anso, was gleichfalls nicht ohne Einfluß auf die Beliebtheit von Hans geblieben sein wird. Auch die Grete, die zum Hans gehört, ist nicht ganz die griechische Margarete. Nach Mannhardt (germ. Mythen 382 flg.) trat die heilige Margarete an die Stelle der Schicksalsgöttin Wurth, der totenwählenden Norn. Wenn die „schwarze Margret" in Niedersachsen als Todesvorbotin erscheint, anderswo derselbe Name mit verschiedenen Attributen ein böses Gespenst bezeichnet, so liegt ein uraltes deutsches Wort zu Grunde, altſ. Markrid, ahd. Markrit u. s. w. = „Waldreiterin", worunter auch eine Walküre zu verstehen. Wulfila schon giebt Margrete mit Markreitus wieder. Matz kann als Koseform von Madalfrid u. ä. angesehen werden, aus Mazo verkürzt, welches als ahd. vorkommt. Michel berührt sich mit dem got. mikils, ahd. michil. Von Nickel, das sich an Nix und Nikur anlehnt, war schon oben die Rede; auch Nissen für den Kobold kann man mit dem Zeitwort nissen = „im Hause herumpusseln, sich bald hier, bald da zu thun machen" zusammenbringen (Mogk, Mythologie 1034). So blieben von den Allerweltsnamen ohne deutlich erkennbare Anlehnung an deutsche Stämme etwa nur Peter und Jakob, obwohl sich auch bei diesen Anklänge der besprochenen Art allenfalls finden ließen.

---

## Über eine Stelle in Goethes „Faust".

Von **Friedrich Schaper** in Nauen.

In der an tiefen philosophischen Gedanken so reichen dritten Scene des „Faust" kennzeichnet sich Mephistopheles mit den Worten: er sei der Geist, der stets verneine, ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse wolle und stets das Gute schaffe, als ein Entwickelungsprinzip der Welt, und zwar als das gegenwirkende, hindernde, verneinende. Was verneinend? Was hindernd? Wem gegenwirkend? Nun unzweifelhaft dem Guten, oder vielmehr der das Gute schaffenden Kraft oder Potenz. Dem Dichter, der hier mit genialischem Blicke tief in das Wesen der Dinge hineingesehen hat, schwebt die Welt als eine werdende, sich entwickelnde vor Augen, in der das Gute, zunächst in der Gestalt einer individuell

geordneten Welt, des Makrokosmos, dann in Gestalt einer sittlich geordneten Menschenwelt, des Mikrokosmos, nicht schon von vornherein ist, sondern wird, und zwar wird im Kampfe gegen ein Entgegenwirkendes und durch Überwindung eines solchen, das das ursprüngliche Chaos, die ursprüngliche Nacht aufrecht halten will. Wäre dies Entgegenwirkende, Hindernde nicht, so würde auch die Macht, die Potenz des Guten und Göttlichen nicht sein: Dieses hätte keinen Gegenstand, an dem es seine Kraft in der Überwindung stärken, an dem es sich bethätigen und verwirklichen könnte. Demnach ist das Gegenwirkende ebenso notwendig wie das Überwindende, Ordnende, Gestaltende, oder mit anderen Worten: die Potenz des Guten wie die Macht des Bösen sind notwendige Entwickelungsprinzipien in dieser werdenden und sich entwickelnden Welt. Diese Potenz des Bösen in Person gedacht ist der Satan. Demnach ist der Satan zunächst nicht einmal das Böse nur im moralischen Sinne, als welches er in der gewöhnlichen Vorstellung erscheint. Dieses Böse ist nur ein besonderer Fall des Widerstreites auf dem Willens- und Handelnsgebiete individuell vernünftiger Wesen. Der eigentliche Begriff des Satans umfaßt also viel mehr als die gewöhnliche Vorstellung. Als dieser Geist des Widerspruches, an dem die Macht des Guten sich stärkt, ohne den es nicht würde, gehört Satan mit zur Weltregierung Gottes. So erklären sich die merkwürdigen Äußerungen im zweiten Briefe Petri und im Briefe Judä, daß diese Macht des Satans nicht verlästert werden dürfe, womit ihm doch unzweifelhaft eine gewisse Würde zugeschrieben wird. Alles das macht in dem oben angeführten Goethischen Verse keine Schwierigkeit. Wie aber sind die Worte zu deuten, die bald hernach folgen: „Ich bin der Teil des Teils, der anfangs alles war, Ein Teil der Finsternis, die sich das Licht gebar"? Daß beide Verse einen Parallelismus bilden und sich gegenseitig erklären, liegt auf der Hand. Unzweifelhaft ist in diese Worte etwas „hineingeheimnißt" worden, trotzdem sie nicht in dem Teile des „Faust" stehen, in den Goethe eingeständlich allerlei „hineingeheimnißt" hat. Hier scheint nun die Schellingsche positive Philosophie auf die richtige Spur zu leiten. Nach den Prinzipien dieser Philosophie erklärt sich alles durchaus einfach. Damit soll keineswegs behauptet werden, daß Goethe geradezu einen Schellingschen Gedanken benutzt und Schelling entlehnt habe. Dies ist wenig wahrscheinlich; die Vorlesungen über die positive Philosophie, die Philosophie der Mythologie und Offenbarung, die letzte Gestalt des Schellingschen Denkens, sind erst lange nach Goethes Tode erschienen. Wohl aber ist anzunehmen, daß ein so außerordentlicher Dichtergenius, wie Goethe war, jenen Gedanken gleichsam prophetisch-visionär aus dem Geiste seiner Zeit heraus gefunden hat, vielleicht ohne daß er selbst eine klare und

bewußte Erkenntnis von seiner Tragweite hatte. Darauf beruht ja eben alle genialische Erkenntnis, daß sie ein Lichtgedanke ist, der in vollster Unmittelbarkeit gleichsam im geistigen Schauen, nicht im diskursiven, vom Grunde zur Folge fortschreitenden Denken sich darbietet; daß etwas erkannt und ausgesprochen wird, wozu die Vermittelung fehlt, und das doch Wahrheit ist. Dichter und Philosophen finden so und sprechen aus, was an lebenskräftigen Gedanken noch unbewußt zu ihrer Zeit im Zeitbewußtsein lebt und zur Äußerung drängt, jene im Symbol und Bild, diese in verstandesmäßiger Entwickelung und Anknüpfung an geltende Wahrheiten. Goethe und Schelling waren vielleicht die genialsten Geister unseres Volkes in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Sie haben deshalb so manche Berührungspunkte in ihrem Denken und Dichten, wenngleich natürlich in der eigentlichen philosophischen und spekulativen Entwickelung Goethe mit Schelling sich nicht messen kann. So viel, um die eigentümliche Ähnlichkeit eines Schellingschen Philosophems mit einem Goethischen Dichterworte zu erklären. Für das volle Verständnis desselben ist es nötig, etwas weiter auszuholen.

Bekannt ist, daß Schelling in seiner letzten Periode vom Pantheismus zum theistischen Pantheismus sich hindurchgekämpft hat und dadurch anscheinend vorbildlich für den wahrscheinlichen Entwickelungsgang der modernen Denkweise geworden ist.

Eine Welterklärung (Metaphysik) kann nicht mit dem Nichts anfangen; aus Nichts wird bekanntlich Nichts. Von einem Seienden irgendwelcher Art muß die Welt ausgegangen sein. Nach Schelling ist dieses allererste „unvordenkliche“ Seiende nun nicht eine tote, unlebendige Substanz, nicht bloß ein gegenständliches Sein, nicht Objekt, sondern ein Subjektives, ähnlich dem menschlichen Ich und dessen wenngleich an Vollkommenheit darüber weit erhabenes Urbild; es ist mit andern Worten der persönliche, bewußte Gott; denn lebendig ist nur das Subjektive, die „Ichheit“, und je weniger Subjektives in den Dingen ist, desto toter sind sie. Die, welche den deutschen philosophischen Idealismus dieses Jahrhunderts kennen, werden wissen, was damit gemeint ist. Leben ist nun nicht ein Sein, sondern ein Werden; es entsteht dadurch, daß das, was lebt, das Subjekt des Lebens (hier das Wort in einem anderen Sinne genommen) nicht *ist*, sondern immer *wird*, und in diesem beständigen Werden sich erhält als das, was es sein soll, als seine Idee, z. B. als Pflanze, als Tier, als Mensch. Dieses Werden, diese Verwirklichung, noch besser diese Entwickelung kann nicht unendlich sein, denn das ist ein unvollziehbarer Gedanke, sondern muß in Grenzen eingeschlossen sein, muß einen bestimmten Kreis durchlaufen, muß einen Anfang haben, eine Mitte und ein Ende. Das wären dann drei Seins-

stufen oder Seinsmöglichkeiten. Der Anfang muß ein mögliches Sein sein, in dem in der Anlage, im Keime alle Entwickelungsstufen bis zur Vollendung, dem sein sollenden Sein, gleichsam unentwickelt enthalten sind, aus dem heraus sie dann stufenmäßig entwickelt und verwirklicht werden, wie z. B. das Wachsen und die Entwickelung der Pflanze lehrt. Im Samen steckt der Möglichkeit nach die ganze Pflanze. Es ist zwar Leben in ihm, aber ein ruhendes, unentwickeltes. Sind aber die Bedingungen für den Prozeß des Wachsens gegeben, wie Licht, Erde, Wasser, Wärme, so beginnt dieser Prozeß, durchschreitet Stufen, bis das erreicht ist, was erreicht werden sollte und weswegen der ganze Prozeß war, nämlich die bestimmte Pflanze, die in dem Samenkorne vorgebildet war. Diese drei Entwickelungsstufen bezeichnet Schelling als $A^1$, $A^2$, $A^3$, als ein Sein erster, zweiter oder dritter Stufe. Er bezeichnet sie auch als die Seinsmöglichkeiten, und als Möglichkeiten (das Mögliche ist auch immer das Mächtige, wie die Sprache schon andeutet, die beide Ausdrücke von der nämlichen Wurzel herleitet) sind sie auch die eigentlichen Weltmächte, die alleroberſten und allgemeinsten Prinzipien alles Seins, die die Entwickelung eines Aufgußtierchens sowohl, wie die eines Weltkörpers und eines Weltsystemes bestimmen und leiten, und ebenso auch die geschichtliche Entwickelung als die Entwickelung des Geistes. Dieses uns überall umgebende, sich aus zahllosen Keimen entwickelnde, sich vollendende und absterbende Leben, in dem wir selbst leiblich wie geistig mitten inne stehen, ist nun nicht ein müheloses Werden; es geht nicht so damit zu, wie Schiller in „Ideal und Leben" es schildert:

> „Nicht der Masse qualvoll abgerungen,
> Schlank und leicht, wie aus dem Nichts entsprungen,
> Steht das Bild vor dem entzückten Blick",

sondern es ist ein mühseliges Ringen, weil eine „Spannung der Potenzen" vorhanden ist, ein Wirkendes und ein Entgegenwirkendes, und das letztere überwunden werden muß.

Auch Gott als das höchste, anfängliche, urbildliche Sein ist gleichfalls in diesen drei Stufen oder Seinsmöglichkeiten eingeschlossen; er ist $A^1$, $A^2$, $A^3$; aber er ist sie als das vollkommen Seiende zugleich und ohne Spannung, nicht nacheinander, noch in mühevoller Entwickelung. „Nur das Göttliche wandelt auf leichten Füßen", sagt Friedrich Nietzsche einmal. Nun war, wie schon gesagt, ursprünglich nur Gott als das erste und unvordenkliche Sein, vor dem kein anderes vorhergehen konnte. Die Welt war noch nicht; sie ist ein Gewordenes. Aus dem absoluten Nichts kann sie nicht entstanden sein; denn das ist ein Ungedanke, den kein menschliches Denken jemals widerspruchslos vollziehen kann, der auch nicht einmal in den religiösen Urkunden des Christentumes be-

gründet ist. Demnach muß das Sein der Welt von Gottes Sein ausgegangen sein: es muß in irgend einer Weise Gottes Sein sein. War ursprünglich Gott alles oder das Ganze, so muß die Welt gleichsam ein Teil dieses Ganzen sein, oder es muß der Möglichkeit nach die Welt auch in Gott vorhanden gewesen sein. In der Urmöglichkeit seines eigenen Seins besaß er auch die Grundlage jedes möglichen, von ihm verschiedenen Seins, also auch des Seins einer Welt. Diese Urmöglichkeit (sie ist als eine Art ruhenden Willens zu denken) war die große Weltenmutter (materia von mater), in der das Ganze, Gottes Sein, wie auch das der Welt wurzelte. Der Schöpfungsprozeß bestand nun darin, daß diese Urmöglichkeit von Gott ins Sein erhoben wurde, um Grundlage eines von Gott verschiedenen Seins zu werden. Dieses allererste gewordene Sein bezeichnet Schelling als B. Eine andere Bezeichnung als diese allgemeinste war nicht möglich; denn es mußte ein Sein bezeichnet werden, das all und jeder Bestimmtheit, all und jeder Qualität entbehrte, von dem man nichts weiter sagen kann als: es ist. Dieses allererste endliche Sein ist nun der Urstoff, nun nicht mehr der Möglichkeit, sondern der Wirklichkeit nach, aus dem alle endlichen Dinge hervorgegangen sind. Für das Dasein der Weltdinge ist dieses B das Ganze; faßt man unter dem Begriffe des Ganzen alles Existierende zusammen, Gott eingeschlossen, so ist es ein Teil. Von diesem Teile, dem ursprünglich bestimmungslosen Urweltstoffe B, will nun Mephistopheles ein Teil sein („Ich bin ein Teil des Teils, der anfangs alles war“, alles nämlich in Bezug auf das Sein der Welt). Dieses B muß sich demnach wieder teilen lassen. Wie oben schon ausgeführt ist, muß alles Werdende sich mühsam zum Sein emporringen und Widerstände bewältigen; daher auch alles Sein ohne Ausnahme mit dem Fluche der Mühsal und Trübsal geschlagen ist, das menschliche Leben mit eingeschlossen. Mit Schmerzen wird es geboren, mühselig ringt es sich empor, mühselig behauptet es sich im Dasein, bis es endlich der Mühsal erliegt. Jenes unbestimmte Ursein B war am fernsten von dem individuell gestalteten, persönlichen Sein, dem eigentlich sein sollenden, dem vollkommenen Sein, das deshalb auch das Ziel und die Absicht der Schöpfung war; aber es soll zu solchem stufenweise erhoben werden; demnach müssen Kräfte in ihm thätig sein, die es dazu erheben wollen, und wiederum andere, die sich dem widersetzen. Das versteht Schelling unter der Spannung der Potenzen; denn wo Spannung ist, da ist eben ein Widerstrebendes und ein Überwindendes, wie das Beispiel des Bogens, dem das Bild entlehnt ist, lehrt. Das Überwindende will göttliches und vollkommenes Leben in der Welt hervorbringen, will die Welt zu einem vollkommenen Kosmos ausgestalten, jenes dies nicht dulden. Dieses

Widerstrebende, persönlich gedacht, ist der Satan. Das ist also der eigentliche philosophische Begriff des Teufels: das die göttlichen Kräfte Verneinende, Hindernde, ihnen Widerstrebende. Das liegt auch in dem hebräischen Worte „Satan": der Widerstrebende. Er ist überall da, wo rohe, ungeordnete und wilde Kräfte walten, nicht nur auf moralischem Gebiete, sondern auch in der Natur. „Was sich dem Nichts entgegenstellt", sagt Mephistopheles in der erwähnten Scene:

„Das Etwas, diese plumpe Welt,
So viel als ich schon unternommen,
Ich wußte nicht, ihr beizukommen,
Mit Wellen, Stürmen, Schütteln, Brand,
Geruhig bleibt am Ende Meer und Land.
Und dem verdammten Zeug, der Tier= und Menschenbrut,
Dem ist nun gar nichts anzuhaben.
Wie viele hab' ich schon begraben!
Und immer cirkuliert ein neues, frisches Blut.
So geht es fort, man möchte rasend werden.
Der Luft, dem Wasser wie der Erden
Entwinden tausend Keime sich
Dem Trocknen, Feuchten, Warmen, Kalten,
Hätt' ich mir nicht die Flamme vorbehalten,
Ich hätte nichts Aparts für mich."

Und Faust entgegnet hierauf:

„So setzest du der ewig regen,
Der heilsam schaffenden Gewalt
Die kalte Teufelsfaust entgegen,
Die sich vergebens tückisch ballt.
Was andres suche zu beginnen
Des Chaos wunderlicher Sohn."

Diesen wilden Kräften in der Natur, die aller Ordnung sich widersetzen und das Geordnete zu zerstören suchen, sind die Leidenschaften und Begierden der Menschen zu vergleichen, ja, sind im Grunde dasselbe wie jene. Alles Böse im Menschen beruht eben auf ordnungsloser Begierde und Leidenschaft, die nur sich will. Darum ist Satan auch in diesen und wird darum zum moralischen Verführer und zum Grunde jenes radikalen Bösen in der Menschennatur, auf das ein jeder ohne Ausnahme bei sich wie bei andern im Leben so oft stößt.

Dem geneigten Leser konnte diese Abschweifung auf das spekulative metaphysische Gebiet auch aus dem Grunde nicht erspart werden, damit sich zeige, wie tief oft ein einfaches und kurzes Dichterwort hinabreicht in die Rätsel des Daseins.

Fassen wir zusammen. Gott war ursprünglich alles Sein. In ihm war eine Potenz, eine Möglichkeit auch eines zweiten, endlichen

Seins, nämlich der Welt. Gott und Welt sind alles Sein; die Welt ist also ein Teil dieses Gesamtseins (Mephistopheles: „Ich bin ein Teil des Teils"). Dieser Teil des Seins war anfangs alles, nämlich in Bezug auf das gewordene, endliche Sein der Welt, mit Ausschluß Gottes als des ungewordenen, unvordenklichen Seins. Dieser Teil läßt sich nun noch einmal zerlegen, da er einen Widerstreit von Kräften in sich birgt, von göttlichen und teuflischen, Vernunft und blindem Willen: erstere die schaffenden und ordnenden, letztere die zerstörenden, hemmenden, widerstrebenden Kräfte. Diese letztere Potenz stellt Satan dar. Er ist also ein Teil des Teils, der anfangs alles war, und zwar die Kraft, der Geist, der stets verneint, der aber doch in diesem Widerspruche nur dem Entstehen des Guten und Göttlichen dient. Der Teufel gehört demnach zur Weltregierung Gottes. Darum erscheint er im Buche Hiob wie im Prologe zum „Faust" unter den Söhnen Gottes vor dem Herrn.

Ob die obige Erklärung der Stelle schon in irgend einem der zahlreichen Werke über „Faust", die zusammen ganze Bibliotheken füllen würden, gegeben ist, enzieht sich meiner Kenntnis. In dem Düntzerschen Kommentare findet sich darüber nichts. Jedenfalls ist die Übereinstimmung der beiden genialen Männer so merkwürdig, daß sie einmal öffentlich dargelegt zu werden verdiente.

---

## Sprechzimmer.

### 1.

Zu VIII, 441 flg. Goethes Faust I, 1705 flg.:

Die Uhr mag stehn, der Zeiger fallen,
Es sei die Zeit für mich vorbei!

Auch diese bisher für ganz verständlich gehaltenen, sachlich vielleicht von mir zuerst erläuterten Verse haben eben eine neue künstliche Deutung gefunden, die ich für einen unglücklichen Einfall halten muß. Meine Erklärung soll „aus mehreren Gründen unrichtig" sein. Die Berichtigung geht von dem ohne weiteres als „auf der Hand liegend" bezeichneten Satze aus: es soll „der Ablauf eines entscheidenden Zeitabschnitts sinnfällig gemacht werden, und zwar des mit dem Zeitverlauf überhaupt in Parallele gestellten Tagesverlaufs". Das widerspricht geradezu dem Wortlaut und dem Zusammenhang. Das Auslaufen oder Ablaufen der Uhr ist so entschieden die Bezeichnung des Aufhörens des Lebens, daß Goethes Werther davon geradezu schreibt: „Meine Uhr ist

noch nicht ausgelaufen" (13. Dezember). So sagt auch Schillers Tell von Geßler: „Deine Uhr ist abgelaufen!" Nicht anders heißt es hier vom Aufhören des Lebens: „Die Uhr steht." Dies entspricht durchaus dem Zusammenhang. Der Teufel hat dem Faust versprochen, auf Erden in seinen Diensten nicht zu rasten, wenn dieser ihm drüben das Gleiche thun und ihm angehören wolle. Dieser, den das Drüben gar nicht kümmert, bietet ihm im stolzen Selbstbewußtsein, daß er durch keinen vom Teufel ihm gebotenen Genuß dauernd zu fesseln sei, die Wette an, im Augenblick, wo ihm dies gelingen würde, solle er das Recht haben, sich seiner zu bemächtigen: dann will ich gern zu Grunde gehn. Er führt dies 1703—1706 mit der leidenschaftlichen Hitze der Rednerei, auf die jener bald darauf spottet, in zwei bildlichen Ausdrücken weiter aus, in dem Läuten der Totenglocke zum Begräbnis und in unsern beiden Versen, die das Aufhören des Lebens bezeichnen; zwischen beiden ist noch bemerkt, „der Teufel werde dann seines Dienstes frei sein," dieser aber unterläßt nicht, gierig darauf hinzudeuten, daß er den Toten ganz in seiner Gewalt haben werde. Zu dem Stillstehen der Uhr fügt er noch die abschließende Folge, daß der Zeiger mit einem Geräusch zurückfällt. Durch diese genaue Wiedergabe des Inhalts der Verse platzt die neue Blase, es sei von dem Zeitraume eines Tageslaufs die Rede: das Stillstehen der Uhr ist nicht Folge des Ablaufens der Uhr, sondern des gewaltsamen Innehaltens durch den über Faust Herr gewordenen Teufel, das Stillstehen der Uhr nur ein Bild des gewaltsam eingetretenen Todes.

Seltsam ist der Anstoß, den Schulte an der Erwähnung von nur einem Zeiger nimmt, wodurch die Anschaulichkeit leide. Aber weiß er denn nicht, daß bei paarweisen Körperteilen, Augen, Ohren, Lippen, Armen, Händen, Füßen, Schultern, oft die Einheit steht, ohne daß bloß die rechte oder linke Seite gemeint wäre, unbeschadet der Anschaulichkeit, mit Ausschluß des lächerlichen Mißverständnisses, das man etwa daran nehmen könnte, wenn man beim Laufe bloß vom Fuße, beim Sehen bloß vom Auge spricht. Wenn Goethes Faust sagt: „Der Einsamkeiten tiefste schauend unter meinem Fuß", „Mein Auge war aufs hohe Meer gezogen", so steht er deshalb noch nicht auf einem Beine, sieht noch nicht mit einem Auge, und auch die Anschaulichkeit hat dadurch keinen Schaden gelitten. So ist es nun auch bei dem Zeiger statt beider, wenn man nicht etwa nur an den bedeutendsten, den Stundenzeiger, denken will, der am stärksten zurückfällt und auch allein schon, wenngleich nicht so ganz genau, die Zeit angiebt. Wirklich wird so der Zeiger häufig gebraucht. Unser Erklärer bemerkt nicht, daß an einer von ihm in anderer Beziehung angeführten Stelle Schillers (Kindesmörderin 2) so die

Einzahl steht. Ebenso im Gedicht Der Genius (23). Da kommt denn der Entdecker auch noch mit dem Einspruch, das Fallen des Zeigers sei so unmerklich, daß es nur dem Uhrmacher, dem Techniker oder Kommentator bekannt sei. Jedenfalls so bekannt wie die von ihm selbst hervorgezogene Uhr mit dem Engelsstäbchen! Und Goethe war von früh an mit Handwerkern und Gewerben aller Art bekannt, auch dürfte sein Vater ihn wohl mit den Hausuhren nach seiner Weise bekannt gemacht haben, gar nicht eines Vetters Andreas Goethe in Frankfurt zu gedenken, der Großuhrenhändler war und auch zu der alten Hausuhr, die zu Goethes Geburtsstunde geschlagen hatte, eine neue lieferte.

Eine Haus- oder Turmuhr genügt durchaus zum Verständnis der Faustſtelle, wir brauchen uns deshalb nicht in die Untersuchungen zu vertiefen, welche alten und neuen Uhren der junge Goethe in dem Hause auf dem alten Hirschgraben und in andern Häusern an Kirch- und Schloßtürmen in und außerhalb Frankfurts gesehen.

Köln a. Rh. **Heinrich Düntzer.**

2.

In dem Aufsatz „Homer in Übersetzung im deutschen Unterricht" (Ztschr. f. d. U. VII, 7 S. 470) bedauert der Verfasser R. S. in H., daß nicht die von Scherer so gerühmte Voßsche Odyssee-Übersetzung von 1781, sondern die von dem genannten Litteraturhistoriker mit vollem Rechte als ein „Rückschritt" bezeichnete Umarbeitung von 1793 diejenige sei, „welche sich heute allgemein in den Händen des Publikums befindet und überall in den Schulen gebraucht wird, wo die Übersetzung von Voß überhaupt Anwendung findet."

Dem gegenüber gestatte ich mir darauf hinzuweisen, daß meine bereits an vielen Anstalten gebrauchte, mit Einleitung und Erläuterungen versehene Ausgabe der Voßschen Odyssee-Übersetzung (= Bändchen 41—43 der „Meisterwerke unserer Dichter". Münster in Westf., Aschendorffsche Buchhandlung. 1886. Preis 60 Pfg.) auf die erste Fassung von 1781 zurückgreift.

Münster i. Westf. **O. Hellinghaus.**

3.

## Zur Geschichte der Merseburger Zaubersprüche.

Bekanntlich ist der in den Merseburger Zaubersprüchen ausgesprochene Zauber in eine mythologische Erzählung eingekleidet, in der er den Göttern selber in den Mund gelegt wird. Eine ganz ähnliche Einkleidung eines Heilzaubers bietet ein Mittel gegen Zahnschmerzen, das mir während meiner früheren Amtsthätigkeit in Elgersburg in Thüringen von einer Bäuerin, aus dem benachbarten Gräfenroda gebürtig, mitgeteilt

ward: Petrus stand an einem Weidenbaum und weinte. Da trat zu ihm der Herr und sprach: Petrus, warum weinest du? Da antwortete Petrus: meine Zähne faulen mir in meinem Munde. Da sprach der Herr: gehe den Bach hinauf, nimm dreimal Wasser in den Mund, spüle damit den Mund und sprich: im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, so werden deine Zähne gesund. Dieselbe Frau teilte nun auch weiter als Zauber gegen heftige Blutung folgende Besprechung mit:

Blut zu Blut;
Bein zu Bein,
Ader zu Ader,
Im Namen Gottes des Vaters u. s. w.

— ganz entsprechend der Merseburger Formel:

bên zi bêna,
bluot zi bluoda,
lid zi geliden.

Bei der alten Formel handelt es sich um eine Verrenkung, die noch gebräuchliche hat mehr eine Blutung im Auge, daher die Abwandlung in der dritten Zeile. Diese Formel soll übrigens angeblich auch im badischen Schwarzwalde vorkommen.

Chemnitz. Karo.

4.

Rätzel „Einer dem die Augenbrauen zusammenwachsen".

Der Tiername nhd. ratte, dial. hd. ratz, der auf ein zu lat. rodere zu stellendes ratt- aus rodn- zurückgeführt werden kann, sieht viel zu altertümlich aus, um die Annahme glaublich zu machen, er hätte von Anfang an nur der erst verhältnismäßig spät im Mittelalter bei uns eingebürgerten Ratte, mus rattus, geeignet. Wenn wir hess.-nass. ratz „Iltis" (Vilmar Kurhess. Idiot. S. 143, Kehrein Volkssprache in Nassau S. 324), besonders aber schles. ilster „Iltis, zuweilen auch für Ratte gebraucht" (Weinhold B. z. e. schles. Wb. S. 38) vergleichen, so sehen wir ganz klar, daß ratz ursprünglich Benennung des Iltisses gewesen sein muß. Dies ist auch die reguläre hochdeutsche Form; der jedenfalls in Niederdeutschland zuerst von der See her bekannt gewordene Nager wurde ndd. ratte genannt, und mit dem fremden Tiere kam auch der fremde Name nach Hochdeutschland. Mit ratz „Iltis" nun ist das demin. rätzel identisch. H. Hoffmann giebt nämlich Frommanns Maa. 5,155 zu Fallersleben: Marte die folgende Glosse: „1. Marder; 2. Alp. Auch pflegt man Menschen, deren Augenbrauen zusammengewachsen sind, Marten zu nennen, weil sie nach dem Volksglauben im Verdachte stehen, zur Nachtzeit den Schlafenden das Alpdrücken zu verursachen." Wenn dieser Volksglaube

realen Hintergrund hat (vgl. Pauls Grundriß 1, 1022), so kann doch seine etymologische Erklärung vor der Kritik nicht bestehen. Denn die hier zu Grunde liegende bekannte Benennung des Alps hat mit dem Marder und dem Rätzel gewiß nicht das Geringste zu thun.

Greifswald. **Johannes W. Bruinier.**

5.

**Die Rhone, nicht der Rhone.**

**Woher rührt der Geschlechtswechsel mancher Lehnwörter?**

Zu Zeitschrift IX, S. 188.

In manchen geographischen Lehrbüchern liest man also neuerdings nicht mehr die Rhone, wie es vor dreißig Jahren noch ganz allgemein hieß, sondern der Rhone, dem französischen le Rhône zu lieb, obwohl die meisten Flußnamen weiblich sind. Es ist mir nicht möglich gewesen, zu ermitteln, ob und wie man dieses männl. der Rhone in jenen Büchern dekliniert. Für die deutschen männlichen Substantiva auf -e sind nur zwei Arten möglich: 1. (vgl. Knabe) der Rhone, des, dem, den Rhonen, 2. (vgl. Käse) der Rhone, des Rhones, dem, den Rhone. Hat man es etwa schon versucht, eine dieser beiden Deklinationsweisen einzuführen?[1])

Man hat oft darüber gespottet, daß viele dem Französischen entlehnten männlichen Substantiva auf -e im Deutschen weiblich sind, z. B. le rôle, le contrôle, le buste = die Rolle, die Kontrolle, die Büste. Wird man es in wohlmeinender Absicht, den begangenen Fehler wieder gut zu machen, auch für diese Wörter versuchen, das männliche Geschlecht einzuführen, wie bei Rhone?

Auf den ersten Blick scheint die Sache allerdings sonderbar; sie läßt sich jedoch erklären, wenn man die Deklination in Betracht zieht. Hätte man mit Beibehaltung des französischen männlichen Geschlechts der Rolle nach der Käse deklinieren wollen, so hätte man im Genitiv des Rolles sagen müssen, und überdies könnte man so den Plural nicht vom Singular unterscheiden; der erstere müßte dann die Rolle lauten (vgl. die Käse). Bei weitem die meisten männl. Substantiva auf -e sind aber schwach, und man hätte also sehr wahrscheinlich dekliniert: des, dem, den Rollen. Das Fremdwort ist jedoch, abgesehen von der Verdoppelung des l, in unveränderter Gestalt ins Deutsche aufgenommen worden; mithin liegt die Vermutung nahe, daß es dem Sprachgefühl widerstrebte, diese Gestalt in der Flexion zu ändern, d. h. zu entstellen, und so begnügte man sich damit, einfach den Plural vom Singular zu

---

1) Der Name Rhone ist bis jetzt, soweit wir haben beobachten können, bei der Deklination noch immer unverändert geblieben. D. L.

unterscheiden, was nur dadurch möglich war, daß man die betreffenden Wörter weiblich machte; denn die weiblichen Substantiva sind im Singular bekanntlich unveränderlich.

Es wäre zu wünschen, daß ein gründlicher Kenner des deutschen Wortschatzes diese Frage in umfassender Weise historisch untersuchte. Er müßte sich natürlich zunächst auf die neuhochdeutsche Sprachperiode beschränken.

Paris. **Alfred Bauer.**

6.

## Lesefrucht.

Ich bin sonst keiner von denen, die gerne überall Anklänge und Einflüsse wittern; unlängst aber ist mir eine Stelle in Wielands Gesprächen unter vier Augen (Werke, Hempelsche Ausgabe 33, 291) aufgestoßen, die ich doch, da Wieland ja sich keines besonders großen Leserkreises erfreut, mitteilen möchte, weil man sie nicht lesen kann, ohne sofort an einige bekannte Schillersche Verse erinnert zu werden. Wielands Gespräche ꝛc. erschienen zum Teil im Teutschen Merkur 1798, die betreffende Stelle aber erst 1799 im dritten Teil seiner sämtlichen Werke. Sie lautet:

„Bedenke, daß gegen Einen, der zur Beförderung wahrer Aufklärung thätig ist, Hundert sind, die ihr aus allen Kräften entgegenarbeiten, und Zehntausend, die seine Dienste weder begehren noch vermissen. Auch bitte ich nicht zu vergessen, daß man unter zehn Aufklärern wenigstens die Hälfte rechnen muß, die ihre Pechfackel so ungeschickt und unvorsichtig handhaben, als ob es ihnen weniger darum zu thun sei, uns zu leuchten, als uns die Häuser über dem Kopf anzuzünden." Schillers Glocke wurde am 30. September 1799 zum Druck abgeschickt. Schiller hat dies Glockenlied schon seit 1797 in seinem Geiste bewegt und manche Wandlung damit vorgenommen, ehe es seine endgiltige Gestalt gewann. Der Gedanke der verderblichen Wirkung unberufener Aufklärer ist darin in einem Bild ausgedrückt, das so stark an Wielands anklingt, daß man sich des Gedankens nicht erwehren kann, Schiller habe unter der Nachwirkung des nicht lange zuvor gelesenen Wielandschen Gesprächs jene Verse gedichtet:

Weh denen, die dem Ewigblinden
Des Lichtes Himmelsfackel leihn!
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.

Aber in der Art, wie beide Dichter denselben Gedanken zum Ausdruck bringen, drückt sich auch die große Verschiedenheit dieser beiden Geister aufs sprechendste aus, dort bei allem Ernst der Gesinnung der

geistreich witzelnde Ton des Feuilletonisten, hier der tief empfundene Schmerz des großen tragischen Dichters.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

---

Hauffen, Adolf, Die deutsche Sprachinsel Gottschee: Geschichte und Mundart, Lebensverhältnisse, Sitten und Gebräuche, Sagen, Märchen und Lieder. Mit 4 Abbildungen und einer Sprachkarte. Graz, Styria, 1895 (Quellen und Forschungen zur Geschichte, Litteratur und Sprache Österreichs und seiner Kronländer. Herausgegeben von J. Hirn und J. E. Wackernell in Innsbruck, III. Bd.).

Die Gottschee in Krain kann sich rühmen, als erste von den zahlreichen deutschen Sprachinseln Österreich-Ungarns eine umfassende monographische Bearbeitung erfahren zu haben. Der Verfasser des Buches, selbst ein Gottscheer, schöpfte aus dem Volke und fand von allen Seiten die Unterstützung kenntnisreicher Männer, sodaß er thatsächlich Bedeutendes und Verläßliches bieten konnte. Er setzt ein mit der Eröffnung der Eisenbahn nach Gottschee im Herbst 1893, die für das Ländchen von einschneidender Bedeutung sein dürfte, denn mit der Einbeziehung in den Großverkehr beginnt der Angriff auf das „Alte" und bei Deutschen unter Slawen immer auch auf Sitte und Sprache derselben. Es ist deshalb gewiß angezeigt, den heranwachsenden Geschlechtern durch den Hinweis auf ihr altes Volksgut Kraft zur Erhaltung ihrer deutschen Art zu verleihen.

Die Gottschee liegt mitten im Slowenenland, mißt 15 Geviertmeilen und zählt etwa 24000 Einwohner in 177 Ansiedlungen.[1]) Die gleichnamige Hauptstadt (1471 zur Stadt erhoben) hat 1500 Einwohner (S. 466). Das Ländchen besitzt zwar keine politischen Grenzen, ist aber von Natur aus geschützt durch bewaldete Höhenzüge, die es einschließen; 4 von NW—SO streichende Bergrücken durchziehen es, und an diese reihen sich mehr oder weniger senkrechte Hügelketten. Von einer Durchquerung (S. 4) darf geographisch nicht gesprochen werden, da diese einst von A. v. Humboldt vermutete Erscheinung nirgends vorkommt. Hier ist zum Unterschiede von dem sonst (seit der Herrschaft der Venetianer) entwaldeten Karstgebiete noch viel Bergwald (18881 ha), auch ein Mittel zur Erhaltung der nationalen Kraft im Sinne von W. H. v. Riehl Hauffen entwirft sehr hübsche landschaftliche Schilderungen und tritt mit wohlthuender Wärme für die Sache seiner Landsleute ein. Weil das Buch kein bloßes Erzeugnis der Studierstube ist, gewinnt es bei den

---

1) Ein Kärtchen im Anhange erleichtert den Überblick.

Lesern ohne Zweifel. Geschickt schließt hier der Verfasser eine geschichtliche Skizze an. Das schwer zugängliche und unwirtliche Land war bis zum 13. Jahrhundert fast unbewohnt. Zuerst kamen Slowenen hieher und liehen der Gegend den Namen; Gottschee ist von Kočevje (Hočevje)= Ansammlung von Hütten (slow. koča, Hütte) abzuleiten, keineswegs etwa, wie schon versucht wurde, von den Goten. Die Herren von Krain waren geistliche und weltliche Große, deren Lehensleute die Ortenburger Grafen waren. Diese riefen deutsche Ansiedler herbei, die bayerischer Abstammung waren, „mit allen neuen Spracherscheinungen des ausgehenden Mittelalters"; in einer Urkunde von 1363 kommt zuerst der Name Gotsche vor. In den Türkennöten litt auch dieses Gebiet viel, wofür den Einwohnern 1492 ein Hausierprivileg verliehen wurde, das nunmehr wesentlich eingeschränkt werden soll. Vielleicht ist es für die Erhaltung des Deutschtums von Wert, wenn die braven „Gottscheber" nicht mehr mit Südfrüchten und anderen Kleinwaren hausieren gehen dürfen! Seit 1641 sind die Auersperge Herren und seit 1791 Herzoge von Gottschee.

Die Bewohner des Ländchens sind redliche und tüchtige Leute. Interessant ist es, daß auch der frühere deutsche Reichskanzler Graf Caprivi aus der Gottschee abstammt (S. 35, Anm.). Ihre Mundart ist nach Weinholds Urteil „bayerisch mit windischen Einflüssen". Im Anschluß daran versucht Hauffen eine grammatische Fixierung der Spracheigentümlichkeiten, indem er wesentlich sich an Weinhold und an Schröers Wörterbuch hält, in Einzelheiten aber diese Gelehrten ergänzt und verbessert. Die Mundart ist demnach im ganzen bayerisch-österreichisch mit slowenischem Einschlag. Im einzelnen hätte manches schärfer unterschieden oder besser fixiert werden sollen. Zu pencl (S. 24; H. schreibt für gg die nicht aspirierte tenuis c) wäre zu bemerken, daß dasselbe wahrscheinlich mit slow. banka nichts zu thun hat, denn pünggl (= harte Geschwulst) und penggl (Last) kommt im Oberbayerischen noch heute vor, ebenso tätschen (zerzerren) und kaldr (Behälter, Keller?). Das u sprechen auch die tirolischen Zillerthaler deutlich wie ü. Dieser schwierige Abschnitt zeigt überhaupt einige Gebrechen der Darstellung, von Druckfehlern abgesehen, die im Anhange wohl verbessert sind. Unangenehm wirken auch häufige Wiederholungen; so ist das Hausierprivileg und die Einwohnerzahl der Stadt Gottschee zweimal (verschieden) angegeben. Lobenswert dagegen ist die „maßvolle" Lautbezeichnung. Wie in der Sprache, so erweist sich auch in Tracht und Hausbau, in Sitten und Gebräuchen die oberdeutsche Abstammung der Gottscheer. Neu ist der Zug, nach dem Essen den Tisch zu küssen (S. 57). Fraßmontag heißt auch in Nordtirol der Faschingsmontag. Hier ist ferner das Block-

ziehen bekannt (L. v. Hörmann, Die Jahreszeiten in den Alpen, 188). Uralt sind die Verlobungsgebräuche[1]) und die Totenmahle. Im tirolischen Unterinnthale wird unmittelbar nach dem Begräbnis der „Dreißgist" gegeben, eine Bezeichnung, die nicht vom Tage, sondern von dem Gebot herzurühren scheint, den 30. Teil des Besitzes für das Mahl und die Armen zu geben. Der Weihnachtsbaum und Erntegebräuche fehlen in Gottschee. Reicher als an solchen Volksbräuchen ist die Sprachinsel an Märchen, Sagen und scherzhaften Erzählungen (S. 96 flg.). Vorwiegend sind die Schlangenmärchen, die in allen Gegenden vorkommen, besonders die Schlange oder Natter mit dem Edelstein oder einem Goldkrönchen, diese namentlich dort, wo Edelmetalle fehlen. Bei den Nordslawen findet sich diese Sage besonders an der Godula (Niederschlesien). Auch die Volksschwänke sind weit verbreitet; sie in Gottschee aufzuweisen und aufzuzeichnen hat nur dann Wert, wenn Abweichungen von dem bekannten Texte vorliegen, oder wenn sie genau örtlich fixiert werden können. Da hat sich nun aber Hauffen eine arge Verkehrtheit zu schulden kommen lassen; er setzt nämlich, um „niemanden zu verletzen" (S. 114), statt der Gottscheerischen Orte überall „Schilda" ein, wobei es dann sehr komisch klingt, wenn in dem gutdeutschen Schilda slawische zupane vorkommen. S. 121 lesen wir von diesen Gottscheer Schildbürgern: Nach einem anderen Berichte kamen sie einmal zufällig zu einem Bohnenacker, hielten ihn für einen Teich und schwammen durch. Das Abgrasen des Daches, das Verschieben der Kirche erzählt man sich auch von den deutschen Kolonisten in Wilamowitz (Westgalizien), dagegen kann die Erzählung vom Kaffee mit den gesottenen Kaffeebohnen nicht sehr alt sein (wohl erst aus dem Anfang dieses Jahrhunderts).

Wichtig ist das 8. Kapitel „Volkslieder" (S. 130 flg.), woran sich S. 187 flg. der Abdruck von 168 Liedern schließt, nicht streng phonetisch aufgezeichnet, aber mit Arien und Fundortsangaben versehen. Hier liegt der Schwerpunkt der Arbeit von Hauffen, der uns schon früher eine wertvolle Studie über das Volkslied geschenkt hat. Seine Ausführungen können hier nicht einmal auszüglich wiedergegeben werden. Bemerkt sei nur, daß mehrere Lieder und Balladen als stark überarbeitete südslawische Texte erscheinen. Das alte Volkslied der Gottscheer tritt meist als ernste Feiertagspoesie auf, Scherzlieder und Schnadahüpfeln fehlen diesen armen Leuten „ohne Talente von bestechender Flottheit und von begeistertem Schwung". Charakteristisch ist ihre Reimlosigkeit, die Hauffen S. 158 zu erklären sucht. Mit Georg-Gregor (136, 213,

---

1) Wenn der Bräutigam der Braut beim Eheversprechen einen Thaler giebt, so weist dies auf den ursprünglichen Gebrauch hin, die Braut (dem Vater) abzukaufen. Meine Beisätze sind natürlich keine Ausstellungen am Hauffen'schen Buche.

397) ist wohl eine kleine Verwechslung passiert? Hauffen hätte vielleicht noch auf die symbolischen Zahlen hinweisen können, die durchweg deutsch sind. Zwischen die Abhandlung über die Volkslieder und den Abdruck derselben sind drei hübsche Exkurse eingeschoben: 1. über die Verbreitung von „niemals" im Volksliede; zu S. 172 hätte ein Zug der Oswald Mülserlegende aus Seefeld in Tirol angeführt werden dürfen. Zu 2 „Du bist mein, ich bin Dein" hat Fr. Lechleitner, der deutsche Minnesang 1, 64 einiges beigesteuert. Zu 3 Blumen auf Gräbern gäbe es tausendfache Belege; in einem Volksliede aus Altbielitz (Bielitz-Bialaer Stadtblatt Nr. 33) heißt es z. B.:

„Dunkelrote Nelken wuchsen auf des Mädchens Grab,
Da kam der stolze Jäger und riß sie wieder ab;
Er steckt sie aufrecht in seinen Jägershut,
Und konnte nicht vergessen aufs junge, junge Blut."

Von den mitgeteilten „Balladen" (S. 245) interessieren uns wegen des litterarhistorischen Wertes jene von der schönen „Merarin" (Frau am Meere), in der Urform eine Erinnerung an die Kudrunsage; aus Nr. 44 stammen alle anderen Balladen dieses Kreises, wie Hauffen gegen E. Martin mit Recht behauptet (S. 405). Als „Meer" ist der Golf von Fiume zu denken. Hauffens Erläuterungen und Anmerkungen zu den einzelnen Liedern erweitern sich oft zu förmlichen Exkursen und bieten eine bedeutende Bereicherung der „Stoffgeschichte". Nr. 54 ist ein Beitrag zur Leonorensage, der besonders dadurch merkwürdig ist, weil er mit Bürgers Vorlage die größte Verwandtschaft aufweist. Zur Ballade von der verkauften Müllerin möchte ich für S. 424 bemerken, daß die mittelalterliche Legende (das Passional) vom Ritter, der sein Weib dem Teufel verkauft — das aber von Maria gerettet wird, teilweise mit Beibehaltung des bänkelsängerischen Tones von W. v. Wickenburg-Almasy als „Marienlegende" (Zingerle, Liederspende, 72) am besten nachgedichtet wurde. Eine noch ungedruckte Parallele zum Brautmörder fand ich in dem Liederbuche zweier Bauernmädchen aus Brigidau in Ostgalizien (vergl. Silesia vom 20. April 1894). Den Schluß der Sammlung bilden bei Hauffen „Kinderlieder" (Nr. 142—168), interessante Parallelen und Varianten zu anderweit bekannten Überlieferungen. Möge dieser nur angedeutete Reichtum des Hauffen'schen Werkes recht viele Freunde der Volksmuse und Fachleute zum Lesen desselben anlocken; jeder wird Unterhaltung, Belehrung und Anregung genug finden. Das hübsch ausgestattete Buch ist dem jetzigen „Herzog von Gottschee", dem Fürsten Karl Auersperg gewidmet.

Innsbruck. S. M. Prem.

Deutsche Klassikerausgaben in Frankreich (Classiques allemands. Librairie Ch. Delagraye 15 rue Soufflot Paris). Fortsetzung zum 7. Jahrg. 11. Heft S. 775.

A. Girot: Grimm, Kinder- und Hausmärchen, choix annoté, 1893. 98 S.

Das früher von mir über Girots deutsche Ausgaben Gesagte gilt auch für das vorliegende Buch. 26 der besten Märchen hat er ausgewählt: Der undankbare Sohn, Der Großvater und der Enkel, Die Sternthaler, Das Hirtenbüblein, Der Wolf und der Mensch, Der Bauer und der Teufel, Die Rübe, Die Wichtelmänner, Doktor Allwissend, Der Wolf und der Fuchs, Das Lumpengesindel, Die drei Spinnerinnen, Der Zaunkönig und der Bär, Die sieben Raben, Der Wolf und die sieben Geißlein, Frau Holle, Vom klugen Schneiderlein, Die Bremer Stadtmusikanten, Meister Pfriem, Dornröschen, Rotkäppchen, Hans im Glück, Daumendick, Aschenputtel, Sneewittchen, Bruder Lustig und eine Sage: Das Riesenspielzeug. — Gegenüber dem bei uns sich hier und da schon breit machenden Gebaren, die Gebrüder Grimm als veraltete und übertroffene Größen zu behandeln, mutet einem die Wärme, mit der die französisch geschriebene Einleitung die Verdienste dieses großen Brüderpaares in das rechte Licht rückt, sehr an. — Von Druckfehlern habe ich nur bemerkt S. 47 Wegen für Wagen, S. 95 Jederman für jedermann, S. 98 erschrack für erschrak und auf der letzten Seite des Umschlags soldatengluk für Soldatenglück.

Weiterhin hat Girot noch veröffentlicht: Heinrich Heine, Poesie und Prosa, Schiller, Der Neffe als Onkel mit Anmerkungen und Wörterbuch, Freytag, Die Journalisten; Poésies Lyriques suivies d'un Choix de Ballades Allemandes, d. i. eine Auswahl Schillerscher und Goetheſcher kleiner Gedichte, sowie solcher von Bürger, Uhland, Chamisso, Körner, Platen, Heine u. a., und läßt erscheinen: Tell. — In ähnlicher Weise hat Lévy herausgegeben: Herder et Liebeskind nach Krummacher, Schmitt: Historiens allemands, Briois: Œuvres historiques, A. Pey: Hoffmann und Schmid.

Borna. **Carl Franke.**

---

## Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 1895. Nr. 11. November: Karl Wosskehl, Germanische Werbungssagen. I. Hugdietrich, besprochen von Ludwig Fränkel. — Anton Sattler, Die religiösen Anschauungen Wolframs von Eschenbach (Grazer Studien zur deutschen Philologie, herausgegeben von Anton E. Schönbach und Bernhard Seuffert, Heft I), besprochen von Paul Hagen. — Viktor Zeid-

ler, Die Quellen von Rudolfs von Ems Wilhelm von Orlens, besprochen von H. Lambel. — Rich. P. Wülcker, Bibliothek der angelsächsischen Poesie, besprochen von F. Kluge.

— — Nr. 12. Dezember: Gotthold Klee, Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte, besprochen von Albert Leitzmann. (Der beste Erfolg ist dem Buche im vollsten Maße zu wünschen.) — Franz Schnorr von Carolsfeld, Erasmus Alberus. Ein biographischer Beitrag zur Geschichte der Reformationszeit, besprochen von Albert Leitzmann. (Eine gediegene und geschmackvolle Gesamtdarstellung des Dichters.) — Georg Ellinger, E. T. A. Hoffmann, Sein Leben und seine Werke, besprochen von Albert Leitzmann. (Eine ausgezeichnete, nach der formellen wie inhaltlichen Seite gleich lobenswerte Monographie.) — Johannes Franck, Etymologisch Woordenboek der neederlandsche taal, besprochen von F. Kluge. — Wilhelm Bruckner, Die Sprache der Langobarden, besprochen von F. Kluge. (Eine sehr gründliche und gediegene Arbeit.)

— 1896. Nr. 1. Januar: T. E. Karsten, Studier öfver de nordiska Språkens primära nominalbildning, besprochen von F. Kluge. — K. Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation, besprochen von H. Wunderlich. — Adolf Hauffen, Die deutsche Sprachinsel Gottschee, besprochen von Georg Witkowski. (Hauffens Werk ist aufs wärmste zu empfehlen; es reiht sich den besten Arbeiten, die wir auf dem Gebiete der Volkskunde besitzen, würdig an.) — Karl Müller-Fraureuth, Die Ritter- und Räuberromane, besprochen von Albert Leitzmann. (Eine lesbar und anschaulich geschriebene Darstellung, die als der erste Versuch einer zusammenfassenden Schilderung dieser Richtung mit Freuden zu begrüßen ist.) — Ernst Altenkrüger, Friedrich Nicolais Jugendschriften, besprochen von Albert Leitzmann. — Adolf Schaeffer, Geschichte des spanischen Nationaldramas, besprochen von A. L. Stiefel.

— Nr. 2. Februar: Julius Elias und Max Osborn, Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte, besprochen von Georg Witkowski. (Wir können jetzt mit noch höherer Sicherheit als früher das mutig begonnene und kräftig fortgeführte Unternehmen als einen Gewinn für die litterarhistorische Wissenschaft, als eine ihrer Hauptstützen für die Gegenwart und eine hoffentlich recht lange Zukunft bezeichnen.) — Zu deutschen Dichtern. Gesammelte Aufsätze von Franz Kern, besprochen von Albert Leitzmann. — Richard Weißenfels, Goethe im Sturm und Drang, besprochen von J. Collin. (Die gründliche und tüchtige Arbeit Weißenfels' ist mit Freuden zu begrüßen als ein mit der größten Sachkenntnis unternommener Versuch, uns ein Bild des jungen Goethe im Rahmen seiner Zeit zu geben.) — Rudolf Schlößer, Friedrich Wilhelm Gotter. Sein Leben und seine Werke, besprochen von Albert Leitzmann.

Zeitschrift für deutsche Philologie, 28,2: B. Symons, Zur altsächsischen Genesis. — E. Wilken, Der Fenriswolf. Eine mythologische Untersuchung. — A. E. Schönbach, Zum Frauendienst Ulrichs von Lichtenstein. — A. Schöne, Zum Goethetext. — H. Gering, Oskar Erdmann †. — Recensionen. — 28,3: Axel Kock, Die Göttin Nerthus und der Gott Niorþr. — F. Bech, Zu dem von Bûwenberc. — E. Wilken, Der Fenriswolf, eine mythologische Untersuchung (Schluß). — R. Sprenger, Zur Erklärung von Goethes Faust. — H. Düntzer, Goethes Werke (Weimarische Ausgabe). — Recensionen.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur, 39,4: Dreves, Profane lat. Lyrik aus kirchlichen Handschriften. — Schönbach, Otfridstudien III. — K. Meyer, Nd. Schauspiel von Jacob und Esau. — Stiefel, Ritter Beringer und seine Quelle. — Wallner, Zu Walther von der Vogelweide. — Recensionen. — 40,1: Franck, Der Diphthong ea, ie im Althochd. — Wallner, Erec 7906. — Bech, Zur Kritik und Erklärung des Brun von Schonebeck. — Schönbach, Otfridstudien IV. — Schorbach, Jüngere Drucke des Ritters von Staufenberg. — Martin, Zum Heliand. — F. Schmidt, Altsächsische Genesis V, 22. — Recensionen.

Blätter für litterarische Unterhaltung 1895, 37: A. Schroeter, Eine neue Schiller-Biographie. — 39: E. v. Sallwürk, Shakespeareschriften. — 44: A. Schlossar, Zur deutschen Volks- und Dialektkunde. — 45: E. Lehmann, Goethe und die bildende Kunst. — 46: K. Heinemann, Neue Goetheschriften. — 48: R. Wustmann, Die heidnischen Sachsen und die Bibel. — 1896, 1: O. Lyon, Martin Greif.

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins XI, 2: Th. Matthias, Ein sprachreinigender Jurist des vorigen Jahrhunderts. — Friedrich Wappenhans, Ein französisches Urteil über die deutsche Sprache und die Fremdwörter. — J. E. Wülfing, Verdeutschung von Straßennamen. — M. Stier, Zweiter Bericht über die Verdeutschung und Verbesserung der Geschäftsschilder.

Alemannia 23, 2 und 3: Die Juden im Bistum Straßburg, besonders in dem jetzt badischen Teile, von Karl Theodor Weiß. Vom Falle Straßburgs bis zur französischen Revolution. — Über Murners Verhältnis zu Geiler von Karl Ott. 1. Brant Geiler-Murner. (Schluß folgt.) — Bastlösereime aus der Gegend von Heidelberg von Otto Heilig. — Nachträge zu dem Aufsatz „Schwaben und Alemannen", Alem. XXIII, 50—74 von Ludwig Wilser. — Anzeigen und Nachrichten: Bartsch, Deutsche Liederdichter. 3. Auflage von Golther, besprochen von Friedrich Pfaff. Anfrage nach Kaufringer-Handschriften von K. Euling. — Die Juden im Bistum Straßburg, besonders in dem jetzt badischen Teile, von Karl Theodor Weiß Von der französischen Revolution bis zur Auflösung des Bistums. — Über Murners Verhältnis zu Geiler von Karl Ott. 1. Brant-Geiler-Murner (Fortsetzung). 2. Geiler-Murner. 3. Wirkung der Predigten Geilers und der Satiren Murners.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge. IX, III: Abhandlungen: Über das Verhältnis der Dichtung zur Wirklichkeit und Geschichte. (Studien zur Hamburgischen Dramaturgie I.) Von Wilhelm Wetz. — Die Dramen von Herodes und Mariamne. III. (Schluß.) Von Marcus Landau. — Weiteres über die Geschichte der sprachlichen Formen der Dichtung. Von Woldemar Freiherrn von Biedermann. — Vermischtes: Zum Dialoge von Lollius und Theodericus. Von Rudolf Schlösser. — Schiller, Wieland, Herder, Matthisson und Pfeffel im Urteile zweier Zeitgenossen. Von Ernst Müller. Besprechungen: P. Steinthal: Les Fabliaux, Études de littérature populaire et d'histoire littéraire du moyen age par Joseph Bédier. K. Borinski: Albrecht von Hallers Staatsromane und Hallers Bedeutung als politischer Schriftsteller von Max Widmann. L. Fränkel: Reinhold Köhler, Aufsätze über Märchen und Volkslieder. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß herausgegeben von Johannes Bolte und Erich Schmidt. Theodor Süpfle (†): Louis P. Betz, Heine in Frankreich. Eine litterar-historische Untersuchung.

Neue Bahnen 7, 1 u. 2: Paul Bergemann, Adam Smiths pädagogische Ansichten und Kritik derselben.

Deutsche Zeitschrift für Ausländisches Unterrichtswesen. Herausgeg. von Dr. J. Wychgram. Inhalt des ersten Heftes (Oktober 1895). Zur Einführung. Verzeichnis der Mitarbeiter. Das Unterrichtswesen der Schweiz. Von Dr. Largiadèr in Basel. — Die „Ecole Normale Supérieure" in Paris. Von A. Ehrhard, Professor an der Faculté des Lettres in Clermont-Ferrand. — Coeducation. Von Professor Dr. Stephan Waetzoldt in Magdeburg. — Der gegenwärtige Stand des Erziehungswesens in England. Von Henry Holman, M. A. in London. — Die neuesten Bewegungen im Unterrichtswesen von Nord-Amerika. Von Dr. Ernst Schlee, Direktor des Realgymnasiums in Altona. — Die königl. Kommission für den höheren Unterricht in England. Von Alice Zimmern in London. — Das medizinische Institut für Frauen in St. Petersburg. — Die deutschen Schulen in Kopenhagen. Von E. Spindler, Schulinspektor in Kopenhagen Rundschau. (Amerika. Belgien. Dänemark. Frankreich Großbritannien. Italien. Österreich. Rußland. Schweiz.) Bücherschau. Bücherkunde. Anzeigen. — Inhalt des zweiten Heftes (Januar 1896). Vorbemerkung des Herausgebers. Veränderungen bei unseren Mitarbeitern. Die Erziehung von Hand und Auge in Frankreich. Von Dr. W. Goetze, Direktor des deutschen Seminars für Knabenhandarbeit in Leipzig. — Die neuesten Bewegungen im Unterrichtswesen von Nord-Amerika. Von Dr. Ernst Schlee, Direktor des Realgymnasiums in Altona (Schluß). — Die „Ecole Normale Supérieure" in Paris. Von A. Ehrhard, Professor an der Faculté des Lettres in Clermont-Ferrand. — Die Stellung der Frau an der englischen Universität. Von Th. Davis (Royal Holloway College). — Bericht der königl. Kommission über das höhere Schulwesen in England. — Bemerkungen zu den letzten französischen Universitätskongressen: Caen Frühjahr, Lyon Herbst 1894, Lille Frühjahr 1895. — Die Reform des höheren (Sekundär-) Unterrichts im Königreiche Portugal vom 22. Dezember 1894. Von Geh. Oberschulrat Prof. Dr. Schiller in Gießen. — Das Unterrichtswesen in den Niederlanden. Von Dr. L. Wirth. Serbisches Unterrichtswesen. Von Professor Dr. W. Bakitsch in Belgrad. Von der Weltausstellung in Chicago. Rundschau. (Amerika. Belgien. Bosnien und Herzegowina. Dänemark. Frankreich. Großbritannien. Kapkolonie. Niederlande. Österreich-Ungarn. Schweden und Norwegen. Schweiz. Serbien.) Bücherschau. Bücherkunde.

Zeitschrift für Kulturgeschichte III, 3: Inhalt des dritten Heftes: Briefe Niklaus Manuels. Von Rudolf Wustmann in Leipzig. — Zur Verfassungsgeschichte der Stadt Wernigerode im Mittelalter. II. Von Willi Varges in Ruhrort. — Thüringer Fuhrmannsleben in vergangenen Tagen. Von L. Gerbing in Schnepfenthal. — Vier Frauenbriefe aus dem endenden Mittelalter. Von Georg Steinhausen. — Zur Geschichte des Volksaberglaubens in der Grafschaft Nassau-Idstein im 17. Jahrhundert. Von F. W. E Roth in Wiesbaden.

K. Schneider, Die Minnelieder des Burggrafen von Regensburg. Sonderabdruck aus der Festschrift zur 350jährigen Jubelfeier des Realgymnasiums zu Halberstadt 1895.

Wilhelm Münch, Gedanken über Sprachschönheit. Sonderabdruck aus den preußischen Jahrbüchern 1896, Band 83, Heft 2.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen 7, 1: Vierte Hauptversammlung des Vereins Sächsischer Realschullehrer am 27. u. 28. Sept. 1895 in Dresden (insbesondere: Abteilungssitzungen. 1 Abteilung für Deutsch).

Österreichischer Schulbote 45, 11: Franz Branky, Wie die Himmelskörper als Menschen gedacht werden (II. Schluß).

Leipziger Lehrerzeitung 3, 14: Julius Beeger, Festrede zum 50jährigen Jubiläum des Leipziger Lehrervereins am 12. Januar 1896.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde IV, S. 444flg: Ludwig Fränkel, Das Volksschauspiel zu Engemar.

Mitteilungen des Deutschen Sprachvereins Berlin VI, 8: Ernst Jeep, Eulenspiegel (Jeep faßt den Namen als Imperativbildung auf: Ul'n spiegel! d. i. Fege den Spiegel; mache (mit der Uhle, der Kehreule, dem Borstbesen) den Spiegel rein! Unter Spiegel versteht er den Teil des menschlichen Körpers, den Fischart in seinem Gedicht „Eulenspiegel Reimensweiß" in den Worten erwähnt:

„Vnd bot den Bawren sein den rucken
Vnd ließ sie in den hindern kucken,
Ließ sie in seinen spiegel sehen").

Die Mädchenschule, herausgeg. v K. Hessel, IX, 3: Karl Hessel, Über die Pflege der deutschen Aussprache beim Unterricht. (Wir empfehlen diesen vortrefflichen Aufsatz allseitiger Beachtung.)

## Neu erschienene Bücher.

Hentschel, Hey und Lyon, Handbuch zur Einführung in die deutsche Litteratur mit Proben aus Poesie und Prosa. Zugleich fünfter Teil des deutschen Lesebuchs für höhere Lehranstalten, herausgegeben von Lehrern der deutschen Sprache am Königl. Realgymnasium zu Döbeln. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage. XII, 590. Preis Mark 3,60.

O. Weise, Unsere Muttersprache, ihr Werden und ihr Wesen. Zweite, verbesserte Auflage. 5.—8. Tausend. Leipzig, B. G. Teubner 1896. IV, 270 S. In Leinw. geb. Preis Mark 2,60.

Hermann Stohn, Lehrbuch der deutschen Poetik. 2. Aufl. In Leinw. geb. Mark 1,60.

Wirth, Deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen. Neu bearbeitet von E. Schmid u. Fr. Speyer. Dritter Teil. (Für Klasse IV u. III) 6. u. 7. Schuljahr. Leipzig, B. G. Teubner. XII, 404 S. Preis geb. Mark 3.

Wolfgang Golther, Handbuch der germanischen Mythologie. Leipzig, S. Hirzel 1895. XI, 668. Preis Mark 12.

Albert Bielschowsky, Goethe. Sein Leben und seine Werke. In zwei Bänden. Erster Band. München, C. H. Beck 1896. IX, 520. Preis brosch. Mark 5, geb. Mark 6.

Albert Heintze, Gut Deutsch. Eine Anleitung zur Vermeidung der häufigsten Verstöße gegen den guten Sprachgebrauch und ein Ratgeber in Fällen schwankender Ausdrucksweise. 7. mehrfach ergänzte Auflage. Berlin, C. Regenhardt 1895. VIII, 200.

Carl Jentsch, Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft. Leipzig, Grunow 1895. VIII, 446. Preis geb. Mark 2,50.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. 16. Jahrgang 1894. 2. Abteilung. Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1895. Preis des 16. Jahrganges Mark 9.

Fridrich Pfaff, Deutsche Ortsnamen. Berlin, Trowitzsch u. Sohn 1896. 16 S. Preis Mark 0,40. (Das ganz vortreffliche Schriftchen, das auf wenig Seiten einen überaus reichen Inhalt bietet, ist eine wahre Goldgrube für den deutschen Unterricht. O. L.).

Carl Poll, Historien. Wien, Wilhelm Frick 1896. 101 S. (Dichtungen, die geschichtliche Stoffe behandeln.)

R. Dürnwirth, Ein Bruchstück aus Strickers Karl. 38. Jahresbericht der Staats-Oberrealschule zu Klagenfurt. 1895.

J. Hense, Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Auswahl deutscher Poesie und Prosa mit litterarhistorischen Darstellungen und Übersichten. Erster Teil: Dichtung des Mittelalters. Dritte, verbesserte Auflage. Freiburg i. Br., Herder 1896. Preis geh. Mark 1,80, geb. Mark 2,25.

Ernst Hermann, Sedan. Zwei dramatische Scenen für vaterländische Feste. Osterwieck (Harz), A. W. Zickfeld 1895. 27 S. Preis Mark 0,50. (Sonder-Abdruck aus dem „Pädagogischen Archiv“.)

Karl Fischer, Grundzüge einer Sozialpädagogik und Sozialpolitik. Anhang: Kulturentwicklung und Erziehungsaufgaben. Ein Epilog als Prolog. Preis des Anhangs Mark 0,75. Eisenach, M. Wilckens 1896.

Karl Knabe, Deutschlands Errettung aus der römischen Knechtschaft. Cassel, Theodor Kay 1896. 20 S.

Pankraz Ehrat, Die Bedeutung der Logik beziehungsweise die Erkenntnis-theorie für Wissenschaft, Schule und Leben. Mit besonderer Rücksicht auf die Lehrerbildungsanstalten. Zittau, Pahl (A. Haase) 1896. Preis Mark 1,50.

W. H. Riehl, Die Familie. Schulausgabe mit einer Einleitung und Anmerkungen von Theodor Matthias. Stuttgart, Cotta Nachfolger 1896. 199 S. Preis Mark 1,20.

Ernst Dahn, Vereinfachte Lehre der Zeichensetzung. 2. Auflage. Braunschweig, E. Kallmeyer 1894. 16 S. Preis Mark 0,25.

Parallel Grammar Series: A. Third German Reader and Writer, by Georg Fiedler. London: Swan Sonnenschein & Co. 1896. VIII, 176 S. Pitt Press Series: Bertrand du Guesclin, par Emile de Bonnechose edited by Stanley M. Leathes. Cambridge, University Press 1895. Part I. XX, 188 S. 1896: Part II. XXVI, 147 S.

Goethe, Hermann und Dorothea. Schulausgabe mit Einleitung und Anmerkungen von Professor Dr. L W. Straub. Stuttgart, Cotta Nachfolger 1896. Preis Mark 0,80.

H. Schiller und V. Valentin, Deutsche Schulausgaben:

H. Butzer, Quellenbuch für die griechische Geschichte. Doppel-Nummer. Preis Mark 1.

Gustav Eitner, Die höfische Lyrik des Mittelalters, herausgegeben und zum Teil übersetzt. Doppel-Nummer. Preis Mark 1.

Veit Valentin, Sophokles. Antigone, übersetzt und herausgegeben. Preis Mark 0,50.

Veit Valentin, Schiller, Jungfrau von Orleans. Doppel-Nummer. Preis Mark 1. Dresden, L. Ehlermann 1896.

Alfred G. Meyer und Louis Nagel, Deutsches Lesebuch für Realschulen und verwandte Anstalten. Oberstufe Prosaheft Nr. 4 für die Klassen II und I. Leipzig, Dürr 1896. 167 S. Preis Mark 1,65.

Wilhelm Vietor, Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren? 2. Auflage. Marburg, Elwert 1895. 28 S. Preis Mark 0,50.

Max Rietzki, Heinrich Heine als Dichter und Mensch. Beiträge zu seiner Charakteristik. Berlin, Mitscher u. Röstell 1895. 170 S.

Sammlung Göschen: O. L. Jiriczek, Kudrun- und Dietrichepen in Auswahl mit Wörterbuch. Preis geb. Mark 0,80. Stuttgart Göschen. Die frühere Nr. 10 der Sammlung Göschen: „Nibelungen und Kudrun in Auswahl" ist nunmehr geteilt in: Nr. 10a Der Nibelunge Nôt in Auswahl und mittelhochdeutsche Grammatik mit Wörterbuch von Prof. Dr. W. Golther. Preis Mark 0,80. Nr. 10b Kudrun und Auswahl aus dem deutschen Heldenbuch (im Druck). Preis Mark 0,80. Es ist damit folgenden Wünschen der Schule Rechnung getragen: 1. Größerer Druck des Textes und besonders des Wörterbuches. 2. Die Auswahl, besonders des 2. Teiles ist erheblich vermehrt durch Beigabe der Aventiuren 8, 19, 25, 27, 29, 30, 32, 33, 36 und 39, ohne daß deshalb Kürzungen der ersten Aventiuren vorgenommen wären, die dem Grundsatz, nur Ganzes zu bieten, widersprochen hätten. 3. Für die wenigen noch fehlenden Stücke ist überall ein kurzer verbindender Text eingeschaltet, so daß der Sinn der ganzen Erzählung nirgends unterbrochen ist.

Adolf Socin, Basler Mundart und Basler Dichter. 74. Neujahrsblatt herausgegeben von der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen. Basel, in Kommission bei R. Reich, 1896. 63 S.

Hermann Paul. Deutsches Wörterbuch. Erste Lieferung (A—Gebühr). Halle, Max Niemeyer 1896.

Kromayer, Alte Geschichte. Ein Lehr- und Lesebuch. 3. Auflage. Altenburg, H. A. Pierer 1895. VIII, 114 S.

R. Fritzsche, Bausteine für den Geschichtsunterricht in der evangelischen Landschule. Eine Handreichung für Lehrer und Seminaristen. Erster Kursus (Mittelstufe). Altenburg, H. A. Pierer 1896. Preis Mark 1,80.

Karl Just, Der abschließende Katechismusunterricht. Heft 1. Preis Mark 0,90. Altenburg, H. A. Pierer 1896.

---

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher &c. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2 II.

# Johann Fischart als Patriot und Politiker.

Von Richard Siegemund in Netzschkau im Vogtlande.

In Johann Fischart vereinigt sich das bedeutendste sprachliche Talent seiner Zeit mit umfassendster Gelehrsamkeit und einem biederen, gesinnungstüchtigen Charakter. Wie sein großer Zeitgenosse Luther besaß auch er ein warmes Herz für Sprache, Kunst, Sitte und Recht seines Vaterlandes. Dies im einzelnen aus seinen Werken nachzuweisen, soll die Aufgabe des vorliegenden Aufsatzes sein.

Mit sicherem Blicke überschaute Fischart die Vorzüge und die Schwächen seines Volkes von den höchsten bis zu den niedrigsten Gesellschaftsschichten. „Die Peitschenschläge seiner Satire waren immer wohlgezielt und von vernichtender Kraft". Treue Liebe zu seinem Volke und dessen ehrwürdigen Sitten erkennen wir aber auch aus allen denjenigen seiner dichterischen Erzeugnisse, die sich in dem schlichten Rahmen gereimter Didaktik bewegen.

Besonders in seiner „Geschichtsklitterung" (der vollständige Titel dieses 1575 erschienenen Werkes lautet: „Affentheuerlich, Naupengeheuerliche Geschichtsklitterung (d. i. Geschichtschrift) von Thaten und Rahten der vor kurtzen langen weilen Vollen wohlbeschreiten Helden und Herren Grandgusier, Gargantua und Pantagruel, Königen in Vtopien, Jedewelt und Niemenreich u s. w.") erschließt uns Fischart eine reiche Fundgrube deutscher Sitte und deutschen Wesens seiner Zeit.

Die Fülle seiner Gestaltungskraft befähigte ihn, den ausländischen, nach dem französischen Muster Rabelais' umgedichteten Stoff, wie er sich selbst ausdrückt, „auf einen Teutschen Meridian zu visieren" oder, wie es in einer späteren Ausgabe heißt, „lustig in einen Teutschen Model zu vergießen". —

Weniger satirisch, als vielmehr lehrhaft ist die „Ernstliche Ermahnung an die lieben Teutschen", die enthalten ist in seinem 1573 erschienenen Werke „Eicones cum brevissimis descriptionibus duodecim primorum primariorumque quos scire licet veteris Germaniae Heroum Bildnussen oder Contrefacturen der XII. Ersten Alten Teutschen König und Fürsten." Wie schon der langatmige Titel dieser Schrift besagt, enthält diese die Bilder der zwölf ersten deutschen Fürsten. Derartigen rein

buchhändlerischen Unternehmungen, bei denen ein Verleger zu bereits vorhandenen Bildern Texte bestellte, begegnen wir in jener Zeit häufig. In der Regel wurden die Bilder als Hauptsache, der Text als Nebensache angesehen. Bei Fischart jedoch übertraf der Text die jämmerlichen Holzschnitte ganz bedeutend. Ein vorangestelltes Bild der Germania gab unserem Dichter die Veranlassung zu der erwähnten „Ernstlichen Ermahnung". Aus jeder Zeile derselben spricht einerseits der Stolz auf die Vergangenheit des Vaterlandes, anderseits der Schmerz über die gegenwärtigen Verhältnisse. Wehmütig klagt Fischart darüber, daß mit der Macht Deutschlands auch sein altes Ansehen zu wanken beginne, daß die Deutschen seiner Zeit wohl immer bereit seien, die alten Tugenden zu preisen, aber leider vergäßen, sich selbst in alter guter Sitte zu üben, daß die alte Freiheitsliebe der Deutschen geschwunden sei und daß immer mehr Neuerungen, fremde Sitten und ausländische Gebräuche in deutschen Landen Platz griffen. Voll redlichen Eifers und treuer Sorge mahnt er:

„Aufrecht, Treu, Redlich, Eynig vnd Standhafft,[1]
Das gewinnt vnd erhällt Leut vnd Landschafft.
Also wird man gleich vnsern Alten;
Also möcht' man forthin erhalten
Den Ehrenruhm auf die Nachkommen,
Daß sie denselben auch nachomen
Vnd also kann man seyn eyn Schrecken
Den Nachbarn, daß sie uns nicht wecken."

Im weiteren Verlaufe des Gedichtes erkennt er zwar an, daß noch etliche zu finden seien, die ihr „anererbt Teutsch Adlersgmüt" sich erhalten hätten, schließt aber mit dem Wunsche:

„Gott geb, daß ihr es recht verstah'n,
Vnd beides, Treu seid euren Freunden
Vnd auch ein Scheu all euren Feinden."

In einem weiteren Stücke derselben Schrift („Erklärung beyder hier für gemalter Teutscher Tugenden") preist Fischart die Standhaftigkeit und die Treue als die Grundbedingungen für Deutschlands Einheit und Größe:

„Daher unser Vorfahren frei
Durch Redliche Standhaffte Treu
Schützten ihr Freiheyt, Land und Leut',
Ja weiterten ihr Land auch weit
Wie Lewen thäten sie bestahn,
Wann sie ein Feind that greiffen an,

---

1) Die angeführten Stellen nach J. Fischarts sämtlichen Dichtungen. Herausgegeben und mit Erläuterungen versehen von Heinr. Kurz, Leipzig, 1866—67.

Vnd wann sie dann war'n angegriffen,
Die Glegenheit sie nicht verschliessen,
Sonder dem Feind sie starck nachsetzten
Auff daß sie jhre Schart auswetzten;
Gleich wie ein Adler starck nachziehet
Eym Raub, der jhm mit List entfliehet,
Ja, wie ein Hund sein's Herren Hut
Darauf er ligt und hälts in Gut
Wider Fremde Treulich verwacht,
Also hatten sie auch in Acht
Das Land, welch's ihn Gott hot verliehen,
Darinn jhr Kinder auffzuziehen." —

Mit klarem Blicke hatte Fischart die innere Zerrissenheit und Uneinigkeit des deutschen Volkes als einen Haupt- und Erbschaden desselben erkannt, und er scheute sich nicht, dies seinen Zeitgenossen freimütig vorzuhalten. Ich denke hier vorzugsweise an die Verse, die er zu dem „Bildnuß des Wohlgebornen Herrn Herrn Lasarus von Schwendi, Freiherrn zu Hohen Landsberg u. s. w." dichtete. Gleich am Anfange derselben klagt er:

„Wie kompt euch doch an der verfall,
Jhr christlich Nationen all,
Daß jhr so unaufhörlich heut'
Wider eynander selber streit?
Wie? Houwt jhr mit der lincken Hand
Euch selbs die Recht' ab? O der Schand!
Was ist dies für eine Kriegessucht,
Die wider sich selbs Krieg versucht?"

Und wenige Zeilen weiter unten lesen wir:

„O, wieviel Lands hat man gewunnen
Mit diesem Blut, welchs unbesunnen
Man nun eyn lang zeit hat vergossen
Mit Einheymischem Krieg on mosen?
Habt jhr nicht fremde Nationen,
Die weder Gott's noch Menschen schonen?"

Nachdem er den Kaiserlichen Feldobersten von Schwendi, der

„in der Türckey vnd Christenheit
Durch seine Kriegserfahrenheit
Vnd durch sein Manlich Raht und That
Dem beträngten Vaterland wohl raht"

mit begeisterten Worten gepriesen hat, schließt er sein Gedicht mit dem frommen Wunsche:

„Ja, der Allmächtig Gott bescher
Der Kriegserfahrnen Helden mehr,
Die bei heutiger Gfährlichkeit
Dem Vatterland mit Mut und Freud
Zu Dienst seyn allezeit bereit."

Das beste Zeugnis seiner begeisterten Freiheits- und Vaterlandsliebe hat uns Fischart jedoch hinterlassen in seiner „Ordenlichen Beschreibung, Welcher Gestalt die nachbarliche Bündnuß und Verain der dreyen, Löblichen Freyen Stätt Zürich, Bern und Straßburg, dieses gegenwärtigen 1588. Jars im Monat Maje ist ernevert, bestättigt und vollzogen worden."

Einige grobe Holzschnitte bringen die Bilder der drei vereinigten Städte, sowie eine Anzahl symbolischer Gestalten und Figuren zur Darstellung. Etliche derselben finden gleich am Anfang des Gedichtes eine „kurtze Erklerung". Fischart beginnt:

„Weiß Lily ist ein lieblich Blum'
Die vnter allen hat den Rhum,
Daher wird jhr verglichen auch
Nach der voralten weisem prauch
Die Freiheit, so auch lieblich ist." — —

— „Darum, siehst an einem Stengel da
Drei Lilien bey eynanda nah,
Welche drey freye Stätt' bedeiten,
Zürch, Bern und Straßburg nun zur zeiten."

Kornähren und Rebenlaub sollen als Symbole der elsässischen Fruchtbarkeit gelten.

„Die Wasser, so den Garten giessen,
Seind die Fluß, so die Stätt umbfließen."

Nachdem in ähnlicher Weise noch die übrigen auf dem Titelbilde dargestellten Gegenstände erklärt worden sind, beschließt der Dichter seinen ersten Teil, den man als Vorwort bezeichnen kann, mit den begeisterten Worten:

„Freiheitsblum' ist die schönste Blüh.
Gott lass' diese werde Blum'
In Teutschland blühen vmb vnd vmb,
So wachßt dann Frid, Freud, Rhu und Rhum."

Im zweiten Teile, der überschrieben ist: „Erlustigung ob der Geheimnuß der zusamen Eynigung der Gotthartischen Dreyströmigen Art vnd jhrer drey Töchter", legt er zunächst die geographische Bedeutung der Flüsse im allgemeinen, sowie dann der drei Flüsse Rhein, Aar und Limmat als Verkehrstraßen und Einigungsmittel für die Anwohner derselben dar und bezieht dies dann im besonderen auf die drei Städte Bern, Zürich und Straßburg, die er wegen der Erneuerung ihres Schutz- und Trutzbündnisses nicht genug preisen kann.

„Gott geb, daß dieser Bund bleib wirig,
Solang die Lindmat laufft für Zürich,
Geb, daß er allen Neid brech durch,
Jnmassen der Rhein durch Straßburg,
Gott geb, daß er hab glück und stern
So lang die Aar laufft vor bei Bern."

Hieran schließt sich als dritter, vierter und fünfter Teil je ein Lobpreis der verbündeten Städte, deren Herrlichkeit und Macht er gebührend hervorhebt. Am besten kommt hierbei natürlich sein geliebtes Straßburg weg, dessen Namen er sich höchst ergötzlich folgendermaßen erklärt:

„Derjenig, so beweisen that,
Daß Straßburg etwann g'heißen hat
Trautburg, und solches sehr fein abnahm
Auß Archentrout, dem alten Nam,
Der traf es recht, weil alts und new
Hierin zusammen stimmen frey,
Seit einmal sie vor Christi Geburt
Tribarch und Treuborg genennet wurd',
Welchs beides ebenso viel laut
Als Trautenburg und Burgentraut,
Darnach, als die Allmannen kamen,
Setzten sie, wie ihr Brauch, zum Namen
Ein S, woraus dann Straßburg worden."

Die „Argentea Lilia" der Freiheit und Freimütigkeit blühte ganz besonders in seiner Stadt, sodaß er sie des weiteren auch mit Fug und Recht einen „Liliengarten", eine „Florentia" und „ein rechtes Gotteshaus" nennen kann.

Ein so großer Freund des Deutschtums und ein so grimmer Feind des Wälschtums Fischart auch ist, so ist er doch gerecht genug, für seine evangelischen Glaubensgenossen in Frankreich mit demselben Eifer einzutreten, wie für alle gerechten Sachen des eigenen Volkstums. Mit bitteren Worten klagt er über die Unterdrückung des evangelischen Frankreichs in seiner 1575, also drei Jahre nach der Pariser Bluthochzeit erschienenen Schrift „Reveille matin" oder „Wacht früh auf!"

Wie das Warnen eines in der Ferne grollenden Donners klingt hier sein Mahnruf:

„Wenn man's Feuer lang zum Hafen schürt,
So lauft er letzlich über,
Stoßt Deckel ab vnd was ja irrt
Gang drunter oder drüber.
Also wenn lang man die Geduld
Gereizt hat vnd geübt
So wird sie wüthig aus Vnschuld
Acht nit, wen sie betrübt."

Auch an das „Aufrecht Redlich Teutsch geplüt vnd gemüt" wendet sich Fischart, daß es Frühwacht halte Tag und Nacht, denn

— „wanns Nachbarn Haus prent und kracht,
So hab deines Haus auch acht!"

Im weiteren Verlaufe des Gedichts vergleicht er die zu seiner Zeit herrschenden Zustände in Frankreich mit denen zur Zeit Chilperichs und Fredegundes und endlich die Witwe Heinrichs II, Katharina von Medici, der er die Schuld an den unseligen Verhältnissen Frankreichs beimißt, mit der alttestamentlichen Isabel.

Zunächst weist er nach, inwiefern die beiden in ihrem Leben einander ähnlich seien:

„Man fragt, wie man vergleich forthin
Die Isabel und Catharin':
Isabel Israel verderbt,
Catharin ganz Frankreich verhergt
Isabel schützt die Baalei
Wider Gotts Wort durch Tyranney,
Die Catharin die Bäbstlerei
Durch Mordthat und Verrätherei."

Nach ihrem Tode freilich, so zeigt uns Fischart, ist das Schicksal der beiden Frauen ein ganz verschiedenes:

„Endlich war die Straff' Isabell,
Daß sie die Hund auffraßen schnell;
Aber hierin wird Catharein
Von jener unterschieden seyn,
Denn jhren Madensack vermessen
Die Hund nit werd wollen fressen!"

Wesentlich dieselben Gedanken wie „Reveille matin" enthält Fischarts vielleicht bald darauf erschienene Schrift: „Offenlichs vnd in warheit wohlbegrünts Ausschreiben, der vbelbefriedigten Ständ in Frankreich, die sich Malcontents nennen." In einigen in diesem Ausschreiben enthaltenen Sonetten, die man mit Fug und Recht als „geharnischte" bezeichnen könnte, greift der Dichter in scharfen, rücksichtslosen Worten die Regierung Katharinas an. So nennt er sie z. B. „eine florentinische Henne", die „die gallos und das Hahngeschlecht zu Kapaunen, aus freien Franken Frauendiener machen will". Aus alledem geht hervor, daß Fischart überhaupt kein Freund vom Weiberregiment ist, wiewohl er am Schlusse seines sechsten Sonetts, jedenfalls im Hinblick auf die von ihm hochverehrte, männlich gesinnte Königin Elisabeth von England sagt:

„Gleichwohl sag ich nicht, daß nicht auch
Ein Weib mög' herrschen nach Landsbrauch (!)
Fürnehmlich, wenn sie in jrm stat
Pflegt der Männer Rath und That,
Denn solches man noch lieber hat
Als Herrn, die Weiber ha'n zu Rath.

Welches Gewicht Fischart darauf legte, daß Fürsten von guten Ratgebern umgeben seien, sehen wir auch aus dem „Antimachiavellus“, an dessen Verdeutschung Fischart teilgenommen hat, wo es heißt:

„Gut Rat und wahr Religion
Sampt Policey stärcken ein Kron'!“

Wie hoch unser Dichter die Königin Elisabeth schätzte, ist ersichtlich aus der 1588 erschienenen Schrift: „Verzeichnuß, wie die Spanische Armada zu grund gerichtet worden.“ Nachdem er über den Untergang der spanischen Flotte triumphiert hat, preist er Elisabeth mit folgenden Worten:

— „Aber du, englisch Königin,
Von standhafft gmüt, gantz Heldenkühn,
Du einig Zierd der gantzen Welt,
Den Fürsten zu eim Vorbild gstellt —“

Im zweiten Teile des Gedichts, überschrieben „Satyrischer Engelländischer Gruß an die Lieben Spanier“ zieht er mit scharfen, spitzigen Worten gegen die spanische Regierung zu Felde.

„Denn, was den spanier treibt vnd jagt,
Mag mit vier Worten werden gsagt:
Es ist der Hochmut, gstärkt durch Glück,
Es ist der Geiz, den Geld macht flick,
Es ist auch Ehrsucht, so wird gemehrt,
Weil er vor andern wird geehrt,
Es ist auch der Vergonst vnd Neid,
Der keins seins gleichen bei sich leid.“

Mit warnendem Worte mahnt sodann der getreue Fischart Deutschland und seine Fürsten vor Spaniens Gelüsten nach Gebietserweiterung:

„Auch thun schon etlich teutsche Fürsten
Nach spanischer Hilffe sehnlich dürsten,
Vorab die, so kein Eyfer haben
Wie es gang, wenn sie sein vergraben
Vnd wissen nicht, was Freyheit ist,
Weil sie still seind in jhrem Mist.“

Das „Spanische Wasserbad“ beschäftigt unsern eifrigen Dichter auch noch in einer im folgenden Jahre (1589) erschienenen Schrift: „Vncalvinisch Gegenbadstüblein“. Ein unbekannter Gegner Fischarts hatte noch im Jahre 1588 ein „Calvinisch Badstüblein“ herausgegeben, in dem er dem Untergange der Armada den verunglückten Heereszug des Pfalzgrafen Johann Casimir, der im Jahre 1587 im Bündnisse mit einem schweizerischen Heere den bedrängten Hugenotten hatte zu Hilfe eilen wollen, an die Seite stellte. Auch Fischart stellt eine Vergleichung der spanischen und der pfälzisch-schweizerischen Niederlage an, hebt aber die Größe der ersteren und die Verschiedenheit der Zwecke und Absichten ge-

bührend hervor. Richten wir nun unsern Blick zum Schlusse dieses Teiles unserer Untersuchung noch einmal zurück, so stellt sich uns Fischart dar als ein von warmer Liebe zu seinem Volkstume erfüllter energischer Vertreter politischer und religiöser Selbständigkeit.

Achten wir weiter darauf, wie sich Fischarts Patriotismus in Bezug auf deutsche Sprache, Litteratur und Kunst äußert.

Wie er überhaupt die deutsche Sprache meisterhaft beherrscht, wie kaum ein anderer seines Jahrhunderts, so pflegt er dieselbe mit Bewußtsein besonders in der bereits am Eingange unserer Erörterung erwähnten „Geschichtsklitterung", wo er in der „Wörterdäntzelung" ausdrücklich sagt, „— daß auch die Teutsche sprach süßiglich wie griechische springe —."

In der zwar von seinem Verleger Jobin unterzeichneten, sicher aber von Fischart selbst geschriebenen Vorrede zu dem 1578 erschienenen „Philosophischen Ehezuchtbüchlein" werden alle Verächter deutscher Sprache als „frembdgenaturte, landsprachscheue Witzlinge" gebrandmarkt, die sich „grob an jhrem Vaterland vergessen, welchs heutigs tags so hochbegabt vnd und klugem Verstand und künstlicher Erfindung allen anderen Nationen vorziehet, ja mit dem Glanz der ewigen Wahrheyt und Himmlischer Weisheyt erleuchtet ist; sintemal kein größer Zierd' dem Vatterland mag widerfahren, denn so man seine Sprach übet, schmucket, herfür mutzet und excoliret. Sie (nämlich die Verächter der deutschen Sprache) thun eben, wie eyner, der in einer ferngelegenen und verlassenen Gegend große Palläst aufs köstlichst vnd herrlichst bauet, vnd er daheym in seiner statt in eym baufälligen, schnöden Hüttlin wohnet. Deshalben, so laßt uns nit mehr so vnachtsam seyn, daß wir mehr fremde, als vnsere eygene Äcker bauen, sondern laßt vnser jeden forthin nach vermögen seyner ihm verliehenen Gaben, neben den Griechischen und Latinischen Pallästen auch vnsere die Zeit her vngeachtete Häuser stattlich aufbauen, ja soviel möglich, denselbigen zubauen: so werden wir erfahren, daß Gott, der in allen Sprachen will gelobt seyn, auch in vnserer Sprach wird Wunder wircken."

Spricht aus jedem dieser Sätze eine edle, sittliche Entrüstung über die herrschende Mißachtung der geliebten Muttersprache, so steigert sich sein Eifer um dieselbe bis zur Verblendung, wenn er in der „Geschichtklitterung" nachzuweisen versucht, daß Hexameter und Pentameter ursprünglich deutsche Erfindungen seien, wenn er sich mit rührender Naivetät Mühe giebt, durch allerdings recht holprige und unbeholfene Nachahmungen diese Versmaße als ein angeblich von Griechen und Römern den Deutschen entwendetes Eigentum wieder in die Muttersprache einzuführen. Er sagt:

„O Harffeweiſ' Orpheus, jetzumal kompt widerumb hoche
Dein artige Reimeweiſ', zu jhrigem erſten Preis
Da du ein Tracier von Geburt vnd Teutoniſcher Sprache,
Der erſt ſolch vnterwies Frembd Völkern allermeiſt.
Dieſelbigen lange zeit haben mit unſerer kunſte
Alleyn ſich ſtoltziglich Gepranget unbilliglich
Jetzumal nun daß bericht't', wollen wir den fälſchlichen dunſte
Jhn' nehmen vom angeſicht, vns nehmen zum Erbgedicht."

Daß Fiſchart die volkstümliche Epik kannte und liebte, erkennen wir daraus, daß er 1572 den „Eulenſpiegel" in Reime brachte. Daß er an volkstümlichen Feſten Vergnügen hatte, ſehen wir aus dem „Glückhaften Schiff", in dem er ein Schützenfeſt feiert. Ebenſo äußert er mehrfach wohlthuende und achtende Anerkennung gegen den zeitgenöſſiſchen Volksdichter Hans Sachs. Wie innig vertraut er mit der volkstümlichen Litteratur ſeiner Zeit war, erkennen wir überall in ſeinen Werken. Bereits im Volksmunde lebende Lieder flocht er ohne Bedenken in ſeine Schriften ein, wie es z. B. in der „Geſchichtsklitterung" und in der „Flöhhatz" geſchehen iſt. Ebenſo iſt die Rüſtkammer ſeines Humors mit volkstümlicher Spruchweisheit reich gefüllt, ſodaß er z B. im „Podagrammiſchen Troſtbüchlein" das lateiniſche „Nosce te ipsum" mit nicht weniger als dreißig deutſchen Sprichwörtern zu umſchreiben vermag und am Schluſſe ſogar noch ein „etc." anbringt. —

Blättern wir in der „Geſchichtsklitterung" weiter, ſo begegnen wir einer begeiſterten Verherrlichung der Buchdruckerkunſt als einer vaterländiſchen Erfindung. Es heißt daſelbſt:

„Gelobet ſey der löblich Fund
Der edlen Truckerey.
— Hätt' Welſchland dieſen Fund ergründ,
Seins rühmens wär kein End',
Nun hats euch Teutſchen Gott gegünnt,
Deshalb ihn wohl anwendt.

In Beziehung auf Seb. Brant, dem wir einen ähnlichen Lobpreis der Buchdruckerkunſt in lateiniſchen Verſen verdanken, ſagt Zarncke: „Die Erfindung der Buchdruckerkunſt war eine Sache, die auch den kälteren Gelehrten, zumal er der Zeit der Erfindungen noch um ſo viel näher ſtand, zum Vaterlandsgefühl erwärmen mußte."

Um wieviel mehr mußte alſo unſer Fiſchart, der kein kälterer Gelehrter, ſondern ein warm empfindender Dichter war, die neue Kunſt zu würdigen wiſſen. Trat er doch auch für die deutſche Kunſt überall mit warmen Worten ein. Am deutlichſten ſehen wir dies aus der Vorrede zu dem 1573 erſchienenen Bilderwerke „Accuratae effigies pontificum maximorum", ſowie aus den Widmungsſchriften und Vorberichten zu

den 1576 erschienenen „Figuren biblischer Historien" und den „Emblemen Matthias Holzwarts" (1581).

Gegenüber der Anmaßung französischer und italienischer Maler, die die falsche Meinung zu verbreiten suchten, als ob die Kunst allein in Frankreich und Italien zu Hause sei, sucht der wackere Fischart Kunstsinn und Kunstfertigkeit seiner Landsleute in Schutz zu nehmen. — Im Gegensatz zu der Ansicht des Georgius Vasaris, der in seinem „Großen Tractatus" die Erfindung der Kunst des Kupferstechens einem Florentiner Maso Finiguerra († ums Jahr 1470) zugeschrieben hatte, weist Fischart nach, „daß ein Hochteutscher, Martin Schön genannt, umb das 1430. Jahr solche Kunst hab' in ein übung, ruff und gang gericht." Auch die Erfindung des Formenschneidens in Holz schreibt Fischart einem Deutschen zu.

Weiterhin folgt ein Lobpreis des berühmten Albrecht Dürer, „der eine solche Anzahl fürnehmer Maler hin vnd wider in Hochteutschland hat erwecket, daß sie an Menge und Kunst gewißlich keiner Nation, wie kunstkünstlich sie sich auch verschrey, dißfalls werden Platz räumen." Hieran schließt sich die Aufzählung von nicht weniger als 35 deutschen Künstlern, welche „die bestendige und ware Geschicklichkeit und Art des rechten Malens durch jhre Monumente erhalten vnd sich der frembden Welschen art zu malen (die heut' der mehste theil nachäfft, vnd doch nicht für die beste weiß gründlich bestehen vnd beschützet kann werden) entschlagen." Welch' warmer Patriotismus spricht aus dieser wackeren Ehrenrettung deutscher Kunst!

Nach alledem darf wohl mit Fug und Recht behauptet werden, daß Johann Fischart an allen Zeit- und Streitfragen seines Jahrhunderts lebendigen Anteil nahm, daß er sich immer auf den nationalen Standpunkt stellte und so wohl geeignet erscheint, in einer Zeit, in der unser Volk um seine nationale Wiedergeburt ringt, als nachahmenswertes Vorbild zu dienen.

---

# Der deutsche Unterricht in der pädagogischen Presse des Jahres 1894.

Von **Rud. Dietrich** in Kandern.

Es stand zu erwarten, daß das Jahr 1894 auch unter den Volksschullehrern viele veranlassen werde, **Rudolf Hildebrand** mit der Feder zu feiern. Diese Erwartung ist jedoch nicht erfüllt worden, vermutlich deshalb, weil des Meisters persönliche Verhältnisse zu wenig bekannt gewesen (erst nach seinem Tode in weiteren Kreisen bekannt ge-

worden). So hat uns die pädagogische Presse 1894 überhaupt nur zwei[1]) tüchtige Aufsätze über Rudolf Hildebrand gebracht, und zwar stammt der eine nicht von einem Lehrer der Volksschule. Auf diesen (Rudolf Hildebrand im Dienste der Wissenschaft und der Schule, von Aug. Mühlhausen, Rhein. Blätter 1894, V VI) hat schon der Herausgeber dieser Zeitschrift (1895, S. 4) kurz hingewiesen. Mühlhausen veranschaulicht die große Wirkung, welche von der Persönlichkeit des einzigen Mannes ausging auf seine Hörer und auf diejenigen, welche das Glück hatten, in engere Beziehungen zu ihm treten zu dürfen. Ich fühlte so etwas wie die Samariterin am Brunnen — bekennt Mühlhausen von sich selbst —: das Brot, das ich in Hildebrands Familie gegessen, ist mir ein Brot des Lebens geworden. — Den größten Teil seines lebensfrischen Berichts aber widmet Mühlhausen dem trefflichen Lehrer — dem Grammatiker, dem Wortkundigen, dem Erklärer dichterischer Werke — und dem „Wörterbuchmann". Die Eigenart Hildebrandischer Arbeit, die Vielseitigkeit seines Geistes wird wirksam nachgewiesen an etlichen Einzelheiten der Wörterbuchstücke Kummer, Kirsche, Kirche, Kerl, Geist. — Schließlich würdigt Mühlhausen das Buch vom deutschen Sprachunterricht. In diesem Abschnitt sind von besonderem Wert die ausführlichen Mitteilungen über die nachahmende That eines Franzosen (des Michel Bréal Quelques mots sur l'instruction publique en France, zuerst erschienen 1872)[2]). — Mühlhausens Arbeit ist etwas spät, teilweise erst nach dem Tode dessen, den sie feiert, veröffentlicht worden. Rechtzeitig dagegen — als Geburtstagsgabe — kam der erste Teil des Aufsatzes von Edwin

---

1) Von Georg Berlits auch durch Sonderdruck verbreiteter Arbeit durften wir hier absehen.

2) Mühlhausen meint am Ende seiner Abhandlung: „Daß die eigene freie Persönlichkeit wachsen könne in allen unsern deutschen Schulen, wachsen, blühen und gedeihen, das ist es, was Rudolf Hildebrand erstrebt." Der Sinn dieser Worte kann für denjenigen, welcher Hildebrand kennt — und Mühlhausen lehrt ihn ja kennen — nicht zweifelhaft sein. Der Unkundige freilich könnte vermuten, es handle sich — nach dem Wunsche gewisser Philosophen — um die Entfaltung der unbeschränkten Eigenheit. — Übrigens ist in jenen Worten nicht das, sondern nur ein Ziel der Hildebrandischen Pädagogik genannt. Auf diese geht Mühlhausen sonst nicht ein, auch Wilke nicht, dagegen einigermaßen Alb. Richter in einem Aufsatz, der zwar dem Jahre 1895 (Prakt. Schulmann I) angehört, aber des Zusammenhangs wegen doch schon hier angezeigt werden darf. Richters Darlegungen gipfeln in dem Satze: „Wir sind sicher, daß jeder, der Hildebrand selbst gelesen, zugeben wird: So hat mich über meine Aufgabe als Lehrer noch niemand aufgeklärt, und wenn alle Lehrer Hildebrands Mahnungen und Beispiel folgen, so muß es besser werden in der Schule, im Hause, im ganzen Volke." Richter fordert die Volksschullehrer auch zum Studium der Hildebrandischen Wörterbucharbeit auf; aus dieser (Richter nennt die Artikel Ge-

Wilke (Rudolf Hildebrand und seine Bedeutung für den deutschen Sprachunterricht, Pädagogische Zeitung 1894, Nr. 10, 11, 18). Er verbreitet sich über die eigenartig schöne Schreibweise Hildebrands, zeigt, was das Buch vom deutschen Sprachunterricht will, mittelst Auszügen, erkennt im Verfasser einen „Naturpädagogen" und „den Evangelisten der deutschen Erziehung". („Das Herz geht einem auf, wenn man nach dem Studium der Schulpädagogen einmal zu Rudolf Hildebrand in die Schule geht. Es ist, als wenn man aus der Schulstubenluft in die freie Natur tritt.") Weiter dann berichtet Wilke ausführlich über die Schriften eines selbstständigen Mitarbeiters — des Leipziger Schuldirektors Albert Richter — und etlicher Nachfolger Hildebrands: der Volksschullehrer E. Linde (Friemar bei Gotha), E. Hähnel und R. Patzig (Leipzig) und des Gymnasiallehrers K. J. Krumbach (Wurzen).

„Unsere Zeit — bemerkt Wilke am Schlusse seines Berichts — berauscht sich so gern an geschriebenen und gehörten Worten, aber sie wandelt so gern weiter in den altgewohnten Geleisen." Wohl wahr. Aber die „offizielle Pädagogik", die „gegebenen Verhältnisse" gestatten einen deutschen Sprachunterricht, der mit „deutscher Erziehung und Bildung überhaupt" eins ist, gar nicht. Als Ganzes gestatten sie ihn nicht. Einzelnes ist erlaubt oder läßt sich wenigstens einschmuggeln in die Schule. So haben denn auch nur einzelne Arbeitsgebiete oder Mittel des deutschen Unterrichts einen höheren Bildungswert gewonnen: nämlich Gegenstand und Art der mündlichen und schriftlichen Übungen, und hauptsächlich die Wortkunde. Diese besonders wird mit großem Eifer und Geschick in unsern Fachblättern erörtert. Ihren hohen erziehlichen Wert bezeichnet F. L. Beit treffend mit folgenden Sätzen („Wortbildung und Wortbedeutung, ein Beitrag zum methodischen Ausbau der Hildebrandischen Anregungen", Allgemeine deutsche Lehrerzeitung 1894, 41—43): Die Kenntnis der Wortgeschichte verhilft zu einem tieferen Verständnis abstrakter Bezeichnungen, bietet günstige Anknüpfungspunkte für kulturgeschichtliche Betrachtungen, weckt das Interesse an der

---

danke, Gedächtnis, Gefühl, Geist, Gemüt) könnten jene „gar viel lernen, was in Lehrbüchern der Pädagogik nicht zu finden ist, dem Lehrer aber zu fruchtreichem Nachdenken über seine Aufgabe und sein Thun von großem Nutzen sein könnte." — Der Billigkeit halber sei schließlich erwähnt, daß auch die Herbart-Zillerischen „Pädagogischen Studien" (Dresden, Bleyl u. Kämmerer) nachträglich, aus der Feder ihres Herausgebers Th. Klähr, einen Aufsatz über Rudolf Hildebrand gebracht haben (1895, II), der zwar keine Bereicherung der Hildebrandschriften bedeutet, aber ein wohlthuendes Zeugnis ablegt von der tiefen Verehrung, welche der Verfasser, der Vertreter einer bestimmten, ihren eigenen Weg wandelnden „Schule", dem Gefeierten gegenüber hegt.

Mundart (die mancherlei sprachgeschichtliche Aufschlüsse zu geben vermag) und lehrt sie schätzen als ein Mittel zur Belebung und Vertiefung des Sprachunterrichts, fördert wesentlich das Verständnis der dichterischen Sprache, leistet der Stilbildung bedeutende Dienste, ist insbesondere ein Prüfstein und Wertmesser für die Reinheit und Wahrheit des Ausdrucks. Die Durcharbeitung des erklärten (in „Wörterhefte“ eingetragenen) Wortschatzes denkt sich Veit so: Das Gesammelte wird verglichen und in Gruppen gebracht, die schließlich ihren Platz in zwei Hauptabteilungen erhalten: die eine zeigt „etymologische Zusammenhänge“, in Wortsippen — die andere birgt sachlich Verwandtes, „sprachliche Lebensgemeinschaften“. Diese Wörterhefte liefern auf der Oberstufe auch den Stoff für die Schreibübungen. — Fr. Vorstel („Wortdeutung und Sprachbildung“, Pädagogische Reform [Hamburg] 1894, 52; Fortsetzung: 1895, 2—4) erklärt es als „eine unserer Hauptforderungen für die Hebung der Sprachbildung in der Schule, daß in allen Unterrichtsfächern auf allen Stufen, wo nur irgend die Möglichkeit sich darbietet, Wortdeutung getrieben werde, nicht schablonenmäßig, etwa ausschließlich nach Wortfamilien, sondern wo es der sachliche Zusammenhang mit sich bringt.“ Vorstel bietet gut gewählte Beispiele aus dem Lesebuche, der Kulturgeschichte, der Natur- und Erdkunde. Am ergiebigsten findet er (natürlich) die Lesestunde; und werde sie für die Wortkunde ausgenutzt, dann müsse „das geistlose Herlesen aufhören; die Kinder erlesen sich etwas.“ Die Verwertung der Mundart fordert er noch dringlicher als Veit. Er weist u. a. darauf hin, daß in Gegenden, wo die unverfälschte Mundart noch die Sprache der gesamten Bevölkerung ist, die Leistungen der Schule in der deutschen Sprache, hinsichtlich der „Richtigkeit“ größer sind als etwa in der Großstadt. Sie können auch wohl leicht größer sein; denn die Kinder, welche eine reine Mundart vom Vaterhaus in die Schule mitbekommen, haben das Bedürfnis (wie Vorstel sagt), bis zum sinnlichen Hintergrund der Wörter oder Redewendungen vorzudringen, und sie besitzen ein ungetrübtes Sprachgefühl auch für das Schriftdeutsche, oder erwerben es sich leicht.[1])

1) Man höre dagegen den Rektor einer Großstadt (W. Köhler in Breslau). Dieser nennt den „alt eingewurzelten Dialekt“ auf dem flachen Lande — den „Dialekt der Vormütter“, also eine wirkliche und als solche berechtigte Mundart — eine „korrumpierte Sprechweise“, die klar zeige, „wie der Dialekt darauf ausgeht (!), die Sprache in vollständig unerklärbarer (?) Art zu verstümmeln.“ Die Schule hat nach Herrn K. die Mundart „nur insoweit zu berücksichtigen, als sie ihr entgegentreten muß“. Zu den „vornehmeren Formen der Schriftsprache“ rechnet Herr K. Ausdrücke wie „in Anbetracht, auf Grund, zufolge rc.“; sie klingen ihm „im Munde des Volkskindes“ nicht unnatürlich („nicht geziert“), selbst wenn es sie

Über „die Mundart im Sprachunterricht der (schweizerischen) Volksschule" hat, nach einem Vortrage Ad. Seilers, die „Freiwillige Schulsynode von Baselstadt" am 21. November 1894 verhandelt. Ist der Vortrag auch erst vor kurzem (Schweiz. päd. Zeitschr. [Zürich] 1895, IV) gedruckt, so sind doch die Ergebnisse der Verhandlungen selbstverständlich schon im Berichtsjahre veröffentlicht worden. Diese Ergebnisse dürfen — um der wichtigen Sache willen — hier wohl vollständig Platz finden; sie sind in folgenden Sätzen niedergelegt: Die schweizerische Mundart als Stammessprache und altes Erbgut, als Ausdruck nationaler Sitte und Eigenart, als das mächtige Band, das, trotz mannigfacher Unterschiede von Kanton zu Kanton, alle Schichten unseres Volkes einander näher bringt, bilde den Ausgangspunkt für die sprachlich-ethische Erziehung der schweizerischen Jugend. Auf dieser naturgemäßen, volkstümlichen Grundlage ist somit auch der Sprachunterricht der Volksschule aufzubauen, zuerst durch Anwendung und Betonung des der Mundart und der Schriftsprache in Laut und Ausdruck Gemeinsamen, später durch Aufsuchung der Unterschiede und Ersetzen mangelhafter Formen der Mundart durch die vollkommeneren und edleren der Schriftsprache. Hiezu sind neben dem Lesebuche planmäßig geordnete Sprachübungen notwendig. Unterrichtssprache sei möglichst früh das Hochdeutsch, und zwar die kindlich-natürliche, naiv-heimelige Ausdrucksweise unserer besten Jugendschriftsteller. Die mündliche und schriftliche Anwendung des Hochdeutschen bewege sich in dem einfachen, kurzen Satzbau des volkstümlichen Ausdrucks. Der grammatische Unterricht der Volksschule ist bloß ein Mittel zur sicheren Aneignung und richtigen Anwendung hochdeutscher Wort- und Satzformen und tritt nur da ein, wo sonst das Sprachgefühl den Schüler im Stich ließe, oder wo es sich um die Erreichung einer sichern Orthographie und Interpunktion und die zur Erlernung einer Fremdsprache notwendige Terminologie handelt. Die Aussprache des Schriftdeutschen halte sich insoweit an die in der gebildeten Sprache geltenden Regeln, daß sie dialektische Eigenheiten und Nachlässigkeiten möglichst zu verhüten sucht; sie entwickle auf unserm Sprachboden größere Energie in der Artikulation, strebe zur Unterstützung der Rechtschreibung

---

„recht reichlich zur Anwendung bringt", was Herr K. wünscht — der sich nebenbei über die „siegreich vorschreitende Bauthätigkeit" freut, welche „die alte vorsintflutliche (!!) Sprache zum Aussterben" zwinge, dagegen über die „gesteigerte Thätigkeit auf dem Gebiete der Dialektdichtung" sich gewaltig ärgert. „Ja sogar den Weg zur Bühne — ruft Herr K. entrüstet aus — sucht sich die schlesische Mundart neuerdings kräftig versuchend zu bahnen!" (Vergl. den Aufsatz mit seinem langatmigen Titel in der Schles. Schulz. 1894, 50. 51).

nach Bestimmtheit und Deutlichkeit der Laute, bleibe aber natürlich und ungezwungen. Der lebendige Satzton der Mundart ist auch auf das Schriftdeutsch zu übertragen; der Wortton dagegen richte sich nach dem hochdeutschen Accent. — Auch auf den höheren Stufen des Unterrichts (in den Mittelschulen) ist der Dialekt zu berücksichtigen und zu Erklärungen und Vergleichen herbeizuziehen. Dabei ist aber immer deutlicher auf die Verschiedenheit der beiden Sprachgebiete aufmerksam zu machen. Entsprechend der höheren Stufe soll die Aussprache nach und nach von allen dialektischen Anklängen befreit werden[1]), auch wo die Mundart das (sprachgeschichtlich) Richtigere darstellt.

Mit „Stimme und Sprechen“ überhaupt beschäftigt sich Ph. Seitenreich in der Bad. Schulz. (Nr. 18). Er erörtert die Bedeutung der „Stimmbildung“ für Sprache und Gesang, betont die Verpflichtung des Lehrers, die kindliche Stimme zu schulen, weist auf die Vorteile hin, welche die Stimmbildung bringt — und gelangt schließlich, mit Rücksicht auf die hohe Wichtigkeit der Sache, die er vertritt, zu der durchaus berechtigten Forderung: Der künftige Lehrer muß im Seminar eine stimmliche Schulung erhalten, die sich befaßt mit der Führung des Atems, Bildung des Ansatzes, Lautverbindung, Stimmverstärkung, den bei der Stimmbildung arbeitenden Teilen, mit der dialektfreien (s. die Anmerkung zum vorigen!), richtigen und reinen Erzeugung der Laute, mit den Sprachgebrechen, der Schonung und Erkrankung der Sprechwerkzeuge, mit den verschiedenen Arten der Stimmveränderung, mit der Anwendung der für das Sprechen geltenden Gesetze auf den Gesang. Von den Vorteilen stimmlicher Schulung dürfen etliche besonders hervorgehoben werden: Sie erzeugt die Fähigkeit, den Gedanken jederzeit den richtigen und wohlklingenden Ausdruck zu verleihen; für manche kann sie auch bei der Ausübung des (späteren) Berufs von großem Wert sein. Nur einer gesunden und wohlgebildeten Stimme gelingt es, die Muttersprache in ihrer ganzen Schönheit darzustellen, im einzelnen: sinngemäß zu betonen, also gut zu lesen oder vorzutragen. — Gewissermaßen eine Ergänzung zu dem letzten Punkte bietet ein tüchtiger Mitarbeiter der Deutschen Schulpraxis (vermutlich deren Herausgeber), der sich „Practicus“ nennt. Er zeigt (in Nr. 48) aufs anschaulichste, was beim Lesen „in der Seele

1) Wird nicht gelingen! Und das ist ganz gut so: die „mundartlichen Anklänge“ verleihen der Sprache oft einen ganz besonderen Reiz, ja eine eigenartige Schönheit — abgesehen davon, daß sie (was mitunter recht angenehm oder nützlich sein kann) die Landsmannschaft ausweisen. Zudem: das „Hochdeutsch“, besser Schriftdeutsch ist nur als geschrieben Deutsch Gemeindeutsch; ein gesprochenes Gemeindeutsch (im strengen Sinne) giebt es nicht und wird es hoffentlich nie geben.

vorgeht oder vorgehen soll", wie das Kind genötigt werden kann, nachzudenken, „den Geist fragend vorauszuschicken", bevor es den Mund aufthut. Es gilt also während des Lesens zu fragen, zunächst aber: dieses Fragen zu lehren. Also wird erst der Lehrer die nötigen Fragen stellen (einstreuen), oder sie veranlassen (das dauert vielleicht einige Wochen), dann thuns die besseren Schüler (auch wieder einige Wochen lang), dann thuns die Schwachen von selber, und zwar erst laut, später endlich still für sich. Das ist in großen Zügen der einzuschlagende Weg, der an einem Beispiel naturgetreu erläutert wird.

Da heißt es allerdings: ganz bei der Sache sein, jede Einzelheit sich lebendig vorstellen, sie greifbar vor sich sehen. Solche „Anschaulichkeit beim Lesen" ist natürlich ein gutes Mittel gründlicher Sprachbildung überhaupt. J. Schurter weist denn auch in seiner Beantwortung der Frage „Wie bringen wir unsere Schüler zu einer besseren (!) mündlichen Beherrschung der Muttersprache?" (Schweiz. Lehrerz. Nr. 17—20) darauf hin. Weiter fordert er für den angegebenen Zweck regelmäßige Übungen im Chorsprechen und Chorlesen, Gewöhnung an selbständiges Antworten, Pflege der Erzählung, kurze mündliche Wiedergabe des behandelten Stoffes durch die Schüler am Schlusse der Lehrstunde, „konsequente häufige Übung" der Schüler in der mündlichen Darstellung von Selbsterlebtem, Selbstempfundenem, Selbstbeobachtetem.[1]) — „Mündliche Beherrschung" unserer Muttersprache — wenn mans so nennen will — ist freilich ein dringliches Ziel, was ja schon einer der Haupt- und Grundsätze in unserm Buch vom deutschen Sprachunterricht lehrt. Auch der „Schwerpunkt aller Stilbildung" — betont ein Ungenannter in der Allg. deutschen Lehrerz. (Nr. 12/13: „Der stilistische Anschauungsunterricht in der Volksschule") mit Recht — liegt (für die Volksschule) in der Pflege der mündlichen Rede, eine Aufgabe, die notwendig eine andere: Übung in der Kunst des Hörens einschließt. So müssen denn „die Schüler angeleitet werden, den Inhalt des Gelesenen durch bloßes Hören aufzufassen. Das Gehör ist nun einmal der eigentliche Sprachsinn, der natürliche Wächter der Sprachgesetze, und das Stilgefühl zieht aus ihm den besten Theil seiner Kraft." Nur muß der Schüler auch „zur kritischen Betrachtung der Form angeleitet" werden;

---

1) Etwas sonderbar nimmt sich in einem Aufsatze, der von „mündlicher Beherrschung der Muttersprache" handelt, die Forderung (als Mittel zum Zweck!) aus: der Lehrer solle sich an der Sorge für Jugend- und Volksbibliotheken und öffentliche Lesesäle lebhaft beteiligen. Durch vieles Lesen — leises Lesen, von dem allein ist ja hier die Rede! — wird die „mündliche Beherrschung der Muttersprache" kaum sehr gefördert werden. Zudem lautet ein Hauptgebot für unsere Zeit: Weniger lesen!

er muß lernen, „mit kritischem Blick zu lesen, bei dem Eindringen in den Inhalt dem einzelnen Ausdruck scharf ins Angesicht zu schauen und ihn auf seinen stilistischen Wert hin zu mustern".

Der „stilistische Anschauungsunterricht — heißt es in der zuletzt angeführten Arbeit am Schluß — bringt den Schüler der Oberstufe soweit, daß er „einen eigenen Inhalt, Erlebtes und Angeschautes, in selbständiger Weise angemessen und korrekt darstellen" kann. Aber so lange braucht man mit solchen Aufgaben doch nicht zu warten. Fr. Sachse („Zum Aufsatz in der Volksschule", Leipzig. Schulz. 1894/5, Nr. 8) wünscht — und es dürfte kaum etwas dagegen einzuwenden sein — daß schon auf der Unterstufe, im 2. und 3. Schuljahre das Kind gewöhnt werde, „nicht nur Gelerntes, sondern auch Gedachtes niederzuschreiben. Es muß bei der Vorbereitung eben aufmerksam gemacht werden, woran es denken kann, und die Beziehungen gerade, die es mit seinem sinnlichen und geistigen Leben zu dem Stoffe hat oder haben kann, müssen besonders betont werden." Schon im 4. Schuljahre sei „die zeitweilige Anwendung der Briefform wünschenswert: nicht um die Formalitäten, die beim Briefschreiben zu beachten sind, einzuprägen, auch nicht, um den Briefstil an sich zu üben, sondern um den Schüler noch mehr zu nötigen, von sich aus seinen Stoff zu behandeln und persönliche Bemerkungen, auch humoristischer Art, einzuflechten." Für alle Stufen gilt: „Nicht im Thema an sich liegt das Bedürfnis und die Fähigkeit der Jahre des Schülers angedeutet, sondern einzig und allein in der Art der Behandlung, und dieselben Themen, die man in den unteren Klassen giebt, kann man sehr häufig auch in den oberen stellen. Man vermeide nur und zwar je jünger das Kind, desto mehr, alles Generalisieren und lenke das Denken jederzeit auf ganz bestimmte Dinge der Beobachtung, wobei Ort und Zeit und Umstände von besonderer Bedeutung sind. Nur an ganz eng begrenzten Stoffen kann das Kind Eigenes beobachten und Vorstellungen gewinnen, und nur an eigenen Beobachtungen, und wenn diese auch noch so geringfügig sind, wird das Denken und die Sprache gebildet." Mit einem Worte: Kleinmalerei! Eine Lehre oder Mahnung, die schon oft ausgesprochen worden, aber nicht oft genug ausgesprochen werden kann. J. Kuoni hat sie glücklich befolgt (vgl. „Die schriftlichen Arbeiten in der oberen Primarschule", Schweiz. päd. Zeitschr., IV. Heft). Er berichtet z. B., wie ihn die „Erinnerungen an einen Langbeinigen" (die er in einer Jugendzeitschrift gefunden) und das Kehr-Pfeifersche Bild „Der Störche Ankunft" auf $1\frac{1}{2}$ Jahr mit Stoff versorgt. Er teilt auch Schülerarbeiten mit, nicht weniger als 42:[1])

1) Leider ist eine äußerlich und innerlich arg verfehlte dabei: Gespräch zwischen dem „Schöpfer und der Biene".

5 Aufsätzchen sind allein den Tannenzapfen, 23 einer einzigen Nachmittagsreise gewidmet; jeder von den 23 behandelt einen anderen Gegenstand — mancher freilich nur eine Kleinigkeit, eine einfache Beobachtung, ein kurzes Ereignis — und wir möchten kaum zwei zur Ausscheidung empfehlen. Im weiteren meldet K. u. a., daß die Kinder des 6. Schuljahres einmal einen Briefwechsel geführt: „nicht einen fingierten, sondern einen wirklichen; alles was wir schrieben, wurde in Abschrift an eine Nebenklasse abgegeben, die uns antwortete." — Noch sei in diesem Abschnitt einer kleinen Arbeit gedacht, die sich mit den schriftlichen Übungen in „gewerblichen Fortbildungsschulen" beschäftigt. W. Schanze weist da (Deutsche Fortbildungsschule Nr. IX) die Notwendigkeit der „Diktate" nach, und zwar wünscht er Nachschriften, die Sprach- und Sachkunde zugleich vermitteln (andere sind ja auch nicht gestattet). Ihre Stoffe entnehmen sie natürlich den Lebensverhältnissen, den Arbeiten, dem Streben der Lehrlinge. Die beiden Beispiele „Vom Lehrling", „Vom Lernen" sind wohl als Muster zu achten, desgleichen die vorgelegte Aufsatzprobe: „Warum soll der Handwerker wandern?"

„Aufsatz" und „Korrektur" gehören in der üblichen Schulpraxis so innig zusammen, wie kaum zwei andere Unterrichtsgeschäfte. Ein Mitarbeiter (Horn) der „Neuen Bahnen" hat es nun einmal (im XII. Heft) unternommen, „die Korrektur in ihren Eigentümlichkeiten" zu „beleuchten". Hauptsächlich kommt es ihm darauf an, die Wichtigthuerei, die Spitzfindigkeiten, kleinlichen, ja lächerlichen Eigenheiten vieler Herren „Korrektoren" (Pädagogen sind natürlich gemeint und hauptsächlich „höhere") zu geißeln. Wo er sich von den Personen zur Sache wendet, stellt er den Antrag: „Die Aufsätze werden nicht korrigiert, sondern mit einem Prädikat versehen, das nicht aus einer Zahl oder einem vorgeschriebenen Ausdruck besteht, sondern ausführlich begründet ist." Den zweiten Teil dieses Antrages haben früher schon andere Leute befürwortet (vergl. „Der Unterricht in deutscher Sprache am Lehrerseminar", im 2. Jahrg. d. Ztschr.). Einen noch öfter ausgesprochenen Wunsch vertritt ein Unbekannter im „Repertorium der Pädagogik" (1894, I), den nämlich: die Korrektur-Stunden des Sprachlehrers sollten als Pflichtstunden gezählt und bezahlt werden — an die Erfüllung dieses Wunsches glaubt er aber nicht. Wir empfehlen die anmutige Plauderei ihres guten Stils und frischen Humors wegen; sie ist auch nur 3 Achtel-(Oktav)-seiten lang. —

Wir schließen unsern Bericht mit der Anzeige einer Arbeit, die wir eigentlich an die Spitze hätten stellen müssen, und auch gestellt hätten, wenn wir nicht zu einer andern Einleitung verpflichtet gewesen wären. Es ist P. Ehrats Darlegung der „Vorbedingungen eines

gedeihlichen Sprachunterrichts in der Volks- und Bürgerschule" (Öst. Schulbote Nr. I. II). „Vorbedingungen" auf Seiten des Lehrers sind gemeint, und es werden als solche bezeichnet: Tiefe und Vielseitigkeit des Denkens — Umsicht und Feinheit der Unterscheidung (bei Auswahl, Anordnung, Verbindung, Durchführung der Stoffe, Maßnahmen, Arbeiten) — vollkommene Beherrschung der Sprachformen, ausgebildetes Sprachgefühl; klare Einsicht in die Sprachentwickelung; vielseitige, von einem selbständigen und geläuterten Urteil unterstützte Litteraturkenntnis — bedeutende, von philosophischem Geist durchdrungene allgemeine und von warmer Begeisterung für Schule und Kinderwelt getragene pädagogisch-didaktische Bildung überhaupt. Mit der Kraft edler Überzeugung weist Ehrat die Unerläßlichkeit dieser Bedingungen nach; ferner zeigt er, wie für ihre Erfüllung vorgesorgt werden kann. Freilich — der Volksschullehrer, welchen uns Ehrat vorführt, ist ein Meister, der in der Wirklichkeit äußerst selten zu finden ist; er selbst gesteht, daß die Vereinigung der von ihm gewünschten Eigenschaften „nicht so leicht bei einem und demselben Lehrerindividuum vorkommen kann". Infolgedessen muß er notwendig eine von der gegenwärtig betriebenen wesentlich abweichende Lehrerbildung fordern: einen Bildungsgang, der nicht schon — das ist in erster Linie zu bedenken (Ehrat spricht jedoch nicht davon) — mit dem 20. Lebensjahre abschließt. Denn das ist klar: ein Zwanzigjähriger kann jene Eigenschaften noch nicht besitzen. — Mit dieser Anmerkung wollen wir den bedeutenden inneren Wert der Ehratschen Forderungen nicht im geringsten herabsetzen; nur dürfen sie erst von einer ziemlich fernen, heute noch gar nicht absehbaren Zukunft Erfüllung erwarten.

---

## Zur Auffassung des Charakters von Schillers „Jungfrau von Orleans".

Von Eduard Otto in Darmstadt.

In den Berichten des Freien deutschen Hochstifts (Neue Folge 10. Bd., S. 19 flg.) hat Professor Dr. Veit Valentin einen gedankenreichen Vortrag über das künstlerische Hauptproblem in Schillers „Jungfrau von Orleans" erscheinen lassen, der in folgendem Satze gipfelt: „Eine reine Seele, wie sie auf dem Boden einer bestimmten Weltanschauung sich gestaltet, unterliegt zeitweilig den Verlockungen des eitlen Trachtens ihres Herzens und arbeitet sich, durch eine schwere Strafe getroffen und geweckt, zu dem erneuten Zustand höchster Seelenreinheit durch, der nun aber erhöhten Wert hat: was ursprünglich Naturanlage

war, wird schließlich das Ergebnis eines sittlichen Handelns“ (S. 37). Diese Auffassung unterscheidet sich von der gewöhnlichen wesentlich dadurch, daß sie die tragische Schuld der Heldin nicht in ihrer Liebesleidenschaft für Lionel sieht, sondern in dem „eitlen Trachten ihres Herzens.“ Darunter ist das Streben nach irdischer Größe, die Ruhmsucht zu verstehen, deren sie schon Düntzer geziehen hat. Die ganze Darstellung Valentins ist so geistvoll und fesselnd, sie erscheint auf den ersten Blick so folgerichtig, sie giebt vor allen Dingen eine so ansprechende Motivierung der vielbesprochenen und vielangefochtenen Montgomeryscene, daß der Leser, der über das Problem der Dichtung vorher anders gedacht hat, für den Augenblick an seiner Meinung irre wird und sich zu einer Prüfung seiner eignen Auffassung und zu einem Vergleiche seiner Meinung mit derjenigen Valentins angeregt fühlt. So ist es wenigstens mir ergangen, als ich den Aufsatz las. Als Lehrer des Deutschen in der Obersekunda, für welche die Lektüre der „Jungfrau von Orleans“ vorgeschrieben ist, hatte ich besondere Veranlassung, mich mit den hier vorgetragenen Ansichten auseinanderzusetzen. Das Ergebnis dieser Prüfung und Vergleichung möchte ich den verehrten Fachgenossen im folgenden darlegen.

Nach Valentin (S. 26) muß die Jungfrau, die eines überirdischen Verkehrs gewürdigt wird, sich bevorzugt glauben und als Grund dafür annehmen, daß sie besser ist als ihre Umgebung. „Damit“, fährt er fort, „ist der Keim des Dünkels, des Hochmuts in sie gelegt: die, die sie am besten kennen, sind sich auch dessen sehr wohl bewußt.“ Daß die Berufung zu einem hohen Werke auf den Menschen diese Wirkung ausüben kann, wird man ohne weiteres zugeben, ja vielleicht sogar, daß diese Folge wahrscheinlich ist; daß sie aber eine „Notwendigkeit“ sei, wird man nicht beweisen können. Doch sehen wir, wie Valentin das Vorhandensein dieses Eigendünkels schon vor ihrem Eingreifen in die Geschicke ihres Vaterlandes nachzuweisen sucht. Er beruft sich zunächst auf das Zeugnis ihrer Angehörigen. Freilich wird in der Regel die Eigenart einer Persönlichkeit den Mitgliedern der Familie am meisten vertraut sein; bei Johanna aber trifft dies offenbar ausnahmsweise nicht zu. Sie ist so grundverschieden von den Ihrigen geartet, daß sie ihnen fast fremd gegenübersteht. Ihre Gedankenwelt ist eine völlig andere als die ihres Vaters und ihrer Schwestern. Ihr Gemütsleben ist von einer Tiefe, die gewöhnliche Naturen eben nicht zu ergründen vermögen. Ein Mann, der angesichts der Not seines Vaterlandes und der Bedrängnis seines Königs seine Nachbarn ermahnt, still gehorchend zu harren, wen der Sieg ihnen zum König geben wird, muß seiner von Vaterlandsliebe durchglühten Tochter fremd sein, kann für deren edle

Leidenschaft kein Verständnis haben. „Was für ein Geist ergreift die Dirn?“ ruft er verständnislos, als sie ihre Begeisterung für die Sache ihres Königs und ihres Vaterlandes in hinreißenden Worten ausströmen läßt (Prolog 3). Ja, man darf sagen, der Nachbar Bertrand, der dem Vater Arc zuruft: „Euch gab Gott eine wundervolle Tochter“, steht dieser innerlich näher als Thibaut. Wie in andern Stücken Schillers — ich erinnere an den Präsidenten und Ferdinand, an Don Philipp und Don Carlos, an Octavio und Max Picolomini — stehen hier Vater und Kind in schroffstem Gegensatze, verkörpern sie einander entgegengesetzte Weltanschauungen. Daß Johannas eigenartige, tiefangelegte Natur den Ihrigen unverständlich ist, beweisen die Worte Louisons: „Sie war uns fremd, da sie noch unser war“ (IV, 7). Es liegt kein zwingender Grund vor, aus diesen Worten mit Valentin den Schluß zu ziehen, Johanna habe sich durch Dünkel und Hochmut den Angehörigen entfremdet. Wohl hat sie zu einer Zeit, wo ihre Seele von schwärmerischer Vaterlandsliebe und von dem Wunderbaren, was sie erlebt, ganz erfüllt war, mit den Ihrigen nie „so freundlich“ gesprochen. Diese aber haben ihr Verhalten eben infolge des Unvermögens, ihren Seelenzustand zu erkennen und zu würdigen, *falsch* gedeutet. Auch Margots Verwunderung darüber, daß die Schwester „nicht stolz“ sei (IV, 9), kann nicht als Beweis für Johannas Überhebung gelten. Wer das Bauernvolk kennt, der weiß, daß es sich einen Menschen, der aus niederen Kreisen zu einer höheren Schicht der Gesellschaft emporgestiegen ist, gar nicht anders vorstellen kann als hochmütig, und daß es zu dieser Vorstellung gewissermaßen berechtigt ist. Das naive Landkind Margot kann sich die Schwester, die unter den Großen dieser Erde wandelt, nur stolz denken und ist überrascht, als diese ihr freundlich, ja zärtlich entgegenkommt. *Daraus, daß die kurzsichtigen Ihrigen Johanna für hochmütig halten, geht wahrlich nicht hervor, daß sie es wirklich ist.*

Wir haben jedoch überdies ein direktes Zeugnis *wider* die irrige Auffassung der Angehörigen der Jungfrau aus dem Munde Raimonds, dessen tiefes und inniges Gemüt das Wunderbare in Johannas Wesen wenigstens ahnt. Er beurteilt sie offenbar gerechter als ihr Vater, wenn er diesem entgegnet: „*Wer hegt bescheidnern, tugendsamern Sinn als Eure fromme Tochter?* Ist sie es nicht, die ihren ältern Schwestern freudig *dient*? Sie ist die hochbegabteste von allen, doch seht Ihr sie *gleich einer niedern Magd* die schwersten Pflichten still gehorsam üben“. (Prolog 3). Und diesen Thatsachen vermag selbst der Schwarzseher Thibaut nicht zu widersprechen. Auch im ferneren Verlaufe der Handlung wird gerade ihr *demütiger* Sinn von andern

mehrfach erkannt und gerühmt. Der Erzbischof giebt ihr (III, 4) das schöne Zeugnis, daß sie verschämt den eiteln Blick gemeiner Augen meide (III, 3). Des Ruhmsüchtigen Art aber ist es nicht, sich den Blicken einer ihn vergötternden Menge zu entziehen. „Johannas schönster Schmuck", sagt La Hire (III, 4), „kenn ich sie recht, ist ihr bescheidnes Herz; sie strebt nicht schwindelnd ird'scher Hoheit nach" (III, 4). Wollte uns der Dichter eine vom Streben nach irdischer Größe Bethörte vorführen, so that er wahrlich nicht wohl daran, ihre Bescheidenheit und Demut so nachdrücklich hervorheben zu lassen.

Ich glaube, die angeführten Zeugnisse sprechen laut für die Aufrichtigkeit ihrer eigenen Worte: „Will es der Himmel, daß ich sieggekrönt aus diesem Kampf des Todes wiederkehre, so ist mein Werk gethan, und die Hirtin hat kein Geschäft mehr in des Königs Hause" (III, 4). Es ist kein eitler Versuch, ihr Gewissen zu betäuben (wie Valentin meint), wenn sie spricht: „Mich treibt nicht eitles, irdisches Verlangen" (Prolog 4). — Ein Anderes noch widerstreitet der Auffassung Johannas als eines durch Ruhmsucht geblendeten Weibes: ihre Todesahnung und die Art wie diese zum Ausdruck kommt. „Ich muß — mich treibt die Götterstimme, nicht eigenes Gelüst — euch zum bittern Harm, mir nicht zur Freude, ein Gespenst des Schreckens würgend gehen, den Tod verbreiten und sein Opfer sein zuletzt." Diese an Montgomery gerichteten Worte (II, 6) sind wahrlich nicht Worte einer Prahlerin. „Ein Gespenst des Schreckens"! Spricht so eine Eitle, eine Ruhmsüchtige? Vom Heldentode, den sie ahnt, müßte sie doch nicht im Tone düsterer Melancholie, sondern im Tone freudiger Ekstase sprechen, wäre Ruhm ihr Ziel.

Wie steht es nun aber mit ihrer Erhebung in den Adelstand? (III, 4). Ist die Annahme dieser weltlichen Ehre nicht als Beweis für das eitle Trachten anzusehen? — „Das Glück wohnt droben in dem Schoß des ew'gen Vaters". Diese Worte, die sie unmittelbar vor ihrer Adelung spricht, sollten vor jener Auffassung warnen, wonach Johanna durch die schweigende Hinnahme dieser Standeserhöhung ihr Streben nach irdischer Hoheit bekunden soll. Wären sie nichts weiter als eine inhaltleere Phrase, so müßte die Heldin unsere Sympathie einbüßen. Geradezu verächtlich aber müßte sie erscheinen, wenn sie, sündigen Hochmut im Herzen, dem Könige zuriefe: „Der Hochmut nur kann ihn (deinen Stamm) zum Falle bringen." Wie aber erklärt es sich, daß sie die Verleihung der Adelswürde schweigend hinnimmt? Gaudig[1]), der Düntzers argumentum ex silentio mit Recht verwirft, sagt: „Johanna

1) Aus Deutschen Lesebüchern, V. Bd. 3. Abt., S. 186.

schweigt, weil sie nicht ablehnen will und nicht danken kann."[1]) Aber das ist keine befriedigende Erklärung. Warum will sie nicht ablehnen? Eine Ablehnung würde der König, der das lebhafte Bedürfnis fühlt, Johanna zu belohnen, als eine unverdiente Kränkung empfinden. Das scheint die Meinung des Erklärers zu sein. Er mag recht haben, doch kommt auf diese Rücksicht auf den König wenig an, entscheidend ist vielmehr folgendes: „Johanna muß diesen Beweis königlicher Gnade betrachten als die Erfüllung der göttlichen Verheißung: „Doch werd' ich dich mit kriegerischen Ehren, vor allen Erdenfrauen dich verklären" (Prolog 4). Diese Ehre ist also für sie etwas von Gott Gewolltes, wogegen sie sich nicht sträuben darf, während sie ankämpfen muß gegen das Vorhaben des Königs, sie „einem edlen Gatten zu vermählen", weil es ihrem Bunde mit Gott widerstreitet. Daß Johanna dem Könige nicht dankt, erklärt sich sehr einfach daraus, daß die an die Adelung sich unmittelbar anschließende Brautwerbung Dunois' und La Hires das Interesse aller Anwesenden, vornehmlich aber der Jungfrau selbst, auf etwas ganz anderes ablenkt.

Nach Valentins Meinung freilich ist jene göttliche Verheißung nichts als eine Ausgeburt von Johannas Phantasie. Über ihre Berufung berichtet sie bekanntlich zweimal, einmal im Prolog (4. Auftritt), ein andermal vor Karl (I, 10). Beide Berichte sind nach Valentins Meinung Erzählungen des nämlichen Vorgangs, nur daß der zweite Bericht die Thatsachen unverfälscht wiedergiebt, während das Selbstgespräch des Prologs den Hergang in der Färbung vorführt, den ihm Johannas hochmütige Selbstgefälligkeit gegeben hat. Es ist dies ein meines Wissens ganz neuer scharfsinniger Versuch, die manchen Ästhetikern verwunderliche, ja anstößige Thatsache zu erklären, daß sich überhaupt zwei derartige Berichte finden. Verwunderlich kann sie jedoch nur der finden, der sich von dem Vorurteile nicht zu trennen vermag, daß es sich hier nicht um zwei miteinander verwandte, aber doch unterschiedliche seelische Erlebnisse, sondern in beiden Fällen um das nämliche handle. Wenn man einem Dichter wie Schiller zutraut, daß er sich durch Achtlosigkeit und Ungenauigkeit mit sich selbst in Widerspruch setze, so heißt das ihn beleidigen. Valentin hat also vollkommen recht, wenn er die zwischen beiden Berichten bestehende Verschiedenheit als eine vom Dichter gewollte betrachtet. Und doch irrt meines Erachtens auch er und zwar darin, daß er in der Erzählung des Monologs allerlei willkürliche Zuthaten erkennen will, die Johannas Eitelkeit und Selbsttäuschung ihre Entstehung verdanken sollen. Dazu gehört nach seiner Meinung die

---

1) Ebendas. S. 184, Anm. 1.

Verheißung „kriegerischer Ehren". Er sieht darin eine willkürliche phantastische Umbildung des wirklichen Hergangs durch die von Dünkel und eitler Ruhmbegier angekränkelte Seele der Jungfrau. Diese Verheißung ist allerdings etwas ganz anderes als der von der Himmelskönigin angedeutete Lohn („Die hier gedienet ist dort oben groß"). Man mag es immerhin bedauern, daß Schiller der höheren Verheißung eine niedere an die Seite gestellt hat, aber dies Verfahren erklärt sich aus dem rhetorischen Charakter des Monologs. Die Stimme Gottes mahnt Johanna an die Entsagung, die sie üben muß, um ihren hohen Beruf zu erfüllen; was ist natürlicher, als daß sie auch des Vorzuges gedenkt, der der entsagenden Gottesstreiterin vor andern Weibern beschieden ist? Daß die Gottheit durch die Zusicherung kriegerischer Ehren die Jungfrau locken wollte, kann natürlich nicht angenommen werden. Kriegsruhm ist vielmehr nur die notwendige Folge der Erfüllung des Berufes, der Johanna auferlegt wird. Ein Mädchen, das sein Vaterland befreit und seinem König die Krone erringt, es kann ja kriegerischen Ehren gar nicht entgehen. Wenn man aber mit Valentin annimmt, daß die spätere Erzählung den wahren Sachverhalt wiederspiegle, während der Bericht des Monologs durch Eitelkeit und Ruhmsucht tendenziös gefärbt erscheine, wie erklärt es sich dann, daß dieser an erster und nicht vielmehr an letzter Stelle steht? Muß nicht Johanna durch den glänzenden Erfolg ihres erstmaligen Auftretens auf der Kriegsbühne berauscht werden, wenn sie der Ehrsucht zugänglich ist; muß nicht das Hochgefühl, von einer jubelnden Menge als „Erretterin" gepriesen zu werden, die Reinheit ihres Herzens gerade in dem Augenblick trüben, in dem sie sieggekrönt zum erstenmal vor den König tritt? Warum nun gerade in diesem Moment des Siegesrausches der bescheidene, sachgemäße Bericht über ihre Berufung? Ist es erklärlich, daß die „Anwandlung selbstgefälligen Empfindens untertaucht, sobald sie vor dem Dauphin steht"? Sollte nicht vielmehr gerade jetzt ihre Hybris zum Durchbruch kommen? Ist es denkbar, daß sie, deren Herz schon im Vorspiel von Stolz und Ruhmsucht vergiftet erscheinen soll, plötzlich ihre verlorene Herzensreinheit und Bescheidenheit wiederfindet, um sie alsbald wieder einzubüßen? Wie stimmt das zu der „sicheren Folgerichtigkeit", die Valentin dem Dichter nachrühmt? —

Wie scharfsinnig die Kombination des Frankfurter Gelehrten, wie bestechend seine Beweisführung auch sein mag, einer schärferen Prüfung dürften sie kaum standhalten. Der Doppelbericht bedarf einer einfacheren Erklärung. Eine solche giebt z. B. Gaudig. Nach ihm haben wir thatsächlich zwei verwandte Erlebnisse zu unterscheiden. Zuerst ist der Hirtin die heilige Jungfrau wiederholt erschienen, um sie zum heiligen Werke

zu mahnen. Nach anfänglichem Widerstreben beugt sich Johanna als „demütige Magd“ dem göttlichen Willen. „In diesem Zustande innerer Bereitschaft empfängt sie aus dem Rauschen der Eiche heraus den Befehl Gottes.“ Mit dem Höchsten selbst schließt sie den Bund, wodurch ihr das Gelingen ihres Befreiungswerkes zugesichert wird, wenn sie den Regungen irdischer Liebe widersteht.[1]) Bei dieser Auffassung muß es gerade für Johannas bescheidenen Sinn sprechen, daß sie vor dem König und seinem Hofe ihre Berufung durch die heilige Jungfrau schlicht erzählt, von jener höchsten Gnade aber, deren sie gewürdigt worden, der Anrede Gottes und von seiner Verheißung schweigt.

Nach Valentins Meinung besteht die tragische Schuld der Heldin nicht in ihrer Liebe zu Lionel, sondern darin, daß sie, von Eitelkeit und Ruhmsucht angestachelt, den ihr erteilten Auftrag willkürlich umdeutet und damit von der ihr zugewiesenen Bahn abirrt. Dies soll sich zunächst in der Scene (II, 4) zeigen, in der ihr La Hire zuruft: „Den Weg des Siegs bezeichne du dem Heer. Die Fahne trag uns vor in reiner Hand, doch nimm das Schwert, das tödliche, nicht selbst, versuche nicht den falschen Gott der Schlachten, denn blind und ohne Schonung waltet er.“ Diese Worte umgrenzen nach Valentins Meinung ganz richtig das, was sie thun soll. Aber dagegen ist vor allem zu erinnern, daß die Mahnung La Hires (ähnlich wie die voraufgehenden Worte des Bastards) von zärtlicher Besorgnis um Johannas Leben eingegeben ist und vornehmlich den Zweck hat, sie vor den Gefahren des Nahekampfes zu warnen. Um nicht selbst ein Opfer des Kampfes zu werden, soll sie nicht selbst das Schwert führen. So faßt denn auch Johanna die Worte auf, wenn sie entgegnet: „Nicht heut', nicht hier ist mir bestimmt zu fallen.“ Die Schroffheit, womit sie hier den um sie besorgten Helden in seine Schranken zurückweist, ist nicht die Folge von Dünkel, sondern entspringt dem vollkommen richtigen Bewußtsein, daß er wie Dunois in ihr mehr das Weib als die Gottesstreiterin sieht. Sie muß infolgedessen das empfinden, was sie später (III, 4) in die Worte faßt: „Der Männer Auge schon, das mich begehrt, ist mir ein Grauen und Entheiligung!“ Und so muß sie fühlen, wenn sie dem Bunde mit Gott treu bleiben will; denn dieser heischt ein blindes Werkzeug: „Der Pfeil muß fliegen, wohin die Hand ihn seines Schützen treibt.“ Sie darf sich in ihrem Thun durch andere nicht beirren lassen. Wenn La Hire später die Jungfrau ob ihres „bescheidenen Herzens“ rühmt und ihr das Zeugnis giebt, „sie strebe nicht schwindelnd irdischer Hoheit nach“, so beweist er damit aufs

---

1) Aus deutschen Lesebüchern V. Bd., 3. Abt., S. 164.

klarste, daß Johannas persönliches Eingreifen in das Handgemenge für ihn kein Zeichen ihres eitlen Trachtens und ihrer Ruhmsucht ist. Gerade diese Thatsache läßt erkennen, daß Valentin den Worten: „Die Fahne trag uns vor in reiner Hand“ eine Bedeutung beilegt, die sie dem Wortlaute nach wohl haben könnten, aber hier offenbar nicht haben, indem er auf das Wörtchen „rein“, das hier nur schmückendes Beiwort sein kann, besonders starken Nachdruck legt.

Noch schärfer soll dieses „Überschreiten ihrer Aufgabe“ in der Scene mit Montgomery (II, 7) hervortreten. Valentin behauptet, der Erfolg, der nie versagende Sieg, der im Einzelkampfe stets errungene Triumph habe ihre Seele immer mehr verblendet, und in dieser Verblendung schreibe sie sich eine Aufgabe zu, die ihr nicht gestellt sei, wenn sie sage: „Dem Geisterreich, dem strengen unverletzlichen, verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag, mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das mir der Schlachten Gott verhängnisvoll entgegenschickt.“ „Das Hinmorden der Feinde ist Johanna niemals geboten worden“, sagt Valentin. Den Beweis für diese Behauptung bleibt er uns freilich schuldig. Die Worte der Dichtung aber beweisen das Gegenteil. Ist der Jungfrau in der That nichts anderes geboten, als das französische Heer zum Siege und den Dauphin zur Krönung nach Rheims zu führen? Ist ihr nicht vielmehr die persönliche Teilnahme am Kampf, die Führung des Schwertes gerade nach dem Berichte befohlen, den Valentin als die Darstellung des thatsächlichen Herganges der Berufung ausdrücklich anerkennt? „Dieses Schwert umgürte Dir!“ sagt die Himmelskönigin, „damit vertilge meines Volkes Feinde.“ Wenn Johanna gemäß jener Mahnung La Hires „das Schwert, das tödliche, nicht selbst“ nehmen soll, warum wird von diesem Schwerte in unserem Stück so viel Aufhebens gemacht? Warum wird namentlich so viel Gewicht darauf gelegt, daß das richtige Schwert, dem Gott den Sieg verheißen, das Schwert von Fierboys, gefunden wird? (I, 10). „Die Waffe“, wird man vielleicht entgegnen, „hat hier nur die Bedeutung eines Symbols.“ Aber bedurfte es denn eines solchen zweiten Symbols? Reichte als solches nicht die Fahne aus? Wenn das Schwert nicht als wirkliche Waffe dienen soll, warum der Heldin dann ein unnützes Dekorationsstück andichten? In der elften Scene des fünften Aufzuges, wo sie in schweren Fesseln, aber geläutert und innerlich frei, keiner Schwachheit sich bewußt, die höchste Not der Ihrigen vernimmt, wo ihr in heißem Gebet die Wunderkraft wiederkehrt, wo sie die Ketten zerbricht, da greift sie wiederum zum — Schwerte. Die tödliche Waffe schwingt sie in ihrem letzten und herrlichsten Kampfe. Mit ihr befreit sie ihren König, erringt sie ihrem Volke den Sieg, sich selbst den Heldentod fürs

Vaterland. Sollen wir etwa von der Verklärten scheiden mit dem bitteren Gefühle des Unmuts darüber, daß sie, die wir bekehrt geglaubt, hier wiederum „ihre Aufgabe überschritten" hat? — Nach meiner Empfindung ist es völlig klar, daß nach Gottes Willen Johanna dieses Siegesschwert im Kampfe schwingen soll. Auf eine gegenteilige Auffassung kann man überhaupt nur dann verfallen, wenn man unsere moderne, sentimentalere Auffassung vom Wollen und Wirken der Gottheit willkürlich an die Stelle der naiveren und derberen Auffassung des Mittelalters setzt. Schiller aber hat seinen oftbewährten historischen Sinn in unserm Stücke unter anderm auch dadurch bewiesen, daß er die Vorstellung vom Wesen Gottes dem Geiste der Zeit anbequemt, in der die Handlung spielt. „Vertilge meines Volkes Feinde!" gebeut die Mutter Gottes. Die Gottheit nimmt also Partei für den rechtmäßigen Erben des allerchristlichsten Königs. Wie einst das Volk Israel mit dem Feldgeschrei: „Hier Schwert des Herrn und Gideon!" und die Kreuzfahrer mit dem Rufe: „Gott will es!" in den Vernichtungskampf gegen die Feinde Gottes sich stürzten, so hier die Franzosen unter dem Schlachtrufe: „Gott und die Jungfrau!" Die Gottheit ist — sit venia verbo — gleichsam persönlich interessiert. Sie betrachtet die Engländer als persönliche Feinde und will deren Vertilgung durch das Schwert. Ihr auserwähltes Rüstzeug darf sich diesem Vertilgungsbefehle am allerwenigsten entziehen. Es bedarf einer sehr gekünstelten Deutung, um den klaren Befehl der Himmelskönigin so zu entkräften, daß nichts bestehen bleibt als das Gebot, den Feind „kollektiv"[1]) zu besiegen und den Dauphin zu krönen. Johanna handelt vollkommen im Sinne ihres Auftrags, wenn sie im Kampfe die einzelnen Gegner erbarmungslos ihrem Schwerte opfert. Es ist durchaus keine Phrase eitler Überhebung, sondern bittere Wahrheit, wenn sie dem zagenden Walliser zuruft: „Die heil'ge Jungfrau opfert dich durch mich" (II, 6). Der Einfluß Homers, dessen Götter im Heldenkampfe persönlich Partei ergreifen und dessen Einwirkung gerade in der Montgomeryscene so greifbar hervortritt, mag Schiller in dieser Auffassung noch bestärkt haben. Daß die Härte des göttlichen Blutbefehls in diesem Auftritt zu einem unserm sentimentalen Empfinden fremden Ausdruck kommt, will ich nicht im mindesten leugnen, aber gerade dieser Umstand ist mir ein Beweis dafür, daß der Dichter dieser „romantischen" Tragödie bei dem Zuschauer, dem er ein Versenken in den Wunder-

1) Diesen Ausdruck gebraucht Evers in einem Aufsatze dieser Zeitschrift (Band IX, S. 56 Anm. 1). Aus den daselbst gegebenen Andeutungen scheint mir hervorzugehen, daß seine Anschauung mit der Valentins im wesentlichen übereinstimmt.

glauben des Mittelalters zumutet, auch die Fähigkeit voraussetzt, sich die naive mittelalterliche Vorstellung vom persönlichen Walten der Gottheit im Völkerkriege anzueignen. Wem diese Fähigkeit gebricht, der mag die historische Auffassung Schillers als für sein modernes Empfinden anstößig immerhin bedauern, aber er hat kein Recht, der Heldin aus einem Verhalten ein Verbrechen zu machen, das jener historischen Auffassung durchaus entspricht.

Merkwürdig ist es übrigens, daß, während Johanna den meisten Erklärern bei dieser Gelegenheit zu grausam erscheint, andere sie allzugroßen Mitleids für den Walliser zeihen. In der That, aus den oben angeführten Worten, womit sie Montgomery zum Kampfe mahnt, spricht deutlich der geheimnisvolle Schauder, den der Heldin menschliches und weibliches Gemüt bei der Ausübung ihres „furchtbaren Berufes“ empfindet. Das tragische Motiv des Konflikts zwischen menschlichem Fühlen und übermenschlicher Pflicht klingt hier leise aber merklich an. Denn gerade darin liegt die erschütternde Tragik des Stückes, daß das zartempfindende Weib[1]) in hoher Begeisterung einen Beruf auf sich lädt, der sie zwingt, in gewissen Momenten ihre innerste Natur zu verleugnen, weil sie aus dem dem Weibe bestimmten natürlichen Wirkungskreise heraustreten muß.

Bei solcher Betrachtung erscheint denn auch Johannas bitterer Vorwurf gegen die Gottheit verzeihlich: „Mußtest du ihn auf mich laden, diesen furchtbaren Beruf? Konnt' ich dieses Herz verhärten, das der Himmel fühlend schuf?“ (IV, 1). Ich sage, dieser Vorwurf erscheint ähnlich wie die Klage der Kassandra, wenn auch nicht vollberechtigt, so doch verzeihlich. Denn es ist menschlich, daß der Mensch, wenn er im Vollbringen einer edlen That, zu der er sich berufen glaubt, scheitert, wider die Vorsehung murrt, da er vermöge seines gebundenen Sinnes die Weisheit des göttlichen Ratschlusses nicht sofort erkennt. Es ist dieselbe erschütternde Klage der schuldbelasteten Menschenseele, die uns aus den Worten des Harfners entgegentönt: „Ihr führt ins Leben ihn hinein, ihr laßt den Armen schuldig werden; dann überlaßt ihr ihn der Pein, denn alle Schuld rächt sich auf Erden.“ Es ist das dem menschlichen Verstande unfaßbare und unlösbare Rätsel des Widerstreites zwischen menschlicher Willensfreiheit und göttlicher Schickung, das dem Schuldigen die Seele verwirrt. Die Auflehnung Johannas gegen den göttlichen Willen, die uns das Selbstgespräch zu Anfang des 4. Aufzugs erkennen läßt, ist allerdings eine — wenn auch menschlich leicht begreifliche —

---

1) Vgl. hierzu die vortreffliche Ausführung Bellermanns (Schillers Dramen. II. Band, S. 251 flg.).

Vermessenheit, eine Überhebung, die eine wahre Reue noch nicht aufkommen läßt. Erst muß sie zu der Erkenntnis kommen: „Verdient ichs die Gesendete zu sein, wenn ich nicht blind des Meisters Willen ehrte?“ (V, 4). Eine Läuterung ist notwendig. Sie vollzieht sich in der Scene, in der Thibaut die eigene Tochter als Teufelsdirne vor König und Volk verklagt (IV, 11) und in den Tagen, wo Johanna, von dem treuen Raimond geleitet, von den Ihrigen verbannt, verkannt und verstoßen, vom Kampf der Elemente umtobt, die Wildnis durchwandert.

Bestünde Johannas Schuld nicht in der Liebe zu Lionel, sondern im eitlen Trachten nach irdischer Größe und in der Überschreitung ihres Berufes, so müßten dies ihre Selbstanklagen im 4. Akte oder ihre Bekenntnisse im 5. Akte doch irgendwie andeuten. Das ist mit nichten der Fall. Überall empfindet sie als Schuld einzig den Bruch ihres Gelübdes, der irdischen Liebe zu widerstehen. Eine einzige Stelle könnte, obenhin angesehen, für Valentins Auffassung zu sprechen scheinen. Den wiedergefundenen Schwestern ruft die Jungfrau die Worte zu: „Wie eine niedre Magd will ich euch dienen, und büßen will ichs mit der strengsten Buße, daß ich mich eitel über euch erhob“ (IV, 9). Aber auch diese Selbstanklage kann, näher betrachtet, für Johannas Hochmut nichts beweisen. Im Gefühle ihrer schweren Schuld empfindet sie es schon als frevelhafte Überhebung, daß sie, das sündhaft geborene schwache Weib, der göttlichen Berufung gefolgt ist, anstatt bei dem demütigen Widerstreben zu beharren, das sie anfänglich der Himmelskönigin entgegengesetzt hatte: „Wie kann ich solcher That mich unterwinden, eine zarte Magd, unkundig des verderblichen Gefechts!“ (I, 10). Daß sie, die in der Heimat „wie eine niedre Magd die schwersten Pflichten still gehorsam übte“ (Prolog, 2), diesen niederen Dienst aufgegeben hat, um einem höheren Berufe zu leben, das schon dünkt ihr im Zustande ihres Schuldbewußtseins ein Frevel. Sonach kann auch das an Raimond gerichtete Bekenntnis: „Doch in der Öde lernt' ich mich erkennen“ (V, 4) nicht als ein Geständnis ihres früheren eitlen Strebens gedeutet werden. Die Worte sind ganz einfach auf den Streit zwischen Pflicht und Leidenschaft zu beziehen, den der Anblick Lionels in ihrer Brust entfesselt hatte. Dieser Streit tobte am furchtbarsten am Tage der Krönung, wo sie „am meisten zu beneiden schien.“ In der Einsamkeit hat sie sich erkannt, d. h. sie hat sich wiedergefunden, indem sie ihre Liebesleidenschaft überwand und ihr Murren wider die Schickung Gottes bereuen lernte.

In engem Zusammenhange mit seiner Auffassung der tragischen Schuld der Heldin steht Valentins Ansicht, daß sich Johannas Sehergabe und der wunderbare Zauber ihrer Persönlichkeit nur da

rein offenbare, wo sich ihr Herz nicht von Eitelkeit getrübt zeige, z. B. da, wo sie zum erstenmale vor den König tritt (I, 10), und da, wo sie den Burgunder mit du Chatel versöhnt (III, 4). Die Annahme kann jedoch vor einer näheren Prüfung ebenfalls nicht bestehen. Bewährt die Jungfrau ihre Wundergabe nicht auch in der nach Valentins Ansicht für ihre Ruhmsucht besonders bezeichnenden Montgomeryscene? „Furchtbar ist Deine Rede“, sagt der Walliser, „doch Dein Blick ist sanft, nicht schrecklich bist Du in der Nähe anzuschauen, es zieht das Herz mich zu der rührenden Gestalt.“ Also auch auf den erschreckten Feind, der das Furchtbare ihres Berufs am meisten empfinden muß, wirkt die ursprüngliche Milde ihrer weiblichen Natur mit magnetischer Anziehungskraft. Gerade diese Worte sind für die Auffassung von Johannas Charakter von größter Bedeutung und geben der denkenden Darstellerin den wichtigsten Fingerzeig, da hier der Dichter den Gegensatz zwischen menschlichem Fühlen und übermenschlicher Pflicht, der später zum tragischen Konflikt sich gestaltet, schon in der äußeren Erscheinung der Heldin, in dem Kontrast ihres milden Gesichtsausdruckes zu der harten Rede dem Zuschauer feinsinnig zum Bewußtsein bringt. — Gleich nach der Besiegung des Wallisers und nach dem angeblich „selbstgefälligen“ Gebet offenbart sie ihre wunderbare Macht über die Gemüter auf das Herrlichste durch die Bekehrung des Burgunders zur Sache seines Königs und seines Vaterlandes. Ja, bewahrt sie den geheimnisvollen Zauber der Persönlichkeit nicht sogar im Augenblick ihres Falles? Ist es nicht ein wunderbares Etwas, das den besiegten Lionel zu den Worten hinreißt: „Mich faßt ein ungeheurer Schmerz um Dich und ein unnennbar Sehnen Dich zu retten“? (III, 10.) — Was nun Johannas prophetische Gabe anlangt, so ist es allerdings nicht leicht, sich von deren Tragweite einen klaren Begriff zu machen, aber soviel leuchtet ein, daß sie nicht unbegrenzt gedacht ist. Inwiefern sind nun ihrem Seherblicke Grenzen gezogen? — „Der Länder und der Könige Geschick liegt sonnenklar vor meinem Kindesblick“ (III, 10). Die Wahrheit dieser Worte bewährt sie da, wo sie dem Dauphin den Inhalt seiner Gebete nennt (I, 10), und da, wo sie ihm und dem burgundischen Herzog die Zukunft ihrer Häuser enthüllt. Dagegen weiß sie über ihr eignes Schicksal nichts Bestimmtes außer dem, was ihr verheißen ist. In dieser Beziehung geht ihre Sehergabe über ein gewisses prophetisches Ahnungsvermögen nicht hinaus. Wohl ahnt sie dunkel, daß sie das Opfer des Kampfes werden soll; dem fragenden Erzbischofe aber antwortet sie: „Ich weiß noch nicht zu sagen, was mir der Geist gebieten wird zu thun, doch, wenn die Zeit kommt, wird mir seine Stimme nicht schweigen, und gehorchen werd' ich ihr“ (III, 4). Sie, die die künftigen

Geschicke der Völker kennt, muß sich bezüglich ihres eignen Schicksals bei dem Wissen bescheiden, dessen Offenbarung sie von der Zukunft erwartet. Wie ihr der „schwarze Ritter" entgegentritt (III, 9), ahnt sie wohl, „daß ihr das Unglück an der Seite steht", daß sie es mit einem Höllengeist zu thun hat, und insofern kann sie dem höhnenden Gespenste sagen, daß die Prophetenstimme laut in ihrer Brust rede; da aber das Erscheinen des Geistes und die gesamte Unterredung mit ihm ihr eigenes Schicksal zum Gegenstande hat, so zeigt sie konsequenterweise auch hier kein bestimmtes Wissen. Man wird demnach nicht behaupten können, es sei charakteristisch für die Entfremdung Johannas von ihrem eigentlichen Berufe, daß ihr hier „die Stimme des Prophetengeistes schweige". Das Verfahren des Dichters, der die Heldin von ihrem eigentlichen künftigen Schicksal nur soviel wissen läßt, als ihr die göttliche Verheißung sagt, daß er ihr darüber hinaus nur ein unbestimmtes Ahnungsvermögen zuerkennt, rechtfertigt sich von selbst. Man setze doch einmal den Fall, Johanna wüßte bestimmt, daß sie den Bund nicht zu halten vermöge, daß sie der Liebesleidenschaft für den Feind erliegen werde, um sofort zu begreifen, daß alsdann ihre Befreiungsthat undenkbar und mithin das ganze Drama unmöglich wäre.

Wenn ich in dem vorstehenden Aufsatze die Bedenken mitgeteilt habe, die eine Nachprüfung der Beweisführung Valentins in mir wachgerufen hat, so will ich von dem Gegenstande meiner Betrachtung nicht scheiden, ohne eines Vorzuges der gedankenreichen Arbeit zu gedenken, der mich höchst sympathisch berührt hat. Es ist das grundsätzliche edle Bemühen, den Dichter durch ein liebevolles Eingehen auf seine Eigenart zu begreifen und zu genießen, das glänzend absticht von dem Pharisäerdünkel vieler sogenannter Ästhetiker, die sich berechtigt glauben, über einen Schiller den Stab zu brechen, weil er die Welt anders gesehen und dargestellt, als sie sich in ihren Köpfen malt. Diese bescheidene Art der ästhetischen Betrachtung, wie sie Valentin in seinem jüngst erschienenen Werke über Goethes „Faust" mit so schönem Erfolge bewährt hat, und die dem vortrefflichen Buche Bellermanns über Schillers Dramen einen so hohen Rang in der Schillerlitteratur anweist, sie geziemt wahrlich ganz vornehmlich gegenüber einem Werke, dem sein bescheidener Schöpfer das stolze Wort mit auf den Weg gab:

„Dich schuf das Herz, Du wirst unsterblich leben."

---

# Übungen zur Förderung des deutschen Aufsatzes in Obertertia.

Von **Oskar Uhlig** in Schneeberg.

Mich beschäftigt, solange ich den deutschen Unterricht in Obertertia habe, besonders lebhaft die Frage: auf welche Weise hilft man der Klasse, daß sie im deutschen Aufsatz besseres leiste? Im Durchschnitt besseres, meine ich, denn unter 24 Schülern, das war etwa die Anzahl meiner Obertertianer in den letzten vier Jahrgängen, sind ja wohl der vierte bis dritte Teil tüchtig und geschickt, dafür aber sind die Hälfte fast immer nur ganz schwerfällige Arbeiter und der Rest ist einfach unbrauchbar, sofern man das von ihm verlangt, was vorgeschrieben steht, nämlich auch Erläuterungen von Sentenzen oder Sprichwörtern, Vergleichungen, leichte Charakterschilderungen.

Da bin ich nun von Jahr zu Jahr immer mehr der Überzeugung geworden, daß man nicht genug Zeit verwenden kann auf mündliche Redeübungen, wie sie ja auch in der Lehrordnung vorgesehen sind. Dort heißt es hierher gehörig: Leichte Übungen im freien Vortrag im Anschluß an Durchgesprochenes oder Gelesenes.

Auch sonst hat man auf derartige Übungen hingewiesen. Schmid in dem Abschnitte „Aufsätze in höheren Anstalten" (Encyklopädie I. S. 303) bezeichnet sie als eine wichtige Vorstufe der deutschen Aufsätze in jeder Klasse. Matthias in einem Lemgoer Gymnasialprogramm (enthalten ist darin ein außerordentlich geschickter Lehrplan d. d. U.) sagt: „In Tertia müssen diese Uebungen den schriftlichen Arbeiten beständig vorarbeiten, so daß letztere organisch aus den mündlichen Stilübungen hervorwachsen. Man arbeitet auf diese Weise am erfolgreichsten an gegen das schon in Tertianer-Arbeiten üppig ins Kraut schießende Tintendeutsch."

Nun aber ist es bei den 2 Stunden, die dem deutschen Unterrichte zustehen, überaus schwer, für solche Übungen in mündlicher Rede ausreichende Zeit zu gewinnen. Marg in seinem Aufsatze „Redeübungen" (Encykl. VI. S. 888) empfiehlt, immer höchstens die vierte Stunde dazu zu verwenden. Damit kann ich mich aber nicht einverstanden erklären. Ich nähme am liebsten von jeder Stunde 10, auch 15 Minuten dazu. Leider läßt sich das nicht immer durchführen, und so habe ich seit geraumer Zeit einen Raub begangen an den lateinischen und griechischen Lektürestunden, die ich zu diesem Zwecke heranzog. Wer freilich nicht in der glücklichen Lage ist, außer in Deutsch, zumindest wenigstens noch in einer der beiden alten Sprachen in derselben Klasse zu unterrichten, wird wohl oder übel sich sagen müssen: es ist unmöglich, von zwei Stunden soviel Zeit auf jene Übungen zu verwenden, daß etwas dabei herauskommt, daß der Klasse damit geholfen wird.

Ich will nun in kurzen Zügen zeigen, wie ich diese Übungen, also vorzüglich auch während der altsprachlichen Lektürestunden, handhabe.

Zunächst lasse ich die Schüler im Anschluß an die Lektüre kleinere Referate geben. Ist also z. B. das Gedicht „Der Kampf mit dem Drachen“ gelesen und besprochen, so werden etwa folgende Themata gestellt: Entstehung des Johanniterordens, Geschichte des Johanniterordens bis 1312, Ordenstracht und Einteilung der Ritter, der Drache auf Rhodos, die Kapelle auf Rhodos, kurze Lebensgeschichte des Ritters und ähnliches. Unter diesen Überschriften referieren die Schüler über das, was ihnen mitgeteilt wurde und was ihnen aus dem Gedichte bekannt geworden ist. Den Einwurf, daß auf solche Weise dem Schüler der ungetrübte Genuß eines Dichterwerkes verleidet werde, weise ich zurück. Ich habe eine dahingehende Bemerkung nicht gemacht, habe im Gegenteil das regste Interesse beobachtet, eine Art Spannung der Klasse[1]): unter welchen Gesichtspunkten werden wir denn heute Bericht zu erstatten haben über das Dagewesene? Natürlich muß die Sache mit Frische betrieben werden, nicht sauertöpfisch. Wenn also X vorn steht und will nicht recht vom Flecke kommen, so hilft man ihm mit einem Satze auf die Sprünge, kommt ihm überhaupt gleich zu Hilfe, wenn er stockt, nicht in tadelnder Weise, sondern aufmunternd, das merkt der Knabe aus dem Tone. Ist er dann fertig, so kommt ein anderer an die Reihe, mit einem anderen Thema. In 5 Minuten muß jeder die Aufgabe erledigt haben. Kabinettstückchen unter den Überschriften, die's wohl werden könnten, sind es zunächst natürlich nicht. Man muß viel Geduld haben, darf sich's nicht verdrießen lassen, immer und immer wieder anzukämpfen gegen das Unnatürliche, das Gezwungene in der Ausdrucksweise. Der Aufmunterung: erzähle so, wie Du etwa draußen einem Kameraden oder daheim jemandem berichten würdest, begegnen sie immer mit einem leisen Zweifel, sie trauen dem Landfrieden nicht, stehen lange Zeit unter dem Banne des Gefühls, als sollten sie etwas ganz besonderes leisten. Von diesem Banne aber müssen sie befreit werden, und deswegen habe ich je länger je mehr Zeit auf solche Übungen verwendet.

In den lateinischen und griechischen Lektürestunden lasse ich in derselben Weise, von verschiedenen Seiten betrachtet, mir kurz den Inhalt der gelesenen Kapitel wiedergeben. Also etwa so, daß, nach der Durch-

1) Wir können dem nur beistimmen. Durch eine solche Behandlung des Inhalts wird bei den Schülern in den meisten Fällen überhaupt erst das Interesse an dem Lesestück oder Gedicht erweckt. Das müssen traurige Lehrer sein, die so wenig Kunst in der Behandlung eines Gedichts zeigen, daß dadurch dem Schüler das Gedicht verleidet wird. D. L. d. Bl.

nahme der ersten sechs Kapitel des ersten Buches des Gallischen Krieges, der eine das Thema bekommt: Warum wollen die Helvetier ihre Heimat verlassen und wie bereiten sie den Auszug vor? Ein anderer wieder giebt unter der Überschrift „Orgetorix" eine Lebensbeschreibung des Mannes u. s. f. Gelegentlich dieser Stunden habe ich noch einen anderen Versuch gemacht, die Schüler zu einer ungezwungeneren, flüssigeren Ausdrucksweise zu bringen. Eine Nachübersetzung, lediglich mündlich geleistet, bindet Lehrer und Schüler zu sehr an den Wortlaut, und da ist es ungemein schwer, vielleicht geradezu falsch, den Schüler zu ungeniertem Drauflos zu ermuntern. Eine mündliche Nachübersetzung ist dem zu übersetzenden Autor schuldig, ganz gewissenhaft dessen Worte in gutem Deutsch wiederzugeben. Aber hie und da, an Stelle einer Nachübersetzung, in dem Falle, wo ein abgerundeter Stoff vorliegt, eine kleine schriftliche Übung machen lassen, etwa unter der Überschrift: „Was wir in den letzten Cäsarstunden gelesen haben," hat sich mir sehr bewährt. Wohlgemerkt, Ausarbeitungen, wie Aufsätze zur Korrektur, will ich beileibe nicht haben, schlankweg hingeworfen, frisch von der Leber weg geschrieben soll's sein. Ich bin gar nicht böse, wenn da der eine oder andere sich etwas sehr hat gehen lassen und recht werktäglich den Orgetorix seine Helvetier anreden läßt: Ihr werdet euch doch nicht hierhersetzen, wo wir das schöne Gallien haben können. So hätte er natürlich in einer deutschen Arbeit nicht geschrieben. Er würde gestutzt, sich's überlegt haben, wie denn anders und hätte schließlich ganz bestimmt eine geschraubte, langweilige Wendung zu stande gebracht, die sicher weniger wert gewesen wäre als die oben mitgeteilte. Natürlich mache ich den Schüler aufmerksam, daß das „hierhersetzen" gewöhnlich klingt und nicht einmal richtig ist. Die Helvetier sind ja seßhaft, es müßte also doch wohl heißen: Ihr werdet doch nicht länger hier sitzen wollen. Aber auch so ist der Ausdruck noch gewöhnlich. Im Austausch mit der Klasse wird schließlich ein gutes, den Sinn treffendes Verbum gefunden. Das „wo": wo wir das schöne Gallien haben können, ist schwer klar zu stellen. Daß es hier nicht Adverbium ist, fühlen alle. Es soll Konjunktion sein, als solche aber ist „wo" jetzt nicht mehr üblich, und nun wird die richtige sofort gefunden. Zu solcher Korrektur der Alltagsrede, des Hausdeutsch, wie es Hildebrand nennt, giebt es in Klassen mit gebirgischen Schülern vielfach Gelegenheit, das heißt, wenn man die Schüler erst einmal zum Reden gebracht hat. Sie sitzen dann auch bei ihren deutschen Arbeiten, getrauen sich nicht zu schreiben in ihrer Ausdrucksweise und quälen sich anstatt dessen ein Deutsch ab, das weder gehauen noch gestochen ist, mit dem man absolut nichts anzufangen weiß, das man am liebsten durchstreichen möchte.

Hier sei mirs erlaubt, eine Bemerkung nebenher zu machen. Ich habe unter 25 Schülern gewöhnlich zwei Drittel erzgebirgische und vogtländische. Ob es nicht richtig wäre, noch mehr als ichs schon gethan habe, diese Schüler zu ermuntern, vom Stile vor allem aber aus dem Wortschatze ihrer Mundart getrost dies und jenes herüber zu nehmen in die Schriftsprache? Die Sache darf natürlich nicht übers Knie gebrochen werden. Man würde während der mündlichen Redeübungen Gelegenheit haben, die Grenzen zu zeigen, innerhalb deren es geschehen könnte. Unterstützt finde ich mich in diesem Versuche durch dahingehende Anregungen in dem Buche des Dr. Franke „Reinheit und Reichtum der deutschen Schriftsprache gefördert durch die Mundarten" (Leipzig, Teubner).

Aber, um zu unsern Übungen zurückzukommen, man könnte wohl einwenden, derartiges werde doch auch schon in den vorhergehenden Klassen geübt und für Obertertia vermisse man da ein Vorwärtsschreiten. Nun, darauf erwidere ich nur, man kann diese mündlichen Übungen gar nicht oft und leicht genug stellen. Überdies aber liegt doch darin ein Fortschritt, daß der Schüler nicht mehr einfach nacherzählt, sondern aus einem größeren Zusammenhang, einer Ballade, ein paar Kapiteln Caesar, Xenophon, unter einem besonderen Gesichtspunkte Unwesentliches, Untergeordnetes wegläßt und sich auf das strikte zum Thema Gehörige beschränkt. So gewinnt der Schüler die rechte Übersicht über eine größere Stoffmasse und wird zur Disposition geleitet. Indem ich also, z. B. nach der Lektüre des Kampfes mit dem Drachen, folgende Themata im mündlichen Vortrage behandeln lasse: 1. Woher hat Schiller den Stoff zu seiner Ballade? 2. Urlaub des Ritters und Vorbereitung zum Kampf bis zur Rückkehr nach Rhodos; 3. Rüstung des Ritters und Verlauf des Kampfes; 4. Triumphzug zum Kloster, Verhandlung mit dem Ordensmeister und Urteil des Meisters; 5. Name, Abstammung und weitere Schicksale des Ritters; ist eine Disposition des Inhaltes des Gedichtes nach der Ordnung der Zeitfolge gegeben, auf die bloß hingewiesen zu werden braucht, wenn später zu einer häuslichen Arbeit das Thema gestellt wird: „Der Kampf mit dem Drachen". Ein andermal wird man natürlich die Disposition die Klasse selbst finden lassen. Ich verdanke dabei viel Anregung dem Buche von Bindel: „Dispositionen zu deutschen Aufsätzen", nur daß die dort stehenden Dispositionen für Obertertia zuweit ins einzelne gehen. Das verleidet dem Obertertianer den Geschmack am Disponieren. Eine Steigerung gegen Untertertia, wo man damit anfangen möchte, wird schon insofern stattfinden, als nun bei zeitlichen Vorgängen, statt des einfachen Anfang, Fortgang und Ausgang, die näheren und entfernteren Ursachen oder Veranlassungen, die handelnden Personen und ihre Motive, Schauplatz und Zeit, dann der Verlauf in seinen verschiedenen Ab-

schnitten, die angewandten Mittel und eingeschlagenen Wege und zuletzt die mittelbaren und unmittelbaren Folgen unterschieden werden.

Nur darf man eines nicht außer acht lassen: die Übungen müssen schmackhaft gemacht werden. Man kann da nicht erfinderisch genug sein. Ist man dabei einmal auf einen Holzweg gekommen, so schadets auch nichts. Auch das ist ein Gewinn, daß die Klasse sieht: der Lehrer sucht nach einem Wege, auf dem er euch am besten zum Ziele bringt. Für Holzwege haben sie eine feine Witterung. Sie gebens einem sofort zu verstehen, daß da kein Vorwärtskommen ist, und nötigen einen schnurstracks umzukehren. Ich könnte Fälle erzählen, wo ich im Geiste der Klasse dankte, daß sie mich kurzerdings abstehen hieß von vergeblichem Mühen, ja geradezu auf den rechten Weg hinleitete. Nun, solche Erfahrungen haben wahrscheinlich alle schon gemacht. Mich haben sie immer mit einem Gefühl stiller Freude erfüllt, einer Reflexempfindung, stelle ich mir vor, der Stimmung, wie sie in diesem Falle die Schüler gehabt haben werden, die gar wohl merken, wenn durch ihr Dazuthun dies und das anders und besser gemacht wird.

Die kleinen Ausarbeitungen einzelner Punkte aus einer eingehenden Disposition eines größeren Abschnittes altsprachlicher Lektüre lasse ich z. B. nicht mehr, wie früher, alle Schüler zugleich besorgen — da kam nichts dabei heraus, hauptsächlich weil nicht alle Schüler auch ihr Elaborat vorlesen konnten — sondern bestimme immer nur etwa zwei, entweder bessere Schüler oder weniger gute, auf alle Fälle immer mehr gleichartige, mit dem ausdrücklichen Bemerken, daß man gespannt sei, wie die Betreffenden sich ihrer Aufgabe entledigen, wer seine Sache geschickter und besser machen werde. Weshalb die beiden Schüler gleichartig sein möchten, sieht man leicht ein. Oder kann es wohl, wenn der eine von beiden wesentlich absticht von dem andern, diesem schlechteren Schüler Freude machen, in einen Kampf einzutreten, in dem er beim besten Willen nicht bestehen kann? Vielleicht geht man dabei am sichersten, wenn man nur einen der beiden bestimmt, und diesen seinen Rivalen sich wählen läßt.

Ich weiß, dieser und jener wird das alles für Kinkerlitzchen erklären. Das macht mich aber nicht irre, ich werde nach wie vor darin einen Hebel suchen, meine Leute aus der trägen Ruhe, in der auch anderwärts gerade die Schüler der Mittelklassen verharren, herauszuheben zu freiem, meinetwegen ungezwungenem Reden und Schreiben — ich verstehe hier die kleinen Ausarbeitungen, die nur ins Diarium geliefert werden.

Ich möchte lieber auf den Aufsatz verzichten, als auf Übungen, wie ich sie oben zu schildern versucht habe. Und wenn im Aufsatz so häufig trotz aller Mühe nicht der erwünschte Erfolg erzielt wird, wo ist denn die hauptsächlichste Ursache zu suchen? Doch wohl darin, daß man schon

in den unteren Klassen glaubt Aufsätze machen zu müssen, daß man auch weiter in den mittleren Klassen dem Schüler zu viel zumutet, seine Kräfte überschätzt und eine Leistung von ihm verlangt, der er noch nicht gewachsen ist. Diesen frühzeitigen Beginn der Aufsatzübungen und die Wahl ungeeigneter Stoffe haben schon Wackernagel und Schrader als die beiden Hauptübel des Aufsatzunterrichtes bezeichnet, und andere erfahrene Schulmänner haben es geradezu ausgesprochen, daß sie von Aufsätzen in den ersten fünf Schuljahren am Gymnasium gern absehen würden. Dabei erinnere ich an Nägelsbachs Worte, die ich in dem Buche von M. Miller „Zur Methodik des deutschen Unterrichtes ꝛc.“ (München) S. 55 citiert finde: „Die größten Meister der deutschen Sprache haben in ihrer Schule keinen einzigen deutschen Aufsatz gemacht[1]); man darf daher die Wichtigkeit dieser Aufsätze nicht übertreiben.“

Wenn irgendwo, so ist auf dem Gebiete des deutschen Aufsatzes das „ne quid nimis“ des alten Weltweisen am Platze. Und wer erst einmal, gelegentlich solcher Übungen, wie ich sie oben darzustellen versuchte, die außerordentlich große Schwerfälligkeit seiner Schüler erkannt hat, kommt ganz von selbst dazu, ja nicht zu viel vom Aufsatz zu verlangen, die Aufgabe dazu möglichst leicht zu stellen, und anderseits möglichst viel Zeit zu verwenden auf mündliche Vortragsübungen. Ich sehe mich dabei ganz in Übereinstimmung mit M. Miller (s. o.), der diese Übungen als das geeignetste Übungsfeld bezeichnet für die praktische Stilbildung, als die beste Vorbereitung und Anleitung zum Schreiben. „Es ist ein großer Fehler, die Schüler zu schriftlichen Darstellungen anzuhalten, ehe sie in der mündlichen ausreichend geübt sind.“

1) Hiergegen ist freilich einzuwenden, daß das Genie überhaupt keine Anleitung braucht, und daß diese größten Meister das, was ihnen die damalige Schule nicht bot, durch zahllose Arbeiten, Dichtungen u. ähnl., die sie im Elternhause schon als Kinder ganz für sich und aus eigenem Antriebe schrieben, ersetzt und sich in einer Weise für ihren Schriftstellerberuf vorbereitet haben, wie es heute kaum noch geschieht. Denn heute breitet sich jedes Fach in der Schule derart aus, daß dem Schüler für Lieblingsbeschäftigungen und private Studien kaum noch Zeit und Lust übrig bleibt. Und doch ist aus dieser dem eigenen Antriebe entsprossenen Vertiefung in ein Lieblingsfach zu allen Zeiten das Beste hervorgegangen: alle wahrhaft großen Männer und Charaktere haben sich nur auf diesem Wege gebildet. Die großen Männer und damit auch die großen Schriftsteller und Dichter werden daher aus unserm Volke immer mehr und mehr verschwinden, je mehr sich die Fachgelehrsamkeit in unseren Schulen ausbreitet und je mehr eine in allen Fächern gleichmäßig bewanderte Durchschnittsbildung als das höchste Ideal gesucht und gepriesen wird. D. L. d. Bl.

# Warum verändert sich die Sprache?

Von **Ernst Wasserzieher** in Flensburg.

Es ist allbekannt, daß Sprachen sich im Laufe der Jahrtausende und der Jahrhunderte ändern, und zwar bis zu einem solchen Grade, daß sie fast von Grund aus als neugeschaffen erscheinen. So hat sich das Lateinische in einer Reihe von Ländern, die durch Römer unterworfen und längere Zeit beherrscht wurden, in mannigfacher Art verändert oder, wenn man will, entwickelt; auf der Pyrenäenhalbinsel in zwei Mundarten oder Sprachen (spanisch und portugiesisch), in Gallien als französisch, auf der Apenninhalbinsel als italienisch u. s. w. mehr. Überall aber, in allen sieben romanischen Sprachen, ist das Latein noch deutlich erkennbar, wenn auch die einzelnen Wörter und Formen bedeutende Veränderungen erlitten haben, manche ganz verloren und durch Anleihen aus anderen Sprachen ersetzt sind.

Auch das Lateinische, Germanische, Griechische, Indische u. a. m. haben sich, wie seit Bopps Forschungen jedermann weiß, als Entwickelungen einer und derselben Grundsprache erwiesen, die man die indogermanische nennt. Was man an der lateinischen und indogermanischen Sprache beobachten kann, das wiederholt sich bei allen Sprachen der Welt, gleichviel, ob es überall empirisch gezeigt werden kann oder nicht.

In welchen Zeiträumen hat man sich nun die Veränderung einer Sprache zu denken? Rechnet man eine Generation zu 30 Jahren, ein Jahrhundert also zu reichlich drei Generationen, so hat das sogenannte Mittelhochdeutsche eine Existenz von 12—15 Generationen gehabt. Nach Verstreichung dieser Zeit hatte es so starke lautliche Veränderungen durchgemacht, daß wir es von da ab mit einem andern Namen belegen: neuhochdeutsch. Dieses wird jetzt, am Schluß des 19. Jahrhunderts, ebenfalls seit 12—15 Generationen gesprochen, und unser Neuhochdeutsch weicht stark von der Sprache Luthers ab. Wenn nach X-Generationen eine Veränderung an der Sprache wahrzunehmen ist, so muß sie logischer Weise auch nach einer Generation vorhanden sein, wenn auch selbstverständlich weit geringer. Denn unsinnig wäre die Annahme, daß auf zehn Generationen Stillstand plötzlich in der elften eine Entwickelung stattfände. Anders ausgedrückt: Der Sohn verändert die Sprache, die er von seinem Vater überkommen hat, etwas, wie der Vater die Sprache des Großvaters etwas verändert hat. Man darf nicht erwidern: Mein Großvater sagte König, groß, laufen, mein Vater sagte dasselbe, ich auch, und mein Sohn wird wieder König, groß, laufen sagen. Da

die 15. Generation vor uns künic und die 30. Generation vor uns chunig und chuning sagte, wie zweifellos feststeht; da ferner sprungweise Entwickelung nirgends in der Natur, also auch in der Sprache nicht vorkommt, so ist anzunehmen, daß zwischen den drei Formen chuning, künic, König eine ganze Reihe Zwischenformen liegen, die graphisch nicht dargestellt wurden oder, richtiger gesagt, nicht dargestellt werden konnten. Diese drei Formen sind fixiert; die Zwischenstufen kennen wir nicht. Bei manchen andern Wörtern sind die Veränderungen stärker, bei anderen wieder schwächer; so heißt z. B. Glaube vor fünfzehn Generationen geloube, vor dreißig Generationen giloubo; Salz dagegen hat eine graphisch darstellbare Veränderung während derselben Zeit nicht erlitten. Manche Wörter der Sprache verändern sich also schneller, manche langsamer; die Thatsache der Veränderung aber besteht.

Welches sind die Ursachen dafür?

Der Hauptgrund ist ungenaue Auffassung mit dem Ohre und mangelnde Wiedergabe mit den Sprechwerkzeugen. Wir hören als Kinder nicht ganz genau, was unsere Eltern uns vorsprechen; und wenn wir es auch genau hörten, so fehlt uns doch die Fähigkeit, es genau wiederzugeben. Denn unsre Sprachwerkzeuge sind nicht ganz genau ebenso eingerichtet wie die unsrer Vorfahren; es giebt vermutlich nicht zwei Menschen, bei denen sie sich völlig decken. Nimmt man noch hinzu, daß jedes Kind von seinen Eltern eine etwas verschieden gefärbte Sprache hört, mißhört und mißverständlich nachbildet; erwägt man ferner, daß immer drei Generationen zu gleicher Zeit leben, Großvater, Sohn, Enkel, und daß die Irrtümer von allen dreien sich in Auffassung und Wiedergabe vermischen: so kann man sich über das Ergebnis dieser Art der Sprachübertragung und Spracherlernung nicht wundern. Wundern muß man sich nur, daß eine so starke Konstanz besteht, daß die Sprachveränderung eine so langsame, allmähliche ist. Als mitwirkende Ursache kann vielleicht die Schreibung gelten, die die Laute auch dann noch festhält, wenn sie garnicht mehr gesprochen werden. Schwer entschließt sich die Orthographie, wie man sie euphemistisch nennt, einen Buchstaben, dessen Bedeutungslosigkeit fürs Ohr einleuchtet, fallen zu lassen, wir schrieben bis vor kurzem noch Thier, wo zwei Buchstaben zu viel waren, und wir schreiben jetzt noch Tier, wo ein Buchstabe überflüssig ist, d. h. keinem wirklich gesprochenen Laute entspricht.

Besonders bei der Übernahme von Wörtern aus fremden Sprachen, deren Aussprache dem Ungebildeten — und dieser ist hauptsächlich maßgebend für die Sprachentwickelung, nicht der Gelehrte — fremd sein mußte, treten infolge Mißverständnisses starke Veränderungen ein. So wurde aus palatium Pfalz, aus scribere schreiben, aus diabolus Teufel,

aus commandeur Komtur u. s. f. Auf dieser Thatsache beruht die komische Wirkung, die Shakespeare, Reuter und andere Schriftsteller durch falsch angewendete oder falsch ausgesprochene Fremdwörter erzielen.

Unfähigkeit, das Gesprochene richtig aufzufassen und genau wiederzugeben — das scheint mir der wichtigste Grund aller Sprachveränderung.

Aber es kommen noch andere, sekundäre Gründe hinzu. Früher sagte man consuetudinem — die Franzosen haben coutume daraus gemacht, also aus 5 Silben 2! So wurde aus lat. vivarium — Weiher aus einem viersilbigen ein zweisilbiges Wort, aus dem mittellateinischen paraveredus, franz. palefroi, engl. palfrey, deutsch Pferd; von 5 Silben auf 2 bezw. 1! Und so in vielen anderen Fällen. Aus spëhôn wurde spähen, aus sumar Sommer, aus fridu Friede. Hier ist zwar keine Verkürzung, aber doch eine gewisse Erleichterung eingetreten, indem die vollen Endsilbenvokale in das bequeme tonlose e übergingen.

Als zweiten Grund der Sprachveränderung hätten wir sonach die Bequemlichkeit. Das Verlangen danach steigert sich mit zunehmendem Verkehre, mit der Einsicht in den Wert der Zeit. Mit möglichst geringem Aufwande an geistiger Anstrengung wollen wir den Zweck der Mitteilung — und einen andern hat doch die Sprache nicht — erreichen, wir geben uns infolgedessen keine Mühe, brummen in den Bart, verschlucken manches, suchen zu sparen, wo es sich mit der Deutlichkeit irgend verträgt. Hier ist aber zugleich die Grenze der Bequemlichkeit: die Deutlichkeit, Verständlichkeit darf nicht darunter leiden. Die Amerikaner leisten in dem Streben nach bequemer Ausdrucksweise Großes: aus gentleman wurde gent, aus Omnibus — bus, aus photography — photo, aus chromolithography — chromo u. s. w., deutlich bleiben diese Wörter aber doch noch. Sind Wörter allzusehr abgeschliffen, sodaß, was früher verschieden klang, jetzt gleich klingt (z. B. Maul in Maultier, Maulbeere, Maulwurf, wo sie aus mulus, morus, molt — Erde entstanden sind), so schreitet man, eben der Deutlichkeit wegen, zu Zusammensetzungen, Neubildungen, die, wie die angeführten Maultier und Maulbeere, sogar tautologisch sind, indes nicht als solche empfunden werden.

Die bisher angeführten Veränderungen der Sprache können wir unabsichtliche, unwillkürliche nennen. Das Unabsichtliche, „Unbewußte" spielt, wie in der Natur so im Geistesleben, die Hauptrolle, die absichtlichen Zuthaten des Menschen erscheinen dagegen unbedeutend. Der zuletzt angeführte Grund, die der Deutlichkeit wegen vorgenommene Neubildung durch Komposition oder Agglutination, gehört schon halb zu den letzteren. Als zweiter Grund dieser Art möchte zu nennen sein das

Eingreifen der Gelehrten, der Wissenschaft in die Sprache. Zwar ist ihre Wirkung stets gering gewesen, aber doch hie und da bemerklich. Engl. island hat sein s doch wohl der weisen Überlegung zu verdanken, daß es mit franz. isle (lat. insula) zusammenhänge; die Volksaussprache hat sich freilich nicht daran gekehrt und betrachtet das s richtig als nicht vorhanden. — Hierher gehört die Schaffung oder Übernahme neuer Wörter für neue Dinge oder Gegenstände. Bei Völkern, die keinen Löwen oder kein Pferd kennen, kann es auch kein Wort dafür geben; es wird, wenn beide Tiere bekannt werden, auf gelehrtem Wege neu geschaffen[1]) oder, was häufiger ist, von dem Volke herübergenommen, von dem das Objekt kommt. Es braucht nicht immer das Volk zu sein, von dem der Gegenstand wirklich stammt, sondern es kann ein vermittelndes Volk sein. Als nach der Entdeckung Amerikas Tabak, Kartoffeln, Kakao zu uns kamen, nahmen wir mit den fremden Gegenständen zugleich die indianischen Namen; „Kartoffel" aber entlehnten wir nicht direkt aus dem Indianischen, wie die Spanier (patata), Engländer (potato) und dial. deutsch (fränkisch Pataken), sondern durch Vermittelung des Italienischen (tartufulo). In ähnlicher Weise haben die Germanen in vorgeschichtlicher Zeit die Namen Hanf und Silber zugleich mit den Produkten bei nicht mehr nachzuweisenden Völkern kennen gelernt und entlehnt. So bedeutet Sprachentwickelung nicht selten Sprachbereicherung. Eine dritte Ursache absichtlicher Sprachveränderung beruht auf religiösen Anschauungen. Von jeher scheuten sich die Menschen den Namen Gottes auszusprechen oder gar zu mißbrauchen. Man setzt eine andere, ähnliche Bezeichnung an seine Stelle. Statt pardieu heißt es parbleu, was mit bleu blau nichts zu thun hat; ebenso morbleu, sacrebleu für mort de dieu und sacredieu. Im Deutschen wäre zu erwähnen Potztausend statt Gottstausend, Sackerment für Sakrament (Leib Christi), Deiker (für Teufel), auch den Namen des bösen Wesens suchte man zu vermeiden.

Fassen wir die Gründe für die Sprachänderung und Sprachentwickelung noch einmal zusammen, so zerfallen sie in zwei Gruppen: unabsichtlich und absichtlich wirkende. Jene sind weit wichtiger, und unter ihnen ist als vornehmster zu betrachten die Unfähigkeit jeder Generation, die von der vorhergehenden ihr überlieferte Sprache genau zu hören und wiederzugeben. Als untergeordnete Ursachen kommen hinzu die Schreibung, die mit der Aussprache nicht Schritt hält, und die Bequemlichkeit. Absichtlich gewollte Veränderungen bringt das Streben nach Deutlichkeit hervor, in zweiter Linie die Einwirkung der

---

1) z. B. das Wort Gas durch den Entdecker desselben.

Wissenschaft, und bei einzelnen Wörtern religiöse Ansichten. Alle diese Ursachen zusammengenommen bedingen eine fortwährende, teils raschere, teils langsamere Veränderung der Sprache. Kommt dieselbe den Menschen zum Bewußtsein, so suchen sie sie durch Benennungen zu sondern (ahd., mhd., nhd); ist sie bis zu einem gewissen Grade fortgeschritten, so greift man zu verschiedenen Namen (lateinisch — italienisch, provenzalisch u. s. w.).

---

## Bemerkungen über Lessings Laokoon und seine Einführung in die höheren Schulen als Lektüre.

Von **Friedrich Block** in Münster in Westf.

Heinrich Düntzer bezeichnet in seinem Werke über Lessings Leben alle Ausführungen im „Laokoon" als ein leuchtendes Muster von Feinheit der Beobachtung, er rühmt neben der philosophischen und ästhetischen Bedeutung dieses Werkes auch seine künstlerische Form und findet, daß demselben keine schönere Anerkennung hätte zu teil werden können, als dadurch, daß seine Lesung auf den höheren Schulen jetzt fast allgemein zur Einführung gelangt ist. Düntzer fügt aber hinzu: diese Einführung sei von einem unserer bedeutendsten Kunstarchäologen für eine der größten Verkehrtheiten erklärt worden. — Einen Grund für dieses absprechende Urteil giebt er nicht an. Dasselbe ist aber wohl darauf zurückzuführen, daß jener Kunstarchäologe der Meinung ist: auf den Schulen werde ein falscher Kultus mit dem „Laokoon" getrieben und die Bedeutung der in demselben entwickelten Lehren werde vielfach überschätzt.

Urteile von der Art, wie sie Düntzer in seinem Werke ausspricht, und wie sie sich in manchen anderen Werken finden, gehen denn auch in ihrer Wertschätzung viel zu weit. Lessing selbst erklärt den „Laokoon" nur für eine Reihe von Aufsätzen, die „zufälligerweise entstanden und mehr noch der Folge seiner Lektüre, als durch methodische Entwickelung allgemeiner Grundsätze angewachsen seien: mehr unordentliche Kollektaneen zu einem Buche, als ein Buch." Er kann auch selbst nicht ohne Bedenken gegen die Richtigkeit seiner Lehren gewesen sein, da er nach dem Erscheinen von Winkelmanns Geschichte der Kunst des Altertums sagt: „ich wage keinen Schritt weiter, ohne dieses Werk gelesen zu haben. Bloß aus allgemeinen Begriffen über die Kunst vernünfteln kann zu Grillen verführen, die man über lang oder kurz zu seiner Beschämung in den Werken der Kunst widerlegt findet."

Auf solche „Grillen" ist denn Lessing auch bei Aufstellung seiner Theorien mehrfach verfallen, und dies konnte um so leichter geschehen, als er durch bloße Schlüsse zu richtigen Kunstanschauungen glaubte ge-

langen zu können (Disp. zum 2. Teil des Laokoon XXXI), und als ihm eine umfassende Anschauung antiker Kunstwerke fehlte. Es ist bekannt, daß die damaligen Sammlungen nur sehr dürftig mit Werken der Plastik ausgestattet waren; Stahr hält es sogar für zweifelhaft, ob Lessing selbst von dem Werke, nach welchem sein Buch den Namen führt, einen vollständigen Gipsabguß in der Größe des Originals gesehen habe, da sogar in der Akademie zu Leipzig nur ein Abguß des Laokoonkopfes vorhanden gewesen sei. So ist auch bekannt, daß Lessing die Statue des borghesischen Fechters nur aus Abbildungen gekannt hat, die noch dazu sehr mangelhaft waren, wie die Zeichnung Tischbeins beweist, die den antiquarischen Briefen beigefügt ist und von der Lessing rühmt, daß sie unter allen, die ihm vorgelegen haben, die beste gewesen sei.

Daß sich unter den Theorien Lessings manche recht anfechtbare Sätze befinden, hat schon Herder in den „Kritischen Wäldern" nachgewiesen. Auf unseren höheren Schulen steht aber der „Laokoon" in unbestrittenem Ansehen und seine Lehren werden dort fortgesetzt als unanfechtbare Wahrheiten verkündet. Es wird hierdurch ein Autoritätsglaube großgezogen, der ein selbständiges Urteil bei den Schülern schwer aufkommen läßt und schließlich dazu führt, daß sich gewisse irrige Schulmeinungen dauernd festsetzen, die dann einer dem andern kritiklos nachspricht. — Auf den höheren Schulen sollte der „Laokoon", wenn er gelesen wird, nur im Sinne Herders gelesen, und es sollte das beherzigt werden, was Herder am Schluß des 23. Wäldchens sagt, wo es heißt: „Wenn meine Zweifel und Widersprüche die Leser des „Laokoon" dahin vermögen, ihn nochmals, ihn so sorgfältig als ich zu lesen, und ihn aus meinen Zweifeln, oder meinen Zweifel aus ihm zu verbessern, so habe ich der Sache des „Laokoon" weit mehr gevorteilt, als durch ein kaltes Lob..."

Würde in diesem Sinne die Lektüre des „Laokoon" auf den Schulen betrieben, so würde sich jener Kunstarchäologe wohl nicht so ablehnend dagegen verhalten haben.

Wie anfechtbar manche der von Lessing aufgestellten Behauptungen sind, zeigt sich schon, wenn man sie an der Statue des Laokoon prüft, also ein Verfahren anwendet, zu dem Lessing selbst auffordert, indem er in Abschnitt XXVI sagt: „Was die alten Künstler gethan, wird mich lehren, was die Künstler überhaupt thun sollen."

Zunächst muß hier die Behauptung genannt werden: daß es in der Kunst vor allem auf die Schönheit der Form ankomme und daß der „Ausdruck" hinter der Schönheit zurückstehen müsse.

Dieser Ausspruch paßt jedenfalls auf die Werke aus der Blütezeit der Kunst und somit auf die Laokoongruppe, die nach Lessings Ansicht

den Werken aus dieser Zeit gleichzustellen ist, nicht; denn in der Blütezeit herrscht gerade die vollkommenste Harmonie zwischen Form und Ausdruck, und eben dadurch wird ihren Schöpfungen der Stempel höchster Vollendung aufgeprägt.

Mit besonderer Schärfe tritt das Einseitige in Lessings Behauptung hervor, wenn man sein Urteil über die Historienmalerei betrachtet, von der er (Kollektaneen zu Laokoon 10a und 10b) sagt: sie habe nur insofern Bedeutung, als sie dem Künstler die Gelegenheit biete, körperliche Schönheiten von mehr als einer Art zusammenzubringen; der Ausdruck, die Vorstellung der Historie sei für ihn nur ein Mittel, seine letzte Absicht, mannigfaltige Schönheit, zu erreichen u. s. w.

Es erscheint uns heute ganz unverständlich, wie Lessing zu einer so äußerlichen, das geistige Empfinden so wenig berücksichtigenden Auffassung gelangen konnte. Man denke nur, abgesehen von vielen herrlichen Schöpfungen der neueren Kunst, an die Gemälde des Polygnotus, die gerade durch ihren geistigen Inhalt, durch das Ethos, das Aristoteles an den in ihnen dargestellten Personen rühmte, veredelnd auf die Gefühle des Volkes einzuwirken, die Gemüter zu erheben, das nationale Empfinden zu stärken geeignet waren! Wer hätte wohl vor solche Gemälde treten und lediglich den Lessingschen Maßstab der Würdigung an sie legen können! Würde wohl auch Aristoteles dem Protogenes den Rat erteilt haben, die Thaten Alexanders des Großen zu malen (vergl. Abschnitt XI), wenn die alten Künstler von dem Wesen der Historienmalerei eine Auffassung gehabt hätten, wie sie Lessing voraussetzt? Unmöglich konnte Aristoteles mit seinem Rat meinen, Protogenes solle jene Thaten, „von denen damals alle Welt sprach und von welchen er voraussetzen konnte, daß sie auch der Nachwelt unvergeßlich sein würden", nur als ein Mittel benutzen, um körperliche Schönheiten von mehr als einer Art zusammenzubringen.[1])

Weiter erweist sich als unhaltbar die Behauptung: der Künstler dürfe nie Affekte darstellen, die den ganzen Körper in so gewaltsame Stellungen setzen, daß alle die schönen Linien, die ihn in einem ruhigen Stande umschreiben, verloren gingen; namentlich dürften höchste Affekte nicht dargestellt werden, weil sie sich nur in häßlichen Verzerrungen der Gesichtszüge äußern könnten.

Es ist schwer zu begreifen, wie Lessing beim Anschauen der Statue des Laokoon, selbst wenn er sie nur aus Abbildungen gekannt hätte, nicht

---

1) Daß es in der Historienmalerei nur auf Darstellung „schöner Körper in schönen Stellungen in einem der Kunst vorteilhaften Raume" ankomme, sagt Lessing auch in Abschnitt XVI.

von Zweifeln an der Richtigkeit einer solchen Theorie erfaßt werden konnte, denn wir sehen in der Gruppe die gewaltsamsten Stellungen und die höchsten Affekte dargestellt, also gerade das, was Lessing dem bildenden Künstler untersagt. Daß sich aber höchste Affekte nur in häßlichen Verzerrungen der Gesichtszüge äußern könnten, ist eine Behauptung, die, abgesehen von Laokoon, durch zahlreiche Werke der alten und neueren Kunst widerlegt wird. Man denke nur an die Niobe.

Auch die von Lessing im Zusammenhang mit obiger Behauptung aufgestellte Regel: der Künstler müsse im Ausdruck Maß halten, Zorn auf Ernst herabsetzen, Jammer in Betrübnis, Schreien in Seufzen mildern u. s. w., kann Geltung nicht beanspruchen. Diese Regel ist wohl nur aus dem vermeintlichen Gesetz, nach welchem der Ausdruck hinter der Schönheit zurückstehen müsse, hervorgegangen. Daß die alten Künstler eine solche Regel nicht beobachtet haben, daß sie vielmehr gerade von dem Bestreben erfüllt gewesen sind, den Ausdruck zu seinem vollsten Rechte gelangen zu lassen, geht aus den Nachrichten hervor, die über eine Anzahl hervorragender Gemälde auf uns gekommen sind. Hätten sie vorzugsweise der körperlichen Schönheit bei ihren Darstellungen gehuldigt und den Ausdruck dagegen zurücktreten lassen, so hätte z. B. ein solches Gerücht nicht entstehen können, wie das über den gefesselten Prometheus des Parrhasios, nach welchem der Künstler, um sein Werk recht wirkungsvoll zu gestalten, den als Modell benutzten Sklaven zu Tode gemartert habe.

Das „Maßhalten" aus äußeren Schönheitsrücksichten könnte übrigens nur zu kraft- und ausdruckslosen Darstellungen führen, zu Werken, die ein nachhaltiges Interesse nicht zu erwecken vermöchten, wenn sie auch noch so schöne Formen zeigten; solche Werke gleichen, wie Goethe in den Gesprächen mit Eckermann von Gemälden dieser Art sagt, Schwertern, die nicht hauen, und Pfeilen, die nicht treffen.

Eine weitere unhaltbare Behauptung ist es, wenn Lessing sagt: der vom Künstler gewählte Moment dürfte nichts ausdrücken, was sich nicht anders als transitorisch denken lasse. Wenn Laokoon schreie, so erhalte eine solche Darstellung durch die Verlängerung der Kunst ein widernatürliches Ansehen, da er, wenn er schon schreie, doch nicht unabläßig schreie.

Nach dieser Auffassung vom Transitorischen wäre die Gruppe des Laokoon ganz verfehlt. Denn Lessing läßt den Laokoon seufzen, also, nach seiner Auffassung, gemildert schreien —, Laokoon ringt in gewaltsamer Anstrengung gegen die Umstrickung der Schlange —, der eine Sohn windet sich bereits im Todeskampfe —, aber alles dies dauert doch nicht unabläßig. Wir sehen also in der Gruppe nur Transitorisches, dessen Darstellung dem Künstler, wie Lessing sagt, nicht gestattet sein soll.

Auf das Irrige in Lessings Ansicht hierüber hat auch Vischer aufmerksam gemacht, indem er darauf hinweist, wie sehr der Spielraum der Bildnerkunst eingeengt werden würde, wenn es nicht erlaubt sein sollte, das Augenblickliche darzustellen, wie wir es doch in den meisten Bildwerken dargestellt finden.

Ferner soll nach Lessings Ansicht der Künstler den Ausdruck nicht aus dem höchsten Punkte der Handlung nehmen dürfen; denn, thue er dies, so nötige er die Phantasie, da sie über den sinnlichen Eindruck nicht hinauskönne, sich unter ihm mit schwächeren Bildern zu beschäftigen.

Auch diese Ansicht wird durch die Laokoongruppe entschieden widerlegt, denn in dieser wird dem Auge zweifellos das Äußerste gezeigt, der dargestellte Moment konnte gar nicht furchtbarer gewählt werden, da er uns die Katastrophe unmittelbar vor Augen stellt.

Wenn man den vorstehend erörterten Irrtümern die Ansichten Lessings über die Porträt-, Genre- und Landschaftsmalerei hinzufügt und dazu die geringschätzige Art in Erwägung zieht, mit der er über die neueren Künstler im allgemeinen urteilt, indem er ihnen z. B. auch empfiehlt, sie sollten sich den Dichter als Vorbild nehmen und die Gedichte als eine Art von Vergrößerungsgläsern betrachten, durch welche sie Dinge bemerken könnten, die sie mit ihren eigenen bloßen Augen nicht unterschieden haben würden — (man denke dabei an das von Eckermann mitgeteilte Urteil Goethes über die genialen Zeichnungen zu Faust von Delacroix) — so kann man sich nicht wundern, wenn die Lehren des „Laokoon" bei den Künstlern keine Beachtung gefunden haben.

Die Irrtümer, in die Lessing bei seinen Untersuchungen über die bildende Kunst geriet, konnten nicht ohne Rückwirkung auf seine Urteile über die Poesie bleiben, als er die Grenzlinie zwischen beiden festzulegen und sie zu diesem Behufe in engem Zusammenhange mit einander zu betrachten unternahm. Da er überdies bei Aufstellung seiner Gesetze über die Poesie nur die epische ins Auge faßte, mußte eine weitere Quelle irriger Behauptungen entstehen.

In Abschnitt XVI stellt Lessing folgende Sätze auf: Die eigentlichen Gegenstände der Malerei sind Körper; es können aber auch Handlungen von ihr dargestellt werden, wobei jedoch nur *ein einziger Augenblick* derselben genutzt werden kann.

Die eigentlichen Gegenstände der Poesie sind Handlungen; es können aber auch Körper von ihr geschildert werden, wobei jedoch nur *eine einzige Eigenschaft* derselben genutzt werden kann.

Abgesehen davon, daß Lessing hier der Poesie und der Malerei zu enge Grenzen anweist, zeigt sich bei näherer Betrachtung die letztere Behauptung auch als sachlich ganz unbegründet. Denn wenn der einzige

Augenblick der Handlung bei der Malerei der prägnanteste sein muß, wie Lessing sagt, damit aus ihm das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten werde, so müßte die einzige Eigenschaft, welche dem Dichter für die Schilderung eines Körpers zu wählen nur erlaubt sein soll, dieselbe wichtige Bedeutung für den hervorzubringenden sinnlichen Eindruck haben. Dies ist aber in keiner Weise der Fall, wie sich aus der Betrachtung der Beispiele ergiebt, die Lessing zur Begründung seiner Theorie aus Homer anführt. Denn ob man ein Schiff das schwarze, oder das hohle, oder das schnelle Schiff nennt: für den Grad der Anschaulichkeit, der nach Lessings Meinung hierdurch erreicht werden soll[1]), ist dies ohne jede Bedeutung; solche Beiwörter haben lediglich den Wert eines epitheton ornans, und auch Homer hat ein weiteres mit ihnen nicht bezwecken wollen, denn er hat für jede Sache, die öfter von ihm erwähnt wird, gewisse herkömmliche Beiwörter. Die von Lessing aus obigem Satze abgeleitete Regel von der Einheit der malerischen Beiwörter und der Sparsamkeit in der Schilderung körperlicher Gegenstände kann daher keine Geltung beanspruchen und findet in dem, was Lessing die „Praxis Homers“ nennt, keine Stütze. „Wenn Homer ein körperliches Bild braucht, so schildert er's“, sagt Herder, und demgemäß schildert Homer sowohl die Schönheit des Agamemnon in einer Reihe von Versen (Ilias β, 478—483), wie die Häßlichkeit des Thersites.

Bevor näher darauf eingegangen wird, wie sich Lessing zur Aufrechthaltung seiner Theorie mit diesen Thatsachen abzufinden sucht, muß seine Ansicht über die „Praxis Homers“ noch einer näheren Betrachtung unterzogen werden.

Es heißt hierüber in Abschnitt XVI: „Zwingen den Homer ja besondere Umstände, unsern Blick auf einen einzelnen körperlichen Gegenstand länger zu heften, so . . . weiß er durch unzählige Kunstgriffe denselben in eine Folge von Augenblicken zu setzen, in deren jedem er anders erscheint, und in deren letztem ihn der Maler erwarten muß, um uns entstanden zu zeigen, was wir bei dem Dichter entstehen sehen. Z. B.: Will Homer uns den Wagen der Juno sehen lassen, so muß ihn Hebe vor unseren Augen Stück vor Stück zusammensetzen. Wir sehen die Räder, die Achsen u. s. w.

Lessing erwartet also von jenen „Kunstgriffen“ (Verwandlung des Koexistierenden in ein Successives), daß wir vermittelst derselben zu einem anschaulicheren und lebhafteren Begriff eines körperlichen Gegen-

---

1) Lessing sagt in Abschnitt XVI ausdrücklich, daß durch die einzige Eigenschaft ein möglichst sinnliches Bild eines Körpers erweckt werden solle.

standes gelangen, als wenn uns derselbe nach seinen Teilen neben-einander geschildert wird.

Weiter sagt Lessing hierüber in Abschnitt XVII: „Der Dichter soll immer malen, und nun wollen wir sehen, inwiefern Körper nach ihren Teilen nebeneinander sich zu dieser Malerei schicken: . . . „Gesetzt auch, der Dichter führe uns in der schönsten Ordnung von einem Teile des Gegenstandes zu dem andern; gesetzt, er wisse uns die Verbindung dieser Teile auch noch so klar zu machen: wie viel Zeit gebraucht er dazu? Was das Auge mit einem Male übersieht, zählt er uns merklich langsam nach und nach zu, und oft geschieht es, daß wir bei dem letzten Zuge den ersten schon wiederum vergessen haben. Jedennoch sollen wir uns aus diesen Zügen ein Ganzes bilden."

Widerlegt hiermit Lessing nicht mit seinen eigenen Worten das, was er über die Wirkung der „Kunstgriffe" sagt? Führt uns Homer, indem er uns den Wagen der Juno sehen lassen will, nicht in der schönsten Ordnung von einem Teile desselben zum andern? Zählt er uns die einzelnen Teile nicht merklich langsam nach und nach zu? Kann die Verwandlung des Koexistirenden in ein Konsekutives etwas daran ändern, daß wir die einzelnen Züge, ebenso wie bei der Beschreibung eines Körpers nach seinen Teilen nebeneinander, erst nach und nach erfahren und dadurch in die Lage kommen, daß wir bei dem letzten Zuge den ersten schon wieder vergessen haben? Jedennoch sollen wir uns aus den einzelnen Teilen den vollständigen Wagen, wie ihn uns nach Lessings Meinung Homer sehen lassen will, bilden.

Auch Herder tritt in dieser Sache der Auffassung Lessings entschieden entgegen und geht dabei auf die von ihm angeführten Beispiele, den Wagen der Juno, den Bogen des Pandarus u. s. w. ausführlich ein. Er schließt seine Betrachtungen damit, daß er unverhohlen durchblicken läßt, Lessing habe das Wesen der Homerischen Schilderungen völlig verkannt, namentlich sei das, was er über die „Kunstgriffe" sagt, deren sich Homer bei seinen Schilderungen bedient haben solle, ganz verfehlt.

Was nun die Schilderung körperlicher Schönheit anlangt, so sucht Lessing wiederum aus Homer nachzuweisen, daß der Dichter sich einer eingehenden Ausmalung derselben zu enthalten habe, weil die Elemente der Schönheit, nacheinander geordnet, unmöglich die Wirkung haben könnten, welche sie, nebeneinander geordnet, äußerten. Homer sei hier wieder das Muster aller Muster. Er sage: Nireus war schön, Achilles war noch schöner u. s. w.

Gleichwohl hat Homer, wie schon oben bemerkt, die Schönheit des Agamemnon ausführlich geschildert. Aber hier soll es wieder „ein sehr merkwürdiger Kunstgriff" sein, den Homer angewandt habe, um mit

seiner Praxis, wie sie sich Lessing zurechtgelegt hat, nicht in Widerspruch zu kommen; und zwar soll dieser Kunstgriff in dem Gleichnis bestehen. In solchen Mitteln, um auf die Phantasie zu wirken und die Anschauung lebendig zu machen, in solchen „Wendungen, die alles gut machen", wie Lessing von gleichartigen Schilderungen bei Anakreon und Ovid sagt, sollte man jedoch nicht „Kunstgriffe" erblicken, sondern poetische Formen, wie sich deren jeder Dichter bedient. Keinesfalls kann die Anwendung des Gleichnisses als etwas Ungewöhnliches, als ein sehr merkwürdiger Kunstgriff bezeichnet werden.

Lessings Behauptung, daß die Elemente der Schönheit, nacheinander geordnet, unmöglich die Wirkung haben könnten, die sie, nebeneinander geordnet, haben würden, beruht übrigens auf einer ganz subjektiven Auffassung; denn wie oft kommt es vor, daß man sich nach der Beschreibung eines schönen Gegenstandes einen viel höheren Begriff von der Vollkommenheit desselben macht, als man später findet!

Das Wunderlichste an Auslegungskunst, um seine Theorie mit der vermeintlichen Praxis Homers in Übereinstimmung zu halten, findet sich aber in Abschnitt XXIII, wo sich Lessing über die Schilderung der körperlichen Häßlichkeit ausspricht. Er sagt hier: „Nur die körperliche Häßlichkeit darf nach ihren Teilen nebeneinander vom Dichter geschildert werden. So hat Homer die äußerste Häßlichkeit in dem Thersites geschildert, und hat sie nach ihren Teilen nebeneinander geschildert. Warum war ihm bei der Häßlichkeit vergönnt, was er bei der Schönheit so einsichtsvoll sich selbst untersagte?"

Lessing beantwortet diese Frage dahin: Die Häßlichkeit werde bei dieser Art der Schilderung zu einer minder widerwärtigen Erscheinung körperlicher Unvollkommenheit, sie höre gleichsam von der Seite ihrer Wirkung auf, Häßlichkeit zu sein; sie werde so dem Dichter brauchbar, um gewisse vermischte Empfindungen hervorzubringen: Homer habe den Thersites häßlich gemacht, um ihn lächerlich zu machen.

Man fragt sich hier verwundert: wie kann jemand im Ernst behaupten, daß ein häßlicher Mensch, wenn man seine körperliche Unvollkommenheiten näher angiebt, dadurch aufhöre, häßlich zu erscheinen? Wenn Lessing in Abschnitt XX die Ansicht ausgesprochen hatte, daß die Elemente der Schönheit, nacheinander geordnet, unmöglich die Wirkung haben könnten, die sie nebeneinander geordnet haben würden, so konnte er hieraus doch nur folgern, daß es sich mit der Häßlichkeit ähnlich verhalte, und daß dieselbe durch Aufzählung ihrer Elemente ebenfalls nicht dazu gelange, ihre volle Wirkung zu äußern.

Daß aber die Häßlichkeit durch ihre bloße Schilderung zu einer minder widerwärtigen Erscheinung körperlicher Unvollkommenheit werden,

daß uns ein Mensch, von dem erzählt wird, er sei lahm, bucklig, schielend, uns nun nicht als häßlich erscheinen solle, besonders wenn dieser Mensch zugleich als ein verächtlicher geschildert wird, ist eine zu seltsame Behauptung, als daß man sie ernst nehmen könnte. — Bei einem häßlichen, aber zugleich liebenswürdigen Menschen wäre es denkbar, daß man über seine guten Gemüts- und Charakteranlagen seine Häßlichkeit vergäße; ein solches „Aufhören, Häßlichkeit zu sein" würde dann auf einem ganz anderen Grunde beruhen, als Lessing hierzu annimmt.

Trotz der völligen Grundlosigkeit in Lessings Behauptung hat dieselbe doch manche Anhänger gefunden. Namentlich ist hier Hugo Blümner zu nennen, der in seinem bekannten Werke, das besonders von Schulmännern gelesen wird und vorzugsweise dazu beiträgt, daß dem „Laokoon" auf den Schulen die Bedeutung eines „ästhetischen Kanons" erhalten bleibt, den Ansichten Lessings hier wie in den meisten anderen Fragen vollkommen beistimmt. Mit Bezug auf die vorstehende Frage ist er der Meinung: Homer habe nicht gewollt, daß wir uns den Thersites in seiner abstoßenden Häßlichkeit vorstellen sollten, und habe aus diesem Grunde die coexistenten Teile dieser Häßlichkeit schildern dürfen. Blümner übersieht dabei, daß Homer nach Lessings eigener Angabe gerade beabsichtigt hat, im Thersites die „äußerste Häßlichkeit" zu schildern. Homer wird daher nicht bemüht gewesen sein, durch die Art seiner Schilderung dieser Absicht geradezu entgegenzuwirken. Aus welchem Grunde hätte er uns auch verhindern sollen, uns den Thersites in seiner ganzen abstoßenden Häßlichkeit vorzustellen! Ein Grund hierzu mußte ihm um so ferner liegen, als er uns zugleich den bösartigen Charakter desselben schildern wollte.

Es würde sich gar nicht lohnen, auf so wunderliche und haltlose Behauptungen näher einzugehen, wenn dieselbe nicht die Autorität eines Lessing für sich hätten und nicht noch heute fortgesetzt durch gelehrte Werke und durch eine Anzahl von Schulausgaben des „Laokoon" verbreitet und in Ansehen erhalten würden.

Über Lessings Behauptung, Homer habe den Thersites lächerlich machen wollen, mag noch bemerkt werden, daß „ein Scheusal, ein schmähsüchtiger, von hämischer Verkleinerungssucht erfüllter Mensch", wie Lessing den Thersites nennt, nicht lächerlich, sondern widerwärtig und verächtlich ist.

Was jene Schulausgaben anlangt, so sind dieselben nach Art der alten Klassiker unter dem Text meist mit Anmerkungen versehen, die sich aber lediglich auf Wort-Erklärungen und archäologische oder biographische Notizen beschränken und nirgends auf eine Beurteilung der von Lessing aufgestellten Sätze eingehen. Nachzurühmen ist jenen Ausgaben, daß sie, im Gegensatz zu den sonst im Buchhandel erschienenen Ausgaben, Lessings Weisung gemäß, den ganzen den borghesischen Fechter

betreffenden Abschnitt weggelassen haben, nachdem sich die im „Laokoon“ enthaltene Deutung der Statue als Irrtum herausgestellt hat. Um so auffallender ist es, daß in einer weit verbreiteten Ausgabe, der Cottaschen, in der Einleitung zum X. Bande (Laokoon) noch zu lesen steht: „der sogenannte borghesische Fechter ist die von Corn. Nepos beschriebene Statue des Chabrias.“ Sollte der Verfasser der Einleitung wirklich hierüber nicht besser unterrichtet gewesen sein? Jedenfalls beweist jene Notiz, wie notwendig es ist, daß Lessings Weisung (antiquar. Briefe Nr. 38, Schluß) endlich von allen Herausgebern befolgt wird, damit sich derartige Irrtümer nicht wie eine ewige Krankheit forterben.[1])

Wenn übrigens Lessing, nachdem er in den antiquarischen Briefen seinen Irrtum betreffs der Deutung der Statue endlich eingeräumt hat, zuletzt sagt: die Parallelstelle des Diodor entscheide wegen des Satzes: *τὰς ἀσπίδας πρὸς τὸ γόνυ κλίνοντας* alles, und entscheide alles allein, so hat er entschieden unrecht. Er behauptet hiermit, daß er mit seiner Deutung dennoch recht behielte, wenn jene Parallelstelle nicht vorhanden wäre. Er setzt sich aber hierdurch in Widerspruch mit dem, was er über seine Deutung in dem antiquar. Briefe Nr. 36 gesagt hat, wo es heißt: „Hätte ich mir hingegen den rechten Schenkel des Fechters vorgeworfen und den ganzen Körper auf diesem ruhend lebhaft genug vorgestellt, so glaube ich nicht — wenigstens glaube ich es jetzt nicht —, daß mir die Lage des Chabrias so leicht dabei würde eingefallen sein.“

Es wäre eine interessante Aufgabe für die Primaner eines Gymnasiums, wenn sie einmal den Nachweis zu führen hätten, warum Lessings Behauptung: jene Parallelstelle entscheide alles, und entscheide alles allein, unzutreffend ist, und aus welchen Gründen Lessing überhaupt dem Gedanken, die Statue sei Chabrias, niemals hätte Raum geben sollen.

---

## Sprechzimmer.

### 1.

### Nachträge zu dem Ausdruck „Schau haben“. (Jahrg. VII S. 567 flg. und VIII S. 775 flg.)

Bei C. Molbech, Dansk Dialect-Lexikon, Kjöbenhavn 1841, S. 477 findet sich das Verbum siuve, siyve (das i ist hier wie j zu lesen) in der Bedeutung „vor Freude laut schreien“, und dies Wort wird vom Verfasser als spezifisch zu den schleswigschen Mundarten gehörig aufgeführt. Zugleich bemerkt Molbech, daß er in den handschriftlichen Sammlungen des gelehrten Predigers N. Outzen, die ihm durch Vermittelung des

1) Der Abschnitt über den borghesischen Fechter würde passender als Anhang zu den antiquarischen Briefen unterzubringen sein.

Prof. Falck zu Kiel im Jahre 1828 zur Benutzung übersandt worden seien (vergl. die Vorrede S. XX flg.), die Bemerkung vorgefunden habe, daß das Wort mit got. sifan (Joh. 8, 56) identisch sei. In dem Glossarium der friesischen Sprache desselben N. Outzen, herausgegeben von L. Engelstoft und C. Molbech, Kopenhagen 1837, findet sich das Wort auf S. 310 erklärt durch folgende Wendung: „mit einem pfeifenden und kreischenden Geschrei nach einem Entfernten rufen". In Aagaard, Beskrivelse over Törning Lehn, Kjöbenhavn 1815, wo sich eine Anzahl von speziell nordschleswigschen Ausdrücken und Redeweisen findet, wird das Wort nicht genannt; auch kommt es weder in Molbech, Dansk Glossarium, Kjöb. 1857. 66. (2 Bde.), noch in desselben Verfassers Dansk Ordbo g², Kjöb. 1859, vor. — Das Wort „Schauermann" findet sich in einer von Hamburg aus an die „Tägliche Rundschau" gerichteten Zuschrift vom 26. Oktober 1893 (Nr. 252, S. E) und wird in Klammern durch „Hafen-Arbeitsmann" erklärt. — In der norwegischen Zeitung Dagbladet, gedruckt in Christiania, 26. März 1896, lese ich in einem Theaterbericht folgende Stelle: „Teatrets Maskinfolk er i fuldt Sjau med Dekorationer og Sætstykker", wo das Wort „Sjau" nur „Arbeit" bedeuten kann.

Hadersleben. **R. A. Schröder.**

## 2.

### Böten, dabei wieder etwas vom Besprechen der Krankheiten.

Zur Ztschr. f. d. dtsch. Unt. VII, 1, S. 63.

Teetz führt aus der Uckermark und Pommern für das Besprechen als ausschließlichen terminus technicus das Wort „böten" an. Z. B.: „Lat di de Swaer, de Back böten", also mit der Krankheit bezw. dem kranken Körperteil als Objekt, nicht wie bei püstern u. s. w. mit der Person des zu Heilenden. Vorkommt derselbe Ausdruck im südlichen Meklenburg auch, wenn auch selten. Böten = büßen hat in Wismar aber noch heute die im Althochdeutschen und Mittelhochdeutschen allgemein gebräuchliche Bedeutung von „abhelfen", „heilen" in dem Straßennamen „Altböterstraße". Das niederdtsch. bôtan heißt: heilen, ausbessern, flicken. Nach diesem Wort war im Mittelalter in Wismar die Zunft der „Altböter" benannt, d. h. Altflicker. Bartsch (Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg, II, S. 318 flg.) schickt seiner Sammlung von Stillformeln eine kurze Einleitung vorauf, worin sich allerdings manches nach neueren Forschungen anders darstellt. Die Anwendung der abergläubischen Kuren bezeichnet das niederdeutsche Volk mit den Ausdrücken „böten, stillen, segnen, besprechen". Daß man den Ausdruck „stillen" nur noch selten hört, ist nicht richtig, ich habe ihn selbst häufig gebraucht und gehört. Daneben kommt auch „jemandem

etwas gebrauchen" vor. „Segnen" ist im Volksmunde selten geworden, „besprechen" hört man häufig. Statt „böten" sagt man jetzt allgemein „blutstillen". Das Stillen im engeren Sinne, die Wortsympathien, werden nach Bartsch vorzugsweise nur gegen innere und äußere Krankheiten angewendet, wobei als Krankheit nach dem Volksbegriffe allerdings auch Zustände zu betrachten sind, die strenger genommen nicht dahin gehören. Früher wurden wahrscheinlich auch gegen äußere nachteilige Zustände und Ereignisse Wortsympathien angewandt, wo man sie jetzt nicht mehr gebraucht oder wo sie sich aus dem Gedächtnisse des Volkes verloren haben. Einige gegen Feuersbrunst, gegen Diebe, gegen böse Pferde u. a. angewandte Sprüche sind uns erhalten. Andere abergläubische Gebräuche, die man noch jetzt anwendet, lassen ihrer ganzen Fassung nach vermuten, daß sie früher von Worten begleitet worden sind. Die Worte werden natürlich lautlos und mit kaum merklicher Bewegung bloß durch das Gedächtnis wiederholt. Wenn die Sympathie helfen soll, so darf man keine ungehörige Bewegung machen, am wenigsten lachen (vergl. Bartsch a. a. O. II, S. 318). Oft ist es auch notwendig, daß der Stillende genau denselben Weg zurückkehrt, auf dem er zu dem Kranken gegangen ist; die Formel muß stets buchstäblich richtig gesprochen werden. Bartsch meint, es sei erst seit neuerer Zeit gebräuchlich, daß der Stillende Geld für seine Mühe nehme; früher erhielt er Lebensmittel. Auch fordert er nicht, sondern läßt sich nur schenken. Eine mir bekannte weise Frau nahm stets nur eine Stecknadel oder einen „Witten" (d. i. der vierte Theil des alten Rostocker Schillings). Daneben wird nun aber in den meklenburgischen Städten und auf dem Lande ein wirkliches Gewerbe aus dem „Stillen" gemacht. Es ist nichts Außergewöhnliches, daß man folgende Frage und Antwort hört: „Wûrvon lêwt dis oll Wittfru? Sê gêt up't Stillen." Wovon lebt diese alte Wittwe? Sie geht aufs Stillen aus. Die Anwendung der Sympathien muß dreimal zu möglichst gleicher Tageszeit an drei aufeinanderfolgenden Tagen oder an den gleichen Tagen der folgenden drei Wochen geschehen, das letztere habe ich sehr selten gefunden, einmal beim Stillen einer nassen Flechte. Bartsch (a. a. O. II, S. 319) weist auf das Sprichwort hin: „Dreemal hett Recht", der Bürger in den Städten sagt: „Dreemal is Börgerrecht." Daß dieser Gebrauch natürlich mit der Dreieinigkeit zusammenhängt, ist klar. So sagt Joach. Schröder 1563 (bei Wiechmann, Meklenburgs altn. Lit. 2,50): „Etlyke ick weth nicht wat vor Thöverers, Warsager edder Christallenkykers, de mit grotem Holde unde Gaven besocht werden, dat se den Krancken van der Thöverye helpen schölen. Desse geven sonderliken Radt und Arstedye dem Krancken, dat he nicht anders denn up dremal solckes moth ge-

bruken, und dat erste Deel moth he nemen und by her lesen edder seggen laten, im Namen des Vaters, dat ander Deel im Namen des Söns, das drüdde Deel im Namen des hilligen Geystes. Wo de dre Namen nicht by den dren Delen underschedtlick genömet werden, so geldt ydt nicht." Ferner muß das Besprechen bei Vollmond oder abnehmendem Mond geschehen, wenn Lebendes getötet oder abgetrieben werden soll, bei zunehmendem Monde dagegen, wenn es sich um Förderung und Kräftigung des Lebenden handelt. Die Sympathieformeln muß man von einer Person anderen Geschlechts lernen, ich habe die meisten von einer alten Frau, viele allerdings auch von Schäfern, eine wahre Fundgrube für den Volkforscher. Die Sympathien sind zuweilen so kräftig, daß „ick orntlich föhlen kann, wo mi de Kraft afgeit" (nämlich wenn er sie anwandte), sagte der alte Schäfer zu N. (Bartsch, a. a. O. S. 319). Das „böten" oder „Blutstillen" geschieht nach Bartsch vermittelst des Anhauchens oder Bestreichens der Wunde oder dadurch, daß man dieselbe bloß ansieht und den Segen über sie spricht. Bei den mir mitgeteilten Formeln wird ein Strohhalm oder der Messerrücken dreimal kreuzweise über die Wunde gelegt. Besondere Arten der Sympathien sind das Abschreiben, das Vergraben von Krankheiten, das Abbinden oder Stockverbinden, das Durchkriechen oder Durchgreifen durch Öffnungen, das Bannen oder Festmachen und endlich das Suchtenbreken, ein auch bei den Slaven verbreiteter Aberglaube (vergl. Grimm in der Mythologie und meinen Artikel: Dê Suchten brêken in Meklenburg, Am Ur-Quell, Band III, Heft VIII, S. 236 flg.). Bartsch hat ausführlich darüber berichtet, meine abweichenden Beobachtungen bringt eins der nächsten Hefte der Monatsschrift „Am Urquell".

Doberan i. M. **O. Glöde.**

3.

## Zu einem Bauspruch.

Reuter erzählt im 34. Kapitel der Stromtid: „Unkel Bräsig hadd von den Zimmerling Schulz en ollen Buspruch lihrt un hadd den up 'ne Stuw' tau Paß makt un taulețt noch en Strämel Trostlied ut sick sülben achter an dicht't, un so ludt de Breif:

„Meine liebe Päth!
Die Stub' is mein
Un doch nich mein,
Der vor mich war,
Dacht auch, 's wir sein.
Er gung hinaus,
Ich gung hinein;
Und bin ich fort,
Wird's auch so sein."

Bräsigs Trostlied lasse ich fort. — Der Bauspruch, den Bräsig von „Zimmerling“ Schulz, d. i. Zimmermeister Schulz in Neubrandenburg (Gaedertz, Fritz Reuter-Reliquien S. 144), gelernt hat, scheint in Deutschland weitverbreitet zu sein. In der Hempelschen Ausgabe von Goethes Werken finde ich nämlich auf S. 109 des 4. Teiles in einer von G. von Loeper, dem Herausgeber dieses Teiles, herrührenden Anmerkung zu einem Spruche des west-östlichen Divans (VI, 40) folgende Bemerkung: „Bekannt sind ähnliche deutsche Haussprüche:

Dies Haus gehört nicht mein,
Der nach mir kommt, auch nicht sein;
Man trug auch den dritten hinaus,
Wem gehört denn dieses Haus?“

Die Ähnlichkeit zwischen den beiden Sprüchen ist augenscheinlich. Loeper giebt als Quellen für den von ihm angeführten Spruch an „Deutsche Haussprüche aus Tyrol“ (Innsbruck 1871 S. 25) und „Fock, Deutsche Inschriften“ (Berlin 1865). Ich habe beide Sammlungen nicht nachsehen können; es scheint mir jedoch auch aus der bloßen Quellenangabe in Verbindung mit der Reuterstelle schon hervorzugehen, daß der Spruch sowohl im Norden Deutschlands (Mecklenburg) als im Süden (Tirol) bekannt ist oder war.

Nun noch einige grammatische Bemerkungen zu der von Loeper angeführten Form des Spruches! Gleich in der ersten Zeile ist gehören mit dem besitzanzeigenden Fürwort statt mit dem Dativ des persönlichen Fürworts verbunden. Diese Konstruktion gehört vornehmlich der Volkssprache an, findet sich aber, hauptsächlich wohl in bewußter Anlehnung an den volkstümlichen Ausdruck, durchaus nicht eben selten auch bei unsern Klassikern. Beispiele findet man in hinreichender Menge in den Wörterbüchern. Hildebrand, im Wörterbuch, hält diese Ausdrucksweise für sehr alt und führt zu ihrer Erklärung folgendes an (Bd. IV, Abt. 1 Sp. 2509): Schmeller sieht es als sehr alt an: „eine sache, (früher wol blosz), eine person gehört mein u. s. w., ahd. gahôrit mîn, mei audit, ist mir gehorsam“ . . . der gen., den Schmeller angibt, ist allerdings gerade so noch nicht belegt, aber Otfrieds hôrta sînero worto, hörte auf seine worte, kann einstweilen für hôrta sîn mit eintreten, und das mit dem bann der bildung belegte gehört mein verdient auf jeden fall keine verfolgung mehr, ist genügend gedeckt durch seine allgemeinheit, die für sich schon hohes oder höchstes alter beweist, wahrscheinlich aber auch nicht nur durch einwirkung von ist mein entstanden, sondern echt und recht; auch in ist mein ist ja übrigens mein ursprünglich gen., wie in ist meines vaters.“ — Hiergegen habe ich erstlich zu bemerken, daß in den von Hildebrand

aus der älteren Sprache angeführten Beispielen (s. auch Sp. 2505 unten und 2506 oben) das Zeitwort gar nicht die hier in Betracht kommende Bedeutung hat. Wenn ferner wirklich unser gehören (angehören, Eigentum sein) auf den früheren Stufen der Sprachentwicklung mit dem Genitiv verbunden gewesen wäre, so wäre es doch in der That auffallend, daß die Verbindung mit dem Genitiv selbst völlig verschwunden und nur die mit dem besitzanzeigenden Fürwort davon übrig geblieben wäre. Endlich aber scheint mir eine Redewendung, die man in Berlin nicht eben selten hört und die sich nun auch in andern Städten des nördlichen Deutschlands ausbreitet, wenn sie freilich auch wohl nie Aussicht hat, in die Sprache der gebildeten Kreise Eingang zu finden, dafür zu sprechen, daß in der That die Verbindung des Zeitworts gehören mit dem besitzanzeigenden Fürwort einzig und allein durch Einwirkung von „ist mein" entstanden ist. In den Kreisen des ungebildeten und viertelgebildeten Berlinertums wird nämlich der Ausdruck „der mirige" ganz gewöhnlich für „der meinige" gebraucht, was denn auch die etwas höher stehenden Kreise zuweilen in bewußter Weise nachahmen. „Wem gehört denn dieser Hut?" — „Erlauben Sie, das ist der mirige!" Wie hier die Wendung „der mirige" durch Einwirkung von „gehört mir", vielleicht unter Anlehnung an „der Ihrige", entstanden ist, so umgekehrt „gehört mein" durch Einwirkung von „ist mein".

In der zweiten Zeile unseres Spruches ist zu „sein" natürlich aus der ersten „gehört" zu ergänzen, so daß der Sinn ist: „Auch dem, der nach mir kommt, gehört es nicht."

In der dritten Zeile steht das Imperfektum „trug" in so auffallender Weise für das Präsens, das auch dem Versmaße nicht widerstreben würde, oder noch genauer für das Futurum, das allerdings nicht in den Vers paßt, daß ich die richtige Überlieferung oder Übertragung der Zeile aus der Mundart anzweifeln möchte. Bei dem Dritten wegen des Imperfektums an den zu denken, der v o r dem Sprechenden das Haus besessen hat, so daß der Sinn wäre „einen Dritten trug man schon hinaus", scheint mir schon deswegen unmöglich, weil der Sprechende, wie in Haussprüchen gewöhnlich, doch wohl der Erbauer, der erste Besitzer des Hauses ist. Es ist vielmehr offenbar der gemeint, der n a c h dem in der zweiten Zeile angedeuteten das Haus besitzen wird. Das Imperfektum ist nur so zu erklären, daß man annimmt, der Sprechende versetze sich in der Einbildung aus der Gegenwart in die entfernte Zukunft, in der auch der dritte Besitzer das Haus schon wieder verlassen hat, so daß er von dessen Zeit als einer vergangenen sprechen kann.

Perleberg. **F. Mertens.**

4.

## Zu „Da drobn aufm Berge.“

Weder in G. Meyers Essays, noch wo in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht von Schnaderhüpfeln oder Rundas die Rede ist, wie z. B. V, 422 xc., finde ich eine Variation angeführt, die mir beachtenswert erscheint.

Da drobn aufm Berge
Da steht ein Karßell (Karussell)
Da tanzt der Herr Pastor
Mit seiner Mamsell.

So lernten wir es vor vierzig Jahren von den Dorfkindern, so singt man es noch heute auf dem linken Havelufer halbwegs zwischen Werder und Brandenburg. Das Dorf heißt Deetz.

Manches in den Zeilen schien ja zu passen. Berge hatten wir unmittelbar beim Dorfe, natürlich nicht höher, als Havelberge eben sind. Da der Prediger des Orts bei seinem großen Haushalt seiner kränklichen Frau eine Wirtschafterin hielt, die allgemein die Mamsell hieß, so hatten wir vollauf Recht zu glauben, die Strophe wäre eigens für unser Dorf gedichtet. Daß wir den alten ehrwürdigen Herrn nie hatten tanzen sehen, am wenigsten aber ihm einen Tanz mit seiner Mamsell zugetraut hätten, störte uns weiter nicht, gab es doch ein lustiges, der Jugend zusagendes Bild, das übrigens unserer Ehrfurcht keinen Abbruch that. Bedenken aber erregte mir, wie ich mich deutlich erinnere, schon als Kind, daß das Karussell, wie wir es zu unserer Freude von Zeit zu Zeit unten vor dem Wirtshause erscheinen sahen, auf dem Berge stehen sollte. Aber es hieß einmal so, und so wurde es und wird es noch fleißig gesungen. Ich habe in letzter Zeit mich bei alt und jung nach dem Texte erkundigt, nie eine andere „Lesart“ zu hören bekommen und großes Erstaunen oder auch ungläubiges Lächeln mit der Belehrung hervorgerufen, daß es ursprünglich Kapell' geheißen habe. Ganz natürlich, kennt doch niemand in dieser rein protestantischen Gegend eine Kapelle, am wenigsten auf einem Berge. Wie dies Schnaderhüpfel sich so weit nach Nordosten hat verirren können, ob es dort schon vor der Reformation bekannt war, als es noch Kapellen gab, von denen allerdings keine Spur vorhanden ist, ob, was mir wahrscheinlicher vorkommt, das Karussell, das mit seinem fröhlichen Treiben zu dem Tanzen in den letzten Zeilen so gut zu passen scheint, seine Einführung in die Strophe hauptsächlich der Schwierigkeit, einen inhaltlich passenden Reim für das fremdländische „Mamsell“ zu finden, verdankt, das sind Fragen, deren Lösung zur Zeit wohl nur auf Vermutungen beruhen kann.

Berlin. **Ernst Wetzel.**

5.

## Sattelhof, Sattelmeier.

Am 6. August d. Js. fand in Herford eine aus allen Teilen des Kreises Herford besuchte Versammlung statt, um über die Errichtung eines Denkmals für den alten Sachsenherzog Wittekind zu beraten. Die anwesenden Herren aus Enger, der Stadt Wittekinds, in deren Kirche die angeblichen Gebeine Wittekinds ruhen, stimmten dafür, daß an diesem Orte das Denkmal errichtet werde; besonders eifrig die Inhaber der sieben „Sattelhöfe", die es noch in der Nähe von Enger giebt, die sogen. „Sattelmeier". Zeitungen, u. a. die Berliner Tägliche Rundschau vom 22. August 1895, geben dazu eine landläufige Erklärung dieser Ausdrücke, die mir auch sonst begegnet ist. Letztere bemerkt, daß die Sattelmeier Nachkommen derjenigen Männer seien, die immer treu zu ihrem Herren gehalten hatten und dafür mit Ländereien ausgestattet worden waren, auf denen sie sich ansiedelten. „Weil sie jeden Augenblick bereit sein mußten, ihrem angestammten Herren in den Kampf zu folgen, und deshalb ständig ein gesatteltes Pferd bereit hielten, wurden sie „Sattelmeier" genannt." Dagegen ist zu bemerken, daß die hochd. Übersetzung des niederd. Sadelhove, Sedelhove (bisweilen auch in zusammengezogener Form Salhove, Selhove) durch Sattelhof an und für sich zwar nicht unrichtig ist (denn sadel ist „das worauf oder worin man sitzt"), daß man aber dabei nicht an Sattel im besonderen Sinne als „Pferdesattel" denken darf. Die Ausdrücke sind übrigens nicht auf Westfalen beschränkt, sondern auch in Bayern begegnen Sedelhof, Sedelbauer und Sedelmaier (letztere beiden auch als Familienname noch heute[1]) in älterer Zeit öfter. Es werden als Sedelhöfe dort nachweislich solche Bauernhofe bezeichnet, die ehemals adlige Sitze waren. Sie waren ursprünglich steuerfrei und hatten auch in beschränktem Umfange die Gerichtsbarkeit. Weiteres über Bedeutung und Etymologie der Wörter findet sich in Schmeller-Frommanns Bayerischem Wörterbuch Bd. II, S. 223 (unter Sedel), sowie im Mittelbeutschen Wörterbuch von Schiller und Lübben Bd. IV, S. 6 flg. Hierher gehört auch das Eigenschaftswort sattelfrei. Im Bremischen Wörterbuch (1768) Bd. III, S. 571 wird bemerkt: Sadel-frij heißen die Güter, welche von „Ritterdiensten frei sind". Diese Erklärung des Wortes, offenbar durch den Gedanken an den Pferdesattel beeinflußt, ist nicht richtig; es

1) Für den Übergang des „Sedelmaier" aus einer Standesbezeichnung zum Familiennamen finden wir ein Beispiel in den Monumenta Boica X, 586, vom Jahre 1526: „Wie denselben Sedelhof jetz Ulrich Sedlmayr zu Affalterbach besitzt, und Leibrecht darauf hat."

bedeutet vielmehr „frei von Diensten und Abgaben, wie es eben ein Sadel(hof) ist.

Northeim. R. Sprenger.

---

Die Dresdner Innungen von ihrer Entstehung bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts von Max Flemming, Oberlehrer an der Annenschule zu Dresden. I. Teil, 308 S. Dresden, W. Baensch, Verlagsbuchhandlung. 1896.

Das im Januar dieses Jahres erschienene Heft der „Mitteilungen des Vereins für Geschichte Dresdens, gedruckt bei W. Baensch, Dresden, in Wirklichkeit 3 Hefte, das 12. bis 14. umfassend, bringt eine umfangreiche Arbeit über die Dresdner Innungen von Realgymnasial-Oberlehrer Flemming. Sie behandelt die Entwicklung der Dresdner Innungen von ihrer Entstehung bis zum Ausgang des 17. Jahrhunderts. In einem 2. Teil sollen die inneren Zunfteinrichtungen besprochen werden. Das Material zu der vorliegenden Arbeit ist zweifellos mit außerordentlicher Mühe und größtem Fleiße aus dem Königlichen Hauptstaatsarchiv, dem Dresdner Ratsarchiv und den Archiven der Dresdner Innungen zusammengesucht. In der Einleitung wird ein Überblick über die allgemeine Entwicklung der deutschen Innungen gegeben. Der Verfasser weist dabei darauf hin, daß der Verfall der Zünfte seine Wurzeln in uralten Zunfteinrichtungen hatte, die in den älteren Zeiten vortrefflich paßten, den erweiterten Verhältnissen der späteren Zeiten aber nicht entsprachen, jetzt vielmehr durch die Selbstsucht der Meister zur Beseitigung unbequemer Konkurrenz ausgenutzt wurden, während eine gleichzeitig eintretende Verknöcherung der althergebrachten Gebräuche jene den letzten Jahrhunderten charakteristische Erstarrung des Zunftwesens herbeiführte. Im ersten Abschnitt spricht der Verfasser über die Aufstellung schriftlicher Ordnungen überhaupt und deren Konfirmation, wobei von besonderem Interesse der Nachweis ist, wie allmählich beim Erstarken der landesherrlichen Macht die Innungen die kurfürstliche Bestätigung ihrer Ordnungen der Ratskonfirmation vorzogen.

Der zweite Abschnitt behandelt die Entstehung der Dresdner Innungen. Hier bemüht sich der Verfasser das Jahr nachzuweisen, wann in jeder Innung die erste Ordnung aufgestellt wurde. Mit Recht sieht der Verfasser in demselben das eigentliche Gründungsjahr, wiewohl er darauf hinweist, daß sich schon längst feste Zunfteinrichtungen entwickelt hatten, bevor sie in schriftlichen Ordnungen festgelegt wurden. Wie Dresden selbst, so haben sich auch seine Innungen später entwickelt, als in anderen Städten. Selbst die ältesten entstanden erst in einer Zeit,

in der das deutsche Handwerk im allgemeinen seinen Höhepunkt erreicht hatte, weshalb auch der Kampf um die Städteverwaltung hier erst im 15. Jahrhundert durchgefochten wurde. Die älteste Innung dürfte die der Tuchmacher sein, die einzige, die ihre Entstehung vielleicht schon dem 14. Jahrhundert verdankt. Um 1400 oder bald nachher entstanden die Innungen der Schuhmacher, Schneider, Schmiede, Kürschner und Bäcker. Auffallend wenige Innungen kommen im Laufe des 15. Jahrhunderts hinzu, die der Müller 1434, der Fleischer, Büttner und (1472) der Leineweber. Am stärksten ist die Zunahme unter der Regierung der Kurfürsten Moritz und August (24 Innungen), hervorgerufen durch die gleichzeitige Zunahme der Einwohnerzahl, durch die großartige Bauthätigkeit, die damals in der Stadt herrschte, durch die Fürsorge der beiden Fürsten für das Wohl des Landes, durch die damalige politische Machtentfaltung Sachsens, wie durch die Vereinigung Alt- und Neu-Dresdens. Wenige (15 im ganzen) kamen in der folgenden Zeit bis 1700 noch hinzu.

Der dritte Abschnitt behandelt die Vereinigung mehrerer Zünfte zu einer Innung. Der Verfasser unterscheidet hier von denjenigen reinen Stadtinnungen, die lediglich Dresdner Meister gleichen Handwerks umfaßten, Innungsgruppen, in denen verwandte Dresdner Handwerke vereinigt sind, Dresdner Innungen mit vereinzelten Landmeistern, endlich Landinnungen, bei denen entweder bestimmte Städte oder Gebiete einer Haupt- oder Kreislade untergeordnet sind, oder die verbundenen Städte in der Hauptsache volle Selbständigkeit behielten. Die Landinnung denkt sich der Verfasser ähnlich wie die mittelalterlichen Bauhütten entstanden. Die Ausbreitung solcher Handwerke ging von gewissen Mittelpunkten, größeren Städten, aus. Die allmähliche Ausbreitung der Kultur veranlaßte zunächst einzelne Meister, sich in anderen Städten niederzulassen. Sie hielten sich als „Landmeister" zu ihrer Mutterinnung. Mit ihrer Vermehrung verlor allmählich die Mutterinnung den Charakter einer Stadtinnung, die Vereinigung wurde zur Landinnung, die „Mutterlade" wurde zur „Hauptlade", unter der zuweilen mehrere „Nebenladen" standen, die selbst wieder zu Kreisladen wurden, wenn auch sie wieder die Herrschaft über ein größeres Gebiet ihrer Umgebung gewannen.

Besonders eingehend wird bei diesen Landinnungen, von welchen natürlich nur die zur Sprache kommen, bei denen Dresden beteiligt war, das Verhältnis der verbundenen Zünfte zu einander dargelegt. Die Herrschaft der Hauptlade bestand hauptsächlich in der obersten Entscheidung über alle Handwerksangelegenheiten, die der Kreislade dagegen darin, daß vor ihr für alle einbezirkten Städte Meisterrecht erworben, Lehrjungen aufgedingt und losgezählt werden mußten.

Der 4. Abschnitt behandelt die „geschlossenen“ Innungen, in denen eine obere Grenze der Meisterzahl festgesetzt war. Durch die Ordnungen geschah das direkt bei den Barbieren, welche die Zahl 10 nicht überschreiten sollten. Freilich ist diese Zahl in der Zeit nach dem Dreißigjährigen Kriege durch kurfürstliche „Begnadungen“ meist überschritten worden. Bei den Badern scheint die Schließung, die auch in den Ordnungen nicht direkt ausgesprochen ist, mehr durch den Brauch, vielleicht auch durch städtische Privilegien — die Badestuben waren meist Stadteigentum — herbeigeführt worden zu sein. Bei den Fleischern ist sie dadurch erfolgt, daß die Ausübung des Handwerks an den Besitz einer der vorhandenen, vom Rate gebauten Bänke geknüpft war. Ausführlich werden die Folgen besprochen, die die Schließung für Vererbung, Preis der Bänke u. s. w. hatte.

In einem Anhang sind alle vom Verfasser bei der Sammlung des Materials gefundenen Angaben über die Stärke der Innungen zusammengestellt, die, so lückenhaft sie auch nur sein können, doch einen Überblick über das Wachsen und Schwinden der Meisterzahl in den einzelnen Handwerken gewähren. Endlich ist im letzten Absatz noch der Streit zwischen Neu- und Alt-Dresdner Fleischern besprochen, der durch die Einverleibung Alt-Dresdens hervorgerufen wurde.

Flemmings Arbeit ist die Frucht langjährigen Quellenstudiums; jede Seite liefert von dem staunenswerten Fleiße dieses Gelehrten schlagende Beweise. Zum weitaus größten Teile wurden die vorhandenen Akten auch zum ersten Male benutzt, sodaß die Lokalgeschichte in Bezug auf die Kenntnis des behandelten Gegenstandes eine außerordentliche Bereicherung erfahren hat. Hohe Anerkennung verdient sodann die von dem Verfasser bewirkte Sichtung des vorhandenen Materials; was die Überlieferung bot, war offenbar eine Fülle von Einzelheiten, aus der erst durch eingehende wissenschaftliche Untersuchung allgemeine Gesichtspunkte, von denen wir einige in der vorliegenden Besprechung hervorgehoben haben, gewonnen werden mußten. Wer ferner mit der Form der Überlieferung des Innungswesens vergangener Jahrhunderte einigermaßen vertraut ist, der wird die Riesenarbeit des Verfassers zu würdigen wissen, bei der er durchaus nicht auf einfache Benutzung der Quellen angewiesen war, die vielmehr an seine Leistungsfähigkeit in Bezug auf Konjekturalkritik und Interpolationswesen gewaltige Anforderungen gestellt hat. Während auf diese Weise der Fachmann an Flemmings Schrift seine helle Freude haben muß, dürfte doch auch das allgemeine Interesse an derselben im hohen Grade in Anspruch genommen werden, in einer Zeit nämlich, wo man der Förderung des deutschen Handwerkes von privater Seite und in öffentlichen Kreisen wieder lebhafte Teilnahme

zuwendet. In dieser Richtung wird zweifellos auch der zweite Teil sehr schätzbares Material bringen; aber die Grundlagen sind in dem vorliegenden bereits geschaffen, und zwar in einer Weise, daß es wenige deutsche Städte geben wird, deren Innungswesen in so gründlicher wissenschaftlicher Darstellung niedergelegt worden ist.

Dresden. **Hermann Unbescheid.**

Unter den Schulprogrammen des Jahres 1895, welche bisher von der Teubnerschen Sammelstelle versandt worden sind, befindet sich eine recht beträchtliche Anzahl solcher, die den deutschen Unterricht behandeln. Die außerordentliche Bedeutung, welche jetzt allgemein dem deutschen Unterricht beigelegt wird, findet in den Programmen einen kräftigen Widerhall. Der folgenden Besprechung lege ich drei Programme zu Grunde, welche die Lektüre in den oberen Klassen behandeln. Eine weitere Besprechung von Abhandlungen, die den deutschen Unterricht betreffen, behalte ich mir vor.

Herzogliches Gymnasium zu Helmstedt. Oberlehrer Dr. Wagenführ: Die Lektüre des Nibelungenliedes und der mittelhochdeutsche Unterricht auf dem Gymnasium.

Die Abhandlung bringt als Einleitung einige allgemeine Ausführungen über die Notwendigkett einer nationalen Erziehung. Schon Herder hat darauf hingewiesen, daß der nationale Charakter unserer Schule schärfer betont werden müsse. Die Herbartsche Schule hat stets hervorgehoben, daß die Grundlage des Unterrichts die nationale Überlieferung ist. Diese Schule hat aber nicht nur gezeigt, daß das nationale Element in die Mitte zu stellen sei, sondern sie hat auch die Wege gezeigt, die eine in gutem Sinne nationale Erziehung gehen muß. Der Gesinnungsstoff, das Familien-, Heimats- und Vaterlandsgefühl, das Ethisch-Nationale müssen auf Gefühl, Herz und Gemüt des Schülers einwirken. In erster Linie ist ein ethisches Thema dem Schüler sympathisch, daher seine Vorliebe für die Odyssee, das hohe Lied des Heimwehs. Da also Liebe zur Heimat der Ausgangspunkt der Jugenderziehung werden muß, so müssen wir unsere Jugend in die Jugendzeit unserer Nation einführen, wenn auch die komplizierten Verhältnisse des Mittelalters dem Schüler weit größere Schwierigkeiten bieten als die einfacheren Verhältnisse des klassischen Altertums. Das Altertum soll der Jugend nicht vorenthalten werden, aber die Jugend besitzt die Wurzeln ihrer Kraft in dem heimatlichen Boden.

Das Nibelungenlied ist am besten in der Obersekunda zu behandeln, wie es die neuen preußischen Lehrpläne vorschreiben, für die Unter-

prima, in welche manche die Behandlung des Nibelungenliedes verlegt haben möchten, eignet sich am besten außer Prosalektüre die Lyrik Goethes, Klopstocks und Walthers, welcher letztere vielfach zur Vertiefung für manche aus dem Nibelungenliede geschöpfte Anschauungen herangezogen werden kann. Die Gliederung des Unterrichts wird am besten unter Zugrundelegung der Herbartschen Formalstufen erfolgen, deren Berechtigung nicht bestritten werden kann. Der Verfasser wendet sich demnach zur Stufe der Vorbereitung. Sie hat mit einer zusammenfassenden Rückschau zu beginnen, bei welcher im Anschluß an die bereits vorhandenen Vorstellungen die Aufmerksamkeit sowie die rechte Stimmung für das Aufzunehmende zu erwecken ist. Der Begriff des Mythischen ist zu vertiefen, die Verbindung mythischer Vorstellungen mit historischen Überlieferungen, woraus die nationale Sage entsteht, ist dem Schüler klar zu legen. Zu diesem Zwecke ist an die Persönlichkeiten Siegfrieds und Brunhildes sowie an die Bedeutung des Hortes anzuknüpfen und zu zeigen, wie ursprünglich die Kräfte und Gesetze der Natur als lebendige Wesen aufgefaßt wurden und wie sich das Volk aus der Natursymbolik zur Freiheit menschlicher Handlungen aufschwang. Siegfried ist ursprünglich der lichte Himmelsgott, früh muß seine Lichtgestalt verbleichen wie der schöne Lenz. Alles Mythologische, was für das Verständnis des Nibelungenliedes von Belang ist, muß teils durch Fragen reproduziert werden, teils durch Hinweise und kurze Andeutungen erhellt werden. Dahin gehören Asen, Walküren, Hort, Niflheim, Alberich, Tarnkappe u. a. Namentlich wird auf die Idee des Hortes näher einzugehen sein. In seiner physisch-elementaren Bedeutung als der liebliche, lebenerweckende Sonnenschein ist er ein integrierender Teil des Siegfriedmythus und versinnbildlicht, indem er von der finsteren Wetterwolke verschlungen wird, den ewigen Kontrast von Licht und Finsternis. Wie die Begriffe des Lichts und der Finsternis aber schon nach altarischer Anschauung auf das Sittliche (gut und böse) bezogen sind, so liegt auch dem Hort eine wesentlich ethische Idee zu Grunde. Diese ist, indem die Anschauungen einer spätern Zeit umgestaltend auf sie einwirkten, weiter entwickelt infolge der physischen Ähnlichkeit, welche zwischen Gold und Sonnenschein besteht. Diese wird durch die Bedeutung, welche Sonne und Gold fürs Menschenleben haben, so gehoben, daß zu der Zeit, in welcher das moralische Interesse stärker hervorzutreten begann, der ursprüngliche Inhalt von der Trauer um den entschwundenen Sonnenschein sich vergröberte; das Gold trat an die Stelle der Sonne. Der Gedanke, daß dem Frohsinn bringenden Sonnenschein die Nacht, daß dem Sommer der Winter folgt, setzte sich um in den Gedanken, daß das Gold Unglück und Verderben nach sich zieht.

Nachdem gezeigt worden ist, aus welcher tiefen Naturauffassung der Mythus entstanden ist, ist aus Sage und Geschichte alles das zu reproduzieren und zu ergänzen, was über die verschiedenen Sagenkreise im Erfahrungskreise der Schüler bereits vorhanden ist. Namentlich ist darauf hinzuweisen, wie die Sage in dem Bestreben nach Fort- und Umbildung des Stoffes das eine mit dem andern zu verknüpfen und die Schicksale ihrer Helden miteinander zu verweben sucht, indem sie, weiter dichtend, das Ganze mit dem Zauber der Phantasie umkleidet. Der Träger dieser Weiterbildung aber ist der Volksgeist, der uns zugleich das ganze geistige Leben des Volkes in seiner Weiterentwicklung widerspiegelt. Allmählich wird der Sagenstoff das fast ausschließliche Eigentum der Sänger, die, zugleich Dichter und Komponisten, die verschiedenen Teile des Stoffes durch individuelle Thätigkeit dem Geschmack ihrer Zeit gemäß dichterisch umbilden. Damit gelangen wir zur Betrachtung des Nibelungenliedes in seiner jetzigen Gestalt, und es gilt nunmehr, nachdem gezeigt ist, ein wie weiter Weg vom Mythus zum Epos führt, den Begriff des letzteren zu erarbeiten und auf die Bedeutung und Entstehung des Nibelungenliedes einzugehen. Den Begriff des Epos, das für Sekunda ein Konzentrationszentrum ist, kennen die Schüler. Es erübrigt nur, in Form einer litterargeschichtlichen Orientierung die verschiedenen Unterabteilungen des Epos, namentlich den Gegensatz zwischen Volks- und Kunstepos herausfinden zu lassen und einen Ausblick auf das höfische Epos und von diesem auf die höfische Lyrik zu gewinnen. Hat sich dann herausgestellt, daß allen epischen Dichtungen im wesentlichen dieselben ethischen Grundbegriffe wie Mannesmut, Heldenehre, Gehorsam, treue Pflichterfüllung u. s. w., zu Grunde liegen, so ist nunmehr auf das Nibelungenlied insofern einzugehen, als kurz die Grundidee mit ihrem Reichtum an Motiven und Konflikten klarzulegen ist. Da diese aber dem Rittertum angehören und überhaupt das ganze Epos im Gewande des Rittertums erscheint, so ist hiermit in Verbindung auch noch kurz die Frage der Abfassung zn berühren, die zu den wichtigsten der Vorbesprechung gehört. Die Ausführungen des Verfassers über die Besprechung der Entstehung des Nibelungenliedes bieten nichts Neues. Da ich dem Leser zeigen wollte, was nach der Ansicht des Verfassers der Abhandlung alles in die Vorbesprechung gehört, habe ich diesen Teil der Programmschrift recht ausführlich, meistens mit den eigenen Worten des Verfassers wiedergegeben. Über die weiteren Formalstufen kann ich mich kürzer fassen.

Mit Recht verwirft der Verfasser den Gebrauch der Simrockschen Übersetzung mit dem fremdartigen Reckendeutsch, die Übertragung von Legerlotz scheint ihm den Anforderungen der Schule am besten zu ent-

sprechen. Freilich meint der Verfasser, daß eine ideale, allen Anforderungen in Bezug auf Richtigkeit, Wohllaut, sinnliche Frische genügende Übersetzung zu den unlösbaren Aufgaben gehört. Das dürfte wohl niemand bestreiten, da eine Übersetzung niemals das Original erreichen kann. Teilweise aus solchen Erwägungen ist ja auch die (freilich etwas schüchterne) Wiedereinführung des Mittelhochdeutschen herbeigeführt. Übrigens bemerke ich, daß der Verfasser auf den zweiten Teil seines Themas, den mittelhochdeutschen, nicht eingeht, sondern dieses Thema auf eine spätere Abhandlung verschiebt.

Die Stufen der Darbietung und der Vertiefung behandelt der Verfasser in sehr ausführlicher Weise, doch treten dabei neue Gesichtspunkte nicht hervor. Auf der Stufe der Verwertung (Anwendung) ist mit Homer zu vergleichen. Der Verfasser führt aus: Natürliche Konzentrationspunkte zu einem Vergleich des Nibelungenliedes mit Homer und Vergil ergeben sich schon dadurch, daß diese ebenfalls in die Heroenzeit ihrer Völker einführen und deren tapfere Thaten, Vorzüge und Fehler schildern, wie denn überhaupt die Kongenialität der Dichtungen, die durch die Jugendzeit der Völker bedingt wird, ähnliche Verhältnisse und Zustände schafft. Von diesem Gesichtspunkte aus hat eine zweite (vorwiegend häusliche) Lesung der Dichtung stattzufinden, an welche sich dann eine fruchtbare und fließende Repetition anknüpft, in deren Verlauf alles, was nach dem Gesetze der Ähnlichkeit oder des Gegensatzes Anklänge an das Nibelungenlied aufweist, zusammenzutragen ist. Dabei soll die Schule aber nicht allgemeine ästhetische Urteile herausfordern, sondern unter Berücksichtigung der in der Natur der Sache liegenden Verschiedenheiten für beide Teilnahme zu erwecken suchen.

Die Lektüre der Abhandlung Wagenführs möchte ich allen, die sich für den Gegenstand interessieren, dringend empfehlen. Der Verfasser, ein begeisterter Anhänger der Formalstufen, will offenbar zeigen, wie das umfangreiche Nibelungenlied, das doch in vielen Punkten der künstlerischen Einheit entbehrt, nach den Formalstufen zu behandeln ist, und es läßt sich nicht leugnen, daß er seine Aufgabe in erschöpfender Weise gelöst hat.

Wenn der Verfasser jedoch meint, daß die Berechtigung der Formalstufen nicht in Zweifel gezogen werden könne und somit auch das Nibelungenlied streng nach diesen Stufen behandelt werden müsse, so kann ich ihm nicht beistimmen. Die Strenge, mit welcher der Verfasser die einzelnen Stufen auseinanderhält, führt zum Schematismus. Dem Schema zu liebe werden alle Vergleiche mit Homer, die sich doch zum größten Teil bei der Darbietung ungezwungen ergeben, auf die Stufe der Anwendung verschoben. Von diesem Gesichtspunkte aus findet sogar eine

zweite Lesung statt, die nach meiner Ansicht einen guten Teil des poetischen Hauches wieder nimmt, den die erste Lesung in die Seele des Schülers legte. Von einem bestimmten Gesichtspunkte aus soll der Schüler ein poetisches Werk überhaupt nicht lesen. Unsere heutige Pädagogik steht unter dem Zeichen der Formalstufen, doch habe ich die Empfindung, daß die in ihren Grundzügen so gesunde Herbartsche Lehre allmählich zu einem starren System wird, das die natürliche Hingabe des Lehrers bei der Behandlung einer Dichtung ernstlich zu gefährden droht. Ich habe gefunden, daß die Lektüre der Uhlandschen Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter eine viel bessere Vorbereitung für die Behandlung unserer Dichtung ist, als alles sorgsame Einteilen nach Formalstufen.

Auch möchte ich wesentliche Punkte, die der Verfasser in der Vorbesprechung erledigt, der Darbietung (Erklärung) überweisen. Der Schüler, dem in der Vorbesprechung bereits alle Beziehungen der Siegfried- und Brunhildengestalt zum Naturleben klargelegt sind, wird die Dichtung nicht mehr mit der durchaus nötigen Unbefangenheit und Frische genießen. Ich glaube, der Lehrer wird besser thun, solche Hinweise gelegentlich bei der Darbietung zu geben, wenn auch dadurch das System der Formalstufen durchbrochen wird. Allerdings läßt sich keine Regel darüber aufstellen, wo solche Exkurse am Platze sind, der Lehrer, der auf die Stimmung seiner Schüler zu achten weiß, wird den richtigen Augenblick schon zu finden wissen.

Schließlich möchte ich nochmals die Lektüre der Wagenführschen Schrift empfehlen. Mag man auch mit manchen Prinzipien nicht ganz einverstanden sein, so wird man reichlich entschädigt durch die außerordentliche Frische, welche die ganze Abhandlung durchweht. Man sieht es der Abhandlung an, daß der Verfasser, von innigster Liebe zu unserem nationalen Epos beseelt, an der Hand des Nibelungenliedes unsere Jugend zu echtem Deutschtum erziehen will.

Großherzoglich hessisches Gymnasium zu Gießen; Gymnasiallehrer Dr. Clemm: Uhlands Trauerspiel „Ernst, Herzog von Schwaben“ als dramatische Anfangslektüre im Gymnasium, I. Teil.

Der Verfasser hält den Herzog Ernst für die beste dramatische Anfangslektüre im Gymnasium, er bedauert, daß in Preußen die Uhlandschen Dramen nicht in den Unterricht einbezogen worden sind. Am Herzog Ernst läßt sich vor allen Dingen der Begriff des Tragischen dem Schüler vermitteln, auch die Einfachheit im Aufbau der Handlung läßt das Drama besonders geeignet erscheinen, um an ihm die Grundbegriffe aus der Technik der dramatischen Kunst zu erlernen. Aus diesen Gründen sollte

der Herzog Ernst an den Anfang der dramatischen Lektüre im Gymnasium gestellt werden.

Ich muß diesen Ausführungen des Verfassers auf das Entschiedenste widersprechen. Nach meiner Ansicht eignet sich Herzog Ernst für die dramatische Anfangslektüre durchaus nicht. Es ist möglich, daß sich aus dem Herzog Ernst der Begriff des Tragischen besonders leicht ableiten läßt, aber dieser Begriff kann dem Schüler bei seiner ersten dramatischen Lektüre überhaupt noch nicht klar gemacht werden, dazu steht der Schüler dem Drama noch viel zu befangen gegenüber. Für die dramatische Anfangslektüre eignet sich überhaupt keine Tragödie, ein Schauspiel (Tell) wird den Schüler viel leichter und sicherer in die dramatischen Grundbedingungen einführen. Der Verfasser giebt selbst zu, daß von manchen Litterarhistorikern der Wert der Uhlandschen Dramen recht gering geschätzt werde, doch kommt das nach seiner Ansicht nicht sehr in Betracht. Nach meiner Ansicht wiegen die Bedenken dieser Litterarhistoriker sehr schwer, und der Pädagog darf die kostbare Zeit der Schule nicht auf ein dramatisch minderwertiges Werk verwenden, nur weil aus demselben der Begriff des Tragischen und die Grundbegriffe der Technik besonders leicht abgeleitet werden können. So sympathisch der treue Ernst ist, ein dramatischer Held ist der Uhlandsche Herzog nicht, dazu fehlt ihm die aktive Energie, die einem dramatischen Helden niemals fehlen darf. Auch die Art der „vorbereitenden Vorbesprechung“ des Verfassers kann ich nicht billigen. Er verlangt, daß etwa 3—4 Wochen vor Beginn der eigentlichen Behandlung des Dramas dem Schüler die Aufgabe zu stellen sei, daß bis dahin ein zweimaliges Lesen erfolgt und der Inhalt soweit angeeignet sein muß, daß eine Erzählung der im Stück aufeinanderfolgenden Ereignisse aus dem Gedächtnis stattfinden kann. Weiter verlangt der Verfasser von der vorbereitenden Lektüre zu Hause, daß jeder wissen soll, welche Personen die Hauptrolle in der Handlung des Stückes spielen, wie ihr Verhalten zu einander im allgemeinen ist, auf welchen Schauplätzen und in welcher Zeit die Ereignisse stattfinden; endlich muß er die hauptsächlichsten zeitgeschichtlichen Strömungen kennen, unter deren Einfluß sie sich vollziehen.

Das alles soll der Schüler bereits können und wissen, wenn die Behandlung des Dramas in der Klasse beginnt! und noch dazu ein Schüler, der noch niemals ein Drama gelesen hat, also auch gar nicht weiß, wie ein solches Kunstwerk zu lesen ist. Aber nehmen wir einmal an, die fragliche Klasse bestände aus solchen Wunderkindern, die den häuslichen Anforderungen des Herrn Dr. Clemm genügten, soll man dann das Drama in der Klasse nochmals lesen? Wird der Schüler der Lektüre noch mit der nötigen Teilnahme folgen, nachdem der Inhalt

des Dramas bereits in der Klasse erzählt worden ist? Der Verfasser der Abhandlung geht auf diese Punkte nicht mehr ein, da das vorliegende Programm nur der „vorbereitenden Vorbesprechung" gewidmet ist, die weitere Besprechung wird das Programm des nächsten Jahres bringen.

Der Verfasser geht dann auf die eigentliche Vorbesprechung ein. Er giebt einen ausführlichen Überblick über die Entstehung des Dramas, geht in sehr gründlicher Weise auf die Quellen ein, welche Uhland benutzte, und untersucht, was Uhland änderte und ändern mußte, um den Stoff zu einem dramatischen zu machen. Diese sehr lesenswerten Ausführungen sind auch von pädagogischem Standpunkte aus unangreifbar, da der Verfasser selbst erklärt, daß er das Material vollständig gebe, damit der Lehrer das wirklich Wichtige auswählen könne.

Königl. Gymnasium zu Tilsit, Oberlehrer Kurschat: Welche Berücksichtigung verdient die deutsche Dichtung des neunzehnten Jahrhunderts im deutschen Unterricht auf der Prima höherer Lehranstalten?

In der Einleitung führt der Verfasser aus, daß die Fin-de-siècle-Stimmung, diese aus Nervosität und Übersättigung zusammengesetzte Krankheit, auch in der Litteratur nach Deutschland überzugreifen droht. Zwar wird der gesunde Sinn unserer Jugend einer solchen Richtung nicht so leicht zum Opfer fallen, aber es ist an der Zeit, daß sie durch einen richtig geleiteten Unterricht in den Stand gesetzt werde, den Gang der deutschen Litteratur bis auf die unmittelbare Gegenwart im Zusammenhange zu überschauen und ihre hervorragendsten Vertreter aus ihren besten Werken kennen zu lernen. Die Stufe, auf der diese Kenntnis zu vermitteln ist, kann nur die Prima sein. Den Klassikern, die der Verfasser übrigens durchaus nicht zurückdrängen will, fehlt die lebendige Beziehung zur Gegenwart, auch aus den Dichtern der Befreiungskriege, den Romantikern, Chamisso, Uhland und Geibel, kann der Primaner sich kein vollständiges Bild über diejenigen Strömungen verschaffen, die das geistige Leben unseres Jahrhunderts in Deutschland erfüllt und bestimmt haben. Auch der Einwand, die nachklassische Zeit, die Zeit des litterarischen Epigonentums, verdiene keine eingehende Berücksichtigung, ist zurückzuweisen. Wenn auch kein einzelner Dichter der nachklassischen Zeit sich mit den großen Klassikern messen kann, in der Gesamtheit haben wir herrliche Schöpfungen auf allen Gebieten der Dichtung aufzuweisen, die selbst den besten Werken Schillers und Goethes an die Seite gestellt werden dürfen und daher würdig sind, Anteil an der Jugendbildung zu erhalten. In der nachklassischen Zeit hat sich

immermehr die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß die wahre Schilderung deutschen Wesens die Hauptaufgabe deutscher Dichtung sein müsse. Der Verfasser sucht dann nachzuweisen, daß die neuern Dichter in der Richtung auf das Nationaldeutsche und in der Förderung der Naturwahrheit keineswegs in einen Gegensatz zu Schiller und Goethe getreten sind, wenigstens hat man kein Recht, zwischen der Dichtung des 19. Jahrhunderts und der klassischen feindliche Gegensätze anzunehmen. Ob dem Verfasser dieser Beweis vollständig gelungen ist, lasse ich dahingestellt sein. Mir scheint, daß in Bezug auf das Nationaldeutsche ein starker Gegensatz zwischen Goethe und den Neuern und in Bezug auf das Naturwahre zwischen Schiller und den Neuern sich nicht verkennen läßt. Doch ist das hier nicht von großer Bedeutung.

Der Verfasser sucht dann nachzuweisen, daß unsere Primaner durchaus in die neuere Litteratur eingeführt werden müssen, und schließt diese Ausführungen mit den folgenden beherzigenswerten Worten: „Es ist nur zu natürlich, daß der die Schule Verlassende zunächst nur das in der deutschen Litteratur für bedeutend hält, was man ihm im deutschen Unterricht vorgeführt hat; das Übrige muß wohl geringeren Wertes sein, es kann wohl mit jenem keinen Vergleich aushalten, sonst hätte es ihm der gewissenhafte Lehrer nicht vorenthalten dürfen. Bald lernt er aber dieses oder jenes Werk der neuern Litteratur kennen, das ihm an Formvollendung mit einer Schillerschen oder Goetheschen Dichtung wetteifern zu können, an packendem Inhalt eine solche zu übertreffen scheint. Was muß die Folge sein? Eine einseitige Überschätzung des Gelesenen, dessen Stellung innerhalb des Rahmens der deutschen Litteraturentwicklung ihm unbekannt ist, Erstaunen darüber, daß ihm darüber früher nichts mitgeteilt worden, endlich der Schluß: Es ist also nicht richtig, daß nur die Klassiker etwas zu gelten haben, und Verwerfung des ihm in der Schule überlieferten Urteils."

Bei einer Kritik des neuen Lehrplans für das Deutsche kommt der Verfasser zu dem Schlusse, daß das letzte Semester in der Prima der deutschen Dichtung des 19. Jahrhunderts vorbehalten bleiben kann, ohne die klassische Zeit wesentlich zu schädigen. Natürlich soll man dem Schüler nicht eine sinnverwirrende Masse von Namen, Daten und Büchertiteln geben, sondern die wichtigsten geistigen Vertreter des genannten Zeitabschnitts herausheben, aus ihrem Leben das Wichtigste mitteilen und ihre bedeutendsten Werke teils in der Klasse, teils zu Hause lesen lassen. Der Verfasser giebt nun einen Plan für die Behandlung der Litteratur des 19. Jahrhunderts: Die Bedeutung der Romantiker ist zu erörtern, zu lesen ist von ihnen in der Schule nichts. Von den Romantikern aus ist auf die vergleichende und deutsche Sprachwissenschaft hinzuweisen

(Bopp, Grimm). Heinrich von Kleist ist ausführlicher zu behandeln, sein Charakter, sein Patriotismus sind zu würdigen, Hermannsschlacht und Prinz von Homburg sind eingehend zu behandeln. Arndt, Schenkendorf und Körner sind dem Schüler schon teilweise bekannt. Grillparzer wird am besten an die Behandlung von Goethes Iphigenie angeschlossen. Uhland, Rückert, Chamisso sind eingehend zu besprechen. Von Immermann ist der Oberhof privatim zu lesen. Die Bestrebungen des jungen Deutschlands müssen charakterisiert werden. Bei Gutzkow ist auf seine Romane nicht einzugehen, von seinen Dramen: Urbild des Tartüffe, Zopf und Schwert, Uriel Acosta ist wenigstens eins zu lesen, der Königslieutenant eignet sich zu einem Aufsatz, in dem untersucht wird, wie Gutzkow seine Quelle benutzt hat. Laube (Graf Essex, Karlsschüler), Hebbel (Lyrik, Nibelungen), Jordan (Nibelungen), Geibel sind eingehend zu behandeln. Die Behandlung des Romans hat von Willibald Alexis auszugehen und Berthold Auerbach, Stifter (Studien, Bunte Steine), Fritz Reuter (sein Lebensgang, Ut mine Stromtid), Gustav Freytag (Romane, aber auch die Journalisten), Gottfried Keller (der grüne Heinrich, Leute von Seldwyla, Martin Salander), Scheffel zu umfassen. Den Schluß möge die Lektüre eines Dramas von Wildenbruch bilden (Quitzows, Der neue Herr).

Der Verfasser glaubt, diesen umfangreichen Stoff in einem Semester bewältigen zu können und schlägt die folgende Zeiteinteilung vor: Romantik 2 Stunden, Kleist 3, Dichter der Befreiungskriege 2, Uhland und Rückert je 1, Chamisso 2, Platen und Immermann 2, Hoffmann von Fallersleben, Dingelstedt, Freiligrath, Gutzkow und Laube zusammen 8, Hebbel 3, Jordan 1, Geibel 2, Alexis 3, Auerbach 1, Stifter 2, Reuter 2, Freytag 4, Keller 2, Heyse 2, Scheffel und Wildenbruch je 3, die Moderne und Schlußbetrachtung 1 Stunde.

Über Einzelheiten dieser Vorschläge läßt sich gewiß streiten, aber sicherlich hat der Verfasser einen Plan aufgestellt, der sehr diskutabel ist, wenngleich er sich wohl nicht so bald zu einigen maßgebenden Zeilen der Lehrpläne verdichten dürfte.

Altona. P. Blunk.

## Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie 1896, Nr. 3. März: Reinhold Köhler, Aufsätze über Märchen und Volkslieder. Aus seinem handschriftlichen Nachlaß herausgegeben von Johannes Bolte und Erich Schmidt, besprochen von A. Schullerus. (R. Köhlers hinterlassene Aufsätze erwecken auch in denen, die dem seltenen Manne persönlich nicht näher gestanden haben, das rührende Bild des bescheidenen, vielwissenden Gelehrten, wie es in der stimmungsvollen Lebensskizze Erich

Schmidts, die aus der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde hier wieder abgedruckt erscheint, entgegentritt.) — Paul Rothe, Die Konditionalsätze in Gottfrieds von Straßburg Tristan und Isolde, besprochen von H. Reis. — Angelus Silesius, Cherubinischer Wandersmann, herausgegeben von Georg Ellinger (Braunes Neudrucke 135—138), besprochen von Albert Leitzmann. (In der Vorrede zu der vorliegenden Neuausgabe von Schefflers cherubinischem Wandersmann hat Ellinger die Resultate reicher und tiefgehender Studien niedergelegt und Schefflers Dichtung eigentlich zum erstenmal eingehend wissenschaftlich behandelt.) — Friedrich von Westenholz, Die Tragik in Shakespeares Coriolanus, besprochen von Ludwig Proescholdt. (Die Art, wie W. seine Auslegung begründet, ist beweiskräftig und bindend.)

Euphorion III, 1: K. Burdach, Rudolf Hildebrand. Worte der Erinnerung gesprochen bei der Einweihung seines Denkmals auf dem Johannisfriedhofe in Leipzig am 13. Oktober 1895. — Th. Wiedemann, Leopold von Ranke über das Trauerspiel von Friedrich von Uechtritz „Alexander und Darius". — R. Steig, Aus Emanuel Geibels Jugendzeit. — A. Englert, Eine Vorrede von Fischart. — J. Collin, Gedanken über Goethes Götz und Faust. — O. Francke, Karl August Böttiger, seine Anstellung als Gymnasialdirektor in Weimar und seine Berufungen. — A. Leitzmann, Zu Wilhelm von Humboldt. 1. Zum Briefwechsel mit Schiller. — E. Castle, Nicolaus Lenaus „Savonarola". 1. Entstehungsgeschichte. — Miscellen: M. Rubensohn, Filiationen, I—X. — R M. Meyer, Litterarhistorische Bemerkungen: I. Zu Goethe: 1. Der sokratische Schuster. 2. Angeraucht Papier. 3. Das verfluchte Bim-Baum-Bimmel. 4. Es waren, die den Vater auch gekannt. 5. Die Erfahrung in der Disputationsscene. 6. Blumenwinderinnen und Holzhauer. 7. Herr und Diener. 8. Gegen Annäherungsbrillen. II. Zu den Romantikern: 9. Der Name Lucinde. 10. Schiller in der Lucinde. 11. Geschichte eines komischen Motivs. 12. Die Schallsonne. 13. Musikalische Leiden. 14. Ich liebte nur Ismenen. 15. Schelmuffsky und das arme Kind von Hennegau. III. Zu verschiedenen Autoren: 16. Gebrauch der Vernunft. 17. Willst du dich selber erkennen. 18. Der vierjährige Posten. — Th. Distel, Zum bayerischen und sächsischen Privilege für Jean Pauls Werke. — H. Funck, Ein Urteil Karl Matthäis über Frankfurt. — Recensionen und Referate.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik LXVI, 153, 154, 1: G. Klee, Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte, besprochen von K. Landmann.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen VII, 5 und 6. Presler, Bericht über die 4. Hauptversammlung des Vereins zur Förderung des lateinlosen höheren Schulwesens.

Der Kunstwart, IX, 13: F. Avenarius, Überschätzung der Kunst (ein ganz ausgezeichneter Aufsatz, den wir allen zu eingehender und wiederholter Lectüre empfehlen. O. L.).

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins XI, 3: Karl Scheffler, Ein Wort für -monatig und -wöchig. — Friedrich Wappenhans, Gleim als Anwalt unserer Muttersprache. — O. Streicher, Auch ein Vorläufer des allgemeinen deutschen Sprachvereins — Hermann Dunger, Eine deutsche Glückwunschtafel. — O. Streicher, Wilhelm Heinrich Riehl für den deutschen Unterricht.

Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte, hgg. v. Elias u. Osborn. IV. Band (1893): K. Heinemann, Goethes Leben.

## Neu erschienene Bücher.

Bismarcks Briefe an den General Leopold von Gerlach. Mit Genehmigung Sr. Durchlaucht des Fürsten von Bismarck neu herausgegeben von Horst Kohl. Berlin, O. Häring 1896. XXXII, 379. (Wir empfehlen diese wissenschaftlich genaue Ausgabe, die uns den briefschreibenden Bismarck wiederum in glänzendem Lichte zeigt und zahlreiche köstliche Schilderungen und geistvolle Aussprüche des großen Staatsmannes enthält, allen, die sich gern einen wahren Genuß für Geist und Herz verschaffen wollen. O. L.)

Alfred Biese, Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker. Berlin, Wilhelm Hertz. 1896. 268 S.

Pohlmey und Hoffmann, Gymnasial-Bibliothek: 24. Heft: Rudolf Lange, Cäsar, der Eroberer Galliens. Gütersloh, C. Bertelsmann. 1896. 87 S. Pr. M. 1,20.

E. Kirchner, Der Archipoeta und seine Lieder. 40 S.

Adolf Stamm, Grundsätze für die Interpunktion. Jahresbericht des Realgymnasiums zu Iserlohn. 1896. 9 S.

Joseph Riehemann, Erläuternde Bemerkungen zu Annette von Droste-Hülshoffs Dichtungen. Zum hundertjährigen Geburtstag der Dichterin. Programm des Kgl. Gymnasium Carolinum zu Osnabrück. 1896. 84 S.

Theodor Braune, Über einige schallnachahmende Stämme in den germanischen Sprachen. Programm. Berlin, W. Pormetter. 1896.

Gustav Berger, Zur Bildung der Sprachfertigkeit in der Volksschule. Jahresbericht des Kgl. Lehrerseminars zu Zschopau. 1896. 59 S.

H. Meurer, Lateinisches Lesebuch mit Wortschatz. 1. Teil. Sexta. 9. Auflage. Weimar, Hermann Böhlau. 1896. 160 S.

Gotthold Bötticher, Übungen zur deutschen Grammatik mit einem Abriß der deutschen Sprachlehre für die unteren Klassen höherer Schulen. Leipzig, G. Freytag. 1896. Pr. geb. M. 1,20.

August Köllmann, Wieland und Shakespeare, mit besonderer Berücksichtigung der Übersetzung des Sommernachtstraums. Jahresbericht des Realprogymnasiums mit Realschule zu Remscheid. 1896.

Gustav Legerlotz, Aus Heimat und Fremde. Nach- und Umdichtungen. Jahresberichte des Kgl. Gymnasiums zu Salzwedel. 1895 und 1896.

F. W. Putzger und K. E. Rasche, Deutsches Lesebuch für einfache Volksschulen. Mit einer Vaterlandskunde fürs Deutsche Reich von L. Gäbler. 1. Teil: 2.-4. Schuljahr. 239 S. Pr. geb. M. 1,10. 2. Teil: 5.—8. Schuljahr. Leipzig, Dürr. 1896. 448 S. Pr. geb. M. 1,60.

Thomas Murner, Die Gäuchmatt (Basel 1519), herausgegeben von Wilhelm Uhl. Leipzig, B. G. Teubner. 1896. (Enthält als Anhang den kürzlich als 8. Heft der Mitteilungen des deutschen Sprachvereins Berlin 1895 erschienenen Aufsatz: Eulenspiegel, von Ernst Jeep.)

Wilhelm Missalek, Die grundlegenden Übungen in der Rechtschreibung für den Schul- und Hausgebrauch. Breslau, Max Woywod. 1896. Pr. M. 0,20.

---

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher &c. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2 II.

# Die deutschen Reifeprüfungsaufgaben an den sächsischen Gymnasien und öffentlichen Realanstalten Ostern d. J.

Von Geh. Schulrat Dr. Theodor Vogel in Dresden.

Eine Zusammenstellung der bei den diesjährigen Osterreifeprüfungen der sächsischen Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen im Deutschen behandelten Themen, wie wir sie im Nachstehenden bieten, wird jedenfalls den sächsischen Lesern dieser Zeitschrift von Interesse sein, wie wir annehmen, aber nicht nur diesen.

Dem großen Friedrich Ritschl legt man das Wort in den Mund: „ein Königreich — für ein Thema." Die Stimmung, aus der heraus dieses Wort entstanden ist, kann keinem Lehrer des Deutschen fremd sein, der für die schriftliche Reifeprüfung im Deutschen öfters die Aufgabe zu stellen gehabt hat. Selbst ein gewiegter Praktikus, der sonst kaum einen Fehlgriff thut, wird darauf gefaßt sein, bei der Wahl des Themas für eine unter erschwerenden Umständen zu schreibende deutsche Prüfungsarbeit sich gelegentlich gründlich zu verrechnen. Und zwar wird ihm, je aparter, wirkungsvoller das Thema ist, das, in stiller Studierstube ausgewählt, den Weg zur Feuerprobe im Examensaal antritt, umsomehr das Bestehen dieser Probe wie ein Griff ins Ungewisse erscheinen. Schon darum möchte es jedem Deutschlehrer von einem gewissen Interesse sein, eine größere Reihe von Aufgaben kennen zu lernen, die zu einem bestimmten Termine in einem Schulbereiche bei Reifeprüfungen thatsächlich bearbeitet worden sind.

Man wird in der Annahme kaum fehlgehen, daß jedes der anzuführenden Themen von dem betreffenden Lehrer „nach heißem Bemühn" schließlich ausgewählt worden ist aus einer Reihe möglicher anderer. Insofern liegt in dem kleinen Verzeichnis, das folgt, für den Kundigen eine immer recht beachtliche Summe von praktischer Schulmeisterweisheit aufgespeichert.

Bearbeitet worden sind diesmal folgende Aufgaben:

a) an Gymnasien: 1. Goethes Stellung zur Religion nach den Gedichten: Ganymed, Grenzen der Menschheit und das Göttliche. — 2. Entsprechen die sophokleischen Gestalten des Kreon und Ajax den in der Poetik des Aristoteles an den dramatischen Helden gestellten An-

forderungen? — 3. Wie bewahrheitet sich an Thoas: „Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort der Frauen weit geführt“? — 4. Wir sind die Schuldner vergangener Jahrhunderte (Schiller). — 5. Beatrice und Iphigenie. — 6. Von der Gewalt, die alle Wesen bindet, befreit der Mensch sich, der sich überwindet (Goethe), erläutert durch Schillers und Goethes Leben und Dichten. — 7. Mit welchem Rechte nennt Herder die Not die zehnte Muse der Welt? — 8. Ohne dich, Hellas, was wäre die Welt (W. Müller, Griechenlieder)? — 9. „Denn er war unser“ (Epilog zur Glocke); dazu gegeben die Data: d. 10. Nov. 1759, d. 9. Mai 1805. — 10. Wie erklärt es sich, daß Demosthenes die Bedeutung der makedonischen Monarchie für das Griechentum verkannt hat? — 11. Von welchen Epochen deutscher Kultur und Geschichte kann man sagen: es war eine große Zeit? — 12. Das Verhältnis des Horaz zu Augustus. — 13. Was bedeuten die Schicksalsgottheiten in den Mythen der verschiedenen Völker? — 14. Was verdankt unsere Kultur den Griechen und Römern? — 15. Kann uns zum Vaterland die Fremde werden (Goethe, Iphig.)? — 16. Sokrates in Platons Gastmahl. — 17a. Deutschland, das Land des Pfluges und des Lichtes, das Land des Schwertes und Gedichtes. — 17b. Der Mensch als zerstörendes und schaffendes Wesen.

b) an Realgymnasien: 18. Die Nemesis in Schillers Dramen. — 19. Unglück selber taugt nicht viel, doch es hat drei gute Kinder, Kraft, Erfahrung, Mitgefühl. — 20. Das Fürstentum Messina nach Schillers Braut v. M. — 21. Der Konflikt Max Piccolominis. — 22. Schuld und Sühne in Goethes Tasso. — 23. Wie weit soll ich mich nach anderen richten? — 24. Wer keinen Namen sich erwarb, noch Edles will, gehört den Elementen an (Faust II). — 25. Der Mann ist wacker, der, sein Pfund benützend, zum Dienst des Vaterlandes kehrt seine Kräfte (Uhland). — 26. Schiller als Seher. — 27. Inwiefern giebt Mahomets Gesang ein Bild vom Leben Schillers?

c) an Realschulen: 28. „Tadeln können zwar die Thoren, aber besser machen nicht“ im Anschluß an die Erzählung von Souvestre Dire et faire. — 29. Max Piccolomini. — 30. Auffindung der heiligen Lanze nach Michaud, Histoire des croisades. — 31. Die Erhebung Deutschlands 1813. — 32. Vergleichung der Jeanne d'Arc mit Königin Isabeau. — 33. Unser Briefträger. — 34. Die Örtlichkeiten in Hermann und Dorothea. — 35. Der deutsche Soldat in Minna von Barnhelm. — 36. Ringe, Deutscher, nach römischer Kraft und griechischer Schönheit; Beides gelang dir, doch nie glückte der gallische Sprung. — 37. Geberden als Ausdruck unserer Gedanken und Gefühle. — 38. Vorteile und Nachteile des Stadtlebens. — 39. Jedem Wesen ward ein

Notgewehr in der Verzweiflungsangst (Schiller, Tell). — 40. Unter welchen Umständen wirkt die Nachbarschaft des Meeres günstig ein? An Beispielen zu erörtern. — 41. Der Schauplatz der Handlung in Hermann und Dorothea. — 42. Charakter der Personen in Hermann und Dorothea. — 43. Finden sich in dem Charakter Buttlers bei Schiller Widersprüche? — 44. Friedrich von Schillers Leben und Hauptwerke. — 45. Die Natur lehrt uns, wie klein, aber auch wie groß der Mensch ist. — 46. Die vier Lebensalter des Menschen. — 47. Der Mensch ein Kämpfer. — 48. Der Krieg ist schrecklich wie des Himmels Plagen, Doch ist er gut, ist ein Geschick wie sie (Schiller). — 49. Der Mensch ein Herr und ein Diener. — 50. Die Elemente hassen das Gebild von Menschenhand.

Jeder Leser wird auf den ersten Blick das Gefühl gehabt haben, daß einzelne der Aufgaben wohl zu leicht, andere zu schwer gewesen sein möchten. Wir werden uns hüten, uns nach dieser Richtung auszusprechen. Inwieweit der einzelne Themasteller für seine Schule die Art und Leistungsfähigkeit des Jahrganges von 1896 richtig beurteilt hat, darauf kommt alles an. In abstracto wird man mit dem Vorwurfe, eine Aufgabe sei zu leicht oder schwer gewesen, nicht vorsichtig genug sein können. Selbst wenn jemand genau weiß, inwieweit der Unterricht den Bearbeitern der Aufgabe den Weg geebnet hatte, welche Winke den Prüflingen gegeben worden sind, welche besondere örtlichen Verhältnisse der Bearbeitung gerade dieser oder jener Aufgabe günstig waren, wird er wohl thun, über die Zweckmäßigkeit derselben mit größter Zurückhaltung zu urteilen. Auch die Erwägung, daß jeder Lehrer, der sich bei der Stellung der Aufgabe etwa vergriffen hat, dafür bei der Korrektur, der Beurteilung, vielleicht auch noch weiterhin vermutlich gebüßt haben wird, müßte jeden gutmütigen Menschen abhalten, zu diesen immerhin unerfreulichen Erfahrungen noch eine Mißfallenserklärung in der Öffentlichkeit zu fügen.

Ein paar harmlose Glossen zu diesen Themen sind aber wohl verstattet.

Zunächst bekundet Einsender seine herzliche persönliche Freude darüber, daß sich an ihnen zwar der Einfluß gewisser neuerer Strömungen bemerklich macht, aber durchaus nicht in einseitiger Weise. Hier wird enger Anschluß an die deutsche Klassenlektüre der obersten Klasse angestrebt, dort ein solcher an den Unterricht in anderen Fächern. Hier handelt es sich offenbar nur um freie Wiedergabe von Vorgetragenem und Eingelerntem, dort ist es entschieden auf die Entwickelung eigener Ideen abgesehen. Es kann nur förderlich sein, wenn alles redlich durchprobiert wird auf das entscheidende Endurteil des Erfolges hin.

Eines Bedenkens hat sich der Einsender aber doch angesichts verschiedener Themen nicht erwehren können. Es lautet etwa: wird immer genügend Rücksicht genommen auf den höchst achtungswerten Bruchteil unter den Prüflingen, der infolge nüchternerer Veranlagung und handfesterer Organisation des ganzen Wesens weder den Schwung noch die feinfühlige Zartheit zu beschaffen vermag, ohne welche gewisse Aufgaben geschickt nicht bearbeitet werden können? Unser deutscher Unterricht der Oberklassen hat sich erfreulicherweise in den beiden letzten Jahrzehnten bestrebt, der ästhetischen Haarspalterei und Verstiegenheit, in die er vordem geraten war, zu Gunsten einer schlichteren Natürlichkeit sich zu entäußern. Bei Prüfungen, die im Vergleich zum alltäglichen Unterrichte naturgemäß immer etwas von Schaustellung behalten, möchte dieser Wandel aber noch etwas mehr zu Tage treten, als es der Fall ist. Am wenigsten kann es geraten scheinen, 15—16jährigen Realschülern Aufgaben zu stellen, die stolzen Klang haben, recht bearbeitet aber doch nur von Jünglingen werden können, die einige Welt- und Menschenkenntnis besitzen, dazu eine gewisse Schwungkraft zum Fluge in des Äthers Höhen. Möchte es aber nicht auch für Schulen höherer Art rätlich sein, die deutschen Prüfungsaufgaben mehr, als es vielfach geschieht, darauf zu berechnen, daß der brave Mittelschlag nicht out of its depth gerät?

Alles das sei aber nur nebenbei bemerkt und nicht in dem Sinne, als gäbe es auf die hingeworfenen Fragen nur Antworten im Sinne des Fragestellers.

---

## Zur Methode des litteraturgeschichtlichen Unterrichts.

Von **Eugen Wolff** in Kiel.

Bereits früher[1]) habe ich nachzuweisen gesucht, daß die in den letzten Jahren viel erörterte rückschreitende Methode des Geschichtsunterrichts auch die Aufmerksamkeit der Litterarhistoriker herausfordert. Jedenfalls gelten die Gründe, die für den pädagogischen Wert dieser Methode vorgebracht sind, in allen geschichtlichen Disziplinen gleichmäßig. Ja, zahlreiche Bedenken, die ihr entgegengehalten sind, treffen sogar die Litteraturgeschichte nicht in gleicher Weise wie die politische Geschichte: vor allem droht die Beeinflussung durch die Tendenzen und Mächte der Tagesparteien nicht in ähnlichem Grade; auch geschieht die litteratur-

1) „Geschichte rückwärts?“ (Deutsche Schriften für Litteratur und Kunst, 2. Reihe, Heft 4.) Kiel und Leipzig, 1892. Ich erörtere darin die Methode nach den Bedingungen wie nach den Grenzen ihrer Anwendbarkeit.

geschichtliche Unterweisung so wie so nicht in systematischem Vorschreiten und läßt deshalb von vorn herein ein methodisches Ausgehen vom Nächstliegenden nicht unnatürlich erscheinen.

Die Belebung des unmittelbaren Interesses im Schülerherzen ist von so unschätzbarem pädagogischen Vorteil, daß die Erörterung über die von der Gegenwart rückschreitende Lehrmethode nicht verstummen sollte, bis die Grenzen ihrer Anwendbarkeit nach allen Richtungen klargelegt sind. Nun ist freilich die Zahl derer groß, welche nur Spott für den „Krebsgang" übrig haben und ihn ernstlich überhaupt nicht für diskutierbar erachten. Um die Diskussion in Fluß zu erhalten, wird es deshalb gut sein daran zu erinnern, daß die Anregung, welche Kaiser Wilhelm II. nach dieser Richtung 1890 gab, keineswegs einem einseitig subjektiven Empfinden oder gar einem bloß laienhaften Wunsche entsprang: über mehrere Jahrhunderte sind Zeugnisse gelehrter Fachmänner verstreut, die sich in gleichem Sinne für ein Rückschreiten vom Nächstliegenden zum Fernerstehenden aussprachen.

Des Kaisers Worte in den Verhandlungen über Fragen des höheren Unterrichts lauteten bekanntlich: „Bisher hat der Weg, wenn ich so sagen soll, von den Thermopylen über Kannae nach Roßbach und Vionville geführt; ich führe die Jugend von Sedan und Gravelotte über Leuthen und Roßbach zurück nach Mantinea und nach den Thermopylen. Ich glaube, das ist der richtige Weg und den müssen wir mit unserer Jugend wandeln." — In diesen Tagen lebendiger Erinnerung an die um ein Vierteljahrhundert zurückliegenden nationalen Großthaten hat jeder Lehrer der Geschichte und Litteraturgeschichte, wo er nicht mit Blindheit geschlagen, reiche Gelegenheit, den Wert lebendiger Geschichts- und Litteraturelemente für das kindliche Gemüt kennen zu lernen. Hier gälte es anzuknüpfen, um geschichtliche Vorstellungen, eine geschichtliche Auffassung der Geschehnisse auszubilden. Für die deutsche Litteraturgeschichte ist damit nicht nur die Anknüpfung an die unmittelbare Kriegspoesie von 1870/71 gegeben, sondern es ist der methodische Ausgangspunkt für Verfolg der gesamten nationalen Strömung in der Dichtung unseres Jahrhunderts gewonnen: von Wildenbruch über Richard Wagner und Gustav Freytag bis zu Körner und schließlich bis zu Schiller läßt sich nun auf natürlichste Weise eine feste Kette schlingen, deren einzelne Glieder die Wandlungen und Entwicklungsstufen des nationalen Gedankens repräsentieren.

Weit entfernt also, nur durch das nationale Ethos geboten zu sein, erscheint die von der Gegenwart rückschreitende Methode von unverkennbar praktischem Nutzen. Daß sie auch die natürlichste und deshalb schon vom hygienischen Standpunkt empfehlenswert sei, hat Professor W i l h e l m

Löwenthal in seinen bereits 1887 gedruckten „Grundzügen einer Hygiene des Unterrichts", S. 95 flg. betont. „Der Geschichtsunterricht", meint dieser Hygieniker, „hat natürlich ebenfalls von den dem Kinde nächstliegenden Verhältnissen, also von der Heimat und den modernen Geschehnissen bezw. solchen, welche durch Erinnerungsfeste und dergleichen noch im Gesichtskreise des Kindes liegen, auszugehen, um später — vom Bekannten zum Unbekannten voranschreitend — bis in die alte Zeit und zur Geschichte aller Völker zu gelangen; auch hierin wird jetzt gerade umgekehrt verfahren, man beginnt mit der ältesten Zeit und der Geschichte fremder Völker, weil, wie man höchst kurzsichtig argumentiert, weil das Leben der Alten, als Kinderzeit des Menschengeschlechtes, dem kindlichen Verständnisse am nächsten stehen soll. Darüber vergißt man aber, daß das Kind ja gar keine Vorstellung von dem wirklichen Leben der Alten hat und sich dieses nach seinen modernen und dazu sehr lückenhaften Erfahrungen zurechtlegen, also notwendig zu einer falschen Anschauung der Dinge gelangen muß. . . Wir entfernen uns derart immer mehr von dem wirklichen Verständnisse der alten wie der neuen Kultur und des inneren Zusammenhangs beider." Im Gegensatz dazu empfiehlt der Hygieniker schrittweise Entfernung von der Gegenwart in die Vergangenheit. Als Wilhelm Löwenthal diese „Grundzüge einer Hygiene des Unterrichts" vor dem Druck in Form von Vorträgen mündlich verbreitet hatte, teilte ihm ein Lehrer, der sich unter seinen Berner Zuhörern befand, mit, daß er aus seiner praktischen Erfahrung bestätigen könne, wieviel besser es sei, den Geschichtsunterricht mit der Heimatkunde zu beginnen. Früher sei er derart verfahren, während er den neueren Einrichtungen (in der Schweiz) entsprechend jetzt mit der alten Geschichte beginnen müsse; das Interesse und das Verständnis für die ganze Disziplin habe dadurch bei den Schülern entschieden abgenommen.

Längst ehe diese gewichtigen Stimmen unabhängig voneinander laut wurden, hat gerade für unser germanistisches Gebiet Altmeister Rudolf Hildebrand einen leicht und keck hingeworfenen praktischen Versuch mit der rückschreitenden Methode gewagt. 1860 veröffentlichte er in den „Grenzboten" einen Vortrag über „Sachsens Anteil an der Ausbildung der neuhochdeutschen Schriftsprache"[1]), worin er von der herrschenden Meinung ausgeht, um ihr durch immer tieferes Eingraben in die Vergangenheit mehr und mehr auf den Grund zu kommen.

Ein Jahrhundert früher (1761) hat kein Geringerer als d'Alembert in der Académie Française, unter voller Anerkennung der Gefahr einer Geschichtschreibung über Zeitgenossen, doch als Unterrichtsmethode den

1) Jetzt in den „Gesammelten Aufsätzen und Vorträgen" S. 315 flg.

rückschreitenden Weg empfohlen. In seinen „Réflexions sur l'histoire"[1]) äußert er mit vollem Bewußtsein seiner Ketzerei: „Au risque d'essuyer quelques fines plaisanteries de la part de ceux qui rejettent d'avance tout ce qui ne ressemble pas à ce qu'ils connaissent, oserais-je proposer ici une manière d'enseigner l'Histoire . . . qui aurait, ce me semble, beaucoup d'avantages? Ce serait de l'enseigner à rebours, en commençant par les temps les plus proches de nous, et finissant par les plus reculés. Le détail, et si on peut parler ainsi, le volume des faits décroîtrait à mesure qu'ils s'éloigneraient, et qu'ils seraient par conséquent moins certains et moins intéressants. Un tel ouvrage serait fort utile, surtout aux enfants, dont la mémoire ne se trouverait point surchargée d'abord par des faits et des noms barbares, et rebutée d'avance sur ceux qu'il leur importe le plus de savoir; ils n'apprendraient pas les noms de Dagobert et de Chilpéric avant ceux de Henri IV. et de Louis XIV." Nicht genug an dieser philosophischen Begründung der rückschreitenden Methode, hat schon d'Alembert gefühlt, daß mit ihrer Verwendung der Geschichtsunterricht aufhört, ein bloßer Gegenstand trockener Belehrung zu sein, um sich zu einem der wichtigsten Erziehungselemente emporzuschwingen — gerade wie es heut Kaiser Wilhelm II. vorschwebt. „Mais pourquoi", fährt nämlich d'Alembert fort, „pourquoi bornerait-on l'étude de l'Histoire à n'être pour les enfants qu'un exercice de mémoire? Pourquoi n'en ferait-on pas le meilleur catéchisme de morale qu'on pût leur donner, en réunissant sous leurs yeux dans un même livre les actions et les paroles mémorables?" — Auch der litteraturgeschichtliche Unterricht wird uns erst dann alles geben, was er zu bieten vermag, wenn dem Schüler die Dichter nicht nur als Schöpfer ihrer Werke, sondern als Menschen von phänomenaler Geistesrichtung und ungewöhnlichem Bildungsgang vertraut werden. Und wie ließe sich wahres Verständnis sicherer erreichen als durch unmittelbare Anknüpfung an das Nächstliegende, an die Ideen und Geistesströmungen der Gegenwart?!

Wenn übrigens d'Alembert meinte, der Entdecker der rückschreitenden Methode zu sein, war er ohne ausreichende Kenntnis von der Entwicklung der Pädagogik in den germanischen Ländern. Wen wird es selbst heute nicht überraschen, den übel beleumundeten „Krebsgang" im Jahre 1724 als eine in Deutschland längst bekannte und geschätzte Methode bezeichnen zu hören?! Der ostpreußische Gelehrte Michael Lilienthal[2]) belegt

---

1) Vergl. „Geschichte rückwärts?" S. 21 flg.

2) Lilienthal war damals Diakonus bei der Altstädtischen Gemeinde in Königsberg. Schriftstellerisch hat er namentlich das theologische Gebiet und die Geschichte seines engeren Vaterlandes behandelt.

diese Thatsache zur Einführung seiner Zeitschrift „Erläutertes Preußen" vollkommen unzweideutig: „Es haben die Methodisten", berichtet er wörtlich, „längstens nicht ohne Grund geraten, daß man in Lesung der Historie von der neueren den Anfang machen und immer höher hinauf zur älteren Historie steigen solle; weilen, wie in allen Wissenschaften, also auch hierin, der progressus a notioribus ad ignotiora die Sache leichter und angenehmer machet. Nun ist ja wohl nichts bekannter, nichts ist mehr im Munde der Leute, mit denen wir täglich konversieren, als die Geschichte des Vaterlandes, welche überdem ihren starken Influxum in die publique Affairen des Vaterlandes hat. So sollten wir uns demnach um dieselbe vor allen Dingen zuerst bekümmern, ehe wir uns an die Historie fremder und entlegener Länder machten." Das Gleiche gilt vom litterarischen und geistigen Leben überhaupt.

So gelangen wir hier selbst durch rückschreitende Betrachtung immer näher zum Ursprung der Methode. Graben wir nämlich ihren Wurzeln weiter nach, so finden wir in den deutschen Pädagogen des siebzehnten Jahrhunderts mancherlei Hindeutung auf diesen Weg und jedenfalls fast allgemein die Forderung, daß im Unterricht vom Bekannten ausgegangen und allmählich zum Unbekannten übergeleitet werde. Insbesondere Comenius hat in seinen Lehrgebäuden wiederholt angemerkt, daß sich der geschichtliche Sinn des Kindes an der unmittelbaren Gegenwart und nächsten Vergangenheit aufs natürlichste ausbilde. Die Chronologie, meint er, beginnen die Kinder mit Unterscheiden von Tag und Nacht, Stunde, Woche, Feiertag; die Geschichte mit dem, was ihnen selbst gestern und vorgestern geschehen; die Politik mit Kenntnis des Hausregiments. Nach dieser Vorbereitung will Comenius allerdings den Kindern eine ganz allgemeine Geschichtskenntnis vermitteln, nämlich der Schöpfung, des Falles und der Wiederherstellung der Menschen, einige Kosmographie und Kenntnis der Gewerbe und Künste. Für seine Schola pansophica fordert Comenius aber sogar in jeder Woche eine Stunde zum Vorlesen von Zeitungen, um so die Geschichte der Gegenwart und Geographie erlernen zu lassen.

Verwandten Prinzipien begegnen wir namentlich auch bei Locke: wenigstens sind die psychologischen Voraussetzungen für ein Ausgehen vom Nächstliegenden in seinen pädagogischen Lehren unverkennbar. Spielend, im eigentlichen Sinne des Wortes, sollen die Kinder lernen, sodaß der Unterricht in bestimmten Gegenständen zur Erholung wird. Die Geschichte will er wenigstens zunächst durch Lesen der lateinischen Klassiker gelehrt wissen. Dazu aber verlangt schon Locke eine intimere Kenntnis der vaterländischen Geschichte, um den Schüler zu belehren, wie die einzelnen Gesetze und Institutionen entstanden sind und welche

Bedeutung sie für die Gegenwart haben. Das wäre immerhin ein anschaulicher und auf die Gegenwart zugespitzter Geschichtsunterricht, aber allerdings kein direkt rückschreitender Weg.

Wer die Methode zuerst klar formuliert hat, ist noch nicht festgestellt. Eine vorschreitende Verfolgung derselben durch die Jahrhunderte würde so von vornherein in der Luft oder doch auf schwankendem Boden ruhen, und es zeigt sich durch unser Beispiel selbst, wie die rückschreitende Geschichtsbetrachtung den eigenlich natürlichen Weg sowohl für den Unterricht wie für die Forschung — wenn auch natürlich nicht für die systematische Darstellung! — bildet. Der natürliche Weg alles Forschens und Lernens ist es, von den nächsten Erscheinungen zu den Quellen zurückzusteigen: geschichtlich klassifiziert heißt eine Idee, heißt eine Dichtung, wenn wir sie schrittweise immer weiter zurückverfolgen, ihren Ursprung oder ihre Urquelle schrittweise immer weiter rückwärts datieren, immer frühere Belege gleicher Richtung sammeln. Wie unsere Untersuchung für die Methode eine Reihe von Zeugnissen sammelte, die — was ihren Wert wesentlich erhöht — unabhängig von einander dastehen, ohne daß wir doch mit Bestimmtheit das erste Verlauten von einem rückwärts gewandten Wege in den geschichtlichen Unterrichtsfächern bezeichnen können: so schweben Tausende von geschichtlichen Ideen durch die Jahrhunderte, ohne daß sich ein anderer fester Ausgangspunkt für deren Betrachtung als die Gegenwart, als ihr Dasein böte. Sie sind da — sie waren schon früher — und noch früher — und dann finden wir sie oder ihre Vorläufer noch immer früher — — aber wie oft fehlt die letzte Antwort auf die Frage nach dem Ursprung! Und ist es mit der geschichtlichen Gesamtbetrachtung etwa anders? Wo bietet sich ein wahrer Anfang? Je weiter wir zurückblicken, desto dichter wird der Nebel. Klar vor uns aber liegt die Gegenwart: in unserer eigenen Brust ruht der Ausgangspunkt des Fadens, den wir rückwärts durch die Zeiten schlingen.

Weites Ausholen im Lehrvortrag gilt längst als ein Zeichen von Unbeholfenheit; ein Redner, der seine Hörer zu packen weiß, knüpft stets an ihr unmittelbares Interesse und Verständnis an. Schon Gottsched[1]) kannte eine Anekdote, welche die abschreckende Wirkung weithergeholter historischer Exempel glücklich veranschaulicht: „Ein gewisser König in Frankreich that sehr wohl, daß er einem Redner, der ihm, als er eben im Begriff war, zur Tafel zu gehen, Glück wünschen wollte, und den Anfang seiner Rede so machte: Als vormals Alexander der Große Asien zu bekriegen auszog — dergestalt ins Wort fiel: Mein Freund,

1) Vergl. Ausführliche Redekunst (1736) S. 143.

als Alexander Asien bekriegte, so hatte er sich zuvor satt gegessen; ich aber bin noch hungrig und will ein Gleiches thun, ehe ich euch hören kann." — Und doch hatte es der ärmste Redner so gut gemeint: denn offenbar wollte er seinen König mit Alexander dem Großen in irgend einen Vergleich, in irgend eine Beziehung stellen. Hätte er mit den Thaten seines Königs selbst begonnen, um ihn alsdann durch den Vergleich mit Alexander zu ehren, es gälte die Wette, ob der Herrscher nicht geschmeichelt ihm Gehör geschenkt hätte. Das Ausgehen von Alexander ließ ihn aber wohl mit Recht fürchten, er müßte erst die halbe Weltgeschichte über sich ergehen lassen, ehe er an die Reihe käme. Zur Warnung aller Feinde einer in der Gegenwart oder jüngsten Vergangenheit fußenden Geschichtsbetrachtung sei es gesagt!

---

# Das verbum substantivum im Germanischen.

Von F. Kuntze in Karlsruhe.

Die Geschichte des verbum substantivum in seiner Verbreitung über das Gebiet der germanischen Sprachen liegt in ihren Hauptzügen deutlich vor, und wenn über einzelne wesentliche wie unwesentliche Punkte noch Meinungsverschiedenheiten bestehen, so sind sie von der Art, daß sie voraussichtlich nicht so bald verschwinden werden. Anderseits sind die Arbeiten, in denen die hier in Betracht kommenden Fragen behandelt werden, weit zerstreut und vielfach in Zeitschriften veröffentlicht, die nicht jedermann zugänglich sind. Ja selbst die Grundrisse von Paul und Brugmann, in denen übrigens mehr Winke und Fingerzeige als ausführliche Nachweise enthalten sind, dürften nicht immer und nicht jedem zur Hand sein. Darum soll hier der Versuch gemacht werden, das zerstreute Material zusammenzufassen und einen Überblick über die Geschichte des verbum substantivum im Germanischen zu geben, wobei zweierlei vorauszuschicken ist: einmal, daß die außerdeutschen Sprachen mehr zur Vergleichung und Vervollständigung des Bildes als zu erschöpfender Behandlung herangezogen sind, sodann, daß der Natur der Sache gemäß manche Dinge zur Sprache kommen müssen, die jedermann bekannt und geläufig sind.

So ist es ja allgemein bekannt, daß die zahlreichen und mannigfaltigen Bildungen, in denen die verschiedenen Modalitäten des Seins innerhalb der germanischen Sprachen ausgedrückt werden, auf drei Wurzeln zurückzuführen sind, von denen sich die erste als es, die zweite als bheu, die dritte als wes in der Ursprache darstellt. Was die erste derselben eigentlich bedeutet, ist ungewiß. Von einigen ist „sitzen", von

andern, wie z. B. von Curtius „atmen" als die sinnliche Grundbedeutung angenommen worden. Dagegen weiß ein jeder, daß die Wurzel bheu, die wir im Griechischen als φυ, im Lateinischen als fu ziemlich unverändert wiederfinden, eigentlich ein Wachsen oder Werden bezeichnet, und auch die konkrete Bedeutung der Wurzel wes ist leicht zu ermitteln: sie drückt ein Bleiben oder Verweilen aus, eine Bedeutung, die dem daraus entsprossenen Zeitwort wesen noch lange geblieben ist, bis sie sich später zu der Bezeichnung eines bloßen Seins verflüchtigte.

Überschauen wir die Summe der Formen, die aus dem erstgenannten dieser drei Urtypen entsprossen sind, so ist es klar, daß von allen jetzt noch lebenden hierher gehörigen Bildungen die der dritten Person sing. praes. den Zusammenhang mit ihrem Ursprunge, wenn nicht am treusten, — denn darin kommt ihr das sind der dritten Pluralis gleich — so doch im weitesten Umfange bewahrt hat. Von der nicht mehr vorhandenen, aber leicht erschließbaren indogermanischen Grundform es-ti unterscheidet sich das gemeindeutsche ist nur durch den Übergang des wurzelhaften e zu i, der unter dem Einflusse des in der Flexionssilbe angehörigen i schon im Urgermanischen nach bestimmtem Lautgesetz erfolgen mußte[1]), zweitens durch den Abfall eben dieses i, der ebenfalls durch die germanischen Lautgesetze bedingt war.[2]) Wenn nun dieses ist die der Schriftsprache ausschließlich zukommende Form bis auf die Gegenwart geblieben ist, so hat sie sich doch in den Mundarten noch weiter entwickelt. Bekanntlich vergröbert sich das st im Allemannisch-Schwäbischen und in den angrenzenden Distrikten des Fränkischen zu scht, sodaß hier das schriftdeutsche ist wie ischt erklingt, das dann bei tonschwacher Anwendung auch sein t verliert, ja in vielen Fällen zu einem flüchtigen 'sch, wie z. B. 'sch aber a wohr, oder wo'sch der Karl zusammenschrumpft. Im übrigen Deutschland aber, zumal im niederdeutschen Norden, aber auch im Bayrisch-Österreichischen begnügt sich die Umgangssprache mit einem is, welches ebenfalls weiterer Reduktion zu enklitischen oder proklitischen 's ausgesetzt ist. Dabei ist jedoch zu beachten, daß diese Veränderung, soweit sie innerhalb des niederdeutschen Sprachgebietes wahrnehmbar ist, anders zu beurteilen ist als der anscheinend gleichartige Vorgang in den oberdeutschen Mundarten. Denn während hier die schwache Form is – isch offenbar eine Neubildung ist, die allerdings bis in das Mittelalter zurückreichen mag[3]), ist

1) Brugmann, Grundriß der vergl. Gramm., I, § 67,3.

2) Brugmann Gr. I, § 660 u. 61.

3) Aber doch wohl nicht bis Otfrid, wie Weinhold (Bayr. Gramm. S. 298) meint. Wenigstens schreibt Piper Otfr. I, 20,12 anstatt des von Weinhold angeführten nis nist.

das niederdeutsche is ein altes Besitztum, das dieser Mundart angehört, so weit man sie litterarisch verfolgen kann.[1]) Nicht anders ist es im Angelsächsischen und in den nordischen Sprachen. Auch hier gilt zum mindesten seit der Zeit ihrer ersten litterarischen Verwendung die bereits auf den ältesten Runendenkmälern vorkommende Form is. Wie ist nun der Verlust des auslautenden t in den ebengenannten Sprachen zu erklären?

Es liegt nahe genug ein einfaches Verklingen dieses Lautes anzunehmen, wie das doch wohl für die Erklärung des bayerisch-österreichischen is geboten ist. Allein mit dieser Annahme stoßen wir auf die Autorität von Joh. Schmidt, der die Meinung Scherers, das nordische es — ist sei als Assimilation aus est zu erklären unter Berufung auf die Lautgesetze kurzweg zurückweist. Was das für Lautgesetze sind, erfahren wir nicht. Es wird aber doch wohl die Thatsache gemeint sein, daß in den germanischen Sprachen, das Oberdeutsche nicht ausgenommen, bei auslautendem st das t dieser Gruppe zu haften pflegt und nicht schlechtweg verloren geht. Darum sah sich der genannte Gelehrte nach einer anderen Erklärung um. Er bezeichnet das Auftreten des is als eine Angleichung an das Perfektum vas, dessen s für die entsprechende Person des Präsens maßgebend geworden sei, ja er ist geneigt diesen Vorgang auch für das Oberdeutsche anzunehmen, wo dann freilich das so verdrängte t durch Anlehnung an die gewöhnliche Konjugation wieder hergestellt sei.[2]) Dagegen hält Fierlinger das niederdeutsch-nordische is für eine Kürzung von issi, „einer unbetonten Nebenform von isti[3])“, die freilich nicht nachweisbar ist, und Noreen nimmt gar das altnordische is für die zweite Person, die mit der dritten — denn im Altnordischen lautete die zweite Person zeitweilig est — ist — ihre Funktion vertauscht habe.[4]) Wie dem nun auch sei, so viel ist sicher, daß die Erklärung dieses uns so geläufigen is nicht so einfach ist, als sie aussieht und daß der nächstliegende Weg nicht immer der gangbarste ist.[5]) Während sich nun aber im Englischen und in allen niederdeutschen Mundarten dieses is unverändert bis auf die Gegenwart

1) Vergl. Johannes Schmidt: Die germanische Flexion des verbum substantivum und das hiatus ausfüllende r im Hochdeutschen. Kuhns Ztschr. f. vgl. Spr. XXV, S. 596.

2) A. a. O.

3) Kuhns Ztschr. XXVII, S. 440.

4) Pauls Grundriß I, S. 515.

5) Aber sollte das tonschwache ist denn doch nicht anders zu beurteilen sein als andere Wörter? Und ist die Analogie der oberdeutschen is und isch, wo der Schwund des t doch wohl auf lautlichem Wege erfolgt ist, gänzlich von der Hand zu weisen?

behauptet hat, ist es im Nordischen wie gesagt, zu es und später zu er umgebildet worden, und zwar unter dem Einfluß des Pluralis, der in den nordischen Sprachen seinen eigenen Weg eingeschlagen hat.

Wenn nach Johannes Schmidt als die urgermanischen Formen des Pluralis ein *sum *sudh *sind anzusetzen ist, so erscheint daneben eine Neubildung, die aus dem Singularis das e übernimmt, oder, was dasselbe ist, aus der starken Stammesform entwickelt ist, gerade wie im Griechischen anstatt des zu erwartenden *σ-μεν, *σ-τε, *σ-εντι durch Ausgleich mit dem Singularis die bekannten üblichen Bildungen erwachsen sind. So gelangen wir zu den urgermanischen Formen *es-um, *es-uth, *es-unth, wobei es ungewiß, aber auch gleichgiltig ist, ob der Anstoß zu dieser Bewegung von der ersten oder dritten Person ausging. Auf einer weiteren Stufe der Sprachentwickelung stellten sich dann die Formen *izum, *izuth, *izunth ein, indem nach bekannten Lautgesetzen das e des Stammes zu i erhöht werden, das tonlose s aber sich in stimmhaftes verwandeln mußte, um später in r überzugehen.[1]) So entstanden schließlich die Formen irum 2c., deutlich erkennbar noch im Nordischen, wo sie freilich unter dem Einfluß des neugeschaffenen r in erum, erudh und eru(ndh) umgesetzt wurden.[2]) Später ging dann das u der tonlosen Silbe lautgesetzlich in o über, und das so entstandene ero der dritten Person riß wenigstens im Westnordischen die Herrschaft über den ganzen Pluralis an sich, die es im dänischen ēre noch heute behauptet, während in den schwedischen aere, aeren und aero Spaltungen vorliegen, die zum Teil vielleicht auf das Eindringen optativischer Flexion zurückzuführen sind.[3]) Das e der Stammsilbe des nordischen ero nun hat — und davon waren wir ja ausgegangen — schon in früher Zeit auf das i des altnordischen is der dritten Person sing. zurückgewirkt und dieses in e verwandelt, wie auch das im und is(t) der ersten und zweiten Person das e des Pluralis aufnahm. Später ging dann auch das auslautende s zu Gunsten des Pluralis in r über, und die so entstandene Form er verdrängte in derselben Weise die erste und zweite des Singularis, wie ero für den Pluralis — hier freilich, wie gesagt, nur im Westnordischen — das Übergewicht erhielt, wobei in gleicher Weise auch die Analogie des Per-

1) Nach dem Vernerschen Gesetz, da in den indogermanischen Grundformen smes 2c. der Ton auf der Endung lag.

2) Joh. Schmidt a. a. O. S. 593. Der Abfall des Dentals in eru(ndh) erfolgte nach bekanntem Lautgesetz schon im Germanischen, der Schwund des n ist altnordisch und fällt in die Wikingerzeit. Vergl. Noreen in Pauls Grundr. I, S. 423.

3) Dieselben Lautverhältnisse bestehen jetzt in der gewöhnlichen Konjugation. Über die zweite Person Plur. vgl. Noreen a. a. O. S. 515. Man möchte an Einflüsse aus dem Gebiete des Prät. vaerim, vaeridh, vaeri denken.

fektums, das in seinem var der ersten und dritten Person bereits gleichlautende Formen besaß, mitgewirkt haben mag.[1]) Jedenfalls ist keine der germanischen Sprachen — wenn man von den Volksmundarten absieht — in der ausgleichenden Beseitigung ursprünglicher Funktionsverhältnisse so weit gegangen als das Neu-Skandinavische, wo für den Singularis wie zum Teil auch für den Pluralis des verbum substantivum nur eine Bildung geblieben ist.

Wenn wir nun unternehmen den Spuren der vorgeschichtlichen Form irum ꝛc. im Westgermanischen nachzugehen, so liegt die Vermutung nahe, daß ein weiterer Rest derselben im Englischen are und art vorliegt, von denen das eine dem nordischen ero lautlich zu entsprechen scheint und wie dieses jetzt den ganzen Pluralis beherrscht, das andere fast ad litteram mit dem nordischen ert (= est) zusammenfällt. Man hat deswegen geradezu behauptet, daß die genannten englischen Bildungen aus dem Nordischen übertragen seien; eine Ansicht, die von den neueren Forschern verworfen wird, ohne daß es jedoch gelungen wäre, die englischen Formen in genügender Weise aus dem es-Stamme zu erklären.[2]) Und so hat denn gar Johannes Schmidt die Vermutung vorgetragen[3]), jene Bildungen hätten mit dem es-Stamme überhaupt nichts zu schaffen, sondern seien auf die Wurzel er oder or, wie sie sich im Perfektum darstellt, zurückzuführen. Aus dieser sei das vielberufene germanische ermin oder irmin hervorgegangen, das schon Müllenhoff dem griechischen ὄρμενος gleichgesetzt hat, das angelsächsische eart würde somit dem griechischen ὄρωρας, die Formen earon und aron dem entsprechenden Pluralis gleichzusetzen sein. Ob es eine weitere Stütze für diese Ansicht ist, daß, wie Brugmann anführt[4]), im späteren Griechisch ὄρωρα die Bedeutung von „ich bin“ angenommen hat, mag dahingestellt bleiben. Wäre sie richtig, so würde für das angelsächsische verbum substantivum zu den drei obengenannten noch eine vierte Wurzel hinzukommen.

Deutlicher als im Angelsächsischen treten die Spuren der germanischen irum und iruth im Althochdeutschen zu Tage, freilich nur in der Verkuppelung mit dem Stamme bheu, die in der Geschichte unseres Zeitwortes eine bedeutende Rolle spielt. Die gotischen Formen für die erste und zweite Person sing. präs. sind bekanntlich im und is, die sich durch es-mi, izmi und immi, beziehungsweise esi durch isi lautgesetzlich

1) Joh. Schmidt a. a O. Derselbe Ausgleich ist auch in der gewöhnlichen Konjugation erfolgt, nur daß hier die zweite Person maßgebend geworden ist.

2) Man vergleiche darüber die Kontroverse zwischen Sievers und Kluge in Paul Braunes Beiträgen Bd. VI, 387 flg., 570 flg.

3) A. a. O. S. 592.

4) Grundr. II, § 509.

entwickelt haben. Ihnen entsprechen die altnordischen em und es, über deren e soeben gesprochen ist. Im Westgermanischen dagegen treten schon früh neben das aus dem es-Stamme erwachsene Präsens Konkurrenzbildungen aus der Wurzel bheu, die für das Angelsächsische durch die Formen beó, bist (byst), bidh (bydh), beódh, sowie durch die entsprechenden Formen des Optativs, Imperativs und Infinitivs bezeugt sind. Zu Grunde liegt für die erste Person des Singularis nach Brugmann das indogermanische *bhu-iio, griechisch φύω, lateinisch fio, und der westgermanische Reflex dieser Urform mag sich zunächst als biju dargestellt haben, wozu als zweite Person das jetzt noch erhaltene bist, früher bis gehört, während die übrigen dem entsprechenden Bildungen entweder gar nicht entwickelt oder frühzeitig wieder erloschen sind. Jedenfalls waren aber die vorhandenen mächtig genug, Zwitterbildungen ins Leben zu rufen, die ihre Vorgänger bald gänzlich beseitigten. Das sind die althochdeutschen Formen b-im, b-irum und b-irut, und es könnte ja sein, daß auch das eben erwähnte bis der zweiten Person als ein in der gleichen Weise entstandenes Mischprodukt aufzufassen ist. Die dritte Person sing. und plur. dagegen blieben unversehrt, mutmaßlich, weil sie als die am häufigsten gebrauchten Formen am meisten gegen fremde Einwirkungen geschützt waren. Den gleichen Verschmelzungsprozeß können wir auf dem Gebiet des Angelsächsischen und Niederdeutschen beobachten, nur daß er sich hier in noch engeren Grenzen vollzieht. Im Niederdeutschen entwickelt sich im engen Anschlusse an das als Grundform eben vorausgesetzte biju ein bium, dem das angelsächsische beóm entspricht, während im friesischen bem wie im Hochdeutschen bim wiederum das zweite Bildungselement durchschlug. Nun hat das Englische bekanntlich die eben erwähnte Mischbildung wieder aufgegeben und ist zu einer Form zurückgekehrt, die mit voller Deutlichkeit auf das gotische im hinweist, welches sich durch eóm und eám zu dem jetzt gültigen am fortbewegt haben wird; und zwar scheint das eóm, das auf lautgesetzlichem Wege nicht aus im entspringen konnte, seinen Doppellaut der Einwirkung des eben genannten beó zu verdanken.[1]) So hat im Englischen der älteste Typus sich in der eben besprochenen Fortbildung behauptet und zwei nachgewachsene Konkurrenzbildungen wieder verdrängt. Im Niederdeutschen dagegen hat wie im Oberdeutschen die Mischform den Sieg davongetragen, nur daß das diphthongische iu, sei es auf rein lautlichem Wege, sei es durch Anschluß an das Oberdeutsche, zu einfachem i zusammengedrängt worden ist. Zudem erscheint schon vor dem Ablauf der eigentlich altdeutschen Periode anstatt des auslautenden m, wie auch sonst oft, ein n

1) S. Kluge: Paul Braune Beiträge; X, VI, S. 388.

und so entsteht die bekanntlich noch heute für das ganze Gebiet der deutschen Sprache gültige Form bin, für die erste Person des Präsens der einzige Rest einer unthematischen Flexion, von der für die übrigen Formen dieses Tempus nicht nur in dem verbum sein, sondern auch im thun, gehn, und stehn deutliche Spuren vorhanden sind.

Größere Wandlungen haben die Formen birum und birut durchgemacht. Wenn hier als Neubildung zunächst die Form birumes auftritt, so ist der Grund davon augenscheinlich der, daß man durch die Anfügung des Primärsuffixes mes das Wort deutlicher als eine Präsensform charakterisieren wollte. Dann häufen sich die Formen, indem zunächst das u der Endung zu o (e) getrübt oder durch Angleichung an den Stammvokal zu i gesteigert wurde. Später geht, wie in der ersten Person des sing., auch in der ersten plur. das auslautende m in n über, und so entsteht die Form birin, die allmählich zu dem gangbaren birn seltener bin oder bir zusammenschrumpft. Ähnlich verläuft die Entwickelung der zweiten Person. Aus birut gehen birit und birt hervor, die sich dann wieder manchmal ein n aus der ersten holen und als birint oder birnt erscheinen. Dann aber sterben diese Pluralformen ab; man findet sie noch vereinzelt im Nibelungenliede und im Parzival wie in andern gleichzeitigen Denkmälern, ja man kann ihre Spur bis ins vierzehnte Jahrhundert verfolgen, bis sie dann — und zwar, wie es scheint, auch in den Mundarten — vollständig erlöschen.[1])

Ein günstigeres Geschick hat bekanntlich über der Schwesterform bist gewaltet. Daß ihr das auslautende t ursprünglich fehlte, ist bereits oben gesagt, es erscheint aber schon im 9. Jahrhundert in den niedersächsischen Urkunden immer, in den althochdeutschen meistenteils und hat vermutlich eine lange Geschichte. Denn wie es scheint, ist dieses t der Rest des indogermanischen tha, eines Bildungselementes, das für die zweite Person sing. des Perfektums galt und in dem altindischen vet-tha wie in dem griechischen οἶσθα deutlich zu Tage tritt. Im Germanischen trat nun zunächst nach einzelnen Lauten, namentlich s, dann durch Analogie um sich greifend auch sonst für die aspirata der harte Explosivlaut ein[2]), es entstanden die gotischen Formen vais-t, las-t, stoh-t, nam-t, tauh-t, wie im Lateinischen elix-ti, die im Altnordischen ihr Gegenbild haben. Im Westgermanischen aber haftete das t nur in den Präteritopräsentia, wovon die Reste in den Formen kant, solt und dem eigentlich optativischen wilt beinahe bis in die Gegenwart hinein reichen, während in der

1) Sie haben sich am längsten im Bayerisch-Österreichischen gehalten.

2) S. Kluge: zur altgermanischen Sprachgeschichte. Kuhns Zeitschr. XXII, S. 91 und Brugmann: Grundr. I, § 553.

Flexion der übrigen Verba starker Bildungsweise eine Neubildung auftrat, die später zu besprechen ist. Und dieses t des starken Perfektums, sei es nun von dem germanischen du vast, sei es etwa von dem präteritopräsentischen weist ausgehend, heftete sich auch an das präsentische du bis, wobei möglicherweise auch die sinnwidrige, aber naheliegende Auflösung von bistu (bis-du) in bist-du mitgewirkt hat. Ganz in der gleichen Weise — nämlich aus dem Perfektum — wird auch das altnordische est (=got. is) sein t erhalten haben. Während aber im Norden die gewöhnliche Konjugation in der zweiten sing. praes. das germanische s mit der lautgesetzlichen Veränderung in r (z. B. du nem-r und du tet-r) ohne Zusatz bewahrt, bringt im Westgermanischen das perfektische t auch in das Präsens ein, eine Entwickelung, zu welcher höchst wahrscheinlich jenes bist den Anstoß gegeben hat, indem man nun das st als eine die zweite Person sing. charakterisierende Lautgruppe auffaßte. Natürlich tritt auch hier im Alemannisch-Schwäbischen die gröbere Aussprache ein, und wie das oben besprochene ist zu isht und isch, so wird auch das bist der zweiten Person in bischt und bisch verwandelt, wovon das „treuherzige bisch guet", mit dem Lavater nach Goethes Bericht[1]) „die Verwegenen" zur Sitte aufzufordern pflegte, ein klassisches Zeugnis ist. Denn für ein verkürztes bischt-du ist jenes bisch anzusehen, und nicht etwa für den Imperativ bis, da ein auslautendes s der Verwandlung in sch nicht unterliegt. Es wird aber gestattet sein, die letztgenannte Form, obwohl sie dem es-Stamme nicht angehört, gleich hier anzureihen, weil sie gleich den eben besprochenen Bildungen ein Mischprodukt ist, in dem der eine Faktor aus der Wurzel bheu entsprossen ist. Der andere ist auf den Stamm wes zurückzuführen, dessen alter noch im Niederdeutschen mit einer leichten Trübung des Stammvokales erhaltener Imperativ wis[2]) sich mit dem b-Stamme gekreuzt hat. Im Mittelalter aufkommend dauert jene Zwitterform in einzelnen Mundarten noch jetzt fort, hat jedoch in der neuhochdeutschen Schriftsprache kein Bürgerrecht erlangt. Am bekanntesten dürfte sie geworden sein durch den Vers des Lutherschen Weihnachtsliedes: bis willekom, du edler gast.

Überblicken wir den Verlauf der eben geschilderten Entwickelung nun noch einmal, so ergiebt sich, daß im Deutschen von den b-Formen sich eigentlich nur zwei behauptet haben, die der ersten und zweiten Person sing., daß sie dagegen im Englischen — und zwar ohne die

1) Dichtung und Wahrheit XIV, S. 158 (Hempel).

2) Diese Trübung beruht wieder auf dem Gesetze des Ausgleichs, wie ja in der I. und II. Klasse der starken Konjugation nicht nur im Niederdeutschen, sondern auch in den oberdeutschen Mundarten der Imperativ das i durch e ersetzt, geb, ess, les, für gib, iss, lies. Ebenso wes = wis.

Verkuppelung mit dem es-Stamm — in allen Modi des Präsens standgehalten haben, während sie im Indikativ weichen mußten. Zwar finden wir bei Chaucer noch für den ganzen Pluralis die mit b anlautende Form ben für das ältere beódh, die das Suffixum n aus der gewöhnlichen Konjugation übernommen hat, wo bereits im Altenglischen aus dem Präteritum oder dem Optativ das n auch in die dritte Person plur. des Indicativ praes. eingedrungen war. Aber für die Schriftsprache sind diese Wildlinge ebenso wenig maßgebend geworden, wie das is der dritten Person sing., obwohl ein Anlauf dazu genommen war, zur Herrschaft über den ganzen Singularis gelangte[1]), oder wie das am der ersten sing. und das are des Pluralis, die beide in den Mundarten ohne Unterschied für alle Personen gebraucht werden, durchdringen konnten.[2]) Man sieht aber aus diesen mundartlichen Wucherungen deutlich, wie das Gefühl für die Funktionsunterschiede sich allmählich abstumpft, so daß die Formen des verbum substantivum zuletzt als bloße Formwörter verwendet werden.

Indem wir jetzt zum es-Stamm zurückkehren, finden wir, daß mit den obenerwähnten einfachen oder gemischten Formen die Anzahl der dem starken Stamme angehörigen Bildungen erschöpft ist. Was noch übrig ist, gehört der schwachen Stammesform an, die unter dem Einflusse des Worttons gerade so entstanden ist, wie die oben besprochenen Rudimente der dritten Person sing, 's, 'sch für ist (ebenso auch englisch 'r für are) durch die Macht des Satztons hervorgerufen sind. Schon oben haben wir gesehen, daß in der indogermanischen Ursprache in den Pluralformen des Präsens der Ton auf der Personalendung lag. Diese Tonverlegung ist es, die das volle es der Wurzel zu einem schwachen s herabsinken läßt, sodaß nun für die dritte Person ein s-énti erscheint, das sich durch ein vorhistorisches sinth nach denselben Gesetzen zu einem germanischen, dem Norden freilich, wie wir sahen, abhanden gekommenen sind fortbewegt hat, nach denen das germanische „ist" aus einem vorzeitigen esti hervorging. Und auch das haben diese beiden Bildungen miteinander gemein, daß sie ihren Lautbestand bis auf den heutigen Tag unversehrt erhalten haben. Zwar entsteht frühzeitig die Überform sindun, die im Anschluß an das perfektisch gestaltete birum oder an den Pluralis des Perfektums wârun entsprossen sein wird, und diese Neubildung erstreckt sich über das ganze Gebiet des Westgermanischen. Allein die Grundform zu verdrängen ist ihr nicht gelungen. Im Gegenteil diese behauptet sich, abgesehen vom Englischen, wo sie samt

---

1) Z. B. by God, thou is a fonne. Canterbury tales 4087 und I is thin awen clerk l. t. 4287 und so öfter.

2) Vergl. Mätzner, Engl. Grammatik I, S. 367.

der Sproßform zunächst dem b-Stamm erliegt, dringt bald weiter vor und unterdrückt den jüngeren Nachwuchs. So zunächst im Niederdeutschen, wo die oben besprochenen birum und birut der ersten und zweiten Person bereits zur Zeit des Heliand den in Rede stehenden Doppelbildungen gewichen sind, worauf denn nach dem Absterben der jüngeren Überform das uralte sind die ungeteilte Herrschaft über den ganzen Pluralis gewinnt, die es noch heute im Plattdeutschen, ohne durch ein nachrückendes optativisches sît der zweiten Person wesentliche Einbuße zu erleiden, behauptet. Ebenso verläuft im ganzen die Bewegung im Oberdeutschen, aber sie kommt nicht so früh zum Stillstande und ist viel verwickelter. Hier setzen sich statt der absterbenden birn und birt die optativischen Bildungen sîn und sît fest, und indem die letztere sich aus der dritten Person das n holt, erscheint sie manchmal als sînt, später auch als sint, wo sie dann mit der dritten völlig zusammenfällt. Aber Bestand hat diese Neuerung, abgesehen von einem kümmerlichen Fortleben in den oberdeutschen Mundarten, nicht gehabt, vielleicht schon deswegen nicht, weil die mit dem Eintritt der höfischen Bildung weiter um sich greifende Sitte des Ihrzens dem Zusammenfall der zweiten und dritten Person im Wege stand. Dagegen beginnt nun ein heftiger Kampf zwischen dem sin der ersten und dem sind der letzten Person um die Vorherrschaft. sin erscheint als Nebenform der Dritten schon im zwölften Jahrhundert; und wenn es auch in der Litteratur kein Ansehen gewinnt, so hält es sich doch in den Mundarten und wird, als im vierzehnten Jahrhundert die Umwandelung des langen i in ei beginnt, natürlich in das noch jetzt in der Vulgärsprache übliche sein umgeschaffen. War nun hier der Versuch nur ein halber, so führte die Gegenbewegung vollständig zum Ziel. Denn, wie bekannt ist, hat das sind der dritten das mittelalterliche sîn der ersten Person aus der Schriftsprache vollständig verdrängt und in die Vulgärsprache herabgestoßen. Hier haust es nun, für die erste wie für die letzte Person gültig, auch nach der obenerwähnten Umbildung in die neuhochdeutsche Lautform und hat sich ein unabsehbares Gebiet erobert. Daneben erscheint für die dritte Person auch die leicht erklärliche Mischform seind, die wieder in dem allemannischen send und dem bayerischen sand ihre Varianten hat, und es ist begreiflich, daß auch diese Bildungen aus der dritten Person in die erste hinübergreifen.[1]) Im reinen Niederdeutsch dagegen hat das uralte sind standgehalten, nur daß es vielfach wie sünd erklingt, indem das stammhafte i unter dem Einflusse des folgenden Nasals verdunkelt ist, wie das auch bei dem bin der ersten und

1) Luther hat in seinen älteren Schriften nur die Formen sein und seind, später regelmäßig sind, Hans Sachs fast nur sind.

danach auch bei dem bist der zweiten Person der Fall ist. Eigenartig ist die Entwickelung im Niederländischen. Zwar entnimmt es wie das Oberdeutsche die erste und zweite Person plur. aus dem Optativ, aber dann wird nicht die dritte Herr über die erste, sondern umgekehrt, die erste trägt den Sieg davon, sodaß jetzt in dem ganzen Pluralis zijn, zijt, zijn optativische Bildungen vorliegen. Endlich gilt auch von einzelnen Mundarten, was oben bei der Betrachtung der im Englischen vorkommenden Funktionsverschiebungen bemerkt wurde, daß nämlich die Formen des Pluralis auch in den Singularis einbrechen. So soll auf den friesischen Inseln — mit Ausnahme von Helgoland — für die erste Person Singularis ein ik sîn oder ik sân im Gebrauch sein[1]), das doch wohl auf das pluralische sind vielleicht unter Mitwirkung des Optativs zurückzuführen ist, und ebenso stellt sich in deutschen Mundarten — jedenfalls am Mittelrhein — ein ich sein ein, das in der gleichen Weise zu erklären ist. Ja, wenn die in der Majorität befindlichen s-Formen ihre werbende Kraft auch weiterhin bethätigen, wäre es gar nicht undenkbar, daß einmal eine Zeit käme, wo die Form sein sich über das ganze Präsens ausbreitete, wie es ja jetzt schon von radebrechenden Ausländern für alle Personen verwendet wird. Anderseits macht sich freilich auch ein Vordringen des bin bemerkbar. Im westfriesischen wird nämlich für wi sind wî bin gesagt, doch ist hier die Kraft schwächer und daher diese Neuerung wohl auf die genannte Mundart beschränkt geblieben.[2]) In der zweiten Person plur. hält sich das mittelalterliche sît (seid) abgesehen von dem obenerwähnten belanglosen Eindringling sint so gut wie unbestritten. Nur im Bayerischen-Österreichischen treffen wir in der Form seits eine Neubildung an, mit der es jedoch eine eigene Bewandtnis hat. Denn das angewachsene s ist kein eigentliches Verbalsuffix, sondern der Rest des Dualis von dem Personalpronomen zweiter Person, dessen Nominativ und Akkusativ es sich neben dem als Dativ und Akkusativ verwendeten enk im Südosten erhalten hat. Dieses es hängt sich an jedes Verbum — natürlich nur der zweiten Person plur. — an, wobei das Pronomen noch besonders ausgedrückt werden, aber auch fehlen kann.[3])

Nachdem wir so die tiefgehenden Einwirkungen des Optativs auf den Indikativ kennen gelernt haben, wird es an der Zeit sein, auch seine Lautgestalt näher zu betrachten.

---

1) S. Siebs in Pauls Grundr. S. 756.

2) Siehe a. a. o.

3) „Ihr seid's Lumpen", heißt es irgendwo bei Rosegger; oder: „Da habt's einen Kreuzer für's Singen", oder: „Daß's aufhören sollt's", wo noch außerdem das s an Stelle von ihr erscheint. „Habt's a Schneid" ist die Überschrift einer Sammlung bayerischer Gedichte von Stieler.

Da springt nun in die Augen, daß bereits im Gotischen bedeutende Störungen der ursprünglichen Lautverhältnisse eingetreten sind. Denn wenn dem indogermanischen *siés, *siét, *si-mén, *si-té, *siént[1]) ein gotisches sijais, sijai, sijaima, sijaith, sijaina gegenübertritt, so ist wohl so viel klar, daß hier eine Einwirkung der O-Flexion stattgefunden hat, indem nach dem Vorbilde von bairais, bairait, 2c., die in den griechischen φέροις φέροι 2c. ihr Gegenbild haben, die unthematischen Grundformen umgestaltet worden sind. Ebenso stimmt auch die erste Person sijau zu den Formen der gewöhnlichen Konjugation nimau und bairau, wenn man nur wüßte, wie diese zu erklären sind.[2])

Nicht minder klar ist, daß sich nun aus diesem neugeschaffenen Optativstamm, möglicherweise unter Mitwirkung der oben besprochenen Bildungen irum und iruth, die gotischen Pluralformen des Indikativs sijum und sijuth entwickelt haben. Während so das Gotische seine eigenen Wege ging, hat sich im Westgermanischen die Entwickelung regelrechter vollzogen. Denn die westgermanischen Formen sî, sîs, sî, sîmes, sît und sîn sind die zu erwartenden Reflexe der oben angeführten indogermanischen Bildungen. Die auslautenden m und t der ersten und dritten Person mußten auf Grund der Lautgesetze verklingen, die zweite Person aber, deren Suffix demselben Schicksal ausgesetzt war, wird sein s in späterer Zeit aus dem Indikativ zurückerhalten haben.[3]) Anderseits sind wohl die starken Modusselemente des Singularis ie zu Gunsten des dem Pluralis angehörigen schwachen Suffixes i gewichen.[4]) Die im 14. Jahrhundert in oberdeutschen Mundarten auftretende Sproßform sîge hat keinen nennenswerten Einfluß gewonnen, beruht aber jedenfalls auf der leicht erklärlichen Durchgangsform sîe.

Viel schwieriger ist die Beantwortung der Frage, wie das angelsächsische seó, seón und die nordischen Formen sê, sêr, sê, sêm, sêdh, sê zu erklären sind. Da das angelsächsische eo nicht schlechthin aus dem germanischen ɪ zu entspringen pflegt, während dieses im Nordischen in der Regel nur vor einem h in ê übergeht (z. B. vê — got. veihs, létti — got. leihts), so hat Joh. Schmidt die Vermutung vorgetragen, es habe schon in indogermanischer Zeit, d. h. vor der Wirkung der Auslautgesetze, neben der lautgesetzlichen Form sîm, sîs, sît 2c. ein siâm, siâs,

1) Nach Brugmanns Grundr. II, S. 1406.

2) Joh. Schmidt, Vocal. II, S. 413 führt sijau auf indogermanisches siōm zurück, Kluge leitet bairau von beraju ab, während Hirt die Form als einen Konjunktiv (berôm = feram) auffaßt. S. Brugmanns Grundr. II, § 928.

3) Joh. Schmidt a. a. O.

4) Brugmann II, S. 1300.

siât gelegen, woraus dann einerseits durch sio und siu das angelsächsische seó, anderseits das nordische sê ꝛc. hervorgegangen sei.[1])

Kehren wir nun nach dem deutschen Kontinent zurück, so sehen wir, daß hier nach der Fixierung der oben genannten Bildungen die Entwickelung ziemlich ruhig verläuft. Denn abgesehen von dem Übergang der mittelalterlichen Formen in die neuhochdeutsche Lautform und der damit verbundenen Spaltung des pluralischen sîn in sei-en ist nur die Bereicherung des sîs der zweiten Singularis durch ein antretendes t zu verzeichnen, eine Neuerung, die natürlich nach dem Vorbilde des Indikativs erfolgt ist, wo ja, wie oben gezeigt, schon in der althochdeutschen Zeit das st als Suffixum der zweiten Person aufgefaßt wurde. Aber charakteristisch ist die Thatsache, daß in den niederdeutschen Mundarten — das Niederländische und Friesische ausgenommen — der Gebrauch des Optativs Präsentis mehr und mehr eingeschränkt und durch den Optativ Präteriti ersetzt wird. Noch im 15. Jahrhundert, z. B. im Reineke de Vos, trifft man die Formen des Optativs praes. an, heute aber sind sie im Niederdeutschen so gut wie erloschen, ja selbst auf die Schriftsprache hat dieser Vorgang eingewirkt, sofern in Norddeutschland der Gebrauch des sei des Präsens gegen das waere des Präteritums erheblich zurücktritt. Dagegen liebt der Süddeutsche, dessen Temperament zu lebhafter Vergegenwärtigung neigt, auch in der Erzählung den Optativ Präsentis, nur im Südosten scheint das Präteritum zu überwiegen. Daß auch im Englischen die alten optativischen Formen verschwunden sind und teils durch das flexionslose be, teils durch den Optativ des Präteritums ersetzt werden, ist bekannt, und ebenso ist es, wenn ich recht unterrichtet bin, auch im Neunordischen. Eine Sproßform des alten Optativs ist der Imperativ sî, sît (sei), der in Oberdeutschland wie in der Schriftsprache das ehemalige wis (bis) verdrängt hat. Aber im Niederdeutschen lebt das letztere, wie schon oben bemerkt, fort, ebenso auch im Nordischen, wie das namentlich aus dem vielgebrauchten dänischen vaer sa god bekannt ist.

Dem großenteils vom Optativ ausgehenden Zuge nach Ausgleichung folgen auch die Neubildungen, die für den Infinitiv und die Participia teils noch jetzt giltig, teils wieder abgestoßen sind. Die Form sîn für den Infinitiv, auch gesîn im Alemannischen, erscheint, wie man aus den Nachweisen in Grimms Gr. I, 881 ersehen kann, bereits in althochdeutschen Urkunden, besteht lange Zeit neben dem ursprünglichen wesen und verdrängte dieses aus den oberdeutschen Mundarten und somit auch

---

1) Anders als Brugmann, der, wie eben gezeigt, für den Sing. sies und siet als Grundformen ansetzt, die zwischen sîm und siâm die Vermittelung bilden.

aus der Schriftsprache. Im Niederdeutschen hält es sich noch heute, wird aber auch hier schon stark beeinträchtigt durch ein nachrückendes sîn oder sin, wozu sich noch ein plebejisches sind gesellt hat. Aber ungeschmälert besteht das altnordische vera, der Reflex des germanischen wesan, in dem dänischen vaere und schwedischen vâra fort.

Eine verhältnismäßig junge Bildung ist das part. praes. sînde, seiend. Daß sie noch dem Mittelalter angehört, verrät der Vokal, aber sie sieht aus wie ein künstliches Gebilde, das geschaffen wurde, um ein lateinisches adsens oder praesens wiedergeben zu können. Jedenfalls ist es eine papierne Form, die der lebendigen Sprache immer fern geblieben ist. Das Gleiche gilt wohl von dem jetzt verschollenen wesende, das zwar schon in althochdeutscher Zeit aufkommt, aber in der Verwendung für das verbum substantivum schwerlich einen nennenswerten Umfang gewonnen hat.[1]) Noch viel früher aber ist das altgermanische, dem starken es-Stamme angehörige Partizipium verloren gegangen, dessen Existenz wir nur noch aus einzelnen nominalen Bildungen erschließen können. sund-s (N. sunth) muß es im Gotischen gelautet haben, entsprechend dem griechischen ἔ(σ)οντ und dem lateinischen nur noch als Adjektivum erhaltenen (sont) sons = sens, und sein Rest liegt in dem gotischen Adjektivum sunjis = wahr nebst dessen Sproßformen vor. Dem entspricht das auf ein westgermanisches sondh zurückgehende angelsächsische sôdh, das noch heute in dem adjektivisch wie substantivisch gebrauchten sooth und dem daraus nachgewachsenen Verbum soothe fortlebt, während das den germanischen Grundvokal noch zeigende altnordische sannr (= wahr) im Neunordischen sann sand noch erhalten ist.

Endlich gehört auch das Partizipium des Perfektums gesîn hierher. Es ist Neubildung wie sînde und kommt erst im 12. Jahrhundert auf, aber es ist bekanntlich nicht durchgedrungen, wie die verwandten Bildungen des Infinitivs und des präsentischen Partizipiums. Dringt es vom Alemannischen ausgehend auch bis ins Fränkische und Niederländische vor, so hat es doch das alte gewesen nicht zu beseitigen vermocht und ist jetzt, abgesehen vom Niederländischen, wo es neben der älteren Konkurrenzform fortbesteht, nur noch im Alemannischen und den nahestehenden Mundarten anzutreffen. Doch schon im Schwäbischen überwiegt das alte gewesen in seiner durch gewen hindurchgegangenen Umbildung gewêa und gewâ, und auch im Bayerisch-Österreichischen herrscht es mit allerlei mundartlichen Varianten. Überall aber stößt man auf die der schwachen Konjugation entlehnte Neubildung gewest, auch geweist, die am Anfange des 14. Jahrhunderts erscheint[2]) und im Nieder- und Mitteldeutschen

1) Einzelne Beispiele bei Weinhold, Bayerische Gramm., S. 300.

2) Weinhold, Bayerische Gramm., S. 301.

sogar das Übergewicht gewinnt, wie auch im Nordischen das alte verinn durch ein schwedisches verit und dänisches vaeret ersetzt ist. Daß nun aus der Verbindung mit dem Partizipium gewesen und dem Präsens bin das dem alten Präteritum war an die Seite tretende Perfektum praesens geschaffen ist, weiß jeder. Aber es ist der altdeutschen Periode noch fremd und kommt erst im Mittelalter vor, ist jedoch zu Anfang des 13. Jahrhunderts gang und gäbe. Nun tritt in allen niederdeutschen Mundarten wie auch im Nordischen das Hilfsverbum haben an die Stelle von sein, eine Verbindung, über die Jakob Grimm, Gramm. IV, S. 160 sich folgendermaßen ausspricht: „Inzwischen," sagt er, „sind einige Mundarten zu der Kühnheit einer solchen Verbindung gelangt, indem sie den Begriff der Existenz auf ein Bewußtsein der Selbstthätigkeit gründeten und sein — leben oder wohnen setzen, wobei zugleich die etwas konkretere Natur des Stammes wesen, welcher im Praet. und Part. jenes sein suppliert, angeschlagen werden mag. Aber in früher Zeit, als man den obliquen Casus bei haben noch fühlte, kann die Operation nicht versucht worden sein." Freilich hat das Niederdeutsche größtenteils diese Verbindung wieder aufgegeben und ist zu dem früheren Brauche zurückgekehrt, wobei natürlich das Vorbild des Hochdeutschen maßgebend war. Übrigens ist die präsentische Bedeutung dieses neugebildeten Perfektums vielfach ins Schwanken gekommen. Man verwendet es im Süden ganz gewöhnlich für das alte Präteritum, ja es ist zwischen den beiden Formen beinahe ein Funktionswechsel eingetreten. „Es ist einmal ein Mann gewest, der war blind," heißt es im Süden; aber: „wo waren Sie gestern? ich war in Frankfurt", wo es zu lauten hätte und in Niederdeutschland auch wirklich lautet: „wo sind Sie gestern gewesen?"

Durch die Vergleichung der oben besprochenen Doppelformen sind wir bereits tief in die aus dem ves-Stamme hervorgehenden Bildungen eingedrungen, und es bleibt nur noch übrig, den Rest derselben zu betrachten. Das Verbum wesen gehört an sich der zweiten Klasse der starken Konjugation an und unterliegt auch in seiner weiteren Entwickelung allen den hier geltenden Gesetzen. Die Stammformen sind im gotischen visa vas, vêsum, visans, denen im Westgermanischen ein wisa, was (wäs), wârun, gewesan, im Altnordischen ves, vas (var), wârum, verinn entspricht.[1]) Für den Indikativ des Präsens hat die konkrete Bedeutung fortgedauert, so lange die Formen desselben bestanden, zu dem Ausdruck der bloßen Existenz hat das Verbum in den genannten Formen kaum

1) Das r natürlich wie bei irum auf Grund des sogenannten grammatischen Wechsels.

einen Anlauf genommen, wohl aber bezeichnete es manchmal ein werden, wie es denn auch zur Umschreibung des Futurums, aber nicht gerade häufig verwendet wurde. Dagegen übernimmt, und zwar in allen germanischen Idiomen das Präteritum was den Ausdruck der bloßen Existenz, nachdem die dem altindischen ásam (indogerm. ēs-m) entsprechende germanische Form, wahrscheinlich lange vor dem Eintritt der Germanen in die Geschichte, verloren gegangen war.

Wenn nun im Oberdeutschen mit dem Ablauf des Mittelalters an Stelle des alten was ein wār erscheint, so liegt hier natürlich ein Angleich an den Pluralis vor, in derselben Weise wie für das kurze a in gab allmählich das lange ā des Pluralis eintrat. Ja dieser Wandel greift auch auf das Niederdeutsche über, wo ebenfalls ein wēr (auch wier lautend) sich einstellt, obwohl hier die alte Form neben dem jüngeren Nachwuchs noch sich erhalten hat.

Der gleiche Lautwandel vollzieht sich auch im Nordischen; auch hier tritt unter dem Einflusse des Pluralis ein vâr auf, das bekanntlich heute noch zu Recht besteht. Nur im Englischen und im Niederländischen hat sich das alte was ohne Konkurrenzbildung behauptet oder dieselbe wenigstens nicht aufkommen lassen. Die im 14. Jahrhundert sporadischen auftauchenden Überformen wase und wâre sind gerade so zu erklären, wie die der gewöhnlichen Konjugation, z. B. sâhe, gâbe ꝛc., sie verdanken ihren Ursprung einer übergroßen Gewissenhaftigkeit der Schreiber, die in einer Zeit, wo der Bestand des auslautenden e stark ins Schwanken gekommen war, in zweifelhaften Fällen oft des Guten zu viel thaten und ein e auch da setzten, wo es etymologisch keine Berechtigung hatte. Um die gleiche Zeit etwa stellt sich für den Pluralis auch die Form wasen ein, die man vereinzelt bei Hans Sachs antrifft, sie entspringt natürlich dem Singularis, dessen was neben dem schriftgemäßen war noch lange fortdauert.[1])

Eine besondere Beachtung fordert die zweite Person des Singularis. Freilich bleibt sie durchaus in den Bahnen der gewöhnlichen Flexion, aber diese sind zum Teil regellos und noch nicht vollkommen aufgehellt. Denn während das germanische vast nur im Gotischen und Nordischen — hier später mit Anlehnung an die erste Person zu vart umgebildet — bestehen blieb, wie das schon oben erwähnt worden ist, erscheint im Westgermanischen die Form wāri, die einem gâbi und nâmi entsprechend später in waere (wêre) umlautete. Die Form sieht aus wie ein Optativ; nach Brugmann ging jedoch der Anstoß nicht von diesem Modus aus,

1) Hans Sachs braucht die Form was noch sehr oft, aber vorzugsweise, wo der Reim sie verlangt, ein Beweis, daß damals war bereits durchgedrungen war und als das übliche praes. galt.

sondern von aoristischen Bildungen, wie bizzi (s) oder Zigi (s), deren Flexion zunächst die alten Perfekt-Formen auf tha ins Wanken gebracht habe, worauf dann, da nun der Unterschied zwischen optativischer und indikativischer Flexion geschwunden sei — denn gâbi (z), nâmi (z), wâsi (z) mußten das tönende s verlieren — die optativischen Bildungen allmählich die Funktion des Indikativs übernommen hätten.[1]) Wie dem auch sein mag, jedenfalls gab es eine Zeit, wo die zweiten Personen des Indikativs und Optativs im Westgermanischen zusammenfielen. Und dieses Verhältnis bestand im Angelsächsischen noch lange fort. Aber im Altsächsischen und Althochdeutschen machte sich bald wieder das Bedürfnis nach Trennung geltend, sodaß hier und zwar durch Herbeiholung des der schwachen Konjugation von jeher verbliebenen s (z. B. nerita, neritôs, opt. neritîs), für den Optativ die Optativ-Formen wâris (nâmis, gâbis ꝛc.) erwuchsen, die dann natürlich, seitdem man das unorganische st als das Suffixum der zweiten Person auffaßte, in waerest ꝛc. umgebildet wurden. Sodann beginnt der Angriff auf die zweite Person sing. des Indikativs, weil diese nun gänzlich aus dem Rahmen der gewöhnlichen Flexion herausgetreten war, und so entsteht dann, indem das Suffixum s oder st zunächst an die bis dahin geltenden Bildungen antrat, die Form waerest oder wêrest (neben hulfis, zugist ꝛc.[2]), bis dann später vom 15. Jahrhundert ab der Ausgleich erfolgt, indem die Formen der zweiten Person völlig in die Flexion des Indikativs eingeordnet werden. So wird nun neben den jetzt auftauchenden gâbest (gâbst), nâmest (nâmst) ꝛc. auch das bisher noch an den Optativ anklingende waerest in das jetzt allein übliche und schriftgemäße wârest und wârst umgebildet. Allein wie heftige Schwankungen diesem Ausgleich vorhergingen, das bezeugen allerlei inzwischen aufwuchernde Nebenformen. Da finden wir die Form du waert und du wert, deren t entweder aus der Flexion der Präteritopräsentia stammt, oder durch Unterdrückung des s entstanden ist[3]), ferner das leicht erklärliche du wasest und das vereinzelt vorkommende du wast, Bildungen, die gleich jenem oben erwähnten wasen die fortwirkende Kraft des absterbenden was bezeugen.[4]) Von demselben Zuge wird auch das Englische beherrscht. Die jetzt gültigen Formen wast für den Indikativ und wert für den Optativ beruhen ebenfalls einerseits auf der Angleichung an die indikativische Flexion, anderseits auf der Einordnung der bisher in Bezug auf ihre Endungen isolierten Formen in das für die zweite Person allgemein gültige Schema. Wenn aber hier nicht das inzwischen auf dem ganzen Ge-

---

1) Grundr. II, S. 1261 und 1344.
2) S. Weinhold, Mittelhochdeutsche Gramm., § 357.
3) Ebenso auch du saeht, du spraeht ꝛc., s. Weinhold a. a. O.
4) Weinhold, Alemann. Gramm., S. 352 und 53.

biet der Konjugation für die zweite Person sing. zur Herrschaft gelangte Suffixum st, sondern ein einfaches t erscheint, so wird wohl der Grund in dem überwiegenden Einfluß des nahe liegenden präsentischen art zu suchen sein. Umgekehrt wird im Nordischen das aus dem Germanischen übernommene t beseitigt, indem im Singularis des Präteritums derselbe Ausgleich eintritt, den wir bereits im Präsens wahrgenommen haben. Dem er des Präsens entspricht nämlich im Neunordischen das für den ganzen Singularis geltende vär; ebenso gleicht der Pluralis praet., um das auch noch hinzuzufügen, dem Plural des Präsens, indem im westnordischen vâre der dem ere des Singularis entsprechende Ausgleich durchgeführt ist, während die ostnordischen vōre, vōren und vōro dieselbe Trennung zeigen wie die entsprechenden präsentischen Bildungen.

Höchst interessant nennt Jakob Grimm, Gramm. IV, S. 160, das deutsche verbum substantivum, und wirklich in der Mannigfaltigkeit seiner Bildungen und seiner bewegten Geschichte ist es ein Mikrokosmus, der das Leben der Gesamtsprache darstellt. Wer den Verlauf solcher Schicksale, wie wir sie hier vorgeführt haben, überblickt, dem wird wieder einmal das klassische Wort Herders deutlich: „Und so ward nach großen Revolutionen die Sprache eine Schatzkammer, die reich und arm ist, Gutes und Schlechtes in sich faßt, gewonnen und verloren hat, Zuschub braucht und Vorschub thun kann, die aber, sie sei und habe, was sie wolle, eine ungemein sehenswürdige Merkwürdigkeit bleibt." Und doch wie weit war Herder noch entfernt von der Erkenntnis der Gesetze, die heute durch die Sprachgeschichte und die vergleichende Sprachforschung erschlossen sind! Und wie vieles liegt auch jetzt noch im Dunkeln! Ja, die letzten Quellen der lautlichen Veränderung, der sprachbildenden und sprachzerstörenden Mächte werden uns immer verborgen bleiben. Wohl können wir beobachten, wie von einem bestimmten Anstoße ausgehend eine Lautbewegung gleichsam Ringe bildet und sich fortpflanzt, bis sie zuletzt ermattet oder auf eine von einem andern Centrum aus erregte Gegenbewegung stößt; aber die Urheber solcher Vorgänge nehmen wir nur selten — nur hin und wieder in der Zeit des entwickelten Schrifttums — die physiologischen und psychologischen Voraussetzungen aber niemals wahr. Niemand wird uns die Seelenregung enthüllen, die in grauer Vorzeit ein Individuum germanischen Stammes bewog, anstatt des überlieferten Präteritums des es-Stammes ein anderes einer seitwärts liegenden Wurzel entsprossenes zu gebrauchen, niemand aussagen, weshalb diese Neuerung zunächst in engeren, dann in weiteren Kreisen Anklang fand. Und so in unzähligen Fällen. Jede sprachliche Schöpfung ist, um mit Schiller zu reden, eine dunkle Geburt, die aus dem unendlichen Meere des unbewußten Seelenlebens ersteht.

---

# Ein neudeutsches Heldenepos altdeutschen Stoffs,

## zunächst der Schule und durch eine Auswahl kritischer Stimmen empfohlen von **Ludwig Fränkel** in München.

In der „Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrands in Aufsätzen zur deutschen Sprache und Litteratur sowie zum deutschen Unterrichte“ [1]), die unter Mitwirkung von 21 Fachgenossen und Verehrern unseres nun verblichenen Altmeisters der Herausgeber dieser Zeitschrift zum 13. März 1894 dargebracht hat, steht S. 93—126 aus der Feder des gewiegten Kenners des betroffenen Sondergebietes, Karl Landmanns — desselben, der durch die Schrift „Die nordische Gestalt der Nibelungensage und die neuere Nibelungendichtung“ (1887) sowie manche, besonders in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht veröffentlichte einschlägige Artikel berichtender oder beurteilender Art Anspruch auf unsere Aufmerksamkeit für dies eigene Feld erworben hat — eine Abhandlung „Zur deutschen Heldensage. Eine Lücke in der Geschichte der deutschen Dichtung“. Sie behandelt gründlichst und ganz vortrefflich Karl Simrocks „Amelungenlied“, diese „großartige, gewaltige Schöpfung“, wie K. Goedeke sie, an der entsprechenden Stelle im „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung“ [2]), nannte, auf Quellen, Komposition, Technik und die litterarisch-ästhetische Bedeutung. Den Gesichtspunkt, den schon das von ihm vorangestellte Urteil Goedekes in dem Verlangen ausdrückt, daß jene „von der deutschen Jugend, die solcher begeisternder Vorbilder bedarf, mehr gekannt sein sollte“, hat er dabei keineswegs vernachlässigt, ihn vielmehr, abgesehen von eingestreuten mittelbaren und unmittelbaren Hinweisen, am Anfange und Schlusse hervorgehoben. Nachdrücklich an letzterer Stelle (S. 125). Da redet er, nachdem er in Hinblick auf Simrocks eigene, durch entsprechende Gedanken Uhlands unterstützte, theoretische Ansicht über die poetische Wiederbelebung mittelalterlicher Dichtungen [3]) kurz gemahnt hat, diese nach Gebühr zu schätzen, von Karl Simrock,

---

1) Drittes Ergänzungsheft zur „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“.

2) III, 1127—1139, der vorläufig allein so weit reichenden ersten Auflage.

3) Als mustergiltige Leistungen jüngeren Datums seien hier genannt die von Gustav Legerlotz (Nibelungenlied, Gudrun, Walther von der Vogelweide und andere mittelhochdeutsche Lyriker), die ältere wie mundartliche Worte und Wendungen glücklich einführen (vergl. dazu K. Dudens Lob im Vorwort zum „Vollständigen orthographischen Wörterbuch der deutschen Sprache“), Ludwig Fulda (Meier Helmbrecht), auch Oskar Henke (Das Nibelungenlied, Drei altdeutsche Schwänke).

Wilhelm Jordan und Richard Wagner[1]) als den drei Dichtern, deren Amelungenlied, Nibelunge und Nibelungenring „die drei bedeutungsvollsten Wahrzeichen einer Wiedergeburt der deutschen Sage um die Mitte des 19. Jahrhunderts sind"[2]), und meint sodann: „diese drei Werke sollten jedem gebildeten Deutschen als Marksteine für das Erwachen des germanischen Geistes aus einem vielhundertjährigen Schlafe genau bekannt und ans Herz gewachsen sein."[3]) Daran knüpft er nun seinen Vorschlag an, nachdem man, wie er hofft, den außerordentlichen Wert des Simrockschen „Amelungenliedes" erkannt und anerkannt haben werde, auch folgerichtig dieses in den deutschen Unterricht einzufügen, in dem die Schule manches gewohnte Glied[4]) mit geringerem Nachteil werde entbehren können, und zwar solle dies geschehen vermittelst einer passenden Auswahl-Bearbeitung, deren Anlage er für den Augenblick noch außer dem Spiel läßt. Somit glaubt er dann Goedekes nochmals wiederholte Forderung erfüllt zu sehen.

Über den Grad der Schwierigkeit, das herrliche Werk für den gedachten Zweck zuzustutzen — um etwas andres könnte es sich ja in An-

---

1) Für Jordan ist dieser Maßstab in den zahlreichen 1889er Jubiläumsaufsätzen und den sonstigen Würdigungen nicht angelegt worden, auch nicht in einer einzigen Biographie (von K. Schiffner, 1889). Die 1889 im Druck fertiggestellte Lebensskizze und Charakteristik Jordans von Alexander Tille (in Kürschners „Deutschem Litteratur-Kalender für das Jahr 1890" S. 863 schon als erschienen aufgeführt) wäre wohl berufen, diese Aufgabe zu lösen, und wir fordern hiermit den thätigen Verfasser zur Veröffentlichung auf.

2) Da die Bewegung zu Gunsten einer führenden Stellung R. Wagners in dieser Hinsicht heutzutage ganz besonders lebhaft ist, so hebe ich heraus, was mir aus der endlosen Litteratur darüber beachtenswert scheint: M. Koch, Was kann das deutsche Volk von Richard Wagner lernen? (1888); derselbe, Geschichte der deutschen Literatur (1893; 2. Aufl. 1895); s. v.; Arthur Seidl, Hat R. Wagner eine Schule hinterlassen? (1892); Fr. Munckers gediegene Biographie R. Wagners (6. Aufl. 1891), die Landmann S. 98 Anm. 1 heranzieht und die jetzt in Munckers Wagner-Artikel der „Allgemeinen deutschen Biographie", 40. Band (1896), ein Seitenstück erhält. Für Klarlegung von R. Wagners Verhältnis zur altgermanischen Sagenwelt hat W. Golther Vorzügliches geleistet, meist in den „Bayreuther Blättern", so früher schon für „Tristan und Isolde" und „Tannhäuser" und neuerdings (1893, S. 307—319) für den „fliegenden Holländer".

3) Mit Landmann verweise ich hierzu auf Lyon, Ztschr. f. d. dtsch. Unterr. VII, 705 flg., bes. 729.

4) Er denkt auszuschließen „Herders Cid und auch einige Schillersche Dramen, wie die Jungfrau von Orleans und Maria Stuart, vielleicht auch den doch niemals ganz verstandenen Laokoon." Ersterer dürfte so wenig gelesen werden, daß mit seiner Ausmerzung nichts gewonnen wäre, letzterer aber ist an der Gelehrtenschule ebenso unentbehrlich wie die genannten Schillerschen Stücke an den andern.

betracht der großen Ausdehnung nicht handeln — will ich mich hier nicht verbreiten. Ebensowenig über die schwache Möglichkeit, für diese neue „Last" unserer einen „Normalarbeitstag" erstrebenden Schuljugend Raum zu schaffen. Aber der Anregung Landmanns zunächst einmal grundsätzlich näher zu treten, das halte ich für geboten. Ja, aber bevor man erwägen soll, ob Simrocks Werk für die beabsichtigte Erweiterung der Lektüre passe und in welcher Weise ihre Aufnahme vorzunehmen sei, muß man doch von dem Gegenstande selbst, um den die ganze Angelegenheit sich dreht, genaue Kenntnis besitzen, und ich meine nicht fehlzugehen mit der Annahme, daß viele, wohl sogar sehr viele Lehrer des Deutschen, selbst solche, die auf germanistische Universitätsstudien zurückblicken, die drei starken Bände kaum oder wenigstens nicht zur Genüge kennen, um hier in einer so wichtigen Frage mitsprechen und mitentscheiden zu dürfen. Die lange Kette von vollwertigen, wenn auch nicht gerade funkelnden und glitzernden[1]) Perlen, die diese Dichtung birgt, ist gewiß den meisten Fachgenossen noch eine Sammlung böhmischer Dörfer. Deshalb rate ich ernstlich an, das höchst genußreiche und gehaltvolle Buch[2]), dessen Einreihung in den Kanon auf der Tagesordnung steht, gründlich zu lesen, wenn ja auch angesichts der „Überbürdung" vorderhand doch wohl nur ein neues Stück Privatlektüre[3]) winkt.

Es liegt mir gegenwärtig nun fern, meinerseits den Antrag Landmanns zu verfolgen und, wozu er wegen der ausführlichen Untersuchung der Simrockschen Grundlagen und Vorbilder nicht gekommen sein mag, im einzelnen zu begründen. Doch bin ich völlig davon überzeugt, daß die ausgedehnte Dichtung nicht bloß außerordentliche poetische Schönheiten — womit eben nicht sogenannte Glanzstellen gemeint sind — aufweist, ja in ihrer Art geradezu ein Meisterwerk heißen darf, sondern daß auch ein hoher bildender Wert und damit verbunden ein aller Voraussicht nach erheblicher pädagogischer ihr innewohnt. Gleitet auch unser Blick auf dem leidlich vollständigen Bücherbrett über den Rücken verschiedener brauchbarer Umgestaltungen, die den Kern der alten Mythen für Schule und Haus in behäbigem Prosakleide erneuen, so läßt sich doch gar nicht einsehen, warum man nicht lieber nach dem neuhochdeutschen Epos greifen soll, das mit erstaunlichem Wissen und Verständnisse, mit feinem, fast durch-

---

1) Schon Goedeke hat „der entsagenden Einfachheit Simrocks" gedacht (Landmann S. 93 und 96).

2) Auch dessen ausgezeichnetem Verfasser könnte man dabei näher treten, unter Rücksicht auf H. Düntzers persönliche wertvolle „Erinnerungen an Karl Simrock": Picks Monatsschrift für die rheinisch-westfälische Geschichte und Altertumskunde II (1876) 321—345, 501—531, III (1877) 1—18, 159—186.

3) Vergl. dazu ganz neuerdings Ztschr. f. d. dtsch. Unterr. VIII, 184 flg.

gehends ebenbürtigem Nachempfinden dieselben Stoffe auffrischt[1]) und dazu in einem großen durchaus künstlerischen Gefüge zusammenschmiedet. Als ein solches entpuppt sich „Das Amelungenlied" in der That, und übrigens, wen es lediglich nach den schier zahllosen kleinen prächtigen Genre- und Gruppenscenen mit ihren innigen Nebenzügen gelüstet, der mag getrost in ihm eine verläßliche Vorratskammer dafür finden, ohne auf die umfriedende Mauer und deren schönen Anstrich sonderlich Zeit zu verwenden. Wir legen aber trotzdem auch Gewicht darauf, die Thatsache des vollendeten Gewandes zu betonen, weil das Lesen und Erläutern des vaterländischen Schrifttums erst wirklich einen Hauptpunkt in der Erziehung auszumachen im stande ist, wenn nicht nur der Inhalt zu erbauen, sondern auch die Form das jugendliche Gemüt zu veredeln vermag. Und das langgereifte Erzeugnis von Simrocks Muse erwärmt sowohl für die unvergeßlichen Heroenmären unserer Vorväter, als erhebt auch einen für Architektonik und Kleinmalerei empfänglichen Sinn zu den lichten Höhen reiner Schönheit. Und um ein etwa zauderndes Lehrerherz ganz zu beruhigen, sei auf ein Büchlein verwiesen, in dem ein Simrock eng befreundet gewesener[2]) und die breite Sagenwelt seiner rheinischen Heimat mit glücklicher Hand beherrschender Mann[3]) Leben

---

1) Vergl. dazu jetzt auch meine Bemerkungen Zeitschr. f. dtsch. Philol. XXVIII, 559 flg.

2) Vergl. Düntzer a. a. O. III, 169.

3) Ich kann mir es nicht versagen, auf eine Schnurre einzugehen, die im Frühlinge 1895 die Runde durch viele deutsche Tagesblätter machte; sie wird hier in der Fassung citiert, in der ich sie im Feuilleton der „Münchner Neuesten Nachrichten" vom 10. Mai 1895, Morgenblatt, antraf: „Der gefoppte Simrock. Von den Fremden, die nach Mainz kommen, besteigt gar mancher den Turm der Stephanskirche, um die Aussicht auf das Rhein-Panorama zu genießen. An diesen Turm knüpfen sich alte und neue Sagen; zu den letzteren zählt die, daß früher — Brautreisen auf den Turm unternommen wurden. Es dürfte interessieren zu hören, wie diese Sage entstanden ist. Wir lesen in einer 1866 erschienenen Beschreibung der Kirche: 'Simrock und nach ihm andere erzählen dichtend, daß Neuvermählte dahier in früherer Zeit ihre Brautreise auf den Turm machten und oft 14 Tage und länger sich in einer Stube des Turmes aufhielten. Dies ist aber nie geschehen und der Vater des jetzigen Türmers weiß noch recht gut, wie sein Vorgänger, der originelle und wegen seiner Anekdoten und Witze hier noch wohlbekannte Schneider, dem Dichter Simrock, der damals den Turm bestieg, jene Erzählung aufband. Noch andere gleich unbegründete Sagen giebt es über diesen Turm, z. B., daß ein Soldat, der sich gewöhnlich in einem Korbe habe aufziehen lassen, eine Nacht in der Luft schwebend zugebracht habe.'" Mir erscheint dieser nicht üble Schluß kaum apokryph; das Vorkommnis kann aber schließlich auch „sogar ein geschulter Sagenkundiger wie Simrock" (s. meinen Hinweis hierauf Zeitschr. f. dtsch. Philol. XXVIII, 560 Anm. 1) an sich erfahren. Alexander Kaufmann freilich in seinen „Nachträgen zu den Quellenangaben und

und Wirken des Klassikers unter unseren germanistischen Übersetzern schlicht erzählt: Dr. Nikolaus Hockers schmächtigen Band „Karl Simrock", 1877 zu Leipzig bei Siegismund und Volkening als Nr. IX der, besonders von und für Pädagogen unternommenen „Biographischen Bibliothek" erschienen, die auch z. B. Karl Cassaus „Lessing, Goethe, Schubart im Lichte der Pädagogik" enthält.

Landmanns Aufsatz entstammt der liebevollsten Hingabe an den gewählten Gegenstand und stellt ein selten erreichtes Beispiel für den Eifer dar, mit dem man sich in ein abgeschlossenes dichterisches Kunstwerk versenken und es nach allen Seiten durchdringen soll, falls man seine Bedeutung andern zu vermitteln fähig werden will. Bisweilen scheint er fast zu gewissenhaft geschürft und ein Simrocksches Versbündel zu peinlich beleuchtet zu haben, um den Strauch zu erspähen, auf dem das Holz dazu gewachsen sein könnte.[1]) Immerhin, Pedanterie soll mir das niemand schelten. Im Gegenteil, man freut sich mit ihm an den redlich erworbenen Gewinsten und tritt dem Dichter selbst um etliches näher. Ergänzend ließe sich manche hübsche Parallele, auch bei Nebendingen, beibringen. So zu dem Wittich trefflich charakterisierenden Verse XXII, 12

Bemerkungen zu Karl Simrocks Rheinsagen" (Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein XLI, 1884) berichtet nichts darüber, obschon ihn an Gründlich- und Sauberkeit auf diesem Sondergebiete keiner irgend erreicht; doch nimmt er (S. 33—37) überhaupt nur zwei Mainz betreffende Nummern, beide allerdings aus Simrocks eigener Feder, unter die Lupe. Die „andere gleich unbegründete Sage", die in obiger Zeitungsnotiz als Parallele modernster Geburt daneben steht, sieht hingegen ganz wie ein Bodensatz einer verballhornten Variante der mittelalterlichen Virgilsage aus, deren Einwurzeln in der dichterischen deutschen Volkssage ich „Shakespeare und das Tagelied" S. 106 Anm. 3 und 4 und S. 130 belegt habe.

1) Ein höchst fruchtbarer Gesichtspunkt, der sich zudem auf der oberen Stufe des Mittelschulunterrichts ungemein lehrreich verwerten läßt, ergäbe sich aus einem Seitenblick auf den Ursprung der Volks- und volksmäßigen Epen; Simrocks aus unsern weiteren Mitteilungen deutlich wahrnehmbare Schaffensweise deckt sich in vielem mit der freilich im Prinzipe mehr sammlerischen E. Lönnrots, der 1835 das Kalewala-Poem herausgab. Man vergleiche hierzu W. J. A. Frh. v. Tettau, Über die epischen Dichtungen der finnischen Völker besonders die Kalewala (Erfurt 1873), S. 16 flg., D. Comparettis ausgezeichnetes, für die vergleichende Geschichte der Epik überaus förderliches Buch über Kalewala („Der Kalewala oder die traditionelle Poesie der Finnen. Historisch-kritische Studie über den Ursprung der großen nationalen Epopöen. Deutsche, vom Verfasser autorisierte und durchgesehene Ausgabe" Halle 1892; vergl. R. M. Meyers Rezension, Anzg. f. dtsch. Altert. und dtsch. Lit. XX, 132 flg.), L. Erhardt, die Entstehung der homerischen Gedichte (1894) — in dessen Anzeige A. Müller, Zeitschr. f. d. dtsch. Unterr. VIII, 489 auch auf die Berücksichtigung der Kalewala hinwies — S. LXIV flg. (S. LXIII flg.) werden „Hermann und Dorothea" und Longfellow's „Hiawatha" als moderne germanische Volksepen großen Stils gepriesen; und wo bleibt Simrock?!

„Bläue thut wohl Treue, doch öfter Kälte kund", den Landmann S. 99 bespricht, Friedrich Bodenstedts schalkhafte Unterscheidung der Augenfarben in den „Liedern des Mirza Schaffy", wo es u. a. heißt: „des Auges Bläue bedeutet Treue"; oder zu dem Frauennamen Godelinde (S. 100 Anm. 2 und S. 110), der nebst andern versprengten Brocken der Ritterpoesie in Wernhers des Gärtners reizender Novelle „Meier Helmbrecht" eine Stufe hinabgedrückt ist; oder bei der Erwähnung von Simrocks Bonner Landgut Menzenberg (S. 101 Anm. 1) des Dichters schaffensfreudige Muße daselbst[1]); zum Lebermeer (S. 104 Anm. 3) dessen Vorkommen in der Fabel von Herzog Ernst[2]); bei Goldemar (ebd.) das Auftreten dieses Zwergkönigs mit der goldenen Krone[3]) und Übergang in Uhlands Romanze „Der junge König und die Schäferin"[4]); bei dem Spotte über die Billigkeit eines Freiherrntitels (S. 103) Simrocks demokratische Anfänge[5]); zu der Ortnitsage und ihrer Lokalisierung in Rußland[6]) (S. 111) Uhlands Umdeutschungen „Bruchstück aus dem Heldenbuche"[7]); bei den Wölfingen Hache und Eckart (S. 121 Anm. 2) das vereinigte Wiedervorkommen dieser beiden Namen in der älteren Fassung

1) Vergl. auch meinen Nekrolog auf Simrocks Heimatgenossen, Freund und Schüler (vgl. Düntzer a. a. O. II, 525, III, 18) Alexander Kaufmann in der „Gegenwart" Bd. XLIV, Nr. 36 (9. Sept. 1893) S. 169b, und den von H. Hüffers in der „Kölnischen Zeitung" 1893 Nr. 398 (14. Mai), Sonderabdruck S. 2, ferner bei Hocker a. a. O. S. 31, 56, 78, 125, 151, bei Düntzer II, 508, III, 5, 159 und besonders II, 506.

2) Im alten Volksbuche und danach von Uhland in sein gleichnamiges Trauerspiel verwebt (V. 1065 flg., III. Akt V. 100 flg.), vergl. dazu des letzteren Schulausgabe von H. Weismann S. 46, Anm. 1 und S. 93 flg., die von R. Richter S. IV und 75, L. Uhlands dramatische Dichtungen. Für Schule und Haus erläutert von H. Weismann (1863) S. 54 und 98 (daselbst sind auch die Belege für die ältere Überlieferung gegeben). Seltsamerweise übergeht Uhlands akademische Antrittsrede „Über die Sage vom Herzog Ernst" bei Aufzählung von dessen Abenteuern zufällig das obgenannte (s. meine Ausgabe der Werke II, 258 flg. u. 271).

3) Epos des Albrecht von Kemenaten aus dem 13. Jahrhundert: s. Zeitschr. f. dtschs. Altert. VIII, 520; alte Handschrift im Germanischen Nationalmuseum zu Nürnberg ausgestellt. Vergl. Hockers Bemängelung Simrocks a. a. O. S. 47, Landmann S. 103.

4) Die vierte Strophe daselbst lautet: „Herr Goldmar ritt mit Freuden Vor seinem stolzen Zug, Einen roten Mantel seiden, Eine goldne Kron' er trug"; vergl. Uhlands Werke, herausg. von Fränkel I, 498 flg.

5) Wegen eines unmittelbar nach der 1830er Julirevolution gefertigen Gedichts „Drei Tage und drei Farben" mußte er als Berliner Referendar den Abschied nehmen und schied damit überhaupt aus dem juristischen Berufe; alles Nähere s. bei Hocker S. 24 flg.

6) Vergl. jetzt auch meine Bemerkung in Kölbings „Englischen Studien" XIX, 204 Anm. 6.

7) Siehe meine Uhland-Ausgabe I, 333 (und 513).

von Uhlands „König Eginhard"[1]); endlich bei der „Rudlieb"-Episode (S. 124) das in Seilers Ausgabe[2]) (S. 78—80 und 44) gewährte Material, u. s. f. Alle diese Zusätze sollen nicht etwa Lücken innerhalb der im ganzen recht glatten und ausnahmelos sicheren Darlegung Landmanns ausfüllen, sondern wollen nur zeigen, wie da und dort neue Beziehungen sich andeuten und sich so die Durchnahme des Gesamtwerkes noch anziehender und für den Unterricht fruchtbarer machen ließe. Namentlich gilt das von den Beziehungen zu Uhland, einem unserer wichtigsten Schulklassiker, dessen häufige Berührung mit Simrock in Poesie und Wissenschaft nichts weniger als zufällig ist, zumal bei ihren in vielen Punkten engverwandten Naturen. Uhlands wundervolle, in jedem Betracht klassische Abhandlungen zur Geschichte der deutschen Heldensage, die die deutsche Schule, bisher nur mit ärmlichen Bruchstücken in Lesebüchern bekannt, sich erst noch erobern muß, vertreten eigentlich am besten den Kommentar zu Simrocks „Amelungenlied", und es ist lebhaft zu bedauern, daß nicht aus Uhlands Munde eine Äußerung über diese ihm zweifellos vertraute Schöpfung des jüngern Berufsgenossen — in dreierlei Hinsicht: als Jurist a. D., Germanist und sozusagen germanistischer Dichter — mit dem er auch persönlichen Verkehr hatte[3]), erhalten ist.

---

1) Die sogenannte Handschrift B: A. von Keller, Uhland als Dramatiker S. 124; ebd. S. 137 flg. Abdruck des betreffenden Textes. In der jüngern Fassung (meine Uhland-Ausgabe II, 190 flg.) ist Eckart geblieben, während Hache Gerold umgetauft ward.

2) Landmann, der diesen „ältesten Roman des Mittelalters" nach Schmeller-Grimms Sammlung „lateinischer Gedichte des 10. und 11. Jahrhunderts" citiert, scheint Seilers Ausgabe (1882) nicht zu kennen, obwohl sie trotz vielfacher Mängel zur Zeit allein einen entsprechenden Eindruck vermitteln kann (dabei erlaube ich mir, mit einer Neuausgabe des bedeutsamen Gedichts beschäftigt, die Bitte, mich auf entlegenes Erläuterungsmaterial der so oft schwierigen Blätterreste aufmerksam machen zu wollen). Seiler schreibt in einer Fußnote am Eingange seines zweiten einleitenden Kapitels „Der Inhalt" S. 22: „Eine poetische Reproduktion einzelner Partien hat Simrock mit bekannter Meisterschaft im Heldenbuch VI (Amelungenlied III) gegeben". Nebenbei beachte man, daß „Ruodlieb" wie „Amelungenlied" in gewissem Sinne zu der beliebten mittelalterlichen Gattung der Rahmenerzählungen rechnen.

3) Man vergleiche darüber z. B.: Uhlands Leben, von seiner Witwe S. 256, 283 flg., 300, 320 und 428, wo freilich überall Simrocks Name, wie der anderer, fehlt; O. Jahn, Ludwig Uhland, S. 36 und 104; Hocker, S. 22, 71, 74, 137; in der ausführlichsten Uhlandbiographie, Fr. Notters chaotischem Kompendium, heißt es S. 265 bloß, Uhland sei „bald an Mosel und Rhein" gezogen — nämlich 1836, während Simrock zuerst 1829 die Schwaben besucht hatte — „bald an Lech, Isar und Donau". Düntzer a. a. O. II, 503 erwähnt als wahrscheinlich Simrocks Besuch bei Uhland von 1833, III, 17 als sicher den von 1860, III, 8 Uhlands Anerkennung von Simrock als Mytholog, III, 162 des eben verstorbenen Uhland Lobpreisung in Vers und Prosa durch den jüngeren Verehrer.

Nachdem ich mich Landmanns kundigen Blättern, die in geeigneten Augenblicken ein Hauch ehrlicher Begeisterung durchweht, nochmals ausdrücklich dankbar erkläre und meinen Beifall zu seinem Unternehmen — denn er selbst scheint mir der berufenste Verkürzer für die Schulbank — offen bekenne, willfahre ich an meinem Teile einem von ihm (S. 94 Anm.) geäußerten Wunsche, weitere Zeugnisse über die litterarhistorische Kritik der Simrockschen Leistung gesammelt zu sehen. Ich stelle diese mit Fleiß ohne viel Nachprüfen zusammen, wie ich ihnen eben in meiner eigenen Bibliothek, an den verschiedenartigsten Deckeln klopfend, begegnete, bevorzuge aber absichtlich allgemeine, populäre, ältere und den Fachleuten wohl weniger bekannte Schriften, weil diese gerade die bisherige Vernachlässigung hauptsächlich verschuldet haben mögen, lasse also die landläufigen Handbücher der Litteraturgeschichte fast sämtlich aus dem Spiele. Die von Landmann S. 94 flg. hervorgehobenen Punkte betreffs der üblichen Irrtümer setze ich dabei ein für allemal voraus, besonders die überhaupt vorherrschende Annahme, das „Amelungenlied" sei nichts als Umdichtung. Das maßgebliche Ziel des Registrierens schwebt für die folgenden Blätter vor.

Da das Ergebnis von Simrocks Emsigkeit 1835—49[1]) hervortrat — die zweite Auflage 1863—71 — so lag es nahe, zunächst einmal bei Zeitgenossen anzupochen, und da kam mir zuerst die in ihrer Art ausgezeichnete „Innere Geschichte der Entwickelung der deutschen National-Litteratur" von Karl Friedrich Rinne (2 Bände, Leipzig 1842—43) in den Wurf, ein heute leider unbekanntes oder über die Achsel angesehenes Buch. Doch nennt er (II, 558) Simrock im Anschlusse an die schwäbischen Jünger Uhlands unter der Stichzeile „Als Balladen- und Romanzendichter folgen ihm ferner". In den beiden hergehörigen Doppelbänden eines sorgfältigen Beobachters der damaligen Litteratur, in Robert Prutz' „Kleinen Schriften zur Politik und Litteratur" und „Die deutsche Litteratur der Gegenwart, 1848—58"[2]), habe ich nicht einmal Simrocks Namen gefunden, zu dessen Erwähnung gerade dort reichlich Gelegenheit gewesen wäre. Endlich sagt Wolfgang Menzel in seiner unendlich stoffreichen, aber jetzt auch so gut wie vergessenen „Geschichte der

1) Also eine geraume Spanne Zeit (auf jedesmalige Korrektur der im Folgenden ausgehobenen Stellen bezüglich der Erscheinungsjahre verzichte ich und verweise wegen der Entstehung und Entstehungszeit außer auf Hockers unten ausgehobene Angaben auf Düntzer a. a. O. II, 501 flg. [Beschäftigung damit seit 1828], 510 flg., III, 182 u. ö., insbesondere für „Wieland den Schmied" II, 504 flg.), und daher war von Moritz Zille im apologetischen „Anhang" zu seinem originellen Versuche „Virgils Aeneide im Nibelungenversmaaß übersetzt" (Leipzig 1868) auf S. 364 neben Virgils, Klopstocks und Schillers langsamem Schaffen um so eher Simrocks zu erwähnen, als dieser ersichtlich Zille als eigenes Vorbild vorschwebte.

2) 1847 beziehentlich 1858, Titel-Auflagen 1850 beziehentlich 1860.

deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit", III, 402[1]) nur: „Der letztere war zugleich der fleißigste Übersetzer altdeutscher Dichtungen ins verständlichere Neudeutsch und erwarb sich durch die weitere Verbreitung solcher Dichtungen ein großes Verdienst", eine bei einem gerade auf diesem Felde wohlbeschlagenen Manne verwunderliche Notiz. Der einzige wahrhaft Kundige in jenen aufgeregten Tagen, da freilich für derart ernste lange Dichtwerke die Zeit mangelte, scheint Ludwig Ettmüller zu sein, in seinem „Handbuch der deutschen Litteraturgeschichte von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten" (1847), S. 390: „Die volkstümlichen deutschen Epen des Mittelalters nahm(en) dagegen im Allgemeinen zum Vorbilde ...: Simrock im Amelungenliede...", was die Fußnote 953 erweitert: „Von seinem Amelungenliede erschien zuerst Wieland, der Schmied, Bonn 1835. Das Ganze in vier Teilen, Stuttgart 1844". Daneben ist nur noch der meist arg verketzerte J. Scherr zu nennen, in dessen zuerst 1850 erschienener „Allgemeinen Geschichte der Litteratur" es II, 274 (der 5. Auflage) heißt: „Karl Joseph Simrock, der unermüdliche Erforscher, Erklärer und Erneuerer des vaterländischen Altertums und der dichterischen Hinterlassenschaft desselben, ein Mann, dem insbesondere für seine treffliche Wiederdichtung der deutschen Heldensage („Das Heldenbuch", 6 Bde., 1843 flg.) wärmster Dank gebührt."

Die übrigen Belege mögen einfach in chronologischer Reihe einander folgen. Carl Oltrogge, Geschichte der deutschen Dichtung von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart in kurzer übersichtlicher Darstellung für Schulen und zur Selbstbelehrung (Leipzig, 1862), S. 621 flg.: „Großes Verdienst hat sich Simrock erworben um die deutsche Litteratur durch seine meisterhaften Übersetzungen der vorzüglichsten mittelalterlichen Dichtungen, deren lange Reihe er mit der Übertragung des Nibelungenliedes begann, über welche schon Goethe das günstigste Urteil fällte ... Aber auch als selbständiger Dichter erscheint Simrock in einigen Epen, welche die deutsche Heldensage behandeln, und er hat sich in die Weise der alten heroischen Lieder so hineingelebt, daß man seine eigenen Dichtungen kaum von den Übersetzungen unterscheiden kann. ‚Walther und Hildegunde' ist eine völlige Umarbeitung des nur in lateinischen Hexametern vorliegenden Originales, und besonders im ‚Amelungenliede', am meisten in dessen erstem Gedichte ‚Wieland, der Schmied', gehört ihm die ganze Zusammenstellung des Stoffes, den er nur dürftig in der Edda und Wilkinasage vorfand, und die Ausführung allein an, und überall zeigt er das bedeutendste epische Talent, das in gleichmäßiger Ruhe und Einfachheit, mit vollkommenster Objektivität, wie sie wohl bei keinem modernen

1) Stuttgart 1859—1860, Titelauflage Leipzig 1875.

Dichter in dem Maße wieder vorkommt, großartige Bilder anschaulich vorzuführen und Charaktere scharf zu zeichnen weiß, ohne sich auf Schilderung des Seelenlebens, welche auch die alten Volksepen nicht kennen, einzulassen." — Karl Schütze, Deutschlands Dichter und Schriftsteller von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart (Berlin 1862), S. 403: „Zu seiner Hauptaufgabe machte er die Bearbeitung alles dessen, was in den verschiedensten Quellen von der uralten Heldensage unseres Volkes übrig geblieben ist, teils durch Übersetzung, teils durch eigne Dichtung. Es ist gesammelt im ‚Heldenbuch'." — K. Th. Kriebitzsch, Vorschule der (deutschen) Litteraturgeschichte für Schulen, vornehmlich höhere Töchterschulen und gehobene Bürgerschulen (Berlin 1868), S. 287: „Hochverdient durch wahrhaft poetische Übertragung der Heldenepen des Mittelalters, aber auch selbständiger Dichter von Liedern, in denen nicht selten ein ironisches Element hervortritt." — Pischons Leitfaden zur Geschichte der deutschen Litteratur, dreizehnte, vermehrte und verbesserte Auflage bearbeitet von K. J. H. Palm (Leipzig 1868) S. 202: „von ihm hauptsächlich sehr gelungene Übersetzungen der bedeutendsten mittelhochdeutschen Epopöen, ... aber auch eigne Dichtungen im Tone der alten deutschen Poesie"; nach S. 55 Anm. 3 wird aber „Das Heldenbuch" Simrocks als Übersetzung angesehen. — Herm. Kluge, Geschichte der deutschen National-Litteratur (zuerst 1869), 13. Auflage, 1882, S. 64 Anm. 1: „Nicht zu verwechseln mit diesen beiden (alten Heldenbüchern) ist ein drittes Werk, das gleichfalls den Titel ‚Heldenbuch' führt. Unter diesem Namen hat Simrock seine Übersetzungen und Bearbeitungen unserer gesamten nationalen Heldendichtung in 6 Bänden zusammengefaßt. Band 1 dieses Heldenbuchs enthält das Nibelungenlied, ... Band 4 — 6 das Amelungenlied, ein eignes Werk Simrocks, der damit die Lücke der Heldensage zu ergänzen und die ursprüngliche Gestalt derselben im Gegensatz zu späteren Bearbeitungen wieder herzustellen suchte." — K. J. Schröer, Die deutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts in ihren bedeutenderen Erscheinungen. Populäre Vorlesungen (Leipzig 1875)[1]) S. 231 flg.: „Sein Hauptwerk ist das Helden-

1) Bei dieser Gelegenheit sei auf das beinahe unbekannte Buch Schröers aufmerksam gemacht, das trotz der aus seinem Ursprunge erklärlichen Ungleichmäßigkeit über viele Erscheinungen neu und eigenartig belehrt, wie der Verfasser, einer unserer besten Goethekenner (K. J. S. unter Goethe-Referaten des „Litterarischen Centralblatts", bis 1895 Vorsitzender des blühenden Wiener Goethevereins und Herausgeber von dessen „Chronik"), seit lange einer der Pioniere und gewiegtesten akademischen Lehrer der deutschen Litteratur und Sprache in Österreich ist. Ich verschweige nicht, daß von Emil Kuh in einem Briefe an Theodor Storm vom 3. März 1875 (Westermanns Monatshefte, 67. Bd., 1890, S. 545b) Schröers Buch, wie, obwohl schwächer, auch andererseits, scharf getadelt und auf einen darüber der „Allgemeinen Zeitung" eingesandten Artikel verwiesen wird.

buch, Stuttgart und Tübingen 1849, die Bearbeitung der deutschen Heldendichtung in sechs Bänden. Hier ist nun nicht alles Übersetzung." Dazu Fußnote: „... 4. 5. 6. enthalten das Amelungenlied. Dies ist Simrocks eigene, großartige Schöpfung. Er selbst spricht darüber im 6. Bd. S. 406." Der Text fährt dann fort: „Möchte man sich hier oft billig wundern, wie ein begabter Dichter es unternehmen mag, jene alten Gedichte, wie sie sind, zu übersetzen, mit allen bänkelsängerischen Zuthaten, die selbst des Lesers Geduld oft auf eine harte Probe stellen, so muß man um so höher anschlagen das Verdienst Simrocks als Dichters in jenen Teilen des Heldenbuchs, wo er freier vorging und verlorene Dichtungen neu schuf, wie in seinem Amelungenliede, namentlich in seinen schon früher einzeln erschienenen ‚Wieland, der Schmied', das nun den ersten Teil des Amelungenliedes, den vierten Band des Heldenbuchs bildet. Wenn man hier die herrliche Mär: wie Sigfrid Mimen erschlug mit der entsprechenden Erzählung im dritten Bande von Simrocks Heldenbuch, die eine Übersetzung des hürnen Seifrid ist, vergleicht, so kann man den Unterschied zwischen einem Bänkelsängerliede und einer Dichtung Simrocks ermessen. Das Untereinandermischen von Übersetzungen, freien Bearbeitungen und Neuschöpfungen in Simrocks Heldenbuch, — das er sich erlaubte in dem Streben nach Vollständigkeit des deutschen Sagenstoffes, den er im ganzen Umfange mitzuteilen sich zum Ziele gesetzt, — hat die Würdigung seiner großen Verdienste als Dichter beeinträchtigt.[1]) Wir bekommen da eine Menge Dichtungen, mit allen Auswüchsen einer in Verfall geratenen Kunst in Kauf, die eigentlich nur als gelehrte Kuriosität von Belang sind. Damit weiß nun der Laie nichts anzufangen, und der Gelehrte kann der Übersetzung entraten. — Diese Dichtungen erscheinen mit Unrecht in eine Reihe gestellt mit den in der That herrlichen Neuschöpfungen Simrocks, seinem Amelungenliede, das auch Gottschall III, 277 für eine Übersetzung hält.[2]) Dadurch ist die Beurteilung Simrocks als Dichter bisher beirrt. Simrock ist seiner ganzen Naturanlage nach epischer Dichter, auch seine lyrischen Gedichte streben mehr erzählenden Charakter an. Sein Amelungenlied ist ein kostbares Kleinod unserer Litteratur und ist nicht zu vermengen mit seinen Verdiensten als Übersetzer... Es wäre erwünscht, Simrocks eigene epische Dichtungen beisammen zu sehen. Dann würden wir erst erkennen, was wir an ihm besitzen, er würde sich vielleicht selbst erst erkennen.[3]) Sein Heldenbuch-

1) Ähnlich begründet Landmann S. 96.

2) Vgl. Landmann S. 95 (von ihm war aber inzwischen die neueste, 6. Auflage, 1892, nachzuschlagen).

3) Vor 1875 geschrieben; Simrock starb 18. Juli 1876, bis zuletzt ununterbrochen litterarisch thätig.

unternehmen ist eine undichterische Grille. Die Nachwelt wird das mühselig Zusammengetragene wieder auseinandernehmen d. h. am wahrscheinlichsten Simrocks eigene Dichtungen davon auslesen und das übrige liegen lassen. Man wird aufhören, gedankenlos sich die Phrase zuzuwerfen, Simrock sei nicht so bedeutend durch seine eigenen Gedichte als durch seine unübertroffenen Übersetzungen (H. Kurz, Leitfaden S. 28). — Man wird vielmehr seine Übersetzungen vergessen [?!] und sein Amelungenlied zu den Klassikern stellen und zwar zu denen, die man liest."[1])

Düntzers im Verlaufe unserer Hinweise dankbar häufig herangezogenen Mitteilungen entnehmen wir noch zwei Sätze wörtlich; III, 177: „Von seinem ‚Amelungenliede' erschien nun [1871] endlich der Schluß der zweiten Auflage, sodaß kurz vor Vollendung seines siebzigsten Jahres das Gedicht seines Lebens in der Gestalt vorlag, in welcher es auf die fernste Nachwelt seinen Namen zu bringen bestimmt war", und 178: „sein ‚Amelungenlied' war [in den 70er Jahren noch!] so wenig allgemein bekannt, daß ein bedeutender Schriftsteller, dessen Beruf es war, sich darum zu kümmern und etwas davon zu wissen, es für eine Übersetzung hielt."

Hier ist die Stelle, um aus der äußerst stoffreichen, bei allem fesselnden Inhalte ziemlich anspruchslosen Hauptquelle über Simrock, dem genannten Buche N. Hockers, die wesentlichsten Mitteilungen auszuheben:

S. 19 flg.: „Als Beweis, wie mächtig die altdeutsche Heldendichtung Simrock beschäftigte, müssen wir hier anführen, daß er sich schon 1828 in Berlin mit dem Gedanken trug, das Amelungenlied zu verfassen. Später erst nahm er sich vor, die gesamte deutsche Heldensage, soweit sie nicht im Nibelungenlied und in der Gudrun enthalten ist, neu zu dichten. Ohne Zweifel reifte der Plan in ihm unter dem Eindruck der Würdigung, die sein Nibelungenlied bei den Gebildeten der deutschen Nation gefunden hatte. Er betrachtete seinem eigenen Geständnisse zufolge diesen im Übermute der Jugend gefaßten Gedanken als die Aufgabe seines Lebens. Indessen gingen manche Jahre dahin, ehe er an die Ausführung kam, und was er schuf, unterscheidet sich wesentlich von dem, was er sich ursprünglich vorgenommen hatte, obgleich die Grundidee dieselbe geblieben war.[2]) Es ist ein Glück für die deutsche Litteratur, daß

1) Düntzer a. a. O. III, 181 flg. erzählt, daß Simrock Schröers a. a. O. kurz vor seinem Ableben erschienene ausführliche Besprechung seiner Übersetzerthätigkeit empfindlich gekränkt habe, und polemisiert, nur am Schlusse das in der oben ausgehobenen Stelle, namentlich am Ende ausgesprochene Lob beifällig verzeichnend, heftig dagegen.

2) Angesichts der vielfachen Ähnlichkeit Simrocks mit Uhland, die wir wieder und wieder beobachten, sei daran erinnert, daß dieser 1812 nach seiner Durchforschung der altfranzösischen Heldenepen deren Gehalt in ein „Märchenbuch des Königs von Frankreich" zusammenfassen wollte: s. meine Notiz Archiv f. d. Stud. d. neuer. Sprach. u. Lit., 80. Bd. S. 41.

es so gekommen ist. Fortgesetzte Studien mit der deutschen Heldendichtung verschafften ihm neues Material, zumal da die Ausgaben der einzelnen Handschriften, sowie der in alten Drucken vorhandenen Epen des Mittelalters sich mehrten. Auch reifte seine Dichterkraft in fortgesetzter Übung, die von allen Fesseln des Berufs befreit, sich später am Rhein herrlich entfaltete. Dort hat er sein Amelungenlied als reiffste und köstlichste Frucht vom Baume seiner Poesie geschrieben."

S. 41: „In Bonn" — also nach seiner unfreiwilligen Heimkehr (1832) — „legt er Hand an Verwirklichung des großen, von ihm entworfenen Planes, ein deutsches Heldenbuch neu zu schaffen und aus den vorhandenen Trümmern das mittelalterliche Epos vollständig wiederherzustellen." Nach einem Streifblicke auf die für die Indogermanen als typisch angesehenen großzügigen Heldenepen und dem Hinweise auf die wohl verhältnismäßig spärlichen Überbleibsel solcher Dichtungen aus unserm Altertume, heißt es über die kleineren mittelhochdeutschen Epopöen zweiten Ranges, wie sie Fr. v. d. Hagens Heldenbuch gesammelt hat, S. 41 flg.: „Sie sind meistens breit ausgesponnen und arm an wahrer Poesie, enthalten aber doch die alten Sagenstoffe, deren Aneinanderfügung Simrock unternommen hat, ehe er sich daran machte, das Heldenbuch neu zu dichten und uns die deutsche Heldensage in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder zu geben."

S. 43: „Simrocks erster Plan war, mit dem Sibichsliede zu beginnen und alles, was der Zeit nach früher lag, gelegentlich einzuflechten. Erst nach langen vergeblichen Versuchen wurde er, wie er selbst sagt, gewahr, das Gedicht werde dann mit Episoden so überladen sein, daß der Leser eine klare Übersicht desselben nicht gewinnen könne. So entschloß er sich denn, mit dem Wielandsliede zu beginnen, das 1835 in Bonn erschien und allgemeine Anerkennung fand.[1]) Simrock benutzte für seine Dichtungen ‚Wieland den Schmied' und ‚Wittich, Wielands Sohn', die heute den ersten Teil des Amelungenliedes bilden, ein in der älteren sogenannten prosaischen Edda enthaltenes kurzes Lied von Wölundur, ferner die Vilkinasage, und verschmolz diese Sagenbruchstücke mit eigenen Erfindungen. Zu dem Gedichte von Wittich verwandte er Angaben der Vilkinasage und flocht eine Episode aus dem König Rother ein. Das meiste in dieser Dichtung kommt aber auf Simrocks Rechnung, der damit nicht bloß seine große Vertrautheit mit der deutschen Helden-

1) S. 46 erzählt Hocker: „Ludwig Tieck, dem er seinen Wieland schickte, würdigte ihn, ... ohne Zweifel durch einige Äußerungen Simrocks über Nibelungendichtung verletzt, ... keiner Antwort", eine Thatsache, die, meine ich, auch für unsere besten Kenner Tiecks wie G. L. Klee, J. Minor u. a. kein Wunder sein dürfte.

sage und dem deutschen Altertum, sondern auch seine große Gestaltungskraft als Dichter bekundete."

Bevor Hocker sich nun an die eingehende Zergliederung des „Amelungenliedes" macht, druckt er einen Brief Chamissos an Simrock vom 9. März 1836 ab, der auf „Wieland" hoch lobend Bezug nimmt[1]), und entnimmt ebendesselben Anzeige von Freiligraths „Gedichten" den Einschub: „Wenn unter den neuen Dichterwerken ‚Wieland der Schmied' von Simrock die allgemeine Teilnahme nicht erweckt hat, die er mir zu verdienen scheint, so ist es wohl dem Umstande zuzuschreiben, daß diese Dichtung sich dem Sagenkreise der Nibelungen annähernd, in die Gegenwart nicht eingreift, und die geschäftige Zeit an einem Kunstwerke größeren Umfanges vorübereilt, das sie der Gelehrsamkeit überweisen zu können glaubt."

Auf S. 44—51 liefert dann Hocker sehr sorgfältig eine Übersicht von Simrocks Programm für „Das Heldenbuch", welcher Plan um 14 Jahre jünger ist, als der zu dem Band 4—6 des sechsbändigen Gesamtwerkes umfassenden „Amelungenlied", bespricht die Ausführung im einzelnen und fügt eigene wie fremde kritische Glossen an. In unserem Zusammenhange bringen wir von diesen Blättern nur die den hier vorschwebenden Zweck fördernden Abschnitte. So heißt es besonders S. 45: „Das Amelungenlied, so genannt nach dem gotischen Königsgeschlechte der Amelungen[2]), ist vollständig Simrocks geistiges Eigentum, während die drei ersten Bände des Heldenbuchs nur Erneuerungen enthalten. Mit ersterem hat er ein Werk geliefert, das für alle Zeiten seinen Dichterruhm begründet und eine Zierde der deutschen Litteratur sein wird. Die Stoffe sind, wie gesagt, teilweise den vorhandenen mittelalterlichen Epen entnommen. Über diese hat er sich im Anhange zum 3. Bande des Amelungenliedes eingehend ausgesprochen und den eigenen Anteil auseinandergesetzt, der aber größer ist, als das Publikum mitunter anzunehmen scheint. Viele Personen sind noch immer der Meinung, er habe auch diese Teile des Heldenbuches übersetzt. Sie sind von großartiger Wirkung, ganz im Geiste des Nibelungenliedes und der Gudrun gehalten, voll farbenprächtiger Romantik, von echt germanischem Geiste durchweht, reich an anmutigen Bildern und edlen Gestalten. Besonders schön sind die Frauen gezeichnet und oft erscheint auch die echt germanische Frauenachtung, sowie die echtdeutsche Vasallentreue ... Eigentümlich ist

1) Auch bei Düntzer a. a. O. II, 504.

2) So Hocker, den ich hier wie anderwärts im allgemeinen nicht ergänzen oder berichtigen will. Freunden der Namenforschung will ich jedoch zur Nachachtung empfehlen, daß ich heutigentags auf „Amelung" nur in Nordostdeutschland gestoßen bin. Über das Alter des mir aus meiner Kindheit wohlbekannten „Amelungenwehrs" im „wilden Rosenthal" bei Möckern unweit Leipzig weiß ich nichts.

das Einflechten von Episoden, so daß er eine Sagengestalt, die einem anderen Kreise angehört, vor uns erscheinen läßt, damit sie seinem Heldenbuche nicht verloren geht. Mitunter mag er dabei des Guten zu viel gethan haben. G. Kinkel tadelt z. B., daß er das Fragment des lateinischen Rudlieb in sein Gedicht verwoben habe, indem er willkürlich den Rüdiger von Bechlaren zu einem Nachkommen Rudliebs macht[1]), und durch diesen die Geschichte des flüchtigen Dietrich erzählen läßt. Mit Recht bemerkt Kinkel, Rudlieb gehöre nicht zur volkstümlichen Heldensage[2]), obgleich er zugiebt, daß Simrock das Fragment allerliebst lokalisiert und reizend nacherzählt habe."

Im folgenden zerlegt Hocker, nebst mancher kundigen Anmerkung, die von Simrock verwendeten Stoffe auf ihren Ursprung und die bei ihm geschehene Modelung hin. Sodann fährt er S. 47 flg. fort: „Wundern muß man sich, daß Simrock nicht das Ende Dietrichs, wie es von der Sage erzählt wird, schildert. Kinkel erinnert sich aus einem Gespräche mit Simrock aus früheren Jahren, daß er auch seinen Helden so apotheosieren lassen wolle. Er hat aber seinen Vorsatz aufgegeben und läßt den gewaltigen Dietrich, den ein Gott erzeugt hat, mit Hildebrand und Heime langsam dem Tode entgegengehen. Der matte Schluß des Amelungenliedes befriedigt gar nicht.[3]) Auch dem 3. Bande sind manche Episoden eingeflochten, die freilich die Szenerie lebendiger, den Stoff mannigfaltiger machen, aber auch den Charakter der Heldensage völlig verrücken. Der Dichter war schon in Ausführung seines großartigen Planes sehr beengt durch den Umstand, daß er die Gudrun und die Nibelungen, welche einen wesentlichen Teil des altgermanischen Sagenschatzes enthielten, nur zu erneuern hatte. Man denke sich, welch ein Werk er hätte schaffen können, wenn er auch diese für seine Dichtung mit benutzen durfte.[4]) Bei eingehender Beschäftigung mit dem mythischen

---

1) Neben dieser freien Konjunktur Simrocks scheint mir eine noch nicht vermutete Verbindung zwischen dem in Nordafrika lebenden und von dort zurückkehrenden Ruodlieb des alten Hexameterbruchstücks, dem Rüdiger des mittelhochdeutschen Nibelungenkreises und dem jungen in Mauretanien von Atlas erzogenen und nach Frankreich gebrachten Ruggiero der italienischen Karlssage, den Gries und Regis in ihren Bojardoverdeutschungen Rüdiger übersetzen, erwägenswert. Man sehe zum Stammbaum des letzteren Regis a. a. O. S. 441, meine Neuausgabe von Gries (1895) I, S. 25.

2) Das ist höchstens bezüglich der Form der Überlieferung richtig; vergl. aber Seilers Ausgabe S. 45—80, bes. S. 73 flg. und S. 78 flg.

3) Ich glaube diesen Mangel mit darauf zurückführen zu sollen, daß Simrocks Dichtkunst jeder scharfen Zuspitzung abhold war und fast gar kein dramatisches Blut besaß (vgl. dazu oben seine Charakteristik durch Schröer).

4) Diesen problematischen Erwägungen Hockers steht man zweifelnd gegenüber; er befindet sich mit ihnen eigentlich gleichsam in einer Zwickmühle.

Gehalte der Heldensage zeigt sich nämlich, daß viele Sagenzüge nur Wiederholungen sind, die nötig wurden, als sich einzelne Personen in mehrere spalteten. So sind die Brautwerbungssagen sehr häufig."[1])

Endlich steht S. 48 folgende allgemeine Charakteristik: „Der Gesamteindruck des Heldenbuchs ist ein wahrhaft großartiger. Lieblichkeit und Anmut wechseln mit harten und starren Zügen des deutschen Heldentums. Bald ist der Ton ein ernster, strenger, bald ein schalkhafter, naiver. An schönen Bildern und Vergleichen fehlt es dem Dichter niemals. Mitunter streift seine Schilderung etwas an das Derbsinnliche, wie solches auch in den deutschen Volksbüchern[2]) der Fall ist. Doch ist dieser Tadel untergeordneter Art, wie es auch dem Ganzen keinen Eintrag thut, daß der Dichter mitunter polemisch auftritt und Anspielungen auf Personen und Zustände macht, die der Gegenwart angehören.[3]) Das hemmt den Genuß des Heldenliedes, dessen voller Strom an uns vorübergleiten muß, ohne daß wir durch Nebensächliches von ihm abgezogen werden."

Und S. 50 meint Hocker noch als Landmanns und unser Vorgänger: „Es ist auffallend, daß unsere Litterarhistoriker sich so wenig mit Simrock beschäftigen, obgleich sein Amelungenlied, von anderm abgesehen, ihm doch einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Dichtung anweisen müßte. Am ausführlichsten hat Karl Barthel über ihn gesprochen", worauf, ohne Angabe des betreffenden Fundorts, die bei Landmann S. 95 angezogene Behandlung in jenes „Vorlesungen über die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit" (9. Aufl., S. 572—577) widerlegt wird. G. Kinkels oben schon mehrfach berührte Auseinandersetzungen[4]), Karl Bartsch'[5]), Karl von Thalers („Neue freie Presse", Wien), Max

1) Ein Beispiel modernster Forschung dieser Art bietet K. Wolfskehls Schrift „Germanische Werbungssagen I. (Darmst. 1893), die ich näher anzeige Litterarbl. f. german. u. roman. Philol. XVI, S. 361—363. Vgl. jetzt auch meine Notiz Ztschr. f. vergleichd. Litteraturg. N. F. IX, 263 (mit Anm.*).

2) Meint die seit 1829 von Simrock in fünf Bänden trefflich erneuerten, später neuaufgelegten prosaischen „Deutschen Volksbücher" des (15. und) 16. Jahrhunderts.

3) Zu solchen Lokalanlehnungen vgl. Düntzer a. a. O. II, 506. Auch hier möchte ich Uhland vergleichshalber heranziehen, sowohl den Epiker, der („Fortunat" II, Str. 2) seinen eigenen Geburtstag, als den Lyriker, der (vergl. z. B. „Die Glockenhöhle", letzte Strophe; s. meine Ausg. I, S. 274, Anm. 1) politische Zeitereignisse erwähnt.

4) In dem von ihm herausgegebenen Album „Vom Rhein" (1847); dann (Augsburger) „Allgemeine Zeitung", 1873, Beilage, Nr. 344—346 (nach Landmann S. 93, Anm. 1: „mit warmer Liebe und Begeisterung, jedoch mit keineswegs ausreichender Kenntnis der Sache geschrieben").

5) Wo? Nur mündlicher Mitteilung zufolge?

Waldaus[1]) Urteile, in verschiedener Richtung, aber gleichmäßig sehr günstig lautend, schließt er kurz daran: „damit dürfte genug über diese dichterische Leistung Simrocks gesagt sein. Sie lag ihm stets am Herzen als ein Werk seines Lebens, und rastlos feilte, besserte und ergänzte er an ihr" (S. 51).[2])

Solch gründlicher und eindrucksvoller Würdigung wäre eigentlich kaum noch etwas anzufügen. Bloß um den Chorus möglichst vielstimmig und damit in gewisser Vollständigkeit beisammen zu haben, reihen wir einige fernere an. Namentlich führen wir da einen Litterarhistoriker von Ruf an, Adolf Stern. Er äußert sich in seinem Lexikon der deutschen Nationallitteratur (Leipzig 1882), S. 347b (s. v. Simrock): „Zu seiner Hauptlebensaufgabe aber machte er die Neugestaltung und Verbindung jenes Sagenkreises, der nach den ‚Amelungen' benannt ist, und den er aus Gedichten verschiedener Zeiträume, Andeutungen und Bruchstücken poetisch wiederherstellen, gleichsam neuschaffen mußte. Den Beginn hatte er schon mit ‚Wieland der Schmied' (1835) gemacht, das vollständige ‚Amelungenlied' (1851) ist eine seltene glückliche Vereinigung poetischer und wissenschaftlicher Arbeit", und ebd. S. 7b (s. v. Amelungenlied): „Das A. benannte Karl Simrock die von ihm unternommene Wiederherstellung und Neudichtung der um Dietrich von Bern gebildeten Sagen. Der Stoff und der ungefähre Umriß waren in poetischen Bruchstücken und der Viltinasage[3]) gegeben, die Ausführung und Anordnung ist ganz Simrocks Werk." Der letzte Satz kehrt wörtlich in der neuesten vollständigen, vierten Auflage von Meyers Konversationslexikon XIV, 987b wieder, woselbst Stern damals die neuere deutsche

---

1) Dieser, schon 1855 verstorbene Zeuge, infolge seiner ganz andersartigen Stimmung (s. meinen Artikel „Spiller von Hauenschild", Allg. dtsch. Biographie, XXXV, S. 190—196) unverdächtig, hätte nicht an chronologisch letzter Stelle stehen dürfen, schon weil er Zeitgenosse des ersten Hervortretens war, und weil Bartsch und Thaler erst 1876 ihre angezogenen Ansichten formulierten.

2) Hocker lag (s. S. 44) die dritte Auflage des Gesamtwerkes vor. Diese hat für „Das Amelungenlied" wohl als „Ausgabe letzter Hand" zu gelten. Bei Düntzer a. a. O. III, 159 und 164 besteht ein kleiner Widerspruch: nach ersterer Stelle fällt die zweite Bearbeitung des Werkes erst in die letzten Lebensjahre, nach letzterer dagegen in die Sechziger des Jahrhunderts.

3) So schreibt Stern statt Vilkinasage seltsamerweise nicht bloß hier, sondern auch ebd. S. 73b im Artikel „Dietrich von Bern": „Selbst Simrock, der nach Vorgang der Viltinasage im ‚Amelungenlied' die Gedichte von Ecken Ausfahrt, von Laurin, von der Rabenschlacht, das Buch von Berne mit den Sagen von Wieland und Wittich, Wielands Sohn, verbindet, muß eine ganze Reihe anderer, mit der Dietrichsage zusammenhängender Gedichte beiseite lassen."

Litteratur bearbeitete.[1]) Am ausführlichsten hat sich Stern in seinem „Anhang“ zu Vilmars „Geschichte der deutschen National-Litteratur“ ausgesprochen, den er dieser zuerst 1886 in ihrer 22. Auflage beigegeben hat; S. 547 des Gesamtwerkes: „Indes blieb Simrock nicht bei den Übertragungen stehen, sondern verschritt weiterhin zu Ergänzungen, Erneuerungen im Geiste und Sinne der alten Sage, restaurierte in seinem großen ‚Amelungenliede‘ gleichsam ein riesiges mittelalterliches Bauwerk, von dem einzelne Mauertrümmer stehen geblieben, auf dessen Grundmauern sich spätere schlechte Mauern erhoben hatten, von dem gerade noch soviel vorhanden war, um den ursprünglichen Grundriß des Baues, die Größe und Eigenart seines Stiles noch zu erkennen und bei der Wiederherstellung nachzuahmen. Bei solcher Wiedererneuerung kann auch nicht ängstlich danach gefragt werden, ob jede Einzelheit des urspünglichen Baues getreu wiedergegeben ist, wenn die Verhältnisse und der Grundcharakter getroffen sind, ist die Absicht voll erreicht. Im ‚Amelungenliede‘ hat Simrock nicht einen Baustein, den ihm die ursprüngliche Sage und Dichtung überliefert, unbenutzt gelassen, aber aus dem eigenen, durch jahrelange Beschäftigung mit der ganzen Welt dieser Poesie erworbenen Vermögen viel hinzuthun müssen. Es ist nur eine Reproduktion im größten Stile, in der große Teile überhaupt nur durch das seltene Zusammentreffen einer frischen poetischen Begabung mit dem wissenschaftlichen Sinne für die Erscheinungsfülle der deutschen Vergangenheit möglich wurden.“ Übrigens war schon Vilmars eigener Spürsinn für das Echte an wahrer Poesie Simrock halbwegs gerecht geworden, auf S. 479 desselben Buches: „Mit überwiegendem Talente bemächtigte sich Karl Simrock des alten volksmäßigen Heldengedichtes, teils um uns dasselbe neu zu erzählen, teils um uns aus den längst verklungenen Sagen neue Heldengedichte nach dem Vorbilde der alten erstehen zu lassen (Wieland der Schmied s. v.).“

Dieser Sammlung von Kritiken will ich die Angabe anhängen, daß vier Männer, bei denen ich bestimmt eine genügende Auslassung vermutet hatte, mich im Stiche ließen, und zwar umsomehr, weil mir deren Stillschweigen typisch scheint, und darum ausdrücklich bedauert sei. Das Ende 1881 unter Redaktion von Franz Bornmüller und „unter Mitwirkung namhafter Schriftsteller“ fertiggestellte „Biographische Schrift-

---

1) Brockhaus' Konversationslexikon [13]XIV, 835 a: „Eine poetische Darstellung der gesamten deutschen Heldensagen teils durch Übersetzungen, teils durch eigene Dichtungen“; [14]XIV, 989 a (von mir überarbeitet): „Eine poetische Darstellung der gesamten deutschen Heldensage bot er in dem „Heldenbuch“, das die „Gudrun“, die „Nibelungen“, „Das kleine Heldenbuch“ und das ganz selbständige „Amelungenlied“ (darin das frische und kräftige kleine Epos „Wieland der Schmied“) umfaßt“.

steller-Lexikon der Gegenwart" (Leipzig 1882), ein meistens verläßliches Nachschlage-Kompendium, enthält (S. 671 a, s. v. Simrock) nur folgendes: „Der Gelehrte und der Dichter Simrock reichen sich die Hand, besonders in den Übersetzungen und Nachdichtungen deutsch-mittelalterlicher Sagen und Gedichte, so gleich in seiner ersten Publikation: ‚Wieland der Schmied' (1835), ... im Epos ‚Walther und Hildegunde' (im ‚Kleinen Heldenbuch' enthalten) ꝛc." Von wem diese unzureichenden Notizen herrühren, bleibt unersichtlich; „das Hauptkontingent der Belletristen deutscher Zunge hat Professor Mähly in Basel gestellt" teilt die „Vorbemerkung" S. VI mit, und diesem gewiegten Altphilologen ließe sich eine Flüchtigkeit verzeihen, die sich geschulte Fachgermanisten zu Schulden kommen lassen. Da, wo man sich stets wie bei einer höchsten Instanz Rats erholen können müßte, in der „Allgemeinen Deutschen Biographie", ist seit 1892 auch Simrock vertreten, durch einen Artikel von Edward Schröder, XXXIV, 382 flg. Wir finden da zunächst auf S. 383 in verschiedener Verbindung: „Der erste Teil seines groß angelegten ‚Amelungenliedes' (1843) und als dessen Vorläufer ‚Wieland der Schmied' (1835)" und „die Vollendung seines großen Epos, des ‚Amelungenliedes' (1852)". Dann heißt es auf Seite 384 ganz ähnlich wie bei Bornmüller: „Der Dichter und der Übersetzer sind bei Simrock von dem Gelehrten durchaus nicht zu trennen, ja mit naiver Unbefangenheit löst gelegentlich einer den andern ab. In seinem großen ‚Heldenbuch' läßt er auf ‚Nibelungenlied' und ‚Gudrun' seine eigene Ausgestaltung der Dietrichsage als dreibändiges ‚Amelungenlied' folgen." Sein bezügliches Gesamturteil, angeschlossen an eine ziemlich abfällige Heerschau der Simrockschen Wirksamkeit, lautet (S. 385): „Auch seinen größeren Sagendichtungen fehlt es nicht an echter Poesie, die dem besten aus der alten Überlieferung abgelauscht scheint. Aber im ganzen sagen uns heutigen doch seine Knittelverse fast besser zu, als diese endlosen Nibelungenstrophen[1]), und einer dauernden Wirkung scheint keines dieser Werke fähig."[2]) Hiernach muß man sich immerhin wundern, daß er die von W. Scherer in seiner „Geschichte der deutschen Litteratur" S. 667 gebotene beiläufige Glosse:

1) Vgl. dazu Simrocks eigene Äußerung bei Düntzer a. a. O. III, 12.

2) W. Golthers Referat darüber, „Jahresbericht für neuere deutsche Litteraturgesch." III (Jahr 1892), I, 2,18, übersieht den Mangel der von ihm präzis umschriebenen Schröderschen Kritik. Lebens- und Charakterbilder Simrocks findet man übrigens außer Hocker, Düntzer und Schröder wohl nirgends; jüngst brachten die „Burschenschaftlichen Blätter" X, Nr. 12 (15. März 1896) S. 344—345 von F. Katt eine begeisterte Skizze über den „Germane vom Scheitel bis zur Sohle" gewesenen, wobei S. 345 unter den kunterbunt aufgezählten eigenen und angeeigneten Werken „Amelungenlied" für 1843, „Wieland der Schmidt" (so!) für 1835, „Vollendung des Amelungenliedes" für 1852 verzeichnet werden.

„In Nibelungenstrophen, welche Tieck und Uhland der Ballade zuführten, behandelte Simrock die altdeutsche Heldensage von Wieland dem Schmied" in der von ihm besorgten 6. Auflage (1891)[1]) nicht wenigstens an der betreffenden Stelle der „Anmerkungen" S. 781 o. angemessen vervollständigte; daher ist unsere Erwartung nach dem auf S. 667 verweisenden Stichworte des Registers „Dichter altdeutscher Heldensage in Nibelungenstrophen" enttäuscht. Scherer zog ich auch deshalb herein, weil seine Darbietungen mit Fug als die auf der gediegensten Unterlage fußende, in gewissem Sinne maßgebende Überschau unseres nationalen Schrifttums gelten. Endlich soll noch Albert Richter mit seiner mit guten Erläuterungen versehenen Nacherzählung der „deutschen Heldensagen des Mittelalters" die Thatsache belegen, daß auf seine die Prosa benutzenden Genossen des rein pädagogischen Bezirks Simrock keinerlei Einfluß gewonnen hat.[2]) Mir liegt die 1890 gedruckte 5. Auflage des schon 1867 veröffentlichten verdienstlichen Unternehmens vor; darin ist nicht nur nirgends auf Simrock Bezug genommen, sondern jeder auch noch so leisen Anlehnung an ihn scheint mir geflissentlich und behutsam aus dem Wege gebogen. Allerdings ließe sich dafür aus der Vorrede der ganz anders geartete Zweck ins Feld führen, wie es auch Landmann S. 96 für Parallelunternehmungen gethan hat. Jedoch nennt Richter I, S. 5, 25 u. ö., wo es der Anlaß fast gebieterisch erheischt, nicht einmal Simrocks Namen, auch nirgends im zweiten Bande, der die von diesem so prachtvoll umgedichteten und verbundenen kleineren Epen prosaisch bringt. Ein stichhaltiger Grund dafür wäre mir unerfindlich.

Als Anhang geben wir noch einen Exkurs zum Glanzstücke des „Amelungenliedes". Hockers gründliche Betrachtungen erwähnen eines Großmeisters deutscher Kunst stoffgleichen, gutenteils auf Simrock fußenden Torso, Richard Wagners „Wieland der Schmiedt", nicht. Das erklärt sich wohl nicht nur aus seinem lediglich dem Andenken seines Herzensfreundes geweihten Plane, sondern eher aus dem Umstande, daß jener ihm noch unbekannt bleiben mußte. Aber auch K. Landmann, der wiederholt R. Wagners litterarästhetische Höhe und seinen Rang als Wiedererwecker altgermanischer Sagenwelt mit Entschiedenheit gefeiert hat — wie auch unser Eingang lehrt —, scheint da von nach seiner ganz flüchtigen, nur auf Fr. Muncker, R. Wagner (1891), S. 62

1) Von mir angezeigt Ztschr. f. d. deutsch. Unterr. VI, 851 flg.

2) Ebenso wenig allerjüngst bei dem doch ähnliche Zwecke verfolgenden J. Rover, Deutsche Sagen in ihrer Entstehung, Fortbildung und poetischen Gestaltung, II. (Gießen 1896), wo unter den Erneuerern der im „Heldenbuch" behandelten Stoffe Simrocks überhaupt nicht gedacht, nur S. 118 flg. völlig unbegründet seine Übersetzung des Nibelungenliedes abgewiesen wird.

— wohl den ersten, der hierauf achtete — gestützten Hindeutung, kaum Näheres zu wissen. So gebe ich denn am Schlusse unserer Bericht-Auszüge dafür Rudolf Schlösser das Wort, der ganz neuerdings in der Art der früheren Abhandlungen W. Golthers[1]), (R. Wagners) „Wieland der Schmiedt. Seine Entstehung, seine Quelle und seine Bedeutung“, mit Rücksicht auf das Verhältnis zu Simrock, „Bayreuther Blätter“ XVIII (1895), S. 30—64, genau behandelt hat, wobei er diesem Fragment eine solche Wichtigkeit beimißt, daß er sagt (S. 31), es würde „ohne ‚Wieland den Schmiedt‘ kein ‚Nibelungenring‘ entstanden“ sein. Während wir alle auf Wagners Dichtung und deren Beziehung zu Mythus und Problem bezüglichen Auseinandersetzungen Schlössers überschlagen, setzen wir die Simrock mit betreffenden in extenso her, ihrem Urheber die unbedingte Verantwortung für die geübte scharfe, ja schroffe Kritik voll zuschiebend.

Nach S. 43 „muß es überraschen, daß Wagner in dieser Dichtung nicht aus dem Quell der altnordischen Sagenüberlieferung unmittelbar geschöpft, sondern den Stoff einer Neudichtung entlehnt hat, dem Epos ‚Wieland der Schmiedt‘ von Karl Simrock. So eng ist dabei Wagners Verhältnis zu seiner Vorlage, daß fast Zweifel aufkommen könnten, ob Wagner mit der ursprünglichen Fassung der Sage überhaupt vertraut gewesen sei. Denn nicht nur in seinem dramatischen Entwurfe, sondern selbst in prosaischen Schriften finden sich Spuren von Simrocks Einfluß, und in den letzteren hat er sogar verschiedene Male Züge aus Simrocks Epos verwendet in dem offenbaren Glauben, es mit echt sagenhaften Elementen zu thun zu haben“. Eine Fußnote hierzu lautet: „Schon der Schluß des ‚Kunstwerks der Zukunft‘ läßt dies erkennen, noch mehr aber die ‚Mitteilung an meine Freunde‘. Die Erzählung vom Riesen Wate ist in allen wesentlichen Zügen, die von der Nornengabe des ‚nie zufriedenen Geistes‘ auch in den Einzelheiten Simrocks Eigentum. Doch geht diese letztere Erzählung auf eine Sage bei Saxo Grammaticus zurück.“ Schlössers darauf folgende weitläufige Deduktionen über Wagners diesmaligen Ausschluß der Originalquellen des Themas, sowie die über „die einfache Erzählung, wie sie Simrock und Wagner vorlag“, gehen uns nichts an. Jedoch möge seine sorgfältige Auflösung der einzelnen Bestandteile als Ergänzung von Landmanns breiten stoffgeschichtlichen Untersuchungen empfohlen sein. Wohl aber berührt unsere Fragen ein zusammenhängender Abschnitt über Simrocks Absichten und deren Verwirklichung; wir lesen darüber S. 47—48:

„Ganz merkwürdige Bahnen wandelt Karl Simrock in seinem Epos ‚Wieland der Schmied‘. Die Dichtung erschien zuerst 1835 einzeln,

1) Siehe die fünfte Fußnote unseres Aufsatzes.

dann 1843, ihrer eigentlichen Bestimmung gemäß, als erster Teil von Simrocks ‚Amelungenlied'. Dieser Epencyklus hatte den Zweck, die deutsche Nation, welche im Nibelungenlied die Siegfriedsage und in der Gudrun die Hildesage in künstlerisch abgeschlossener Form besaß, nachträglich noch mit einer Dichtung zu beglücken, welche die von der Sage überlieferten Thaten Dietrichs von Bern ihrem ganzen Umfange nach behandelte. Gleichzeitig sollte der Epencyklus alles dasjenige in sich aufnehmen, was die größeren Nationaldichtungen an wichtigen Sagenzügen vermissen ließen. Ein Gedanke, der zwar im Hirne eines Philologen, nie aber in dem eines Dichters reifen konnte. An die wissenschaftlichen Verdienste Simrocks wollen wir nicht tasten, seine dichterischen aber sind zweifellos gering.

Wie Simrock seine Aufgabe faßte, das lehrt schon ein Blick auf den einen Wieland genügend. Zwei Bestrebungen machen sich darin geltend: einmal, den Stil des volkstümlichen Epos aus dem 12. Jahrhundert mit möglichster Treue nachzuahmen, und zweitens, kein Körnchen der Sagenüberlieferung zu Boden fallen zu lassen. Infolgedessen ist das Werk so gut wie ungenießbar. Die gekünstelte und gezierte Sprache, die weder mittel- noch neuhochdeutsch ist, klingt unleidlich, und mag sie allenfalls zu den abgeschmackten Erfindungen der Thidrekssaga passen, so zieht sie die e d d i s c h e Dichtung von ihrer erhabenen Höhe tief zu sich ins Platte und Alltägliche herab. Ein Beispiel statt vieler möge dies erläutern. Wenn die Völundarkvida mit der rührenden Klage der Böd- vild schließt:

„Ich verstand ihm nicht zu widerstehen,
Ich vermocht' ihm nicht zu widerstehen",

so heißt es statt dessen in Simrocks platter Reimerei:

„Wohl ist es Wahrheit, König, was Du vernommen hast;
Ich kam zu seiner Schmiede, da hat er mich gefaßt.
Ich muß von seiner Minne mit einem Kinde gehn:
O wär ich nie geboren! Ich vermocht' ihm nicht zu widerstehn."

Dem ästhetischen und sittlichen Gefühl des modernen Lesers geschieht nirgends genüge: neben den gewaltigen Ereignissen der ursprünglichen Sage stehen unmittelbar die kindlichsten Anekdoten, und die Greuel und Scheußlichkeiten der alten Quellen werden eher überboten als gemildert. Nur in e i n e m zeigt Simrock wirkliches Geschick, weil er da nicht als Dichter, sondern als Philolog arbeitet: die Art und Weise, wie er die beiden Erzählungen des eddischen Liedes unter sich sowohl wie mit den Berichten der Thidrekssaga zu verknüpfen sucht, verrät auffallend viel Kombinationsgabe. Die rätselhafte Geschichte des Ringes hat er sich so geschickt gedeutet, daß er wenigstens äußerlich aus der ersten Hälfte der

Erzählung in die zweite mit voller Sicherheit überzuleiten vermag; eine ideelle Einheit herzustellen war allerdings erst Wagner vorbehalten."

„Auf den Inhalt von Simrocks Epos besonders einzugehen", fährt Schlösser fort, „lohnt nicht der Mühe, da der Vergleich von Richard Wagners Dichtung mit dieser ihrer Hauptquelle genügend Gelegenheit dazu bieten wird. Diesen Vergleich wollen wir jetzt ziehen. Aus ihm wird hervorgehen, daß Wagners Drama zwar äußerlich von Simrock ganz bedeutend beeinflußt worden ist, nach Gehalt und Bedeutung aber als durchaus selbständig und als eine gewaltige Äußerung von Wagners mächtigem Dichtergenius gelten muß. Was Wagners Auffassung von seiner Quelle betrifft, so haben wir schon oben darauf hingewiesen, daß er wahrscheinlich Simrocks Epos für eine Neubearbeitung ausschließlich echter Sagen hielt, wozu ihn die Vollständigkeit, mit welcher Simrock das ihm vorliegende Material ausnutzte, leicht verführen konnte.

Mit Simrock hat Wagner zunächst den Schauplatz von Wielands freier Schmiedethätigkeit in die ‚Mark Norweg' verlegt. Dort lassen beide Dichter die Ereignisse vor sich gehen, welche das eddische Lied in seiner ersten Hälfte schildert, also vornehmlich die Gewinnung der Schwanenmädchen .... Aber schon aus den Einleitungsworten der beiden Dichtungen geht hervor, aus wie verschiedenem Geiste sie geschaffen sind. Während Simrock nur ganz nüchtern berichtet, wer die drei Brüder [d. h. Wieland nebst seinen Brüdern] waren, eröffnet Wagner als echter Dramatiker sein Werk mit einer Szene, welche die drei Brüder in anschaulichster Weise thätig vorführt und gleichzeitig für die verinnerlichende Auffassung des Stoffes beredtes Zeugnis ablegt ... "

Aus der dann fernerhin S. 49—64 gegebenen Einzelanalyse der Form, die die Fabel bei Wagner angenommen hat, sei nur weniges herausgeschält, was zur — negativen — Charakteristik Simrocks dienen könnte: „Die Gewinnung der Walküren durch die Brüder, welche die Edda nur kurz andeutet, hat Simrock zu einer breiten Erzählung ausgesponnen ... Schon rein äußerlich ist das Geschick bewundernswert, mit dem Wagner die epische Handlung zur dramatischen konzentriert hat; sein wesentliches Verdienst aber liegt darin, die Dichtung vertieft und sittlich verklärt zu haben." „Wie aber Wieland nicht, wie bei Simrock, die Jungfrau durch rohe Gewalt gefesselt hat, so ist es auch nicht die bloße physische Kraft, was ihm die Liebe der Walküre gewinnt." „Verliert auch Wagner nirgends die Fühlung mit Simrock, mit welchem er die Gewinnung des Weibes im Wasser, die Heilung der Wunde und die Übergabe des Ringes und des Schwanengewandes gemein hat, so klafft doch zwischen beiden Dichtungen ein unübersteiglicher Spalt: während Simrock nichts weiter zu geben weiß, als bloße Ereignisse, bringt Wagner

überall tief in den reinmenschlichen Kern der Vorgänge, welche er zu ergreifenden Seelengemälden gestaltet. Ihm ist Wielands Werbung um Schwanhilde kein bloßes absonderliches Abenteuer, sondern ein Vorgang von der allerinnerlichsten Bedeutung." „Im einzelnen hat Wagner hie und da mit Geschick geändert . . . Mit ungemeinem Glück hat er, in Rücksicht auf das Folgende, Siegerstein und Ring, die in der Thidrekssaga und bei Simrock getrennt auftreten, zu Einem verbunden." „Simrocks Erzählung fährt des weiteren fort, die gegebenen Sagenmotive frei zu verknüpfen und ausmalend zu bereichern." „Für Simrock kam es darauf an, die eddische Erzählung mit derjenigen der Thidrekssaga geschickt zu verknüpfen, und diese Aufgabe hat er ziemlich glücklich gelöst." „Wagner hat sich Simrocks Änderungen im wesentlichen zu eigen gemacht, aber mannigfach modifiziert." „. . . Wieviel lebendiger und wahrscheinlicher ist das alles als bei Simrock! Muß es nicht geradezu komisch wirken, wenn bei diesem Wieland die scheinbar erschlagene Gattin während der Zeit, wo er sein Schiff zimmert, unbesehens für tot liegen läßt, wo sie doch am Schlusse des Ganzen, durch Helferichs[1]) Kunst geheilt, wieder auf der Bildfläche erscheint? . . . Die Verfolgung auf dem Baumstamm, bei Simrock ein bloßes Abenteuer, wird erst bei Wagner verständlich, wo sie kein Werk langer Überlegung, sondern die tollkühne Eingabe des Augenblicks ist. Sobald zwischen Plan und Ausführung die Zeit zu kunstvoller Arbeit tritt, schwindet das Gewaltige des Gedankens und die Glaubwürdigkeit der That. Ideell kam in diesem Abschnitte der Dichtung Simrock im Anschluß an die Edda Wagner sehr entgegen: die Ansprüche des Königs auf Wielands Gold brauchten nur übernommen zu werden, um Neiding als den Vertreter des kalten und tückischen Willkür-Rechtes zu Wieland, dem Helden der natürlichen Wahrhaftigkeit, in grellen Gegensatz zu stellen . . ."

(S. 54 flg.) „Konnte Wagner im ersten Akte seiner Dichtung manches aus Simrock entlehnen, so forderten der zweite und dritte völlige Umgestaltung. Nur die beiden Ereignisse, welche schon das Eddalied in den Mittelpunkt des Interesses stellte, Wielands Lähmung und seine Rache und Flucht, konnten dem Dramatiker dienen. Das massenhafte Beiwerk, welches Simrock aus der Thidrekssaga übernommen hatte, mußte unbarmherzig

1) Bei dieser Namenumtaufung — im Eddaliede heißt der dritte der Brüder Slagfid — die Simrock vornahm, Wagner (vergl. Schlösser S. 148) und Allfeld (s. u.) von ihm übernahmen, scheint mir der moderne Dichter ebenso der Teilnahme unserer Zeit haben entgegenkommen wollen, wie mit den oben S. 337 Anm. 1 gemeinten Anspielungen. Jak. Heinr. Helferich war ein 1895 hochbejahrt verstorbener, bedeutender Physio- und Psycholog (Professor zu Berlin), dessen Sohn jetzt Professor der Chirurgie zu Greifswald ist.

beseitigt und dasjenige daraus, was das Drama fördern konnte, zu einem völlig neuen, festeren Ganzen zusammengeschweißt werden.... Es würde zu weit führen, den ganzen Inhalt der Simrockischen Dichtung hier wiederzugeben, denn kein Zug der Thidrekssaga war so unbedeutend und nichtssagend, daß er ihn nicht übernommen oder gar weiter ausgeschmückt hätte. Der Kern der eigentlichen Handlung dagegen blieb auch unter Simrocks Händen so dürftig und zusammenhangslos, daß er dem umgestaltenden Dramatiker fast nichts darbot."

Allerlei Einzelheiten vernachlässigend, kopieren wir aus der Würdigung der Höhepunktsituationen und dem Gesamtresumé S. 57—61:

„Je weiter das Drama fortschreitet, um so sicherer und selbständiger wird Wagners Schaffen. Da, wo sich früher nur Episode an Episode reihte, giebt er die strengste und folgerichtigste Entwickelung.... Dieser letzte Teil ist ohne Zweifel der schwächste von Simrocks Dichtung. Auf die erschreckende Dürftigkeit der Motivierung wollen wir kein besonderes Gewicht legen, aber als ein unerhörtes Unternehmen muß es gelten, wenn ein neuerer Dichter Wielands scheußliche Racheakte so ohne weiteres aus der Sage übernimmt, denn sie vermögen in unsern Tagen nur das Gefühl des Abscheues zu erwecken. Aber nicht zufrieden mit dem, was die Überlieferung ihm darbot, hat Simrock die Erzählung noch um einen unglaublich abgeschmackten Zug bereichert; um das Schrecknis zu mildern, läßt er Helferich die ermordeten Königskinder wieder zum Leben erwecken, indem er die verschmiedeten Schädel und Gebeine wieder zusammenfügt! Ganz unorganisch schiebt er auch kurz vor dem Schluß des Ganzen noch die Episode von Eigels Apfelschuß ein, für welchen sich wirklich so kurz vor Thorschluß niemand mehr interessieren kann. Was aus Wieland wird, nachdem er entflogen, darüber schweigt das Lied. Wie wundervoll hat Wagner das alles vertieft!..."

Nachdem Schlösser hierauf den von ihm behaupteten außerordentlichen Fortschritt Wagners in der Lösung der wirren, seines Erachtens bei Simrock teilweise ungeschickt abgerissenen Fäden dargelegt hat und in den Satz (S. 60) „Ein Abschluß, wo es bisher" — d. h. bei Simrock — „nur ein Ende gab" ausgelaufen ist, heißt es: „Das Ergebnis unserer Untersuchung ließe sich kurz so zusammenfassen: Simrocks Dichtung hat Wagner nicht viel mehr gegeben als den bloßen Stoff, der dichterische Wert des Ganzen ist so gut wie ausschließlich Wagners Verdienst. Dadurch, daß er dem Stücke in der Wiedervereinigung Wielands mit Schwanhild ein bestimmtes Ziel gesetzt hat, ist an die Stelle einer Reihe von Ereignissen eine echt dramatische Entwickelung getreten. Eine einheitliche Handlung ist zum Mittelpunkte des Stückes geworden: Wielands Kampf mit den Neidingen, der seinen wesentlichsten Ausdruck im Verhältnis

Wielands zu den beiden Frauen findet.... Mit entschiedener Sicherheit und vollendeter Kunst sind die verblaßten Figuren der Vorlage, namentlich Bathilde und Gram, zu bestimmten Charakteren erhoben und die unklaren Vorgänge des Epos ebenso einfach wie großartig zu einem Kampf zwischen Spiel und Gegenspiel verdichtet worden.... Alles erscheint folgerecht verknüpft, das Fernste glücklich vereinigt, die sittliche Anschauung geläutert. Trotzdem ist das Ganze die treue Vollstreckung dessen, was schon die Edda andeutet, die drei Hauptmotive ihres Liedes, die Erwerbung der Schwanenjungfrau, die Lähmung, die Rache und Flucht bilden auch genau die Mittel- und Höhepunkte der Wagnerischen Akte; was aus der Thidrekssaga auf dem Umwege über Simrock in das Drama gelangt ist, ist völlig umgestaltet. — ..." Die fernerhin spezialisierte „Bedeutung der Dichtung" Wagners stellt Schlösser mit derselben blinden Schwärmerei dar, die ihn in den bisherigen Ausführungen allenthalben Simrocks That arg verkleinern, als eine Summe mißlungener Verzahnung ererbter und schlecht dazu erfundener Elemente destillieren ließ und ihm jedwede Möglichkeit raubt, etwaige Schäden und Lücken in dem doch seitens des Schöpfers unvollendet liegen gebliebenen Wagnerschen Versuche zu sehen. Es handelt sich für uns hier nicht um die relative Größe von Wagners Leistung, nicht einmal um ihren Posten neben Simrock, auf dessen Schultern sie ja übrigens auf jeden Fall sich aufbaut. Wir wollen Schlössers einschneidende Sondierung hinter der obigen Serie starkrühmender Urteile als eine Art Gegengewicht benutzen, dessen Ton uns zwar an der Anerkennung des ersten neudeutschen Gedichts über den prächtigen echtgermanischen Stoff „Wieland der Schmied" nicht irre zu machen, wohl aber zu peinlichstem Studium und ruhig, unvoreingenommen abgegebenem Votum über dieses hervorragende Glied des „Amelungenlieds" anzuregen geeignet ist. Auch in den Schwächen, meinen wir, zeigt sich der Meister.

Ja, mit Nachdruck nennen wir Simrocks Werk das erste neudeutsche Gedicht über den Stoff. Denn es sind wohl alle jüngeren Fassungen des letzteren aus dem nachhaltigen Eindrucke, den sein Epos bei jedem erhabener Poesie zugänglichen Gemüte hinterläßt, herausgewachsen. Weder bei Landmann, noch bei Schlösser, noch bei einem andern Litterarhistoriker oder Theaterbibliographen bin ich, seltsam genug, einer tondramatischen Modelung begegnet, deren Buchausgabe den Titel trägt: „Wieland der Schmied. Romantische Oper in vier Aufzügen. Nach Simrocks gleichnamigem Heldengedicht bearbeitet von Philipp Allfeld. Musik von Max Zenger. Zum ersten Mal aufgeführt im Kgl. Hof- und Nationaltheater am 18. Januar 1880. Text der Gesänge. München, 1880. Kgl. Hof- und Universitäts-Buchdruckerei von Dr. C. Wolf und

daß uns
schielend,
dieser Men-
seltsame B
einem häßl
denkbar, da
Häßlichkeit
dann auf ei
Trotz
selbe doch m
zu nennen,
männern gel
auf den Sch
bleibt, den
vollkommen
Meinung:
seiner abstoß
Grunde die
übersieht dab
sichtigt hat,
wird daher
dieser Absicht
uns auch ver
Häßlichkeit
liegen, als er
Es wür
Behauptunge
Lessing für
Werke und
breitet und
Über
machen wolle
süchtiger, vo
den Thersite
Was j
alten Klassi
sich aber
graphische
von Lessing
gaben, daß
Ausgaben,



[illegible]igt und dasjenige daraus, was das Drama fördern konnte, zu [illegible] völlig neuen, festeren Ganzen zusammengeschweißt werden.... Es [illegible] zu weit führen, den ganzen Inhalt der Simrockischen Dichtung hier [illegible]zugeben, denn kein Zug der Thidrekssaga war so unbedeutend und [illegible]sagend, daß er ihn nicht übernommen oder gar weiter ausge[illegible] hatte. Der Kern der eigentlichen Handlung dagegen blieb au[illegible] Simrocks Händen so dürftig und zusammenhangslos, daß er [illegible] gestaltenden Dramatiker fast nichts darbot."

Allerlei Einzelheiten vernachlässigend, kopieren wir aus der [illegible] der Höhepunktsituationen und dem Gesamtresumé S. 57—61:

„Je weiter das Drama fortschreitet, um so sicherer und [illegible] wird Wagners Schaffen. Da, wo sich früher nur Episode [illegible] reihte, giebt er die strengste und folgerichtigste Entwickelung.. [illegible] letzte Teil ist ohne Zweifel der schwächste von Simrocks Dich[illegible] die erschreckende Dürftigkeit der Motivierung wollen wir kein [illegible] Gewicht legen, aber als ein unerhörtes Unternehmen muß [illegible] wenn ein neuerer Dichter Wielands scheußliche Racheakte so oh[illegible] aus der Sage übernimmt, denn sie vermögen in unsern Ta[illegible] Gefühl des Abscheues zu erwecken. Aber nicht zufrieden mi[illegible] die Überlieferung ihm darbot, hat Simrock die Erzählung n[illegible] unglaublich abgeschmackten Zug bereichert; um das Schrecknis [illegible] läßt er Helferich die ermordeten Königskinder wieder zum Le[illegible] indem er die verschmiedeten Schädel und Gebeine wieder zu[illegible] Ganz unorganisch schiebt er auch kurz vor dem Schluß des [illegible] die Episode von Eigels Apfelschuß ein, für welchen sich w[illegible] vor Thorschluß niemand mehr interessieren kann. Was [illegible] wird, nachdem er entflogen, darüber schweigt das Lied. [illegible]voll hat Wagner das alles vertieft!..."

Nachdem Schlösser hierauf den von ihm behaupteten [illegible]lichen Fortschritt Wagners in der Lösung der wirren, sei[illegible] bei Simrock teilweise ungeschickt abgerissenen Fäden dargeleg[illegible] den Satz (S. 60) „Ein Abschluß, wo es bisher" — d. h. b[illegible] „nur ein Ende gab" ausgelaufen ist, heißt es: „Das Erg[illegible] Untersuchung ließe sich kurz so zusammenfassen: Simrocks [illegible] Wagner nicht viel mehr gegeben als den bloßen Stoff, [illegible] Wert des Ganzen ist so gut wie ausschließlich Wagners Ve[illegible] durch, daß er dem Stücke in der Wiedervereinigung Wielands [illegible] bald ein bestimmtes Ziel gesetzt hat, ist an die Stelle einer [illegible] eigentlichen eine echt dramatische Entwickelung getreten. Ein[illegible] Handlung ist zum Mittelpunkte des Stückes geworden: Wi[illegible] mit den Neidingen, der seinen wesentlichsten Ausdruck i[illegible]

zu den beiden Frauen findet.... Mit entschiedener Sicherheit
..eter Kunst sind die verblaßten Figuren der Vorlage, nament=
..e und Gram, zu bestimmten Charakteren erhoben und die
Vorgänge des Epos ebenso einfach wie großartig zu einem
..chen Spiel und Gegenspiel verdichtet worden.... Alles er=
..recht verknüpft, das Fernste glücklich vereinigt, die sittliche
.. geläutert. Trotzdem ist das Ganze die treue Vollstreckung
.. schon die Edda andeutet, die drei Hauptmotive ihres Liedes,
..g der Schwanenjungfrau, die Lähmung, die Rache und
.. auch genau die Mittel= und Höhepunkte der Wagnerischen
.. der Thidrekssaga auf dem Umwege über Simrock in das
.. ist, ist völlig umgestaltet. — ..." Die fernerhin speziali=
..ung der Dichtung" Wagners stellt Schlösser mit derselben
..merei dar, die ihn in den bisherigen Ausführungen allent=
..s That arg verkleinern, als eine Summe mißlungener
..erbter und schlecht dazu erfundener Elemente destillieren
.. jedwede Möglichkeit raubt, etwaige Schäden und Lücken
..itens des Schöpfers unvollendet liegen gebliebenen Wagner=
.. zu sehen. Es handelt sich für uns hier nicht um die
..von Wagners Leistung, nicht einmal um ihren Posten neben
..essen Schultern sie ja übrigens auf jeden Fall sich auf=
..en Schlössers einschneidende Sondierung hinter der obigen
..ender Urteile als eine Art Gegengewicht benutzen, dessen
.. an der Anerkennung des ersten neudeutschen Gedichts
..igen echtgermanischen Stoff „Wieland der Schmied" nicht
.. wohl aber zu peinlichstem Studium und ruhig, unvor=
..abgegebenem Votum über dieses hervorragende Glied des
..s" anzuregen geeignet ist. Auch in den Schwächen, meinen
..er Meister.

..chdruck nennen wir Simrocks Werk das erste neudeutsche
.. Stoff. Denn es sind wohl alle jüngeren Fassungen
.. dem nachhaltigen Eindrucke, den sein Epos bei jedem
..ugänglichen Gemüte hinterläßt, herausgewachsen. Weder
.. noch bei Schlösser, noch bei einem andern Litterar=
..heaterbibliographen bin ich, seltsam genug, einer ton=
..ichtung begegnet, deren Buchausgabe den Titel trägt:
..chmied. Romantische Oper in vier Aufzügen. Nach
..migem Heldengedicht bearbeitet von Philipp Allfeld.
.. Zenger. Zum ersten Mal aufgeführt im Kgl. Hof=
..er am 18. Januar 1880. Text der Gesänge. München,
.. und Universitäts=Buchdruckerei von Dr. C. Wolf und

Sohn." Neuerdings wurde dieses Libretto[1]) verschiedentlich abgeändert und gekürzt, als der Komponist Zenger die Musik in Wagnerschem Stile umschuf; in dieser Form ging die Oper 1894 und 1895 in demselben Hause über die Bretter, aber wiederum ohne sich erhalten zu können. Wird nun hier das Abhängigkeitsverhältnis von Simrock ehrlich eingeräumt[2]), so vermißt man eine offene Stellungnahme zu ihm bei der jüngsten Bearbeitung des Vorwurfs, über den wir dem anonymen Referenten der „Kölnischen Zeitung"[3]) deshalb das Wort leihen, weil wir damit belegen wollen, wie der Verfasser und sein Kritiker, obzwar beide mitten in der örtlichen Sphäre des Rheindichters und Rheinsagensammlers Simrock stehend, beim nächstliegenden Anlasse seines Schaffens nicht gedenken: „,Wieland der Schmied.' Drama in fünf Aufzügen von Jos. Börsch. Der Verfasser, Oberlehrer an einer höheren Lehranstalt in Köln, hat sich die Aufgabe gestellt, einen der herrlichsten Stoffe der germanischen Sage in dramatischer Bearbeitung zu ergänzen und zu vertiefen. Den dramatisch wirksamen und ergreifenden Kern der Wielandsage hatte schon Richard Wagner erkannt, der sich davon so sehr hingerissen fühlte, daß er am Schlusse einer ersten Skizze in die Worte[4]) ausbrach: ,O einziges Volk! Das hast Du gedichtet, und Du selbst bist dieser Wieland.[5]) Schmiede Deine Flügel und schwinge Dich auf!' Börsch hat bei seiner Umschaffung andere Wege eingeschlagen als Wagner nach seinem im dritten Bande der ,Gesammelten Schriften und Dichtungen' veröffentlichten Entwurfe beabsichtigt hatte. Der Grundzug der alten Sage, demzufolge der kunstreiche Schmied aus der Gewalt des Königs Nidung, der ihm zur Verhinderung der Flucht die Fußsehnen durchschneiden ließ, entflieht, indem er in der höchsten Seelennot, von Sehnsucht nach seinem Weibe getrieben, sich Flügel schmiedet, dieser Grundzug ist bei Börsch nicht nur durch Er-

---

1) Wie ich freundlicher mündlicher Mitteilung des Herrn Privatdozenten Dr. Ad. Sandberger, Konservators der Musikabteilung der Münchner Hof- und Staatsbibliothek, verdanke, der es unmittelbar vom Textdichter (seit 1895 Professor der Rechte an der Universität Erlangen, vorher Landgerichtsrat in München) weiß.

2) So sagt auch H. Riemann, Opernhandbuch (1887) — wo unter dem Stichworte ,Wieland der Schmied' nur Zengers Werk angeführt ist — S. 609a: „Text von Phil. Allfeld nach Simrocks Umdichtung der alten Sage."

3) Erste Beilage zur Sonntagsausgabe, 12. Januar 1896 (Nr. 33). Vergl. auch die Monatschrift „Das zwanzigste Jahrhundert" VI, S. 391.

4) Bei Schlösser, in dessen Auslegung der Dichtung ich diesen wichtigen Fingerzeig vergebens suche, sind S. 62 flg. zu vergleichen, auch manches auf S. 32—42.

5) Fruchtbar ließe sich eine Parallele dieses Ausspruchs mit dem fast genau gleichzeitigen berühmten Ferdinand Freiligraths „Deutschland ist Hamlet" entwickeln; ein schönes Aufsatzthema für die oberste Stufe!

gänzungen der Handlung reicher ausgeführt, sondern auch durch eine andere Zeichnung der Charaktere wirkungsvoller gestaltet. Dagegen tritt der echt Wagnersche Gedanke, daß die Not, die höchste Not den Menschen über sich selbst bis zur Gottähnlichkeit erhebe, in dem Entwurf des Dichterkomponisten deutlicher hervor. Im übrigen wird der Verfasser des Dramas sich nicht verhehlt haben, daß sein Werk eher den Namen eines dramatischen Gedichts verdient; aber auch als solches verdient es Anerkennung und Beachtung. Als ein Muster der Sprache diene die Klage des gelähmten Wieland:

Seh' ich hinaus, so jauchzt das Meer mir zu.
Ich höre das Gewog', es stürzt die Flut
Sich über Fluten, und an Nordlands Klippen
Aufklimmt die weiße Welle: Wie das heult
Und zischt und stöhnt und ruft: Komm, kühner Schwimmer,
Und spiel mit unsrer Brandung! O, wie oft
Hat sie mein starker Arm und Fuß gebändigt!
Der Winter fesselt wohl den jähen Strom,
Der ungestüm den Fels hinuntersauste,
Mit Banden von Krystall, doch bald befreit
Der Lenzessonne heißer Kuß ihn wieder,
Und stürmisch eilt er in des Meeres Arme. —
Den Wieland kann kein Sonnenblick befrein!"

Damit mag es denn des Aufzählens von positiven und negativen Stimmen genug sein. Ich meine, ein solches Nebeneinander hat stets seine mannigfaltigen Vorteile. Wenn dickleibige Bände Lessing, Goethe, Schiller und andere Geistesgrößen „im Urteile ihrer Zeitgenossen"[1]) vorführten und dadurch wichtige vergleichende Schlüsse ermöglichten, so steckt in unserer obigen Zusammenstellung, die zwar einem zufälligen Anlasse entsprungen ist und sich mit der hoffentlich erreichten Aufmerksamkeit auf Simrocks prachtvolles „Amelungenlied" und seinen erziehlichen Wert gern bescheidet, doch auch ihr Gutes. Und damit schließen wir im Sinne von Goethes[2]), oben schon mehrfach berührtem unmittelbar hochrühmenden Lobe des Simrockschen Erneuerungsstrebens.

---

1) Ich denke besonders an J. W. Brauns bekannte Sammlungen (1882—93).

2) Cottasche sechsbändige Ausgabe. Bd. 5, S. 595; vollständige neu geordnete Ausgabe von 1840, Bd. 32, S. 273. Man sehe Zarnckes Ausgabe des Nibelungenliedes, 6. Ausg., S. XXXIV. Anm.* (vgl. ebd. LXXXIV und LXXXI über die Simrocksche Übersetzung des Nibelungenliedes und ihre Ausgaben), wo auch auf v. d. Hagens „Germania" I, 248 flg. und H. Wislicenus' „Das Nibelungenlied als Kunstwerk", S. 145—148 (nämlich in dessen „Loki, Das Nibelungenlied, Das Dionysostheater in Athen. Drei hinterlassene Abhandlungen, bevorwortet von C. Bartsch und G. A. Wislicenus", 1867; S. 87—159) verwiesen wird; dazu füge ich Herm. Grosses treffliches Dramburger Gymnasialprogramm (auch Disser-

Unendlich bedauere ich, den Reigen der „Wissenden" nicht mit dem eines unserer gediegensten Litteraturkenner und -richter schließen zu dürfen, indem ich wie ein ganz moderner Fachmann[1]) „mit patriotischem Stolz den Namen Kreyssig ausspreche." Friedrich Kreyssig beschäftigt sich in seinem Aufsatze „Die nationale Heldensage in der zeitgenössischen Dichtung"[2]), der allerdings auf einem für die Allgemeinheit berechneten Abendvortrage beruht und in der Fassung aus dem Nachlasse vorliegt, nach einigen einleitenden Worten nur mit R. Wagner und W. Jordan und erwähnt (S. 78) über Simrock nur die Thatsache seiner Nibelungenübersetzung nebst Goethes Lob.

Aber auch in allerjüngster Zeit sind noch zwei authentische Zeugnisse hervorgetreten, die in willkommener Weise Simrocks neuschöpferische Thätigkeit beziehentlich deren dargelegte Verkennung seitens der Kritik beleuchten. Johanna Kinkel, die geist- und gemütvolle Gattin Gottfried Kinkels, deren litterarischen Abenden („Maikäferbund") er als treues Mitglied angehörte[3]) schrieb Ende 1849 in ihren „Erinnerungen"[4]): „Karl Simrock, der Mann, der mit nie ermüdender Kraft den Hort uralter Schätze deutschen Heldensanges noch einmal aus den Fluten der Vergangenheit ans helle Sonnenlicht unserer Tage förderte." Und da halte man nun die mutig resignierte Stimmung daneben, die ein Brief

---

tation) über „Goethe und das deutsche Altertum" (1875) S. 27—29, woselbst auch mehrere Aussprüche (für Simrocks Beurteilung wichtig ist der vom 4. November 1827 im Briefe an den mit diesem ebenfalls engbefreundeten Sulpiz Boisserée [s. das so betitelte Briefwerk II, 491]) zitiert sind, sowie Düntzer a. a. O. II, 335 flg., III, 9, 160, 169 flg., namentlich III, 4 (Brief Simrocks an Düntzer 1851): „Ich werde einmal ein Kolleg über Goethe lesen müssen (vergl. III, 15 u. 160), wenn ich wieder Gelegenheit finden will, mich mit dem Studium meines Lieblingsdichters, um nicht zu sagen unsres einzigen, ja alleinigen Dichters (vergl. II, 339, 345, 513), zu erfreuen." Mit Goethes „Westöstlichem Divan", den er noch ein Jahr vor dem Tode, 1875, „mit den Auszügen aus dem Buche des Kabus" kommentiert herausgab, hatte sich der auf vergleichend-litterarhistorischem Felde schon früh sich tummelnde Simrock bereits im Oktober 1825 in Fr. W. Gubitz' (dessen „Erlebnisse. Nach Erinnerungen und Aufzeichnungen", 3 Bde., 1868—69, ihn nicht erwähnen) Berliner Zeitschrift „Der Gesellschafter" und 1831 (s. das Vorwort von 1875 und dazu [Augsburger] „Allgemeine Zeitung" vom 22. Februar 1877, Beilage Nr. 53) beschäftigt (vergl. hierfür übrigens außer Düntzer III, 181 auch Hocker a. a. O. S. 152 flg.).

1) W. Wetz, Shakespeare vom Standpunkte der vergleichenden Litteraturgeschichte I (1890), 376.

2) Litterarische Studien und Charakteristiken (1882) S. 74—104.

3) A. Strodtmann, Gottfried Kinkel, II, 25; Hocker a. a. O. S. 81 flg. (danach war Simrock „die Hauptgestalt dieses geistig schaffenden und strebenden Kreises; sein Urteil entschied, wie der Ausspruch eines Richters, über den Wert oder Unwert der vorgetragenen Poesien").

4) Deutsche Revue XIX (April 1894), S. 95.

Simrocks vom 22. Mai 1871[1]) atmet. Dort heißt es: „Über die Tageskritik betrüben Sie sich nicht. Das Publikum ist nicht gewohnt auf sie zu achten. Meine Bücher werden von der Presse systematisch totgeschwiegen und leben doch zuweilen wieder in neuer Auflage auf. ‚Ich glaube gar nicht an Kritiken! Wohin ich sehe, giebts nur Kliquen.‘ Am besten hat sich auch hier wieder Goethe darüber zu trösten gewußt. ‚Alles bleibt so stumpf, Sei guter Dinge! Der Stein im Sumpf Macht keine Ringe.‘ Wie die Tagespresse mich ignoriert, so halt' ichs auch mit ihr. Ich bin nicht Mitarbeiter irgend einer Zeitschrift, sonst würde ich wohl irgendwo eine Anzeige Ihres Büchleins veröffentlicht haben."

Vorstehender Aufsatz maßt sich nicht an, als Ganzes die Wissenschaft bereichern zu wollen. Auf dreierlei zielt er, leider viel später als abgeschlossen wirklich in Druck gelangt[2]), ab: er will zunächst einem bei der Litteraturgeschichtschreibung und Litteraturkritik bis dato in der Regel zu kurz gekommenen großen nationalen Dichtwerke und dem bescheidenen Verfasser den geziemenden Platz einräumen, indem er aufzeigt, wie Karl Simrock mit seinem „Amelungenliede" aufzufassen ist; sodann strebt er an, von dessen hohem bildenden Gehalte eine Ahnung zu erwecken, und tritt für entsprechende Rücksichtnahme seitens des deutschen Unterrichts ein; zu guterletzt möchte er die drei Bände prächtiger Nibelungenstrophen weiterhin dem deutschen Hause, sowie allen aufrichtigen Freunden wahrer, hoher Poesie, der nationaler Pulsschlag das Leben gab und erhielt, aufs innigste empfehlen, er erkühnt sich dabei auch die Fachgermanisten, und zwar auch außer denen der Lehrer im Schulamte[3]), einzuladen, nicht bloß zum sporadischen Blättern und etwaigen Aufspüren von Anklängen der alten Vorlagen, sondern zur echten und rechten Lektüre: denn eine solche wird bei jedem, der noch nicht gegen das in seiner Ehrwürdigkeit frisch gebliebene deutschvolksmäßige Versmaß versteift ist, reichen Genuß erzeugen. Wenn dieser mein Wunsch sich erfüllen wird, so gebührt der Dank jedoch nicht mir, sondern meinem Anreger Karl Landmann, der mir frühere eigene Freude am „Amelungenlied" erneut und diese, nicht der Untersuchung geweihten Blätter vom Schreibtisch auf die Straße gejagt hat.

---

1) Durch Dr. G. A. Müller im Feuilleton der „Frankfurter Zeitung" vom 23. Mai 1894, Erstes Morgenblatt, veröffentlicht.

2) Im Mai 1894 der Redaktion eingeliefert (und daher Ztschr. f. deutsch. Philol. XXVII, 412 [vergl. XXVIII, 560 Anm. 1] zu früh angekündigt), aber aus Raummangel hinausgerückt und daher inzwischen mannigfach erweitert.

3) Düntzer a. a. O. III 3 flg. nimmt auf Simrocks Fürsprache eines gedeihlichen deutschen Unterrichts mit germanistisch gebildeten Lehrern Bezug, wie ihn die Vorrede zu Simrocks „Altdeutschem Lesebuch" verficht.

# Ein neues Handbuch der germanischen Mythologie.

Von **Karl Landmann** in Darmstadt.

Mit vollem Recht hat der Herausgeber dieser Zeitschrift Bd. 6, S. 288 das Erscheinen der deutschen Mythologie von Fr. Kauffmann aufs freudigste begrüßt. Denn anstatt einer von Liebhaberhand mit Bilderschmuck und in Prachtband zu entsprechendem Preise hergestellten Bearbeitung dieses Gegenstandes, wie sie bis dahin üblich gewesen waren, eine solche aus der Feder eines Universitätsdozenten zu dem bei der „Sammlung Göschen" unabwendbaren Preis von 80 Pfg.: das war wirklich ein Ereignis in der pädagogischen Litteratur, bei dessen Eintritt man sich selbst jugendlich angeregt fühlen konnte.[1]) Und die bald notwendig gewordene zweite Auflage hat diese Freude vollauf gerechtfertigt. Inzwischen ist eine andere Sammlung, die der „Deutschen Schulausgaben" von H. Schiller und V. Valentin, mit einem ähnlichen Büchlein eröffnet worden. Und wer des Verfassers Streben, die Ergebnisse seiner Wissenschaft zum Gemeingut für die Gebildeten aller Stände zu machen, kennt, der konnte wohl hinter diesem Büchlein zum Schulgebrauch ein ausführlicheres Werk erblicken, das, nach denselben Grundsätzen angelegt, jene Ergebnisse mit tieferer Begründung in weitere Kreise hinauszutragen bestimmt war. Dem Büchlein „Götterglaube und Göttersagen der Germanen" (Dresden bei L. Ehlermann 1894, 66 S.) ist nun das Handbuch der germanischen Mythologie von Wolfgang Golther, (nunmehr) ord. Professor an der Universität Rostock (Leipzig bei S. Hirzel 1895, XII und 668 S. gr. 8°), gefolgt, das in den nachstehenden Zeilen einer etwas eingehenderen Besprechung unterzogen werden soll.

Als die neuesten Darstellungen der germanischen Mythologie bezeichnet der Verfasser (S. 48/9) neben der seinigen die von Elard Hugo Meyer (Berlin 1891), der auch J. Grimms Deutsche Mythologie in der 4. Auflage herausgegeben hat, und die von Ed. Mogk in Pauls Grundriß der germanischen Philologie, beide mit gebührender Würdigung ihrer wissenschaftlichen Bedeutung. Neben seinem eigenen Schulbuch nennt er das von Fr. Kauffmann mit Hervorhebung der Punkte, in denen sich beide unterscheiden, und mit dem Hinzufügen, daß sich sein eigenes Büchlein zu dem vorliegenden Buche verhalte „wie ein Entwurf zur Ausführung, die aber zugleich vieles zu berichtigen hat." Vergleichen

1) Vergl. auch Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte, Bd. I: I, 5. 93 (R. M. Meyer) mit Hinweis auf Deutsche Litteratur-Zeitung 12, S. 1050 und Lit. Centralbl. 1890, S. 892/3.

wir diesen Endpunkt der geschichtlichen Einleitung des Handbuches mit der Rezension, die Kauffmann neuerdings (Ztschr. f. d. Philologie Bd. 28, S. 245—248) dem Werke von E. H. Meyer hat angedeihen lassen, so finden wir in dem so wichtigen Einteilungsgrunde der germanischen Mythologie drei gegen einen: Meyer und Mogk und Golther, die eine niedere und eine höhere Mythologie unterscheiden, gegen Kauffmann, der diese Unterscheidung eine „widersinnige" nennt. Es ist nicht unsere Absicht, in dieses Kampfgebiet einzutreten. Wir führen die mitgeteilte Redeblume, der wir noch andere, wie „die im Buche aufgestapelten reichhaltigen Materialiensammlungen", „verfehlt und unfruchtbar" anfügen können, lediglich an, um von vornherein auszusprechen, daß wir in dem Buche von Golther bei allen Abweichungen in Einzelheiten auch nicht einen Ausdruck gefunden haben, der in die hier angeschlagene Tonart einstimmte[1]), daß dagegen die drei angeführten Werke in den wichtigsten Fragen die erfreulichsten Berührungspunkte bieten.

Was das vorliegende Handbuch von den beiden andern Darstellungen wesentlich unterscheidet, während es dasselbe dem Kauffmannschen Buche nähert, das ist die bereits angedeutete Bestimmung für weitere Kreise. Und dazu ist es durch den Verfasser, wie durch den Verleger, auf dessen Veranlassung es geschrieben wurde (s. Vorwort), vortrefflich eingerichtet. Der gelehrte Apparat ist mit möglichster Vollständigkeit in Fußnoten „aufgestapelt", der fortlaufende Text liest sich wie eine gute Unterhaltungslektüre, deren wissenschaftliche Grundlage man stets vor Augen hat, und die durch die eingefügten Sagenbruchstücke (meist nach Uhland) und Liederstrophen (aus H. Gerings Eddaübersetzung, der auch die mythischen und heroischen Erzählungen aus der Snorra Edda entnommen sind) eine angenehme Abwechslung erfährt. — Am wenigsten freilich treten diese Vorzüge im ersten der vier Hauptstücke: Die Gestalten des Volksaberglaubens (S. 72—191) hervor. Aber auch schon hier ist durch eine reiche Sammlung von Beispielen, auf die nicht bloß in Klammerzitaten hingewiesen ist, sondern die in gefälliger Form erzählt werden, dem Grundsatz des delectando docemus ausreichend Rechnung getragen.

Das wichtigste und darum umfangreichste Hauptstück ist natürlich das über den Götterglauben (S. 192—500). Welche Bedeutung Golther der Entwickelungsgeschichte des Gottesbegriffes beilegt, beweist die

1) Die einzige den Freund des Friedens in wissenschaftlichen Dingen ansprechende Ausführung in dieser Rezension des Meyerschen Werkes ist die Schlußbemerkung der Redaktion, die „die elende Ausstattung", „den blassen, schmierigen Druck auf jämmerlichem Papier" mit gebührender Schärfe rügt: ein Umstand, der neben dem Erscheinen von Pauls Grundriß begreifen läßt, warum die „Lehrbücher der germanischen Philologie" nach dieser Nr. I nicht fortgesetzt wurden.

Thatsache, daß die zwei ersten Seiten dieses Hauptstückes, von einer kleinen redaktionellen Änderung im Handbuch abgesehen, ganz ebenso bereits in das Schulbuch (S. 16/7) eingestellt waren. Die zwei folgenden Sätze, die wir daraus entnehmen, mögen den Gang der Darstellung programmatisch andeuten: „Drei Göttergestalten sind allein mit Sicherheit zum Urbestand des germanischen Himmels zu rechnen: der des Donners mächtige Himmelsgott (Juppiter tonans), in die zwei Gestalten des Tiuz und Thonaraz gespalten, und seine Gattin Frijô, die Liebliche. Alles andere scheint Sonderbildung der einzelnen Stämme und Kultverbände zu sein." Und eine ganz kurze Übersicht über den ersten Abschnitt (Die einzelnen Götter. I. Tiuz. S. 200—217) möge die Art der Behandlung durch das ganze Buch hin kennzeichnen: 1. Des Gottes Art und sein Kult. Der idg. Diēus, der Gott des strahlenden Himmels und Tages, wurde auch bei den Germanen verehrt ... Aber nachdem Kampf und Kriegsfahrt zur ersten und wichtigsten Lebensaufgabe der Germanen geworden war, wandelte sich die leuchtende, in erhabener Ruhe über den Wolken in lichten Himmelshöhen thronende Gestalt des idg. Göttervaters zum schwertfrohen Helden ... In dieser Eigenschaft lernten ihn die Römer kennen, welche ihn als Mars umschrieben." Und nun folgt: seine Verehrung bei den Semnonen, Hermunduren, Goten; das Schwert als Abzeichen des Gottes, der Schwerttanz, die weißen Rosse (Tac. Germ. 10); der Fund des Mars Thingsus zu Housesteads (1883) und der Kampf der Historiker und Philologen um denselben (W. Golther: „Der Mars, der die friesische Truppe beschützt, nichts weiter will das Beiwort sagen"); die Cyuuari-Suâpa und ihr Hauptsitz Ciesburc, der schwäbische Ziestag und der bairische Ertag („der ‚hieratische' Name der Schwaben und der ihrer ‚Ziuburg' mit Vorsicht aufzunehmen"); die göttliche Abstammung der drei Hauptstämme der Germanen: Tuisto, Mannus, die Stammesheroen Ingvio, Istvio, Irmino („Geistvoll weiß Müllenhoff diese ‚hieratischen Kultnamen' auszulegen; doch unumstößlich feste Beweise sind nicht erbracht"); die Erklärung Laistners: Ingvaeonen ‚die Einheimischen', Erminonen ‚das Großvolk', Istvaeonen ‚die Echten'; Verbreitung der Ingvaeonen und Erminonen: Freyr-Ingvifreyr, Skéaf; die irminsûl und die Eresburg („Tiuz, aus dem Himmel unter die Menschen herabsteigend, ward der Vater der westgermanischen Hauptvölker"); der nord. Tyr noch im 6. Jahrhundert der höchste Gott der Skandinavier; das irische dîberc = Tyverk ‚Werke des Tyr': Wikingerthaten; der northumbrische Kampfruf aus der Schlacht bei Flodden (1513): „Teer yebus, ye Teer ye Odin" ‚Tyr habe uns, Tyr und Odin!' — der Ertac der Baiern (Mogk, Pauls Grundr. I. 1055); die altſ. Abschwörungsformel v. J. 772: Saxnôt = Tiu ‚Schwertgenoß' („Der Gott nahm auch hier den Namen

von seinem Volk)." 2. Spuren von Mythen: Der von Tacitus (Germ. 43) berichtete Kult der Zwillinge (Dioskuren, Alkiz) und seine Verwertung für die deutsche Heldensage (Harlunge, Hartunge) durch Müllenhoff („Über Vermutungen gelangt der Versuch, germanische Tiuzsagen wieder herzustellen, nicht hinaus ... Nur eine einzige Sage, wie der Himmelsgott sein Weib gewann, hat sich in lebendiger Darstellung erhalten"). — Mit dem zuletzt angeführten Satze leitet der Verfasser auf Freyr über (S. 218—242). Die angedeutete Sage ist die dem Swipdagliede zu Grunde liegende, die sich in veränderter Fassung unter dem Namen Freys im Skirnirlied wiederholt. Des Gottes Art und sein Kult ist mit klaren Strichen aus der Verehrung der Nerthus bei den ingvaeonischen Stämmen (Tac. Germ. 40) abgeleitet (Njord = Nerthus, nach der Zweigeschlechtigkeit der urgermanischen u-Stämme mit dieser verwechselt, daher Vater des Freyr und der Freya mit seiner eignen Schwester und mit diesen Geisel im Friedensschluß nach dem Wanenkriege). Ergebnis des letzteren: „Asen und Wanen, Odin und Freyr herrschen zusammen ... Ein Ausgleich gewährte den Asen im Schwedenland Opfer und Tempel, aber Freyr verschwand nicht vor Odin, er trat ihm gleichberechtigt zur Seite" (S. 222/3). — Bevor die Darstellung zu der hier bereits angedeuteten Herrschaft Odins im Norden vorschreitet, stellt der Verfasser S. 242—283 die andere Seite des Juppiter tonans in Donar-Thor, dem gemeingermanischen, vorzugsweise aber norwegischen Bauerngotte dar, der gerade im Norden von einem reichen Kranze von Sagen und Märchen umwoben ist und auch im heutigen Volksglauben noch fortlebt: „Während im An. der Donner mit thruma bezeichnet wird und das gemeingermanische Wort nur im Namen des Gottes weiterlebt, weist dän. torden, schwed. tordön auf thorduna d. i. Thors Getöse zurück. Im Schwedischen ist ein zweites Wort für Donner åska aus åsaka, neben welchem die Mundart toraka bietet. åka bedeutet Fahren. Der Donner ist also Thors oder des Asen Fahrt. Noch jetzt also erkennt die Sprache Asathor an, der in den Wolken dahinfährt" (S. 283).

Wie das Hauptstück über den Götterglauben im Handbuch, so nimmt der Abschnitt über Wodan-Odin in diesem Hauptstücke den weitesten Raum ein (S. 283 — 359). Und der Weg von dem Sturmgeiste Wode, dem Anführer des wütenden Heeres, bis zu Wodan, dem „vergöttlichten Wode", der bei den rheinischen oder istvaeischen Stämmen im 1. Jahrhundert nach Chr. (vergl. Tac. Germ. 9) bereits den Sieg errungen hatte, dann weiter im 3. und 4. Jahrhundert in Norddeutschland zu hoher Machtstellung gelangte (vergl. die alts. Abschwächungsformel Thuonar ende Uôten ende Saxnôte), der Stammvater aller ags. Könige wurde, in der longobardischen Sage festen Fuß faßte und als

Schützer des Walsungenstammes eine im 19. Jahrhundert zu höchster Kunstentfaltung gelangende Bedeutung gewann[1]), und dann weiter bis zu dem Odin des Nordens, der von etwa 800 ab in Norwegen Anfang, Mittelpunkt und Ende der Dichtung wurde, als idealisiertes Abbild des Edeling die Herzen der Frauen im Sturm eroberte, aber auch als leuchtendes Vorbild des Dichters „Weisheit vielen und gewandte Rede, dem Seemann Fahrwind, dem Sänger Dichtkunst" verlieh: dieser Weg ist ein weiter im Raum wie in der Zeit; und es bleibt uns nur übrig, auf die Worte hinzuweisen, mit denen Uhland (Schriften 7, 345 flg.) das Wesen des Gottes zusammenfaßt und die Golther (S. 357—359) zum Schlusse dieses Abschnittes wörtlich zum Abdruck bringt, während die „Schulausgabe" dies mit den Strophen 2 und 3 des Hyndlaliedes thut, aus denen vorhin zwei Verse zitiert wurden. — Zwischen Wodan-Odin und seinem „Blutsfreunde" Loki, dem „Beschließer", „Endiger", mit dem der Verfasser ganz sachgemäß die Reihe der Götter beschließt, werden die übrigen männlichen Gestalten des odinischen Götterstaates abgehandelt, die teils auf den alten Himmelsgott zurückführen, teils Schöpfungen derselben Dichtung sind, die diesen Götterstaat herausgebildet hat. Es sind: Heimdall, Baldr, Forseti, Ullr, Widar, Wali, Hönir, Bragi („der nach Asgard erhobene Bragi der Alte, Boddis Sohn"), endlich (S. 405) der i. J. 1883 bei Köln ausgegrabene Requalivahanus, den Kauffmann mit Widar, Wali, Hönir, Mitothin und Heimdall zu dem „großen Waldesgott" erhoben hat, der für den sonst so verdienten Forscher in ähnlicher Weise ein Schoßkind geworden zu sein scheint, wie der in demselben Jahre zu Housesteads aufgefundene Mars Thingsus der Leute aus Twenthe für Julius Hoffory. — Mit Loki (S. 406—428) begegnet uns wieder eine allgemeiner bekannte Gestalt des germanischen Götterhimmels, die sogar einmal im Deutschen Reichstag (Sitzung vom 2. März 1885) durch den großen Kanzler herabbeschworen wurde. Und wir glauben gerade bei dieser Gelegenheit aus seinem Munde die Worte des deutschen Tondichters zu vernehmen: „Immer ist Undank Lokis Lohn."[2]) Daß Loki, des Farbauti und der Laufey Sohn, Feuergott, also eine Naturgottheit ist, die sich als solche mit Loge und Lodur und Lopt

---

1) Streng wissenschaftlich gebildete Beurteiler mögen Anstoß daran nehmen, daß der Verfasser S. 320 auf Richard Wagners Walküre hinweist. Wir bewundern im Gegenteil die Zurückhaltung Golthers, der doch als begeisterter „Wagnerianer" bekannt ist, daß er das nur an dieser Stelle zeigt, und sind der Meinung, daß gerade eine solche Zurückhaltung die gerechte Beurteilung nach der wissenschaftlichen und künstlerischen Seite hin ermöglicht.

2) Daß R. Wagner die Form „Loge" gebrauchte, ist freilich ebenso zu bedauern wie die Schreibung „Wotan", die Ed. Mogk (Kelten und Nordgermanen, Osterprogramm 1896, S. 1) mit vollem Rechte rügt.

berührt, kann gewiß nicht in Abrede gestellt werden. Ebenso wenig aber werden wir unserm Forscher widersprechen können, wenn er in der Ausbildung des Lokimythus und der Sage von Loki christliche Einflüsse erkennt und ihn mit Luci-(spr. Luki) fer zusammenstellt, wenn er (S. 419) die Lokasenna als „die eigenartige Anschauung eines einzelnen Mannes, nicht eine in den Zusammenhang des Ganzen tiefer eingreifende Sage" bezeichnet und (S. 425) die Unholde Fenriswolf, Jormungand und Hel unter der Überschrift „Die Teufelsbrut" aufzählt.

Ehe wir der eigentlichen Wirksamkeit Lokis als des „Beendigers" zugeführt werden, haben wir einen Blick auf den Abschnitt über die Göttinnen (S. 428—500) zu werfen. — Daß nur Frija als gemeingermanische Göttergestalt bezeichnet werden kann und ursprünglich als Gemahlin des Himmelsgottes (Tiuz) gedacht werden muß, war schon in der Einleitung gesagt. In ihren Kreis gehören die nord. Frigg als Gemahlin Odins und die von ihr abgezweigten Göttinnen (Fulla, Sjofn und Lofn 2c.); sodann Freyja, die mit ihrem Bruder Freyr lediglich dem Norden angehört und als Bewahrerin des Brisingamen auf den Mythus von Tiuz zurückzuführen ist, während ihre Bedeutung als Venus vulgivaga umso leichter als eine Übertragung von Zügen der antiken Venus gedacht werden kann, als der Frijatag aus dies Veneris bereits Frija und Venus in Zusammenhang gebracht hatte; ferner Gefjon, deren Gestalt mit der Einwanderung der Götter aus Sachsen über Dänemark nach Südschweden geschaffen zu sein scheint, und Idun, deren Herkunft aus christlicher und antiker Mythologie schon dadurch erwiesen sein mag, „daß Äpfel auf Island nie vorkamen und auch in Norwegen kaum anders als mit den Klostergärten Eingang fanden"; endlich die Menglod des Swipdagliedes, die offenbar auf Frija selbst zu deuten ist. Eine zweite Gruppe bilden die Erdgöttinnen Jord, ursprünglich Fjorgyn, zu der Fjorgynn als Beiname des Himmelsgottes tritt, und Nerthus, die terra mater des Tacitus. Als dritte Gruppe faßt unser Handbuch germanische Göttinnen zusammen, die auf römischen Inschriften und bei antiken Autoren vorkommen. Es sind: Tanfana, Baduhenna, die Alaisiagae, Hlodyn und Hludana, Isis-Nehalennia, die auf mehr als 400 Weihesteinen vorkommenden „Mütter" (matrones, matres, matrae), offenbar Schutzgöttinnen von Örtlichkeiten, und endlich die dea Sandraudiga und die dea Vercana, erstere etymologisch als die „wahrhaft reiche" erklärt, letztere lautlich mit Athene als Ἐργάνη stimmend. Unter der Überschrift „Totengöttinnen" stellt der Verfasser als vierte Gruppe neben die Hel, die sich im Norden unter christlichen Einflüssen aus der örtlichen hel (got. halja, agſ. hell, aſ. ahd. hella) als persönlich gedachte Beherrscherin der Toten entwickelte, die „Räuberin" Ran, „des Meergottes Ägir Weib", was darum zu beanstanden sein dürfte, da

Ägir zwar stets als der gütig spendende Freund der Götter, aber doch immer nur unter den Riesen aufgeführt wird (vergl. S. 162, 169, 174 u. ö.), und eine nachträgliche Standeserhöhung zu Gunsten der Gattin doch wohl auch gegen die Hofordnung in Asgard verstößt. Ebenso scheint der Verfasser auch in dem folgenden Abschnitt, der die „nordisch-finnischen Göttinnen" Skadi und Thorgerd Hölgabrud zusammenstellt, dem „Ewig-Weiblichen" des Nordens gegenüber doch etwas zu freigiebig mit der Zuteilung des Göttercharakters gewesen zu sein. Mehrere übereinander lagernde Schichten ganz verschiedener Vorstellungen über die Sonnengöttin (die Sol Caesars, „solem aut lunam" beim h. Eligius, Sunna und Sinthgunt im Merseburger Zauberspruch, die nordischen Mani und Sol ꝛc.) beleuchtet der sechste Abschnitt, und im letzten scheint der Verfasser unter „Angebliche Göttinnen" die unerwarteten Promotionen unter den nordischen durch einige unverdiente Remotionen unter den deutschen Göttinnen ausgleichen zu wollen.[1]) Doch — varium et mutabile semper femina!

Das dritte Hauptstück (S. 501—543) trägt die Überschrift: Von der Weltschöpfung und dem Weltende, behandelt also das, was in systematisierenden Darstellungen (vergl. Felix Dahn „Walhall") zum Alpha und Omega der Mythologie gemacht zu werden pflegt. — Noch vor fünf Jahren tobte der Kampf, den Sofus Bugge durch seine „Studien über die Entstehung der nordischen Götter- und Heldensagen" auch über Deutschland heraufbeschworen hatte, aufs heftigste. „Nachdem der Streit ruhiger geworden, erheben sich immer mehr schüchterne und kühnere Zustimmungen. Die einleuchtende Wahrheit von Bugges Grundgedanken ist einmal nicht wegzuleugnen. Die Frage dreht sich eigentlich gar nimmer ernstlich darum, ob die nordische Mythologie überhaupt fremde Bestandteile aufnahm, sondern nur, wieviel und auf welche Art." So W. Golther in der Einleitung (S. 44). Und gerade im dritten Hauptstück tritt diese Frage am entschiedensten an uns heran. Wir werden uns damit begnügen müssen, aus den drei Abschnitten (Deutsche Sagen über den Ursprung der Götter und Menschen, die nordische Schöpfungslehre, Weltuntergang) einige Punkte herauszuheben, in welchen des Verfassers Standpunkt klar zutage tritt. Ein wichtiges Zeugnis für die erste Frage hat Kauffmann in seiner Rezension von Meyers eddischer Kosmogonie (Zeitschr. f. d. Philol. 25, 491 flg.) herangezogen. Es ist der Brief, worin der Bischof Daniel von Winchester dem h. Bonifatius Ratschläge erteilt, wie er bei der Heidenbekehrung vorgehen solle, und

1) Inbezug auf Frau Holle und Berchta wenigstens möchte ich mich lieber mit Lyon (s. oben) an Mogk (Grundr. I, 1106/7) anlehnen, während diu Stempe, Fru Freke, de olle Harsche u. a. dreingegeben werden mögen.

den Golther mit dem Berichte Gregors von Tours 2, 29—31 (J. Grimms Myth. 96) zusammenstellt, um zu dem Ergebnis zu gelangen, daß der deutschen Göttersage die tiefe Tragik der nordischen abgesprochen werden müsse. „Wohl war auch jene vom freudigen, todverachtenden Heldentum erfüllt, aber der düstere Schatten eines unentrinnbaren Verderbens mit dem versöhnenden Ausblick auf eine neue, milde und reine Welt des ewigen Friedens blieb dem Schicksal der deutschen Götter vermutlich ferne" (S. 509). Und, zur Ausführung über die nordische Schöpfungslehre übergehend (S. 511): „Die nordische Weltlehre scheint mithin eine Dichtung, kein eigentlicher Volksglaube, mit dem die Bekehrung zu rechnen hatte." Sodann nach den Erörterungen über Ginnunga Gap, Niflheim, die Eliwagar, Ymir (Örgelmir), Thrudgelmir und Bergelmir, Audumla, Buri und Bur und einer Vergleichung mit der griechischen Kosmogonie (S. 516): „Doch gewaltiger und heldenhafter ist Odins That, und das in der Zukunft drohende Ende, dessen Herannahen die Götter wissen, verleiht der nordischen Göttersage eine mit Recht bewunderte Tragik." Und wieder nach der Zusammenstellung von Midgard mit midjungards, mittilgart &c. (S. 521): „Die Grundzüge des Weltbildes scheinen somit gemeingermanisch, die Einzelheiten und die Sagen von ihrem Ursprung müssen wir als ausschließlich nordisch betrachten, so lange anderweitige unzweifelhafte Überlieferung versagt." Die von Bugge in seinen Studien (S. 421—560) gegebene erschöpfende Untersuchung über den Weltbaum (Yggdrasil „Odins Pferd" für „Odins Galgen") faßt Golther nach ihrem Ergebnis in den Sätzen zusammen (S. 531): „Daß ein Baum, welcher dem höchsten Gott wie einem Geopferten zum Galgen dient, davon seinen Namen erhält und in dieser Eigenschaft zum heiligen Symbol der Welt erhoben wird, streitet bestimmt gegen die Vorstellung von heiligen Bäumen und vom obersten Gott, wie wir sie bei heidnischen Völkern anzutreffen gewohnt sind. Alle Ungereimtheit schwindet, sobald wir des Kreuzes gedenken. Yggdrasil ist eine Nachahmung des Kreuzbaumes, wie er im Glauben der christlichen Völker des Mittelalters lebte. Erst in der Wikingerzeit kann der Mythus entstanden sein." Der Weltuntergang endlich und die Erneuerung der Welt, der Inhalt der Völuspa (ragna rök „Untergang der Götter", nicht ragna rökkr „Götterdämmerung", wie nur Lokasenna 39 und die Snorra Edda haben) wird uns am kürzesten mit den Worten interpretiert (S. 537): „Die Übereinstimmung mit den christlichen Vorstellungen von den Vorzeichen des jüngsten Tages, vom Weltbrand, von der Welterneuerung, vom Weltgericht fällt ohne weiteres in die Augen, sie erstreckt sich bis in Einzelheiten hinein und kann unmöglich auf Zufall beruhen. Die nordische Sage ist ohne die christliche Lehre von den letzten Dingen gar nicht denkbar... Doch darf

keineswegs an eine äußerliche Nachahmung der christlichen Eschatologie gedacht werden, vielmehr liegt darin nur die Anregung zu einer neuen, besonderen, von nordischem Geiste erfüllten Dichtung. Darum ist ebenso sehr die Selbständigkeit und Eigenart der nordischen Sage zu betonen."

Am raschesten müssen wir, um den uns gestatteten Raum nicht zu überschreiten, über das vierte Hauptstück: Die gottesdienstlichen Formen (S. 544—660) weggehen. Da es dem Verfasser nicht bloß um eine Darstellung der germanischen Mythologie zu thun war, er vielmehr das religiöse Leben der Germanen nach allen Richtungen zur Anschauung bringen wollte, so giebt er das, was man in der klassischen Philologie die gottesdienstlichen Altertümer zu nennen pflegt, in den drei Abschnitten: Der Götterdienst im allgemeinen und das Opferwesen, das Tempelwesen, das Priesterwesen in ähnlicher Ausführung, wie wir dies bei Mogk finden, während Meyer (§ 259—265) nur eine gedrängte Übersicht über den Götterkultus bringt, die er dem Kapitel über den Götterglauben einordnet, was übrigens in unserm Handbuch auch schon bei den einzelnen Göttern zum teil geschehen ist.

Konnten wir bis daher nur Gutes von dem Buche sagen, wenn auch hier und da eine Einzelheit zum Widerspruche reizen mochte, so haben wir zum Schlusse noch zwei Ausstellungen zu machen: eine kleine und eine große. Die kleine ist die nicht immer gleiche Raumverteilung des in so reichem Maße beigebrachten Sagenstoffes. So sind z. B. die S. 341 in der zweiten Fußnote nach ihren Quellen angeführten Geistsagen im Text in einem einzigen, von 341—344 reichenden Absatz ohne irgendwelches Scheidezeichen erzählt, während S. 411—420 die Lokisagen, jedenfalls viel übersichtlicher, durch reichlich zugemessenes Spatium und noch dazu mit trennenden Strichen geschieden sind. — Die große ist die durchaus unzureichende Anlage des Namenverzeichnisses, was sich schon aus einer flüchtigen Vergleichung mit dem Buche von E. H. Meyer (51 S. gegen 8 bei G.) ergiebt, auch gegen den Einwand, daß dort Namen- und Sachverzeichnis gegeben werden soll (was, genau besehen, aber gänzlich unzulänglich, auch in unserm Handbuch geschieht, vergl. Afhus, Ahnendienst, Alptraum ꝛc.), ganz abgesehen davon, daß die wirklich verzeichneten Namen keineswegs mit Angabe aller einschlägigen Seitenzahlen versehen sind. Zwar wird die gegenwärtige Auflage auch trotz dieses Mangels um der unbestreitbaren Vorzüge des Werkes willen einen raschen Absatz finden. Aber gerade im Hinblick auf die Schule, in der der Gegenstand einer steigenden Teilnahme begegnet, wozu überdies Nr. 1 der „Deutschen Schulausgaben" den Weg zu ebnen imstande ist, dürfte die sofortige Inangriffnahme eines vollständigen Namen-

und Sachregisters anzuraten sein. Die bei den klassischen Philologen so beliebten „Indices“ sind im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität doppelt und dreifach geboten.

---

## Proben deutscher Reden im älteren englischen Drama.

Von R. Faust in Dresden.

In den Stücken Shaksperes, sowie seiner Zeitgenossen und unmittelbaren Nachfolger stoßen wir mitunter auf Wörter, Wendungen, ja ganze Reden, die dem Holländischen, dem Niederdeutschen, aber auch auf solche, die dem Hochdeutschen entlehnt sind, und es kann das nicht wunder nehmen bei dem regen Verkehre, der zwischen England einerseits und Holland und Deutschland anderseits von jeher geherrscht hatte. Der Verkehr des Inselreiches mit Holland war der lebhaftere, aber daß auch die Wechselbeziehungen Englands und Deutschlands keineswegs gering anzuschlagen sind, dafür spricht eine Reihe von Thatsachen, an die, soweit sie für die Geschichte des Dramas in Betracht kommen, hier erinnert werden mag. Schon lange vor Shakspere waren englische Schauspieler in Deutschland aufgetreten. So hatte der Erzbischof von Canterbury, als er 1417 auf das Kostnitzer Konzil reiste, eine solche Truppe in seinem Gefolge, welche dort vor den höchsten weltlichen und geistlichen Würdenträgern Vorstellungen gab. Später, unter der Königin Elisabeth, machten sich ganze Scharen englischer Musiker und Komödianten nach dem Festlande auf, und i. J. 1586 traten fünf solcher Leute in den Dienst des Kurfürsten Christian I. von Sachsen. Herzog Julius von Braunschweig-Lüneburg ergötzt sich 1602 und 1617 zu Wolfenbüttel am Spiele englischer Akteure, und im letztgenannten Jahre finden wir ihrer auch am Hofe von Kurbrandenburg. Diese Schauspielertruppen, deren Vorkommen sich bis in die Mitte des 17. Jahrhunderts in verschiedenen Städten unsres Vaterlandes verfolgen läßt, haben, wie natürlich, die Mehrzahl ihrer Stoffe aus England mitgebracht; doch zeigen sich in ihren Stücken auch vielfach deutsche Typen, und im übrigen haben sie wohl auch geradezu deutsche Vorbilder, zumal unseren Jakob Ayrer, nachgeahmt, wie denn bekanntlich auch das Umgekehrte stattfand.[1]) Es ist klar, daß diese Schauspieler — unter denen sich, solange sie auf dem Festlande agierten, stets eine Anzahl geborener Deutscher befand — die erlangte Kenntnis

---

1) Vergl. W. A. Ward. A History of English Dramatic Literature to the Death of Queen Anne. I, 258. 310.

der deutschen Sprache später in England ihren Berufsgenossen mitteilten.[1]) Den Schauspielern aber standen die Schauspieldichter nahe, und schon damit wäre das Vorkommen deutscher Worte im Dialoge englischer Stücke erklärt. Indessen sei noch daran erinnert, daß auch Angehörige anderer Stände deutsche Sprachbrocken nach England brachten: so englische Kaufleute, die sich längere Zeit in Deutschland aufgehalten hatten; durch sie ward, wie wir annehmen dürfen, die Sprache des gemeinen Lebens mit deutschen Ausdrücken versetzt, und aus dieser gingen dieselben dann in die Bühnensprache über. Noch gedenken wir der zahlreichen deutschen Gesandtschaften am englischen Hofe, die immer großes Gefolge mitbrachten. Viele deutsche Landsleute mögen auch Friedrich V. von der Pfalz, den nachmaligen Winterkönig, nach London begleitet haben, als er des Königs Tochter heiratete (1613). Die Mitglieder der Gesandtschaften wurden in und um London einquartiert; ihr Lieblingsaufenthalt aber mag der Stahlhof gewesen sein, welcher der Mittelpunkt war nicht nur des internationalen Geschäftsverkehrs, sondern auch der nationalen Belustigungen, der Ort überdies, wo man die ausgesuchtesten Leckerbissen aller Zonen fand. Dort mögen die englischen und die deutschen Höflinge, Kaufleute und Schauspieler einander begrüßt und die Gefühle ihrer gegenseitigen Achtung ausgetauscht haben.[2]) — Genug, die Engländer konnten auf gar mannigfache Weise in den Besitz deutscher Sprachkenntnisse gelangen. Auch ein Dictionariolum Septem Linguarum, welches 1589 in Lüttich erschienen war und außer dem Holländischen u. a. auch das Deutsche und das Englische berücksichtigte, mag das Seine dazu beigetragen haben.[3])

Von deutschen Lehnwörtern bei Shakspere seien hier crantz, frembd, geck, halse, lustique (andere Dramenschreiber haben lustick) erwähnt. Das Wort Kaisar, auch Keyser, wird von mehreren dramatischen Schriftstellern jener Zeit gebraucht. Richard Brome († 1652) hat in seinem romantischen Intriguen-Lustspiel The Novella einige deutsche Sätze, die ich bereits an anderer Stelle einmal angeführt habe.[4]) Sie lauten:

„Was oder wer bistu? Bistu ein Deutscher? Sag mihr in was ort du gelebst hast..." „Ich denke du bist ein heuchler, bistu aber ein Deutscher(,) so antwort mihr in deutscher sprach."

---

1) K. Elze in seiner Ausgabe des Chapmanschen Trauerspiels Alphonsus, von welchem nachher die Rede sein wird.

2) Ders., a. a. O., S. 4 flg.

3) Ders., a. a. O., S. 11 flg.

4) Vergl. meine Abhandlung: Richard Brome. Ein Beitrag zur Geschichte des englischen Dramas. Herrigs Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litt., Bd. LXXXII, S. 52 flg.

Alles dies ist indes nur unbedeutend gegen die große Zahl deutscher Wörter und Reden, die Chapman (1557—1634) in sein Trauerspiel Alphonsus, Emperor of Germany, eingestreut hat. Was aber das Merkwürdigste ist: er hat die Rolle der einen Person, der Prinzessin Hedwig (Hedewik) mit ganz geringen Ausnahmen durchweg in hochdeutscher Sprache geschrieben. Etwas dem Entsprechendes findet man wohl in keinem Drama irgendwelcher Zeit und irgendwelchen Landes; Riccaut de la Marlinière bei Lessing ist nur ein unvollkommenes Seitenstück zu Hedwig, denn dieser Franzose kann sich auch „auf deutsch explicier", während die Prinzessin nur gegen das Ende des Stückes hin einige wenige englische Worte einfließen läßt. Zudem treten auch noch etliche andere Deutschredende im englischen Stücke auf.

Es ist diese Tragödie thatsächlich auf der Blackfriarsbühne zu London aufgeführt worden, und man hat ohne Zweifel bei der Vorstellung auf einen regen Besuch von seiten der Deutschen gerechnet. Nicht ohne Grund; denn es ist bezeugt, daß die Deutschen für die Londoner Theater stets lebhafte Teilnahme bewiesen haben[1]), eine Teilnahme, die in diesem Falle um so größer sein mußte, als da Zustände ihres Vaterlandes vorgeführt wurden und sie ihre Muttersprache von der Bühne des Landes hörten, das vielen von ihnen eine zweite Heimat geworden war. — Liegt somit der Beweggrund für die Abfassung jener Scenen klar zu Tage, so möchte man doch fragen, wie Chapman zu so bedeutender Kenntnis der deutschen Sprache gelangt ist, ja ob er überhaupt die in Rede stehenden Stellen selbst geschrieben hat. Elze und Ward ergehen sich darüber in verschiedenen Vermutungen. War der Dichter auf dem Festlande gewesen, und hatte er dort die deutsche Sprache beherrschen lernen, oder hat jemand anders die Scenen für ihn verfaßt? Letzteres ist wahrscheinlicher. Am weitesten geht Ward, wenn er meint, es sei das ganze Stück ursprünglich von einem Deutschen geschrieben worden, da sich deutsche Wörter, Germanismen und Anspielungen auf deutsche Verhältnisse durch das ganze Stück ziehen; Chapman habe dann dasselbe nur durchgesehen und im Einzelnen ergänzt. Gestützt wird diese Meinung durch den nicht zu leugnenden Umstand, daß die Tragödie den übrigen Werken Chapmans keineswegs ebenbürtig ist.[2]) Wir möchten uns jedoch lieber der Ansicht Elzes anschließen, nach welcher Chapman sich bei seiner Arbeit der Hilfe eines Deutschen bediente, und zwar eines Mannes aus jenem Gefolge des Pfalzgrafen. Übrigens hat Elze in betreff der Person noch eine andere Vermutung. Er hält es nämlich für nicht unwahrscheinlich,

1) Ward, a. a. O. I, 358.
2) Ders., a. a. O., I, 17.

daß der Mitarbeiter kein andrer als Rudolf Weckherlin gewesen sei, der bekannte deutsche Dichter, welcher von 1620 ab einen Posten bei der deutschen Gesandtschaft in London bekleidete und in der Folge Sekretär bei verschiedenen vornehmen Herren der englischen Hauptstadt war.[1]) Verfasser gesteht, daß Weckherlins Sprachgebrauch, soweit er ihn kennt, zum mindesten nicht gegen die Annahme seiner Mitarbeiterschaft spricht, wenn man nämlich die hochdeutschen Formen in Betracht zieht.

Indem ich mich nun anschicke, Proben aus den deutsch geschriebenen Teile des Stückes zu geben, bemerke ich, daß ich von einer Anführung bez. Zusammenstellung der vereinzelt auftretenden deutschen Wörter und formelhaften Ausdrücke, sowie der Germanismen absehen werde. Eine solche Übersicht hat bereits Elze in ausgezeichneter Weise geliefert.[2]) Ich beschränke mich vielmehr auf die zusammenhängenden Stellen. Da dieselben aber ohne die Kenntnis vom Gange der Handlung kaum völlig verstanden werden dürften, so erscheint eine, wenn auch kurze Inhaltsgabe von nöten; in diese füge ich gehörigen Ortes jene Stellen ein. Weil nun überdies die Tragödie so vieles unserm Geschmacke und unserer Auffassung vom Wesen des geschichtlichen Dramas Fremdes enthält, dürften vorerst einige allgemeine Bemerkungen über das Stück am Platze sein.

Der vollständige Titel lautet: The Tragedy of Alphonsus, Emperor of Germany. By George Chapman, Gent(leman).

Bekanntlich war i. J. 1256 auf Betreiben des Erzbischofs von Köln der König Alfons X., der Weise, von Castilien, auf Betreiben des Erzbischofs von Trier aber des Königs von England Bruder, Richard von Cornwallis, zum deutschen Kaiser (recte König) erwählt worden. Dieser kam einige Male, jener gar nicht nach Deutschland. Nach Richards Tode ward Alfons zur Abdankung bewogen und Rudolf von Habsburg zum Kaiser erwählt. Dürftiger als Alfons und Richard hat wohl kein Kaiser oder Nebenkaiser je seine Rolle gespielt. Und doch liefert Chapman eine Tragödie, in der sie beide auftreten, und zwar in Deutschland und handelnd auftreten. Wie ist das möglich? — Es ist möglich dadurch, daß der Dichter sich nicht an die Geschichte gehalten, ja sie oft geradezu auf den Kopf gestellt hat. Alfons ist im Drama ein Wüterich der abscheulichsten Art. Er und Richard treffen einander in Deutschland, und zwar ist dort Alfons bemüht, durch Gift und Schwert alles aus dem Wege zu räumen, was sich ihm entgegenstellt. Deshalb setzt Elze das Stück in die Klasse der Tragödien der Rache. Aber das ist nicht genau. Tragödien der Rache (tragedies of revenge) sind u. a. Kyds Schauer-

1) Elze, a. a. O., S. 32.
2) Ders., a. a. O., S. 28 flg.

stück The Spanish Tragedy, sowie das pseudo-shaksperesche Trauerspiel Locrine. Chapmans Alphonsus aber gehört zu denjenigen Tragödien, die, wie Marlowes Jew of Malta, am besten als machiavellistische bezeichnet werden. Bei ihnen handelt es sich nicht lediglich um das Rachegefühl als die Triebfeder der Handlungen, sondern um die Verleugnung alles dessen, was Gerechtigkeit, Treue, Liebe heißt; der Zweck und der Erfolg sind allein maßgebend, durchtriebene Schlauheit ist die einzige Ratgeberin. Es wird gemordet, nicht bloß aus Rachsucht, sondern auch aus jedem andern Beweggrunde, sobald der Mord sich nur als Mittel zum Zwecke empfiehlt. Nach diesen Grundsätzen handelt Marlowes Jude von Malta, wie denn der Dichter geradezu auf Machiavelli hinweist und ihn mit Namen nennt. Das letztere konnte nun Chapman in seinem Stücke freilich nicht thun; denn obwohl dasselbe, wie sehr viele Schauspiele jener Zeit, von Anachronismen wimmelt, so wäre doch der Verstoß zu grob gewesen, hätte er den ums Jahr 1500 lebenden Machiavelli in einer Handlung namentlich anführen wollen, die in der zweiten Hälfte des dreizehnten Jahrhunderts spielt. Aber die Grundsätze, die hier befolgt und ausgesprochen werden, sind ganz diejenigen Machiavellis. So giebt Lorenzo von Cypern, des Alfons Geheimschreiber, diesem u. a. folgende Lehren: 1. Ein Fürst muß die Natur des Löwen und des Fuchses haben, aber nicht eine ohne die andre. 2. Ein Fürst muß vor allem fromm erscheinen, aber es ist für den Staat nichts gefährlicher, als wenn er auf sein Versprechen und seinen Eid Rücksicht nimmt. — Wer erkennt nicht schon aus diesen wenigen Beispielen die Grundsätze, wie Machiavelli sie in seinem Buche Il Principe entwickelt? Es ist also Chapmans Alphonsus, ich wiederhole es, in erster Linie eine Tragödie des Machiavellismus. — Hat somit Chapman es fertig gebracht, aus einem gelehrten, nicht durchaus trefflichen, aber doch nichts weniger als bösartigen Charakter, wie es der Alfons X. der Geschichte gewesen, ein wahres Scheusal zu machen, so ist auch in den meisten anderen Zügen die Geschichte kaum wiederzuerkennen. Doch sind manche Einzelheiten, zumal gewisse deutsche Verfassungsverhältnisse, Sitten und Gebräuche, mit auffallender Sachkenntnis geschildert. — Obwohl hier unsere Teilnahme der sprachlichen Merkwürdigkeit gilt, so haben wir doch diese den Inhalt und Geist des Stückes betreffenden Bemerkungen vorausschicken wollen, damit der Leser, welcher die englische Bühne des 16. Jahrhunderts nur aus Shakspere kennt, nicht allzusehr überrascht ist, wenn er in folgendem von wahrer Poesie und echter Tragik nichts, viel dagegen von Ungeheuerlichkeiten aller Art zu lesen bekommt.

Akt I. Scene 1. Der deutsche Kaiser Alfons hat gehört, Richard sei gekommen, um sich, ihm zum Trotze, von vier der Kurfürsten zum

Kaiser ausrufen zu lassen. Er beschließt alsbald, ihn zu verderben, und spricht zu diesem Behufe mit seinem Geheimschreiber Lorenzo von Cypern. Sie unterreden sich über die Person Richards — dessen Schwester Isabella Alfons' Gemahlin ist — und über die Kurfürsten, die auf dessen Seite stehen. Lorenzo empfiehlt dem Kaiser die Vernichtung der ihm feindlich Gesinnten; er erteilt ihm die verwerflichsten Ratschläge, deren einer lautet: „Um sich im Besitze seiner Krone zu erhalten, muß ein Fürst schwören, morden und Schändlichkeiten aller Art begehen, vorausgesetzt, daß sie listig dem Auge der Welt verborgen werden." (Vergl. auch unsere Einleitung.) Alfons prägt sich das wohl ein, und als Lorenzo ihm zum Schlusse zwei Gifte überreicht — ein schnell und ein langsam wirkendes — und ihm, unvorsichtig genug, noch rät, er solle immer mißtrauisch gegen die sein, die seine Geheimnisse wüßten, vergiftet Alfons ihn auf der Stelle. — Scene 2. Die Kurfürsten beratschlagen, wie sie Alfons, der doch die Kaiserkrone usurpiert und seither den geheiligten Thron mit dem Blute Unschuldiger bespritzt habe, am besten absetzen könnten. Da erscheint seine Gemahlin Isabella und bittet die Fürsten, Frieden zu stiften zwischen ihrem Gemahl und ihrem Bruder Richard, der auch den Kaiserthron beanspruche. Ihr heuchlerischer Gemahl, der wohl gemerkt hat, daß etwas gegen ihn im Werke ist, hat ihr aufgetragen, den Kurfürsten seine völlige Unterwerfung unter deren Willen anzubieten. Aber der Kurfürst von Sachsen, der von der Pfalz und der Erzbischof von Köln sind für Richard. Doch der König von Böhmen sagt: „Was haben wir mit dem Engländer zu schaffen?" Mainz macht einen vermittelnden Vorschlag, der denn auch schließlich angenommen wird: Alfons soll Kaiser bleiben, aber es soll ihm ein weiser und mächtiger Fürst an die Seite gesetzt werden. Zu diesem Mitregenten wird der König von Böhmen gewählt, der denn auch die Wahl annimmt. — Es tritt noch Alexander, der Sohn Lorenzos von Cypern auf und verkündet laut klagend den Tod seines Vaters. Er findet aber wenig Mitgefühl: Köln und Brandenburg nennen den Verstorbenen den größten Schurken, den je die Welt gesehen.[1])

Akt II. Scene 1. Richard mit seinem Neffen Eduard trifft aus England ein. Er vernimmt, was die Kurfürsten beschlossen, und erklärt sich zum Scheine mit deren Beschlusse einverstanden, indem er vorgiebt, seinerseits auf die deutsche Krone zu verzichten. Scene 2. Da man übereingekommen ist, daß Eduard des Herzogs von Sachsen Tochter Hedwig heiraten soll, so wird alsbald zur Verlobung geschritten und

1) Man sieht, daß, wie dies für jene Zeit nicht auffallen darf, die Sceneneinteilung nur sehr unvollkommen durchgeführt ist.

zur Feier derselben eine Lustbarkeit angestellt, bei welcher jeder der Teilnehmer eine bestimmte Rolle zugeteilt bekommt. Hedwig nämlich, als Fortuna gekleidet, erscheint mit einem Pokale, in welchem Lose liegen. Jeder der Anwesenden zieht ein Los, und dieses zeigt ihm an, welche Stellung er in dem Spiele einnehmen soll.[1]) Der Erzbischof von Köln zieht das Los als Hofkoch, Brandenburg wird Hofarzt, Mainz Hofspaßmacher, Prinz Eduard Kaiser, Hedwig Kaiserin, die Kaiserin Kammerjungfer, Alfons Förster, Richard ein Bauer u. s. f. Der Masken-Kaiser Eduard faßt seine Rolle so lebendig auf, daß er es wagt, seiner Masken-Kaiserin Hedwig einen Kuß zu geben. Darüber ist diese ganz außer sich, maßen das in Deutschland nicht der Brauch sei.

Hedwig: Sieh doch, das ist hier kein gebrauch! Mein Gott, ist das die Englisch manier? Dass dich!

Sein Oheim Richard will ihn entschuldigen. Gnediges Frawlin, beginnt er, aber sie läßt ihn nicht ausreden.

Hedwig: Dass dich! muss ich armes kindt zu schanden gemacht werden?

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Richard: Ei, liebes Frawlin, nempt es all für gütte, es ist die Englisch manier und gebrauch.

Hedwig: Ewer Gnaden wissts wol, es ist mir ein grosse schande.

Eduard fühlt das Bedürfnis, sich selbst zu entschuldigen; da lehrt ihn seine Tante, die Kaiserin Isabella, in der Eile einige deutsche Worte.

Eduard: Gnediges Frawlin, vergebet mir's, ich will's nimmermehr thuen.

Alfons: Fürwahr, kein schand.

---

1) Dergleichen Darstellungen, welche ein kleineres Ganze innerhalb des Schauspiels bilden, dabei aber doch zur Haupthandlung in innigster Beziehung stehen, heißen Masken (masks). Die Mittel, durch die sie vorzugsweise wirken, sind Verkleidungen und mythologisch-allegorische Anspielungen. Der deutschen Bühne sind sie fremd. Sie kamen zu Beginn des 16. Jahrhunderts aus Italien nach England und traten dort zunächst als selbständige dramatische Unterhaltungen am Hofe Heinrichs VIII. auf; noch Ben Jonson, der eine bedeutende Anzahl Masken schrieb, behandelte sie zumeist als in sich abgeschlossene Spiele. Seine Zeitgenossen aber benutzten sie fast ausschließlich als Einlagen in größere Dramen. In dem uns vorliegenden Stücke Chapmans besteht die Maske darin, daß die Personen des Dramas sich, durch das Los dazu bestimmt, gewisse Charaktere beilegen und dieselben während des größten Teils der Handlung durchführen. Ohne diese Fiktion wäre schon die Scene zwischen Richard einer- und Hans und Jerick anderseits (siehe die folgenden Seiten) in der Weise, wie sie sich thatsächlich abspielt, unmöglich.

Hedwig: Gnediger, hochgeborner fürst und herr, wan ich könte so vil Englisch sprechen, ich wolt Euer Gnaden fürwahr ein filtz geben[1]); ich hoffe aber, ich soll einmahl so vil lernen, dass si mich verstehen soll.

Schließlich hält Eduard förmlich um ihre Hand an, und Isabella spricht zu ihr: Ist Ewer Gnaden wol hiemit zu frieden?

Hedwig: Was Ihre Durchleuchtigkeit will, das will mein vatter, und was mein vatter will, darmit muss ich zu frieden sein.

Hiermit endet denn diese Unterhaltung. Nachdem alle außer Alfons und Alexander von Cypern sich entfernt haben, benutzt jener die günstige Gelegenheit, diesen gegen die Kurfürsten aufzuhetzen, indem er behauptet, es seien dieselben an dem Tode Lorenzos von Cypern schuld; sie hätten wohl gewußt, daß er seine — Alfonsens — beste Stütze gewesen sei. Indessen wären sie nur die Anstifter zu jenem Verbrechen gewesen: seine eigene Gemahlin, die Kaiserin Isabella, habe von ihrem Bruder Richard Tropfen erhalten, mit denen sie Lorenzo getötet. Wie leicht zu denken, wird Lorenzos Sohn durch diese Mitteilungen von heftigstem Hasse gegen die vermeinten Übelthäter erfüllt: alle sollen sterben, zuerst Richard. Dieser hat, wie erwähnt, im Maskenspiel das Los als Bauer gezogen und hat als solcher eine Ladung Holz aus dem Walde in die Küche zu bringen. Zwei wirkliche Bauern, Hans und Jerick, sollen das Holz fällen. Als nun Richard im Walde ihrer harrt, sind sie bereits durch Briefe, die Alexander von Cypern geschrieben hat, vor dem Engländer gewarnt und aufgefordert, ihn zu ermorden.

Richard belauscht ihr Gespräch.

Jerick: Komm hier, Hans, wor bist dow? Warum bist dow so trawrick? Bis frohlick! Kanst vel gelt verdienen, wir will ihn bey potz towsandt todt schlagen.

Hans: Lat mich die brieffe sehen.

(Jerick liest.)

Jerick: „Hans undt Jerick, meine liebe freunde, ich bitte lasset es bey euch bleiben in geheim, und schlaget den Engländer zu todt.“ ... „denn er ist kein bowr nicht, er ist ein juncker und hat viel golt und kleinoten bey sich.“ Noch weiter: „ihr sollt solche gelegenheit nicht versaumen, und wann ihrs gethan habet, will ich euch sagen, was ich für ein guter kerl bin, der euch rath gegeben habe.“ .. Wat sagst dow, wilt dow es thun?

---

1) Einen Filz geben = ausschelten. Bei Ayrer, bei Herzog Julius von Braunschweig, im Simplicissimus und auch sonst in jener Zeit findet man diese Redensart häufig. (Elze, a. a. O.)

Hans: Was will ich nicht für gelt thun! sieh, potz tausend, dar ist er!

Jerick: Ja, bey potz tausend sapperment, er ist's. Holla, guten morgen, glück zu, juncker.

Hans: Juncker? Der düvel, he is ein bowr.

Richard: Dow bist ein schelm, weich von mir.

Jerick: Holla, holla, bist dow so hoffertick? Juncker bowr, kompt hier, oder dieser und jener soll euch holen.

Richard: Ich bin ein fürst, berürt mich nicht, ihr schelme, ihr verrähter.

Both: Sla to, sla to, wir will yow fürstlich tractieren!

Richard, der nichts als seine Peitsche in der Hand hat, verteidigt sich eine Weile und fällt dann für tot hin.

Richard: O gott, nimb meine seele in deine hende.

Jerick: O excellent, hurtick! he is todt, he is todt! Lat uns see wat he hat for gelt bey sich; holla, hier is all enough, all satt; dar is for dich, und dar is for mich, und dit will ich darto haben.

Jerick legt sich Richards Kette um den Hals.

Hans: How so, Hans Narhals, gebe mir die kette hier.

Jerick: Ja, ein dreck; dit kett stehet hübsch um mein hals, dit will ich tragen.

Hans: Dat dich Potz Velten leiden, dat soltu nimmermehr thun, dow schelm.

Jerick: Wat, solt dow mich schelm heiten? nimb dat!

Hans: Dat dich hundert tonnen düvels! harr! ich will dich lernen!

Jerick: Wiltu hawn oder stechen?

Hans: Ich will redlich hawen.

Jerick: Nun wolan, dar ist mein ruck, sla to.

Hans: Nimb dow das, und dar hastu mein ruck.

Jerick: Noch amahl! (Er erschlägt Hans.) O excellent, ligst dow dar, nun will ich alles haben, gelt und kett, und alles mit einander. O hurtig, frisch-up, lustig, nun bin ich ein hurtig juncker.

Da Richard diesen Ausgang des Zweikampfes wahrnimmt, erhebt er sich und ergreift des Erschlagenen Axt. Damit geht er auf Jerick los.

Richard: Du hudler, schelm, mörder, wehre dich, siehstu mich? Gebe mir die kett und gelt wieder.

Jerick: Wat, bistu wieder lebendig worden, so muss ich mich wehren; wat wiltu, stechen oder hawen?

Richard: So will ich machen, du schelm.

Jerick: Harr, harr, bistu ein redlich kerl, so ficht redlich. O ich sterb, ich sterb, lat mich leben!

Richard: Sagt mir dann, wer hat die brieffe geschrieben? Lie nicht, sondern sagt die wahrheit.

Jerick: O mein frommer, guter, edler, gestrenger juncker, dar ist das gelt und kett wieder, yow soll alles haben, aber wer hat die brieffe geschrieben, dat weet ich bey meiner seele nicht.

Richard: Lieg dar still, still sag ich.

Er erschlägt ihn mit den Worten:

So stirb du mir, schelm!

Jerick: O ich sterb, awe, awe, awe! dat dich der düvel hole![1])

Da erscheint plötzlich der Herzog von Sachsen mit dem Pfalzgrafen. Sie erkennen Richard zunächst nicht und fahren ihn hart an.

Sachsen: Pfui dich an, loser schelm, hastu deinen gesellen todt geschlagen?

Pfalz: Lasst uns den schelmen angreiffen.

Der Fürst aber entdeckt sich ihnen und berichtet ihnen von der Gefahr, in der er geschwebt hat. Sie mutmaßen sofort, daß Alfons hinter der Sache stecke. Um vor allem dem Schreiber des verräterischen Briefes auf die Spur zu kommen, ziehen die Kurfürsten von Sachsen und von der Pfalz die Kleider der beiden Erschlagenen an und machen sich auf den Weg nach Hofe.

Akt III. Scene 1. Man feiert die Hochzeit Eduards und Hedwigs, und zwar im Stile der im zweiten Akte begonnenen Maske. Eduard, als Masken-Kaiser, trägt eine Krone. Alfons bringt das Wohl der Braut aus, und Eduard[2]) stößt an mit den Worten: Sam Got es soll mir ein lieber trunck sein! Auch Brandenburg stößt mit Eduard an und sagt: Drauff, es gelt noch eins, Ihr Majestat, worauf Eduard entgegnet: Sam Got, lass lauffen. Es wird nun auf echt deutsche Weise gezecht, und die Reden werden allmählich freier. Eduard fragt seine Gemahlin (sie waren am selben Tage durch den Erzbischof von

---

1) Die vielen niederdeutschen Elemente in den Reden des Hans und Jerick rechtfertigen es nicht, wenn Elze (Seite 27) diese Reden als niederdeutsch schlechthin bezeichnet. Niemand wird die vielen hochdeutschen Bestandteile derselben verkennen. — Übrigens reden in den Stücken des Herzogs Heinrich von Braunschweig die Diener und Bauern die nämliche Sprache, woraus Elze nicht ohne Grund schließt, Chapman oder sein Gehilfe müsse mit des Herzogs Stücken bekannt gewesen sein. Doch ist zu beachten, daß nicht bloß deutsche, sondern auch eine Anzahl englischer Wörter im Dialoge zwischen Hans und Jerick vorkommen.

2) Er hat unterdessen etwas deutsch gelernt, aber nicht viel.

Köln getraut worden): [Bride,] wilt dow dis nacht bey mir schlapen?[1]) — und sie erwidert: Da behüte mich Gott für, ich hoffe Eure Majestat will's von mir nicht begeren.[2]) — Bald erscheint Alexander — der in der Maske das Amt des Marschalls bekleidet — und meldet, der Koch (d. i. hier der Erzbischof von Köln) habe die Speisen nicht bereiten können, da Prinz Richard (der als Bauer das Holz aus dem Walde holen sollte) erst jetzt zurückgekehrt sei. Mit Schrecken vernimmt Alfons diese Botschaft; hatte er doch geglaubt, Richard sei tot, erschlagen. Aber sein Erstaunen wächst, als er von Alexander hört, der Herzog von Sachsen und der Pfalzgraf würden, als Hans und Jerick verkleidet, zugleich mit dem englischen Prinzen am Hofe erscheinen. So geschieht es denn auch: die drei Freunde in ihren Verkleidungen betreten den Saal und nehmen unbefangen an den Ergötzlichkeiten teil, ja der Pfalzgraf wagt es sogar, mit der Kaiserin zu tanzen; doch wird ihm dies bald von Alfons gewehrt, der ihm zuruft: Fort, bowr, [and] leffel morgen. Während dieses Zwischenfalles findet Prinz Eduard Gelegenheit, sich mit seiner Gemahlin zu entfernen. Danach trinkt Alexander dem Pfalzgrafen und dieser der Kaiserin und dem Kaiser Alfons zu.

Alexander: .....'s gelt, bowr.

Pfalz: Sam Gott! ... (Zur Kaiserin.) Ey jungfraw[3]), help[4]) mich doch! Ey jungfraw, drink! (Zu Alfons.) Es gelt, guter freundt, ein fröhlichen trunck.

Alfons: Sam Gott, mein freundt, ich will gern bescheid thun.

Nun begiebt sich etwas Unerhörtes. Nachdem Alfons getrunken hat, wirft er unbemerkt Gift in den Becher und überreicht ihn seinem Mitregenten, dem Könige von Böhmen, der denn auch alsbald trinkt. Doch ehe er den Pokal völlig geleert hat, nimmt Alfons ihm denselben vom Munde und äußert den Verdacht, der Pfalzgraf, der zuvor getrunken, möchte Gift hineingeworfen haben; er spüre so etwas zwischen den Zähnen. Zugleich fordert er den Pfalzgrafen auf, dieser solle seine Unschuld dadurch beweisen, daß er den Becher vollends leere.

Pfalz: Was ist, was ist, [what will you] mit [me] machen?

---

1) niederd.

2) Der Dichter ist der, übrigens kaum stichhaltigen Meinung, daß in Deutschland Neuvermählte die erste Nacht getrennt verbringen müßten. Diese Ansicht beruht wohl auf einer Verwechselung mit den Gebräuchen in romanischen Ländern. Elze, a. a. O., 25 flg.

3) Man muß sich fortwährend gegenwärtig halten, daß alles noch im Stile der Maske geschieht und gesprochen wird. Zu Beginn der Maske hatte die Kaiserin das Los als Kammerjungfer gezogen, daher der bowr Richard sie als jungfraw anredet.

4) niederd.

Alfons: [Drink out, drink out,[1])] oder der düvel soll dich holen.

Pfalz: Ey gebt [you] to[2]) frieden, ich will gern trincken.

Der Herzog von Sachsen jedoch, der die Arglist des Spaniers durchschaut und überzeugt ist, daß Alfons selbst Gift in den Becher gethan, warnt den Pfalzgrafen. Demzufolge trinkt weder dieser noch Richard, den Alfons gleichfalls beschuldigt. Übrigens fühlt der König von Böhmen keinerlei Beschwerde und glaubt nicht an Vergiftung.

Inzwischen ist auch schon ein anderes Bubenstück des Kaisers im Gange. Prinz Eduard teilt seinem Oheim Richard und seiner Tante, der Kaiserin, mit, daß sein neuvermähltes Weib, die Prinzessin Hedwig, in der Nacht, nachdem beide sich kaum zur Ruhe begeben hatten, plötzlich durch eine Art Fallthüre vom Lager verschwunden sei. Man vertröstet ihn auf die nächste Nacht.

Das Gelage, das (wie man aus dem eben erwähnten Umstande ersieht) bis in den Morgen hinein gedauert hat, ist nun zu Ende, und die Teilnehmer entfernen sich; nur Richard und die Kaiserin, sowie die Kurfürsten von Sachsen, von der Pfalz und von Köln bleiben zurück, um zu beratschlagen. Der Herzog von Sachsen ist der festen, nicht unbegründeten Meinung, Alfons wolle sie alle verderben, und dies werde ihm gelingen, wenn sie sich nicht schleunig durch die Flucht retteten. Er will am selben Morgen noch seine landtsknechts und Switzers herführen, um die andern zu befreien, nämlich den Prinzen Eduard, dessen Gattin und den Pfalzgrafen. Denn dieser will nicht entfliehen, weil er des versuchten Giftmordes beschuldigt ist und man ihm demnach die Flucht zu seinem Nachteile auslegen könnte. Dagegen bricht der Herzog von Sachsen mit Richard schnell auf; sie müssen aber, da die Thore alle geschlossen sind, ihren Weg durch das Kammerfenster der Kaiserin nehmen, das auf den Wall führt. Da endlich der zurückbleibende Pfalzgraf nicht ohne Grund für sein Leben fürchtet, so verbirgt die Kaiserin ihn in ihrem Schlafzimmer. Scene 2. Alexander, welcher spioniert hat, unterrichtet den Kaiser von allen diesen Vorgängen. Alfons seinerseits stiftet ihn zu folgender Erbärmlichkeit an: er solle sich in das Zimmer neben der Kapelle begeben, in welches der schurkische Kaiser die Prinzessin Hedwig, Eduards Gemahlin, hatte bringen lassen, und solle sie ihrer Jungfrauschaft berauben; in der Dunkelheit werde sie Alexander für ihren Gemahl halten. Der Bube macht sich alsbald auf den Weg. — Inzwischen dringt Alfons mit einer Schar Soldaten in der

---

1) Englische Wörter, aber ein Germanismus.
2) niederd.

Kaiserin Schlafgemach und zieht seine Gemahlin daraus an den Haaren hervor, indem er sie des Ehebruchs beschuldigt; der Pfalzgraf, der gleich darauf erscheint, wird niedergehauen. Mainz, Trier, Brandenburg und Böhmen eilen herbei und verlangen Rechenschaft. Alfons sagt, er habe den Pfalzgrafen erschlagen lassen nicht nur, weil er ein Schänder seiner Ehre sei, sondern auch, weil er ihm und dem Könige von Böhmen im Pokale Gift beigebracht habe, ein Gift, das jetzt bei ihm zu wirken beginne.[1]) Hier erlischt seine Stimme, und die Anwesenden bedauern ihn. — Bald wird das Herannahen des Herzogs von Sachsen und Richards gemeldet, die mit einem starken Heere nach dem Schlosse vordringen.

Akt IV. Scene 1. Mit Schaudern vernehmen die Ankommenden, was sich zugetragen. Der Herzog von Sachsen verlangt die Auslieferung seiner Kinder, die denn auch alsbald erscheinen. Er fragt seine Tochter: Sag doch, liebe dochter[2]), wo wart dow dieselbe nacht?

Hedwig: Als wo, wo solt ich sein? ich war im bette.

Sachsen: Wart dow allein, so wart dow gar verschrocken.

Hedwig: Ich hab nicht anders gemeint, dann das ich wolt allein geschlaffen haben, aber umb mitternacht kam mein [bridegroom] undt schlaffet bey mir, bis wir mit dem getummel erwacht waren.

Eduard aber leugnet, bei ihr gewesen zu sein.

Sachs.: Hedewick, der furst sagt, er hatt nicht bei dir geschlafen.

Hedwig: Es gefällt ihm das also zu sagen, aber ich hab es wol gefület.

Eduard: Hab ich bey [you] geschlapen[1]) [yesternight]?

Hedwig: Ey lef[2]), warum solt ihrs fragen?

Aber Eduard schwört, er habe nie sie in einem Bette berührt.

Hedwig: Das haste gethan oder hole mich der düvel.[3])

Der Herzog und der Prinz werden schließlich handgemein, sodaß Hedwig voller Verzweiflung ausruft: O Herr Gott! O ich armes

---

1) Man erinnert sich aus der ersten Scene des ersten Aktes, daß Lorenzo von Cypern dem Kaiser zwei Gifte gereicht hatte: das eine wirkte auf der Stelle, und mit ihm vergiftete Alfons den Geheimschreiber selbst; das andere übte seine Wirkung erst nach Verlauf von zwanzig Stunden, und dieses hatte Alfons in den Pokal geworfen, aus welchem dann der König von Böhmen trank. Der Kaiser, der selbst vom Gifte natürlich nichts genossen hatte, simuliert jetzt — zwanzig Stunden nach der That — Vergiftungsanzeichen, da er weiß, daß sich solche beim Könige von Böhmen in kurzem einstellen müssen, und da er bei dem Bankette behauptet hatte, gleichfalls von dem vergifteten Weine genossen zu haben. Er muß notwendig so handeln, um den Verdacht von sich abzulenken.

2) niederd.

3) niederd.

kindt! Hat sie doch, wie nicht anders anzunehmen war, den verräterischen Alexander in der Nacht für Eduard gehalten.

Richard tritt für die Wahrhaftigkeit seines Neffen ein, aber der erzürnte Herzog schmäht auch ihn und läßt Eduard ins Gefängnis werfen. Scene 3. Das nun Folgende fassen wir kurz zusammen. Der König von Böhmen stirbt an dem ihm früher beigebrachten Gifte; Alfons stellt sich sterbend, wird aber gesund, sobald der Erzbischof von Mainz, um ihn zu retten, sich für ihn hat töten lassen! — So ist der Kaiser auch dieser beiden ledig, und er hofft, daß bald alle anderen das Verderben gleichermaßen ereilen werde. Scene 4. Zwischen diesem und den vorhergehenden Auftritten liegt ein Zeitraum von vierzig Wochen. Hedwig ist eines Kindes genesen. Sie hofft sich nunmehr mit Eduard verständigen zu können, denn sie sagt: O mein [dear] vatter, ich habe in dise lang, lang viertzig [weeken], welche mich dunket sein viertzig jahr gewesen, ein lütt[1]) Englisch gelernet, und ich [hope], [he will] mich verstohn, und [show me a little pity]. Der Herzog läßt Eduard aus dem Gefängnis vorführen und fordert ihn ernstlich auf, sich nunmehr zur Vaterschaft zu bekennen.

Hedwig: Ach mein süsse Eduart, mein herzkin[2]), mein scherzkin, mein herziges, einiges herz, mein allerlievest[1]) [husband], [I prythee], mein leve[1]), [see me] freindlich an; [good sweetheart tell the truth: and at least to me and] dein allerlievest [child show pity!] dan ich bin dein, und dow bist mein, dow hast [me geven] ein kindelein. O Eduart, süsse Eduart, erbarme sein! ..... Süsse Eduart, [yow] weet[1]), ich bin [your] allerlieveste [wife]! ... O mein allerlievester, [highborn] furst und herr, denk dat[1]) unser Herr Gott sitzt in himmelstrone, [and sees the heart] und [will my cause] wol rechen.

Da Eduard trotz dieser Bitten das Kind nicht als das seine anerkennt, so droht der Herzog, es zu töten.

Hedwig: O [father], O mein vatter, [spare] mein kindt! O Eduart, O [prince] Eduart, [speak now] oder nimmermehr! dies kindt ist mein, es soll nicht sterben!

Aber der Herzog ergreift das Kind.

Hedwig: Ey vatter, gebe mir mein kindt, das kindt ist mein.

Sachs.: Das weis ich wol; er sagt, es ist nicht sein [therefore it dies]. Und damit zerschmettert er des Kindes Haupt.

Hedwig: O Gott in deinem trone! O mein kindt, mein kindt.

---

1) niederd.
2) —kin niederd. Verkleinerungssilbe.

Aber auch seine Tochter selbst will der Herzog töten, doch Eduard bittet für sie und erkennt sie für sein ehelich Gemahl an.

Hedwig: Ach, ach und wehe, warumb sagt [your excellence] nicht so [before, now is't too late], unser armes kindt [is kill'd].

Aber ob Eduard sich gleich für ihren Gemahl bekennt, weigert er sich doch von neuem standhaft, die Vaterschaft zuzugeben. Da begehrt Hedwig selbst ihren Tod.

Hedwig: O Eduart [now I mark your meaning]; ich [should be your whore]; mein vatter, ich begehr [upon] meine knie, last mich lieber sterben. Ade, [false] Eduart [false prince], ich begehrs nicht.

Und der Herzog erhebt den Stahl und ersticht sie. Sterbend fleht sie:

O Herr Gott, nimb meine seele in deine hende. .. O Herr Sabaot, das mein unschuldt an tag kommen möcht!

Eduard wird wieder ins Gefängnis geworfen.

Akt V. Der Herzog von Sachsen verbündet sich nunmehr mit Alfons gegen Richard. Sie sind schon im Begriffe, die Schlacht zu gewinnen, aber Alexander berichtet dem auf die Siegesnachricht harrenden Alfons fälschlich das Gegenteil. Dadurch gerät der Kaiser in völlige Verwirrung und Verzweiflung; er läßt ab von seinen blutigen Plänen und gesteht sogar, daß er der Mörder Lorenzos von Cypern sei. Alexander ersticht den Mörder seines Vaters. Nun das böse Prinzip, wie es in Alfons vertreten war, beseitigt und durch Alexander auch sonst alles aufgeklärt ist, vereinigen sich die Fürsten in Friede und Freundschaft; Richard aber wird zum Kaiser erwählt.

---

# Zur Würdigung Martin Greifs.

Von Ernst Henschke in Memmingen.

## I.

Altmeister Martin Greif läßt in Amelangs Verlag zu Leipzig seine gesammelten dichterischen Werke erscheinen und giebt dadurch jedem aufrichtigen Freunde deutscher Dichtung erfreuliche Gelegenheit, Umfang und Tiefe seines künstlerischen Schaffens in überblickender Betrachtung dankbar zu ermessen. Eingehender hierbei zu verweilen, erscheint für diese Zeitschrift, die der Pflege deutschen Geistesbesitzes dient, um so mehr als eine besondere Ehrenpflicht, als ihr Herausgeber seit lange auf das entschiedenste für die Anerkennung des edlen vaterländischen Sängers kämpft.[1])

---

1) Besonders in seiner trefflichen Schrift über Martin Greif und vielfach in dieser Zeitschrift.

Vollständig liegt bis jetzt der erste Band der gesammelten Werke vor, der die Gedichte enthält. Unsere nächste Aufgabe wird daher sein, diese Seite der dichterischen Thätigkeit Greifs näher zu betrachten. Erleichtert wird dies durch die allmählich allgemein gewordene Erkenntnis von der hervorragenden lyrischen Begabung des Dichters, die früher ebenso angefochten war, wie jetzt noch sein Beruf zur Bühnendichtung vielfach bestritten wird. Anderseits aber verbietet die erstaunliche Mannigfaltigkeit in Stimmung und Behandlung, welche die in ungemeiner Fülle gebotenen Schöpfungen aufweisen, eine kurzhändige Einpressung in wenige, straffe Schlagwortfächer und nötigt zu behutsamer Aufspürung innerlicher Verwandtschaftsfäden, die sich nur mit zarter Vorsicht ans Licht ziehen lassen. Denn von den lebenden Dichtern steht wohl kaum einer der grüblerisch oder rednerisch geistreichen Behandlung seelischer Bewegungen, die immer etwas verstandesmäßige Faßbarkeit bedingt, so fern wie Greif. Seine Begabung drängt ihn eben, den Stoffen von Seite der Empfindung nahe zu kommen und sie mit wirkendem Empfindungsgehalt erfüllt hinzustellen. „Aller Zweifel" oder, wie in der neuen Auflage geändert ist:

„Aller Leiden reiche Nahrung
Löse dein Empfinden nur."

läßt er deshalb in seinem „Auftrag der Muse" diese vollkommen richtig zu ihrem Schützling reden. Diese Fähigkeit, mit tiefem Gemütsanteil die Dinge zu erfassen, auch in dem Kleinsten, Alltäglichen und Gleichgiltigen die Stelle zu finden, durch deren Berührung das heimliche Mitgefühl in Schwingung versetzt wird, ist das untrügliche Kennzeichen ursprünglicher Schöpferkraft deutscher Art. Ist es einem so gearteten Kunstdrange dazu verliehen, in glaubenerzwingender Verkörperung seine tief geschöpften Lebensbilder hinzustellen, so müssen Gestaltungen entstehen, die den unverlierbaren Beruf haben, alle andern wirksam zu überdauern, deren Stärke nur im Schwunge der Einbildungskraft oder dem Glanze der Gedanken besteht, so viel höher diese auch zunächst in Schätzung stehen mögen wegen ihrer aufdringlicheren Wirkung. Darum wird die langsam aufgekommene Anerkennung der Greifischen Kunst mit Naturnotwendigkeit unausrottbar fortwachsen und ihre Wurzeln immer tiefer treiben.

Nicht des Alters Last, Natur,
Sollst du deinem Freund ersparen,
Eine Gunst gewähr' ihm nur,
Wenn er wert, sie zu erfahren:
Sorge, daß ein Liedertraum
Bis zuletzt sein Haupt umflieget,
Wenn im Mai der Fliederbaum
Sich verjüngt in Blüten wieget.

Dieser Wunsch ist dem Dichter bis jetzt reichlich erfüllt worden und wird voraussichtlich auch weiter erfüllt werden, wenn er wirklich in das Alter tritt, von dessen Schwelle er noch manchen Schritt entfernt ist. Die neue Auflage der Gedichte wird als eine reich vermehrte mit vollem Fug bezeichnet, und zwar hat sie stark zugenommen, trotzdem viele der in der vorhergehenden Auflage stehenden Gedichte weggefallen sind: ein Beweis, wie lebendig die Schaffenskraft des Dichters geblieben ist. Besonders erfreulich erscheint, daß die Gabe des schlichten Liedes, des innigen Empfindungslautes, die sonst oft mit den vorgerückteren Jahren zu schwinden pflegt, bei Greif sich unvermindert zeigt.

Hier nur einige Beispiele:

April.

Sonnengrüße, Wolkenschauer
Und, noch eh' sich's klären will,
Wiederum verhangne Trauer —
Herz, wie stimmst du zum April!

Tannentriebe.

Jetzt, o Herze, oder nimmer
Kannst du neu zu hoffen wagen,
Scheint dein Wünschen auch beschlossen.
Ist es doch in diesen Tagen,
Daß sogar die Tannen sprossen,
Fortzugrünen so für immer.

Bedrängnis im Herzen.

Berge, von Wolken verhüllet,
Schluchten, vom Nebel erfüllet,
Himmel, du dämmriges Meer!
Wie doch in alle dem Wogen,
Das euch bedrängend umzogen,
Gleicht ihr dem Herzen so sehr!

Werktagsfrühe.

O Herz, vom Schlummer auferwacht,
Wie willst du's weiterführen?
Hier oben in des Parkes Pracht
Die Hirsche nach durchäster Nacht
Im Grase kaum sich rühren.

Doch unten im bewohnten Thal
Hörst du Gepoch erschallen
Von harter Arbeit allzumal,
So triff denn du auch deine Wahl —
Doch lass' sie Gott gefallen.

Dem vertrauten Freunde der Natur klingt ihr Weben in die Stimmungen und Regungen des Gemütes und giebt gewissermaßen deren

äußerliches Abbild. Er belauscht liebevoll alle Veränderungen ihres Antlitzes und wird dadurch wechselnd mit Freude und Trauer erfüllt, ein urdeutscher Zug. Dieses Gefühl inniger Verwandtschaft und Zusammengehörigkeit mit der Natur, diese Fähigkeit, sich in alle ihre Erscheinungsarten und -formen zu versenken und sie anschaulich darzustellen, verleiht Greifs Dichtung ihr besonderes Gepräge. Darum nehmen auch unter seinen Gedichten die Naturbilder einen so großen Raum und eine so hervorragende Stelle ein; auf diesem Gebiete ist er unbestreitbar Hochmeister und von staunenswerter Vielseitigkeit. Das bezeugen auch wieder die neu hinzugekommenen Schöpfungen dieser Art.

Abend am See.

Abendrot umsäumet
Des Gebirges Höh',
Voller Frieden träumet
Der entschlafne See.

In gedämpfter Helle
Liegt sein Spiegel da:
Nirgend eine Welle
Rührt sich fern und nah.

Ein mit wenig Strichen klar gezeichnetes Bild, voll Stimmung, aber ohne ausgesprochenes Hinwinken auf Menschliches. Wie ganz anders im folgenden.

Frühlingsankunft.

Der Himmel strahlend ausgespannt,
Die Erde zu umfangen,
Und sie verjüngt ihm zugewandt
Mit jubelndem Verlangen.

Allum zu blütenreicher Pracht
Geschwellt die Knospentriebe,
Zum Leben jed' Gefühl erwacht —
O Lenz, dein Hauch ist Liebe.

Hier mündet das Allleben der Natur ganz in die hochgehende Empfindung ein, während dem Mitgefühl mit den Wandlungen der Natur Ausdruck verliehen ist in der

Flucht des Frühlings.

Schon wird im Feld es stiller
Mit jedem Tag.
Gedämpft sind Lerchentriller
Und Finkenschlag.
Des Laubes frische Helle
Weicht sattem Grün —
O Frühling, wie so schnelle
Vergeht dein Blühn!

Dann ein ausgeführtes, prächtiges Landschaftsbild, sonnig und sehnsuchtweckend und voll Sprachmusik.

Südwärts im Spätherbst.

Zurückgewichen sind die Ferner,
Es öffnet sich das milde Thal,
Der Alpen dichtgescharte Hörner,
Sie dräuen uns zum letztenmal.

Bewaldet senken sich die Höhen
Bis nieder zu des Thales Kluft,
Und, ob auch fahl die Blätter wehen,
Ihr Laub durchzittert Sonnenduft.

Sein Schimmer webt um alle Warten,
Wo einsam grau Getrümmer träumt,
Und dehnt sich blauend durch den Garten,
Der licht des Südens Thor umsäumt.

Die Luft ist lind, der Himmel heiter
Und strahlend wie ein Amethyst,
Die Schwalben wollen noch nicht weiter,
Ob auch der Herbst gekommen ist.

Und tiefen Ausdruck hat das Schwächegefühl des Menschen gegenüber den Naturgewalten gefunden in dem

Gewitter im Gebirge.

Wenn um der Berge wild Geklüft
Sich finstre Wolken ballen,
Da schon dein Ohr ein Gellen trifft
In schauerlichem Hallen,

Vom Föhn gejagt, sich niederwärts
Der Nebel wälzt in Schlünde,
Da pocht erschrocken Dir das Herz,
Wie einst dem zagen Kinde.

Du greifst mit starken Schritten aus,
Dem nächsten Firft entgegen,
Als winkte dir dein Vaterhaus
Auf heimatfernen Wegen.

Wie sinnig ist die Lehre, die der Dichter aus der Betrachtung der Alpenblumen zieht, wenn er das Gedicht „Die Alpenblumen" mit den Versen schließt:

Sind es wohl nur kleine Sterne,
Kelche ohne stolze Pracht —
Von den Alpenblumen lerne,
Was dein Herz zufrieden macht.

Alle nicht auf Blumenweiden
Können wir geboren sein,
Und es wohne hold Bescheiden
Allen unsern Wünschen ein.

Wortkarg und doch gedrängt voll Anschauung ist das Gedicht „Bergwildnis“, dessen Schluß lautet:

Kein Bau, kein Bildnis,
Kein Herdentier: —
Verlassene Wildnis
Herrscht einzig hier.

Wir müssen uns mit den gegebenen Proben begnügen, die wohl schon ein voller Beweis sind für die ungeschwächte Kraft des Dichters. Aber auch die gehobeneren Verherrlichungen der Natur haben eine Bereicherung erfahren durch die Lobgesänge auf den Starnberger und den Ammersee, zwei Gegenstücke, jedes von anziehender Eigenart, dem Wesen der Landschaft entsprechend. Es mag sich lohnen, den Gang des erstern, groß angelegten Gedichtes zu verfolgen. Die mächtige Zauberin Anmut ruft der Dichter an, die die Jugend schmückt, selbst bei den wilden Tieren, aber auch den festen Naturformen heiter innewohnt. Besonders scheint sie den See zu schmücken, der am reizendsten erscheint am frühen Morgen. Der Dichter schildert wandelnd zuerst den See und seine Ufer, wie die Natur sie schuf, dann deren menschliche Besiedelung. Von da schweift sein Blick weiter zum gestuften Vorland, um endlich zu den hohen Alpen zu fliegen, in die sich seine Sehnsucht hineinträumt. Da ermuntert ihn der Anblick und das Geräusch des nahenden Dampfers, der ihn nun dem jenseitigen Gestade zuträgt, wo ihn erinnerungsvolle Pfade erwarten. Nur frohe Menschen, so wünscht er, mögen den See umwohnen und kranke Schwermut hier Heilung finden.

„Aber es flüstern allzu vernehmlich mir
Durchs Gelispel des säuselnden Schilfes
In beweglicher Klage
Unvergeßliche Schatten,
Die ihr Grab in der Tiefe
Arm in Arm verschlungen
Oder verlassener noch,
Es allein sich bestellten.
Und zumal der Seufzer rührt mich,
Den ein Windstoß plötzlich
Dorther mir zuträgt,
Wo das schützende Kreuz des Erbarmers
An die letzten Schritte gemahnt,
Die mein irrender König, ach! gegangen.“

Geborgenheit durch hohe Stellung ist nur ein Wahn, und auch die schönste Natur schafft nicht lauter Zufriedene. Beneidenswert erscheint dem Dichter trotzdem der netzauswerfende Schiffer, der ohne weitere Sorgen seinem gewohnten Gewerbe mit ruhigem Gleichmut obliegt.

Mit dieser gelassenen Betrachtung klingt der Gesang nach dem ergreifenden Ausbruch tiefer Empfindung sanft und störungslos aus.

Greif hat von seinen Gedichten mit jeder neuen Auflage wertvolle Stücke ausgeschieden, sodaß er beim Erscheinen der Gesamtausgabe in der Lage war, dem Gedichtbande außer durch ganz neue Erzeugnisse auch durch wieder aufgenommene ältere gegenüber der vorhergehenden Auflage einen größeren Umfang zu geben, um so ein möglichst umfassendes Bild seiner lyrischen Kunst zu gewähren. Besonders zugute gekommen sind neben neuen diese ältern Gedichte der erst eigens geschaffenen Abteilung „Stimmen und Gestalten", in die alles eingereiht ist, was nicht das Wesen des einfachen Liedes zu haben schien, anderseits aber sich weder den Naturbildern zwanglos zuteilen ließ, noch genügenden Anspruch auf den Namen der Ballade oder Romanze nachweisen konnte. Die Grenzen sind hier natürlich nicht unanfechtbar, sodaß man über Einzelnes anderer Meinung sein könnte. Aber darauf kommt es hier zu wenig an, um dabei zu verweilen. Weiter ausgeführte Lieder, Äußerungen heiterer und ernster Lebensstimmung, Naturbilder mit geschichtlichem Ausblick oder frommer Betrachtung, frisch beseelte Vorgänge aus den verschiedensten Lebenskreisen und das Volksliedmäßige im weiteren Sinne hat seinen Platz in den „Stimmen und Gestalten" gefunden, die allein dazu nötigen würden, Greifs Namen als Lyriker mit den besten in einem Athem zu nennen.

Die Romanzen und Balladen weisen neben den wieder aufgenommenen, sorgfältig umgearbeiteten „Hermann und Flavus" einen Zuwachs auf in der von milder Menschlichkeit erfüllten „Brahmanenprobe", sowie in „Dietrich von Bern" und „König Alarich", von denen das erste Gedicht das sagenhafte Entrücktwerden des Berners durch ein schwarzes Roß behandelt und das andere die Eroberung Roms durch Alarich zum Gegenstand hat.

Die Zahl der vaterländischen Gedenkblätter ist gewachsen durch drei markige Gesänge zu Ehren des engern Vaterlandes Greifs, das Lied zur hundertjährigen Gedenkfeier Ludwigs II., die Luitpoldhymne und den Sang an das Baierland, die Erinnerung an die große Zeit 1870/71 wird neu belebt durch eine Palinodie auf Uhlands Gedicht „Am 18. Oktober 1816" und zwei Verherrlichungen des Sieges von Sedan, den in Stanzen gedichteten Prolog zur Sedanfeier im Hoftheater zu München, der in empfindungstiefen und gedankenvollen Versen den Ruhm der Mitkämpfer feiert, und einen im hohen Psalmenton erklingenden Lobgesang auf den Sieg von Sedan, der in der Art König Davids jauchzend Gott die Ehre giebt. Platz verdient hätte auch das Lied zum neunzigjährigen Geburtstage Wilhelms I. Auch den Widmungen sind

mehrere gedankenvolle Blätter zugefügt worden, beschlossen werden sie durch das herzlich liebenswürdige Gedicht „An die Stadt München", das Greif in deren goldenes Buch geschrieben hat. Ungern sieht man die Feiergesänge auf den Mont Cenis-Tunnel und den Suezkanal verschwunden.

Bei den Sinngedichten ist besonders die Anzahl der Sprüche gewachsen, während sonst vieles ausgeschieden ist, manches recht bedauerlicher Weise, wie die klassischen Distichen auf Bismarcks Tischgespräche und auf die Wartburg. Aber vielleicht war hier Rücksicht auf die Wünsche des Verlegers maßgebend, um den Band nicht zu sehr anzuschwellen und so zu verteuern. —

Wollt ihr wahre Sänger sein
Auf des Lebens Höhen,
Schreibt uns Dramen nicht allein
Oder Epopöen,
Sondern übt euch im Versuch
Froher Jugend wieder,
Denn des Dichters schönstes Buch
Bleiben seine Lieder.

Diesen seinen Zuruf an die Sangesgenossen hat Greif selbst am meisten beherzigt und befolgt, und so erscheint uns seine Gedichtsammlung als ein Lebensbuch, in dem wir eine reiche und tiefe Dichternatur sich voll nach allen Seiten hin entfalten sehen. Alles, was ein Menschenherz bewegen kann, hat hier seinen Ausdruck gefunden, einfach und doch eigenartig, leichtfaßlich und doch tiefhaftend. Da gibt es kein Tändeln und Schönthun mit Gefühlen; was wahr, ehrlich, tief empfunden ist, wird klar, treu, innig ausgesprochen. Eine seltene Macht über die Sprache hascht nicht selbstgefällig nach wohlfeilem Aufsehen durch ungebräuchliche, klanglaute Reime, sondern bewährt sich unaufdringlich durch sicheres Auffinden des deckenden Wortes auch für die zartesten Abstufungen der Empfindung, ohne dem Schwung des Gedankens oder der Anschaulichkeit der Schilderung sich zu versagen. Dieses mühelose Zuströmen der Sprache befähigt den Dichter, einer wiederkehrenden Grundstimmung mehr als eine Weise zu leihen und doch alle Eintönigkeit zu meiden. Aus den Liedern und Naturbildern ließen sich hierfür Beispiele in Masse beibringen. Aber selbst wenn die Folge der Gefühlsklänge in zwei Gedichten von gleicher Grundstimmung eine sehr ähnliche ist, bewirkt die hohe Kunst durch andersartige Ausgestaltung, daß man die beiden ohne jede Störung nebeneinander genießen kann. Man höre das Gedicht „Herbstgefühl"

Wie ferne Tritte hörst du's schallen,
Doch weit umher ist nichts zu sehn,
Als wie die Blätter träumend fallen
Und rauschend mit dem Wind verwehn.

Es dringt hervor wie leise Klagen,
Die immer neuem Schmerz entstehn,
Wie Wehruf aus entschwundnen Tagen,
Wie stetes Kommen und Vergehn.
Du hörst, wie durch der Bäume Gipfel
Die Stunden unaufhaltsam gehn,
Der Nebel regnet in die Wipfel,
Du weinst und kannst es nicht verstehn.

und vergleiche damit „Allerseelen im Walde“

Ich kam am Allerseelentag
Des Wegs in einen dunklen Hag,
Da, als ich schon im Forste tief,
War mir's, als ob mir jemand rief:
„Ich war dir teuer einst so sehr,
Nun denkst du längst an mich nicht mehr,
Und doch, als man zu Grab mich trug,
Der Thränen flossen Dir genug.“
Ich schwieg, und wie ich weiter schritt,
War mirs, als ging ein Schatten mit,
Der sprach zu mir so schaurig hohl:
„Ich sagte dir nicht Lebewohl, —
Da ich verschied am fernen Ort.
Schwand dir schon jed' Erinnern fort?“
Ich starrt und blickte lang mich um,
Doch wieder war es um mich stumm.
Erst als ich aus der Wildnis schied
Ein Glöcklein mich im Schmerz beriet:
„Gieb acht,“ so drang sein Ruf mir zu,
„Wie bald einmal vergessen du!“

Das Absterben der Natur im Herbste und der dem Andenken der Toten geweihte Tag, beide erfüllen den Dichter mit tiefer Wehmut und rufen in ihm das Gefühl der Vergänglichkeit wach, aber in beiden Fällen findet er einen eigenartig ergreifenden Ausdruck für seine Stimmung. Nahe liegt hier, auf die drei andern Allerseelengedichte hinzuweisen, welche die Sammlung enthält und deren jedes doch wieder einen andern Ton anschlägt. Oder man lese nach einander das Lied „Abendgesichte“ und das choralartige Gedicht „Dämmerstunde“, um die stetig vertiefte Erfahrung und rastlos gesteigerte Kunst des Dichters bewundernd zu erkennen.

Ehrlichkeit der Empfindung und naturwahre Anschaulichkeit der Darstellung, in ungekünsteltem sprachlichen Ausdruck erscheinend, machen Greifs Gedichte allgemein verständlich und somit volkstümlich, auch wo er nicht sich in Formen der Volksliedes bewegt. Müßiger Aufputz oder klingende Redewendungen als Selbstzweck finden wir bei ihm nicht. Mag er in einfach rührendem Empfindungslaut liebender Sehnsucht oder

frommer Ahnung Sprache leihen oder einen gewaltigen Lobgesang auf Deutschlands größten Sohn anstimmen, mag er ein heiteres Bild aus dem Treiben des Volkes zeichnen oder durch kunstvolle Ausbildung eines tiefsinnigen Märchens die Seele erschüttern, mag er dem Andenken der Mutter ein inniges Lied weihen oder das Gedächtnis Hans Sachsens in geistesverwandter Art feiern, mag er seinen Unwillen über das leere Spiel mit fremden Formen kundgeben oder Darwins Entwickelungsgedanken in knappen Spruch bannen — die Wirkung ist stets eine ganze, ungeteilte, unmittelbare. Keine Weitschweifigkeit, Dunkelheit stört den vollen Eindruck. Und selbst wenn er in ferne Zeiten zurückblickt oder fremden Gebrauch schildert, treffen wir nie auf übel angebrachte Gelehrsamkeit, von der die Kunst unserer Tage so vielfach verunstaltet wird.

Greif ist durch und durch und von ganzem Herzen Künstler, er betrachtet seinen Beruf als eine hohe, heilige Lebenssache, und darum geben seine Gedichte auch ein so anziehendes Bild von seiner ganz eigenartigen Persönlichkeit. Innig fromm, voll christlicher Gesinnung und doch mit feinem Verständnis den Errungenschaften und Bestrebungen der Neuzeit folgend, von glühender Vaterlandsliebe beseelt, aber ohne dadurch blind zu werden gegen fremdes Gute, seines Könnens sicher bewußt und dabei anspruchslos und bescheiden: kurz eine reiche, vielseitige Natur von geschlossener, maßvoller Einheit. Was er im Prolog zu seinem „Hans Sachs" vom alten Nürnberger Meister sagt:

Stets bringt er zum Gefühl uns hin,
Denn Liebe lenkt ihm seinen Sinn.

gilt von ihm selbst. Die neue Art, in der Kunst schroffe Fragen aufzuwerfen, Streitiges ungelöst zu lassen, ist ihm fremd, er hält es noch nach der guten, alten Weise, die Kunst als eine Versöhnerin zu betrachten, zu vollenden. Auch er verschließt sein Auge nicht vor der Not in der Welt, er weiß, wie viel Elend eine große Spinnerei umschließt und wie hart das Los des Bergmanns ist, aber er sieht auch die blühenden Wangen der Bahnwärterskinder, auf die die Vorbeifahrenden mit Neid schauen, und mahnt zur Bescheidenheit und Genügsamkeit, da Elend und Genußsucht so nahe verkettet zu sein pflegen. Man kann glücklich sein in Genügsamkeit, wie der Dichter selbst. Wie reizend stellt sich das dar in dem Gedichte „Frühling überall". Wozu in die Berge gehn, meint er, wir beschaun ihn uns daheim.

„Und wär's auch nur den Weg entlang
Am Damm der Eisenschienen —
Wie ruht sich's wohl auf blumigem Hang,
Umschwärmt von wilden Bienen!

Und wär's auch nur den Pfad entlang
An Murmelbaches Rauschen —
Wie freut es dich, dem Vogelsang
Bei jedem Busch zu lauschen!"

Das ist echt deutsche, gemütvolle Kunst, die das Herz wärmt.

---

# Ein Lustspiel aus dem Jahre 1540.

Von **Carl Müller** in Dresden.

Weder Goedeke noch Minor (in seiner Ausgabe des Speculum vitae humanae von Erzherzog Ferdinand von Tirol) erwähnen folgendes Stück eines unbekannten Verfassers[1]), welches sich auf der hiesigen Königl. Bibliothek befindet:

Eyn hubsch Lustig vnd nutzlich Comödia / darinnen vil puncten der ehe / Kinder zu zihen / in widerwertigkeiten gedult / vnnd in gluck kein hoffart zu haben / auch waß man heimlich wöl halten / solchs nit vilen zu offenbaren gelernt wirt / doch nit alleyn ernstlich / sonder auch lecherlich zu lesen.

Getruckt zu Meintz bei Juo Schäffer.
Anno M. D. XXXX.

Auf der Rückseite: Zum Leser.

Ich bit dich ser veracht mich nicht/
Lies zuuor dises gedicht/
Mit befindtem[2]) sin vnd verstand/
So wurstu finden zuhandt/

---

1) Zu spät kommt mir Bd. 36 der Ztschr. f. d. Altertum in die Hände, in welchem A. L. Stiefel S. 226 flg. Mitteilungen über das Stück macht, durch welche aber vorliegender Aufsatz keineswegs überflüssig wird. Er weist es einem Nachahmer Albrechts von Eyb zu. Dazu bemerkt Roethe (S. 232): „Es ist die sehr freie und lebendige Übersetzung der steiferen und knapperen, wundersam genug in Distichen abgefaßten Comodia lectu utilis et iucunda tractans de matrimonio aliisque rebus scitu dignis. Mogunt. 1540." Über ihren Verfasser Maternus Steindorffer vergl. Bolte in der Allgem. d. Biogr. 36, 160. Aus Förstemann: Album acad. Viteberg. S. 136 trage ich dazu nach, daß seit 1536 Matternus Steindorff (so!) Erphordiensis in Wittenberg studierte. Weiterhin ergänzt S. 364 Bolte Stiefels Hinweise auf das sonstige Vorkommen des Stoffes, den aber der Dichter durchaus selbständig gestaltete. An anderer Stelle hoffe ich über die Verbreitung des Stoffes, die wohl auch eine Nachwirkung unseres Stückes ist, handeln zu können.

2) Dieselbe Form S. 38: noch sein wir so unbefindt, das sich des (Trinkens) keiner massen wil, sondern treibens stetig on auffhören. Und: Du bist ein wenig befindter dan vor.

Warumb es angefangen sei
Zu zucht vnd nit buberei/
Wo du wirst lernen guts daruon/
So hab ich verdient mein lon.

Eine ähnliche Verwahrung findet sich am Ende des Buches (S. LXXI):

Zum Leser vnd Zuhörer semptlich.

Ob weren spitzfundig Katzen
Die von vil wolten schwatzen/
Vnd das zum ergsten außlegen/
Last euch das nit bewegen.
Dan selten man etwas erdenckt/
Im wirt eyn scheln angehenckt.
Eyn böser vogel singt seynen gesanck/
Eyn guter hat auch sein klanck.
Nempt rauser das gut, böses meidt/
Vertreibt auffs wenigst die zeit.
So euch etwas beschweren thut/
Bringt auch wider guten muth.
Dan es jhe im besten erdacht,/
Damit euch vil guter nacht.

Aus den letzten Worten ergiebt sich, daß das Stück am Abend, aus den zum Fortgehen auffordernden Worten der Conclusio S. LXX: „es wirt im hauß alles zughen vnd beschlossen werden", daß es in einem geschlossenen Raume aufgeführt wurde.

Sonst enthält das „gedicht" keine Verse, sondern nur Prosa. Die Reden der einzelnen Personen sind ohne Absätze in fortlaufenden Zeilen gedruckt, nur die Auftritte sind durch Überschriften gekennzeichnet, welche die auftretenden Personen nennen. Die Seiten sind oben mit römischen Ziffern von IIII bis LXX, unten durch Buchstaben von $A_2$ bis $J_3$ bezeichnet. Das Format ist Quart. Wie das Titelblatt, so hat auch das letzte keine Signierung ($-J_4$). $A_2$ [$-$III und IIII] enthält das Argumentum Comödie, doch geht auch jedem der 5 Akte ein kurzes Argumentum voraus. $A_3$ — V—VI: Personenverzeichnis und Preco.

Menner.

Heintz der erste Schultheis
Contz sein son
Gotz der nachbeuren son
Seitz sein zechgesel
Ditz der Contzen biß zu uertrag der sachen enthelt.

Weyber.

Els Heintzen haußfraw vnd Contzen mutter.
Geut die alt Genßhirtin
Metz ir Dochter
Gel der nachbeurin so eß Gotzen irem son sagt.
Neß Ditzen Dochter.

Schon aus diesem Verzeichnis der Personen, die alle nur mit abgekürzten Rufnamen bezeichnet sind (Heinrich, Konrad, Gottfried, Siegfried, Dietrich, Elisabeth oder Ilse, Gertrud, Mechthild, Angelica (?),

Agnes) erkennt man, daß der Inhalt des Stückes abweicht von dem der großen Menge von Dramen, mit denen das 16. Jahrhundert überflutet wurde: daß hier kein biblischer Stoff behandelt wird, sondern ein heimischer, noch dazu dem deutschen Dorfleben entnommener, das empfand der Verfasser selbst als eine Abweichung vom Herkömmlichen und Üblichen, daher betont er zu Anfang und zu Ende den sittlichen Gehalt dieses dem Inhalte nach rein weltlichen Stückes. Aber trotz der auch schon im Titel ausgesprochenen Absicht zu belehren wird das Stück keineswegs lehrhaft. Es handelt sich nicht etwa um die Frage Eybs, „ob einem manne sey zu nemen ein elich weib oder nit", oder um die Geißelung weiblicher Schwächen u. dergl. mehr, sondern die „viel punkten der ehe" sind hauptsächlich rechtlicher Natur. Wenn moderne Lustspiele mit der staatlich geschützten Form der Ehe nicht immer schön umspringen, so baut sich unsere „Comödie" auf der Bedeutung auf, die nach deutscher Rechtsanschauung das Eheverlöbnis hatte: es stellte den für Begründung einer Ehe wichtigsten Akt dar.[1]) Nach kanonischem Rechte konnten Personen, die das Kindheitsalter überschritten hatten, sich den künftigen Abschluß der Ehe versprechen, ohne daß es dazu einer besonderen Form bedurfte, an schuoler un an pfafen, wie es im Liede von Metzens und Betzens Hochzeit heißt (Laßberg: Liedersaal 3, 399; Liederbuch der Clara Hätzlerin hrg. von Haltaus S. 260). Allerdings erzeugte dieses Verlöbnis keinen Zwang zur Vollziehung der Ehe, auch konnte es auf Verlangen der Eltern durch den Richter gelöst werden,[2]) gegen die Auflösung konnten sich aber die Verlobten schützen durch thatsächlichen Vollzug der Ehe im Beilager.[3]) Nach einem Erkenntnis des Wittenbergischen Konsistoriums v. J. 1567 sollten solche „Winkelehegenossen" nicht bestraft werden, „sintemal nach beschehener Verlöbnuß zwischen jnen eine rechte ehe ist .. wie denn auch die Kinder aus solcher zusammenhaltung geborn, vor ehelich gehalten werden mogen." Nur soll von der Kanzel herab vor „solchem Ergernuß" gewarnt werden.[4]) Wie tief diese Lehre von der Eheschließung im Volke, insbesondere in dem hier in Frage kommenden Thüringen und Hessen eingewurzelt war, ersieht man daraus, daß noch 1723 im Kurstaate Mainz die Kirchenordnung von 1670, die den sog. Winkelverlobungen ein Ende machen sollte, vier mal im Jahre von der Kanzel herab verlesen wurde, und zwar mit verschärften Bestimmungen: wer sich

---

1) Vgl. R. Sohm: Trauung und Verlobung. Weimar 1876, S. 36.

2) Vgl. E. Friedberg: Lehrbuch des kathol. u. evangel. Kirchenrechts, Leipzig 1879, S. 365.

3) Daß die copula carnalis gleiche Wirkung mit der Trauung hatte, sagt auch Sohm a. a. O. S. 79 Anm., vgl. S. 116.

4) Friedberg S. 260, vgl. Sohm S. 125.

im Winkel, ohne Zuziehung der Eltern u.s.w. in ein Eheverlöbnis eingelassen habe, solle vor Gericht kein Gehör finden, auch wenn Schwängerung vorhanden sei.[1])

In Anbetracht der zuletzt angeführten Thatsache kann es nun kaum Wunder nehmen, daß in der Comödie von 1540 diese rechtlichen und praktischen „Punkte der Ehe" von einem jungen Bauerburschen angewendet und durchgeführt werden. Contz, der Sohn des Schultheißen Heintz, der Gefahr läuft, in Müßiggang zu verlottern, soll nach dem Willen seiner Eltern, „bulerei zu vermeiden, ein reich zimlich alte witwe" heiraten; er hat aber bereits Metz, die Tochter der Gänsehirtin Geut, in sein Herz geschlossen. Den Zwiespalt, in den somit der Held dieser Dorfgeschichte gerät, endet er mit dem Entschlusse, trotz Vater und Mutter seinen Kopf durchzusetzen. Er trägt Metzen die Ehe an „vmb der grossen lieb willen, die er ihr lang getragen hat." Metz: „Wie könt dz sein? daß der reichst im dorff / der ermbsten vnd vnachsamen begeren solt / es sein vnnutz rede / die jr iungen gesellen pflegt auß zu geben / die arme meidle do mit zu betrigen.... Ey behüt mich Gott, bin ich doch bericht die ehe sol mit der ältern vorwissen zugehen...." Contz: „Was sagstu von eltern oder von jrer bewilligung / die ehe stet in einmütiger verwilligung beder des mans vnd weibs / vnd nit der eltern / darumb wiltu mich haben / so sag es balt / oder ich nim ein alt reiche dafür / dz gluck schleicht dir itzo nach / schlag es nit auß." Daß sie seinem Drängen nachgiebt, ist ein Beweis ihres mächtigen Gefühls; sie geloben sich die Ehe durch Handschlag, und sie verspricht insbesondere noch, es ein Jahr lang zu verschweigen, inzwischen will er mit seinem Vater ihrer „Ehe halben handlen und die ander abschlagen." Daß er sich dies ausbedingt, kann aber doch kaum in dem Wunsche, die Schweigsamkeit der Verlobten zu erproben, seinen Grund haben, vielmehr bedarf es dieser Frist, wenn Contz den thatsächlichen Vollzug der Ehe beweisen will, der die so geschlossene Ehe unauflöslich machen soll. Daß Contz mit seinem stärksten Ansinnen nicht sofort hervortritt, macht seiner Gesinnung Ehre, und nur zögernd mag er sprechen: „Es feldt mir noch eins zu / du bist doch nun mher mein / vnd ich dein / wo du heindt[2]) bey mir legst / so künnt man mich zu keiner andern bringen / ob schon mein vatter wolt vnsinnig werden / dan die Recht vermögen / dz in solchem fal nach der gelöbt die ehe bestendig vnd bleiben muß / darumb so bleib bey mir / es ist dir nun mhe nit vnerlich / dan wier habens einander bede gelobt." Sie will natürlich „Verwilligung der Eltern und Christlichen gebrauch mit offenem

---

1) H. L. Lippert: Annalen des Kirchenrechts, Frankfurt 1832, 3, 109.
2) hiu nahtu.

Kirchgang.“ Er erklärt diesen nur für „ein zeugnis durch beysein viler leudt/dz wier in elichem standt vnd nit buben leben sitzen/[1]) darumb folg mir, ich wil dich nit verfüren/dan wolstu mir gereidt[2]) vngehorsam sein/wz wurt daraus werden so ich dich zu hauß brecht?“ Daß sein Vater nicht einwilligen wird, ist ihr klar, und so geht sie denn auf sein Verlangen ein und bleibt die Nacht bei ihm im Wirtshaus. Schon vorher haben wir gehört, daß Contz das Wirtshaus aufsuchen will, um sich mit seinen Freunden über den Vorschlag der Eltern zu beraten.

Die berechnende Art dieses Bauerburschen mag anstößig erscheinen, wie seine Kenntnis des Rechtes. Aber wenn letztere sich aus seiner Eigenschaft als Schulzensohn sowie aus der genossenen Schulbildung (S. 8) erklären läßt, so giebt der Dichter Contzen noch mehrfach Gelegenheit, sich als klugen, ja verschmitzten Menschen zu zeigen; so wenn er ihn erwägen läßt, daß Metz ihm wegen ihrer Armut gehorsam sein muß, während er mit der reichen Witwe „kippelns und scheltens nicht an zu werden“ fürchtet (S. 16). Stets hat er eine Ausrede bereit, ja ihm ist sogar die Lüge nicht fremd. Gleich bei der ersten Verhandlung mit dem Vater spricht er das Gegenteil von dem aus, was er für sich als seine wahre Meinung äußert (vergl. S. 63), und im vierten Akt (S. 45) leugnet er das heimliche Verlöbnis zunächst ab — man sieht, der Dichter will keinen Tugendhelden darstellen, wenn er auch Contz nicht wirklich schlecht sein läßt. Wie könnte er sonst S. 46 verzweifelnd rufen: „dz ich sol zu einem vnman nundalest werden, dz ist mir schwer/dan sol ich die versprochen eh nit halten/so handel ich wider got/vnd muß die verlassen/die mir auff erden die liebst ist“ u.s.w. Daß ihn sein Vater aus dem Hause stieß, er mithin vielleicht „seiner güter schaden leiden wird“, ficht ihn weniger an, „solche weren mit hilff des Rechten wider zu bekommen.“ Also auch hier wieder beweist er Rechtskunde, und wir müssen an ihre Möglichkeit bei ihm glauben, da auch die Gänsehirtin wie ihre Tochter sich auf das Recht verstehen. Erstere spricht (S. 27) im zweiten Akt die Befürchtung aus, Contz habe die Ehe „mit einer Kondiktion versprochen“, weil er deren Verletzung vorausgesehen, also Erledigung seines Versprechens gehofft habe, zumal Metz nichts beweisen könne; „kem er dan für den richter, wer zu besorgen eyn meinaid geschehen wurd“, es sei zu spät, ihn „mit etlichen mennern zu beschicken“, hätte er gestanden, so wäre im Fall der Not ein Beweis möglich gewesen, hätte er geleugnet, so hätte Metz ihre Ehre behalten. Wenn hierdurch

---

1) Sonach hat die Trauung bereits großes Ansehen im Volke erlangt: vor ihrem Vollzug besteht nur ein Konkubinat.

2) jetzt schon.

Metz ihr Vertrauen zu Contz nicht wankend machen läßt, so sucht sie, bereits Mutter geworden, im fünften Akt (S. 51) ihre Mutter mit dem Hinweis auf Contzens Abfindungspflicht zu beruhigen: „Sol er von mir mit willen kommen / dz ich dan nit werd gern geschecn lassen / dz Recht nehm mir jn dan / so muß er doch als vil gelts schwitzen, daß mir vns damit vnser lebenlanck bas dan bisher gescheen erneren wöln." Freilich entgegnet die Mutter: „War von verlegen wir dz recht / dan wier vermögens nit / welcher wil etwz am gericht vmb sunst thun / dann Procuratores der armen sein nit wie etwo Juo[1]) gewesen / die itzig welt wil gelt, vnd spitzfundigkeit zeiten mhe lieben / dan dz armut bedencken, wo bleibt dan die Execution / wan schon eyn armer etwas gegen ein reichen / mechtigen erlangt." Das sind so realistische Erörterungen, daß man glauben möchte, der Verfasser habe sein Stück dem Leben abgelauscht, und mutet uns vielleicht in diesem Punkte sein Realismus nicht gerade poetisch an, so zeigt er im übrigen in der Entwicklung der Handlung und Zeichnung der Charaktere einen höchst glücklichen Realismus.

Die Entdeckung des Vorgefallenen wird auf natürlichste Weise herbeigeführt. Metz muß ihrer über ihr nächtliches Ausbleiben äußerst erregten Mutter „nach langem weren ergangene handlung erzelen / das die mutter letzlich wol zufriden wirt." Sie teilt nicht nur das Vertrauen ihres Kindes auf ihr Glück und auf Contz, sondern fürchtet, Metz werde nun „es stoltz werden", „Du wurst nun mein vergessen werden." Metz versichert sie ihrer demütigen Dankbarkeit gegen Gott wie ihrer Kindesliebe. Geut: „Wiltu mir auch auff die hochzeit eyn newen Lundischen rock vnd mantel kauffen? Dan dieser rock diendt für solche erliche leudt nit als sie aus der stat zu deiner hochzeit kommen werden.... Ich muß auch eyn schleier vnd hubsche schue haben, nit wie man sie auff den dorffen / sondern in den steten tregt.... Ei wie ist mir doch geschehen / mich dunckt alle mein gederm hab sich in meinem leib verwendt / vnd hab einen stoltzern ganck überkommen dan vor / die weil mein dochter zu solchen eren kompt / was sehe ich / wil heim ghen wasser zu holen / ein henne zu sieden / das wir wol leben / vnnd des zugestandenen gluckś vns erfrewen / ich muß doch mit der zeit lernen guter schleckerbißlein zu gewonen." (S. 29.) Ihre Hoffart wird denn ganz naturgemäß der Anlaß zu der im dritten Akte sich anbahnenden Wendung der Dinge. An ihr ist freilich auch Metz nicht ganz schuldlos. Sie geht nach der Gänseweide und kann seligen Herzens sich kaum bezähmen „ein new liedt zu machen" von ihrem Bräutigam „vnd zugestandenem gluck, vnd es vberlaut durchs

1) In Speyer führten die Jesuitenschüler ein die Freigebigkeit des heil. Ivo darstellendes Stück auf, s. Janssen: Gesch. des d. Volkes 7, 124.

dorff zu singen" — „aber dieweil es ein jar sol verschwigen bleiben darff ich nit singen/ich wil mich aber doch mit lachen vnd frölichem geberden biß ich zum dorff hinaus komm der massen erzeigen/das man dennoch mercken sol mir stheh etwas für/wan man mich schon vrsach meiner frewde fragt/kan ich wol schwaigen/oder do mit verantworten/arme leudt künnen auch nit almal traurig sein". Während sie so in kindlicher Weise ihre Herzensfreude äußert, trifft sie auf Contz, dem sie ihr Verhalten gegenüber der Mutter mitteilt, ohne seine Mißbilligung zu erfahren. Nochmals läßt sie sich in rührender Weise seiner Treue sich versichern „meine mutter wirt vns nit verrathen, alleyn haltu glauben/vnd ghe nit zurück...!" Contz: „Jch wils halten/vnnd solt ich darüber des lants entlauffen!" Metz: Ey behüt vns Gott, mir woln nit entlauffen/sonder hie bey einander bleiben." Da wünscht er sie auf die Weide zu begleiten, aber sie wehrt ihm: „Do bit ich dich für mein Contz/bleib hinnen/vnd mach vns beden nit böß gerücht/die welt ist an dz[1]) zuuerkerlich/ich wil doch zu mittag wider reinher kommen/was hulff dichs dz du vnser ehe wolst domit villeicht zu ruck treiben/auwe/ich sorg werlich du werst nit halten/mein mutter hat mirs wol gesagt/doch vertraw ich dir/du werst mich nit verlassen." Giebt diese Rede das Auf- und Abwogen der Gefühle, der Angst und des Vertrauens nicht wunderbar wahr und schön wieder? Nur das eine erlaubt sie, daß Contz vor dem Thore ihr nachsehe, „so fern er kan."

Aber trotz ihrer Vorsicht sind sie schon bemerkt worden, und zwar von Gel, der nachbeurin, die Contz ehelichen sollte. In ihr erwacht die Neugierde; befriedigen soll sie Metzens eigene Mutter, welche herzukommt Wasser zu holen, wie schon am Ende des zweiten Aktes angedeutet war — ein Beispiel für das Geschick, mit dem der Dichter die einzelnen Handlungen zu verknüpfen versteht.

Die Begrüßung: „Guten morgen Genshirtin!" nimmt diese übel auf: „Jr reichen wolt auch vns armen immer vnderdrucken, wz heth es dir geschadt, ob du mich schon mit meynem dauff namen / oder aber nachbewrin genent hest, vnd den elenden armen namen Genßhirtin aussen gelassen... Es möcht eyn zeit kommen ich künt vor andern herfür gezogen werden/ob ich itzo schon arm bin." Da die Nachbarin gutmütig ihr nicht nur jedes Glück gönnt, sondern auch um Verzeihung bittet, versichert ihr Geut ihre gnädige Geneigtheit. „Dan das gebürt eyner jeden oberkeit, mhe gnade dan straff wo es müglich vnnd thunlich einzuwenden." Man merkt, wie ihr die künftige Verwandtschaft mit dem Schultheiß in den Kopf gestiegen ist. Herablassend erwidert sie Gels erneute Anrede:

1) ohnedies.

„Mein nachbewrin, vergun mir etwas mit Dir zu reden!“ „Sag her, liebe Gel / schem dich nit.“ Diesen Ton könnte sich Gel nur erklären, wenn Geut Frau Schultheißin geworden wäre — sie bringt ihn sofort mit ihrer vorhergemachten Beobachtung zusammen und wünscht Aufschluß darüber. Obwohl Geut nichts zu wissen behauptet, verrät sie sich durch ihr Lachen. Es ist von vornherein klar, daß Geut ihr Geheimnis nicht bei sich behalten kann; sie muß damit herausrücken, wie Gel sich auf ihren „alten trawen vnd gelauben,“ den sie zusammen haben, „und auf ihre bisherige lieb / freuntschaft vnd eynigkeit“ beruft — mit diesen listigen Worten wird Geut berückt, und da Gel an ihre von Jugend auf geübte Verschwiegenheit erinnert und hoch und teuer schwört „wan ich eynen schon nackent sehe, ich (die Witwe) wolts meym man nit sagen“, kommt es endlich — die Verhandlung über die Verschwiegenheit nimmt eine ganze Seite in Anspruch, der Dichter ist sich also des komischen Wertes dieses Motivs bewußt — zu einer in gedrängter Kürze gehaltenen Mitteilung des Geheimnisses; mit fliegendem Atem jedenfalls stößt Geut hervor: „Contz vnsers Schultheißen son hat mein dochter zu der ehe genommen / ist heint darauf bey ihr gelegen / wo es ein jahr verschwigen bleibt / so ist es alles beschlossen / darnach wirt ich eine reiche fraw vnd nimmer also arm vnd verechtlich gehalten / wie bisher geschehen so liebe nachbawrin bedenck mein freud selbst!“ Welche beabsichtigte Kunst schon im Satzbau! Die Nachbarin wünscht von Herzen Glück und bittet: „Du würst mich doch als deine getreue dienerin / so ich deiner hilff bedörftig nun hinfüro auch lassen vor andern beuolen sein.“ Geut: „Warumb nit / du solt die fürnembst in meym vnnd meyner dochter rath sein / dan sie ist jung vnd bedarff wol raths... Behüt dich Got / ich wil gehen wasser holen etwas guts zu kochen / mit meyner dochter fröhlich zu sein / so sie wider vom feldt kömpt / doch wil ichs auch nit lang andreiben / sonder jrgends eyn köchin dingen... Ich wolt gern vor frewden dantzen / aber ich muß mich halten damit es jhe eyn jar verschwigen bleib.“ Ist das nicht die feinste und doch einfachste Komik, die man sich denken kann? Wie lebenswahr spielt sich die ganze Verhandlung ab!

Der Zweifel, ob die Nachbarin wirklich nur gutmütig oder voller Schalkheit ist, wird im nächsten Auftritt beseitigt, wo durch ihren Mund die Wahrheit eingeprägt wird, daß es Gott wohl schicken mag, daß „eyn reichs ein arms nimbt“, und beide glücklich werden, „hinwiderumb vmb guts willen gefreit geret zeiten wie es mag“. Gleichwohl erscheint ihr der ganze Vorgang lächerlich. Das gewahrt ihr Sohn Gotz, der sichtlich „gestern mit dem drunk zu viel gethan“ und sich nur auf sein Sohnesrecht zu berufen braucht, um die „newe mer“ brühwarm zu erfahren. Ihn erfreut die Aussicht, „das wier eynmal

wol mügen schlemmen vnd dantzen/ich vermut mich auch nit der geringst vnder dem hauffen zu sein!" Zwar versichert er seine Verschwiegenheit, glaubt aber selbst nicht an die Aufrechthaltung des Geheimnisses. Er hat kein anderes Verlangen, als seinen Zechgenossen Seitz, der ebenso schweigen kann wie er, Mitteilung zu machen. Dabei ist freilich ein kleines Hindernis zu überwinden, Seitz hat bereits den „gebrenten wein" auf sich wirken lassen und muß daher „ein klein weil" schlafen, ehe er die seltsame Mär vernehmen kann. Die nur kurze Pause füllt Gotz durch eine kleine Betrachtung über das Laster des Trinkens aus. Dann erfolgt die Mitteilung an den „noch ein wenig drunkenen", der trotz aller Aufforderung zum Schweigen als ein virnenvoller und unuerschwiegener (S. 4) die Sache förmlich ausschreit, denn wie solle „eyn offenbare hochzeit verschwigen bleiben"? Ja, er macht sogar den Vorschlag, zum Schultheißen zu gehen und ihm Glück zu wünschen, um „das botten brodt zu uerdienen." Gesagt, gethan. Der Schulze steht vor seiner Thür, ihm fällt es aber nicht ein, den beiden Gesellen für die „newe zeitung", die nach ihrer Behauptung noch vor Mittag „die gantze dorfſschaft" wisse, Dank zu sagen, da ziehen es beide vor, sich aus dem Staube zu machen.

Im vierten Akt „ghet Heintz in eynem zorn auß dem hauß/seinen sun Contzen zu suchen/mit trey in zu schlagen/dem volget die mutter Els/ wolt den vatter gern seines fürhabens miltern/welche Contz unwissent was der vatter für hat ersiehet/nachdem er Metzen hat gesehn aufs feldt ghen." Die Mutter sucht des Vaters Aufmerksamkeit von dem durchs Thor kommenden Contz abzulenken, indem sie den Arm um ihn legt und ihn auf einen Hausbau hinweist. Aber umsonst, kaum kann er sich bezwingen, dem Sohne „mit der wher eyns zu langen." Aber er „lest in also an/ das die mutter vber in auch vermeintlich erzurnt", beide jagen ihn von sich, „der flöhe gern/wan er west wo hin/begegnet ihm Ditz/der andre Schultheis/der sieht in erschrocken vnd bekümmert seyn/fragt die vrsach/ die im Contz erzelt/behelt Contzen bey sich biß die sach vertragen wirt."

Inzwischen hat Geut bei ihrem Gange durchs Dorf alt und jung, „mit hönischem lachen von der begangenen handelung" ihrer Tochter reden hören, sie hat nun zu ihrer Armut den Verlust zu tragen, den Metz an ihrer Ehre erlitten hat. Vom Felde heimkehrend — es ist inzwischen Mittag geworden — findet Metz ihre Mutter weinend und händeringend, doch verliert sie selbst ihre Fassung nicht, will aber ihrer Mutter Strafe auf sich nehmen, nicht ihre Tochter, sondern ihre Magd sein. Sie findet mehr Gnade bei ihr, als sie verdient zu haben glaubt, und ist bereit ihrer Mahnung zu folgen: „Bleib ein genßhirtin / mach dir nit ferner geschrei / nim dein alte zucht vnd geberde wider an dich / der gestalt dz dir nimants etwas übels nachsagen mag / bit Gott vmb geduld / dein

auffgelegt Creutz willig zutragen ... bey leib las vns nit wider wo vns Got ein gluck irgents beschert in hoffart fallen."

Zwischen diesem und dem fünften Akt liegt ein Jahr, während dessen Heintz seinen Sinn nicht änderte. Sein Amtsgenosse Ditz, ein wackerer Mann, übernimmt für seinen Schützling Contz einen Bittgang zu dessen Vater, den er auf halbem Wege trifft. So wird ein Szenenwechsel vermieden. In der Unterredung entfaltet Ditz eine witzige, „schwankhafte" Art, doch läßt sich Heintz weder hierdurch noch durch ernste Vorstellungen über reiche und arme Heiraten umstimmen — hätte Contz auch die reiche Witwe nicht genommen, so wäre Ditzens Tochter eine passende Gattin für ihn gewesen. Dies Wort Heintzens regt den erfolglos abziehenden Ditz an, Contzen für eine Heirat mit seiner Tochter Nes zu gewinnen. Dadurch wird Contz in einen neuen Zwiespalt versetzt: seine „große Lieb" zu Metzen und sein Ehegelöbnis machen ihm die Annahme des vorgeschlagenen Mittels, seines Vaters Zorn zu sänftigen, unmöglich. Doch entschließt er sich zu der Zusage, Nesen zu nehmen, „aber jrs nit zu geloben", „villeicht nimpt mich Metz mit recht für[1])/so ist doch die erste ehe bleibent/in des khem ich zu meynes vatters genaden/vnd möcht das gluck geben/das ich dieser beschwert aller erledigt/vnd meyn Metzen behalten möcht." So geht er denn auf Ditzens Vorschlag ein, „alleyn das ich zuuor meynes vatters huld wider hab eh ichs jr gelob." Daraufhin begiebt sich Ditz wieder zu Heintz, und findet diesen auch geneigt. Nur Els hat rechtliche Bedenken (S. 59): „Er hat bekent/das er jrs gelobt hab/so befindt sich das warzeichen/nemlich eyn junger son/so schon auff jn als den vatter durch die mutter in kindtsnöten bekent gedaufft worden/solt er nun dise nemen/vnnd durchs Recht vnbillig erkent werden/wie wurt es vns darvber ergehen." Ihr begegnet Heintz mit der entscheidenden Rede: „Was sagstu daruon / er nimpt mir dennoch lieber eynes Schultheisen dochter der auch beuehl von der oberkeit hat/ dan eyner Genßhirtin dochter." So glaubte er schon im ersten Akt seine Amtsgewalt verwenden zu können, um die Nachbarin zur Ehe mit seinem Sohne zu zwingen. Das läßt doch ziemlich deutlich die Überzeugung durchblicken, daß solchen obrigkeitlichen Personen gegenüber das Recht erlahmen muß, und man wird sich nun nicht mehr wundern, daß der Sohn dieses Schulzen das Recht auch zu seinem Nutzen anzuwenden gedachte. Die Hochzeit wird schon auf den nächsten Tag festgesetzt, und Heintz verpflichtet sich, seinem Sohne „kein bös wort" zu sagen. Da erscheint Contz selbst, der in der Nähe wartete, und erbittet und empfängt die Gnade seiner Eltern.

---

1) = belangt mich vielleicht gerichtlich.

Die Kunde von diesen Vorgängen sehen wir im nächsten Austritt auf Geut und Metz wirken, die eben vom Schlaf aufgestanden sind. Metz ist voll Ergebenheit, aber auch voll Gottvertrauen: „Weder vor Got oder der welt kan Contz kein ander ehe weib haben dan mich / nimpt er darüber eyn andere / so verzeigs jm got / ich hoff aber stets noch eyns bessern.“ Und dies angesichts der Thatsache, daß Contz sich während des vergangenen Jahres weder um sie noch ihr Kindlein gekümmert hat. Sie entschuldigt ihn sogar: „Er hats villeicht nit thun können oder dörffen / so gehört doch jhe eym erlibenden dasjenig zu halten das er verheissen hat / das vertraw ich jm auch zu / er werts thun.“ Doch will sie dem günstigeren Geschick entgegen kommen, noch in letzter Stunde Contz an sich erinnern. „Jch wil an eyn ort ghehen / das kindt so doch jhe seyn ist / mit mir nemen / das er für mir über ghen vnd vns sehen muß / villeicht wirt er noch eyn funcklein der ersten lieb bey sich befinden / welchs wider zu eynem Feur werden möcht / vnnd bedenken was er mir versprochen.“ Dieser Schritt soll denn auch die gewünschte Wendung herbeiführen — die Entscheidung bleibt also nicht etwa dem Zufall überlassen. Ditzens Tochter Neß ist sogleich bereit gewesen, Contz zu heiraten, der freilich vor ihrer „spitzigen nasen“ zurückschreckte. Auch trügt ihn nicht seine darauf gegründete Vermutung: „sieht gleich als sei sie zornig und haderhafftig.“ Ihr eigener Vater stellt ihr das zweifelhafte Fleißzeugnis aus: „Sie wirt dir das hauß nit unrein lassen / sie keret ehe das bötzig vier wochen hinder die stuben thür / ehe das hauß vnrein blieb / so enlich ist sie[1]) / aber doch gehet bede mit mir / es ist zeit.“ Unmittelbar auf diese Worte folgt im Buche die Rede Metzens: „Sihe meyn mutter / er hat dz Kindlein angegriffen vnd mich angelacht / es wirt noch gut werden.“ Dem Ausbruch ist also ein stummes Spiel der geschilderten Art gefolgt.[2]) Daran knüpft sich sogleich eine Auseinandersetzung zwischen Neß und Contz. Erstere wittert mit Recht Unrat und „thut keinen Schritt for sich“, ehe sie die Auskunft erhält, die sie freilich kaum nötig haben sollte, da sie bei der Enge der Ortsverhältnisse — die Gemarkungen der Schultheißen stoßen aneinander (vergl. S. 61) — kaum ohne Kenntnis über Contzens Angelegenheiten bleiben konnte.[3]) Daß

1) Vergl. S. 23: wie dan die jugent mhe treg und schlefferlich dan enlich ist. Sicher dasselbe wie entlich = fleißig, bei Hans Sachs u. a.

2) Jedenfalls ein erfreulicherer Vorgang als der ähnliche in Wolfh. Spangenbergs „Glückswechsel“ v. J. 1613, wo die Bauernmagd Kätt sich dem Bauernsohn Liendl, der sie geschwängert hat, in den Weg stellt, als er mit der Soldatenmetze Agnesle ihr ausweichen will; s. Spangenbergs ausgew. Dichtungen hrg. von Martin, Straßburg 1887, S. 340 flg.

3) S. 61 hat Geut schon am Morgen Kunde von dem, was am Abend vorher von Heintz und Ditz verhandelt worden ist.

Metz „nit eyn nacht hat schweigen können“, das erregt bei Neß höhnisches Erstaunen. „O wer also eyn bös vnuerschlossens maul hat/und seyner zungen nit mechtig ist/der dag nit in diese welt/ich mag dir bei glauben zusagen/daß ich sieben jar bey vnserm knecht bin gelegen/vnd doch so verschwigen gewesen/das ich nie kein wort daruon hab gesagt/dan was ich dir itzo vertraw.“ Doch kaum ist ihr das Wort entfahren, da bereut sie es, aus eitlem Stolze über ihre bisherige Verschwiegenheit diese gelöst zu haben. Contz weist sie von sich: „Da schlag nichts guts zu/du solst wol als verschwigen sein/wan du drei hest/das du mir von eynem nit sagst/weck mit dir!“ So treten sie „gereid zörnent“ vor Heintz, der ihnen mit Els entgegenkam (also ist wieder ein Ortswechsel vermieden). Neß giebt ohne weiteres als den Grund ihres Zornes ihre Eifersucht auf Metz an: „Ich kan nit dulden dz er mit eyner redt/wan er schon saur sehe/zu geschweigen daß er darzu lachen sold/vnd wo er nit anderst thut/würt ich sagen/ich wolt sein nit.“ „Vnd ich dein lauter gar nit/hab dein auch nit begert,“ fährt Contz dazwischen und deckt ihren siebenjährigen Handel mit dem Knechte vor den Eltern auf. Ditz nimmt Neß bei Seite und sucht die Sache als einen Scherz hinzustellen, Contz läßt sich jedoch nicht breit schlagen und stellt seinem Vater vor: „Bedenck wie sichs gereidt zwischen vns anlest/was wirt noch daraus werden / so wir zusamen komen/dar zu so wer mirs hönlich sie zunemen/die weil sie jr schandt selbst offenbart/es wurt mir stets an meynem hertzen ligen/vnd daran nagen biß es mich döt.“ Da er auch von der abermals von Heintz vorgeschlagenen Witwe nichts wissen will, und Neß, sich ebenso stolz dünkend wie Contz, auf diesen verzichtet und sich ihren Knecht ausbittet, da macht Ditz zuerst gute Miene zum bösen Spiel und sucht die Sache zum besten zu kehren: „So ich doch heut eyn schalcksnar sein muß/die weil mich dz gluck so wol mit eyner fromen verschwigenen dochter/vnd on mein wissen mit eynem eyden versorgt vnd versehen hat/wil ich willigen das sie bei eynander bleiben/dan es wer schad das sie zwei heuser beflecken solten/thu jm Heintz auch also.“ Mit seinen Vorstellungen vereinigt Els ihre Bitten — Metz und Geut flehen abseits stehend den Himmel an — und Contz führt mit kräftigem Zuspruch die Entscheidung des Vaters herbei: „Ach lieber vatter was kratzstu dich lang hinder den oren/was verschut ist kan man so eben nit wider auff lesen oder klauben/du hast alle gelegenheit gehort/gib deinen vetterlichen willen auch darzu.“ So sollen denn noch heute zwei Hochzeiten zugleich gehalten werden, denn Ditz schickt sogleich nach seinem „ungewusten Eyden.“ Nachdem auch Geut noch einmal zu Worte gekommen ist mit dem Vorsatze, nicht wieder in die frühere Hoffart zurückzufallen, schließt Ditz mit einer scherzhaften Betrachtung über seine umsichtige Tochter das Stück heiter ab.

Ein echtes „rührendes Lustspiel“ im Sinne Lessings, überhaupt der modernen Ästhetik haben wir in dieser Komödie vom J. 1540 vor uns: daß sie so lange vergessen sein konnte, würde sich für die beiden ersten Jahrhunderte ihres Daseins vielleicht daraus erklären, daß sie für diese Zeit zu modern und zu gut war. Das Publikum, welches die Komödien, Schwänke und Fastnachtsspiele, später die Possen Hanswursts bejubelte, war für dieses Lustspiel nicht reif. Weit entfernt aber von der schulmeisterlichen Lehrhaftigkeit der ernsteren Stücke mochte es durch seinen weltlichen Inhalt den Beifall geistlicher und ähnlicher Kreise verscherzt haben. Die besorglichen Anreden des bescheiden mit seinem Namen zurückhaltenden Dichters an den Leser haben ihren guten Grund, und einmal eingesargt in den Büchersammlungen blieb das Stück verschollen. Daß es freilich auch keiner der Nachfolger Gottscheds hervorzog, bleibt ebenso unerklärlich wie das Entstehen eines solchen Kunstwerks in Zeiten, die den Maßstab Lessingscher Dramaturgie noch nicht vertragen. Man möchte an ein bewußt-künstlerisches Schaffen glauben, wenn man sieht, wie sorgfältig der Dichter das Auftreten der Personen begründet, wie er bei der Einfachheit der Bühne es versteht, jähe Ortswechsel zu vermeiden, entfernte Örtlichkeiten auf halbem Wege zu vereinen, natürlich unter Voraussetzung williger Phantasie bei den Zuschauern. Der erste Akt spielt abends vor dem Hause des Schultheißen Heintz, der zweite morgens vor dem Hause der Hirtin, der dritte vormittags auf der Dorfstraße in der Nähe des Hauses der Nachbarin wie des Schultheißen, der vierte vor des Schulzen Haus. Zwischen dem 4. und 5. Akte ist die Einheit der Zeit verletzt, auch findet in ihm Ortswechsel statt: zuerst sehen wir uns vor Ditzens Haus, von dem „kaum ein rechter spacirwegk zu Heintz ist“ (S. 54), bevor aber Ditz zu diesem gelangt, den er bereits auf halbem Wege stehen sieht, spielt sich die Szene zwischen Geut und Metz ab, und zwar vor ihrem Hause, beide haben dann ihre Stellung zwischen Ditz mit den Seinen und Heintz. Mit alledem wird aber doch keineswegs von der Phantasie der Zuschauer zuviel verlangt, und der Dichter weiß uns dabei mit großem Geschick zu unterrichten über Ort und Zeit der einzelnen Vorgänge, über Äußeres, Bewegungen und Verhältnisse der Personen. Daß die beiden Schultheiße untersetzter Gestalt sind, erfährt man aus einer scherzhaften Bemerkung Ditzens S. 54, ebenso durch diesen S. 56 das Alter der Hauptpersonen; Contz macht die Bemerkung über die spitze Nase der Neß S. 63, S. 68 über die Handbewegung seines Vaters, Metz teilt den stummen Vorgang S. 64 mit — alles das in völlig ungesuchter, natürlicher Art. Es findet sich auch nicht eine unmittelbare Anweisung des Dichters für die Spieler, alle Aufklärungen über Äußerlichkeiten sind in die Reden der Personen verwebt. An keiner

Stelle aber verfallen diese in undramatische Erzählung von Dingen, die außerhalb der Handlung liegen, z. B. vergleiche man die Art, wie Els S. 59 über die Geburt ihres Enkelkindes berichtet oder richtiger die Kenntnis davon voraussetzt.

Schon bei einem oberflächlichen Durchblick muß man die feste Handhabung der wichtigsten Einheit bewundern: von Anfang an steht uns das Ziel der Handlung wie der Konflikt klar vor Augen, und ohne jede Abschweifung führt der Dichter die Handlung auf dem natürlichsten Wege dem Ziele zu. Der Höhepunkt liegt im dritten Akt: Heintz erfährt das Geschehene und verstößt seinen Sohn. Wurde der Konflikt auf die wahrscheinlichste Art auf den Höhepunkt geführt, so erfolgt auch seine Lösung ebenso natürlich auf Grund der Charaktere. Hierin wie in der klar sondernden Darstellung der Charaktere liegt wohl der größte Vorzug unseres Stückes vor allen andern bis auf Lessing. Wo träfe man so lebenswahr und doch nicht roh naturalistisch oder gar gemein gezeichnete Gestalten an wie hier? Die Möglichkeit, daß Dorfleute so denken, fühlen und sprechen wie in unserm Stücke dürfte kaum jemand leugnen, aber es liegt ein verklärender Schimmer über der Wirklichkeit, die uns hier entgegentritt. So besonders über der Gestalt des echt deutschen Dorfkindes Metz. Wie rührend sind ihre Bitten gegenüber Contz (s. o. S. 401), ihre Verteidigung der Treue des Geliebten S. 61 ꝛc. Daß sie dabei von Rechtsansprüchen redet, die sie geltend machen will, zeigt ihr Verständnis für reale Verhältnisse, das man auf Belehrungen des Schulzensohnes zurückführen mag, vergl. dessen Worte o. S. 398. Dafür allerdings, daß Contz ein Jahr lang sich nicht nach Metz umsieht, giebt das Stück keine Erklärung. Vielleicht will der Sohn durch diese Zurückhaltung den Vater gewinnen, er vereinigt ja in sich kluge Berechnung, ein Erbteil seines Vaters, mit dem warmen Gefühl, welches der Vater an der weichherzigen Mutter tadelt. Doch ist auch ihr ein gut Teil Schlangen-Klugheit eigen: wie im 1. Akte die Rede auf das Spiel kommt, zu dem sie Contz Geld gab, weiß sie geschickt das Gespräch abzulenken (S. 13), im 3. Akte sucht sie die Aufmerksamkeit Heintzens vom Sohne weg auf den Hausbau des Nachbars zu richten ꝛc. Gutmütig zeigt sich auch die Nachbarin gegenüber ihrem lebenslustigen Sohn wie gegenüber Geut, nur daß deren Hoffart bei ihr eine Schalkhaftigkeit wachruft, wie sie Els nicht hervorkehrt. Naturgemäß steigt der erst sittlich erregten Gänsehirtin die Erhöhung ihrer Tochter in den Kopf, aber durch Schaden klug geworden, prägt sie am Ende der Tochter und den Zuschauern die Pflicht der Demut ein. Hoffart oder doch Stolz beweist von Anfang an der gestrenge Schultheiß Heintz, bei seinem Reichtum und seiner Würde ist das ja erklärlich; er strebt aus dem bäuerischen nach dem bürgerlichen, d. h. städtischen Wesen,

daher soll sein Sohn die aus der Stadt gebürtige Geut heiraten — wer dächte da nicht an Goethes Löwenwirt? Weniger steife Würde als Heintz entfaltet Ditz, der trotz seines Amtes das Leben heiterer und dabei menschlicher nimmt: er ist die rechte Persönlichkeit, den Knoten zu lösen und so dem Stücke den Charakter des Lustspiels zu wahren, der, wenn nicht schon vorher durch Gel und die Hirtin, sowie die beiden Zechgesellen, mit Ditzens und seiner Tochter Erscheinen zu Tage tritt. Letztere steht im vollen Gegensatz zu Metz. Die Gänsehirtin bethätigt ihre Liebe durch hingebende Fügsamkeit, die Schulzentochter hat sich auch hingegeben, aber in weniger ehrenhafter Weise, und der siebenjährige Umgang mit dem Knechte hat ihr keinen hohen Begriff von Manneswürde beigebracht, bei Zeiten ist sie bestrebt, den künftigen Gatten „zu zeumen wie sie jn haben wil" (S. 66). Aber nicht sowohl ihre Herrsch- und Zanksucht führt die Entscheidung herbei, als ihre Schwatzhaftigkeit: ein und dieselbe Schwäche schürzt und löst den Knoten. Wie verschiedenartig gestaltet aber der Dichter die Motive dieser Schwatzhaftigkeit. Metz bricht das Schweigen aus Kindespflicht, ihre Mutter plaudert, weil die Freude übermächtig nach außen dringt, die stolze, sieben Jahre verschwiegene Neß platzt mit ihrer Schande heraus in eifersüchtiger Selbstgefälligkeit.

Nur ein wahrhafter, seelenkundiger und fein beobachtender Dichter war fähig solche Dinge in solcher Form darzustellen, ein Dichter, der die Wurzeln seiner Kraft im frischen Volksleben hatte, der naiv genug war, die Natur seines Volkes wiederzugeben, wie sie war und noch ist, ohne Beschönigung, aber auch ohne Vergröberung. Nicht an einer einzigen Stelle des Stückes äußert der Dichter eine Spur von Gemeinheit oder auch nur Derbheit, die ja im 16. Jahrhundert anders zu beurteilen ist als in unserm, und doch handelt es sich um eine Ehekomödie, um Dinge, die heute entweder lüstern oder zimperlich[1]) dargestellt werden würden. Mit Recht betont der Herold S. 6 den sittlichen Ernst des Stückes, welches lehre, „das auch in ehsachen (die weil es ein sakrament) nit so leichtfertig vmbgegangen (werde), wie leider der gebrauch itzo in der welt ist, sondern vermög vnd nach ordnung der schrifft geschehe."

So findet sich denn im ganzen Stücke auch nicht ein einziger anstößiger Ausdruck. Weder Vater noch Sohn lassen sich selbst in der höchsten Erregung eines der groben Schimpfworte entschlüpfen, die in den gleichzeitigen Komödien so zahlreich auftreten. Narr und Schalk sind die einzigen, die sie anwenden. Das stärkste Wort dieser Art gebraucht Geut gegenüber Metz S. 24: „Ei du vermaledeite von Gott." Nur Gotz, der

---

1) Könnte man nicht Prüderie mit Afterscham, prüde mit afterschämig wiedergeben?

Schlemmer, richtet an seinen trunkenen Zechgesellen S. 38 den Fluch: „Nun streck dich aller ritten namen", und Neß, die bösartige Schulzentochter, verwünscht S. 65 Metz: „Das sie der waschet[1]) ridt[2]) ankomme". Nirgends wird der Teufel, ohne den andere Stücke gar nicht auskommen, auch nur angedeutet, Geschlechtliches nur mit dem einen Ausdruck „beiliegen" bezeichnet. Noch heute erregt das Beilager selbst bei Fürstlichkeiten keinen Anstoß.

Daß des Dichters Sprache eine so keusche Zurückhaltung übt, ist um so bewundernswerter, als er ja seine Dorfleute lediglich Prosa reden läßt. Zwar bewahrte die poetische Form die meisten der gleichzeitigen Dichter nicht vor dem Gebrauche derber und anstößiger Ausdrücke. Der von vorn herein geübte Verzicht auf Rhythmus und Reim konnte aber doch größere Zwanglosigkeit auch im prosaischen Ausdruck zur Folge haben. Was nun diese Prosa im allgemeinen anlangt, so unterscheidet sie sich sehr zu ihrem Vorteil von derjenigen, die hundert Jahre später in den Stücken der englischen Komödianten, des Herzogs Heinrich Julius u. a. auftritt. Nur das Argumentum Komödie und die Rede des Preco machen einen etwas unbeholfenen, steifen Eindruck mit ihren langen Sätzen und kanzleimäßigen Konstruktionen. Im Stücke selbst reden die Personen eine durchaus angemessene Sprache. Der Schultheiß Heintz sucht noch am meisten seine Würde in kunstvollen Perioden auszuatmen, im übrigen waltet ungesuchte Einfachheit. Manche Sätze zeigen mittelhochdeutsches Gefüge, namentlich in der Art, wie der bloße Konjunktiv genügt, die Abhängigkeit eines Satzes vom andern deutlich zu machen.

1) Wohl Partizipium, vergl. mit vmbfangetem arm. S. 65; angrenitzt = angrenzend S. 4; mit zittertem hertzen S. 54; doch S. 19 nachfolgēt; S. 34 nackēt; S. 34 mit sehenden augen. Entweder ist also das reinigende Fieber gemeint oder waschen hat bereits den Sinn von schwatzen: Die schwatzhafte Metz soll vom Schwatzfieber befallen werden.

2) Vgl. Rasser, Comödie vom König ꝛc. 1574, D4ᵇ: Macht euch weg ins ritten nammen; D8ᵇ: So bleiben ins ritten nammen draußen; E4ᵇ: Der ritt der nemm dich dann dahin. — J. Funkelin bei Tittmann, Schausp. a. d. 16. Jh. 1, 198, V. 762:

> Wie zittrend ir? schütt uch der rit!
> ir müßens dran, es hilft uch nit. —

Spangenberg: Mammons Sold 1613, V. 750. (Martin S. 290):

> Ey daß die Kunkel hab den Ritt,
> Must es dann alls gespunnen seyn?

In den „Engelischen Aufzügen" der Engl. Komödien und Tragödien 1624 verwünscht eine Frau ihre Magd (Aaa6): Ach daß mein Magd ankom der Ritt. — Wie hier das Fieber herbeigewünscht wird, so bei Seb. Wild: Zwölf Comödien und Tragödien 1566, Zᵇ die plag vnd sant Veitsdantz (von Luzifer selbst). Vergl. Spangenberg a. a. O. V. 782:

> Ich wolt die Kart hett Sant Veitz Tantz,
> Ich kan doch nichts darmit gewinnen.

So besonders bei Verben des Hoffens und Fürchtens, z. B. S. 42: Ich besorg mich nit erhalten mög, doch wird ein anderes Subjekt als ich nicht unterdrückt: S. 7: Ich besorg du habst vnsern son gar zu lieb; S. 43: verhoff vetterlich hertz sey erweicht; S. 27: wer zu besorgen eyn meinaidt geschehen wurd; desgleichen auch bei Verben des Sagens, z. B. im Argumentum: Neß bekennt VII jar bei jrem knecht gelegen sei; doch ist hier auch die Konjunktion zu finden; S. 65: ich mag dir bei glauben zusagen, das ich 7 jar...bin gelegen. Nach den Verben des Glaubens folgt Infinitivkonstruktion: S. 68: ich dunck mich als stolz sein als er ist; S. 22: Gott, du hast mir einen reichen jungen man geben/den ich mir beschert zu sein nit gedacht hab.[1])

Scheinbarer Infinitiv steht bereits bei werden S. 28: Du wurst mein vergessen werden, S. 9: so wirstu weinen werden, S. 16: Des erb ich werden wird.[2]) Partizipia Präsentis sind ziemlich viel gebraucht, auch in Verbindung mit sein, das Part. Prät. auch absolut im Genitiv: ich hab Contzen vertrauter meinung daruon gesagt. Der Genitiv hat überhaupt noch reiche Verwendung, so z. B. ganz wie im mhd. es: wie wirstu nun es so stolz werden. S. 28; domit wer ich kippelns und scheltens nimmer an S. 15. So erinnert auch der Wortschatz an die ältere Zeit: Da sehe ich sie eben her tretten, die mir liebt S. 16; zu hönlich S. 67 vergl. zwîvellop daz hoenet. S. 15: Bedenk dich heindt, gib mir morgen entlich antwort, d. h. definitiv; S. 36: Was hör ich da? ist es war? — Es ist eygentlich also; und S. 39: Ist es war? — Eygentlich (also = wirklich). — Vertrauen ist männlichen, Armut weiblichen Geschlechts: S. 34: auff vnsern alten vertrawen, den wir bißher gehabt, S. 36: beschwer dich jres armuts nicht. In der Deklination fällt auf: S. 49: sol ich solchen kümmerlichen schmerzen tragen, in der Konjugation: vnbesindt, s. o. S. 395, er leigt S. 67, hier leistu S. 38, der dag nit S. 65, wurst, wurt neben wird und wirst als Futurum, z B. was wurt daraus werden S. 19. In Bezug auf den Lautstand macht sich häufig ein Schwanken zwischen thüringisch-hessischen ö (o) und ü (u) bemerkbar: nottorft S. 67,

1) Vergl. Rückert: Geschichte der nhd. Schriftsprache 1,380 flg. Dazu „Mich däucht es unrecht sein", „Solches däucht mir auch rathsam zu sein", Engl. Komödien und Tragödien hrsgeg. von Tittmann S. 41 und 92. Fischart: Ehezuchtbüchlein hrsgeg. von Hauffen S. 206: Darumb bedunckt jne derselbige weg zu dornig, gähbirgig und rauch sein.

2) Vergl. Seb. Wild: Zwölf Komödien rc. 1566 Jii 3b.: Wie diß der Ritter sach erschrack er hart, In Ohnmacht nider fallen wardt. Tittmann, Engl.-Kom. S. 95: er trinkt, ihm fallen die Augen zu, wird entschlafen. Noch heute ist der umschreibende Gebrauch von werden landschaftlich, besonders im Präsens bei der Erzählung vergangener Thatsachen: „Wie ich zu ihm kam, wird er unter der Thür sitzen; ich werde es ihm sagen, und da wird er dir aufspringen rc."

förchten S. 46, nöchtern S. 38 (nuchterer S. 40), erzörnt S. 42, zörnens S. 55. u. ö. (erzurnen S. 46), gelöbd (S. 19 = Verlobung), wie künt mir grösser leid begegnen S. 49, vergl. 34 und ö. Für hochd. ei steht e: nach langem wegeren S. A 2, für au mehrmals a: Dagen = daugen, s. o. S. 406, für auslautendes g gern k: Der ehe leucknen S. 18 (leugenen S. 27), fürschlack S. 63, wegk S. 19, krigk S. 68 (also kurzer Vokal), gesanck: klanck S. 71. Das Dehnungs-h steht vor dem e: nun mhe S. 18 u. ö., zughen S. 19, damit nichts zwerchs inn wegk khem S. 19, (doch wie kehm das S. 34, wehen = wen S. 26) und vor i: nhi S. 27, vergl. jhe und S. 13: Das hiesch dich Gott reden. — Wir erscheint sehr häufig als mir, nur immer als nurren (S. 24 nuren), vergl. zuberen (S. 14 = zerschlagen) und grenitz = Grenze S. 61, von fernis S. 31. Die nhd. Endung fehlt S. 57: ich ging in einem gedecht (= Gedanken), S. 28: nach gefalner schenk = vorgefallener Beschenkung. — Aus dem Wortschatze erwähne ich: gereit = schon S. 37, 39, 40, 50 u. ö. (S. 63 ich hab dich schon gereidt lieb), Freundschaft, gefreundten von Verwandtschaft durch Heirat S. 55 und 56, guter gelaube = friedliche Gesinnung S. 60, (sich) enthalten = aufhalten, unterhalten S. 49 und 55, vertragen S. 60 u. ö. und güten S. 9 = schlichten, einigen; geunwilliget S. 40 = veruneinigt; irgents S. 41 u. ö. = etwa. Den eheverdeiting auffrichten S. 61, sich der ehe verdeitung mit eynander vergleichen S. 60, S. 24 lugendeitung. S. 49: ich muß mein leben und zeit (lateinisch?) in traurigkeit vertreiben. Fremdwörter begegnen abgesehen von Rechtsausdrücken wie Kondiktion und Exekution nicht außer S. 23, wo Metz sagt: mein mutter macht zu uil rumors vnnd geschreis auf der gassen. Dagegen S. 19 buben leben = Konkubinat, vergl. Bübin S. 64; S. 40 schem dich nit = genire dich nicht. Mehrfach finden wir Sprichwörter und volkstümliche Redensarten: S. 6: Was einem zu eng, zweien gerecht, ist dreien zu weit, S. 38: eyn voller sein maul selten bindt, S. 34 soll ich nit meyn maul mit eynem schlos der gestalt verwaren, dzß es schweigen künt, ich bin der keine die nit schweigen wöllen / dan eyns deils sprechen sie haben kein ander schwert sich zu weren / dan im Mundt / vnd werden zeiten dar über auff die scheiden geschmissen[1]) / vnd wan ich eynen schon nackent sehe / ich wolts

---

1) Fischart: Ehezuchtbüchlein (hgg. v. Hauffen) S. 203:
Man sagt:
Man hab nie keyn stumm Frau gefunden,
Wie nie keyn stummen vntern Hunden.
Vnd man schlag sie drumb auf die schaid,
Das eim jr schwerd nichts thu zu leyd.
Nach Egenolffs Sprichwörtersammlung 197 b:
Weiber füren das schwert im maul, drumb werden sie auff die scheiden geschlagen.

meym man nit sagen. Zur Beschönigung ihres Treibens mit dem Knechte verwendet Neß S. 67 das Wort: Wo feuer und stro bey einander leigt, do brennt es gern.

Doch genug. Nur schwer widersteht man der Versuchung, das ganze Stück auszuschreiben. Ich glaube aber bewiesen zu haben, daß diese Komödie vom Jahre 1540 ein wertvoller Besitz ist, die volkstümlich-künstlerische Darstellung eines Stückes deutschen Lebens, ein echtes Lustspiel, vielleicht das einzige, das diesen Namen verdient in der Zeit vor Minna von Barnhelm.

---

## Bismarcks Briefe an den General Leopold von Gerlach.[1])

Von **Otto Lyon** in Dresden.

Das hervorragende Verdienst, das sich Dr. Horst Kohl in Chemnitz durch seine Bismarck-Regesten, seine vortreffliche Ausgabe der Reden Bismarcks sowie durch Begründung des Bismarckjahrbuches erworben hat, verpflichtet jeden nationalgesinnten Deutschen ihm gegenüber zu lebhaftem Danke. Die unzähligen ungenauen Zeitungsberichte über Bismarck und seine Thätigkeit, sein Privatleben und sein Haus, seine Neigungen und seine Gedanken, die zahllosen dilettantischen Veröffentlichungen über seine ganze Persönlichkeit und seine ganze Sinnes- und Geistesart, verschiedene geradezu flüchtige, liederliche und fehlerhafte Ausgaben seiner Reden und Briefe fangen bereits an, die größte deutsche Heldengestalt der neueren Zeit in einen die Wahrheit verdeckenden Nebel zu hüllen und, ganz abgesehen von der nicht geringen Zahl von Legenden und Fabeln, die seine Person bereits wie einen Heros der Sage zu umranken beginnen, den Kern seines Wesens und seiner Natur uns immer unfaßbarer und unergründlicher zu machen. Es fehlte auf diesem unendlich wichtigen Gebiete mit geringen Ausnahmen die klare Leuchte scharfer wissenschaftlicher Erkenntnis. Es war nötig, daß ein Mann der strengen wissenschaftlichen Arbeit, der mit unerbittlicher Konsequenz und Genauigkeit die einschlagenden Fragen untersuchte und die landläufigen Texte der Reden und Briefe prüfte, sich dieser Angelegenheit mit Ernst und Nachdruck annahm. Und dieser Mann, der sich dieser wichtigen und schwierigen Aufgabe, ohne Furcht vor der Parteileidenschaft verblendeter Bismarckhasser, mit ganzer Seele und voller Hingabe und daher mit glänzendem Erfolge unterzogen hat, ist Horst Kohl. Ausschlaggebend für den

---

1) Bismarcks Briefe an den General Leopold von Gerlach. Mit Genehmigung Sr. Durchlaucht des Fürsten von Bismarck neu herausgegeben von Horst Kohl. Berlin, O. Häring 1896. XXXII, 378 S.

Erfolg seiner Arbeit war außer den genannten Eigenschaften unbedingter Treue und Zuverlässigkeit sowie sorgfältigen wissenschaftlichen Ernstes der Umstand, daß er sich durch seine Leistungen das Vertrauen des Fürsten Bismarck errang sowie der Personen, die mit Bismarck in näherer Verbindung gestanden haben und Urkunden oder Briefe besitzen, die von Bismarcks Hand stammen oder zu diesem in Beziehung stehen. Dadurch öffnete sich ihm das Bismarckarchiv, und durch persönlichen Verkehr mit dem großen Staatsmanne war Horst Kohl in den Stand gesetzt, das Urteil der in allen diesen Fragen bedeutendsten und höchsten Autorität, nämlich Bismarcks selbst, jederzeit zu Rate zu ziehen. So erhielten seine Arbeiten den Stempel einer über jeden Zweifel erhabenen Zuverlässigkeit und Sachrichtigkeit, und damit wurde es zugleich möglich, die Kohlschen Bismarckveröffentlichungen zur Grundlage für eine wirkliche wissenschaftliche Erforschung nicht nur der Zeitgeschichte sondern der Eigenart und des Wesens, der ganzen Persönlichkeit des gewaltigen Staatsmannes zu machen, der schon längst nicht mehr lediglich sich selbst oder einem kleinen Kreise von Verwandten und Freunden, sondern der ganzen Nation, ja der ganzen Menschheit angehört. Mögen die ehemaligen politischen Gegner Bismarcks (von den bloßen Kläffern und Neidern, die alles Große gewohnheitsmäßig ihren niedrigen Instinkten folgend zu besudeln pflegen, reden wir hier nicht) heute auch noch immer nicht im stande sein, das politisch Vergängliche und durch den Streit der Meinungen vorübergehend Hervorgetriebene von dem ewig Unverlierbaren und Großen in dieser gewaltigen Natur zu trennen und den großen Staatsmann und Menschen Bismarck mit unbefangenem Blicke zu betrachten, für den weitaus größten Teil der Nation, dessen Blick nicht durch Parteileidenschaft getrübt ist und der mit Ruhe und Besonnenheit den Kern einer Persönlichkeit zu erfassen vermag, ist die weltgeschichtliche und menschliche Größe Bismarcks nicht nur ein herrliches und kostbares Kleinod seiner tiefsten und innersten Überzeugung, sondern eine durch den Gang der Ereignisse unerschütterlich fest gerammelte Thatsache.

Das Vertrauen, das sich Horst Kohl durch seine gründlichen und gediegenen Arbeiten in allen maßgebenden Kreisen erworben hat, erschloß ihm auch das Archiv der Familie des Generals Leopold von Gerlach, der seinerzeit mit dem Bundestagsgesandten Otto von Bismarck zahlreiche Briefe gewechselt hatte. Dieser Briefwechsel war 1893 im Verlage von Wilhelm Hertz (Bessersche Buchhandlung) in Berlin an die Öffentlichkeit getreten, aber diese Ausgabe der Briefe erwies sich bei näherer Prüfung als eine nach jeder Richtung hin unzuverlässige und ungenaue Arbeit, der jeder wissenschaftliche Wert abgesprochen werden mußte. Hören wir, was Horst Kohl selbst über die angeführte Veröffentlichung sagt:

„Von allen Freunden deutscher Geschichtsforschung wurde diese Publikation mit Freuden begrüßt; eine zweite Auflage folgte schnell der ersten Ausgabe. Man erwartete in diesen privaten, für die Öffentlichkeit nicht bestimmten Äußerungen zweier so hervorragender Männer mancherlei interessante Enthüllungen, manchen lehrreichen Blick hinter die Koulissen des politischen Theaters, scharf zugespitzte Urteile über Personen und Dinge, und fühlte sich auch nicht gerade enttäuscht. Das Buch wurde als eine wertvolle Ergänzung des Poschingerschen Werkes (Preußen im Bundestage) betrachtet, und man begann alsbald, die Briefe auch für die wissenschaftliche Forschung nutzbar zu machen. Niemand konnte vermuten, daß hier ein Werk geboten wurde, das allen Anforderungen, die an eine Publikation dieser Art gestellt werden müssen, geradezu Hohn sprach.

Die eingehende Beschäftigung mit den Briefen brachte mich auf den Gedanken, daß die Publikation fehlerhaft sein müsse: ich fand grelle Widersprüche zwischen den amtlichen und diesen privaten Äußerungen Bismarcks, die sich nicht erklären ließen, und nicht bloß in Fragen von untergeordneter Bedeutung, sondern selbst in den großen Fragen der Politik und des Staatslebens; ich fand Ausdrücke und Wendungen, die nach meinem durch Jahre langes Studium der Bismarckschen Redeweise geschärften Gefühl so nicht aus Bismarcks Feder geflossen sein konnten, wie sie dem Leser hier entgegentraten; ich fand in manchem Briefe Erörterungen über Fragen der innern und äußern Politik Preußens, die sich mit dem Datum des Briefes nicht in Einklang bringen ließen.

Nachdem der Zweifel einmal rege geworden war, beschloß ich, mir Klarheit zu verschaffen. Fräulein Agnes v. Gerlach, die Tochter des Generals, in deren Besitz die Originale sich befinden, war so gütig, mir die Briefe auf einige Wochen zu eingehender Vergleichung zu überlassen. Und siehe da, mein Verdacht bestätigte sich in einer Weise, wie ich es bei allem Mißtrauen nicht befürchtet hatte. Die gröbsten Lesefehler auf jeder Seite, Auslassungen in Hülle und Fülle, die durch keinerlei persönliche Rücksicht geboten waren, falsche Datierungen, Verschmelzung von Briefen verschiedener Tage, ja selbst Jahre zu einem Briefe unter beliebig gewähltem Datum, Aufnahme fremder Bestandteile in Briefe Bismarcks — das alles enthüllte diese Untersuchung. Der ungenannte Herausgeber hat nicht das Gefühl der Verantwortlichkeit gehabt, das den wissenschaftlichen Arbeiter beseelt; er hat mit dem kostbaren Gute, das ihm anvertraut war, geschaltet wie ein ungerechter Haushalter und dem Fürsten Bismarck, dessen geistiges Eigentum er verwaltete, schweres Unrecht zugefügt.

Dieses Unrecht zu sühnen, that ich sofort die geeigneten Schritte. Indem ich dem Verleger des Briefwechsels die Thatsachen mitteilte, stellte ich ihm für eine sofortige Neuausgabe meine Arbeitskraft und mein Material ohne jede Gegenleistung zur Verfügung. Seine Antwort lautete — ablehnend für die Gegenwart, kühl vertröstend auf die Möglichkeit einer neuen Ausgabe in einer fernen Zukunft. Ich begnügte mich also zunächst damit, im zweiten Bande des Bismarck-Jahrbuches einige der schwersten Fehler durch Neuausgabe der Briefe zu verbessern. Durch diese Veröffentlichung aber kam die Sache ins rechte Geleise. Sie erregte das Interesse des Fürsten Bismarck, und bei einem Besuche in Friedrichsruh durfte ich Sr. Durchlaucht die Beweise für die Untauglichkeit jener ersten Publikation vorlegen. Se. Durchlaucht beauftragte mich alsbald mündlich mit einer Neuausgabe der Briefe und wiederholte diesen Auftrag wenige Tage später in folgendem Schreiben:

Friedrichsruh, den 10. Dez. 1895.

Geehrter Herr Doktor,

ich bin damit einverstanden, daß Sie meine Ihnen zugänglichen Briefe an den General v. Gerlach nach dem Text der Originale omissis omittendis nach Ihrem Ermessen herausgeben. Stellen, die noch lebende Leute oder deren Familien mit Recht verletzen könnten, müssen natürlich zurückgehalten werden. v. Bismarck.

... Den Text der Briefe Bismarcks habe ich aus den Originalen und den im Besitze des Fürsten Bismarck befindlichen Konzepten, die ich zum Vergleiche mit heranziehen durfte, möglichst getreu herausgegeben."

So weit Horst Kohl. Wir haben uns der Mühe unterzogen, die vorliegende Kohlsche Veröffentlichung und die im Verlage von Wilhelm Herz erschienene Ausgabe des Briefwechsels zu vergleichen und haben in allen Punkten das Urteil Kohls bestätigt gefunden. Das deutsche Volk hat ein Recht zu verlangen, daß bei einer Veröffentlichung von Briefen Bismarcks auch die Eigentümlichkeiten seiner Schreibweise nach Möglichkeit beibehalten werden; denn auch diese gehören zu dem Gesamtbilde der weltgeschichtlichen Persönlichkeit, und intimere Charakterzüge lassen sich oftmals aus solchen Eigentümlichkeiten erkennen; jedenfalls aber geben sie dem Werke jenen historischen Duft, den nur pedantische Nivellierungssucht mit plumper Hand abstreift. Wir sind Horst Kohl von ganzem Herzen dankbar, daß er uns hier wieder den echten und unverfälschten Bismarck sehen läßt und nicht duldet, daß flüchtige Buchmacherei die Persönlichkeit Bismarcks in entstellter Form vor die Augen des Volkes zu bringen sucht. Es ist ja eine der allergröbsten litterarischen Unarten, verschiedene Reden oder Briefe einer geschichtlichen Persönlichkeit unter willkürlichen Weglassungen,

die gewöhnlich einzig und allein durch den geschäftlichen Grundsatz hervorgerufen werden, ein handliches, leicht verkaufbares Buch zu stande zu bringen, in eine Rede oder einen Brief zu verschmelzen. Frühere Ausgaben von Reden Bismarcks und, wie wir hier sehen, auch von Briefen haben darin geradezu Haarsträubendes geleistet, und es ist ein gar nicht genug anzuerkennendes Verdienst Horst Kohls, daß er solchen Entstellungen entgegentritt und uns die authentischen Texte darbietet. Zu einer wissenschaftlichen Verwertung eignen sich natürlich nur solche Ausgaben, die man mit dem Vertrauen in die Hand nehmen kann, daß der Herausgeber überall bis ins Kleinste Zuverlässiges bietet. Für die Reden liegt uns die monumentale Ausgabe Kohls vor, und nun regt sich in uns der lebhafte Wunsch, bald eine gleich getreue und genaue Ausgabe sämtlicher Briefe Bismarcks zu erhalten. Ich kann selbst ein Lied davon singen, wieviel Ärger uns ungenaue Ausgaben bereiten können. Seit Jahren habe ich mich, schon vor dem Erscheinen der Kohlschen Ausgabe der Reden, eingehend mit der Sprache Bismarcks beschäftigt, aber alles gesammelte Material habe ich nach dem Erscheinen von Kohls Ausgabe nochmals nachprüfen und dabei einen außerordentlich großen Teil davon verwerfen oder berichtigen müssen. Das Bild der Sprache Bismarcks ist auf Grund der authentischen Texte Kohls ein ganz anderes geworden, als es mir vorher in den früheren Ausgaben der Reden entgegentrat. Wann wird man endlich allgemein bei solchen Publikationen die Fähigkeit wissenschaftlicher Beobachtung und Wiedergabe bekunden und mit dem Gefühle wissenschaftlicher Verantwortlichkeit arbeiten? Wir sind leider noch weit davon entfernt, daß die Herausgeber solcher Zeugnisse und Urkunden allgemein ihren allzusubjektiven Standpunkt aufgeben und sich auf den festen Grund objektiver Darstellung begeben. Gerade das, was solche subjektive Geister als wertlos oder interesselos weglassen, bietet oftmals für den Kenner den Schlüssel zu wichtigen Erkenntnissen.

Es ist daher hocherfreulich, daß uns Kohl hier die Briefe Bismarcks in unentstellter Form dargeboten und uns dadurch wertvolle Grundlagen für wissenschaftliche Bearbeitungen und Darstellungen geliefert hat. Die Briefe Gerlachs hat er mit Recht weggelassen, um mehr Raum für die Briefe Bismarcks zu gewinnen. Hat er doch dafür im zweiten Bande des Bismarckjahrbuches die in der Hertzschen Publikation als nicht vorhanden bezeichneten Briefe Gerlachs aus den Jahren 1855—1858 in genauer Wiedergabe nach den Originalen veröffentlicht. Die vorliegenden Briefe Bismarcks sind nach vier Seiten hin von hohem Werte: 1. durch ihren politischen Gehalt, 2. als Zeugnisse der Zeitgeschichte, durch die Vorgänge, Personen, Verhältnisse oft in geradezu köstlicher Weise gekennzeichnet werden, 3. als Offenbarungen der Persönlichkeit

Bismarcks, sowohl als Zeugnisse seines gesunden Fühlens und Denkens, wie seiner Beobachtungs- und Charakterisierungsgabe, seiner Schlagfertigkeit und Gewandtheit, seines Geistes und Witzes, seines unverwüstlichen Humors, seiner tiefgegründeten nationalen Anschauungsweise und seines warmen vaterländischen Empfindens, 4. als neue Beweise seiner sprachlichen Meisterschaft, seiner hinreißenden Sprachgewalt und seiner durch und durch charakteristischen Ausdrucksweise.

Wir wollen alle vier Gesichtspunkte durch einige Beispiele belegen. 1. Politisches. Sehr fesselnd ist, was Bismarck in dem Briefe vom 28. Dezember 1851 über den Staatsstreich Napoleons (vom 2. Dezember) äußert: „Der erste Eindruck, den mir der zweite December machte, war ein gemischter, ähnlich dem, als das Gehöft eines mir benachbarten Demokraten und Leuteschinders brannte; der Anteil des Ormuzd in mir fand das Schauspiel peinlich, während Ariman in den dunkeln Winkeln meines Herzens ein uneingestandenes Behagen verbreitete, gemischt aus der befriedigten avidité d'émotions und dem Gedanken, daß es nicht mich, und daß es gerade diesen traf. So dachte ich mir Frankreich unter dem Gesichtspunkte fiat experimentum in corpore vili; Gott zeigt uns, wohin das führt, wenn ein Volk das Festland der Legitimität steuerlos verläßt, um sich dem Malstrom der Revolution anzuvertrauen.

Wie Hamlet, nachdem er den konstitutionellen Philister Polonius erstochen hat, zu seiner Mutter, so mag auch der Präsident zu Frankreich sagen: a bloody deed, almost as bad, good mother, as kill a king and marry with his brother, wobei ich den hinkenden Vergleich dahin ausdehne, daß ich den brother durch den cousin, Hamlets Stiefvater durch Louis Phil(ippe) und die Orleans wiedergegeben finde. Sie werden sagen: viel Kohl für einen Menschen, der keine Zeit zu haben behauptet. Der Bonapartismus ist bei uns in Preußen, möchte ich behaupten, älter als Bonaparte, nur in milderer deutscher Form; die letztere hat er einigermaßen abgestreift, als er sich in Gestalt der aus dem Königlich Westphälischen bulletin übersetzten Hardenbergischen Gesetzgebung in mehr Französischer Form introducirte; jetzt finde ich ihn bei uns vorzugsweise durch die liberalisirende Bürokratie körperlich dargestellt; daß ich ihn in dieser Form nicht anfeinde, werden Sie von mir nicht vermuthen. Wenn ich den Zustand der Französischen Bevölkerung nach der Analogie derjenigen Wirkungen beurtheile, welche Französische Herrschaft und Nachbarschaft auf die Anwohner des Mittel- und Oberrheins geübt haben, so muß ich jede Hoffnung auf lange hin aufgeben, daß eine andere als eiserne Gewaltherrschaft dort möglich sei. Wenn unbotmäßiger Hochmuth in Verbindung mit neidischem Streben nach Geld und Genuß jeden andern Regulator verloren haben,

als die Furcht vor den Übeln, die das Gesetz androht, so weiß ich nicht, wie dieses Volk anders regirt werden kann als mit dictatorischer Handhabung des eisernen Scepters, mit welchem die Hand des legitimen Königs von Gott und Rechts wegen unter sie schlagen würde, während Bonaparte dadurch, daß er Frankreich diesen nützlichen Dienst erweist, den Charakter eines unberechtigten aventurier's in meinen Augen nicht verliert. Ich kann mich nicht recht in die Lage des Präsidenten denken, weil ich schon auf dem Wege dahin den Stab über mich brechen müßte und als Franzose nur mit Genehmigung des sanften Heinrich von Frohsdorf die Präsidentschaft hätte annehmen können. Als Preuße kann ich mich nicht freuen über den 2. December, weil ich nur einen Feind, der krank war, momentan erstarken sehe, mit der beiläufigen Consequenz, daß ein leichtsinniger und lügenhafter Freund, Österreich, einen Zuwachs von Unverschämtheit aus dieser Thatsache zieht. An Kriegsgelüste Bonaparte's glaube ich nicht, ich bin sogar überzeugt, daß er alles aufwenden wird den Frieden zu erhalten, weil Krieg die Armee von ihm lösen würde; aber ich kann mir nicht denken, daß er sich der Armee gegenüber auf die Dauer hält. Das Element, welches ihn bei der nichtmilitärischen Bevölkerung trägt, Ermattung und Zerfahrenheit, fehlt im Heere."

Sehr wichtig ist der Brief, den Bismarck am 2. Mai 1857 von Frankfurt aus an Gerlach schreibt und der uns tiefe Blicke in Bismarcks politische Anschauungen und seine ganze Art, wie er die Politik auffaßt, thun läßt. Bismarck hatte am 11. April 1857 aus Paris an Gerlach über eine Unterredung mit dem Kaiser Napoleon berichtet, die er dort hatte, und im Anschluß daran geäußert: „Sie kennen schon von früher meine Überzeugung, daß uns ein Besuch des Kaisers von großem diplomatischen Nutzen sein würde. Es brauchte sich garnichts Politisches daran zu knüpfen, und wir können ganz ehrliche Leute dabei bleiben. Aber wenn er im Herbst einem Corps-Manöver bei uns assistirte, so würde, wie die Dinge in Europa einmal liegen, dieser Beweis guten Einvernehmens mit Frankreich so lange, bis der Eindruck durch einen entgegengesetzten verwischt wird, unsern Einfluß in allen diplomatischen Vorkommnissen wirksam erhöhn. Ich glaube, daß das keines Beweises bedarf, denn man könnte Bände voll von Gründen dafür schreiben." Gerlach war mit diesem Plane nicht einverstanden und meinte, Bismarck habe sich von Napoleon zu sehr imponieren lassen. Darauf antwortete nun Bismarck in dem Briefe vom 2. Mai 1857 unter anderm:

„So einstimmig wir in Betreff der innern Politik sind, so wenig kann ich mich in Ihre Auffassung der äußern hineinleben, der ich im all-

gemeinen den Vorwurf mache, daß sie die Realitäten ignorirt. Sie gehn davon aus, daß ich einem vereinzelten Manne, der mir imponire, das Prinzip opfre. Ich lehne mich gegen Vorder- und Nachsatz auf. Der Mann imponirt mir durchaus nicht. Die Fähigkeit, Menschen zu bewundern, ist in mir nur mäßig ausgebildet, und vielmehr ein Fehler meines Auges, daß es schärfer für Schwächen als für Vorzüge ist. Wenn mein letzter Brief etwa ein lebhafteres Kolorit hat, so bitte ich das mehr als rhetorisches Hülfsmittel zu betrachten, mit dem ich auf Sie habe wirken wollen. Was aber das von mir geopferte Prinzip anbelangt, so kann ich mir das, was Sie damit meinen, concret nicht recht formuliren und bitte Sie, diesen Punkt in einer Antwort wieder aufzunehmen, da ich das Bedürfnis habe, mit Ihnen prinzipiell nicht auseinander zu gehn. Meinen Sie damit ein auf Frankreich und seine Legitimität anzuwendendes Prinzip, so gestehe ich allerdings, daß ich dieses meinem specifisch Preußischen Patriotismus vollständig unterordne; Frankreich interessirt mich nur insoweit, als es auf die Lage meines Vaterlandes reagirt, und wir können Politik nur mit dem Frankreich treiben, welches vorhanden ist, dieses aber aus den Combinationen nicht ausschließen. Ein legitimer Monarch wie Ludwig XIV. ist ein ebenso feindseliges Element wie Napoleon I., und wenn dessen jetziger Nachfolger heut auf den Gedanken käme zu abdiciren, um sich in die Muße des Privatlebens zurückzuziehen, so würde er uns gar keinen Gefallen damit thun, und Heinrich der Fünfte würde nicht sein Nachfolger sein; auch wenn man ihn auf den vacanten und unverwehrten Thron hinaufsetzte, würde er sich nicht darauf behaupten. Ich kann als Romantiker eine Thräne für sein Geschick haben, als Diplomat würde ich sein Diener sein, wenn ich Franzose wäre, so aber zählt mir Frankreich, ohne Rücksicht auf die jeweilige Person an seiner Spitze, nur als ein Stein, und zwar ein unvermeidlicher in dem Schachspiel der Politik, ein Spiel, in welchem ich nur **meinem** Könige und **meinem** Lande zu dienen Beruf habe. Sympathien und Antipathien in Betreff auswärtiger Mächte und Personen vermag ich vor meinem Pflichtgefühl im auswärtigen Dienste meines Landes nicht zu rechtfertigen, weder an mir noch an Andern; es ist darin der Embryo der Untreue gegen den Herrn oder das Land, dem man dient. Insbesondere aber, wenn man seine stehenden diplomatischen Beziehungen und die Unterhaltung des Einvernehmens im Frieden danach zuschneiden will, so hört man meines Erachtens auf, Politik zu treiben, und handelt nach persönlicher Willkür. Die Interessen des Vaterlandes dem eignen Gefühl von Liebe oder Haß gegen Fremde

unterzuordnen, dazu hat meiner Ansicht nach selbst der König nicht das Recht, hat er aber vor Gott und nicht vor mir zu verantworten, wenn er es thut, und darum schweige ich über diesen Punkt.

Oder finden Sie das Princip, welches ich geopfert habe, in der Formel, daß ein Preuße stets ein Gegner Frankreichs sein müsse? Aus dem Obigen geht schon hervor, daß ich den Maßstab für mein Verhalten gegen fremde Regirungen nicht aus stagnirenden Antipathien, sondern aus der Schädlichkeit oder Nützlichkeit für Preußen, welche ich ihnen beilege, entnehme. In der Gefühlspolitik ist gar keine Reciprocität; sie ist eine ausschließlich Preußische Eigenthümlichkeit; jede andere Regierung nimmt lediglich ihre Interessen zum Maßstabe ihrer Handlungen, wie sie dieselben auch mit rechtlichen oder gefühlvollen Deductionen drapiren mag. Man acceptirt unsre Gefühle, beutet sie aus, rechnet darauf, daß sie uns nicht gestatten, uns dieser Ausbeutung zu entziehn, und behandelt uns danach, d. h. man dankt uns nicht einmal dafür und respectirt uns nur als brauchbare dupe.

Ich glaube, Sie werden mir recht geben, wenn ich behaupte, daß unser Ansehn in Europa heut nicht dasselbe ist wie vor 1848, ich meine sogar, es war größer zu jeder Zeit zwischen 1763 und 1848, mit Ausnahme natürlich der Zeit von 7 bis 13. Ich räume ein, daß unser Machtverhältniß zu andern Großmächten, namentlich aggressiv, vor 1806 ein stärkeres war, als jetzt; von 15 bis 48 aber nicht, damals waren ziemlich alle, was sie jetzt noch sind, und doch müssen wir sagen, wie der Schäfer in Goethes Gedicht: „ich bin heruntergekommen und weiß doch selber nicht wie.“[1]) Ich will auch nicht behaupten, daß ich es weiß, aber viel liegt ohne Zweifel in dem Umstande: wir haben keine Bündnisse und treiben keine auswärtige Politik, d. h. keine active, sondern wir beschränken uns darauf, die Steine, die in unsern Garten fallen, aufzusammeln und den Schmutz, der uns anfliegt, abzubürsten wie wir können...

Wollen wir so isolirt, unbeachtet und gelegentlich schlecht behandelt weiter leben, so habe ich freilich keine Macht, es zu ändern; wollen wir aber wieder zu Ansehn gelangen, so erreichen wir es unmöglich damit, daß wir unser Fundament lediglich auf den Sand des deutschen Bundes bauen und den Einsturz in Ruhe abwarten. So lange jeder von uns

1) Aus Goethes Gedicht „Schäfers Klagelied“ (Hempel I, 55), wo Goethe aber das Herunterkommen im wirklichen örtlichen Sinne meint: Der Hirt ist, indem er der weidenden Herde folgt, vom Berge heruntergekommen. Bismarck wendet hier diese Zeilen in witzigem Sinne auf ein moralisches Herunterkommen an. Er gebraucht diese Worte auch, in seiner Frankfurter Zeit, in Briefen an Malwine, an seine Frau u. a., so daß sie geradezu ein Stichwort für seine damalige Anschauung über die preußischen Verhältnisse bilden.

die Überzeugung hat, daß ein Theil des Schachbretes uns nach unserm eignen Willen verschlossen bleibt, oder daß wir uns einen Arm prinzipiell festbinden, während jeder andre beide zu unserm Nachteil benutzt, wird man diese unsre Gemüthlichkeit ohne Furcht und ohne Dank benutzen... Unser Rezept für alle Übel ist, uns an die Brust des Grafen Buol[1]) zu werfen und ihm unser brüderliches Herz auszuschütten. Ich erlebte in Paris, daß ein Graf So und so gegen seine Frau auf Scheidung klagte, nachdem er sie, eine ehemalige Kunstreiterin, zum 24. Male im flagranten Ehebruch betroffen hatte; er wurde als ein Muster von galantem und nachsichtigem Ehemann von seinem Advocaten vor Gericht gerühmt; aber gegen unsern Edelmut mit Österreich kann er sich doch nicht messen.

Unsre innern Verhältnisse leiden unter ihren eignen Fehlern kaum mehr, als unter dem peinlichen und allgemeinen Gefühl unsres Verlustes an Ansehn im Auslande und der gänzlich passiven Rolle unsrer Politik. Wir sind eine eitle Nation; es ist uns schon empfindlich, wenn wir nicht renommiren können, und einer Regierung, die uns nach Außen hin Bedeutung giebt, halten wir vieles zu Gute und lassen uns viel gefallen dafür, selbst im Beutel. Aber wenn wir uns fürs Innre sagen müssen, daß wir mehr durch unsre guten Säfte die Krankheiten ausstoßen, welche unsre ministeriellen Aerzte uns einimpfen, als daß wir von ihnen geheilt und zu gesunder Diät angeleitet würden, so sucht man im Auswärtigen vergebens nach einem Trost dafür. Sie sind doch, verehrtester Freund, au fait von unsrer Politik; können Sie mir nun ein Ziel nennen, welches dieselbe sich etwa vorgesteckt hat, auch nur einen Plan auf einige Monate hinaus, grade rebus sic stantibus, weiß man da, was man eigentlich will? weiß das irgend jemand in Berlin, und glauben Sie, daß bei den Leitern eines der andern großen Staaten dieselbe Leere an positiven Zwecken und Ideen vorhanden ist? Können Sie mir ferner einen Verbündeten nennen, auf welchen Preußen zählen könnte, wenn es heut grade zum Kriege käme, oder der für uns spräche bei einem Anliegen, wie etwa des Neuenburger, oder der für uns irgend etwas thäte, weil er auf unsern Beistand rechnet oder unsre Feindschaft fürchtet? Wir sind die gutmüthigsten, ungefährlichsten Politiker, und doch traut uns eigentlich niemand, wir gelten wie unsichre Genossen und ungefährliche Feinde, ganz als hätten wir uns im Aeußern so betragen und wären im Innern so krank wie Oestreich... Ich wundre mich, wenn es bei uns noch Diplomaten giebt, denen der Muth, einen Gedanken zu haben, denen die sachliche Ambition, etwas leisten zu wollen, nicht schon erstorben ist, und ich werde mich ebenso gut wie meine Collegen darin finden, einfältig

1) Österreichischer Ministerpräsident.

meine Instruction zu vollziehn, den Sitzungen beizuwohnen und mich der Theilnahme für den allgemeinen Gang unsrer Politik zu entschlagen; man bleibt gesünder dabei und verbraucht weniger Tinte."

Liegen nicht in diesem Briefe schon die Grundzüge der ganzen Bismarckschen Politik im Keime angedeutet? Tritt hier nicht sein starker Wirklichkeitssinn, seine scharfe Beobachtungsgabe, seine zwingende Art, Gedanken zu entwickeln und zur Geltung zu bringen, seine hinreißende, mit geistvollen und witzigen Bildern erfüllte Beredsamkeit, seine glühende Sehnsucht Preußen zu erheben, sein Zorn über die passive und ohnmächtige Haltung der Regierung seines Vaterlandes leuchtend hervor? Und von solchen Briefen, die in vielen Punkten eine Ergänzung zu seinen Briefen an Manteuffel sind, ja diese von Poschinger veröffentlichten Berichte erst in die rechte Beleuchtung stellen, finden wir eine Fülle in diesem prächtigen Buche.

2. Zeugnisse zur Zeitgeschichte und den damaligen Verhältnissen. In den Berichten an den Minister Freiherrn von Manteuffel findet sich auch eine genaue und lebendige Kennzeichnung der zur österreichischen Gesandtschaft in Frankfurt gehörenden Personen (Poschinger, Preußen im Bundestag IV.[1]) Er schildert darin (26. Mai 1851) den Grafen Thun als einen Mann, der „in seinem Äußeren etwas von burschikosem Wesen zur Schau trage, gemischt mit einem Anflug von Wiener roué;" von dem Baron Nell von Nellenburg sagt er: „Er ist gegen 50 Jahre, zu Zeiten Dichter, sentimental, weint leicht im Theater, ist äußerlich gutmüthig und zuthunlich und trinkt mehr, als er vertragen kann." Den Baron Brenner nennt er einen großen hübschen Mann von etwa 40 Jahren, der den Eindruck eines geistig bedeutenden und unterrichteten Mannes mache, dem schönen Geschlecht huldige, gegen Herren, in specie auch gegen die preußischen, eine vornehme Zurückhaltung beobachte rc. Zu diesen Mitteilungen bildet der Brief an Gerlach vom 22. Juni 1851 eine hübsche Ergänzung. So schreibt er unter anderm:

„Meine Frau ist noch in Pommern, theils um das Seebad zu genießen, theils weil ich Kind und Kegel nicht eher übersiedeln will, als ich der Gestaltung meiner Zukunft offiziell sicher bin. Für eine puritanische und von ländlichen Vorlieben erfüllte Seele, wie die meiner Frau, bietet die hiesige Gesellschaft nachhaltigen Stoff für sittliche Entrüstung. Denn im Ganzen thut man den schönen Löwinnen von Frankfurt nicht unrecht, wenn man ihren Ton als nahe an Liederlichkeit streifend bezeichnet.[1])

---

1) Schon in Goethes Jugend herrschte dieser Ton in Frankfurt; er hatte sich also bis dahin noch nicht verbessert.

Vor etwa 14 Tagen habe ich eine der sich hier eines stadtkundigen Rufs erfreuenden Landpartien des Grafen Thun mitgemacht, bei der ich selbst die Rolle des Joseph, zu meiner Schande muß ich es gestehn, nur bis zur Höhe des passiven Widerstandes durchgeführt habe. Die Theilnehmerinnen sind hübsche üppige Weiber der hiesigen Bankier-Aristokratie, von denen ich zwar nicht weiß, bis zu welchem Punkte sie einem der hiesigen diplomatischen Garçons oder Strohwittwer den Mangel eigner Häuslichkeit zu ersetzen geneigt sind, deren Auffassung der gesellschaftlichen Beziehungen zwischen Damen und Herren mich aber doch glauben ließ, daß ich es meiner Frau als abwesendem Theil schuldig sei, bei einer Einladung zu einer ähnlichen Excursion auf heut, Geschäfte vorzuschützen ... Er (Thun) ist ein Gemisch von ungehobelter Derbheit, die leicht für ehrliche Offenheit passirt, von aristokratischer Nonchalance und slavisch-bäuerlicher Schlauheit, hat stets „keine Instructionen" und scheint wegen Mangel an Geschäftskunde von seiner Umgebung abhängig zu sein. Unter diesen ist der Baron Brenner, ein romantischer beau, groß, schön und brünett, klug und unterrichtet, aber faul, in Gesellschaft schweigsam ... Dann der Baron Nell, etwas älter, scheinbar mehr der Flasche als den Weibern zugethan, ersterer jedenfalls über den Durst; er besucht mich mitunter, sieht mich ununterbrochen und schweigend an wie die Schlange den Colibri und geht nach 10 Minuten fort, ohne ein Wort gesagt zu haben. Er soll geschäftlich routinirter, jedenfalls fleißiger als Brenner sein und hat dadurch entschiedenes Ascendant über Thun. Alle drei Herren von der Oestreichischen Gesandtschaft haben durchaus nichts, was Vertrauen erweckt, Thun noch am meisten, ... vorsichtige Unaufrichtigkeit ist der bemerkbarste Charakterzug in ihrem Verkehre mit uns."

Die hier gegebene Charakteristik des Lebens der Diplomaten in Frankfurt wird ergänzt durch einen Brief Bismarcks aus Frankfurt, 20. März 1857, in dem er Fonton, den russischen Gesandten, mit einigen kräftigen Strichen kennzeichnet:

„Ich habe gestern dem neuen Russen zu Ehren ein offizielles dîner im ächt Frankfurter Stile gegeben: über 20 Nummern auf dem Menu und ein Dutzend der sonderbarsten Weine.[1]) Ich verabscheue eigentlich

1) Das gedruckte Menu lautete: Dîner le 19 mars 1857. Les huîtres d'Ostende — Le potage à la bisque — Le caviar de Russie aux plinis — Les truffes au vin de Bourgogne — Les turbots, sauce aux huîtres — Les pièces de boeuf de Hambourg — Les pains de gibier à l'essence — Les croustades à la financière — Les langoustes à la remoulade — Les bécasses rôties — Les pâtés de foie gras — Les asperges en branches — Les compotes — Les gelées — Les croquembouches à l'ananas — Les glaces — Le dessert.

diese Stoff- und Geldverwüstungen, aber, ob Christian oder Itzig, 's G'schäft bringts halt so mit sich. Fonton ist ein bequemer Geschäftsmann, der ohne Vorurtheile und Umschweife mit geringschätziger Leichtigkeit jede politische Frage tractirt; zum guten Diplomaten fehlt ihm die Fähigkeit, Zutrauen einzuflößen, zum guten Gesellschafter diejenige, mit anständigen Frauen zu verkehren. Sonst ist er geistreich und angenehm, für die etwas faisandirte Weiblichkeit der hiesigen Banquier-Gesellschaft wie geschaffen; für die jungen Leute ist er in seiner brillanten Liederlichkeit und witzigen Zotenreißerei ein gefährliches Beispiel. Grade heut erfahre ich, daß zwei Attachés, ein Däne und ein Holländer, um 6 Uhr früh von der Flasche kommend, eine gleichzeitig in die Frühmesse gehende Bürgerstochter derartig auf der Straße belästigt haben, daß sie sich unter den Schutz eines Preußischen Offiziers von der Wache geflüchtet hat; hoffentlich ist die Geschichte nicht ganz wahr, aber natürlich wird sie unter den Frankfurtern mit vielen Übertreibungen böslich erzählt, von der Diplomatie aber vertuscht."

Sehr bezeichnend ist auch eine Stelle aus Bismarcks Brief an Gerlach aus Frankfurt vom 20. Dezember 1853:

„Unsre Gesellschaft ist durch Damenkriege präoccupirt. Frau v. Brints hat sich zur Aufgabe gemacht, eine Lady Rollington einzuführen; diese säuft und leidet an Ausschlag, die Bairische Gesandtin wollte sie deßhalb mit Recht nicht einladen, darüber hat ihr die Brints Sottisen bis zu Thränen und Krämpfen gesagt, das haben die andern Gesandtinnen übel genommen, und nun spielen wir Montechi und Capuletti; darüber vergißt man seit 14 Tagen Coalition und Orient, und Sinope[1]) ist spurlos an uns vorübergegangen."

Am 3. Februar 1854 bemerkt er unter anderm:

„Gestern erhielt ich die telegraphische Nachricht, daß Kisseleff[2]) Paris verlasse. Ich war grade auf dem Club und besann mich, wen ich wohl am besten damit erschrecken könnte; mein Auge fiel auf Rothschild; er wurde kreidebleich, als ich es ihm zu lesen gab. Sein erster Ausruf war: „hätte ich das heut früh gewußt"; sein zweiter: „wollen wir morgen ein Geschäftche zusammen machen? Excellenz riskiren nichts dabei." Ich lehnte es freundlich dankend ab und überließ ihn seiner erregten Stimmung."

Schon aus den angeführten Stellen tritt zugleich Bismarcks ganze Persönlichkeit und seine Sprachgewalt klar und deutlich hervor, sodaß wir Punkt 3 und 4 (Offenbarungen seiner Persönlichkeit rc. und seiner

---

1) Seeschlacht zwischen Türken und Russen, 30. Nov. 1853.
2) Der russische Gesandte in Paris.

sprachlichen Eigenart) nicht noch besonders zu belegen brauchten. Es sei uns aber gestattet, wenigstens noch ein paar kurze Zeugnisse für die beiden letzten Punkte hier anzuführen. Von seiner Art zu denken und zu urteilen giebt z. B. folgende Stelle aus einem Briefe aus Frankfurt vom 27. Januar 1853 in treffender Weise Kunde:

„Wenn ich die Artikel der Kreuzzeitung über die Französische Heirath[1]) lese, so werde ich lebhaft an das Mißbehagen erinnert, welches ich schon auf dem Gymnasium bei Lesung der ungehobelten Schimpfreden empfand, mit welchen die von mir übrigens sehr verehrten Homerischen Helden sich vor dem Gefecht zu regaliren pflegten. Wir sollten doch seit Hectors Zeiten einige Fortschritte in der Erziehung gemacht haben. Wem und wozu nützt es, den Bräutigam der Fräulein Montijo zu nergeln, indem man ihm den Stock hinhält, wie einem bösen Kettenhunde! Wollen wir Frieden mit ihm, wie ich bis jetzt denke, so ist es doch jedenfalls unrichtig, ihn nicht nur zu reizen, sondern seine Stellung zu untergraben, indem man ihn dem Gelächter seiner Unterthanen und dem Hohn seiner Gegner unter diesen designirt. Soll es aber Krieg sein, und das wird es schließlich wohl werden, so scheint es doch sowohl die Politik als der Anstand zu gebieten, daß wir uns provocirender Kundgebungen enthalten. Wenn man Streit findet, so ist unter allen Umständen das Bewußtsein angenehm, ihn nicht gesucht zu haben."[2])

Bismarcks Lebensanschauung tritt auch in dem folgenden Zeugnisse klar zu Tage (25. November 1853):

„Heut besuchte mich ein Major Katte vom — Ulanenregiment, in Mainz Platzmajor, und war sehr zweifelhaft, ob er eine auf ihn gefallne Wahl zur zweiten Kammer annehmen solle, da er gehört habe, daß Se. Majestät es nicht gerne sähen, wenn Offiziere in die Kammer gingen. Ich habe ihm das ausgeredet, denn es wird ohnehin an anständigen Leuten dort fehlen. Er ist Gutsbesitzer in meinem Kreise und ein wohlgesinnter Mann mit dem eisernen Kreuz und dem Johanniter. Werden wir denn eine erste Kammer haben, d. h. eine vollzählige, oder müssen wir auf einem Beine stehn? Es ist vortrefflich, daß die Kammern etwas von ihrem volksvertreterischen Nimbus verloren haben, aber wenn sie ganz auf den Hund kommen, so verliert der König ein brauchbares und in ruhigen Zeiten gesundes Correctiv für seine von dem Krebs republikanisch-heidnischer Bildung angefressene Büro-

1) Napoleons III. mit Eugenie v. Montijo.

2) Es war später ein meisterlicher Zug Bismarckscher Staatskunst, stets den Gegner Deutschlands vor dem Ausbruche des Krieges so ins Unrecht zu setzen, daß die übrigen europäischen Mächte diesem nicht beistanden. Auf diese Weise isolierte Bismarck den Gegner.

kratie, die auf die Dauer mehr Elend ins Land bringt, als die Hand-voll oppositioneller Kammerschwätzer."

Von seiner witzigen Art zu schildern, geben folgende Stellen Zeugnis:

„Es ist soeben", schreibt er aus Stolpmünde am 25. August 1856, „7 Uhr Morgens, und ich merke an der Unbeholfenheit meiner Hand, daß diese nächtliche Stunde in der Oekonomie meiner Natur eigentlich nicht zum Schreiben bestimmt ist; aber in der geschäftigen Tagesordnung eines Seebades ist es schwer, zu einer andern Tageszeit in die Nähe des Tintfasses zu kommen. Wenn ich um 9 Uhr in einem Wasser von selten über 10 Grad Reaumur gebadet habe, so muß ich natürlich um 10 frühstücken, um 11 ausreiten, und wenn ich dann um 2 zum Essen komme, so gebe ich mich dieser Function so rückhaltlos hin, daß ich den torporem der Sättigung um 4 Uhr mit Aufwendung aller Energie meines Characters soweit überwinde, um mich in ein Segelboot zu versetzen, aus welchem ich zur regelmäßigen Strandpromenade mit Sonnenuntergang, und demnächst zu einer abendlichen Vereinigung übergehe, welche von einigen Dutzend Damen, die man nach Belieben entweder Puttkamer oder Zitzewitz nennt, durch Gesang oder Tanz erheitert wird. Die Damen singen besser, als sie tanzen; merkwürdig ist, daß sie unverkennbar den Männern nach allen Seiten hin geistig überlegen sind. Vielleicht ist das aber nicht bloß in Pommern so; bei den Rheinischen Bankiers und Fabrikanten machen die Frauen durchschnittlich auch den Eindruck, als ob sie einer höhern Klasse der Gesellschaft angehörten, wie ihre Männer. Bei Angehörigen der frühern Generation fällt das weniger ins Auge; es muß seine Ursache in der heutigen Erziehung und materialistischen Lebensrichtung der Männer haben."

Aus Chambery schreibt er am 16. Oct. 1853: „Es ist doch sehr glücklich, einmal 14 Tage so garnichts von Politik zu hören und zu sehn und sich über nichts zu ärgern und aufzuregen als über seine eignen Thorheiten. Verachten Sie mich auch wegen des studentischen Leichtsinnes, mit dem ich in der Welt umherdämmere, oder schätzen Sie diese Eigenschaft hoch an Diplomaten? Nach meinen Reiseeindrücken ist übrigens dieses Land unendlich viel mehr in der Civilisation zurück, als ich geglaubt habe, und die Rodomontaden der liberalen Partei über die Vortrefflichkeit der hiesigen Staatsmaschine und die Höhe der materiellen Entwickelung sind in unverschämter Weise aus der Luft gegriffen. Das Militär sieht gut aus, d. h. soldatisch, nicht elegant. Dagegen die Douaniers überzahlreich und bettelhaft corrumpirt, d. h. sie drängen privative Dienste auf und behalten Geld, was sie herausgeben sollen, bitten auch darum ... Die Posteinrichtungen sind unglaublich liederlich. Man ist ganz der Willkür der Posthalter und Postillone preisgegeben u. s. w."

So tritt uns überall die scharfe, durchdringende Beobachtungsgabe und die Neigung zu frischem Humor oder sarkastischem Witz entgegen. Wenn er im Eingange eines Briefes schreibt: „Ich beeile mich, meine ungehobelten Schriftzüge Ihrem nachsichtigen Auge zu unterbreiten" (S. 1), oder wenn er eine politische Betrachtung mit dem Rufe unterbricht: „Nur Muth, der Tobak raucht sich gut, steht auf dem Ukermärker Kanaster!" (S. 138), oder wenn er der Passivität und Thatlosigkeit der preußischen Regierung gegenüber in die Worte ausbricht: „Die Melodie freilich, welche mir durch Privat-Correspondenzen aus den ministeriellen Regionen entgegentönt, ist ganz die des Liedes: ‚Es seind einmal 3 Schneider gewesen, die waren soeben vom Fieber genesen'" (S. 148), oder wenn er in demselben Sinne äußert: „Majestät müssen durchaus darauf halten, daß Allerhöchst Ihre Minister mehr Sect trinken; ohne eine halbe Flasche Crément im Leibe dürfte mir keiner von diesen Herrn ins conseil kommen; dann wird unsre Politik bald eine respectablere Farbe annehmen." (S. 148), oder wenn er bei Empfehlung der Heirat des Leutnants Asseburg mit Fräulein von Brints schreibt: „Ich bin sehr für die Romane, bei denen sie sich kriegen, und ob sie für einander passen[1]), ist am Ende nur ihre Sache und bei großer Passion gleichgültig", und dann mit schalkhaftem Humor diesem Briefe als Nachschrift hinzufügt: „Ist es nicht ein schönes Zeichen für mein gefühlvolles Herz, daß ich zwischen zwei Vorträgen im Militärausschuß, in dieser Orientalischen Zeit, mit Prokeschs übelriechendem Athem neben mir, Ihnen im Interesse zweier Liebender schreibe? ich kann mir wirklich meine Achtung nicht versagen!", so erkennen wir klar aus solchen Stellen Bismarcks Eigenart: ein Geist, der die verschiedenartigsten Angelegenheiten mit gleichem Anteil verfolgt, der auch in der verzweifeltsten Lage den Humor nicht verliert und mit souveräner Leichtigkeit über alle Hindernisse hinwegschreitet. Der Grundzug aber der ganzen Sammlung ist die Mahnung zu politischer That, der stete Hinweis auf die traurige Passivität Preußens in der damaligen Zeit und den Mangel an Mut. Was er einst Friedrich Wilhelm IV. bei einer Unterredung auf der Terrasse von Sanssouci zurief: „Mut! Mut und noch einmal Mut! und Majestät werden siegen!" das klingt auch aus jeder Seite dieser Briefe immer und immer wieder heraus. Und so empfinden wir bei der Lektüre dieses Werkes

1) Er hatte beide am Tage vorher in einem Briefe an Gerlach in folgender Weise gekennzeichnet: „Er ist ein netter Junge, macht aber eine thörichte Partie; sie ist 3 Jahr älter, verwöhnte Salon-Blüthe und hat vor ihm schon mit Robert Goltz, mit 2 Englischen und einem Belgischen Attaché Beziehungen gehabt, die sich dicht um die Verlobung drehten oder wirklich dazu führten; was man „eine hübsche Kröte" nennt." (S. 131).

lebhafte Freude über die starke und gesunde Männlichkeit, die sich hier offenbart.

Wir müssen uns mit dieser dürftigen Skizze begnügen; es tritt uns eine Fülle von Gedanken und Anregungen entgegen, und ich kann nur wünschen, daß diese Sammlung von Bismarckschen Briefen nicht nur in jede Schulbibliothek, sondern vor allem in jedes deutsche Haus ihren Einzug halte. Wer solche Bücher in seinem Schranke stehen hat und von Zeit zu Zeit auch wirklich darin liest, um dessen Geisteskultur ist es gut bestellt. Für solche Werke und deren Verbreitung in unserem Volke einzutreten, sollte sich jeder deutsche Mann und jede deutsche Frau zur Aufgabe machen. Das deutsche Geistesleben kann sich in solchen frischen Seelenergüssen unseres großen Staatsmannes gesund baden. Denn hier ist alles Frische und Leben, Kraft und Gesundheit. Und unsere theoretische Kleingeisterei und übergelehrte Blödigkeit kann eine solche Auffrischung und Entschüchterung sehr nötig gebrauchen. Dank darum dem Herausgeber für seine verdienstliche That!

---

# Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.[1])

Von **Otto Lyon** in Dresden.

In unserer besten und gesündesten deutschen Wochenschrift, in den Grenzboten, hat auch Rudolf Hildebrand, der getreue Eckart unseres deutschen Geisteslebens, eine Reihe von Aufsätzen erscheinen lassen, denen er die gemeinsame Überschrift „Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen“ gab. Einen Sonntagsphilosophen nannte er sich, sowie sich jemand etwa als Sonntagsjäger bezeichnet. Er wollte damit sagen, daß er sich nicht berufsmäßig, sondern nur nebenbei einmal mit Philosophie beschäftige, und er wollte durch diese zugleich mit einem gewissen gesunden Humor gewählte Bezeichnung seine Ausführungen als unsystematische Betrachtungen über Gegenstände, die ihm am Herzen lagen, aufgefaßt wissen. In Wirklichkeit barg sich aber hinter der Benennung „Sonntagsphilosoph“ noch ein tieferer Sinn. Rudolf Hildebrand hatte schon als Student erkannt, daß alles Systematische von der Wahrheit abführt und daher die Erkenntnis der Wahrheit nicht fördert, sondern hemmt. Er wollte dem wirklichen Leben so nahe als möglich kommen und darum verwarf er alle Systematik. Auch die Philosophie beging nach seiner Auffassung den Hauptfehler durch ihren systematischen Betrieb und mußte daher

1) Rudolf Hildebrand, Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen. Gesammelte Grenzbotenaufsätze. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1896. VIII, 385 S.

immer weiter von der Wahrheit hinwegführen. Viel näher mußte man der Wahrheit kommen, wenn man die Systematik aufgab und von Fall zu Fall entschied. So, meinte er, solle eigentlich jeder Mensch seine eigene Philosophie haben und die Dinge nach seiner Weise betrachten. Im Gegensatz zu dem Fach- und Schulphilosophen wollte er so auf seine Art, gelegentlich und außerhalb aller theoretischen Systeme, Welt und Leben betrachten — und dadurch die Wahrheit weit eher und klarer erkennen als der in systematischen Theorien befangene Fachphilosoph. Goethe war hier sein großer Lehrmeister, der gleichfalls alle Fachphilosophie als wahrheitshemmend verwarf und dabei doch ein philosophischer Kopf ersten Ranges war. Auch Rudolf Hildebrand besaß hervorragende philosophische Begabung, die uns namentlich in seinen Artikeln im Grimmschen Wörterbuch entgegentritt. In seiner Jugend hatte er eine philosophische Arbeit über Spinoza geschrieben, die leider nicht gedruckt worden ist, und in seinen Vorlesungen über Schillers oder Goethes Dichtungen kam sein hoher Gedankenflug in weitschauenden philosophischen Erörterungen aufs herrlichste zur Geltung. Er ging auch in seiner Philosophie von geschichtlicher Betrachtung aus, hielt er doch die Kulturgeschichte für die Königin aller Wissenschaften. Selbst unangenehme und widerwärtige Erscheinungen der Gegenwart rückte er sich durch geschichtliche Betrachtung in objektive Beleuchtung, und die innere Harmonie seines ganzen Wesens beruhte besonders auf dieser Fähigkeit, alle Dinge in ihrem Entwickelungsgange zu schauen und für alles Bestehende den geschichtlichen Hintergrund aufzurollen. In dieser geschichtlichen Betrachtungsweise fand er Ruhe und Frieden, und er ruhte nicht eher, als bis er für jede neue Erscheinung, für alles, was ihn befremdete oder ihm merkwürdig erschien, die geschichtliche Lösung gefunden hatte. So hatte er nach und nach eine Lebensphilosophie gewonnen, aus der heraus ein unendlicher Frieden, eine Beruhigung und Versöhnung strömte, welcher sich niemand entziehen konnte, der in seine Nähe kam. Anzuziehen und festzuhalten verstand keiner so, wie Rudolf Hildebrand. Von dieser großartigen Lebenskunst, die sich auf seiner geschichtlichen Betrachtungsweise aufbaute, hat er nun in diesen Tagebuchblättern eines Sonntagsphilosophen auch weiteren Kreisen einiges mitgeteilt, und wenn man diese Blätter liest, so scheidet man nur mit dem lebhaften Wunsche von ihnen: Hätte uns der sonnige Blick dieses Sehers doch noch mehr Dinge der Welt und des Lebens mit diesem eigenartigen Schimmer beleuchtet! Doch bereits das in diesen Aufsätzen Gegebene enthält eine solche Fülle gesunder Lebensphilosophie, daß wir nur wünschen können: Möchte dieses Buch in die weitesten Kreise dringen, möchten es auch die lesen, die sich in maßgebenden und leitenden Stellungen befinden, damit sie ihre Macht und ihren Einfluß

aufbieten, Besserung, Wiedergeburt, Erlösung und Versöhnung herbeizuführen. Denn was Hildebrand hier giebt, das deckt sich mit dem innersten Fühlen und Sehnen unseres Volkes, und es dünkt uns an vielen Stellen, als ob der Geist unseres Volkes in ihm Person geworden wäre und in seinen Worten zu uns spräche.

Die Aufsätze führen folgende Einzelüberschriften: Ein Knopf von Goethe. Die Tonleiter im Musikunterricht. Richard Wagner und Aufregung. Etwas zur Geschichte des Kunstblickes. Wie man von Tieren lernen kann. Wie Lachen schön macht, etwas zum Begriff der Schönheit. Etwas vom Sterben. Ein nicht anerkannter Vers von Goethe. Etwas vom Leben. Wie Wahr und Gut zusammenhängen. Trauer und Treue. Prophezeiungen. Gute alte Zeit und Fortschritt. Die Rede des Prinzen Ludwig. Aus der Geschichte unsrer Sitte, zugleich zur Fortschrittsfrage. Ein Wunschzettel an den Zeitgeist. Neu hinzugekommen ist ein Aufsatz: Das Leibnizdenkmal in Leipzig und Realismus, der sich im Nachlasse Hildebrands vorfand. Der kleine Aufsatz über das Leibnizdenkmal enthält eine Fülle von Gedanken über den modernen Realismus und giebt zugleich einen Nachweis an einem einzelnen Falle, daß der Realismus zu sehr im Außenwerk stecken bleibt. Mit Recht urteilt Hildebrand von Hähnels Leibnizdenkmal: „An Hähnels Leibniz wird der Blick zunächst gefesselt durch das sogenannte Kostüm, das mit einer Treue und Genauigkeit im Erz wiedergegeben ist, daß man an der großen Allongeperücke hängen bleibt und sich in die Locken verliert, dann ebenso am Bratenrock mit seinen überladenen Ärmeln, Aufschlägen Spitzen ꝛc.; auch an den Strümpfen bemerkt man unfehlbar die Falten, an denen der Diener wohl mit der Hand streifen mußte, um sie noch zu glätten; es ist zuviel „Kostüm“ und so, als hätte der Künstler daran zuerst gedacht oder doch zumeist, um ja der Richtung der Zeit nach sogenannter Wahrheit genug zu thun ... Hähnels gesuchte Wahrheit ist zu sehr im Außen hängen geblieben, zu wenig ins Innen vorgedrungen, sie geht zu sehr auf Schneider- und Friseurwahrheit aus, zu wenig auf die allgemeine, eigentliche.“

In dem Aufsatz „Ein Knopf von Goethe“ giebt Rudolf Hildebrand eine humorvolle Satire auf die Kleinigkeitskrämerei des Spezialistentums unserer Zeit. Er denkt sich, daß er im Besitze eines Knopfes sei, der von Goethe herstamme, und es gelte nun die Echtheit des Knopfes zu erweisen, die Zeit, aus der er stamme (Datierung!) ꝛc. „Wenn jetzt Abiturienten“, fügt er dabei ein, „die sich ausweisen sollen, daß sie reif sind für Mitarbeit in der höhern Geisteswelt, auch nach den Trinkgefäßen gefragt werden, aus denen Horaz seinen Wein getrunken hat, so sind wir vielleicht in zwei- bis dreihundert Jahren so weit, daß sie

auch nach den verschiedenen Röcken, Knöpfen, Perücken &c. gefragt werden können, in denen man Goethen in verschiedenen Perioden in den siebziger, achtziger, neunziger Jahren &c. gesehen hat." Aber dabei bleibt er doch nicht in der Satire stecken. „Gewißheit", sagt er zum Schluß, „ist damit freilich nicht gegeben, aber eine gewisse gemütliche Wahrscheinlichkeit — und, gestehe man sichs nur — weiter bringt mans auch sonst nicht in allen eigentlichen Menschenfragen, ja: je wichtiger an innerm Wert eine solche Frage ist, je mehr muß man sich endlich bei einer gemütlichen Wahrscheinlichkeit der Antwort beruhigen, bis in die höchste Philosophie hinein."

In dem Aufsatze „Richard Wagner und Aufregung" erfahren wir, welche Stellung Hildebrand zu Richard Wagner einnahm. „Wenn mir jemand", sagt er da am Schlusse, „mit Aufregung kommt, im Leben oder in der Kunst, so schließe ich mich zu, ich mag mir von keiner fremden Hand in mein Inneres greifen lassen, die mich in mir hin- und herschleudern will, wie ein steuerloses Schiff im Sturm, so gerne ich mich großer Bewegung öffne, die mich erweitert, vertieft und erhöht, und ich begreife nicht, wie man anders denken kann. Gewiß hat Richard Wagner von der Kunst groß und tief gedacht, wie wenige vor ihm, und ich bewundere manches große und tiefe Wort in seinen theoretischen Ausführungen unbedingt, wie auch manches in seinen Werken. Gerade für die deutsche Kunst hat er als begeisterter Mann ein Ziel ausgesteckt, das nicht höher sein kann, aber in der Ausführung hat er sich in einem Hauptpunkte doch wohl übel vergriffen, nicht zum Heile unserer nervenkranken Zeit." Freilich wird wohl kein Anhänger Richard Wagners dieses Urteil unterschreiben. Hildebrand hat dabei eins übersehen, daß die Beruhigung, die wunderbarste geistige Harmonie für den, der mit Wagners Kunst innig vertraut ist, geschaffen wird durch die großartige Einheit des Kunstwerkes, das von Anfang bis zu Ende wie ein lebendiges, organisches Ganzes erscheint, in dem auch das kleinste Glied unentbehrlich ist. Für mich hat Wagners Kunst nie etwas Aufregendes gehabt, die Klänge des Pilgerchores, des Walhallamotivs, des Preisliedes in den Meistersingern u. a. u. a. lassen mir geradezu himmlischen Frieden in die Seele fließen, und die stürmische, leidenschaftliche Bewegung seiner Kunst ist mir wie eine frische Fahrt auf wogendem Meere, die aber immer in den sichern Hafen harmonischer Ruhe einläuft. So möchte ich auch Richard Wagner nicht Aufregung, sondern wirkliche große Bewegung, die nie das Steuer aus der Hand verliert, als das ihm Eigentümliche zuerkannt wissen. Ich habe mich mit Rudolf Hildebrand oft über diesen Punkt ausgesprochen; er wäre wohl anderer Anschauung geworden, wenn er einmal einer Bayreuther oder Dresdner Wagner-

aufführung beigewohnt und da den von aller Aufregung und Nervosität freien, kunstvollendeten und wohlausgeglichenen, in Wahrheit gewaltigen Vortrag vor allen Dingen des instrumentalen Teils der Wagnerschen Opern gehört hätte. Die Wagnersche Musik bleibt nicht in den Ohren hängen, sondern geht in den tiefen Grund der Seele.

Sehr lehrreich und beherzigenswert ist der Aufsatz: „Etwas zur Geschichte des Kunstblickes", in dem Hildebrand nachweist, daß frühere Zeiten die Dinge und Personen anders sahen, als wir jetzt, daß das Leben jedes Zeitalters unter besonderen innern Gesichtspunkten steht, und daß man, um ein Zeitalter zu verstehen, erst diese innern Gesichtspunkte ermitteln muß. Die Lehre, die uns jetzt von unsern realistischen Künstlern gepredigt wird, daß wir erst anders sehen lernen müssen, um ihre Kunst zu verstehen, ist hier zum ersten Male von Rudolf Hildebrand verkündigt worden. Die Phantasie des Genießenden sieht das in das Kunstwerk hinein, was zu sehen sie vorbereitet ist. Und es ist daher „das unüberspringliche Grundgesetz alles Kunstwesens, daß dazu nicht bloß das Schaffen des Künstlers, sondern auch eine Mitarbeit des Genießenden gehört, die der Künstler mit in Rechnung ziehen muß."

„Wie man von Tieren lernen kann" ist die Überschrift der nächsten Plauderei. Aus der Betrachtung von Gänsen, Hühnern und Ziegen gewinnt hier Hildebrand die Lehre, wie wir wieder zu einem überfließenden tiefen, freien Behagen am bloßen Dasein, das uns in dem städtischen Treiben mehr und mehr verloren geht, zurückkehren müssen, um wieder gesunde und ganze Menschen zu werden. „Im Stadtleben wird das Gehirn, das Kopfleben genährt, wird aber unversehens übernährt und zehrt damit an dem andern Lebensgebiete unsers Innern, Gemüt oder Seele oder Herz, wie mans verschieden nennt ... Daß aber eben in diesem andern Gebiete unsers Innern, dem der niedern Seelenkräfte, wie man im vorigen Jahrhundert nach Wolff sagte, das eigentliche Leben wohnt, nicht im Kopfe, das kommt mir oft wie vergessen vor und muß dem Zeitgeiste geradezu laut ins Ohr gerufen werden, da er sich durch verschiedene Einflüsse in falscher Richtung in ein einseitiges Kopfleben und damit in ein krankhaftes oder doch leeres Leben überhaupt hineintreiben läßt, die größte Gefahr unsrer Zeit." In demselben Aufsatze wird an dem Beispiel einer Henne, die ihre Küchlein genau kennt und sicher weiß, wenn eins davon fehlt, ohne daß sie doch einen Begriff von der Zahl und vom Zählen hat, der Wert der Zahl beleuchtet und daran nachgewiesen, daß überall da, wo ein tief innerliches Verhältnis waltet, z. B. bei der Mutter im Kreise ihrer Kinder (im Kreise, d. h. alle Kinder stehen ihr gleich nahe, wie beim Kreise jeder Punkt in der

Peripherie dem Mittelpunkt gleich nahe ist) die Zahl und das Zählen etwas ganz Äußerliches bleibt. Ebenso steht das Denken in Worten diesem Sachdenken, das viel innerlicher und anschaulicher ist, gegenüber. Der Hottentotte, der sich nicht die Mühe nimmt, seine Viehherden zu zählen, vermißt doch am Abend, wenn er die Herde überblickt, jedes fehlende Stück und wenn die Herde aus tausenden besteht. Er sagt dann: „Ich sehe ein Stück, das nicht da ist" (ganz richtig, denn er sieht es in sich). Er hat also eine lebendige Vorstellung von jedem einzelnen Stück der Herde, was uns Kulturmenschen als ganz unmöglich erscheint. Wir sind leider in unserm Denken von dieser Lebhaftigkeit des Vorstellens weit entfernt. „Denkt man sich aber solche lebendige innere Vorstellung, zugleich so umfassend, gepaart mit dem höhern Denken, das uns die Kultur giebt: welcher Leistungen müßte da der Menschengeist fähig sein!" Der Naturmensch, z. B. ein Schäfer, „bleibt mit den Sachen, an die er denkt, wie in unmittelbarer Fühlung, die durch Worte, die wir dafür einsetzen, halb oder ganz verloren geht, weil sie sich zwischen uns und die Dinge einschieben und die deutliche Vorstellung zurückschieben." Und im Anschluß daran weist dann Hildebrand auf Goethes „gegenständliches Denken" hin.

Eins der köstlichsten Blätter in den Tagebuchblättern des Sonntagsphilosophen ist betitelt: „Wie Lachen schön macht, etwas zum Begriff der Schönheit". Rudolf Hildebrand erzählt da, wie er im Dämmerlicht der Straßen- und Ladenbeleuchtung durch die belebteste Straße Leipzigs gewandert sei. Da leuchtete ihm „aus einer Gruppe dreier kommenden Frauengestalten ein Antlitz entgegen, das den Sinn weckte und an sich zog mit dem Leuchten der Schönheit, jugendlicher Schönheit, so unausweichlich wie im Felde draußen eine im Dämmer auftauchende Laterne plötzlich den Sinn faßt und an sich zieht — und als die Gruppe näher kam, wars eine Alte, eine Sechzigjährige: aber sie lachte, mit jenem Lachen, das eine große, frohe, gute Empfindung aus der Tiefe hervorholt, eine große Freude und selbstlose Liebe zusammen." Daran entwickelt nun Hildebrand den Unterschied zwischen Naturschönheit (blendender Schönheit) und Seelenschönheit. Er vergleicht die blendende Schönheit dem Sonnenlichte, die Seelenschönheit dem stillen Glanz des Mondes. Die Sonne wirkt unmittelbar auf die Sinne, der Mond dagegen auf das Gemüt und thut in uns auch nur dann jene wundersame Wirkung, welche die Dichter so gern aussprechen, wenn wir gerade in der Lage oder Stimmung sind, das Gemütsleben spielen zu lassen, also uns selber tiefer aufzuschließen. Mit Goethe, der gern von „eines holden Angesichts Phosphorglanz" spricht, nennt er dann diese Seelenschönheit Phosphorglanz, der wie eine Geistererscheinung, die man sich ja auch bläulich

dachte, gleichfalls der Nacht angehört. „Geister", fährt er dann fort, „sehen wir ja jetzt nicht mehr, aber wie eigentümlich fesselnd Phosphorglanz wirken kann, erfährt man z. B. an dem Leuchten der Johanniswürmchen im Dunkel des Waldes oder an dem Meeresleuchten in Nacht und Dämmer, wie ichs z. B. im Kieler Hafen gesehen habe. Man empfindet und bezeichnet dies Leuchten noch als geisterhaft und meint doch wohl damit, daß es wie aus einer andern Welt hereinscheine, für die wir doch ein Entsprechendes auch in uns haben als dämmernde Ahnung im Gemüt, selbst wenn der Kopf nicht mehr daran glaubt. Nun und mit solchem Leuchten wird also der Glanz der Frauenschönheit verglichen in neuer und alter Zeit, um ihn als Seelenglanz zu bezeichnen." Und daraus zieht dann Hildebrand den weiteren Schluß: „Thätige Güte, die in der Seele herrscht, wird von selbst zu einer fest in sich ruhenden Heiterkeit und tritt als Schönheit in den Gesichtszügen zu Tage, auch wenn diese von Natur nicht schön sind."

In dem Abschnitte „Etwas vom Sterben" gewinnt Rudolf Hildebrand aus dem Umstande, daß wir beim Anblick einer schönen Gegend oder beim Erleben eines großen Glückes die unmittelbare, aus dem Grund der Seele aufsteigende Empfindung haben: Jetzt möchtest du sterben (vedere Napoli e poi morire), und aus der Thatsache, daß die Gesichtszüge eines eben Verschiedenen, dessen letztes körperliches Thun Verzerrung und grauser Kampf aller Muskeln war, einen friedlich schönen Ausdruck zeigen, zwei Erfahrungsbeweise dafür, daß unser Leben mit dem Tode nicht abgeschlossen ist, sondern daß der Tod mit seinen Wehen eine neue Geburt sei. Daran schließt er eine Darlegung von Goethes Anschauung über das Sterben, die er in dem Gedicht „Selige Sehnsucht" im Divan (Ende des ersten Buches) besonders klar ausgesprochen findet (Und so lang du das nicht hast, dieses Stirb und werde u. s. w.). Es sei uns gestattet, hierzu noch auf eine andere Stelle aus Goethes Dichtungen zu verweisen, die sich ganz eng mit Hildebrands Anschauungen berührt und uns wie ein Beweis für seine Ausführungen, natürlich als ein Beweis aus der Anschauung Goethes heraus, erscheint. In dem dramatischen Fragment Prometheus schildert Pandora das Erwachen der Liebe zwischen Mira und Arbar:

Pandora. Namenlose Gefühle!
Ich sah sie zu dem Waldgebüsche gehn,
Wo wir so oft uns Blumenkränze pflücken;
Ich folgt' ihr nach.
Und, ach, wie ich vom Hügel komme, sah
Ich sie im Thal
Auf einen Rasen hingesunken.
Zum Glück war Arbar ungefähr im Wald.

Er hielt sie fest in seinen Armen,
Wollte sie nicht sinken lassen,
Und, ach, sank mit ihr hin.
Ihr schönes Haupt ersank,
Er küßte sie tausendmal
Und hing an ihrem Munde,
Um seinen Geist ihr einzuhauchen.
Mir ward bang,
Ich sprang hinzu und schrie;
Mein Schrei eröffnet' ihr die Sinnen.
Arbar ließ sie; sie sprang auf
Und, ach, mit halb gebrochnen Augen
Fiel sie mir um den Hals.
Ihr Busen schlug,
Als wollt' er reißen,
Ihre Wangen glühten,
Es lechzt' ihr Mund,
Und tausend Thränen stürzten.
Ich fühlte wieder ihre Kniee wanken
Und hielt sie, teurer Vater!
Und ihre Küsse, ihre Glut
Hat solch ein neues, unbekanntes
Gefühl durch meine Adern hingegossen,
Daß ich, verwirrt, bewegt und weinend,
Endlich sie ließ und Wald und Feld. —
Zu dir, mein Vater! Sag,
Was ist das alles, was sie erschüttert
Und mich?

Prometheus. Der Tod!

Und weiterhin spricht sich Prometheus näher aus in den Worten:

Da ist ein Augenblick, der alles erfüllt,
Alles, was wir gesehnt, geträumt, gehofft,
Gefürchtet, Pandora —
Das ist der Tod!

Pandora. Der Tod?

Prometheus. Wenn aus dem innerst tiefen Grunde
Du ganz erschüttert alles fühlst,
Was Freud' und Schmerzen jemals dir ergossen,
Im Sturm dein Herz erschwillt,
In Thränen sich erleichtern will
Und seine Glut vermehrt,
Und alles klingt an dir und bebt und zittert,
Und all' die Sinne dir vergehn,
Und du dir zu vergehen scheinst
Und sinkst,
Und alles um dich her versinkt in Nacht,
Und du, in immer eigenstem Gefühl,
Umfassest eine Welt:
Dann stirbt der Mensch.

Pandora (ihn umhalsend). O Vater, laß uns sterben!
Prometheus. Noch nicht.
Pandora. Und nach dem Tod?
Prometheus. Wenn alles — Begier und Freud' und Schmerz —
In stürmendem Genuß sich aufgelöst,
Dann sich erquickt, in Wonne schläft —
Dann lebst du auf, auf's jüngste wieder auf,
Von neuem zu fürchten, zu hoffen, zu begehren!

Ich muß gestehen, daß ich diese Stelle aus Goethes Werken mit für das Höchste und Größte halte, was Goethe gesagt hat. Der Tod, nicht ein furchtbares Schreckbild, sondern der Augenblick der höchsten Vollendung, wo unser Sein wieder mit dem Sein aller Dinge zusammenfällt, ein Augenblick seligster Wiedervereinigung. Daher unser Gefühl in seligen Augenblicken des Lebens: Jetzt möchtest du sterben; daher der friedliche Ausdruck überirdischer Schönheit auf dem Antlitz eines eben Verschiedenen. Und der Tod ferner eine neue Geburt, daher ein Übergang zu einem neuen Sein, und schon darum eine höhere Stufe als unser irdisches Dasein. So hat sich und uns Goethe, der ganz von der göttlichen Freude am Leben erfüllt war und selten vom Tode sprach, den Tod selbst in dieses Leben hereingeholt, und so ist er dem Weisen kein Schreckbild mehr. Das berührt sich so eng mit Hildebrands Anschauungen, daß wir wohl annehmen dürfen, daß Hildebrand diese Stelle aus dem Prometheus genau gekannt, ja vielleicht darin die Anregung zu seinen Betrachtungen über das Sterben, die wie eine herrliche Erläuterung zu dieser Dichterstelle erscheinen, empfangen hat. Der Tod ist also für den Sterbenden ein Augenblick höchsten Lebensgefühls, eine erhöhte Geburt; den Schmerz und das Verlustgefühl haben nur die Überlebenden.

Die Aufsätze „Ein nicht anerkannter Vers von Goethe" und „Prophezeiungen" können wir hier übergehen, da sie von ihm bereits in seine „Gesammelten Aufsätze und Vorträge" (Leipzig, B. G. Teubner) aufgenommen und daher von uns schon bei der Anzeige dieser Sammlung in unserer Zeitschrift besprochen worden sind. Der nicht anerkannte Vers von Goethe: „Lange hab ich mich gesträubt u. s. w." ist bekanntlich von G. Wustmann als ein Vers Johann Christian August Heinroths nachgewiesen worden (Grenzboten 1893 I, S. 596), und Rudolf Hildebrand hat dementsprechend seinen Aufsatz über den „nicht anerkannten Vers von Goethe" in unserer Zeitschrift (1893, S. 291) berichtigt.

Eine herrliche Ergänzung zu dem Aufsatz vom Sterben bildet die Abhandlung: „Etwas vom Leben." „Leben ist Bewegung, Selbstbewegung, mit Freude an der Bewegung selber sowohl als mit Glauben an das Ziel, dem doch jede Bewegung zustrebt." Von diesem Satze geht Hildebrand aus und erbringt den Nachweis, daß unserer Kultur

vielfach das rechte Leben fehlt. Wenn die männliche Jugend immer mehr mit Unlust an das Tanzen, an die Selbstbewegung in Kunstform[1]) geht, wenn man im gesellschaftlichen Verkehr in Mienen und Gebärden und mit der Stimme ja nicht lebhaft werden darf, wenn im Theater und Konzert die Darstellung des Äußern, die Ausstattung immer prächtiger wird, wenn die Scheu vor der Farbe unser städtisches Leben beherrscht, soweit es Kleidung und Haus betrifft, so ist das alles eine Ertötung des rechten Lebens, eine allmähliche Vernichtung des lebhaften Empfindens und der freien eigenen Innenbewegung. Unser Denken ist zu sehr Kritik geworden. Eine Wissenschaft und Lehre vom Leben thut uns not, damit wir wieder zur rechten Lebenskunst gelangen. „Die Dichter", fährt er fort, „die rechten Dichter sind von jeher in dieser Wissenschaft und Kunst die besten Kenner und Forscher. Von allen unsern großen Dichtern läßt sich sagen und ließe sich ausführen, daß sie bei ihrem Dichten und Trachten zuletzt eigentlich die rechte naturgegebene, gottgewollte Gestalt des Lebens und die Kunst des Lebens gesucht haben, für sich und die andern, von Klopstock und Wieland, Lessing und Herder, Schiller und Goethe." Dann führt Hildebrand in großartiger Weise, indem er in allen Punkten von Goethe ausgeht, den Kampf gegen Weltschmerz und Pessimismus, gegen den Kriticismus und Egoismus, gegen den Zwiespalt von Denken und Leben, dabei auf Wienbargs Wort verweisend: „Leben wir, um zu lernen? Oder lernen wir vielmehr, um zu leben? .......... O, wie dieses gelehrte Unwesen seit Jahrhunderten die edelsten Kräfte Deutschlands zur unfruchtbaren Tantalusarbeit verurteilt hat, wie wir Deutsche aus wandernden Helden Stubensitzer, aus Kriegern und Jägern lebenssieche, thatenscheue Magister geworden sind!" Im Pessimismus will das Denken das Leben aufheben; schärfer konnte der Streit zwischen beiden nicht werden. Denn

---

1) Hierbei wirft Rudolf Hildebrand die Bemerkung ein, daß unser Tanzen längst nicht mehr Selbstbewegung in Kunstform sei. So allgemein möchte ich aber diesen Satz doch nicht gelten lassen. Es kommt doch hierbei alles darauf an, wie der Tanz ausgeführt wird. Unsere Reigentänze, aber auch unsere Walzer können recht wohl so ruhig und graziös ausgeführt werden, daß dabei die alte schöne Kunstform vollkommen erreicht wird. Ich muß gestehen, daß mich ein ruhig und doch dabei lebendig getanzter Walzer noch heute wie etwas vollendet Künstlerisches anmutet und daß es mir nicht nur Lebensbedürfnis, sondern ein wirklicher Kunst- und Lebensgenuß ist, mit einer guten Tänzerin Walzer zu tanzen. Es kann kaum ein höheres Gefühl der vollsten Lebenskraft geben, als wenn man im Tanze dahinschwebt und dabei das sichere Empfinden hat, als ob alle körperliche Schwere überwunden sei und der Körper Flügel erhalten habe. Gerade der vollendet ausgeführte Rundtanz giebt dieses Gefühl der unendlichen Leichtigkeit, als ob man in Ätherhöhen davongetragen würde, das doch zugleich das höchste Kunstgefühl ist, weit mehr, als der bloße Reigen.

der Pessimismus gipfelt in der Verneinung des Willens zum Leben. „Das Denken selber muß bewußt zum Leben, zum vollen Leben zurückkehren, muß nicht bloß seine Geschäfte, sondern die Geschäfte des Lebens besorgen lernen, das ist die wahre Lebensfrage der Zeit.“ Gegen die alten Schäden des stubenhockerischen Lebens führt er wahre Keulenschläge. „Ein einziger Kanonenschuß in der Nähe gehört bringt uns in größere Bewegung, giebt uns mehr eigentliches Leben (ich meine nicht bloß physisches), als der Bericht von einer Schlacht aus alter Zeit, über dem man studiert.“ Wie er dann Gesang und Spiel als rechte Lebenswecker darlegt, wie er das Einzelleben, das Zusammenleben, das Leben in Volk und Menschheit an kleinen, treffenden Beispielen deutlich zu machen versteht, das läßt sich hier in kurzen Worten nicht wiedergeben, möge es jeder selbst nachlesen. Wir wollen nur die folgenden, für den Lehrer und die Schule besonders wichtigen Sätze hervorheben: „Im Gesellschaftsspiel gilt nur unmittelbares eigenstes Leben, im Bücherleben giebt es nur vermitteltes, fernes, aus zweiter, dritter Hand, und wenn es auch dort etwa, mit Großem beschäftigt, weite schöne Kreise zog, es fehlte ihm doch, das fühlt man nun, der springende Punkt in der eigensten Mitte mit seiner quellenden Lebenskraft, der nur durch unmittelbares Leben an- oder aufgeregt wird, im bloßen Denkleben aber in eine Art schlummernden Zustand kommt, weil er eben nicht im Kopfe seinen Wohnsitz hat. Daher ist im Gesellschaftsspiel mancher ungelenk und giebt sich Blößen, der in der Schule gelobt, und mancher glänzt, der dort getadelt wird. Hier glänzt und siegt eine in sich gefaßte Kraft mit festem, klarem Wollen, Geistesgegenwart und raschem Ergreifen der Gelegenheit, die so rasch vorüberhuscht, eine Kraft und Kunst, die in der Schule nicht geübt oder geweckt, eher beschädigt wird, die aber im Weltleben die eigentlich bestimmende Kraft ist im kleinen und großen und da die Entscheidungen herbeiführt, die das Leben des Ganzen wie der Einzelnen oft auf lange hinaus bestimmen, im Kriege wie im Frieden. Solche Kraft ist auch der rechte Lebensquell, wenn sie sich paart mit klarem, überschauendem Kopfe, der zugleich die großen Ziele sieht.“ Der Aufsatz „Etwas vom Leben“, der sich zum Schlusse zu einer wahrhaft großartigen Prophetie über die Aufgabe Deutschlands im Reigen der Völker erhebt, ist zweifellos der Kern und Mittelpunkt der vorliegenden Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen. Er enthält so tiefgehende Wahrheiten und so große, neue Gesichtspunkte, daß er, wenn er allgemein gelesen und befolgt würde, eine Erneuerung unseres gesamten Geistes- und Volkslebens und damit eine Wiedergeburt der Menschheit zur Folge haben müßte. Wenn ich Kaiser von Deutschland wäre, so würde ich anordnen, daß jeder gebildete Deutsche diesen Aufsatz lesen

und in den Hauptpunkten auswendig lernen müßte. Tausend und abertausend Verkehrtheiten unseres Zeitalters würden dann doch nach und nach verschwinden und unmöglich werden.

Die folgenden Betrachtungen „Wie Wahr und Gut zusammenhängen", „Gute alte Zeit und Fortschritt" und „Aus der Geschichte unserer Sitte" weisen gleichfalls mit klarem Blicke und sicherer Hand zahlreiche Wunden unserer Zeit auf und zeigen den Weg zur Heilung. Als wirklichen Journalisten, im besten und höchsten Sinne des Wortes, als Verkünder und Offenbarer dessen, was alle gemeinsam fühlen, zeigt sich Hildebrand in den beiden Aufsätzen „Trauer und Treue" (am 16. März 1888 nach dem Tode des Kaisers Wilhelm I. geschrieben) und „Die Rede des Prinzen Ludwig" (gemeint ist die Rede, die Prinz Ludwig von Bayern am 27. Juli 1889 zur Eröffnung des deutschen Turnfestes in München gehalten hatte). Obwohl beide Aufsätze aus der Zeitstimmung hervorgingen, so sind sie doch heute noch nicht veraltet, der beste Beweis, daß Rudolf Hildebrand in seinen journalistischen Arbeiten Hohes und Wertvolles, dauernd Giltiges zu sagen wußte. Ich hebe hier aus dem ersten Aufsatze „Trauer und Treue" nur folgende Sätze aus: „Mir fiel auch auf, wie in diesen Tagen in Prosa und Versen Gutes, Bestes, Vollkommnes fast in allen Blättern geleistet wurde, die Schriftsteller und Redner waren eben auch über sich selbst erhöht, fast in jedem Aufsatze oder Gedichte, fast in jeder Rede oder Predigt tauchten ganz neue Wendungen auf, die einen mit tiefer Wahrheit und Schönheit trafen und wert wären, Redensarten zu werden.[1]) ... Wie solches Empfinden überhaupt Kindergedanken wieder heraufruft, lang verschüttete, das erfuhr ich eigentümlich in mir, als am Sterbetage, da die Todesnachricht sich kaum verbreitet hatte, von den Türmen die Glocken, die Herren der Luft, zu läuten anhuben, um der Empfindung, von der die Luft voll war, den Ausdruck zu geben, wie sie das am besten können: da huschte mirs einen Augenblick durch den Sinn, als ob sie das von selbst thäten als Wissende, wie es in Sagen sinnig vorkommt. Als das aber der kritische Gedanke gleich tot knickte mit der Vorstellung der Leute, die am Strange ziehen mußten, da brachs in mir aus mit aller frohen Sicherheit, und das Wasser kam mir in die Augen: ach, die ziehen auch gern am Strange, sie thuns nicht, weil sie sollen, sondern weil sie wollen!" Und an einer andern Stelle sagt er: „Fürst Bismarck, der

---

1) Wie Hildebrands Überschrift „Trauer und Treue" selbst zu einer solchen Redensart wurde, die immer weitere Kreise schlug, davon als Beweis nur die Thatsache, daß Karl Menge seine Sammlung der Erinnerungsgedichte, die Kaiser Wilhelm I. und Friedrich III. gewidmet waren, Trauer und Treue betitelte. (Leipzig, B. G. Teubner 1890).

Eiserne, wie ihn die Welt nennt, vor dem Reiche weinend, nichts kann so schön das Wesen dieser Tage, das Große des Augenblicks beleuchten, groß in Schmerz und Erhebung zugleich, groß in Trauer und Treue."

In der Betrachtung „Aus der Geschichte unserer Sitte" behandelt er das Hutabnehmen, das soldatische Grüßen und den Fußfall, überall geistvolle geschichtliche Erklärungen und Erörterungen der Sitte beibringend. Der letzte Aufsatz „Ein Wunschzettel an den Zeitgeist" bespricht das Verhältnis der Zeit zu den Farben, das Mienen- und Gebärdenspiel, die Stimme, das Tanzen, wobei er wieder scharf mit dem Rundtanze ins Gericht geht, unser Titelwesen, unsre Fürstentracht, wobei er darüber klagt, daß unsre Fürsten, wo sie in ihrer ganzen Würde erscheinen, keine fürstliche Kleidung mehr haben, sondern nur eine soldatische, und schließt mit einer köstlichen Plauderei über „Sonntagsstimmung", die nur über uns kommt, wenn wir uns aus dem unruhigen Treiben und Drehen der Alltagswelt in eine reine Höhe erheben und dann von dieser mit reinerm Blicke in das bunte Durcheinander unten hinein blicken und zugleich die Masse als ein Ganzes übersehen.

So sind diese von G. Wustmann herausgegebenen Tagebuchblätter, von deren sinnigem und in die Tiefe greifendem Inhalte wir hier freilich kaum eine Ahnung geben konnten, nach Inhalt und Form lebenweckende Ausstrahlungen einer großen, ganz in sich ruhenden Persönlichkeit. Sie sind wie aus einer Sonntags- und Feierabendstimmung heraus geschrieben; es wird uns wohl ums Herz, wenn wir darin lesen, und die göttliche Freude am Leben leuchtet darin, wie in allem wirklich Großen und Guten, was unsere Litteratur hervorgebracht hat. Wenn die Gedanken, die Hildebrand hier in so herrlicher Weise an alltäglichen Erscheinungen und Vorkommnissen entwickelt, in unserm Volke wieder zur Herrschaft kämen, dann könnten wir getrosten Mutes in die Zukunft schauen. Unsere leitenden Kreise können viel aus diesen Betrachtungen lernen. Gesundung thut uns not; hier ist der Weg dazu gezeigt. So liegt in diesen Blättern eine wunderbare Gedankenwelt eingeschlossen „ewiges Lebens ahndevoll".

---

## Sprechzimmer.

### 1.

### Sprachliches aus älteren, k. sächsischen Akten.

Karl von Weber hat in seiner Anna-Biographie (1865), S. 203 bereits Hierhergehöriges angemerkt. In meiner, nunmehr zwanzigjährigen Archivthätigkeit bin ich auf anderes, sprachlich Beachtenswerte gekommen,

wovon ich zum Teil einem Rudolf Hildebrand noch Kenntnis gegeben habe und woraus ich hier einiges wiederhole. Das Nähere findet sich in dem Hilfsmittel des k. s. Hauptstaatsarchivs (XVI. Nr. 1053c II., 87 flg., 108 flg.) angegeben.

15. Jahrh. Auf der vorigen Saite harfen (sich wiederholen).
16. „ Wer zu halten gedenkt, dem ist keine Vorschreibung zu hart.
16. „ Er dreht sich aus (stirbt), (Kurfürst August, der Drechsler war).
16. „ Von fern ins Haus hören (Jem. nach und nach auskundschaften).
16. „ Auf der Luderei herumgehen.
16. „ Zwirn im Beutel haben (potent sein).
16. „ Der verbrühte Hund fürchtet auch das kalte Wasser.
16 „ Ein Eisen abwerfen (außerehelich niederkommen).
16. „ Die Kreide merken (Argwohn bekommen).
16. „ Wer mit vielem Rat fährt, fährt am sichersten.
16. „ Das Argument steht wie ein Pelz auf seinen Ärmeln (nützt zu nichts).
16. „ Ein Edelmann kann Doktor, der Doktor nicht Edelmann werden.
16. „ Jemand die Ohren reiben (Jem. in den Ohren liegen ist verwandt).
16. „ Verwiesene sind gezwungen, die Lande von außen anzusehen.
16. „ Etwas armt nicht (macht nicht arm).
16. „ Liebesleute spielen mit einander, bis drei daraus geworden sind.
16. „ Den Dorn aus seinem Fuße ziehen und in eines anderen Fuß stecken und den andern im Zweifel sitzen lassen.
16. „ Der Wahrheit einen großen Feiertag machen (s. nachh.) und
16. „ Mehl im Maule behalten (s. nachh.)
16. „ Mit dem Saukarren fahren.
16. „ Der Zahl (Zagel = penis), auch Popps, männliches Zeichen.
17. „ Jem. die Zunge in den Hals stecken (jem. unkeusch küssen).
17. „ Jem. lochen, quirlen (mit jemand Unzucht treiben).
17. „ pemmeln (sich langweilig geberden).
17. „ Beischlag (uneheliches Kind).
17. „ Finnichter Speck und garstige Butter sind nicht weit von einander.
17. „ Schuhbahn (Fußweg).
17. „ Uffrasch (Geräusch).
17. „ Herumrindern bis der Bauch voll ist (von einer liederlichen Weibsperson).
17. „ X. hatte ein Thun (es war eine Fackel) in der Hand, mit der er den Brand ansteckte.
17. „ Kann ein Weib die große Zehe in den Mund nehmen, so ist sie nicht schwanger.
17. „ Die Wahrheit sparen (lügen); man vgl. den franz. Ausdruck dazu u. oben an zwei Stellen.

17. Jahrh. Neue Schulden und jährliche Pensionen, die nichts anderes, als heimliche und immerfressende, verzehrende Würmer sind.
17. „ Der abgeseelte Leichnam Octavio Piccolominis.
17. „ Wiederdrieß (verdrießlich).

Möchte dieses oder jenes Wort wieder aufleben!

Dresden. Theodor Distel.

2.

Zu dem Liede:

Soldate, nimm den Bettelsack,
Soldat bist du gewest!

Die Vermutung des Herrn Franke (Borna), daß diese im Volksmunde lebenden Zeilen einem älteren Soldatenliede entstammen möchten, siehe Festschrift zum 70. Geburtstage Rud. Hildebrands S. 34, ist zutreffend. Sie finden sich in einem Soldatenliede, dessen Inhalt auf jene Zeiten zurückweist, wo die Soldaten körperliche Züchtigungen erlitten. In einer Soldatendichtung, deren Ursprung in die Zeit des Siebenjährigen Krieges zu setzen ist, heißt es:

Und thut man auf der Parade nur einen falschen Tritt,
So kommt der Adjutante: Schmeißt den Kerl aus dem Glied,
Die Tasche abgehangen, den Säbel abgelegt,
Und tüchtig drauf geschlagen, bis er sich nicht mehr regt.

Ist es denn noch ein Wunder, wenn man da desertiert?
Wir werden wie die Hunde mit Schlägen malträtiert.
Die Hunde habens besser, sie haben ihre Ruh,
Sie kriegen satt zu fressen und keine Schläg dazu.

Und wenn wir ausgedienet, wo wenden wir uns hin?
Die Gesundheit ist verloren, die Kräfte sind dahin.
Da wird es denn nun heißen: Ein Vogel und kein Nest,
Soldate, nimm den Bettelsack! Soldat bist du gewest.

Anklänge an vorstehende letzte Strophe finden sich in dem Soldatenliede: Ich armer miserabler gequälter Soldat, ich habe das Leben schon müde und satt — da klingt die letzte Strophe aus:

Wenns Friede wird werden, wo wende ich mich hin?
Die Gesundheit meines Leibes ist längst dahin.
Dann heißt es: kein Vogel, kein Feder im Nest,
Jung gefuchtelt, alt gebettelt, ist der Soldaten ihr Best.

Endlich finden sich auch beide Zeilen in einer dichterischen Schilderung des Verlaufs einer Bataille:

Als nun die erste Bataille geschah,
Daß einer den andern sterben sah,
Da schrien wir aus Jammer, aus Jammer und aus Not:
Mein bester Kamerad ist geschossen tot.

Die Örten, die waren von Blut übergossen,
So mancher Dragoner vom Pferde geschossen,
So mancher Infanteriste muß fallen vom Schwert,
So mancher Kavalleriste muß runter von seim Pferd.

Und wenn nun Friede wird, wo wenden wir uns hin?
Die Gesundheit ist verloren, die Kräfte sind dahin.
Da heißt es denn zuletzt: ein Vogel und kein Nest,
Herr Bruder, nimm den Bettelsack, Soldat bist du gewest.

Das Vorkommen der letzten beiden Zeilen in den neuern Soldatendichtungen bestätigt ein Lied, das sich in der von Herrn Professor Konrektor Dr. Dunger (Dresden) angelegten Sammlung von Soldatenliedern befindet, welche Sammlung mir bei Herausgabe meiner „Historischen Volkslieder des sächsischen Heeres“ in liebenswürdigster Weise zur Verfügung gestellt wurde. Die Dichtung: Der verdrießliche Soldat betitelt, lautet:

Du König von Sachsen, du großer Potentat,[1])
Ich habe deine Dienste, überdrüssig satt.

Wir müssen exerzieren von früh bis Mittag
Und das verd . . . . . Putzen ist eine rechte Plag.

Alle Tage 19 Pfennig ist unser Traktement
Und dazu wird die Hälfte zum Saufen angewendt.

Und wird man einmal alt wie der Vogel ohne Nest
Da heißt es: du Bettelsack! Du bist Soldat gewest.

Und manches junge Mädchen von schönem Angesicht
Die spricht: Du Lumpenkerl![2]) Du bist Soldat gewest.

Die uns schier unbegreifliche abweisende Haltung des weiblichen Geschlechtes gegen die schmucken Marssöhne erklärt sich wohl aus dem Umstande, daß in Sachsen vor 1866 nur die Söhne aus unbemittelten Familien dienten, die Reichen kauften sich frei. Herr Dr. Dunger giebt als Erläuterung zu dem Liede folgende Fußnote, die wir als eine von ihm gehörte Äußerung einer vogtländischen Schönen deuten: „Weil ner die Arme diene mußten, die Reichen käfeten sich lus, und de Arme käfeten sich immer nei. Wenn se nachert häm kame, schmeckt'n de Arbät nett. Döß is itze (nach 1866) annerschter. Sinst rissen mer aus vor den Soldaten auf den Tanzbuden, itze sein se geestimirt. Alln Respekt vurn Soldaten.“

Auerbach i. V. **Richard Freytag.**

3.

Ein echtes Beispiel für den Konjunktiv der subjektiven Empfindung, wie man ihn wohl nun nennen kann, bietet Luther (Krit. Ausg. 14,

1) Nachahmung von einem älteren Liede: Du König von Preußen, du großer Potentat.

2) Im Original: Sch . . . kerl.

438, 18/19.) Hier heißt es am Ende einer längeren Auseinandersetzung: Das wehren dy drey Capittel de Jacob. Es findet sich diese Stelle in der einen Nachschrift einer Predigt Luthers vom 19. März 1524. In der anderen (ebd. 438, 4) heißt es: Hec sunt 3 capita de Jacob und in der gedruckten Ausgabe v. 1527 (Erl. Ausg. 34, 192): Das sind... Rud. Hildebrands Annahme (diese Zeitschr. 8, 690), daß die Ausdrucksweise früher (wie auch heute) wesentlich der gesprochenen Sprache angehört habe, findet in diesen Thatsachen eine Bestätigung.

Berlin. P. Pietsch.

4.

Hacht (Zeitschr. 10, 71 flg.).

Das im 1. Heft dieses Jahrgangs a. a. O. besprochene Hacht ist im DWB. 4, 2, 98 nicht bloß in der letzten Strophe des „Heiderösleins" in Uhlands Volksliedern (3. Aufl. 1, 85), sondern noch an vier anderen Stellen nachgewiesen und meines Erachtens mit voller Sicherheit für eine „Nebenform von Hache mit angetretenem t" erklärt. Wir werden also Hacht zu jenen Wörtern stellen, von denen Weinhold in der Bair. Gramm. § 143, Frommann in seiner Grübels Gedichten angeschlossenen Gramm. der Nürnb. Mundart § 82, Lexer im DWB. 11, 1 handeln. In Mathesius' Sarepta, Ausgabe von 1587 Bl. 12a, steht an der im DWB. unter Gad und Hache zitierten Stelle nicht mehr wie früher hach, sondern hacht.

Ebenso ist Schacht, schon mhd. schaht, eine Nebenform von Schachen, mhd. schache, einzelnstehendes Stück Wald, s. DWB. 8, 1964, wobei gelegentlich bemerkt werden kann, daß dort Sp. 1958 (unter Schache) beim vierletzten Verse des bekannten Uhlandschen Gedichtes auf Tells Tod an den „wilden Schächen" (des Schächenthals) in der zweiten Strophe zu denken war.

Was die noch nicht sicher aufgehellte Etymologie von Hache betrifft, so verweise ich neben dem Grimmschen Wb. auf das Schweizerische Idiotikon 2, 968, wie auch auf das vermutlich hierher gehörende norweg. hake, haka Knecht, Lümmel (Aasen, 1. Aufl., S. 256) und auf das niederländ. hak, Plur. hakken Tölpel, Stümper, unbedeutender Mensch (Oudemans' Bijdrage 3, 18). Schmeller hat im Bair. Wb. an das tschechische hoch Junge, Bursch gedacht, das ganz wohl von dem deutschen Hache herstammen könnte.

Leitmeritz. J. Peters.

5.

Zu Ztschr. 9, 185.

Müller vermißt in den Schriften Pauls eine Bemerkung über das Wesen des Satzes. Eine solche findet sich in den „Prinzipien der Sprach-

geschichte" 2. Aufl. S. 276. Dort heißt es: „Das Wesen des Satzes besteht darin, daß er den Akt der Zusammenfügung mehrerer Glieder bezeichnet, während es im Wesen des Kompositums zu liegen scheint, die Zusammenfügung als ein abgeschlossenes Resultat zu bezeichnen."

Zürich. **E. Hoffmann-Krayer.**

## 6.

## In die Pilze gehen.

Zu Jahrg. VII, 492. VII, 573. VIII, 198.

Erst aus Nr. 7 dieser Zeitschrift ist mir die Redensart „in die Pilze gehen" bekannt geworden. Im Munde des Volkes habe ich sie noch nicht gehört, doch fand ich im gleichen Sinne sehr oft, sowohl in Leipzig, wie in Niederdeutschland, den Ausdruck „in die Binsen" gehen.

Dieser letzte Ausdruck ist leicht erklärbar, wenn man an die Vegetation der gefährlichen sumpfigen Stellen im Moore denkt. „Dürre Binsenspeere" (s. den botan. Term. techn. „Spirre" v. intrans. sperren) „ein hartes, unbewegtes Riedgras, mit weißen Wollflocken sonderbar behängt, ein blätterloses Moos bilden die Decke dieses Chaos." (Masius in s. Auff. über die Heide, Naturstud. II.) Wer also in die Binsen geht, „sinkt langsam, doch rettungslos, und stumm schließt sich über dem ungehört verhallenden Todesschrei der schwarze Abgrund."

In die „Pilze" gehen denke ich mir nun als eine gedankenlose Umbildung davon, entstanden in Gegenden fern vom Moore, wo man den Sinn des ursprünglichen Ausdrucks nicht mehr kannte.

Da solche gefährliche Moorstrecken auch Brüche heißen (s. Masius a. a. O.: „selbst der Fuchs vermeidet vorsichtig den gefährlichen Bruch)", so ließe sich dadurch vielleicht auch die Redensart „in die Brüche" gehen erklären.

Soltau i. Hann. **Max Busse.**

## 7.

## Deutsch und Griechisch.

Carl Müller hat in dieser Zeitschrift (VII, 1. S. 58/59) einige Zusätze zu Robert Richters Aufsatz: Deutsch und Griechisch nach einem Ausspruch Luthers gemacht. Ich möchte hinzufügen, daß solche hochdeutsche Konstruktionen besonders von Schülern gebraucht werden, die zu Hause niederdeutsch sprechen und das Hochdeutsche wie eine Fremdsprache lernen. Die Stelle in Xen. Kyrup. 1, 4, 13, *χαρίεν γάρ, ἔφη, εἰ ἕνεκα κρεαδίων τῇ θυγατρὶ τὸν παῖδα ἀποβουκολήσαιμι* — wenn ich meiner Tochter ihren Sohn verloren gehen ließe, kann man in unsern Gymnasien genau so übersetzen hören, ebenso Xen. Kyrup. 1, 3, 5,

πλέα σοι (ἡ χείρ) ἀπ' αὐτῶν ἐγένετο — du hast dich voll gemacht. Auch die dem Englischen verwandten Konstruktionen sind bei hochdeutsch redenden Niederdeutschen besonders beliebt. Sehr lehrreich ist es natürlich, bei dieser Gelegenheit auf Wallensteins Lager (4. Auftritt) hinzuweisen: „wohl gar um dem Bayer sein Land zu schützen" oder noch besser (7. Auftritt): „auf der Fortuna ihrem Schiff".

Doberan i. M. O. Glöde.

---

Moriz Heyne, Dr., ord. Prof. an der Universität Göttingen, Deutsches Wörterbuch. Drei Bände. Leipzig, S. Hirzel, 1890—1895. 1282 S., 1238 und 1464 S. Preis M. 30.

Ein deutsches Wörterbuch soll, da es gelehrten und nationalen Zwecken zugleich dient, vor allem drei Forderungen erfüllen. Es soll erstens die sinnlich-konkrete Grundlage unserer Sprache nach allen Richtungen hin aufdecken und im Bewußtsein unseres Volkes wieder lebendig machen; zweitens soll es die kulturgeschichtlichen Beziehungen der verschiedenen Wörter und Redewendungen aufhellen und uns dadurch einen Einblick in unser deutsches Geistes- und Volksleben geben, wie wir ihn durch kein anderes Mittel in so inniger und klarer Weise erhalten können, und drittens soll es uns den Sprachgebrauch unserer Dichter und Schriftsteller, insbesondere auch den Sprachgebrauch unserer Zeit darlegen und geschichtlich begründen. Es ist kein Zweifel, daß diese Forderungen am vollkommensten unter allen deutschen Wörterbüchern von dem Grimmschen Wörterbuche erfüllt werden. Dennoch aber kann man nicht leugnen, daß das Grimmsche Wörterbuch zwei Mängel besitzt, die es recht wünschenswert machten, daß neben ihm neue Wörterbuchunternehmungen die gewaltige Aufgabe ohne diese Mängel zu lösen suchten. Der eine Mangel des Grimmschen Wörterbuches besteht darin, daß es nach und nach seinen Umfang so sehr ausgedehnt hat, daß einerseits seine Vollendung immer weiter und weiter hinausgeschoben und anderseits die Anschaffung für den einzelnen Hausstand unmöglich gemacht wurde, der andere Mangel entstand daraus, daß das Werk von der ursprünglich geplanten allgemeineren, zwar sprachgelehrten, aber doch zugleich auch dichterischen und volkstümlichen Behandlung immer mehr zu einer rein philologischen und linguistischen Bearbeitung der einzelnen Wörter überging, sodaß es heute fast nur noch von philologisch Geschulten gelesen und benutzt wird. Daß sein Wörterbuch „zum Hausbedarf und mit Verlangen, oft mit Andacht gelesen werden könnte," hatte Jacob Grimm selbst in dem Vorworte zum ersten Bande des

deutschen Wörterbuchs ausgesprochen. Aber schon Jacob Grimm führte es über diesen ursprünglichen Zweck hinaus, und die Fortsetzer des Werkes gaben ihm um so mehr einen spezialwissenschaftlichen Charakter, je mehr sich die deutsche Altertumswissenschaft zu einer germanischen Philologie im strengeren Sinne entwickelte. So ist das Grimmsche Wörterbuch kein Hausbuch, sondern ein Bibliothekswerk geworden. Es ist so, wie es heute ist, ein einzig schönes, wunderbares Quellenwerk für den Sprachforscher und Philologen, aber kein oft benutzter Ratgeber für den Gebildeten überhaupt. Neben diesem monumentalen Werke, das für alle Zeiten ein großartiges Denkmal deutschen Fleißes und deutscher Gelehrsamkeit bleiben wird, wurde aber ein kleineres Wörterbuch, das nun die Stelle eines wirklichen Hausbuches für den Gebildeten ausfüllen sollte, immer mehr und mehr von allen, welche die Sprache öffentlich gebrauchen, sowie von allen Freunden unserer Muttersprache ersehnt.

Mit lebhaftem Danke begrüßen wir daher das Erscheinen von Moriz Heynes deutschem Wörterbuch, dessen erster Halbband schon in diesen Blättern warm empfohlen worden ist. Nun liegt das schöne Werk vollendet vor. Es steht nach allen Seiten hin auf der Höhe der Wissenschaft und tritt in dieser Beziehung würdig neben das Grimmsche Werk; dabei aber bietet es die Ergebnisse der Forschung und die Belehrung über alle einschlagenden Fragen in gemeinverständlicher Sprache und überschreitet nirgends die ihm von Anfang an gesteckten Grenzen, sodaß der mäßige Umfang auch einen Preis bedingt, der jedem Gebildeten die Anschaffung dieses Werkes für seinen Hausbedarf möglich macht. Der Preis von dreißig Mark für dieses nach der wissenschaftlichen, wie nach der praktischen Seite gleich hervorragende Werk muß sogar im Verhältnis zu der Fülle des Gebotenen als ein überaus wohlfeiler bezeichnet werden. Das Werk ist nicht etwa ein Auszug aus dem Grimmschen Wörterbuche, sondern eine vollkommen selbständige Leistung, und mit Recht sagt der Verfasser: „Ich liefere nicht, wie man wohl zuerst glauben mochte, einen kleinen Grimm, sondern ich erhebe den Anspruch etwas völlig Selbständiges vorzulegen. Grimms und seiner Nachfolger Arbeit zu benutzen, wie die jedes lexikographischen Vorgängers, hatte ich die Pflicht und das Recht; aber ein Vergleich meiner Artikel gerade mit denen des Grimmschen Wörterbuchs wird zeigen, welche Verschiedenheit waltet.“ Wir haben uns der Mühe unterzogen, eine große Zahl von Artikeln des Heyneschen Wörterbuchs mit dem Grimmschen zu vergleichen, und müssen gestehen, daß das Heynesche Wörterbuch nach jeder Richtung hin als eine ganz neue und vollkommen selbständige Arbeit bezeichnet werden muß.

Es ist staunenswert, welche Fülle von Stoff auf dem verhältnismäßig geringen Raum von dem Verfasser bewältigt worden ist. Nur in seltenen Fällen läßt uns das Wörterbuch in Stich, und es ist daher für alle sprachlichen Fragen ein unvergleichlich sicherer und zuverlässiger Ratgeber, eine wahre Schatz- und Rüstkammer unserer Muttersprache. Vor allen Dingen sind die oben angeführten drei Forderungen durchgehends erfüllt. Die sinnlich-konkrete Grundlage aller Wörter wird durch Darlegung der Etymologie und der Bedeutungsentwickelung regelmäßig aufgehellt, und schon dadurch wird jedem, der in unserer von Abstraktionen durchsetzten Zeit mit lebendiger Anschaulichkeit reden und schreiben will, ein außerordentlicher Dienst geleistet; denn nur der wird wahrhaft klar und anschaulich sprechen und schreiben, dem der sinnliche Gehalt auch der abstraktesten Wörter noch lebendig ist. Hier kann er der verkümmerten Sprache wieder gesundes Blut zuführen, wenn er die Wortentwickelung, wie sie von Heyne immer in kurzer, aber treffender Weise gegeben wird, mit Liebe und Aufmerksamkeit verfolgt. Er wird viele dichterischen Feinheiten erst verstehen lernen, wenn er sein eigenes abstraktes Denken aus dieser Schatzkammer wieder mit konkretem, sinnlich-lebendigem Anschauen erfüllt. Er wird aber umgekehrt die entsetzliche Fadenscheinigkeit und Gedankenlosigkeit gewisser moderner Schriftsteller zu fühlen vermögen, wenn er sieht, mit welcher Unfähigkeit, sich den sinnlichen Gehalt der Sprache vorzustellen, und mit welcher daraus hervorgehenden Unklarheit, Verschwommenheit und Leblosigkeit von solchen Tagesgrößen unsere Sprache entwürdigt und herumgeschleppt wird. Schon aus diesem Grunde ist es Pflicht jedes Gebildeten, sich Heynes Wörterbuch anzuschaffen und es womöglich täglich zu befragen, um so allmählich den Blick für die Mängel unseres modernen Schrifttums zu schärfen.

Aber auch die zweite Forderung, die innigen Beziehungen der Sprache zur Kulturgeschichte darzulegen, wird von Heyne erfüllt. Man lese nur Artikel wie: Heiduck, Hof, Hölle, Hurra, Husar, König, Kopf, Kaiser, Lanze, Leib, Los, Lorbeer, Meister, Minne, Raub, rüsten, Stegreif, Zeche 2c. Überall fallen, oft durch eine einzige Zwischenbemerkung, interessante Streiflichter auf kulturgeschichtliche Verhältnisse. Überall tritt zu Tage, daß sich in den Wörtern Zeiten und Verhältnisse spiegeln, daß die Wörter Marken der kulturgeschichtlichen Entwickelung sind. Wörter kommen und gehen mit den Dingen; Modeströmungen heben Wörter empor, und Modeströmungen lassen sie auch wieder verschwinden.

Ebenso sorgfältig ist endlich drittens der Sprachgebrauch verzeichnet. Besonders zu loben ist es, daß Heyne auch den Sprachgebrauch der

Gegenwart in umfassender Weise mit in das Gebiet seiner Beobachtung gezogen hat. Bismarck, Gustav Freytag, Auerbach, Hermann Grimm, Paul Heyse, Gottfried Keller, M. Kretzer, Heinrich Leuthold, Moltke, Conrad Ferd. Meyer, Rosegger, Scheffel, Storm, Sybel, Treitschke, Wildenbruch u. a. sind in grundlegender Weise fast bei jedem Artikel verwendet worden, und so klebt dem Werke nirgends etwas Antiquarisches und Archaistisches an; auch Zeitschriften wie Nord und Süd, Gegenwart, Daheim, Grenzboten, Deutsche Rundschau u. a. sind in ausgiebiger Weise mit zur Gewinnung von Sprachbelegen benutzt worden. So erscheint das Werk von Heyne nach jeder Richtung hin als eine wohlgelungene und vortreffliche Arbeit, durch die endlich die Sehnsucht des deutschen Volkes nach einem auf der Höhe der Wissenschaft stehenden und doch nicht zu umfangreichen und nicht zu teuren deutschen Wörterbuche auf geschichtlicher Grundlage aufs glänzendste erfüllt worden ist.

Wünsche im einzelnen, die wir vorbringen, um auch unsererseits dazu beizutragen, daß das Buch in einer neuen Auflage eine möglichst vollkommene Gestalt gewinne und allen berechtigten Wünschen entgegenkomme, bewegen sich meist auf subjektivem Gebiete. Der Verfasser hat natürlich, um die notwendige Kürze zu erreichen, auswählen müssen, und er hat mit sicherem Takte im allgemeinen das Rechte getroffen, doch möchten wir gern noch folgendes berücksichtigt sehen. Bei der Etymologie der Wörter möchten wir doch manche neuere Aufstellung wenigstens kurz mit angedeutet sehen, sofern solche Aufstellung Anspruch auf Beachtung gewonnen hat. Ich greife da z. B. das Wort Hexe heraus. Heyne bemerkt bei diesem Worte: „ahd. hagazussa, gekürzt hâzasa, hâzissa, hâzus, mhd. hecse; altengl. hägtesse; verdunkelte Zusammensetzuug, deren erster Teil das ahd. hag, Landgut, Feld, Weide bildet, während der zweite auf altengl. tesu Schade, Frevel, tesvian, verderben, freveln zurückzugehen scheint, Grundbedeutung demnach — Flurfrevlerin, wobei erinnert werden muß, daß die Hexen nach dem Volksglauben Wetter und Hagel brauen." Auch Kluge geht in der 5. Auflage seines etymologischen Wörterbuches davon aus, daß die althochdeutschen Formen hâzus, hâzissa, hâzasa aus hagazussa gekürzt seien, erklärt das erste Glied als hag, Hag, Wald, läßt aber das zweite unerklärt und nimmt als Grundbedeutung: Waldfrau, Waldweib an. Heyne und Kluge vertreten hier nur die ältere Auffassung und lassen die neuere ganz unerwähnt. Man faßt neuerdings das Verhältnis zwischen den Wörtern hagazussa und hazus, hazissa gerade umgekehrt auf, indem man von der kürzeren Form ausgeht und diese als die ursprüngliche ansieht; man setzt dann diese nicht mehr als hâzusa sondern als hazusa, hazus u.s.w. an und betrachtet hagazussa als eine Zusammensetzung mit hazusa;

hazusa (sprich: hazusa) wird nun nach dieser neueren Theorie als eine alte Partizipialbildung zu dem ahd. Verbum hazzên, got. hatan, d. i. hassen, betrachtet und bedeutet demnach: die Hassende, die Feindselige. Das Wort hagazusa ist dann eine Zusammensetzung des ursprünglichen hazusa mit hag, d. i. Wald, Hag, und aus ahd. *hagahazusa entstanden. Demnach bedeutet hagazusa: die Hassende im Hag, die Hassende im Walde, kurz: die hassende oder feindselige Waldfrau. Diese Erklärung verdient deshalb Beachtung, weil sich diese Bedeutung mit dem alten gotischen und althochdeutschen Worte für Hexe ganz nahe berührt: got. unhulþô und ahd. unholda, noch mhd. unholde, die Unholdin. Die Unholde oder Unholdin ist die ursprüngliche deutsche Bezeichnung für Hexe, die erst später im 16. und 17. Jahrhundert unter dem Einflusse der Hexenprozesse durch das Wort Hexe verdrängt wird. Unhold heißt sie, weil sie den Menschen nicht hold, weil sie ihnen widrig, feindlich ist; das wäre dann dieselbe Grundbedeutung wie die Hassende, Feindliche, hazusa. Auch der Umstand, daß furia, striga, erynnis, eumenis mit hagazusa glossiert werden, läßt auf die Grundbedeutung: die Hassende, Verfolgende, Feindliche schließen. Da diese neuere Aufstellung von F. Kauffmann in den Beiträgen 18,155 Anm. 1, von Noreen in den Indogermanischen Forschungen 4,326, von Wolfgang Golther in seinem Handbuch der germanischen Mythologie S. 116 flg. vertreten wird, so dürften wohl auch Heyne und Kluge nicht mehr schweigend daran vorüber gehen und sollten sie wenigstens als beachtenswerte Hypothese erwähnen. Einfluß eines altengl. tesu, tesvian ist wohl kaum anzunehmen. — Ebenso wäre bei Werwolf, das unter Verweisung auf wergeld in der üblichen Weise als „Mensch in Wolfsgestalt" erklärt wird, ein Hinweis auf die neuere Annahme, daß das wer in ahd. weriwolf zu altsächs. werian, got. wasjan, kleiden, zu stellen sei und Werwolf also Wolfsgewand bedeute (Kögel, Pauls Grundriß I, S. 1017 Anm.), wünschenswert. Die Erklärung als Wolfsgewand wird nicht nur durch das nordische úlfshamr (d. i. Wolfshülle, Wolfshemd) gestützt, sondern auch durch das Federgewand der Freyja, das Schwanengewand der Walküren und das Bärengewand der Berserker, sowie durch die Volksanschauung, daß die Verwandlung von Männern oder Frauen in Wölfe durch das Anlegen eines Gürtels geschehe, der aus Wolfsleder oder Menschenhaut gemacht sei. Aus dem Wolfsgewand ist nach und nach ein bloßer Gürtel geworden. Das nordische Berserker erklärt man gewöhnlich als Zusammensetzung aus berr, Bär, und serkr, das Gewand, also: Bärengewand. Wenn wir auch selbst noch an der Erklärung des Werwolfs als λυκάνθρωπος festhalten, so ist doch die Hypothese Kögels sehr beachtenswert und verdient auch in einem allgemeinen deutschen Wörterbuche Erwähnung. —

Bei Drude (d. i. Hexe, Zauberin, spätmhd. trute) begnügt sich Heyne mit dem Hinweis: mit dem altnord. þrûđr, Name einer Schlachtjungfrau, zusammengebracht.“ Freilich ist das Wort Drude noch ganz in Dunkel gehüllt; Grimm stellte es zu trût, lieb, und führte auf trût auch die Endung -drûd in althochdeutschen Eigennamen und altnordd. þrûdr, die Jungfrau, zurück; Kluge, Et. Wb.[5], S. 79, setzt es dementsprechend zu dem Adjektivum traut in Beziehung. Doch spricht gegen die Anschauung Grimms die Kürze des u in dem mhd. trute, und schon Weinhold in seinen „deutschen Frauen in dem Mittelalter“ (I, 79) lehnte daher diese Grimmsche Etymologie ab. Sollte aber nicht vielleicht mhd. trute zu ahd. trëtan, mhd. trëten, got. trudan zu stellen sein, wie Tritt und Trott, Trotte ja auch als Ablautsbildungen zu treten gehören? Noch heute sagt man in Österreich: „Es hat mi die Trud druckt“ und ebenso erscheint in Tirol, Bayern ꝛc. die Drude als Druckgeist, als Alp, der nachts die Menschen drückt oder, wie man früher allgemein sagte, tritt. Auch der „Drudenfuß“ weist auf dieses Treten des Quälgeistes hin. Doch wie dem auch sei, eine Heranziehung von weiterem etymologischem Stoff wäre gerade hier sehr wünschenswert gewesen. — Bei erörtern hätte auf die Ableitung von dem altdeutschen ort, d. i. Ende, Spitze, Schneide, Ecke, hingewiesen werden können, sodaß die eigentliche Bedeutung: etwas bis in die entlegenste Ecke durchsuchen, beim Durchforschen jede Ecke, jeden Winkel mitnehmen, klar hervorgetreten wäre; es hätte dies noch durch Hinweis auf das alte Verbum ausecken, das noch im 18. Jahrhundert in demselben Sinne wie erörtern in Gebrauch war und erst allmählich durch erörtern verdrängt wurde, besonders erhärtet werden können. Unter Fest hätte die Redewendung „ein Fest begehen“ durch Hinweis auf die alten Opferumzüge unserer Vorfahren erläutert werden können, sodaß die eigentliche Bedeutung: „einen feierlichen Umzug halten“ hervorgetreten wäre. So könnte nach dieser Richtung hin bei vielen Wörtern durch eine kurze Bemerkung der sinnliche Grundgehalt wieder lebendig gemacht werden, und wir legen dem Verfasser für eine neue Auflage diesen Wunsch ans Herz.

In Bezug auf die kulturgeschichtliche Seite des Wörterbuches möchten wir besonders eine Seite hervorheben, die nach unserem Ermessen zu wenig Berücksichtigung gefunden hat. Ganz wichtig für die Entwickelung unseres Volkstums sind die Gestalten des Volksaberglaubens. Nach dieser Richtung hin sähe ich gern noch manches Wort aufgenommen, z. B. Berserker, Bilwis (der gespenstische mitternächtige Getreideschneider), Blocksberg, Albe und Elbe (neben Elf und Alp, die bei Heyne aufgenommen sind), Schrat und Schrettele (der Name des nächtlichen Druck-

geistes auf alemannischem Gebiete, auch Ratz oder Rätzel genannt), die Mare oder Mahre (Benennung des nächtlichen Druckgeistes in Norddeutschland und im Norden überhaupt), Nachtmare, Walküre, Walhall ꝛc. Sind auch einzelne dieser Wörter nordischen Ursprungs, so sind sie doch so bei uns eingebürgert, daß sie dem deutschen Sprachschatz dauernd einverleibt sind, und sie verdienen dieselbe Berücksichtigung wie Drude, Walstatt u. a., die Heyne mit Recht aufgenommen hat. Wie der Verfasser — was sehr zu loben ist — auch eingebürgerte Fremdwörter nicht ausgeschlossen hat, so hätten auch mundartliche Ausdrücke, besonders solche, die sich in der Schriftsprache festgesetzt haben, in größerm Umfange berücksichtigt werden können. So sähe ich z. B. gern das Wort Dust, das in Goethes Faust an verschiedenen Stellen erscheint, aufgenommen; bei Dusel hätte die Bedeutung: „betäubender Schlag auf den Kopf" mit angeführt werden können, sowie die Bedeutung: Glück; Alderman (in Goethes getreuem Eckart), die Unholden und die unholdigen Schwestern (als alte volkstümliche Bezeichnung der Hexen und des wütenden Heeres in Goethes getreuem Eckart; Heyne hat zwar III, 1141 das Subst. der Unhold erwähnt, aber nicht diese alte Bedeutung; nur unter hold befindet sich die Bemerkung: „vergl. dazu unhold = böser Geist"), Adebar, Ammann, Andauche, das Back (d. i. die tiefe, hölzerne Schüssel für die Speisung der Schiffsmannschaft), Backschüssel, bägern (d. i. quälen, plagen), der Bangert (d. i. Obstbaumgarten) u. a. hätten vielleicht Aufnahme verdient. Bei dem Worte Hurra (mhd. hurrâ), das richtig als ursprünglicher Imperativ zu mhd. hurren, d. h. sich schnell bewegen, sausend eilen, erklärt wird, hätte auf Bürgers „Und hurre, hurre ꝛc." in seiner Lenore zur Kennzeichnung der Wortentwickelung verwiesen werden können. Doch sind wir weit davon entfernt, dem Verfasser Weglassungen dieser Art zum Vorwurf zu machen; wir möchten nur seine Aufmerksamkeit auf diesen Punkt lenken und die Aufnahme mundartlicher Ausdrücke, die eine allgemeinere Verbreitung erlangt haben, in noch größerem Umfange als bisher empfehlen, sofern diese Aufnahme ohne bedeutende Verdickung des Wörterbuches geschehen kann.

Bei dem dritten Punkte, der Belehrung über den Sprachgebrauch, wollen wir nur erwähnen, daß der Verfasser unter und bezüglich der Umstellung nach und besonders auf Wustmanns Sprachdummheiten verweist, die übrigen einschlagenden Schriften aber nur unter dem Gesamtverweis „Zachers Zeitschr. 27, 266 ff." zusammenfaßt. Richtiger wäre es wohl hier gewesen auf die eingehendste Spezialuntersuchung über diese Frage, nämlich auf Pöschels Abhandlung, zu verweisen, schon deshalb, weil die sprachgeschichtliche Untersuchung Pöschels einen von Haß

und Liebe gegen diese Inversion gleich freien und daher unparteiischen Standpunkt in dieser Frage ermöglicht.

Nur der lebhafte Anteil an dem vortrefflichen Wörterbuche Heynes, das mit gründlicher Wissenschaft und Sachkunde eine so anmutige Form verbindet, daß man sich daran stundenlang wie an einem lieben Hausbuche wahrhaft erbauen kann, hat uns veranlaßt, hier diese Wünsche, die ja nur Kleinigkeiten betreffen, vorzutragen. Wir wollen zum Schluß nochmals unserer lebhaften Freude Ausdruck geben, daß wir in Heynes Werk nun endlich ein auf der Höhe der gegenwärtigen Sprachwissenschaft stehendes, dabei aber handliches und von lebendig-anschaulichem Inhalte erfülltes deutsches Wörterbuch besitzen, wie es unser Volk Jahrzehnte hindurch immer lebhafter und dringender ersehnte. Möchte das schöne Werk in Schule und Haus seinen Einzug halten, kein Lehrer des Deutschen kann es entbehren, kein deutscher Hausvater missen. Deutscher Geist und deutsche Art wird aus diesem hervorragenden Geisteswerke auf viele Jahre hinaus mehr Anregung und Nahrung erhalten als aus zahllosen patriotischen Broschüren und Reden. Möchte daher namentlich auch jeder national Fühlende und Denkende zur Verbreitung dieses Werkes nachdrücklich mithelfen; er wird damit der deutschen Sache den besten Dienst erweisen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Freytag, L. Das Nibelungenlied übersetzt und mit Einleitung, Anmerkungen und Sprachproben aus dem Mittelhochdeutschen, Gotischen, Althochdeutschen und Altnordischen versehen. Dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Berlin 1896. Verlag von Friedberg & Mode. LIX, S. 421.

In dem Vorworte zur ersten (1879) und zweiten (1885) Auflage seiner Übersetzung des Nibelungenliedes hat sich L. Freytag klar und bestimmt über die Stellung ausgesprochen, die er als Übersetzer dem mhd. Originale gegenüber einnehmen will. Er beabsichtigt nicht eine Interlinearversion und damit eine mechanische Kopie des mittelhochdeutschen Textes zu geben, vielmehr strebt er darnach, eine neuhochdeutsche Nachdichtung zu stande zu bringen, die allen gebildeten Lesern, zumal unserer Jugend und unsern Frauen einen wirklich poetischen Genuß zu verschaffen geeignet sei. L. Freytag strebt in seiner Arbeit nach dem Ehrennamen eines Nachdichters, der den fremden poetischen Text so umzudenken und umzuschmelzen versteht, daß aus dem fremden Dichterwerke ein allen vertrautes wird und darin zugleich unser moderner Geschmack seine volle Befriedigung findet. Diese hohe und lohnende, aber auch überaus schwierige Aufgabe hat Freytag in einer Weise gelöst,

die jeden urteilsfähigen Kenner mit hoher Bewunderung über solche Leistung erfüllen muß. Dies konnte nur einem Gelehrten gelingen, der durch seine germanistischen Studien mit dem Originale vollständig vertraut war und der zugleich seinen Inhalt in modernem Deutsch auf das schönste wiederzugeben verstand. Das hierbei der Reim seine wohlbegründete Anwendung finden mußte, ist selbstverständlich. Übersetzt ist der ganze Text der Lachmannschen Ausgabe, wobei die Interpolationen als solche durch [] markiert worden sind. In der Einleitung ist der Zusammenhang der Sage und ihre mythische Grundlage ausführlich geschildert, während einzelne notwendige Worterläuterungen in der Form von Anmerkungen gegeben sind. In Rücksicht auf die preußischen Lehrpläne bringt die dritte Auflage noch einige Zusätze: Zunächst eine knappe Übersicht über die mittelhochdeutsche Formenlehre, ferner Proben aus dem Nibelungenliede nebst Erläuterungen, wozu die ersten Teile des vierten Liedes als des ältesten gewählt sind. Den Schluß bilden Proben aus dem Gotischen, dem Althochdeutschen und dem „Altnordischen". — Nachdem diese Übertragung Freytags schon früher durch das Königliche Schulkollegium der Provinz Brandenburg einer offiziellen Empfehlung gewürdigt worden ist, dürfte diese neue, verbesserte und vermehrte Auflage allen Ansprüchen genügen, die unsere Schulen und alle Gebildeten der Nation an ein klassisches Übersetzungswerk zu stellen berechtigt sind. Jedenfalls hat sich Ludwig Freytag, dem wir bereits die gelungenen Übersetzungen der „Frithjofssage", der „Nachtmahlskinder", der „Lady of the Lake" und des „Manfred" verdanken, als glücklicher Nachdichter des Nibelungenliedes einen ehrenvollen Platz für alle Zeiten in der deutschen Litteratur gesichert.

Halberstadt. **Robert Schneider.**

Paul Goldscheider, Die Erklärung deutscher Schriftwerke in den oberen Klassen höherer Lehranstalten. Grundlinien zu einer Systematik. Berlin, R. Gaertners Verlagshandlung, Hermann Heyfelder. SW. Schönebergerstraße 26. 92 S.

Paul Goldscheider, Offene Fragen: Nachtrag zur „Erklärung deutscher Schriftwerke in den oberen Klassen". Elberfeld, Osterprogramm 1893. 38 S.

Mit meinem Urteile über die beiden vorliegenden Schriften habe ich deshalb so lange zurückgehalten, weil ich die hier aufgestellten neuen Gesichtspunkte zuvor in der Praxis erproben wollte. Darüber sind Jahre vergangen. Wenn in irgend einem Berufe, so gilt in dem des Erziehers das Wort: Was fruchtbar ist, allein ist wahr. Das Lehren und Erziehen ist nun einmal eine Kunst; sie besteht in der

Wirkung, die von einer Person zur andern hinübergeht; alle Stoffe, alle Methoden sind als solche wirkungslos, wenn sie nicht von einer starken und ganzen Persönlichkeit getragen werden. Der schwerste und größte Schaden, der daher der Schule und den Schülern zugefügt werden kann, ist die zu weit gehende Abstraktion. Leben, ureigenes, persönlichstes Leben, das ist es, was wir für unsere Schulen brauchen. und wo dieses Leben von einer frischen, ursprünglichen, nicht durch Übergelehrsamkeit oder Überkritik gelähmten Persönlichkeit in unsere Schulen hineingetragen wird, da steht es gut um den Unterricht und um die Schüler. Da wird Segens Fülle erblühen, und das Schulzimmer wird sich aus einem Orte der Qual in einen Saal der Freude verwandeln. Wenn ich daher die Frage beantworten sollte: Was ist das Ziel des deutschen Unterrichts? so würde ich einfach die Antwort geben: Er soll uns frische, lebendige, ganze Männer und Frauen erziehen und zwar deutsche Männer und Frauen. Was ist denn ein ganzer Mann? höre ich da als Gegenfrage. Ein ganzer Mann ist einer, in dem Verstand, Phantasie, Wille, Gefühl und Glaube in gleicher Weise gesund und kräftig ausgebildet und wirksam sind, sodaß keins durch das andere unterdrückt wird. Wo der Verstand durch fortgesetzte Überernährung (Hypertrophie) sich so ausgebreitet hat, daß die andern Geistes- und Seelenkräfte dadurch verkümmern, da hört die Gesundheit und das wirkliche Leben auf, da beginnt jener unheimliche Zersetzungsprozeß, unter dem unser modernes Geistesleben so schwer darniederliegt. Menschen ohne Glauben, Menschen ohne Phantasie, Menschen ohne Willen oder ohne Gefühl sind geistige Krüppel. Leider erzeugt unser modernes Leben, und leider auch die Schule mit, heute tausende solcher geistigen Krüppel durch fortgesetztes Ausbilden der Abstraktion, die zuletzt immer ins Tote, Öde, Leere, niemals aber zum frischen Leben führt. Gegen dieses Überwuchern der Abstraktion soll und muß daher der deutsche Unterricht ein Gegengewicht bilden, indem er uns in die Welt der Anschauung, der Phantasie, des Glaubens, des Empfindens einführt, indem er uns vor allem die einzelnen Dichterpersönlichkeiten in ihrer ganzen Rundung und in ihrer ganzen Wucht zur Anschauung bringt. Das ist das letzte und höchste Ziel des deutschen Unterrichts.

Damit ist meine Stellung zu Goldscheiders Buch klar gekennzeichnet. Goldscheiders Schrift ist ein geistvolles und gedankenreiches Werk, aus dem uns eine Fülle gesunden Lebens entgegenströmt. Kerngesund ist die Grundlage, auf der er sein Werk errichtet. Er verlangt, daß alle ästhetische Erklärung dem *deutschen Aufsatze* dienen soll und sich also alle Erläuterungen zuletzt immer in einem von dem Schüler geschriebenen Aufsatze sammeln sollen. Damit wird Goldscheider unserm

Grundsatze, **Leben** in die Schule hineinzubringen, gerecht. Leben ist Bewegung, praktische Bethätigung. Wenn der Lehrer das Lesestück erklärt, ohne diese Erläuterung von vornherein auf eine praktische Arbeit des Schülers zuzuspitzen, so kann es sehr leicht geschehen, daß seine herrlichsten ästhetischen Ausführungen über die Köpfe der Schüler hinweggehen und alle aufatmen, wenn die Stunde zu Ende ist. Solche ästhetische Betrachtungen pflegen die Schüler — man verzeihe den Ausdruck — als **Kohl** aufzufassen; sie finden eben den Punkt nicht, wo sie selbst mit zugreifen können, sie hören nur halb zu und verlieren das Interesse. Es ist zu viel Abstraktion. Ganz anders aber ist es, wenn die Schüler diese Betrachtungen als Bausteine ansehen lernen, die sie dann selbst zu einem hübschen Gebäude zusammenfügen sollen. Da regt sich eine unglaubliche Lust in der Klasse, an dem Werke mitzuschaffen. Und das Wichtigste: Leben und lebendiger Anteil der Schüler ist dadurch gewonnen. Schon daraus ergiebt sich mit unbedingter Notwendigkeit die innige Beziehung zwischen Aufsatz und Lektüre. Ich habe, so lange ich Unterricht in den Oberklassen erteile, die Lektüre immer in dieser Weise behandelt, daß ich gleich von vornherein einen Gesichtspunkt für einen Vortrag oder Aufsatz aufstellte, auf den nun bei der ästhetischen Betrachtung alle gefundenen Einzelheiten bezogen wurden. Nur so kann Leben in diese Behandlung kommen. Falsch ist es aber, wenn Goldscheider den mündlichen Vortrag ausschließt. Mündlicher Vortrag und Aufsatz sind vielmehr von völlig gleichem Werte und müssen in der Schule in gleicher Weise gepflegt und ausgebildet werden. Natürlich darf man unter mündlichem Vortrag nicht auswendig gelernte schriftliche Arbeiten verstehen, sondern ein wirkliches, behagliches und freies Sprechen über einen nach allen Seiten durchdachten Gegenstand. Das ist eben das Geheimnis der freien Rede, daß jeder gut spricht über einen Gegenstand, von dem ihm das Herz voll ist und über den er oft und gern nachgedacht hat. Was Goldscheider über den mündlichen Vortrag sagt, ist durchweg zurückzuweisen. Gerade beim improvisatorischen Sprechen schaffen wir neue Worte und Wendungen, werden von selbst zum Dichter, finden neue Gedanken und Anschauungen, sodaß es uns scheint, als ob eine fremde Macht durch uns spräche. Der Schreibende dagegen fällt sofort in den Bann der Abstraktion, er greift nach überlieferten Redensarten, Gefühl und Phantasie schweigen, und dann kommt jenes dürftige Phrasengestammel zum Vorschein, das wir in den „deutschen Aufsätzen" so häufig an Stelle des natürlichen und gesunden Ausdrucks finden. Nur allmählich gleicht sich der Unterschied zwischen Sprache und Schreiben aus, durch lange Übung; aber nur dann wird der Schreibende wirklich gut, gesund und natürlich schreiben, wenn er

vorher häufig in mündlicher Rede seine Gedanken laut zum Ausdruck gebracht hat. Daher nannte Goethe mit Recht das Schreiben einen Mißbrauch der Sprache und hat Zeit seines Lebens am Diktieren festgehalten. Er mußte erst dem Gedanken Laut und Körper geben, ehe er ihn zu Papier brachte. Die Bewegung, die sich auch auf der letzten deutschen Philologenversammlung gegen die mündlichen Vorträge geltend machte, ist eine aus toter Abstraktion herausgeborene Verkennung dessen, was unserer Schule Gesundheit und Leben giebt. Wenn wir auch noch den mündlichen Vortrag aus der Schule hinauswerfen, dann werden wir wieder eine neue Kluft zwischen Schule und Leben aufrichten, und die tote Abstraktion wird noch verheerender in unsern Schulen hausen, als es jetzt schon geschieht. Aus demselben Grunde, aus dem ich für Vortragsübungen eintrete, bin ich auch für dramatische Schüleraufführungen. Auch sie bringen Leben und Anschauung in die Schule, und ich bedaure, daß Goldscheider gegen sie zu Felde zieht. Produktion und Reproduktion: darnach lechzt die Jugend, und wer ihr statt dessen immer und immer nur das Angaffen fremder Geisteswerke zumutet, um diesen Ausdruck Bürgers zu gebrauchen, der giebt ihr Steine statt Brot.

Doch im Grunde stimme ich mit Goldscheider überein; denn die Hauptsache ist, daß die Lektüre immer zur Produktion oder Reproduktion führen soll — und das will Goldscheider, und darin liegt der bedeutende Wert seines Buches. Freilich ist das Buch vielfach zu theoretisch angelegt; so setzt er immer wöchentlich sechs Stunden in Prima voraus. Wir haben aber leider nur drei — und ehe nicht einmal der Götze Abstraktion erschlagen wird, werden wir auch nicht mehr erhalten. Auch der Gegensatz zwischen ästhetischer Erfassung und Analyse der Technik, zwischen Bulthaupt und Freytag, zwischen Goldscheider und Unbescheid, ist viel zu sehr künstlich verschärft. In Wirklichkeit dient auch die Betrachtung der Technik, die man in einer halben Stunde bequem vornehmen kann, nur der Vertiefung und lebendigen Veranschaulichung der ästhetischen Erfassung. Ich kann mir ohne kurze Analyse des Aufbaus, die in der That ein Minimum von Zeit beansprucht, eine klare und lebendige Betrachtung des geistigen Inhaltes des Dramas und insbesondere der Handlung nicht denken. Ausgeführte, ins Kleinliche gehende Analysen sind natürlich zu verwerfen. Aber die scharfe und genaue Gliederung des Aufbaus ist das beste Gegenmittel gegen ästhetische Verschwommenheit. Natürlich darf man bei der Analyse nicht stehen bleiben, sondern hat dabei zugleich ästhetische Fragen zu behandeln und auf ihr nach und nach das Kunstwerk in seiner ganzen Schönheit erstehen zu lassen. Goldscheider verlangt ja selbst als die Hauptsache das

Herausschälen der Handlung. Wie will man aber das feste Gefüge der Handlung nachweisen, wenn man nicht analysiert? In der Praxis sehen theoretische Forderungen häufig ganz anders aus, und ganz verschiedene Standpunkte nähern sich da oft auffallend. Ganz entschieden muß ich mich gegen die Unterschätzung, ja Geringschätzung Herders aussprechen, die Goldscheider S. 73 zeigt. Herder ist vielmehr so unendlich wichtig, daß er geradezu für unsere Schule neu erobert werden muß. Unsere Entwickelung des Geisteslebens setzt heute wieder bei Herder ein. In Schiller erblickt Goldscheider sein Ideal und den idealen Schulschriftsteller. Goethe kommt bei der Auffassung Goldscheiders zu kurz. Ein philosophisches Lesebuch, das als der Gipfelpunkt der Darlegungen Goldscheiders erscheint, muß ich verwerfen. Der deutsche Unterricht soll in die lebendigen Dichterpersönlichkeiten einführen und in den mustergiltigen Sprachgebrauch unserer Zeit; wenn dabei etwas von Herders und vor allem Goethes philosophischem Denken den Schülern zum dauernden Lebensbesitz gemacht wird, so ist das wohl das Gesündeste und Beste. Auch Schillers philosophisches Denken in seiner Gedankendichtung kann den Schülern nahe gebracht werden. Niemals aber dürfen wir uns in die Fachphilosophie verirren; denn alle philosophische Systematik, wie sie uns doch in solchen Abschnitten aus den Philosophen aller Zeiten entgegentritt, führt von der Wahrheit und Wirklichkeit ab; sie ist leere und tote Abstraktion. Unsere Schüler aber sollen alles mit lebendiger Anschauung erfüllen lernen und daher bei unsern Dichtern in die Schule gehen, die zugleich unsere größten und wahrsten Philosophen sind. „Der Dichter ist der einzig wahre Mensch.“ Dieses Wort Schillers zeigt uns, daß für unsere Jugend nicht die Philosophen, sondern die Dichter die großen Muster des Lebens sind, an denen sie sich zu ähnlicher Ganzheit und Lebensfülle emporleben sollen.

In allen übrigen Punkten aber stimme ich freudig mit Goldscheider überein, namentlich auch darin, daß man immer das einzelne in Beziehung zum Ganzen betrachten, daß die Behandlung unserer Dichter vor allem eine ästhetische sein, daß auch die Dichtung unserer Zeit, die lebendige Gegenwart in der Schule behandelt werden muß. So quillt aus dem schönen Buche Goldscheiders eine Fülle von lebendiger Anregung; seine Behandlung des Dramas, indem er immer Haupthandlung, Nebenhandlung, Hintergrund (Stoff), Charaktere, Gliederung, Sprache von einander gesondert und dann in ihren Wechselbeziehungen betrachtet wissen will, alles im Hinblick auf eine daraus zu gewinnende Produktion des Schülers, erscheint mir außerordentlich förderlich. Wir wünschen dem Werke Goldscheiders vielseitige Beachtung und fleißige Benutzung. Die Schule wird davon reichsten Gewinn haben.

In der zweiten Schrift „Offene Fragen" setzt sich Goldscheider mit seinen Rezensenten auseinander und giebt nähere Erläuterungen zu seinem ersten Buche. Besonders möchten wir noch darauf hinweisen, daß Goldscheider seine Darlegungen in einer knappen, höchst anziehenden und fesselnden Sprache giebt.

Dresden. Otto Lyon.

E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke. Von Georg Ellinger. Hamburg und Leipzig, Voß 1894.

Hoffmanns Leben ist zuerst und am ausführlichsten von seinem Freunde Hitzig erzählt worden (Hoffmanns Leben und Nachlaß. 3. Ausgabe, Stuttgart 1839, 3 Bände); da die beiden aber in Charakter und Lebensanschauung ganz entgegengesetzt waren, so konnte der Biograph dem Dichter nicht überall gerecht werden, und vieles an ihm mußte ihm in schiefem Lichte erscheinen. Daher erklären sich die vielen ungünstigen Urteile der Nachwelt über den Dichter. Auch über seine litterarische Stellung ist manche unrichtige Auffassung verbreitet, und so war es eine dankbare Aufgabe, durch liebevolles, aber unparteiisches Versenken in des Dichters Leben und Schaffen und durch sorgfältiges Nachprüfen jedes einzelnen Punktes ein treueres Bild des Dichters zu entwerfen. Diese Aufgabe hat Ellinger in dem vorliegenden Buche in trefflicher Weise gelöst, und wenn er dabei in vielen Fällen zu einem für Hoffmann günstigen Ergebnis gelangt ist, so hat, wie er selbst sagt, seine Verehrung des Dichters keinen Einfluß auf sein Urteil ausgeübt.

Ausgehend von dem Charakter der ostpreußischen Heimat des Dichters, gewinnt der Verfasser all die eigentümlichen Gegensätze, die in seinem Wesen und künstlerischen Schaffen zu Tage treten: den durchdringenden, scharfen Verstand neben dem tiefen Gefühl und der oft ins Schrankenlose schweifenden Phantasie; die bittre Ironie neben dem warmen, herzlichen Humor. Dann erzählt er das so wechselvolle Leben Hoffmanns und bespricht seine Dichtungen nach ihrem Inhalte und ihren Quellen. Hierbei tritt er der weitverbreiteten Ansicht entgegen, daß Hoffmann hauptsächlich von Jean Paul beeinflußt worden sei, deckt vielmehr die nachhaltigen Anregungen auf, die er von der Romantik, besonders von Tieck, Wackenroder, Novalis und Brentano empfangen hat, und stellt als Kennzeichen auf für sein poetisches Schaffen und als Grund für die Wirkung, die er noch heute auf den Leser ausübt, einmal die treue, sinnfällige Wiedergabe des von ihm selbst Erlebten oder Beobachteten und dann die wahrhaft realistische Darstellungsweise. Neu und verdienstlich sind die Nachweise über Hoffmanns mannigfache Einwirkungen auf andere Dichter, selbst unserer Tage, teils im Stil und in der Stimmung, teils

in einzelnen Gestalten und Situationen; so bei Heine, Chamisso, Grabbe, Alexis, Gaudy, Hauff, Hebbel, Ludwig, Keller, Storm, Seidel, Scheffel, dessen Kater Hidigeigei ein direkter Sprößling des „Kater Murr" ist.

Hoffmanns Begabung und Interesse war bekanntlich auch der Malerei und Musik zugewandt, und besonders die letztere ist mit seiner Poesie durch so viele Fäden verknüpft, daß auch seine musikalischen Arbeiten eingehend berücksichtigt werden müssen. Auch diese Seite von Hoffmanns Schaffen hat E. gewürdigt, wobei ihm der reiche handschriftliche Nachlaß des Dichters in der musikalischen Abteilung der Königlichen Bibliothek in Berlin zu Gebote gestanden hat.

Somit sei das Buch allen Verehrern des Dichters aufs wärmste empfohlen; möge es, nach Ellingers Wunsch, freundliche und teilnehmende Leser finden.

Wolfenbüttel. **Fr. Blume.**

---

## Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie 1896, Nr. 5. Mai: Johannes Schmidt, Kritik der Sonantentheorie, besprochen von H. Hirt. — Hermann Fischer, Atlas zur Geographie der schwäbischen Mundart, besprochen von Andreas Heusler. — Paul Knauth, Von Goethes Stil und Sprache im Alter, besprochen von Richard Weißenfels (eine sehr beachtenswerte Schrift). — Kuno Ridderhoff, Sophie von Laroche, besprochen von Albert Leitzmann. — Karl Knortz, Folklore, besprochen von Franz Branky. — Christian Schneller, Beiträge zur Ortsnamenkunde Tirols, besprochen von A. Kübler.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur 40, 2: Jostes: Saxonia: 1. Die vatikanischen Fragmente. 2. Die altsächsischen Denkmäler in den Essener Handschriften. 3. Die Heimat des Heliand (der Heliand nordalbingisch). 4. Abcdarium, Taufgelöbnis, Indiculus, Psalmen. — Kock, Bemerkungen zum altnordischen Sprachschatz. — Lippert, Zwei höfische Minnelieder des 14. Jahrhunderts. — Franck, Zur altsächsischen Genesis. — Martin, Zwei alte Straßburger Handschriften. — Derselbe, Vulfilas Todesjahr. — Recensionen.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge. IX, 4. 5: Josef Kohler, Sentiment und Sentimentalität. — Veit Valentin, Goethe, Gotik und Knittelvers. — Hubert Rötteken, Weltflucht und Idylle in Deutschland von 1720 bis zur Insel Felsenburg. II. (Schluß) Albrecht von Haller. — Alexander Tille, Moderne Faustspiele. — Rudolf Schwartz, Das Estherdrama von Chrysostomus Schultze (1636). — Rudolf Krauß, Jugendbriefe Eduard Mörikes. — Johannes Bolte, Der Hund des Odysseus. — Marcus Landau, Ein Plagiat des Grafen Tolstoi. — Derselbe, Zur Quelle der Turandotdichtung des Kellners. — Max Hippe, Studien über das Tagelied von Georg Schläger. — Theodor Süpfle (†), Goethes Faust. Traduction métrique par Georges Pradez. — Arturo Farinelli, Baltasar Gracian und die Hoflitteratur in Deutschland von Karl Borinski. — Hubert Rötteken, Die Aufgaben der Litteraturgeschichte von Ernst Elster. — A. Ludwig Stiefel, Zur Abwehr. — Max Koch, Zur

Abwehr. — IX, 3: August Wünsche, Das Rätsel vom Jahr und seinen Zeitabschnitten in der Weltlitteratur. — Emil Sulger-Gebing, Dante in der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts. I. — Josef Dévay, Aeneas Sylvius' Entlehnungen in der Novelle „Euryalus und Lucretia" und ihre ungarischen Bearbeitungen. — Hubert Rötteken, Die Philosophie des Metaphorischen. In Grundlinien dargestellt von Alfred Biese.

Zeitschrift für Kulturgeschichte, herausgegeben von Georg Steinhausen. III, 4. 5: Kulturgeschichtliche Streifzüge durch das Jahr 1848/49. I. Von Karl Adam in Greifswald. — Zur Geschichte der Meistersänger zu Mainz und Nürnberg. Von F. W. E. Roth in Wiesbaden. — Donalitius und Tolminkemen. Von F. Tetzner in Leipzig. — Die „Höge" der Hamburger Brauknechte. Von O. Schönfeldt in Hamburg. — Ein neuer Gegner der Kulturgeschichte. Von Ernst Bernheim in Greifswald und Georg Steinhausen. — Miscellen: Zur Geschichte der Universitäten Jena und Halle in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Von Albert Schmitt in Frankfurt a. M. — Mitteilungen und Notizen: Niederländischer Historikertag. — W. Wundt über Kulturgeschichte. — Kulturgeschichtliche Jahresberichte. — Troels Lunds Schrift: Om Kulturhistorie. — Besprechungen.

Bismarck-Jahrbuch. III, 1: 1. Acta, betr. den Kammergerichts-Auscultator L. E. O. v. Bismarck 1836. 2. Ein Brief Bismarcks an seinen Vater 1844. 3. Vier Briefe Bismarcks an den A.-G.-Präsidenten L. v. Gerlach 1846—1853. 4. Sieben Briefe des A.-G.-Präsidenten L. v. Gerlach an Bismarck 1850 bis 1855. 5. Ein vertrauliches Wahlausschreiben der konservativen Partei Preußens 1848. 6. Ein Brief Bismarcks an Graf Itzenplitz 1849. 7. Ein Brief des Grafen Thun an Bismarck und Bismarcks Antwort 1852. 8. Ein Brief Bismarcks an Fr. Harkort nebst Harkorts Antwort 1852. 9. Zwei Briefe Bismarcks an Frhrn. v. Prokesch und Prokeschs Antworten 1853. 10. Zwei Briefe v. Stietencrons an Bismarck und Bismarcks Antworten 1853. 1855. 11. Aus dem Briefwechsel Bismarcks mit Graf Hatzfeld 1853—1858. 12. Drei Briefe J. L. Motleys an Bismarck 1855. 1858. 13. Schreiben Bismarcks an Minister v. d. Heydt 1856. — III, 2: 14. Schreiben Waldersees an Bismarck nebst Bismarcks Antwort 1856. 15. Eine Beschwerde Bismarcks gegen die Rheinischen Dampfschiffahrtsgesellschaften 1856. 16. Zwei Briefe des Herrn v. Below-Hohendorf an Herrn von Bismarck 1858. 17. Entwurf zu einem Berichte Bismarcks an Minister v. Schleinitz 1858. 18. Schreiben Bismarcks an Finanzminister v. Patow 1859. 19. Schreiben Bismarcks an? 1859. 20. Siebenundzwanzig Briefe Ottos v. Manteuffel an Bismarck 1855 bis 1858, 1870. 21. Ein Brief Harrys v. Arnim an Bismarck 1858. 22. Ein Brief des Generals G. v. Alvensleben an Bismarck 1858. 23. Eine Denkschrift Bismarcks 1861. 24. General E. v. Manteuffel und Bismarck 1865. 25. Ein Brief des Ministers v. Eulenburg an Bismarck 1865. 26. Zwei Briefe des Gutsbesitzers Andrae (Roman) an Bismarck 1865, 1866. 27. Ein Brief des Erzbischofs Ledochowski an Bismarck nebst Bismarcks Antwort 1866. 28. Ein Brief Bismarcks an Fürst Gortschakow 1866. (Das Bismarck-Jahrbuch, herausgegeben von Horst Kohl, erscheint in 5 Lieferungen jährlich, jede zum Preise von 2 Mark.)

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins: Goebel, Etwas von der deutschen Seemannssprache. — Paul Pietsch, Hasenbrot.

Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins. Heft X (1. April 1896): O. Schrader, Deutsches Reich

und deutscher Kaiser, eine sprachlich=geschichtliche Betrachtung zum 18. Jan. 1896. — Th. Matthias, Die Mundart im Spiegel der Schriftsprache.

Blätter für litterarische Unterhaltung. 1896, Nr. 20: Karl Busse, Neuere deutsche Lyriker. — Nr. 21. O. Lyon, Die nationale Bewegung in der deutschen Litteratur.

Neue Bahnen. Pädagogium 1896,5: Rudolf Dietrich, Schweizerisches Volksschulwesen. — Johannes Meyer, Pädagogische Umschau. (Von diesem Hefte an ist die Zeitschrift mit dem Pädagogium verschmolzen worden und hat daher diesen Namen mit in den Titel aufgenommen. Der vorliegenden Nummer ist zum ersten Mal eine Beilage: Deutsche Volksschulwarte, beigegeben.)

Leipziger Lehrerzeitung, Organ des Leipziger Lehrervereins. 1896. Nr. 27. 28: Georg Heydner, Vom Stoffgebiet des Lesebuchs. — Nr. 29. R. Hochegger, Wo stehen wir? (Wir empfehlen diese leider unvollendete Arbeit des viel zu früh verstorbenen Gelehrten allgemeiner Beachtung; was Professor Hochegger sagt, trifft in den Kernpunkt aller gesunden Entwickelung.) — 30. und 31: H. Reishauer, Die neueste Zeit im Geschichtsunterrichte der sächsischen Seminare.

Blätter für das bayrische Gymnasialschulwesen. 1895, November-Dezemberheft: C. Joachim, Allerhand zu Moscherosch. I. Der Unartig Teutscher Sprach=Verderber vom Jahre 1643.

Theodor Gartner, Die Übersetzbarkeit der Personennamen. Sonderabdruck aus den „Bukowiner Nachrichten". Czernowitz 1896. (Die Frage der Übersetzbarkeit wird im Gegensatz zu Schuchardt, Sind unsere Personennamen übertragbar? bejaht.)

Mitteilungen des Deutschen Sprachvereins Berlin. 1896,1: Neue verkannte Fremdwörter. — 2: Hermann Gutzmann, Des Kindes Sprache und Sprachfehler.

Revue de l'enseignement des langues vivantes. XIII, 4: E. Hallberg, La Poésie populaire en Allemagne.

Revue de métrique et de versification I,3: Charles Comte, Le texte de Marguerite de Navarre.

## Neu erschienene Bücher.

Sophokles' König Ödipus. Übersetzt von Friedrich Hermann, Gymnasialdirektor. Jahresbericht des Kgl. Ulrichs=Gymnasiums zu Norden. Norden, Diedr. Soltau. 1895. 64 S.

Litterarhistorisches Lesebuch. Herausgegeben von den Fachlehrern für deutsche Sprache und Litteratur an Kgl. bayerischen Bildungsanstalten: Mabel, Dr. Micheler, Dr. Reibelbach, Dr. Roth, Schöttl, Dr. Schultheiß, Dr. Stöckel. München, Eduard Pohl. 1894. Pr. M. 2,50. 316 S.

C. J. Krumbach, Geschichte und Kritik der deutschen Schullesebücher. 2. Teil. Mitbearbeitet, nach dem Tode des Verfassers vollendet und herausgegeben von J. G. Sieber. Leipzig, B. G. Teubner. 1896. VI, 242 S.

W. Münch, Vermischte Aufsätze über Unterrichtsziele und Unterrichtskunst an höheren Schulen. 2. vermehrte Auflage. Berlin, R. Gaertner. 1896. IV, 350 S.

K. Schenk, Belehrungen über wirtschaftliche und gesellschaftliche Fragen auf geschichtlicher Grundlage für die Hand des Lehrers sowie zum Selbstunterricht. Leipzig, B. G. Teubner. 1896.

E. Cornelius, Erzählungen aus dem Leben Kaiser Wilhelms I. Dargestellt für die Jugend. Saarbrücken, Carl Schnidtke. 1896. 54 S. Pr. M. 0,60.

Hermann Paul, Deutsches Wörterbuch. Zweite Lieferung (gebühren — Name). Halle a. S., Niemeyer 1896. S. 161—320.

W. Wilmanns, Deutsche Grammatik. Gotisch, Alt-, Mittel- und Neuhochdeutsch. Zweite Abteilung: Wortbildung. Zweite Hälfte. Straßburg, Karl J. Trübner 1896. XVI, 353-663.

Martin Greifs Gesammelte Werke. 2. Band: Dramen. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag 1896. 434 S. Pr. M. 4.

A. Philippi, Die Kunst der Rede. Eine deutsche Rhetorik. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow 1896. XIII, 256 S.

Franz Bader, Sechs Tragödien von Sophokles in deutscher Nachbildung. Leipzig, S. Hirzel 1896.

S. M. Prem, Der Lyriker Hermann von Gilm. Marburg a. d. Drau 1896. Selbstverlag. 20 S.

Christian Eidam, Drei vaterländische Gedichte aus dem Erinnerungsjahre 1895/96. Nürnberg, Fr. Korn 1896. 16 S.

Rudolf Koegel, Goethes lyrische Dichtungen der ersten Weimarischen Jahre. In ursprünglicher Fassung. Basel, Benno Schwabe 1896. 71 S.

Friedrich Zarncke. Von Eduard Zarncke. Aus dem Biographischen Jahrbuch für Altertumswissenschaft 1895. Berlin 1895, Verlag von S. Calvary und Co. 21 S. (Wir weisen auf diesen trefflichen Lebensabriß des großen Gelehrten, der aus der berufensten Feder stammt, alle Freunde und Verehrer Zarnckes hierdurch ganz besonders hin.)

Chr. Ufer, Die Pflege der deutschen Aussprache in der Schule. Altenburg, Oskar Bonde 1896. 40 S. Pr. M. 0,60.

Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Zweiter Jahresbericht der österreichischen Gruppe. Wien 1896. 20 S.

H. Heinze und W. Schröder, Aufgaben aus deutschen Dramen und Epen. 6. Bändchen: Aufgaben aus Hermann und Dorothea, zusammengestellt von Dr. Heinze. 87 S. — 7. Bändchen: Aufgaben aus Minna von Barnhelm, zusammengestellt von Dr. Schröder. 89 S. Leipzig, Wilhelm Engelmann 1896.

Otto Erich Hartleben, Angelus Silesius. Dresden, Georg Bondi 1896. 140 S. (Anthologie.)

J. Rost, Übersetzungsproben aus griechischen und römischen Dichtern. Programm des evangelischen Gymnasiums zu Schweidnitz. Ostern 1896. 32 S.

Joseph Koulen, Der Stabreim im Munde des Volkes zwischen Rhein und Ruhr. Programm des Gymnasiums zu Düren. Ostern 1896.

Victor Burdas, Die Ohrdrufer Familiennamen. Programm des Gräflich Gleichenschen Gymnasiums zu Ohrdruf. Ostern 1896.

Anton Jonas, Deutsche Aufsätze für die Oberklassen höherer Schulen. Berlin, R. Gaertner (Hermann Heyfelder) 1896. IV, 168.

Fritz Achenbach, Präparationen zur Behandlung deutscher Gedichte. 1. Teil. Mittelstufe. Hilchenbach, L. Wiegand 1896. 98 S. Pr. M. 1,60.

Karl Breul, Wallensteins Tod von Schiller. Cambridge, University Preß 1896. LXVIII, 304 S.

---

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2 II.

## „Chidher, der ewig junge."

Von C. Lang in Droyßig.

Rückerts „Chidher" hat auf die Jugend immer einen eigenen Zauber ausgeübt und übt ihn auch wohl noch auf das gereifte Alter. Die wunderbare Gestalt aus der morgenländischen Sage, die hier als Erzähler auftritt, macht es dem Dichter möglich, den völligen Wechsel, dem Natur und Menschenwerk in größeren Zeiträumen unterliegt, schneller erscheinen und uns dadurch die kurze Dauer unseres Daseins wie die Vergänglichkeit unserer Unternehmungen mit tieferer Wehmut empfinden zu lassen. Da das Gedicht noch bisweilen im deutschen Unterricht zur Behandlung kommt und mancher Lehrer über die fabelhafte Persönlichkeit, die ich noch in einem ganz neuen Litteraturlehrbuch irrig als „indischen Gott" bezeichnet sehe, gewiß gern Aufschluß hätte, so will ich das Wesentlichste, was sich heute darüber entdecken läßt, hier mitteilen.

Die genaue Namensform ist Chiḍr, wobei das ch wie in „ach" guttural zu sprechen ist; so wenigstens sprechen die Araber und Türken, wenn auch mit einem verschiedenen d; die persische Aussprache ist Chisr oder Chisĕr (das s stimmhaft wie in wiese). Chiḍr oder chăḍir ist ein arabisches Wort und bedeutet „der Grüne", und so nannten die Araber der Heidenzeit einen Frühlingsgenius als den immer wiederkehrenden Spender des jungen Grüns. Damit war von vorn herein die Vorstellung gegeben, daß sein Dasein alle Geschlechter bis zum Ende der Welt überdauern, daß er ewig kommen und gehen, an allen Orten erscheinen und somit viele weite und schnelle Fahrten machen und daß seine Ankunft überall segenbringend sein müsse. Als Personifikation der belebenden Naturkraft mußte er ferner in irgend eine Verbindung mit dem lebenschaffenden Wasser gesetzt werden, und so wurde er denn Entdecker, Spender und Hüter des Lebensquells, aus dem man ihn freilich auch selbst erst Unsterblichkeit trinken ließ.

Ohne Wunderkraft war sein Wirken nicht denkbar, und diese verschaffte ihm sowohl einen Platz unter den Heiligen als auch den Ruf besonderer Weisheit. Insbesondere wurde er daher der weise Ratgeber (oder Wesir) eines weiter nicht bekannten großen Königs Zu-lkarnein (des „Zweihörnigen", d. i. Doppeltgewaltigen, oder „Zweistrahligen", „Zweilockigen") aus Abrahams Zeit, den man bald mit einem alten

Könige von Jemen, bald mit dem altiranischen Könige Feridūn identifizierte und der den großen Wall gegen Gog und Magog (die nördlichen Völker der unerforschten Gebiete hinter dem Kaukasus und Himalaja) errichtet haben soll. Mit diesem unternahm er der Sage nach einen Zug in das „Land der Finsternis".[1]) Hier entdeckte er als Führer des Vortrabes in einem Thalgrund den Quell des Lebens, trank daraus, badete sich und wusch seine Kleider darin, während Zu-lkarnein von der Richtung, die ihm Chidr wies, abirrte und den Rand der Quelle verfehlte.

Den Beinamen Zu-lkarnein erhielt aber in der morgenländischen Sage auch Alexander der Große, und so kam es, daß Chidr später dessen Wesir wurde und der erzählte mythische Vorgang in die Alexandersage überging. Durch ein seltsames Mißverständnis Mohammeds fand er nun aber sogar Aufnahme in den Koran. Die 18. Sure erzählt nämlich, wie Moses den nach arabischer Vorstellung gemeinsamen Ursprung aller süßen und salzigen Wasser der Erde aufsucht; auf seiner Wanderschaft gesellt er sich dabei einem frommen Diener Gottes, den er bei der Vereinigung der „beiden Meere" antrifft und der dann im Fortgang der Reise allerlei Unbegreifliches und scheinbar Ungerechtes thut, was sich hinterher als weise Vorkehrung zu Lebensrettungen und Beglückungen herausstellt. Die Koranausleger sahen in diesem merkwürdigen Manne sehr bald unsern Chidr. Eine der Ursachen dieser Gleichsetzung war sehr wahrscheinlich der Umstand, daß auch Moses als ein Zu-lkarnein galt. Wir lesen 2. Moses 34, 29: „Da nun Mose vom Berge Sinai ging ... wußte (er) nicht, daß die Haut seines Angesichts glänzete." Für Luthers „glänzete" hat Aquila und die Vulgata „war gehörnt", wie denn die letztere auch die gehörnte Darstellung Mosis in der christlichen Kunst veranlaßt hat. Im Hebräischen steht ḳāran „strahlte", ein Denominativ von ḳeren „Horn", „Kraft", „Strahl"; die Strahlen der Sonne erschienen dem Morgenländer als Hörner.

Da Chidr somit ein Zeitgenosse des Moses geworden war, sahen ihn die Koranlehrer bald bestimmter in Aarons Enkel Pinehas,

1) Nach den Vorstellungen der alten Araber lag dies in dem ihnen noch völlig unbekannten Südwesten Afrikas; auch der Ozean in diesem Weltteile war ihnen ein „Meer der Finsternis." Hinter dem die ganze Erdscheibe umgebenden Ozean ragte dann das ungeheure, weltumgürtende Kettengebirge Kāf aus grünem Chrysolith, dessen Farbe sich dem darauf ruhenden Himmel mitteilte, sodaß dieser den Arabern grün, nicht blau erschien. Hier war der Aufenthalt der Dschinnen (Dämonen) und die Schatzkammer aller zauberkräftigen Kleinode. Kāf hieß aber namentlich auch der Kaukasus (als Teil des Ganzen), und sowohl mit diesem wie mit der grünen Gebirgsfarbe scheint der Chidr-Mythus in Beziehung zu stehen.

jenem hochgefeierten und z. B. in den Apokryphen (Sir. 45, 1. Makkab. 2) mit den größten Gottesmännern in eine Reihe gestellten Hohenpriester. Als Tausende von Israel im Lande Moab zu dem Baal Peor abfielen, da war es Pinehas, der mit heldenhafter Entschlossenheit für die Sache Jehovahs eintrat: sein Speer traf den Simeonitenfürsten Simri und die Midianiterin Kosbi, während sie das Heiligtum Gottes entweihten, und für diese That verlieh ihm Jehovah ewiges Priesterrecht für seine Familie (4. Mose 25). Derselbe verzehrende Feuereifer für Jehovah gegen Baal wiederholte sich in dem Schlächter der Baalspriester, dem Propheten Elias, und in diesem begann man jetzt um so mehr denselben Chidr zu erblicken, als Elias durch seine Entrückung von der Erde dem Tode entging und nach Maleachi wiederkehren sollte. Dazu kam, daß nach Christi eigener Aussage die Geisteskraft des Elias in dem Täufer Johannes wieder aufleuchtete und daß er sich auf dem Berge der Verklärung auch mit Moses zusammenfindet; ja, wie Chidr den langersehnten, befruchtenden Regen bringt, so brachte ihn auch (Jak. 5, 17) das Gebet des Elias nach jahrelanger Dürre. Bald ließ nun auch die moslemische Sage den Elias aus dem Quell des Lebens trinken.

Jetzt war die rege Mythenbildung so weit fortgeschritten, daß die Vorstellung von einer Seelenwanderung Raum fand, mit der Chidrs wunderthätiger Geist in immer andere segenverbreitende Persönlichkeiten übergehen konnte; aber indem man gleichwohl auch an ein beständiges Dasein seiner nur sich selbst gleichen Persönlichkeit dachte, stellte man sich den „ewig jungen" Chidr als einen uralten Mann vor, mit lichtem Antlitz und in weißen oder grünen Kleidern, und verlegte seine Jugend noch über Abrahams Tage hinaus in die Zeit des Stammvaters der Südaraber. Die Genealogen machten ihn ebenso wie Ja'rub, den Urahnen der Kachtaniten (Jemeniten), zu einem Enkel des Peleg (1. Mose 10, 25), und nannten ihn Baljā Ben Malkān. Nun mußte man mit doppelter Verehrung zu ihm emporschauen.

Eine geistesgewaltige, zum Heiligen gewordene Persönlichkeit, in der sich zu irgend einer Epoche die Helferkraft Gottes vielfach und einzigartig offenbarte, nannten die arabischen Theologen den Kutb, d. i. die Axe seiner Zeit. Zu einem solchen Kutb machte man den Chidr wie den Elias, und aus der biblischen Erzählung von der Investitur Elisas durch des Elias Mantel (1. Kön. 19, 19) ging der Glaube hervor, daß der fortlebende Elias alle nachfolgenden „Axen" in ihre Würde einkleide. Von dem größten aller Träger dieses Ehrennamens glaubte man, er weile unsichtbar auf der Decke der Ka'ba; diese wurde daher der Lieblingssitz des Chidr. Wie aber Gottes Geist den Elias, so könne, meinte man, auch Chidr sich selbst von einem Orte der Erde an den

andern in einem Augenblick versetzen. Den Bedrängten zu helfen, durfte er dann nicht lange auf sich warten lassen. So entstand das Sprichwort: „Chidr wird an keinem Ort genannt, ohne daß er gegenwärtig ist“ und die sprichwörtliche Wendung: „Gegen den und den ist Chidr ein Pfahl,“ d. h. im Vergleich mit ihm ist sogar der ewig Bewegliche noch unbeweglich.

Im christlichen Mittelalter ging nun noch eine Verschmelzung des Chidr-Elias mit dem Schutzheiligen St. Georg vor sich, dessen Verehrung namentlich in den Kreuzzügen allgemeiner wurde. Ursprünglich ist dieser ein Kappadokier Georgius, einer der Gegenbischöfe des Athanasius, der zur Zeit der Thronbesteigung Julians des Abtrünnigen, 361 n. Chr., in einem heidnischen Volksaufstande das Martyrium erlitt. Die Verschmelzung vollzog sich offenbar in Syrien. Hier, unweit Beirut, soll der hl. Georg den Drachen getötet haben, der die Königstochter Asa verschlingen wollte. Pinehas, Elias, St. Georg, alle drei Gottesstreiter und Überwinder widergöttlicher Unholde, konnten im Volksglauben leicht die gleiche Bedeutung erhalten. St. Georg trat mit dem muhammedanischen Volksheiligen außerdem in enge Verwandtschaft als Lebensretter der bedrängten Unschuld, und früh wurde er wie Chidr ein überall gegenwärtig geglaubter Befreier von allerlei Not und als Lebensspender vor allem ein wunderwirkender Arzt aus der unsichtbaren Welt. Die syrischen Christen nennen ihn Mâr Dschirdschis (d. i. St. Georgius), und vor dem Jaffathore in Jerusalem z. B. trägt ein griechisches Kirchlein sowohl diesen Namen als auch den des Chidr, der dort Chadr heißt. In Palästina und Syrien ist die Verknüpfung der beiden Heiligen so vollständig, daß der schlichte Moslim Kerzen und Weihrauch oder Opfertiere, die er für die Erlösung von einer Krankheit seinem Chadr gelobt hat, in eine christliche Georgskirche trägt, und ein St. Georgskloster in dem ganz moslemischen Dorfe el-Chadr südlich von Bethlehem ist eine durch wunderbare Heilungen berühmte Irrenanstalt für alle Bekenntnisse. Von diesem allen hat uns Frau L. Einsler aus Jerusalem in der Ztschr. des d. Palästinavereins (Band 17, S. 42 flg., 65 flg.) die merkwürdigsten Mitteilungen gemacht. Wie in jenem Kloster Chidr den Kranken nachts in der Gestalt eines uralten Mannes erscheint, so auch Elias in einer Höhle bei Haifa, in dessen Nähe er ja auf dem Karmel den Baalsdienst richtete, und Moslemen, Christen und Juden versammeln sich dort am 20. Juli einträchtig zu einem Volksfest, um den Chidr, den St. Georg oder den Elias zu feiern. Neuerdings hat Prof. Sepp („Neue hochwichtige Entdeckungen auf der zweiten Palästinafahrt“, München 1896) diese uralte Feier eingehend geschildert. Danach ist in der Klosterkirche zu Haifa Elias mehrfach so als Baalspfaffentöter in Holz dargestellt,

daß sich der Gedanke an den Drachentöter St. Georg jedermann aufdrängt, und eine besondere Bildsäule des Elias heißt auch, wie er schreibt, el Kadr, was el-Chadr gelesen werden muß. Chidrs Lebenswasser ferner spendet dort die Eliascisterne; ein kleines Kind wird bei der Feier darüber gehalten, dem alles, was es sich in dieser Stellung wünscht, erfüllt werden muß.

Als ich am St. Georgstage des Jahres 1890, am 23. April, bei Haidar-Pascha gegenüber Konstantinopel spazieren ging, sah ich auf einer Wiese ein buntes Festgetümmel und erfuhr, die Türken feierten da ein Frühlingsfest, das Chidr-Elès heiße. Als ich die Bedeutung des Namens erkannte, war ich nicht wenig erstaunt, daß ich den lieben Bekannten aus meiner Knabenzeit, den Chidher, hier noch als Frühlingsbringer verehrt fand, daß man ihn mit dem Elias zusammenstellte und an einem christlichen Datum, das dem Patron der christlichen Ritterschaft geheiligt ist, seiner gedachte. Später fand ich in türkischen Büchern die Benennung des Festes damit erklärt, daß Chidr und Elias am Georgstage eine Zusammenkunft hätten. Nach Lane (Arabian Night Entertainments I, 22) kam dagegen unter den Arabern die Meinung auf, den Tag über weise Chidr den Seefahrern und Elias den Berg- und Wüstenwanderern den rechten Weg, nachts aber vereinigten sich beide zur Wacht an dem großen Wall gegen Gog und Magog.

Die türkische Legende weiß auch von einer Anwesenheit des Chidr bei der Eroberung Konstantinopels; beim Einzuge des Sultans in die Aja Sofia (1453) soll er unerkannt unter dessen Gefolge gewesen und, nachdem er zur Bekundung seiner Gegenwart mit dem Finger ein Loch in die Mauer gestoßen habe — das noch heute gezeigt wird — verschwunden sein. Hier erscheint Chidr als Zeuge der großen Weltbegebenheiten, wahrscheinlich aber auch in einer Stellung zu Mohammed dem Eroberer wie einst zu Zu-lkarnein, d. h. als weiser Ratgeber oder Wesir. Diese Legende hat, wie es scheint, den Verfasser von Ben Hur, L. Wallace, veranlaßt, in seinem neuesten Roman („Der Prinz von Indien") den ewigen Juden, der doch sonst dem Chidr unähnlich genug ist, zum geheimnisvollen Mentor Mohammeds bei der Vernichtung des byzantinischen Reiches zu machen. —

Wer sollte sich nicht endlich bei den 500 Jahren in Rückerts Gedicht an die Verjüngungsperioden des Wundervogels Phönix erinnern? Und wirklich, die heutigen Juden noch werfen in den liturgischen Liedern, mit denen sie die Wiederkehr des Elias als ihres Messiasherolds erflehen, den Pinehas mit dem fabelhaften Phönix ohne Bedenken zusammen und schildern sogar seine Gestalt mit dessen Attributen. Vergl. Ztschr. der d. morgenl. Gesellschaft, Band 48, S. 35 flg. und 49, S. 562. Veranlassung

gab natürlich die ganz zufällige Ähnlichkeit der Namen (hebr. Pinehās, arab. Finhās; Hiob 29, 18 heißt indes der Vogel Phönix chōl oder chūl). In diesen Liedern wird Pinehas zu den zehn gerechnet, „zu denen der Todesengel nicht kam," und überdies heißt es darin geradezu: „Pinehas — Elia ist er — Heil über ihn!"

---

# Die Schreibung der S-Laute.

(Zu „Regeln und Wörterverzeichnis" § 11 und 12 S. 8 und 9.)

Von **Carl Böttcher** in Königsberg.

1. Man unterscheidet einen weichen und einen scharfen (harten) S-Laut. Den weichen S-Laut hören wir in sausen, brausen, die Häuser, der Rasen. Den scharfen S-Laut hören wir in grüßen, küssen, der Gruß, der Kuß, beißen, das Haus, die Maus.

2. Der weiche S-Laut wird durch ſ (S) bezeichnet. Z. B. reiſen, ſauſen, brauſen, die Häuſer, die Mäuſe, leiſe, die Preiſe.

3. Für den scharfen S-Laut haben wir die Zeichen ß, ſſ, s und in einzelnen Fällen auch ſ.

4. Der scharfe S-Laut innerhalb eines Wortes nach einem langen Vokal oder nach einem Diphthongen wird durch ß bezeichnet. Z. B. grüßen, heißen.

5. Der scharfe S-Laut innerhalb eines Wortes nach einem kurzen Vokal wird durch ſſ bezeichnet, wenn auf den scharfen S-Laut noch ein anderer Vokal folgt. Z. B. laſſen, eſſen, vermiſſen, müſſen, wiſſen, die Kreſſe, die Gleichniſſe, die Iltiſſe.

6. Der scharfe S-Laut am Ende eines Wortes oder einer Silbe wird mit ß bezeichnet, wenn in der Verlängerung der scharfe S-Laut gehört wird. Z. B. der Gruß (die Grüße), gewiß (gewiſſe), der Haß (des Haſſes).

Ausnahme: aus wird mit s (Schluß-s) geschrieben, obwohl man die Verlängerung außer bildet; auch des und wes werden mit s (Schluß-s) geschrieben trotz der Verlängerungen deſſen und weſſen. Daher schreibt man auch in folgenden Wörtern s: deshalb, deswegen, indes, unterdes, weshalb, weswegen.

7. Der scharfe S-Laut am Ende eines Wortes oder einer Silbe wird mit s (Schluß-s) bezeichnet: 1. nach einem Vokal oder Diphthongen, wenn in der Verlängerung der weiche S-Laut gehört wird; 2. stets nach einem Konsonanten. Z. B. das Haus (die Häuſer), die Maus (die Mäuſe), das Häschen (der Haſe), der Fuchs, der Krebs.

8. Der scharfe S-Laut der Nachsilbe **nis**, sowie der S-Laut der Deklinationsendungen **es** oder **s** wird durch **s** bezeichnet. Z. B. das Gleichnis (die Gleichnisse), das Ereignis (die Ereignisse), des Kindes, des Vaters. — **Merke**: der Iltis (des Iltisses), der Atlas (des Atlasses, des Atlanten), der Kürbis (des Kürbisses).

9. Der scharfe S-Laut als Zeichen der Zusammensetzung wird durch s (Schluß-s) bezeichnet. Z. B. der Freiheitsdrang, die Ordnungsliebe.

10. Der scharfe S-Laut innerhalb eines Wortes wird durch ſ bezeichnet, wenn ein Konsonant vorhergeht. Z. B. die Eidechse, die Erbse, der Lotse.

11. Der scharfe S-Laut innerhalb eines Wortes wird durch ſ bezeichnet, wenn ein zur Stammsilbe gehöriges t oder p darauf folgt. Z. B. fasten, die Liste, die Espe, die Knospe, die Haspe.

12. Der scharfe S-Laut vor der Konjugationsendung t wird durch ſ bezeichnet, wenn der Infinitiv des Verbums den weichen S-Laut enthält. Z. B. er reist (reisen), er liest (lesen).

13. Der scharfe S-Laut vor der Konjugationsendung t wird durch ß bezeichnet, wenn der Infinitiv des Verbums den scharfen S-Laut enthält. Z. B. er reißt (reißen), er heißt (heißen), er ißt (von essen); dagegen: er ist (von sein).

14. Der S-Laut in den Endungen sel, sal, sam wird stets durch ſ bezeichnet, auch wenn diese Endungen mit scharfem S-Laut gesprochen werden. Z. B. das Häcksel, das Labsal, ratsam.

15. Merke folgende Wörter mit s: **als**, **bis**, **bisher**, **es**, **was**, **dies**, **diesseits**, **dasselbe**, **Dienstag**, **Donnerstag**, **das Ries** Papier (des Rieses), **das Mus** (des Muses; Brei, breiartige Speise), **boshaft** (dagegen **erbosen** oder **erboßen** — zornig machen).

16. Merke folgende Wörter mit ſ: **die Mause** oder **die Mauser** (der regelmäßige Wechsel in der Bekleidung der Vögel und anderer Tiere), mausern, **die Schleuse**, **die Schneise** (Durchhau in einem Walde).

17. Merke folgende Wörter mit ß: **die Geiß** (Ziege), **der Grieß** (grobgemahlenes Getreide), **der Kloß** (etwas Zusammengeballtes), **bloß** (in den Bedeutungen **nackt** und **nur**).

18. Achte auf folgende Wörter: **weiß** (die Farbe), **ich weiß**, **er weiß** (von wissen), **weise** (sehr klug), **die Weisheit**, **naseweis** (vorlaut), **weissagen** (vorher verkündigen), **die Geißel** (ein Werkzeug zum Antreiben, zur Züchtigung; eine Peitsche), **geißeln** (peitschen, züchtigen), **der Geisel** (der Leibbürge; einer, der mit seiner Person für etwas haftet); **gleißen** (glänzen, einen trügerischen Schein annehmen,

heucheln), der Gleisner (Heuchler), gleisnerisch (heuchlerisch), die Nieswurz (eine Pflanze, deren Wurzel Niesen erregt); der Nießbrauch (die Nutznießung; das Recht, den Ertrag einer Sache zu gebrauchen); das Vließ (des Vließes, auch das Vlies, des Vlieses, das Fell), das Fließ (des Fließes, der Bach), die Fliese (die Steinplatte).

Das ist:

1. Neutrum Singular des bestimmten Artikels. Z. B. das Buch, das Haus.
2. Neutrales Demonstrativum (hinweisendes Fürwort), zu vertauschen mit „dieses“. Z. B. Das sage ich dir: wenn du nicht fleißig bist, kannst du keine Fortschritte machen. (Dieses sage ich dir u. s. w.)
3. Neutrum Singular des Relativums (des rückbezüglichen — verbindenden — Fürworts), zu vertauschen mit „welches“. Z. B. Das Buch, das du mir geliehen hast, gefällt mir sehr. (Das Buch, welches du mir geliehen hast, gefällt mir sehr.)

Daß (welches nicht mit „dieses“ oder „welches“ vertauscht werden kann) ist Konjunktion. Z. B. Ich hoffe, daß ihr aufmerksam sein werdet.

19. In lateinischer Schrift wird ſ und Schluß-s durch s, ſſ durch ss, ß durch ß bezeichnet.

20. ſſ trennt man in ſ-ſ oder s-ſ. Z. B. Waſ-ſer oder Was-ſer.

21. ſt bleibt ungetrennt: 1. wenn die mit ſt beginnende Sprechsilbe auf einen Konsonanten folgt. Z. B. die Bür-ſte. 2. wenn mit ſt die Stammſilbe beginnt. Z. B. die Ge-ſtalt. 3. nach einem Diphthongen. Z. B. lei-ſten, die mei-ſten. 4. in der Superlativendung ſte. Z. B. am lebhafte-ſten.

22. ſt wird in ſ-t oder s-t getrennt: 1. wenn ſt zum Stamm gehört und auf einen geschärften (d. i. betonten kurzen) Vokal folgt. Z. B. die Laſ-ten, der Kaſ-ten. 2. wenn das ſ zum Stamm, das t zur Endung gehört. Z. B. er reiſ-te, er bremſ-te (wir raſ-ten ist Präsens von rasten und Imperfektum von rasen).

23. ſp bleibt ungetrennt, wenn es die Stammſilbe beginnt. Z. B. das Ge-ſpinſt, das Ge-ſpenſt. ſp vor einer Nachsilbe, die mit einem Vokal beginnt, wird in ſ-p oder s-p getrennt. Z. B. Knoſ-pe oder Knos-pe — mäßig bleibt am besten ungetrennt, da mit ß keine Silbe beginnen kann.

24. In Fremdwörtern werden ſt und ſp nicht getrennt. Z. B. die Di-ſtinktion (die Auszeichnung). — Der De-ſpot (der Gewalt-

herrscher). Bei Zusammensetzungen, deren erster Teil auf s ausgeht und leicht als ein selbständiger Bestandteil der Zusammensetzung erkannt werden kann, wird dieser auf s ausgehende Teil von der folgenden mit t beginnenden Silbe getrennt. Z. B. dis-tribuieren (verteilen), dis-putieren (über Ansichten streiten), dagegen ab-strakt (gedacht).

---

## Ein Blick in den deutschen Unterricht der Siebenbürger Sachsen.

Von **Ludwig Fränkel** in München.

Wo die deutschsprachlichen Schulen in Petersburg, Moskau, Bukarest, Sofia, Konstantinopel, Neapel, Porto Alegre und anderwärts „draußen“ in der Diaspora sich der verschiedensten Hilfsmittel bedienen, die eigens für ihren Gebrauch zugeschnitten sind, so nimmt es wahrlich nicht wunder, wenn neue Lesebücher immer wieder auftauchen „soweit die deutsche Zunge klingt.“ Auf dem südöstlichsten Vorposten unserer Kultur, wenigstens wenn man fest zusammenhaltende Massen deutschen Bluts meint, wirken unter dem strammen Sachsenstamme nördlich der ungarisch-rumänischen Grenze die Gymnasial- und Realschullehrer durch Wort und That musterhaft im Dienste des Mutterlauts und durch deren eifrige Pflege, Reinhaltung und Verbreitung als unerschrockene Feldwacht unseres Schrifttums in schier erdrückendem Gegnerschwarme des tobenden Nationalitätenstreits. Die meisten Lehrer des Deutschen auf der mittlern und der obern Stufe, die im „Reiche,“ in der Deutsch-Schweiz oder rein-deutschen Strichen Deutsch-Österreichs das Glück genießen, die heran-wachsende Jugend in die Wunder und Geheimnisse unserer Sprache ein-zuführen und zu begleiten, ahnen auch nicht leise, wie jenen Berufs-brüdern in den fernen Karpathenausläufern diese hehre Aufgabe erschwert ist. Der Zufall verschaffte mir während meiner germanistischen Studien-jahre die Bekanntschaft etlicher jungen Fachgenossen aus Siebenbürgen, die zu Berlin, Leipzig, Jena ihren deutschphilologischen und theo-logischen Studien oblagen[1]) — denn officiell müssen diese Lehrer evan-gelisch-lutherischer Gemeindeanstalten nun sämtlich in Budapest die

---

1) Nebenbei: Zu der überaus herzlichen Aufnahme, die solche sächsisch-sieben-bürgische Kommilitonen in reichsdeutschen Studentenkreisen fanden (und hoffentlich auch noch finden!) vergleiche man den Abschnitt „Die Siebenbürger im Verein“ (seit 1881) in der „Geschichte des studentischen Shakespeare-Vereins in Halle a. S. während der Jahre 1864—1889“ (Halle 1889), S. 68 flg.

Staatsprüfung als Geistliche „A(ugsburgischen) B(ekenntnisses)“ ablegen, ehe sie ihre pädagogische Thätigkeit beginnen. Mit einem, Oskar Netoliczka, dem einen Verfasser der jetzigen Neuerscheinung*, schloß ich in Berlin während seiner lebensgefährlichen Krankheit im Winter 1887 eine überaus innige Studenten- und Lebensfreundschaft, die mir seitdem, trotz leider andauernder Trennung durch den weiten räumlichen Abstand und die Berufsgeschäfte, einen höchst fruchtbaren Gedanken-, Erlebnis- und Schriftenaustausch eintrug. Diese persönlichen Beziehungen hier einzuflechten, betrachte ich nicht als aufdringlich, da sie erst mich in den Stand setzten, meiner innigen Teilnahme für das ernste Ringen jenes deutschen Einsprengsels festen Boden zu verleihen, und, das leugne ich keineswegs, der Ausgang meiner betreffenden Referate und Empfehlungen[1]) geworden sind.

Das dort kürzlich erschienene Lesebuch* kommt mir vor wie die Erfüllung eines Paragraphen aus dem Programme, das der „Bericht über die am 29. Oktober 1893 in Mediasch abgehaltene Versammlung sächsischer junger Männer“[2]) enthält, zu deren 73 Mitgliedern auch unsere beiden Verfasser, und zwar auch mit ratendem Worte, gehörten (s. darin S. 5).[3]) Da steht z. B. auf S. 13 in A. Scheiners Referat der Satz: „Sächsische

---

* Deutsches Lesebuch für Mittelschulen. Zweiter Teil. Zweite Klasse. Herausgegeben von Dr. Oskar Netoliczka, Gymnasialprofessor in Kronstadt, und Dr. Hans Wolff, Gymnasialprofessor in Schäßburg. Hermannstadt, Druck und Verlag von W. Krafft. 1895. gr. 8. XI und 326 Seiten.

1) Von O. Netoliczka, der eine überaus stoff- und gehaltreiche Jenaer Dissertation über „Schäferdichtung und Poetik im 18. Jahrhundert“ (Vierteljhrschr. f. Litteraturgesch. II 1 flg.) schrieb und neuerdings die dritte, völlig neubearbeitete Auflage von Lohmanns bekanntem „Lehrbuch der Kirchengeschichte“ (1893) — einen gründlichen Abriß auf nur 166 Seiten! — besorgte, zeigte ich seine Kronstädter Programm-Abhandlung „zu Heines Romanzen und Balladen“ (1891; im Buchhandel bei G. Fock in Leipzig) in den „Blätt. f. litter. Unterhaltung“ 1892 Nr. 2, S. 26, und die vorzügliche Schulausgabe von Lessings „Nathan dem Weisen“ (1893, in der Tempsky-Freytagschen Sammlung) in der „Ztschr. f. d. dtsch. Unterr.“ VIII 628—630 an. Vergleiche auch Netoliczkas kurzes Referat über seines Landsmannes Heinr. von Wlislocki's Heft „Sitte und Brauch der Siebenbürger Sachsen“ im „Litteraturbl. f. germ. u. roman. Philol.“ XI 300 flg.

2) „Als Manuskript gedruckt“ beim Verleger des hier angezeigten Buches, an dem nunmehr auch die „Romänischen Jahrbücher“, wo oft für „das alte gute Recht“ der Siebenbürger Sachsen eine Lanze gebrochen ward, einen mutigen buchhändlerischen Vertreter gefunden haben.

3) Über die entsprechende Herbstversammlung 1894 (nicht die 1893 er?) und allerlei hergehörige nationale Fragen vergl. die höchst sachkundigen Bemerkungen bei F. G. Schultheiß, „Das Deutschtum im Donaureiche“ (Berl. 1895), einem wertvollen Thatsachenbuche, S. 67 flg. (überhaupt S. 64—72 und 111 flg.).

Mundart, sächsischen Glauben, deutsche Geisteskultur — diese drei möchte ich als unsere unentbehrlichsten Kulturgüter bezeichnen," und S. 25 flg. redet A. Schullerus, der in Leipzig als Lieblingsschüler Fr. Zarnckes promoviert und die erste Schelmuffsky-Fassung des von diesem entdeckten Christian Reuter erneuert hat[1]), mit ebenso viel Einsicht wie Begeisterung von den nationalen Schätzen, die die Volks- und Mittelschule den Sachsen aus den Denkmälern deutscher Sprache heben kann und soll. Bloß aus solcher Hingabe an das heimische Volkstum ist es zu erklären, wenn unsere zwei Verfasser den Antrag auf sich nahmen, binnen Jahresfrist den fast unvorbereiteten zweiten Teil des von Johann Wolff, einem zu früh verblichenen der siebenbürgisch-sächsischen Deutsch-Schulmeister[2]), in seiner bewährten Art begonnenen „Mittelschul-Lesebuchs" für den Gebrauch fertig zu stellen, wozu das trotz der vielfältigen einschlägigen Thätigkeit vorhandene Sonderbedürfnis des ihnen naheliegenden engern Kreises hinzutrat. So liefern sie denn ein Beförderungsmittel muttersprachlicher Unterweisung, dem das höchste Lob gebührt, und zwar nicht nur unter der Einschränkung, daß allerlei Hilfe ihnen in ihrer Angelegenheit unzugänglich war und die Rücksicht auf die „zum Teil sehr diffizilen Bedingungen, an die hier der Einlaß eines Schulbuches gebunden ist" (S. III) — nämlich auf magyarische Empfindlichkeit und Regierungsmaxime, was natürlich nicht eigens ausgesprochen zu werden braucht — verschiedentlich Ausschluß an sich geeigneter Dinge, anderseits Einschub mancher von Bezug zum „ungarischen Vaterlande" (vergl. S. IV und dazu Nr. 4, 6, 21[3])—24, 34, 38, 41 flg., 55, 89—91, 124, 126, 159, 175) veranlaßte. Nichtsdestoweniger wird die etwaige Brauchbarkeit des Werkes deutschen Schulen außerhalb Siebenbürgens, sogar im deutschen Reiche, nicht im geringsten beeinträchtigt, denn den Ansprüchen auf Heranziehung der gemeindeutschen nationalen Vergangenheit ist, sowohl was Geschichte wie was Sage und Poesie anlangt, in reichlichem Maße Rechnung getragen. Ja, der Vorschlag, dies frische aus der Praxis

1) Halle 1885, Braunes „Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts" Nr. 59.

2) Und tüchtigen Germanisten: zuerst wohl in der Hermannstädter Programm-Arbeit „Der Consonantismus des Siebenbürgisch-Sächsischen" (1873); im übrigen behandelt diese Seite seiner ergebnisreichen Wirksamkeit der in unserer Schlußanmerkung angezogene Aufsatz eingehend.

3) Auf diese von Fr. Müller (s. u.) vorgenommene Bearbeitung der magyarischen Sage vom Burgbau von Deva, die im Siebenbürger Mittelschulunterricht durch Vergleich mit der stoffgleichen rumänischen (erneuert in Carmen Sylvas Drama „Meister Manole" 1892) weitergreifende Anregung liefern kann, wies ich im Zusammenhange der Parallelen soeben hin Ztschr. f. vergl. Litteraturgesch. N. F. IX, 265.

herausgeborene Lesebuch in Deutschland an höheren Bürger-, Handels-, Realschulen und Realgymnasien — für unsere humanistischen paßt es nicht ebenso — zu benutzen, wäre ein schöner Beleg für den unlösbar engen Zusammenhang zwischen jenen fernen Söhnen der Germania und ihren im Mutterhause gebliebenen Kindern. Ich wüßte nach genauer Durchnahme nichts zu nennen, was den von Th. Vogel, „Was soll und kann im deutschen Unterrichte der Unter- und Mittelklassen das Lesebuch leisten?" (Neue Jahrbüch. f. Philol. u. Pädag., 1893, 2. Abtlg. S. 2—11), aufgestellten und von O. Lyon, „Über die Stellung des Lesebuches im deutschen Unterrichte" (Ztschr. f. d. deutschen Unterr. VII 131—134), unwesentlich modifizierten Erfordernissen, insbesondere in Hinsicht auf den daselbst gewünschten „Dualismus" von Lektüre und allseitigen Übungen sowie Lyons deutlich gefaßte Ziele formaler Ausbildung und geistigen Eindringens, später sittlich-ästhetischen Umwertens der Stoffe, zuwiderliefe. Im Gegenteil: es dürfte in dem aller paar Jahre mächtig angeschwollenen Strome der Lesebuch-Neuerscheinungen selten ein Beispiel begegnen, wo Feinsinn und sachliches Verständnis sich zu solch wohlgeratenem, übrigens, wie alle dortigen Drucksachen, hygienisch und ästhetisch vorbildlich ausgestattetem Erzeugnisse gepaart hatten. Denn leider herrscht gerade in diesem Sachbezirke des Büchermarkts, wo lediglich die Sorge für das schwerste und verantwortungsvollste Unterfach des Unterrichts maßgeblich sein sollte, häufig genug flüchtige Büchermacherei, die buchhändlerischer Monopol-Spekulation unter die Arme greift.

O. Netoliczka und H. Wolff wissen sich davon völlig frei. Sie sind der dringenden Notwendigkeit, noch dazu eingeladen, entgegengekommen, sie haben den Schweiß eines guten Jahres, d. h., wie ich weiß, die Muße- und Nachtstunden nach höchst anstrengendem Lehramte, daran gesetzt, sie prüften überall die Urtexte, soweit sie erlangbar, beschieden sich nirgends mit glattem Kopieren der Prosa, walteten vielmehr mit jedem sorgsam auserlesenen Stücke als überlegte Bearbeiter, sie betonten bei der Auswahl das Erzieherische und fahndeten beim Einheimsen der anmutenden Materialien besonders gern auf vaterländische und heimische Stoffe. All diesen Mühen unterzogen sie sich nur im Hinblicke auf den Dienst, den sie damit ihren Volksgenossen leisten, denn der Spielraum des möglichen Eindrucks ihrer That mußte ja von vornherein als ein recht begrenzter gelten. Viel Aufmerksamkeit ist auf das Anordnen der sieben prosaischen (Märchen, Sagen und Legenden; Geschichtliches; Erzählungen und Schwänke; ... und Parabeln; Bilder aus dem Tierleben; Aus der Himmels-
allerlei hergei...he) und sechs poetischen (Geistliche und weltliche Lyrik; Le-
bei F. G. Sch... und Märchen; Geschichten; Erzählungen und Schwänke;
wertvollen Thats...abeln; Rätsel, Sprichwörter und Sprüche) Abschnitte und,

wie das methodisch wichtige Vorwort hervorhebt, auf das innere Verzahnen der — 195, davon 95 (an Seitenzahl 244 von 326) in ungebundener Rede — Nummern aufgewendet worden. So steht die Fülle aufgespeicherten Stoffs im Banne geistiger Harmonie. Außerdem findet man alle Schulklassiker (von Herder bis Uhland und Geibel) sowie die forterbenden pädagogischen Muster von Campe bis Otto Willmann[1]) richtig vertreten, ferner neben vielen sonst oft übersehenen Männern die Blüte der sächsisch-siebenbürgischen Litteratur: Haltrich, Fr. Müller, G. D. Teutsch, Fronius, bei den Dichtern den ausgezeichneten Michael Albert, den erst vor wenigen Jahren zu früh verstorbenen Schäßburger Professor. Zu gern ergreife ich den heutigen Anlaß, um die Lehrer der deutschen Sprache und Litteratur auf letzteren Genossen in der Unterweisung der ersteren und glücklichen Pfleger der zweitgenannten nachdrücklich hinzuweisen. Er lebte vom 21. Oktober 1836 bis 21. April 1893[2]) und bekundete neben einer feinen Begabung für die heimatlich gestimmte Novelle[3]) und der, erst hinterher recht zugänglich gewordenen lyrischen Kraft eine sichere, flüssige dramatische Ader: dies namentlich[4]) in dem hinterlassenen „Ulrich von Hutten[5]), den Netoliczka übrigens ebenfalls[6]) durch eine knapp umrissene Inhalts- und Gedankenperiphrase sofort dem Publikum warm ans Herz gelegt hat. „Dem Publikum" muß ich leider mit dem Fremdworte sagen, weil ich das stimmungsgewaltige Geschichts- und Seelengemälde, dessen Schönheiten Netoliczka am ebengenannten Flecke mit dem im „Lesebuch" stets ersichtlichen Individualitätsgefühl zum Bewußtsein bringt und auch in dem sogleich angeführten Essay streift, nicht auf „die Leser" beschränken will und mich leider nicht auf „Hörer und Zuschauer" beziehen kann, denen Netoliczkas Schlußworte eine Gelegenheit herbeiwünschen.

---

1) Der als mittelbarer Schüler Herbarts, unmittelbarer Tuiskon Zillers im Sinne einer praktisch-idealistischen Didaktik die Pädagogik-Professur an der deutschen Universität zu Prag ausfüllt und in seinen theoretischen Schriften wie in den „Lesebüchern" vortreffliche Winke, nutzbare Unterlagen zur Gestaltung des deutschen Unterrichts gewährt.

2) Lebensabriß und Biographie findet man jetzt kurz und bündig am bequemsten in der im Erscheinen begriffenen „vierten, völlig neubearbeiteten und stark vermehrten Ausgabe" (1896) von Fr. Brümmers „Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten des neunzehnten Jahrhunderts" (Reclams Universalbibliothek) I S. 28b.

3) Die Dorfschule (1866), die Kandidaten (1874), Traugott (1874), Altes und Neues. Siebenbürgisch-sächsische Erzählungen (1890).

4) Die Flandrer am Alt-Schauspiel (1. und 2. Aufl. 1883); Harteneck-Trauerspiel (1886); Ulrich von Hutten (s. o.).

5) Noch 1893 erschienen, wie Alberts Lyrik (s. o.) und unser „Lesebuch" im Krafftschen Verlage zu Hermannstadt.

6) „Kronstädter Zeitung", 1893, Nr. 302.

Als Alberts herrliche „Gedichte“, nach dem Tode gesammelt, herauskamen, hat sie Netoliczka in der Kronstädter Zeitung Jhrg. 57, Nr. 298, am 22. Dezember 1893, mit einer ihre Pracht, Vielseitigkeit und Tiefe abspiegelnden Charakteristik schwungvoll begrüßt, und in derselben Stimmung bewillkommnen wir in dem „Lesebuche“ eine neue vollreife Frucht deutschnationalen und deutschpädagogischen Empfindens da unten: denn sie entsproß im Acker heiligster Pflicht.

Nein wahrlich, so lange aus diesem selben Acker noch eines deutschen Lehrers echte und große Poesie wie die Alberts hervorkeimt und in seine Furchen noch eine Saat gestreut wird, wie es mit dem Werke Netoliczkas und Wolffs geschieht, da hat es mit der Angst, die hehre Mutter Germania könne einmal diesen alten Besitzstand einbüßen, für manche Weile gute Wege. Wir aber in schier ungestörter Fähigkeit uns national nach Herzenslust zu tummeln, sollen nie vergessen, daß das Häuflein der Siebenbürger Sachsen an sich und seiner alle Umgebung bändigenden Kultur mit deutscher Sprache und Schule niemals verzweifeln wird, so lange wir ihrer stärkend gedenken. In der treuen Hingabe an den deutschsprachlichen Unterricht bei Lehrenden und Lernenden, in dem ihm von Behörden, Erziehern und Eltern, kurzum vom ganzen kleinen[1]) und doch so bedeutsamen Stamme beigemessenen Werte ruht nicht bloß das sicherste Bollwerk wider die unablässige Drangsal seitens der übermächtigen nationalen Feinde, sondern auch Schutz und Schirm deutschen Volkstums für alle Zukunft.[2])

---

1) Nicht einmal ganz 10 Prozent (217670, d. i. 9,67 Prozent) der Bevölkerung Siebenbürgens entfallen auf die Sachsen (die mit den übrigen deutschsprachlichen Volksgenossen der östlichen Hälfte Österreich-Ungarns, z. B. den fast viermal so starken, aber national weit lässigeren „Schwaben“ im ehemaligen Banat, die sich keine einzige deutsche Mittelschule gerettet haben, ohne Zusammenhang sind), 9,27 Prozent auf die Lutheraner. Näheres bietet F. G. Schultheiß' obengenannte äußerst gründliche und begeisterte Schrift (1895) S. 68 flg. (der S. 72—75, 39, 43, 112 flg. die deutschen Sprach- und Schulverhältnisse etwas günstiger als ich ansieht); vergl. auch H. Nabert, „Die Bedrängnis des Deutschtums in Österreich-Ungarn“ (1894), S. 8 flg. und 38—46, daneben ebendesselben Buch „Das deutsche Sprachgebiet in Europa und die deutsche Sprache sonst und jetzt“ (1893), S. 53, 78, 80.

2) Nach Erledigung der Druck-Korrektur vorstehenden Artikels erschien in der 36. „Beilage zur (Münchner) Allgemeinen Zeitung“ 1896 (13. Febr.) ein ch. gezeichneter Aufsatz „Zur Erinnerung an drei Siebenbürger Deutsche“, der G. D. Teutsch (vergl. jetzt auch Allg. dtsch. Biogr. 37, 618—628), M. Albert und J. Wolff ausführlich würdigt und jedem unserer Leser nachdrücklich empfohlen sei.

---

# Ursprung und Entwicklung des Heldengesanges.

Von **H. Steuding** in Wurzen.

Bei der Erinnerung an unsern großen Krieg und Sieg der Jahre 1870/71 hat sich wohl schon manchem Lehrer des Deutschen die Frage aufgedrängt, wie es kommt, daß diese gewaltige Zeit in ihrer Gesamtheit keinen würdigen Sänger findet, obwohl sie an weltgeschichtlicher Bedeutung jeden der in den alten Epen geschilderten Kriegszüge mit ihren Musterbildern persönlicher Tapferkeit so weit übertrifft.

An die Stelle des begeisternden Heldenepos ist jetzt die kritische Geschichte getreten, auf dem Gebiete der Dichtung aber bieten das historische Drama und die Ballade nur bei der Verherrlichung einzelner Thaten oder Ereignisse einen hinreichenden Ersatz. Muß nun der moderne Held wirklich einstimmen in die Klage Alexanders, der den Achill um seinen Sänger, den Homer, beneidete?

Wenn ich durch diese Frage das Interesse der Schüler erweckt habe, pflege ich (in der Oberprima des hiesigen Gymnasiums) zur Beantwortung derselben das Verhältnis von Held und Sänger, d. h. den Ursprung und die Entwicklung des Heldengesanges etwa in folgender Weise darzulegen.

Alles Wissens und aller Kunst Anfang suchten die Alten bei Homer; wenn wir aber über das Heldenlied sprechen wollen, müssen auch wir mit ihm beginnen. Der große Kriegszug, der den Stoff der Ilias bildet, hat höchstwahrscheinlich in der Zeit zwischen 1400 und 1200 vor Chr., der Blütezeit von Mykene, stattgehabt. Vor kurzem nämlich ist durch mancherlei bei den Ausgrabungen gemachte Funde nachgewiesen worden, daß in vorhistorischer Zeit zwischen Mykene, dem Herrschersitz des Agamemnon, und Troja, dessen Lage auf dem Hügel von Hissarlik jetzt als erwiesen gelten muß, eine enge Beziehung bestanden hat. Produkte mykenischer Kunstfertigkeit, insbesondere eine ganz eigentümliche Art von thönernen Bügelkannen, finden sich auf diesem mit Schutt bedeckten Hügel, und zwar in der sechsten Schicht von unten, die aus den Trümmern einer reichen, stark befestigten und in ihrer Blüte durch Brand völlig zerstörten Stadt besteht. Die Lage des Orts und diese Fundthatsachen entsprechen völlig der Schilderung der Ilias. Die Zeitbestimmung ist besonders durch die sicher datierbare Darstellung der gleichen mykenischen, von Griechen in homerischer Tracht getragenen Gefäße in einem kürzlich aufgedeckten ägyptischen Grabe gelungen. Etwa vierhundert Jahre später, um 850 vor Chr., ist die Ilias gedichtet. Frühstens in dieser Zeit selbst ist die Schrift in Griechenland zur Aufzeichnung von Gedichten verwandt worden. Jahrhundertelang erzählte man also nur

mündlich, und zuerst selbstverständlich in prosaischer Form, von den Thaten jener Helden vor Troja. Dabei verwandelte sich bereits ganz naturgemäß allmählich die Geschichte in Poesie, denn wie noch heute gar mancher, der eine Geschichte wiedererzählt, ganz unabsichtlich und ohne täuschen zu wollen, gleichgültige Nebendinge wegläßt, ausschmückende Züge hinzufügt, die Pointe besser herausarbeitet, ja auch wohl, ohne starke Gewissensbisse zu empfinden, ihm sonst bekannte Aussprüche oder Thaten dem Helden seiner Erzählung beilegt, so wurden jene ursprünglich geschichtlichen Einzelgestalten durch die fortwährende Wiederholung und Weiterentwicklung dieser verschönernden Art der Erzählung allmählich zu typisch einfach geschilderten, nur wenige, aber um so klarer hervorgehobene Seiten ihres Wesens zeigenden Helden der Dichtung, deren Bild sich uns um so leichter einprägt, je weniger die wesentlichen, charakteristischen Züge durch unbedeutende Nebendinge verwischt und verdunkelt werden. Ebenso wurden die Ereignisse selbst allmählich immer mehr verklärt und verschönert, Interessantes hinzugefügt, Langweiliges weggelassen und die einzelne Thatsache auf die Stufe des Allgemeingültigen erhoben.

Vor Verbreitung und regelmäßigem Gebrauch der Schrift giebt es nun überall, da auch auf solcher Kulturstufe die Menschen gern Neues erfahren, eine Klasse von Leuten, die von Ort zu Ort wandernd aus dem Erzählen ein Geschäft machen. Rhapsoden nannte man sie, vielleicht nach dem Wanderstabe, den sie beim Vortrage in der Hand hielten, in Griechenland, bei uns hießen sie „das fahrende Volk“ oder nur „die Fahrenden,“ die, bei jedem wichtigen Ereignis nach Art moderner Berichterstatter zugegen, die Kunde davon singend und sagend im Lande umhertrugen. Sie sind es nun zweifellos, die zunächst die wichtigsten, immer wieder von ihnen in typischer Form erzählten Züge der bereits zur Sage umgebildeten Geschichte in rhythmische und deshalb leichter zu erlernende Form brachten. Diese selbst aber entlehnten sie jedenfalls den priesterlichen, stets in Verbindung mit dem rhythmischen Tanzschritt vorgetragenen Gesängen zu Ehren der Götter, die eben des begleitenden Tanzes wegen zuerst taktmäßig gestaltet worden waren.

Solche Heldenlieder wurden nur an den interessantesten Stellen in die einfache Erzählung eingeschaltet; jeder Nachfolger besserte aber, da es keine schriftlich festgelegte Form derselben gab, an ihnen, was ihm oder seinen Hörern nicht gefiel, schuf selbst auch nachahmend andere Teile derselben Sage zu solchen Liedern um, bis sich ein ganzer Liederkreis bildete, in dem aber infolge der immer wieder durch Sänger und Zuhörer geübten natürlichen Kritik nur das Wirksame und Gute Bestand hatte. Denn nur die Lieder, welche in Rücksicht auf Einfachheit, Klarheit, Anschaulichkeit und Kraft der Empfindung untadelig waren, hatten

bei einfachen, natürlichen Zuhörern Erfolg und erhielten sich somit im Laufe dieser immer fortschreitenden Verbesserung. Dies ist der Grund für die allgemein anerkannte, gewöhnlich aber nicht genügend erklärte Vorzüglichkeit aller Volksdichtung.

Dagegen können auf diesem Wege keine Epen nach Art der Ilias und Odyssee, oder des Nibelungen- und Gudrunliedes entstehen, denn so wird nie ein einheitlicher, das ganze Gedicht fest zusammenhaltender Plan geschaffen werden. Daß aber ein solcher in allen Volksepen vorhanden ist, liegt klar zu Tage, und ist auch hauptsächlich nur in Rücksicht auf das älteste derselben, eben die Ilias, öfter bestritten worden. Eine planmäßige Anlage der Ilias zu leugnen, ist aber nur deshalb möglich, weil sie mehr als alle anderen Epen durch spätere Einschiebung verschiedenwertiger Zusätze erweitert und entstellt worden ist. Läßt man diese beiseite, so tritt uns ein geradezu dramatischer Aufbau entgegen,[1]) eine Eigenart, die auch in der besten modernen Dichtung verwandter Art, in Goethes Hermann und Dorothea, voll nachgebildet ist.

Nur ein einzelner großer Dichter kann einen solchen streng gegliederten Plan ersonnen haben, und nichts spricht dagegen, daß er Homer geheißen und daß er in Smyrna geboren war, wo später sein Grab gezeigt wurde, denn er schreibt den Dialekt dieser Gegend und kennt ihre Verhältnisse und Örtlichkeiten. Die voll ausgebildete Sage und viele Einzellieder fand er vor, zum alles beherrschenden Mittelpunkt derselben machte aber erst er den Streit seines Lieblingshelden Achilleus mit dem Oberkönig Agamemnon. Wohl mag er viele einzelne Teile der alten Lieder benutzt haben, er selbst aber hauchte ihnen allen seinen Geist ein und ordnete sie seinem einheitlichen Zwecke unter, sodaß sie jetzt nicht mehr, wie das im Anschluß an Friedr. Aug. Wolf einige Gelehrte versucht haben, reinlich aus der gesamten Dichtung herausgeschält werden können. Dagegen mögen manche der älteren eingeschobenen Zusätze auf solchen alten Einzelliedern, die sich wohl noch eine Zeit lang neben der Hauptdichtung erhalten haben dürften, beruhen.

Ähnlich war jedenfalls der Gang der Entwicklung bei der mindestens ein halbes Jahrhundert jüngeren Odyssee, die genau so wie die Ilias nur das letzte Jahr, die eigentliche Katastrophe, wirklich darstellt, die vorausliegenden Ereignisse aber durch Erzählung vorführt und so mit der Handlung selbst verwebt. Während aber die Ilias hauptsächlich die Sagen der Stämme des griechischen Festlandes behandelt hatte, verwertet sie diejenigen der Fischerbevölkerung auf den Inseln des Ägäischen und

1) Den dramatischen Aufbau der Ilias habe ich in meiner Griechischen Mythologie (Sammlung Göschen) § 177 flg. nachgewiesen.

Jonischen Meeres. In demselben Verhältnis stehen bei uns Deutschen das Nibelungen- und das Gudrunlied zu einander. Nur bei jenem sind außerdem, so wie bei der Ilias, die der Sage zu Grunde liegenden Ereignisse auf eine geschichtlich bestimmbare Zeit zurückzuführen. Im Haupthelden Siegfried, auf den allerdings im Laufe der Sagenentwicklung zweifellos auch wesentliche Züge von einem altgermanischen Lichtgott übertragen worden sind, haben sich die Schicksale zweier Frankenkönige Namens Sigibert vereinigt. Der erste von ihnen wurde auf Chlodwigs Anstiften im Jahre 508 auf einer Jagd ermordet; der zweite besiegt die Sachsen und Dänen, er ist der Gemahl der Brunhilde und findet durch Fredegunde, Chilperichs Gemahlin, im Jahre 575 den Tod. Mit dem Namen der geschichtlichen Brunhilde verknüpft sich der Mythos von der gleichbenannten Walküre und hilft nun weiter dazu, die Geschichte in Sage umzuwandeln. Ihr zu Liebe wird vielleicht auch Siegfried erst zum Lichtgott. — König Gundikar oder Gundahari von Burgund wird 437 durch die Hunnen vernichtet, aber auch der große Sieg der Hunnen bei Chalons vom Jahre 451 dürfte sich wohl im Liede mit spiegeln. Etzel-Attila stirbt bekanntlich 453 und Dietrich von Berne, d. h. Theoderich von Verona, im Jahre 526. Erst die Sage rückt diese über ein Jahrhundert voneinander liegenden Ereignisse und Personen zusammen, sodaß die Handlung etwa um 500 zu spielen scheint.

Seit dieser Zeit entwickelte sich die Sage in der vorhin geschilderten Weise weiter, doch auch hier sind die Zwischenstufen bis zur Vollendung des Epos um 1200 nicht sicher nachweisbar, obschon manche Erscheinungen auf eine solche Vorstufe der Dichtung in althochdeutscher Sprache entschieden hinweisen. Hier ist sogar, ebenso wie beim Gudrunlied, der Name des Dichters verloren gegangen, vielleicht deshalb, weil in dieser Zeit fahrende Leute, wie überhaupt alle Nichtadligen, noch keinen Familiennamen führten, und ein bloßer gewöhnlicher Vorname, ohne die bei seßhaften Leuten gebräuchliche Angabe ihres Wohnsitzes, der Überlieferung kaum wert erscheinen mochte.

Einen Beweis für die Richtigkeit aller unserer Annahmen in Rücksicht auf die Entstehung des Volksepos bietet uns nun ein weit jüngeres und deshalb seinem Entwicklungsgang nach bekanntes Werk: ich meine die Dichtung Herders, welche die Sage vom spanischen Nationalhelden Cid behandelt. Trotzdem dieser in geschichtlicher Zeit lebt — er starb im Juli 1099 zu Valencia — und seine Thaten schon frühzeitig in geschichtlichen Werken behandelt worden sind, ist er doch zum Helden der Sage geworden, weil sein Volk wegen seines Bildungsstandes von solchen Darstellungen keine Kenntnis hatte, sondern ganz so, wie früher geschildert, die Erinnerung an seinen Liebling nur von Mund zu Munde fort-

pflanzte. Noch nicht hundert Jahre nach Cids Tode ist schon in jenen gelehrten Werken davon die Rede, daß das spanische Volk seinen Lieblingshelden in Volksliedern als nie besiegt besinge. Bald darauf haben zwei allerdings wenig bedeutende Dichter solche Einzellieder zu größeren Gesängen vereinigt, indem der eine die Jugendgeschichte, der andere das Mannes- und Greisenalter seines Helden behandelte. Schon in diesen beiden uns vorliegenden Werken wird Cid, der in Wirklichkeit ein kühner und tapferer, zugleich aber rücksichts- und treuloser Eroberer nach Art der Cortez und Pizarro war, immer fortschreitend veredelt, seine Vorzüge vergrößert und seine Fehler gemildert, auch werden bereits sehr viele dichterisch wirksame, aber geschichtlich bei Cid nicht nachweisbare Züge und Motive in die Darstellung seiner Thaten eingeflochten. Daneben, wenn auch vielfach von diesen Dichtungen beeinflußt, entwickelt sich das eigentliche Volkslied weiter; die alten cantares werden im 16. Jahrhundert in Romanzen umgebildet, und dabei wird auch der Charakter des Helden selbst, den fortgeschrittenen Anschauungen der Zeit entsprechend, umgestaltet. Aus diesen Romanzen schöpft das volkstümliche Drama im Anfang des 17. Jahrhunderts, es vertieft aber die Motive und schafft eine einheitlichere, spannendere Handlung. Insbesondere wird jetzt Cids Liebe zu Chimene in den Vordergrund gestellt, und bei dieser der tragische Konflikt zwischen Liebe und Kindespflicht geschaffen. An dieses Vorbild schließt sich Corneille an, dessen Drama die Cidsage in der ganzen gebildeten Welt bekannt machte. Dennoch führt auch er noch nicht den Abschluß dieser Entwicklung herbei.

Im Jahre 1783 erschien in der Bibliothèque universelle des romans eine französische Prosabearbeitung der inzwischen gesammelten Cid-Romanzen, die abermals ordnete, hinzufügte, ausschied, Widersprüche beseitigte und überhaupt in jeder Hinsicht glücklich und mit künstlerischem Geschmack das Überlieferte verschönerte. Dieses Werk ist es endlich, das Herder, der Homer der Cidsage, neben einer Anzahl der spanischen Originalromanzen seiner 1802 bis 1803 ausgeführten Dichtung zu Grunde legte; und wenn er sich selbst auch in seiner Bescheidenheit nur als Übersetzer bezeichnet, so hat er doch zweifellos das Verdienst, das eigentliche Epos erst geschaffen zu haben.

Aus alledem geht klar hervor, warum sich in unserer Zeit und gerade in unserm Volke ein Epos nach Art der homerischen Dichtung nicht mehr entwickeln kann. Die bei uns im gesamten Volke verbreitete Kenntnis der Schrift und das dadurch gesicherte Bewußtsein vom geschichtlich Thatsächlichen verhindert jene für die Dichtung notwendige Idealisierung des historischen Stoffes, eine willkürliche Umgestaltung desselben in dieser Richtung würde aber nicht mehr durch den Glauben des Volkes an die

Wirklichkeit der geschilderten Ereignisse getragen werden. Trotzdem hat die moderne Dichtkunst diesen Versuch thatsächlich und auch mit einem gewissen Erfolg gemacht, aber nicht in der Form des eigentlichen Epos, sondern in der des historischen Romans. Freilich sind in diesem die Hauptthelden der Geschichte nur selten, und immer nur dann als Hauptgestalten der Dichtung verwendet, wenn sie uns zeitlich so fern liegen, daß ihre wirkliche Persönlichkeit bereits trotz unserer Geschichtskenntnis dem Volksbewußtsein einigermaßen entschwunden ist.

Dabei drängt sich uns die weitere Frage auf, warum behandeln moderne Dichter solche Stoffe nicht in der Form des Epos, oder warum lassen die modernen Leser jeden solchen Versuch wenigstens durchaus unbeachtet? Mit anderen Worten: „Warum ist auch das Kunstepos unfähig, moderne Helden würdig zu verherrlichen?" Der Grund hierfür ist der Gegensatz zwischen antik-naiver und modern-reflektierender Denk- und Empfindungsweise. Wie die antiken Menschen selbst im Durchschnitt geistig einfacher und deshalb einander innerlich ähnlicher organisiert waren, so war ihnen auch in der Dichtung die Schilderung typisch-einfacher Charaktere und einfach-durchsichtiger Verhältnisse vertraut und angenehm. Anders in unserer Zeit der unendlichen Arbeitsteilung und des vollkommenen Spezialistentums. Der antike Dichter führt nur das äußere Ereignis anschaulich vor Augen, die innere Entwicklung berührt er höchstens nebenbei, da sie sich in jedem seiner Zuhörer unter den geschilderten Verhältnissen doch nahezu gleichartig abgespielt haben würde. Aus demselben Grunde läßt er seine eigne Empfindung und seine Gedanken völlig hinter die Darstellung des objektiv Thatsächlichen zurücktreten. Für solche einfache, bilderreiche Anschauung giebt es aber keinen naturgemäßeren Ausdruck als die einfache, aber edel-erhabene, die ungehindert fortschreitende und doch streng gebundene Form des epischen Verses. Die metrische Gestalt selbst treibt den Dichter dazu, das Einzelne auf die Stufe des Allgemeingültigen, das Wahre in das Gebiet des Schönen zu erheben. Unsere Zeit, die ja überhaupt das Wahre höher als das Schöne schätzt, verlangt vom Dichter eine volle psychologische Begründung für die Handlungsweise seiner Helden; ihre Empfindungen, Leidenschaften und Gedanken müssen bis auf die letzten Ursachen und Triebe zergliedert vorgeführt werden, damit jeder einzelne Leser, wenn er auch noch so verschieden von ihnen angelegt und ausgebildet ist, im stande sei, sich wenigstens innerlich mit ihnen gleichzusetzen, mit ihnen zu denken und zu empfinden und so zu der Überzeugung zu gelangen, daß er in gleicher Lage ebenso wie der Held gehandelt und sich somit auch in die gleiche Schuld wie dieser verstrickt haben würde. Ist dies doch der Hauptgrund all unseres Interesses

an Dichtungen jeder Art, zugleich aber der Grund der sittlichen Wirkung einer solchen, da wir bei der innern Gleichsetzung unserer selbst mit den Helden der Poesie empfinden, wie leicht wir durch unsere Leidenschaften ebenso wie diese in Schuld und Strafe gestürzt werden können.

Für so verwickelte Darstellung aber ist die langsam fortschreitende, gleichmäßig erhabene und gebundene Form des Epos eine lästige Fessel und daher nicht die naturgemäße Form. Deshalb tritt hier der in ungebundener Sprache geschriebene geschichtliche Roman oder, bei einer in sich geschlossenen Einzelhandlung, das geschichtliche Drama mit Recht an seine Stelle.

Derselbe Gegensatz macht sich endlich auch zwischen dem altepischen Einzelliede und seinen modernen Vertretern, der Ballade und Romanze, geltend. Während jenes die schöne Wirklichkeit in fast sinnlich anschaulicher Form schildert, machen diese wenigstens in ihrer vollkommensten Entwicklung durch Schiller das Streben nach hohen, thatsächlich unerreichbaren Idealen zum Kernpunkt ihrer Darstellung. Bei allen modernen Gedichten dieser Gattung aber tritt die Empfindung des Dichters und der handelnden Personen dem geschilderten Ereignis selbst gegenüber in den Vordergrund. Der Unterschied beider erzählenden Dichtungsarten beruht auf dem zufälligen Umstand, daß wir die Romanze direkt von ihren Erfindern, den auf dem Wege moderner Kultur voranschreitenden romanischen Völkern, übernommen haben, während uns die Ballade das schottische Volk übermittelte, das dieser Form den düster abergläubischen Grundzug seines eignen Charakters aufgeprägt hat. Nur aus diesem Grunde lassen auch Bürger, Goethe und Uhland in ihren Balladen eine düster-geheimnisvoll wirkende Naturmacht so häufig sich geltend machen, während diese Schiller in seiner antikisierenden Periode durch das ähnlich aufgefaßte antike Schicksal oder, wie besonders im Gang nach dem Eisenhammer, geradezu durch das Eingreifen der göttlichen Vorsehung ersetzt. In den vorzüglichsten Dichtungen dieser Art macht er aber, wie ich schon angedeutet habe, an Stelle jener Macht eine klare sittliche Idee zum beherrschenden und alles belebenden Mittelpunkt der Darstellung. Ich erinnere nur an die Verherrlichung der Freundestreue in der Bürgschaft und an die der Demut im Kampf mit dem Drachen, sowie im Grafen von Habsburg.

So vollkommen ist also auch das epische Einzellied, der Richtung des modernen Geisteslebens entsprechend, umgestaltet worden, aber dennoch kann wenigstens dieses noch zum Lobe moderner Heldenthat verwendet werden. Freilich tritt viel häufiger dafür das rein lyrische Lied ein, wie die Hochflut derselben beweist, die während des großen deutschen Krieges entstanden ist.

Werfen wir nun auf alles bisher Gesagte noch einmal einen Blick, so werden wir unsere zu Anfang gestellte Frage allerdings wohl dahin beantworten müssen, daß ein moderner Held nicht erwarten darf, seine gesamte Thätigkeit, sein volles Verdienst, seine ganze Bedeutung in einem größeren Epos gewürdigt und erhoben zu sehen. Nur einzelne Großthaten werden noch durch das Lied gefeiert und im Gedächtnis der Nachwelt erhalten. Daran trägt jedoch nicht ein Mangel an hochbegabten Dichtern, sondern allein unsere ganze moderne Bildung und Empfindung die Schuld. Dafür schmückt aber auch die unparteiisch urteilende Geschichte, die jetzt diese Dankespflicht der Völker ihren Helden gegenüber ausübt, kein unwürdiges Haupt mehr mit unverdientem Lorbeerkranze, wie es die Dichtung zuweilen gethan hat.

---

# Zur Hygieine der Stimme.

Von W. Berg in Karlsruhe.

In seiner Schrift Some thoughts concerning education (1693) hat Locke zwar kein vollständiges pädagogisches System aufgestellt, aber eine Menge Gedanken über die Erziehung eines jungen Adligen ausgesprochen, von denen indessen viele für Erziehung und Unterricht eines jeden jungen Menschen großen Wert besitzen. Mit Recht erscheint ihm als der wichtigste Sprachunterricht der in der Muttersprache, und dabei hat er nicht nur die grammatische und stilistische Seite des sprachlichen Unterrichts im Auge, sondern auch die praktisch-phonetische. Denn er klagt an einer Stelle, daß ein gebildeter Mann sich nicht darum kümmere, wie jemand in seiner Muttersprache spreche, und weist dabei auf das Beispiel der Alten hin, deren bedeutendste Männer sich täglich in ihrer eigenen Sprache übten. Wir wissen, daß in den Rhetorenschulen der Alten ein besonderer Wert auf die Reinheit, Schönheit und Zweckmäßigkeit der Aussprache gelegt wurde, nicht zum mindesten auf den letzten Punkt, der für die Gesundheit der Stimmwerkzeuge von unermeßlicher Wichtigkeit ist. Fraglos wird jeder einsichtsvolle Lehrer, vor allem der des Deutschen, keine Gelegenheit vorübergehen lassen, auch die Aussprache seiner Schüler zu verbessern und ihre Empfindung für den Wohllaut der Muttersprache zu vertiefen, aber so häufig und dankenswert auch Anregungen dieser Art sein mögen, sie genügen nicht, um den schweren Schädigungen der Gesundheit vorzubeugen, die durch fortgesetzt falschen Gebrauch der Stimmwerkzeuge entstehen. Wie verbreitet der Mißbrauch der Sprachwerkzeuge ist, scheint in weiten Kreisen unsers Volkes nicht im entferntesten erkannt zu sein. Ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich

die Ansicht ausdrücke, daß unsere schulpflichtige Jugend bereits von der Kinderstube her eine falsche Aussprache mitbringt, deren fortgesetzte Ausübung in vielen Fällen zu pathologischen Zuständen führt, die schon manchem den Lebensmut gebrochen haben.

Worin besteht denn nun aber diese mißbräuchliche Verwendung der natürlichen Stimmmittel? Das Verdienst, über diesen Punkt Klarheit gebracht und gleichzeitig die Mittel angegeben zu haben, mit denen das stimmliche Material, soweit es noch möglich ist, erhalten und gekräftigt werden kann, gebührt dem hochverdienten Lehrer für Stimmbildung in Karlsruhe, Herrn Engel. Vielfach begegnet man noch heutzutage der Meinung, die Sprache habe ein jeder und jeder spreche nach bestem Können. Diese Ansicht ist lebhaft zu bedauern; denn sie beweist, daß man in weiten Kreisen von dem hohen hygieinischen Werte der Stimmbildung eben noch keine richtige Vorstellung hat. Die Entstellung der Stimme beginnt schon in der Kinderstube, in der Zeit, wo das Kind sprechen lernt. Sprechen beruht auf Nachahmung. Der Sinn, der die Nachahmung der gesprochenen Laute überhaupt ermöglicht, ist das Gehör. Ein krankhafter Zustand in den Gehörwerkzeugen erschwert die richtige Wiedergabe der Laute. Leider sind solche krankhaften Zustände, die sich aus dem häufigen Mangel einer verständigen Pflege des Gehörsinnes ergeben, oder auch nach manchen Krankheiten des Kindesalters sich entwickeln, nichts Seltenes. Wie die kindliche Nachbildung der gehörten Laute vor sich geht, ist bekannt. Der Reiz wird durch das Ohr dem Gehirn zugeführt. Von hier wird er auf die motorischen Nervenbahnen übertragen, die in die bewegenden Muskeln der Sprachwerkzeuge führen und dieselben veranlassen sollen, diejenigen Bewegungen zu machen, welche einen dem gehörten Laute entsprechenden erzeugen. Dazu bedarf es einer unausgesetzten Übung, denn die Nervenwege, welche hier in Betracht kommen, sollen erst an ihre Arbeit gewöhnt werden. Da nun ferner die Fülle und Art der sprachlichen Laute ungemein groß, die Sprache mit anderen Worten sehr schwierig ist, kommt es unendlich häufig vor, daß das in der Nachbildung der gehörten Laute begriffene Kind unrichtige Nervenwege beschreitet, also seine sprachlichen Werkzeuge falsch benützt. So kommt das Kind zu falschem Sprechen. Die Willenskraft bewußt richtig nachzuahmen hat das sprechenlernende Kind eben noch nicht. Dazu kommt ferner, daß dem Nachahmungstriebe des Kindes von seiten der Eltern und Dienstboten, kurz von seiner gesamten Umgebung oft genug gewohnheitsmäßig falsch gebildete Laute als Objekt geboten werden. So gewöhnt sich das Kind allmählich daran die tiefer liegenden, zarteren Werkzeuge der Stimme, den Kehlkopf, die Stimmbänder, übermäßig anzustrengen, es gelangt zu der falschen gutturalen

Aussprache; andere Kinder fangen schon frühzeitig an zu näseln. Schon jetzt beginnen sich infolge des einem Schreien ähnelnden Sprechens Halsentzündungen und krankhafte Zustände ähnlicher Art einzustellen. Dann kommt das Kind vielleicht in den Kindergarten. Hier wechselt mit Handarbeit und Spiel leider der Gesang ab, der der zarten Stimme noch viel mehr schadet, als das verkehrte Sprechen. Denn oft genug wird das Kind hier veranlaßt Töne zu bilden, die seine Stimme eben noch nicht hat, oder die es zum wenigsten noch nicht anzusetzen versteht. Natürlich leidet die Stimme unter dieser Mißhandlung, sie verliert ihre natürliche Frische, wird heiser, abgenutzt, verschleiert. Leider achten wir viel zu wenig auf solche Erkrankungen der Kinderstimmen, wir legen sie allen möglichen anderen Ursachen zur Last, wohl deswegen, weil ja unser eigenes Ohr nicht an lautrichtiges Sprechen und Singen gewöhnt ist. Die Schädigung der Stimme nimmt später zu durch den Schulgesang. Auch hier ist die Ansicht, die Natur habe ja dem Kinde die Stimme auch für den Gesang verliehen, und man solle es singen lassen, wie ihm der Schnabel gewachsen sei, entschieden abzuweisen. Mit Recht erwidert hierauf Engel („Über die Notwendigkeit der Stimmbildung in den Schulen.“ Dresdener Anzeiger 1890 Nr. 180): „Allerdings läßt sich die Gabe nicht bestreiten, aber des Menschen Geist, Genie und Verstand schufen Kunst und Wissenschaft; diese haben uns gelehrt, wie die Stimmmittel zu verwenden sind, um die Stimme fürs Leben gesund und kräftig zu erhalten, und durch sie sind wir in stand gesetzt zu beweisen, daß das Sprechen und Singen ohne vorhergehende Stimmbildung die Stimme verdirbt. In früheren Jahren, wo Vorschulen und allgemeiner Schulzwang uns noch fern waren, da wurde der Kinder Stimmmaterial besser geschont, da war das Wort „Naturgesang“ auch noch am richtigen Platze, heute aber kann bei uns hiervon nicht mehr die Rede sein, denn fast jedes Kind muß vom zartesten Alter bis zur Mutation, ja häufig selbst während dieser Zeit an Stimmmaterial mehr hergeben, als es in seiner „natürlichen Lage“ besitzt. Die Stimmen werden entstellt und überanstrengt. Deshalb behaupte ich, mit den Schulen sind die Anforderungen an die Kinderstimmen ganz bedeutend gewachsen, alles Natürliche ist ihnen genommen, und wenn die Kinder die Schulen verlassen, so sind ihre Stimmen durch die verkehrte Behandlung erkrankt und in den seltensten Fällen werden sie den natürlichen Umfang wieder erreichen. Diese Überanstrengung der Stimmen ist sozusagen zur allgemeinen Krankheit der jetzigen Generation geworden, und ihr ist es zuzuschreiben, wenn der Mangel an guten, umfangreichen Stimmen immer fühlbarer wird. Als Krankheit zeigt sie sich uns in den meisten Fällen erst nach Verlauf der Mutation, und wer, wie ich,

Gelegenheit hatte, viele Stimmen zu prüfen, wird erstaunen über den wirklich traurigen Zustand derselben. Der Ansicht, nur ganz vereinzelte Personen seien mit besonderem Stimmmaterial begabt, muß ich entschieden entgegentreten; ich habe durch Prüfungen erfahren, daß die allgütige Natur das Material ziemlich gleichmäßig verteilt, jedoch wir selbst an der Erkrankung oder gar dem Verlust der Stimmen durch unbewußt falsches Sprechen und Singen die Schuld tragen." Man vergleiche hiermit die Ausführungen Engels in seiner Flugschrift: „Über den Stimmumfang sechsjähriger Kinder und den Schulgesang." Hamburg 1889. Die Behauptung, daß durch verkehrten Gebrauch der natürlichen Mittel und durch Überanstrengung die Stimme erkrankt, findet ohne weiteres ihre Bestätigung in der überaus traurigen Thatsache, daß unzählige Lehrer aller Art, Pfarrer, Berufsredner, Offiziere und Unteroffiziere, Schauspieler, Sänger ꝛc. an dauernder Heiserkeit oder sonstigen Halskrankheiten leiden. Eine Besserung durch Bade- oder Inhalationskuren und dergl. tritt meist nur vorübergehend ein, oft bleibt sie ganz aus trotz aller Opfer, trotz peinlichster Schonung und sorgfältigster Befolgung der ärztlichen Vorschriften. Die Ärzte können ohne genaue Kenntnis der Stimmbildung diese Halsleiden nicht richtig erkennen, noch dauernd heilen. Ich habe aus dem Munde zweier Spezialärzte für Halsleiden gehört, daß sie nach schwerer und stets mit Mißerfolg bekämpfter Erkrankung an chronischen Rachenkatarrhen allein durch die Stimmbildung Genesung erlangt haben. — Es möge mir gestattet sein, hier einen kurzen Bericht über die Erfahrungen einzuschalten, die ich am eigenen Leibe mit der Stimmbildung gemacht habe. Schon seit meiner Jugendzeit litt ich häufig im Winter und bei rauhem Wetter an Katarrhen, die mit zunehmendem Alter immer hartnäckiger wurden. Dabei war ich niemals ein verzärtelter Mensch, im Gegenteil an Luft und kalte Abreibungen gewöhnt. Als ich in das höhere Lehrfach übertrat, wurden die Belästigungen natürlich immer stärker. Kein Herbst oder Winter verging, ohne daß ich nicht für mehrere Wochen meine Thätigkeit aufgeben mußte. Es entwickelte sich mit der Zeit ein bedenklicher chronischer Kehlkopfkatarrh, der aller Therapie spottete. Kuren aller Art zeitigten nur vorübergehenden Erfolg, auch häufigerer Aufenthalt in Höhenluft erwies sich nicht als dauernd heilkräftig. Ich litt körperlich und seelisch sehr. Meine Stimmung war verdüstert, jedes laute Wort machte mir Schmerzen, ich war leicht gereizt und litt an Appetitmangel und Schlaflosigkeit. So kam es, daß ich schon ernstlich mit der Absicht umging meinen Beruf aufzugeben und mich mit dem Gedanken an die ungewisse Zukunft plagte. Da lernte ich auf Veranlassung meiner vorgesetzten Dienstbehörde Herrn Engel kennen, bei dem ich mich mit einigen Kollegen zusammen einem

Kursus in der Stimmbildung zu unterziehen hatte. Ungern und ohne jede Hoffnung widmete ich mich dem Studium der Sache, von dem ich nur eine Verschlimmerung meines Zustandes erwartete. Der Anfang schien denn auch meine Befürchtungen zu bestätigen. Ich quälte mich sehr und fühlte mich überaus erschöpft, später wich jedoch die Abspannung immer mehr, meine Stimme erhielt allmählich wieder größere Kraft und Klangfülle, soweit das eben das Material noch hergeben konnte. Mit Freude nahm ich wahr, daß ich eine ganze Stunde lang laut lesen, deklamieren und sprechen konnte, ohne mich wesentlich angegriffen zu fühlen. Ich ward nun darauf bedacht, auch im Unterricht meine Stimme sorgfältig zu überwachen. Es war keine leichte Aufgabe. Oft vergaß ich anfangs im Eifer der Arbeit die richtige Tonbildung anzuwenden, aber die sich bald einstellenden Reizerscheinungen machten mich auf den Fehler aufmerksam, sodaß ich immer seltener in die falsche Sprechweise zurückfiel und immer sicherer in der Beherrschung der stimmlichen Mittel wurde. Ermüdet war ich freilich oft genug nach solcher Thätigkeit, aber es war eine Ermüdung allgemeiner Art, die nach kurzer Zeit der Ruhe wich, eine Ermüdung, die eben jeder angestrengten Arbeit folgt. Dankbar bekenne ich daher an dieser Stelle, daß ich die wieder gesteigerte Leistungsfähigkeit meiner Stimme lediglich meinem hochverehrten Herrn Lehrer verdanke.

Gleich mir ist so mancher Lehrer, der die Methode der Stimmbildung kennen gelernt hat, zu der Einsicht geführt worden, wie hochwichtig es ist, daß unsere deutsche Sprache endlich einmal in der Schule auch von der technischen Seite her eine eingehende Berücksichtigung erfahre. Alle schulpflichtigen Kinder, wie verschieden sie auch in dem Gebrauche ihrer Sprachwerkzeuge sein mögen, haben ein unbestreitbares Recht auf Ausbildung der Stimme und stimmliche Pflege innerhalb der Schule. Denn, wie schon oben ausgeführt wurde, benutzt jedes Kind von der frühesten Jugend an falsche Nervenbahnen, sodaß eine Verbesserung der Aussprache, auf die der einsichtige Lehrer noch immer allein angewiesen ist, dem Übel nicht mehr steuern kann. Aus diesem Umstande ergiebt sich für die Schule die Verpflichtung, die mitgebrachten Sprachfehler zu verbessern, d. h. eben die Forderung einer methodischen Stimmbildung, die die Kinder zu lautrichtigem Sprechen führt, wodurch man neben dem ästhetischen Vorteil vor allem den hygieinischen Nutzen erzielt, daß den im späteren Leben so häufig eintretenden Halskrankheiten nach Möglichkeit vorgebeugt wird. Ich verweise hier besonders auf den einschlägigen Aufsatz des Großherzogl. Bad. Oberschulrats Dr. v. Sallwürk: „Die Kunstpflege in der Schule" (Daheim 1893, Nr. 4), in dem die Wichtigkeit der Stimmbildung auch für den Gesang betont wird, ferner

auf den Aufsatz: „Über Kommandieren und militärisches Sprechen" (Militärwochenblatt 1894, Nr. 67) und auf den des Hauptlehrers Seltenreich (Bad. Schulzeitung 1894, Nr. 18), der den Begriff der Stimmbildung sorgfältig feststellt.

Es ist nicht leicht, diesen Begriff mit Worten zu beschreiben. Die Stimmbildung ist eben ausschließlich Sache des Gehörs und kann eigentlich nur durch eigenes Studium völlig begriffen werden. Ich folge in den nachstehenden Ausführungen der Darstellung Seltenreichs.

Zunächst bedarf die Atemführung großer Aufmerksamkeit. Denn ohne Luftstrom können die Stimmbänder nicht in Schwingung versetzt, die Stimme also nicht erzeugt werden. Ohne jedes Pressen oder stoßweise herausgebrachtes Drücken soll der Luftstrom aus der Lunge durch den Kehlkopf und die Mundöffnung ziehen und die Stimmbänder in Schwingung versetzen. Nur auf diese Weise können eine Überreizung der zarten Stimmbänder, des Kehlkopfes und der Rachenhäute vermieden und die gerade in der Schule so überaus häufigen Sprachfehler des Stotterns, Stammelns, Polterns, Zischens, Näselns beseitigt werden. Nicht weniger wichtig als das Ausströmen der Luft aus den Lungen ist das Einatmen. Man soll das Kind daran gewöhnen, die Luft nicht durch die Mundöffnung, sondern durch die Nase einzuziehen. Ferner soll das Kind von vornherein die richtige Verteilung der eingeführten Luftmenge lernen, es soll nicht wegen ungenügender Luft die Laute gar nicht, oder doch nur unvollkommen bilden. Durch Luftmangel wird die schlechte Gewohnheit erzeugt, hastig, gleichsam schnappend einzuatmen. Aber auch das allzuhäufige Einatmen, eine Folge ebenfalls schlechter Angewöhnung oder auch falscher Atmung, ist dem lautrichtigen Sprechen nicht minder hinderlich. Eine ruhige Art der Atemführung und ausgiebige Verwendung der vorhandenen Luftmenge verhütet das Ziehen und Wiederabreißen der Laute und wirkt günstig auf die Ausdehnung der Lungen und des Brustkastens. Auch Stimmbänder und Kehlkopf werden dadurch gestärkt, anstatt gepeinigt und verkümmert.

Wir kommen nun zur Lage der Zunge, der Wichtigkeit der Zähne und der Mundhaltung. — Die Zunge spielt beim lautrichtigen Sprechen eine sehr wichtige Rolle. Sie muß in ruhiger, gerader Richtung derart liegen, daß ihr vorderer Rand die untere Zahnreihe berührt. Diese Lage muß sie beim Hervorbringen aller Vokale und Diphthongen beibehalten. Auch die Erzeugung einer Gruppe von Konsonanten — nach Engel der „zungenruhenden" — erfordert dieselbe Zungenhaltung. Andere Konsonanten — die „zungenbeweglichen" — können lautrichtig nur so gebildet werden, daß die Zunge den oben angegebenen Platz verläßt. Stets aber muß die Zunge wieder in ihre ruhige Lage zurückkehren, da

eine zu stark gekrümmte, zusammengezogene Zunge erstlich den Luftstrom nicht frei hinausziehen läßt, dann aber auch die Bildung reiner, voller Vokale und Diphthonge bedeutend erschwert. — Was nun die Vorderzähne betrifft, so erhellt sogleich, daß sie beim Sprechen dazu dienen, einem unnötigen Verlust der Luft vorzubeugen und überhaupt die Bildung gewisser Laute, z. B. die des Zischlautes, zu ermöglichen. Wo die vordere Zahnreihe Lücken zeigt, wird die lautrichtige Aussprache schwer beeinträchtigt. — Der Mund ferner muß beim Sprechen stets genügend weit geöffnet sein. Das Sprechen mit geschlossenen Zähnen ist stets falsch. Die Lippen sollen nach vorn geschoben werden, so daß sie einen vor der Zahnreihe befindlichen „Schallbecher" bilden, der z. B. zur Erzeugung der Laute O und U durchaus notwendig ist. Da in diesem Schallbecher die Luft mitschwingt, und die Schallwellen von den inneren Lippenwänden zurückgeworfen werden, wird der Ton verstärkt und klingt rund und voll. Überdies wird durch diese einfache Verstärkung der Stimme der Ton tragend. Wie wichtig dieser Schallbecher ist, erweist die entgegengesetzte, fehlerhafte Mundstellung, bei der die Lippen in die Breite gezogen werden. Ist dies der Fall, so verliert der Klang sofort seine Abrundung und Kraftfülle, außerdem aber geht viel kostbare Luft und der sogleich zu erörternde Ansatz verloren.

Unter Ansatz versteht man diejenige Stelle in der vordern Mundhöhle, von der aus die einzelnen Laute gebildet werden. Die Grundbedingung für den richtigen Ansatz besteht darin, daß wir jeden Laut, jedes Wort, das wir richtig sprechen wollen, vor dem Aussprechen gedacht haben müssen, da ja, wie oben bereits erörtert ist, das Gehirn die Zentralstelle ist, von der der Befehl zum Sprechen ausgeht. Die Hauptregel für die Aussprache sämtlicher Vokale und Konsonanten ist nun, möglichst weit vorn, also möglichst nahe der Mundöffnung den Laut anzusetzen. Ich fühle eben, wie schwierig es ist mit Worten deutlich auszusprechen, wo man sich die richtige Ansatzstelle zu denken habe. Man stelle sich vor, die zu sprechenden Laute ruhten auf der Spitze der Zunge und sollten nun von hier aus nach dem Oberkiefer in der Richtung der Nasenöffnungen geführt werden, so würde man so ziemlich die richtige Ansatzstelle treffen. Freilich ist dieses Bild, wie gesagt, für den Uneingeweihten sehr unvollkommen, weil eben die Stimmbildung vor allem Sache des Gehörs ist und nur von Ohr zu Ohr gelehrt werden kann. Jede andere noch so sehr gepriesene Methode der Stimmbildung, die auf diesen natürlichen Weg verzichtet, ist unvollkommen und wirkungslos. Ich möchte noch der Meinung begegnen, daß diese Art des Ansatzes nur für die Bildung gewisser Laute, nicht aber aller geeignet sei. In der That aber erleidet die Regel, daß man möglichst weit vorn, möglichst

nahe der Mundöffnung die Laute ansetzen soll, keine Ausnahme. Wir erreichen diesen Ansatz nicht mühelos; erst die unablässig wirkende Willenskraft und fortgesetzte Übung macht ihn zu unserm sichern Eigentum. Wer sich der Mühe unterzogen hat, seine Stimme systematisch zu bilden, der weiß, daß es eine ernste Arbeit ist, alle die Vorschriften über die Atemführung, die Stellung der Zunge, der Lippen und des Mundes, und über den Ansatz gleichzeitig in dem einen Augenblick zu beachten, in dem der Laut gebildet werden soll. Man könnte meinen, daß diese Arbeit zu schwierig für ein Kind sei, zumal es seine Stimmmittel bisher in verkehrter Weise benutzt hat, aber es ist eine durch die Erfahrung stets erwiesene Thatsache, daß schulpflichtigen Kindern, weil ihr Gehörsinn schärfer entwickelt ist, als bei Erwachsenen, die mitgebrachten Fehler verhältnismäßig leicht abzugewöhnen sind, und daß der richtige Ansatz durch Übung sicher erreicht wird. Ist dies einmal geschehen, sind also die Nervenbahnen einmal richtig eingeübt, so wird man die Erfahrung machen, daß man nun viel leichter richtig spricht, als man vorher seine Stimmmittel falsch verwendet hatte.

Ziehen wir nun aus den vorstehenden Ausführungen das Ergebnis, so finden wir, daß die Stimmbildung folgende nicht genug zu bewertende Vorteile für Lehrer und Schüler schafft.

1. Die Kinder verlernen die falsche Verwendung der stimmlichen Mittel; Nasen-, Gaumen- und Gurgeltöne, das Sprechen in sich hinein statt aus sich heraus verschwinden; Sprachgebrechen, die in der Anlage vorhanden sind, werden im Keime erstickt, bereits in die Erscheinung getretene geheilt; kurz, die Kinder lernen in fortgesetzter Übung und thätiger Willenskraft ihre Stimme und die dafür gegebenen natürlichen Hilfsmittel richtig verwenden und beherrschen.

2. Daraus ergiebt sich der unschätzbare hygieinische Vorteil, daß Gaumen- und Rachenschleimhäute, Kehlkopf und Stimmbänder fast gar nicht gereizt werden. Da diese Werkzeuge nicht so schnell austrocknen, werden sie nicht leicht empfindlich. Denn ich selbst und viele andere haben es erfahren, daß man ohne Ermüdung stundenlang sprechen kann und auch nicht sprechunfähig wird. Wer bei seinem Beruf auf den häufigen Gebrauch der Stimme angewiesen ist, wird von den aus dauernd falschem Gebrauche der stimmlichen Werkzeuge entstehenden und bei überaus vielen Menschen unvermeidlichen Rachen- oder Kehlkopfkatarrhen behütet werden. Wie wichtig ist das besonders für den Lehrer, der es vor allem notwendig hat, sein kostbares Instrument, die Stimme, sich bis ins Alter kräftig und gebrauchsfähig zu erhalten! Alle aber werden mit Freude empfinden, wie groß der Vorteil ist, jederzeit seine Gedanken lautrichtig und wohlklingend auszudrücken.

3. Groß ist auch der Nutzen der Stimmbildung auf dem Gebiete der Ästhetik der Sprache. Die systematisch geschulte Stimme gestaltet die Vokale, von deren Reinheit die Schönheit der Sprache abhängt, voll, rund und wohlklingend, sie formt die Konsonanten, deren Richtigkeit die Deutlichkeit der Sprache ergiebt, scharf und bestimmt. Wie sehr gewinnen Lesen, Vortrag, Gesang, wieviel leichter sind die verschiedenen Klangfärbungen zu erreichen, die den verschiedenen seelischen Stimmungen entsprechen! Denn die Stimmbildung lehrt auch, die den sprachlichen Gebilden innewohnende seelische Bedeutung auszudrücken, sie lehrt alle möglichen Arten des Vortrags, mit einem Worte, sie zeigt uns die ganze reiche Schönheit unserer Muttersprache.

Haben wir es vorhin als eine Pflicht der Schule erklärt, die Jugend in der richtigen Stimmbildung zu unterweisen, so muß nun die Frage aufgeworfen werden: „Wie steht es denn aber nun mit der praktischen Durchführung der Sache?" Hier muß ich von vornherein aussprechen, daß die Durchführbarkeit einer methodischen Stimmbildung in der Schule nicht so schwierig ist, als sie zunächst erscheinen mag. Übrigens ist die Möglichkeit, die einzelnen Stimmen der Schulkinder in der Klasse systematisch zu bilden, praktisch nachgewiesen worden. Der oben mehrfach genannte Herr Engel hat in einer ihm vom Großherzogl. badischen Oberschulrat zur Verfügung gestellten Volksschulklasse unter allgemeiner Anerkennung dieses Ziel thatsächlich erreicht.

Die Schule, in der die Stimmbildung gelehrt und anerzogen werden muß, ist nach meinem Ermessen in erster Linie die Volksschule. Denn hier ist das gesprochene Wort des Lehrers in ganz hervorragendem Maße Beispiel für die Lernenden, hier wird allererst Lesen und Sprechen gelehrt, hier ist die Bildungsfähigkeit der Stimme am größten, hier der Gehörsinn am schärfsten, der Nachahmungstrieb am regsten thätig. Als erste Bedingung zur Durchführung der Stimmbildung ergiebt sich die Forderung einer gründlichen Schulung der Lehrer auf diesem Gebiete. Den wissenschaftlichen Lehrern höherer Lehranstalten ist das sprachphysiologische Gebiet längst kein fremder Boden mehr. Der badische Oberschulrat Dr. v. Sallwürk sagt in dem schon angeführten Aufsatze: „Die Kunstpflege in der Schule": „In Frankreich lehren die Pariser Theater, wie zu sprechen sei. Unsere Bühnen werden noch lange nicht befähigt sein, dafür ein Muster aufzustellen. Dagegen besitzen die höheren deutschen Schulen treffliche Hilfsmittel zur Ausbildung einer mustergültigen deutschen Rede. Lautgeschichte und Dialektforschung werden von unseren jungen Lehrern mit anerkennenswertem Eifer gepflegt, und über die Natur der Sprachlaute und die Thätigkeit der lautbildenden Organe wissen junge Philologen heutzutage Gründlicheres und Genaueres, als

die Grimm, Diez und Bopp noch vor einigen Jahrzehnten gewußt haben. Dennoch bringt die Schule heutzutage nur das zu stande, daß die Schüler statt ihres natürlichen Dialekts einen künstlichen erlernen, dem die Nachlässigkeiten und Besonderheiten der dialektischen Lautung, die sie aus dem Vaterhause mitbringen, doch noch anhängen. Es handelt sich aber in erster Linie um eine sorgfältige Bildung der Laute, eine schärfere und bestimmtere Artikulierung und eine auf die physiologischen Verhältnisse des Organs sich gründende Behandlung der Stimme; was bei solcher Schulung des Lautes an dialektischen Anklängen überhaupt noch bleiben könnte, würde die deutsche Rede unserer Schüler nicht verunstalten." — Ich möchte dem noch hinzufügen erstlich, daß sich diese gründlichen phonetischen Studien unserer Philologen mehr auf die Fremdsprachen, als auf die Muttersprache erstrecken und daher mehr den ersteren zu gute kommen; zweitens aber muß doch hervorgehoben werden, daß ein Wissen immer noch kein Können einschließt, daß Theorie und Praxis verschiedene Dinge sind. Die Stimmbildung steht neben der verschwisterten wissenschaftlichen Phonetik als das praktische Element. Sie will die praktische Anwendung lehren, und das ist doch für die Schule von höherer Wichtigkeit. So anerkennenswert es daher sicher auch ist, wenn der Philolog tüchtige Kenntnisse in der Phonetik besitzt, dieselben nützen ihm doch nicht viel für den Sprachunterricht in der Schule, sobald es sich eben um die Bildung der Stimme handelt. Hier gilt der alte Spruch, daß Beispiele (Vormachen) viel mehr fördern als Regeln. — Die seminaristisch gebildeten Lehrer haben bei ihrem Ausscheiden aus der Anstalt auf dem Gebiete der Sprachphysiologie keinerlei Kenntnisse, da sie keinen lautgeschichtlichen Unterricht erhalten. Und doch giebt es nichts Wichtigeres für den spätern Lehrer, als daß er gelernt hat, wie er richtig seine Stimme gebrauchen und sich dieselbe erhalten soll. Wenn die Gesundheit der Stimmwerkzeuge erschüttert, die Leistungsfähigkeit derselben gemindert ist, müssen Freude und Eifer an der Lehrthätigkeit erlahmen, und der Erfolg derselben in Frage gestellt werden.

Man gebe also den angehenden Lehrern in der Präparandenschule schon, mindestens aber im Seminar ausreichende Gelegenheit, ihre Stimme methodisch in einer Weise zu schulen, die sich auf die physiologischen Verhältnisse der Stimmwerkzeuge stützt. Dazu gehört die Unterweisung in der Atemführung, in der Bildung des Ansatzes, in der Erzeugung von dialektfreien, reinen Lauten und ihrer Verbindung und in der Verstärkung der Stimme. Auch wird eine Behandlung der Sprachfehler und der Physiologie der Sprachwerkzeuge von Vorteil sein. Schließlich muß noch gelehrt werden, in welcher Weise die für das Sprechen gültigen Gesetze auf den Gesang übertragen werden. Sind die Lehrer in allen

diesen Punkten tüchtig ausgebildet, so werden sie auch im stande sein, im Volksschulunterricht die Bildung der einzelnen Stimmen zu leiten und dauernd zu überwachen. Es ist selbstverständlich, daß dem Unterricht in der Stimmbildung auf der Schule besondere Stunden zugewiesen werden müssen. Der Unterricht in der Muttersprache verliert dadurch nur scheinbar, denn die durch die Stimmbildung erzielten Früchte kommen ihm später reichlich wieder zu Gute.

Daß man bereits begonnen hat darzulegen, wie unhaltbar der gegenwärtige Zustand auf dem Gebiete des deutschen Unterrichts ist, muß man als eine erfreuliche Erscheinung begrüßen. Wichtiger noch ist die Thatsache, daß bereits einzelne Schulbehörden der Sache der Stimmbildung praktisch näher getreten sind. So hat das Kommando des Preußischen Militär-Erziehungs- und Bildungswesens Veranlassung genommen, die Lehrer des Kadettenhauses zu Karlsruhe einen Kursus in der Stimmbildung nach der bewährten Methode Engels durchmachen zu lassen. Auch der Großherzogl. badische Oberschulrat läßt gegenwärtig Seminarlehrer und Professoren des Gymnasiums bei demselben Herrn Engel in der Stimmbildung unterweisen.

Ich schließe meine Ausführungen über den Gegenstand mit dem herzlichen Wunsche, daß sie in etwas dazu beitragen mögen, der so wichtigen Stimmbildung den ihr gebührenden Platz innerhalb des Schulunterrichts zu verschaffen.

---

## Grillparzers Tagebücher.

Von **Rudolf Scheich** in Mährisch-Weißkirchen.

Seit Laubes sensationellen Mitteilungen in seiner Grillparzerbiographie sind die Schleier, die so manches in Grillparzers Leben verhüllten, allmählich gefallen. Die teils von Sauer, teils von der Grillparzergesellschaft mitgeteilten Aufzeichnungen und Briefe Grillparzers liefern im Verein mit den Werken des Dichters ein Bild des Menschen Grillparzer, an dessen Umrissen auch die im dritten Bande des Grillparzerjahrbuches[1]) mitgeteilten Tagebuchblätter im allgemeinen nichts

1) Mit Freude können wir konstatieren, daß das Grillparzerjahrbuch sich auf der Höhe erhält, welche die ersten Bände eingenommen. Außer den umfangreichen und hochwichtigen Veröffentlichungen aus Grillparzers Tagebüchern, durch deren umsichtige Herausgabe sich der bewährte Redakteur des Jahrbuches, Dr. K. Glossy, neuerdings ein großes Verdienst um die Grillparzerforschung erworben hat, enthält der dritte Band des Jahrbuches der Grillparzergesellschaft noch eine Fülle des Neuen und Interessanten. Wir erwähnen in erster Linie eine Monographie von Grillparzers „Ein treuer Diener seines Herrn“ von Prof. Aug.

ändern können. Und doch sind diese Tagebuchblätter des höchsten Interesses sicher, doch wirken sie nahezu mit der Stärke des völlig Neuen und Unerwarteten; denn sie gewähren so tiefe und unmittelbare Einblicke in Grillparzers Seelenzustände als nur irgend eine der früheren Veröffentlichungen.

Der Eindruck ist nicht immer ein erquicklicher. Man erhält durch jene Aufzeichnungen noch mehr als bisher den Eindruck eines Daseins von wahrhaft erschütternder Tragik, und die Bewunderung für Grillparzers mächtiges poetisches Talent muß sich noch erheblich steigern, wenn man bedenkt, daß dasselbe dem Dichter ermöglichte, seiner krankhaft sensitiven Natur unter qualvollen Erschütterungen Werke abzuringen, die einen künstlerisch reinen Eindruck machen, den tiefen Riß nicht verraten, der durch das Seelenleben des Dichters ging. Freilich sind die Tagebuchblätter auch wieder ein neuer, sprechender Beweis, mit welchem Rechte Grillparzer seine Werke als „gelöste Teile von seinem Wesen" bezeichnen konnte.

„Da ich nur dann zu schreiben pflege," sagt er, „wenn mich ein dringendes Bedürfnis dazu gleichsam nötigt, so ist es, wenn ich einmal meine Gedanken über eine Sache niedergeschrieben habe, als ob das Bedürfnis befriedigt wäre;" aber Befreiung des Gemütes, Erleichterung gewährten dem Dichter diese dichterischen Selbstbekenntnisse keineswegs, sie bildeten vielmehr oft genug den Ausgangspunkt für neue Zweifel an sich selbst, die sich bis zu förmlicher Selbstverachtung steigern. Aus den Zweifeln an seinem Talente kommt Grillparzer nicht heraus; dieselben beginnen sehr früh und schweigen auch in der Zeit der stärksten Schaffenskraft nicht. Gleich die erste Aufzeichnung des Siebzehnjährigen beginnt mit den Worten: „Ich zweifle sehr, ob ich Anlage zur dramatischen Poesie habe; der erste Akt der Blanka von Kastilien überweist mich

Sauer, die bisher unbekannte erste Fassungen des Dramas benutzt. Dem Verfasser ist es auch gelungen, die Briefe und Akten aufzufinden, die den bekannten Handel betreffen, den man Grillparzer nach der Aufführung jenes Dramas anbot. Außerdem enthält der Band einen Aufsatz über „Grillparzer als Lustspieldichter und Weh' dem, der lügt" von Prof. Jakob Minor, eine Studie über Ernst Freiherrn von Feuchtersleben, den Freund Grillparzers, von Dr. Moritz Necker, Briefe von Karoline Pichler an Therese Huber u. a. Aus dem Inhalte des inzwischen erschienenen 4. Bandes erwähnen wir vorläufig nur kurz die von Glossy mitgeteilte reiche Sammlung von Briefen Ferd. Raimunds, aus dem Inhalte des 5. Bandes die gleichfalls von Glossy herausgegebenen, ebenso interessanten als wichtigen Tagebücher Bauernfelds, deren Veröffentlichung im 6. Bande fortgesetzt werden soll. Außerdem enthalten die beiden Bände wertvolle Aufsätze von Joh. Volkelt, Aug. Sauer, Hier. Lorm und andern und zahlreiche fördernde Mitteilungen über Grillparzer und seine Zeitgenossen. Die erschienenen Bände haben unsere Voraussage, daß das Grillparzerjahrbuch eine hervorragende Stelle unter den litterarhistorischen Erscheinungen des Jahres einnehmen wird, vollauf bestätigt.

deutlich vom Gegenteil."[1]) Gleich nachher scheint ihm freilich manches nicht übel gelungen, und er verzweifelt daran, ob er sich je werde die Frage beantworten können: „Werde ich je ein mehr als mittelmäßiger Dichter werden, oder nicht?" Unbegreiflich früh beginnen die Klagen über das Erschlaffen seines poetischen Talentes, das Erkalten seiner Phantasie. Bevor die Ahnfrau, dieser elementarste Ausbruch seiner dichterischen Kraft, entstanden war, schreibt Grillparzer in sein Tagebuch: „Ich bin nicht mehr im Stande, ein nur mittelmäßiges Gedicht zu machen, und wenn bei der Dichtung Blankas mir immer eine Fülle von Gedanken zuströmte, so weiß ich nun, da ich mir doch einen Stoff gewählt habe, an dem einst meine ganze Seele hing, nicht, was ich schreiben soll, und das alltäglichst platteste Geschwätz, das ein gewisses gesuchtes, geschraubtes Wesen noch unerträglicher macht, läßt mich beinahe das Versiegen meiner poetischen Ader befürchten." Und weiter: „Daß mir doch Gott, da er mir alles, was mich einst so selig machte, nahm, die Scham, die Selbsterkenntnis genommen hätte, um mich, da ich nichts außerordentliches werden sollte, doch wenigstens zum rechtlichen Bürger nicht zu verderben."

Die leidenschaftliche Verehrung Goethes, in dessen Tasso er sich selbst zu erkennen glaubt, steigert seine Verzweiflung, und er vermag einer krankhaften Melancholie nicht Herr zu werden, die ihm bald den Gedanken eingiebt, aus dem Lande, „wo man nichts genießen zu können glaubt, als was eßbar ist," zu entfliehen, bald dem achtzehnjährigen Jüngling schon den Selbstmord als einzigen Ausweg aus seiner Qual erscheinen läßt.

Man muß nach alledem von der Ansicht zurückkommen, daß hauptsächlich mangelnde Anerkennung Grillparzers Gemüt verdüsterte; dazu beginnen die Klagen zu früh, und überdies ist auch Anerkennung machtlos. Deutlich beweist dies der Eindruck, den der ausgezeichnete Empfang in Weimar auf Grillparzers Gemüt macht. Nichts als qualvolle und traurige Erinnerungen bleiben zurück, und noch nach zwei Jahren schreibt er in sein Tagebuch: „So muß einem Verurteilten zu Mute sein, der zum Richtplatze geführt wird, wie mir war, als ich vor zwei Jahren Weimar betrat. Es kam mir vor, als ob die Geister aller dort Verstorbenen und noch lebenden sich dagegen auflehnten, daß ich mich unter sie stellen wolle. Ein solches Gefühl der Insuffizienz war mir noch nirgends gekommen. Die Auszeichnung, mit der ich dort behandelt wurde, war mir beinahe fürchterlich."

---

1) Gerade die ersten Akte der Blanka von Kastilien werden bekanntlich als starke Beweise dramatischen Talentes gerühmt.

Der glänzende Erfolg der Ahnfrau vermag ihn weder zu befriedigen noch seine Zweifel dauernd zu beseitigen, obwohl er sich selbst zuruft: „Erinnere dich, daß du die Ahnfrau auf einem elenden Rohrstuhl geschrieben, dessen geflochtener Sitz eingedrückt war, den du daher mit einem Brette bedecktest und dieses mit einer Decke, um nicht gar so hart zu sitzen. Du warst damals der unbekannteste der Menschen, ohne Mittel, ohne Aussicht, ohne Freude, ohne Hoffnung — jetzt bekannt, berühmt fast. Deine Unzufriedenheit ist Verbrechen."

Überhaupt werden die qualvollen Seelenzustände Grillparzers dadurch gesteigert, daß er die klarste Einsicht in das großenteils Selbstverschuldete derselben besitzt. Mit quälender Selbstbeobachtung erforscht er die Schwächen seines Charakters, fern von jeder Beschönigung macht er sich selbst in den härtesten Ausdrücken Halbheit, Unfähigkeit, seine Individualität zu behaupten, einen Grad von Entschlußlosigkeit, der ein eigentliches „Wollen" gar nicht aufkommen lasse, zum Vorwurf. Grüblerisch geht er den Gründen dieser Mängel nach und macht Fehler seiner Erziehung, so die verworrene, aufregende, die Frühreife fördernde Lektüre seiner Jugendjahre, dafür verantwortlich: „Ich weiß wohl, was mir fehlt: Ich habe nicht a r b e i t e n gelernt. Von Kindheit auf mir selbst überlassen, in den Schulen elenden Lehrern hingegeben, die weder für sich noch für ihren Gegenstand Interesse zu erwecken wußten, überließ ich mich einer desultorischen Lektüre, einem launenhaften Studium, einer abgerissenen Verwendung, die unter diesen Umständen noch das möglichst beste war, mir aber die eigentliche, die standhaft verfolgte, folgenrechte Arbeit fremd machte, die eigentlich doch die Bedingung zu allem Bedeutenden ist. Ich bin dadurch der Mensch der S t i m m u n g geworden, die, obgleich das wirksamste von allem, doch ihrer Natur nach nicht immer da sein kann und, wenn sie fehlt, mich zum Untüchtigsten aller Menschen macht."

Nicht minder streng als sich selbst beurteilt Grillparzer auch andere; weder der Freund noch die Geliebte vermögen ihn dauernd zu befriedigen: „Ich bin unter einem unglücklichen Stern geboren; ich kann keinen Freund finden," klagt schon der Siebzehnjährige. Auch in der Freundschaft und Liebe macht sich das „Unzusammenhängende, Widersprechende, Launenhafte" seines Wesens verhängnisvoll geltend. Den heftigsten Ausbrüchen der Leidenschaft folgen in kurzer Frist Anwandlungen von Gleichgültigkeit, die ihn in den Stand setzen, mit erkältender Kritik den Fehlern des geliebten Gegenstandes nachzuspüren. Auch hier sind alle Selbstvorwürfe, alle Bemühungen, seine Natur zu ändern, vergeblich: „So war es bei mir auch immer mit dem, was andere Leute Liebe nennen. Von dem Augenblicke an, als der theilnehmende Gegenstand nicht mehr haar-

scharf in die Umrisse passen wollte, die ich bei der ersten Annäherung voraussetzend gezogen hatte, warf ihn auch mein Gefühl als ein Fremdartiges so unwiderruflich aus, daß meine eigenen Bemühungen, mich nur in einiger Stellung zu erhalten, verlorene Mühe waren." — „Ich bin ein Geistes- und Gemüths-Egoist, wie es Gewinn- und Vortheils-Egoisten gibt. Die harmonische Ausbildung der eigenen Empfänglichkeit für das Gute und Große ist der Zweck und das Bedürfnis meines Lebens." — „Es sind zwei Seelen in mir," sagt er an anderer Stelle klagend; „die eine ist empört, daß die andere unempfindlich ist."

Grillparzers Urteile über andere Künstler, auch über anerkannte Größen, sind bekanntlich oft herb, ja wegwerfend. Doch mag sich mancher überdrastische Ausdruck aus einer Eigentümlichkeit des Wiener Dialektes erklären, der gerne eine derbe Wendung gebraucht, auch wo es dem Sprecher mit dem eigentlichen Wortsinne nicht allzu ernst ist.

Begreiflicherweise ist der Ton des Tagebuches nicht zu allen Zeiten derselbe. Heftigen Stürmen folgen Zeiten schlaffer Resignation, „leere Tage," unerquickliche „Raunzereien." Der Alternde endlich, bei dem die Stürme zur Ruhe gekommen sind, betrachtet die Dinge mit überlegener Ironie. So schreibt er in dem ungarischen Badeorte Szliacs, wo er sich 1851 aufhielt, sich selbst ironisierend, in sein Tagebuch: „Mein größter Schmerz in Szliacs ist, obwohl mir die Badekur nichts weniger als gut bekommt, daß es den Athenienſern in Sizilien so schlecht ergeht. Ich lese nämlich eben das siebente Buch des Thucydides." Im ganzen aber ist der Humor in diesen Tagebuchblättern ein seltener Gast.

Die zahlreichen Selbstbeobachtungen, die Grillparzer über die Art und Weise seines Schaffens, über den Zusammenhang seines reichen Traumlebens mit seiner dichterischen Thätigkeit, über den Einfluß musikalischer Eindrücke auf seine poetischen Vorstellungen auch in den Aufzeichnungen seines Tagebuches mitteilt, liefern der Poetik wertvolles Material.

Neben den tiefen Einblicken, welche die Tagebuchblätter in Grillparzers ganzes Sein gewähren, kommt der Umstand, daß durch dieselben auch manche biographische Einzelheit bekannt oder richtig gestellt wird, erst in zweiter Reihe in Betracht.

Daß sich in diesen nicht für die Öffentlichkeit bestimmten Aufzeichnungen manches Gleichgültige, Ermüdende, ja Kleinliche findet, Klagen über Unwohlsein, Wohnungsmisère und dergleichen, erklärt sich schon aus der Art derselben.

Die Mitteilung des Herausgebers, daß mit den Tagebuchblättern das biographische Material aus Grillparzers Nachlaß bei weitem noch nicht erschöpft ist, wird jeder Grillparzerfreund mit Freude vernehmen.

---

# Sprechzimmer.

## 1.

### Zu Schillers Tell.

II, 2, 317. Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht.
Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich
Und unzerbrechlich, wie die Sterne selbst;
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht;
Zum letzten Mittel, wenn kein andres mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben:
Der Güter Höchstes dürfen wir verteid'gen
Gegen Gewalt. Wir stehn für unser Land,
Wir stehn für unsre Weiber, unsre Kinder!

In diesen 1848 in Berlin von der Censur gestrichenen und erst 1859 bei Gelegenheit der Säkularfeier der Geburt Schillers mit dem ganzen Schauspiel für das Theater wieder freigegebenen Versen bekennt sich der Dichter durch den Mund Stauffachers als Anhänger der Lehre von den allgemeinen Menschenrechten. Schon Kant, Schillers Lieblingsphilosoph, hatte als oberstes Prinzip derselben erklärt „die Unabhängigkeit von fremder nötigender Willkür, insoweit diese Unabhängigkeit mit der gleichen Unabhängigkeit der andern Menschen verträglich sei." An die Spitze der berühmten Declaration des droits de l'homme et du citoyen, welche der Konstitution vom 3. September 1791 einverleibt wurde, war der Satz gestellt (Art. 1): „Der Mensch wird frei und gleich an Rechten geboren und bleibt es,"[1]) und Art. 2 erklärte: „Das Ziel aller politischen Gesellschaften ist die Erhaltung der natürlichen und unveräußerlichen Rechte des Menschen. Diese Rechte sind die Freiheit, das Eigentum, die Sicherheit und das Recht des Widerstandes gegen willkürliche Bedrückung." In der „allerneusten" Erklärung der Menschenrechte, welche der Konvent unter dem Direktorium mit der Konstitutionsakte vom 5. Fructidor III (22. August 1795) erließ, und in welcher neben Rechten auch Pflichten des Menschen und Bürgers anerkannt werden, heißt es unter anderem: „Niemand ist ein guter Bürger, der nicht zugleich ein guter Sohn, Vater, Bruder, Freund und Gatte ist;" und weiter: „Wenn das Vaterland die Bürger zur Ver-

---

1) Vergl. Schillers: „Der Mensch ist frei geboren, ist frei und wär' er in Ketten geboren!"

teidigung der Freiheit, der Gleichheit und des Eigentums ruft, so hat jeder die heilige Pflicht, diesem Rufe zu folgen."

Sind nun die Worte Stauffachers nichts anderes als eine Umschreibung dieser Grundsätze der französischen Revolutionsmänner, so wäre es auffällig, wenn in ihnen nicht auch eines Hauptgrundsatzes derselben, der Égalité, d. i. der gesellschaftlichen Gleichheit aller Menschen, Erwähnung gethan würde. Eine solche enthalten aber nach meiner Ansicht die Verse 324 flg.:

> Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
> Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht.

Urstand ist als „Urzustand" zu erklären, wie ja auch mhd. stand — „Zustand, Lebensweise, lat. status" (s. Lexer II, 1137) ist; alt ist, „was einer frühern Zeit angehört", wie IV, 1, 37: „Ihr Bären kommt, ihr alten Wölfe wieder der großen Wüste!" Der Dichter meint also, daß nach Unterdrückung der willkürlichen Tyrannenherrschaft auch der ursprüngliche paradiesische[1]) Zustand zurückkehren werde, wo nur „der Mensch dem Menschen gegenübersteht"[2]), d. h.: „wo es nur freie und gleiche Menschen giebt." Auch sonst verbindet Schiller mit dem Begriff der Freiheit den der Gleichheit, wie er ja auch den Dragoner in Wallensteins Lager singen läßt:

> „Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
> Man siehet nur Herrn und Knechte."

Ich habe diese Verse hier näher erörtert, weil ich auch in den neuesten Kommentaren eine Erklärung derselben vermisse. Auffällig ist es, daß sowohl in Moriz Carrieres Ausgabe (Leipzig, Brockhaus 1871), als auch in der mit ausführlichen Erklärungen versehenen von Funke (Paderborn, Schöningh 1880) die Verse 324 flg. mit keinem Worte erklärt sind. Auch in dem immer noch brauchbaren Nürnberger Programm aus dem Jahre 1840 von Joachim Meyer (Schillers Tell auf seine Quellen zurückgeführt und sachlich und sprachlich erläutert, neu herausgegeben von Hugo Barbeck, Nürnberg 1876) werden diese Verse mit Stillschweigen übergangen; und nur A. Thorbecke in seiner Ausgabe, welche die 21. Lieferung von Velhagen & Klasings Deutschen Schulausgaben bildet, bemerkt auf S. 154: „Urstand — Kampf aller gegen alle." Allein diese Erklärung läßt sich sprachlich in keiner Weise rechtfertigen. Veranlaßt scheint dieselbe nur dadurch, daß gegenüber stehen von Thorbecke

1) Vergl. die Frage eines gleichzeitigen Dichters: „Als Adam grub und Eva spann, wer war denn da ein Edelmann?"

2) Vergl. Spaziergang V. 11: Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen.

als „feindlich gegenüberstehen“ gefaßt wurde. Dies entspricht aber, wie wir gesehen haben, dem Zusammenhange nicht.

Wenn wir nun auch begreifen können, daß in erregter Zeit die Behörde an diesen Versen Anstoß nahm, unseren Schülern dürfen wir sie ohne Anstand erklären. Können wir doch hinzufügen, daß Schiller, der zuerst, wie auch Klopstock, den Ideen der französischen Revolution freudig zugestimmt hatte, von dem Verlaufe derselben bitter enttäuscht wurde, wie er ja auch seinen Abscheu vor den durch den Pöbel von Paris verübten Gräueln u. a. im Liede von der Glocke deutlich ausgesprochen hat.

Northeim. **R. Sprenger.**

## 2.

### Drei Lilien, drei Lilien, Die pflanzt' ich auf mein Grab.

Es ist eine eigene Vorliebe volkstümlicher Dichtung, einzelne, ursprünglich einander oft recht fremde Stücke aus ihrem Vorrat zu einem Ganzen zu verknüpfen, je länger je lieber, wenn auch manchmal mit sehr zweifelhafter Einheit. Das schlägt in das Gebiet der Untersuchungen über die homerischen Gedichte, so gut, wie in die des Nibelungenliedes. Aber so hoch hinaus will ich nicht, habe vielmehr eine viel niedere Stufe von Kunst und Stoff im Auge, die Dichtung der Kinder, die dies Verfahren darum am keckſten übt, weil sie am unbefangensten hervorgebracht und hingenommen wird. Ein rechtes Musterbeispiel unbedenklicher Verkettung mannigfaltigster Bestandteile ist im Münsterschen zu Hause und von Firmenich in Germaniens Völkerstimmen, III. S. 163 aus dem Städtchen Rheine an der Ems, der Nachbarschaft der Grafschaft Tecklenburg, mitgeteilt. Ich setze es her, weil das Buch ja doch nicht überall zur Hand ist, und ich dabei zugleich die freilich teilweise verstrichenen Fugen andeuten kann.

Ellermann, Bellermann, schönste Stään, (Stern)
Wie hebbet twe Beller (Bilder) in enen Stään,
Dat ene van Süllwer, dat andre van Gold.
„Jan Holt, Jan Holt, wå is diin Vaer?“
He sitt achter de Hiäge un schiärt dat Schåp.
„Wat süell wi mit de Wulle dohn?“
Strümphüöskes(höschen) will wi dervan stricken.
„Wat süell wi mit de Strümphüöskes dohn?“
Kinnerkes, süllt se antreken.
„Wat süell wi mit de Kinnerkes dohn?“
Stenerkes süllt se sammeln.
„Wat süell wi mit de Stenerkes dohn?“

En Kiärksken (Kirche) will wi dervan bauen
Füör use leiwen Frauen,
Füör usen leiwen Hären,
Då süllt de Kinnerkes wat bi lären.
Gudden Dag, gudden Dag, Scholmester Johann,
Hier breng ick Ju en paar Kinnerkes an,
De wollen gåne gelehret siin,
Ohne Stock un ohne Rood.
„Scholieskon (Schönlieschen), kumm hier, segg de
Lexe (Lektion) es (einmal) up!“
Scholmester Johann, wenn ick et men kann.
„Dann sost du't biäter lehrt hebbn.“
Då neim Scholmester den Palmenstock
Un slåg Scholiesken wol up den Kopp.
De annern de leipen de Schol herut
Un leipen nå Frau Moders Hues.
„O Moder, o Moder, wat sall ick Ju seggen,
Se hebbt Scholiesken daud geslagen.“
Is se daud, dann blif se daud,
Wi willt se begraven unner Rausenraud,
Wi willt se begraven füör de Kiärkenbüör,
Då biädt de Här alle Sundag füör iähr.
Då woß en Blömken up iähr Grav,
Då quam en Buer en brack et af.
„O Buer, o Buer, låt 't Blömken ståhn!
Ick hebb di miin Liäwe kiin Leebs gedåhn!“
De Buer de nam dat Blömeken
Und stack et up siin Höteken,
Un reed dermit nå Teckelnbuårg.
Un äs he te Teckelnbuårg anquam,
Då satt de Koh bi't Füer un spann
Dat Kalw lag in de Weig und sunk.

Und so geht das Ding erst in dieser verkehrten Welt und danach durch mehrere andere Kinderstückchen hin noch eine Weile weiter, was aber hier ohne Schaden wegbleiben kann. Schon die Vielfältigkeit des Mitgeteilten würde genügen, um das zu beweisen, was oben über die Entstehung des merkwürdigen Flickwerkes ausgesprochen wurde, auch wenn sich die einzelnen Bestandteile nicht alle selbständig oder in anderen Verbindungen nachweisen ließen. Das ist aber der Fall und man wird, um von den übrigen zu schweigen, beim Lesen der durch den Druck ausgezeichneten Stelle von selbst deren Verwandtschaft mit dem bekannten Volks- und Soldatenliede von den drei Lilien entdeckt haben, an das Carl Franke in der Festschrift zum letzten Geburtstage Rudolf Hildebrands (S. 34 flg.) erinnert hat.

Aber es wird zugleich auch die beachtenswerte Verschiedenheit beider bemerkt worden sein.

Das dreistrophige Lied, übrigens in derselben Fassung wie in Meißen auch von thüringischen Soldaten fleißig und mit wahrer Inbrunst gesungen, bietet dem Verständnis Schwierigkeiten. Franke hat sinnreich eine Erklärung gesucht. Er läßt in den beiden ersten Strophen den Soldaten, den Toten, reden, der aus dem Grabe die drei Lilien seinem Liebchen als Abschiedsgruß hat aufwachsen lassen und in der zweiten vergeblich einen fremden Reitersmann um Schonung der Blumen bittet, während die Schlußstrophe:

Und sterbe ich noch heute,
So bin ich morgen tot u. s. w.

die trotzige Antwort des stolzen Reiters enthalten soll.

Und was sagen denn die Sänger selbst dazu? Ich habe mich häufig bemüht, auch im Gespräch mit sehr aufgeweckten Leuten, ihre Auffassung des Zusammenhanges zu erfahren, doch ohne Erfolg. „Es geht eben so," und „es ist schön," weiter kriegt man außer dem Verständnis jeder Strophe für sich, auch der ersten im günstigen Falle, nicht viel heraus. Da wo ichs vielhundertmal selbst habe singen hören, lautet der Schluß wunderlich verändert:

Da begraben mich die Leute
Ins Morgenrot,

und auch darin stimmen alle zuversichtlich und entschlossen, unbeirrt durch aufklärende Frage überein, aus demselben hinlänglichen Grunde, weil es „eben so gehe." Unangeregt aber und aus eigenem Antriebe machen sie sich überhaupt keinerlei Gedanken über Sinn und Wort, nicht im einzelnen, geschweige denn über den Zusammenhang der Teile, sondern nehmen das Lied hin, wie sie die Melodie hinnehmen, und beurteilen es aus dem Wohlgefallen an seiner Gesamtstimmung. Von dieser Seite dürfte daher kaum etwas für oder gegen die vorgebrachte Auslegung zu gewinnen sein.

Man bleibt also allerdings auf das eigene Urteil angewiesen, und da muß die Deutung Frankes doch wohl gewaltsam und unnatürlich erscheinen. Zwar darauf will ich kein Gewicht legen, daß man selbst die leiseste Andeutung eines Grundes vermißt, warum denn der Reitersmann, wenn er, frevelhaft oder unachtsam, die Bitte aus dem Grabe nicht vernimmt, auch sterben sollte oder warum er sterben wollte. Aber ohne irgend einen Anhalt dazu an dem Wortlaute zu finden, zerschneidet doch diese Deutung das in zwei Reden verschiedener Personen, was augenscheinlich eine fortlaufende Rede einer, nämlich des toten Soldaten ist. Freilich keine in dieser Verfassung klar zusammenhängende Rede. Dazu müßte vielmehr die letzte Strophe an erster Stelle stehen.

Und sterbe ich noch heute,
So bin ich morgen tot,
Dann begraben mich die Leute
Beim (ums?) Morgenrot.

Drei Lilien, drei Lilien,
Die pflanzt' ich auf mein Grab,
Da kam ein stolzer Reiter,
Der brach sie ab.

Ach Reitersmann, ach Reitersmann,
Laß doch die Lilien stehn!
Sie soll ja mein Feinsliebchen
Noch einmal sehn.

Denn so wäre der Gedanke ganz in schöner und für die Art eines Volksliedes wenigstens, auch hinlänglich klarer Ordnung. Zuerst die Todesahnung und widerwillige Ergebung, aber auch schon Stunde und Vorgang des eigenen Begräbnisses lebhaft in die wehmütige Vorstellung eintretend und den weiteren Gedankengang nun veranlassend; darnach (Str. 2) die Zeit überfliegend und vergessend, der Anblick des künftigen Grabhügels mit den verstörten Blumen, so täuschend gegenwärtig, als wäre der Vorgang selbst lange schon schmerzlich überwunden, dann (Str. 3) gleichsam in der Erinnerung wieder aufsteigend die rührende Bitte, die damals unwirksam gewesen, und als Schluß der scheinbar noch nachklingende, in Wahrheit eben erst aufgehende zarte Wunsch, aus dem sie hervorkommt:

„Sie soll ja mein Feinsliebchen
Noch einmal sehn."

Lauter Empfindung unter lauter Handlung versteckt oder richtiger durch freilich bloß vorgestellte Handlungen zum Ausdruck gekommen, und alles mit einer so reinen, tiefen Innigkeit vorgebracht, daß wir das Lied für eine Perle volkstümlicher Dichtung halten müssen, die einer Betrachtung wohl wert ist.

Daß dies aber der ursprüngliche Zusammenhang wirklich war und die Störung der Reihenfolge nur durch irgend einen Zufall im langen Laufe mündlicher Überlieferung hervorgerufen worden ist, das wäre nach dem Dargelegten wohl an und für sich schon keine allzuverwegene Vermutung, wenn man auch damit gerade auf diesem Gebiete nicht vorsichtig genug sein kann. Nun aber hat der verlangte Gedankengang ganz offenbar und unzweifelhaft dem westfälischen Kunterbunt oben wirklich zu Grunde gelegen und liegt noch vollkommen deutlich darin zu Tage: erst tot und unter Rosenrot begraben, dann die auf dem Grabe erwachsene Blume von unbarmherziger Hand gebrochen, zuletzt, wie nachträglich, die unwirksame Bitte.

Und wo sonst das sinnige Gedicht von den Grabesblumen anklingt wenigstens im Bereich der genannten Sammlung, da fügt sich der Gedankengang dieser Ordnung oder stimmt gänzlich mit ihr zusammen. Ich finde es noch dreimal, immer aus der Rheingegend, aus Meurs (I 397), Elberfeld (I 425) und Lüttringhausen bei Dortmund (III 194) in verschiedenen Fassungen eines Schoß- und Reiterliedchens, die auch vermutlich daher entnommen in Simrocks Kinderbuch 3. Aufl. Nr. 154 und 155 stehen. Sie beginnen alle ungefähr so:

Hans Pitterken liet sinn Perdschen beschlohn. Er reitets zum letztenmal:

> Stervt hei dann, dann es hei dood,
> Begrawen öm onder de Rosen rot,
> Wenn de Rosen fallen,
> Sengen de Nachtigallen,

heißts in der einen, die dann rasch schließt; während die andere nun mit Worten fortfährt, die ganz ähnlich in der dritten Fassung gleich auf das Begraben folgen und auch im Blumennamen zu dem Liede stimmen:

> Koamen drei Leljen wal op dat Grav,
> Buur, breek de Leljen af (dann kömmt der Bur un plückt si af)
> Buur, loot de Leljen stohn!

Und demnach scheint mir die oben vorgenommene Anordnung des Liedes wirklich und überhaupt seine ältere und echte Gestalt wieder herzustellen.

Die dumme Geschichte von einem Totschlage in der Schulstube findet sich übrigens, noch dazu mit vertauschten Rollen, auch sonst in der Überlieferung des Volkes und zwar in Holstein. In Ph. Wegeners volkstümlichen Liedern aus Norddeutschland wird nämlich unter Nr. 1065 ein „Augusch'n" aufgefordert zur Schule zu gehen, und erhält auf die Ausrede „nix öwer de Föt" zu haben, die Weisung, des Vaters Steweln mit einem halben Bund Stroh ausgestopft anzutrecken.

heißt es danach weiter

> Un as Auguschn to School keem,
> Do wuß Auguschn ehr Lex ni;
> Persepter nehm de Parlstock
> Un sloog Auguschn op den kahln Kopp;
> Auguschn nahm dat linker Been
> Un sloog Persepter doot.

Die traurige Nachricht: Auguschn hat Persepter dootslahn, verkünden dann die Kinder, ihre Bücher unterm Arm, und lassen den armen Kerl begraben „mit goller Bookstab'n." Was mag der ursprüngliche Sinn und Anlaß dieser jetzt unsinnigen Erzählung gewesen sein?

Nur die Beziehung zu dem oben behandelten Stück ist klar; und die Verknüpfung mit dem Gedankenkreis, der der eigentliche Gegenstand

unserer Betrachtung gewesen ist, fehlt auch hier nicht ganz. Denn eine nebenherlaufende Überlieferung, nach der der Schulmeister übrigens das mildere Geschick hat „opn Schosteen" geworfen zu werden, schließt so:

Mien Feller is witt, mien Black is swart.
Fall ick in'n Groev, denn warr ick natt,
Fall ick in'n Sood, denn bliev ick doot,
Denn kleed se mi mit Rosen rot;
Mit Rosen rot vun bab'n hindal
Do keem de lütt Jan Nachtigaal,
Jan Nachtigaal in't gröne Gras;
Harr ick mi man rech bedach.
Do keem de Dood mit sien lange Lipp'n
De will ok maal inn' Fettputt stipp'n;
He stipp dito, he stipp dito,
Ha, ha, ha, ha, wat lachn wi do!

Berlin. **Oskar Streicher.**

3.

Fest hält die Fibel das zitternde Kind
Und rennt, als ob man es jage;
Hohl über die Fläche sauset der Wind —
Was raschelt drüben am Hage?
Das ist der gespenstige Gräberknecht,
Der dem Meister die besten Torfe verzecht;
Hu, hu, es bricht wie ein irres Rind!
Hinducket das Knäblein zage.

(Annette v. Droste-Hülshoff, Der Knabe im Moor Str. 2.)

Bei der Erklärung des gesperrt gedruckten Verses auf mhd. brëhen = lärmen, brüllen zurückzugehen (Zeitschr. f. d. U., IX, Augustheft S. 556) ist nach dem Sprachgebrauch der Dichterin nicht nötig. Hierfür verweise ich auf folgende Parallelen:

Siehst du sie brechen durchs Genist
Der Brombeerranken ....

(Der Geierpfiff.)

Da bricht ein starker Knabe
Aus des Gestrüppes Windel.

(Das Hirtenfeuer.)

Was bricht dort im Gestrüppe am Revier?
Im holprichten Galopp stampft es den Grund;
Ha, brüllend Herdenvieh! voran der Stier,
Und ihnen nach klafft ein versprengter Hund.

(Die Jagd.)

Besonders die letzte Stelle, die unserm Verse sprachlich und inhaltlich sehr nahe steht, läßt es außer Zweifel, daß das Verbum „brechen" nicht von dem Brüllen der Rinder gesagt ist. Wäre dies der Fall, dann hätte der Zuhörer keinen Augenblick über das „Was?" im Unklaren

sein können. Aber vielmehr liegt die Sache so: Der Beobachter hört zunächst ein unbestimmbares Geräusch von Fortbewegung, deutlicher charakterisiert es sich ihm als „holprichter Galopp,“ nun hört er auch schon das Gebrüll, und endlich wird die Herde ihm auch sichtbar. Darnach läßt sich unser Vers einfach erklären: „Es bricht wie ein irres Rind,“ nämlich durch den Hag (Z. 4). In betreff des absolut gesetzten Simplex „brechen“ für „hervorbrechen, durchbrechen“ — es ist das eine sprachliche Eigentümlichkeit der Dichterin — vergl.

Da schleift' es schwer wie Blei (heran durch den Hag).
(Die Verbannten.)

Glutpfeile, Feuerspeere schnellen (empor am Himmel).
(Der Heidemann.)

Sie strecken die Hände (aus nach dem Feuer).
(Das Hirtenfeuer.)

Sie stößt ein wimmernd Gestöhne (aus).
(Die Schwestern.)

Durch diese Beispiele, die sich stark vermehren ließen, ist wohl der eigentümliche Gebrauch des Wortes „brechen“ an unserer Stelle genügend erklärt. — Wie steht es nun um den Zusammenhang der Stelle? Zunächst scheint mir festzustehen, daß durch den Vers nicht eine neue Erscheinung neben dem „Gräberknechte“ eingeführt werden soll, sondern daß sich unser Vers eben auf diesen bezieht. Darauf weist schon die Interpunktion hin. Ferner läßt sich hierfür noch anführen, daß auch in Str. 3—5 nur je eine gespenstische Erscheinung auftritt. Wir erhalten so folgende Situation: Aus dem Hag, einem Gebüsch auf festem Boden, hört das Kind ein Rascheln; dies verstärkt sich und klingt endlich so, wie wenn ein verlaufenes Rind durch das Gebüsch bräche. In der Phantasie des Kindes ist das der „Gräberknecht“, der durch den Hag streift. — Fraglich kann es dann nur erscheinen, ob der Wind („Hohl über die Fläche sauset der Wind“) oder wirklich ein verlaufenes Rind das Geräusch hervorgerufen hat. Ich möchte mich für letzteres entscheiden. Beide Verba, rascheln, besonders aber brechen, bezeichnen ein Geräusch, das durch ein lebendes Wesen verursacht ist; man hört das Knacken brechender Zweige, man merkt, wie die Büsche auseinander rauschen und wieder zusammen schlagen, man kann die bestimmte Richtung angeben, in der sich das Wesen fortbewegt. Aus dieser Erwägung komme ich zu dem Schlusse, daß wirklich ein Rind den Hag durchbrochen hat. Dem Kinde aber klangen diese Töne eines schwerfällig sich fortbewegenden Körpers wie das Schweifen des „gespenstigen Gräberknechtes,“ der mit schwerem Tritte umgeht.

Zum Schlusse seien mir noch einige Bemerkungen allgemeinerer Natur über das Gedicht „Der Knabe im Moor“ verstattet. Dasselbe

enthält mehr als irgend ein anderes die stofflichen und sprachlichen Elemente, die für die Beurteilung der Eigenart unserer Dichterin von Wichtigkeit sind. So wird der Schüler leicht als Besonderheiten und Abweichungen vom gewöhnlichen Sprachgebrauche folgendes finden: 1. „es bricht wie ein irres Rind." Vergl. die oben angeführten Beispiele über den Gebrauch des Simplex. 2. „Hinducket das Knäblein zage." Unsere Dichterin bevorzugt den intransitiven Gebrauch solcher Verba der Bewegung: biegen — „schrieb, daß die Feder knirrte und bog;" oder „die Wendelstiege, die unterm Tritte bog;" beugen — „An seinem Kissen beugten zwei" oder „Ich aber, beugend in des Denkmals Schatten, Hab seines Grabes feuchten Halm geküßt;" bücken — „ein Weib Sah ich wie halbgebrochen bücken" oder „Scheint tröpfelnd über Arzenein zu bücken;" drehen — „auf der breiten Tenne drehn Paar an Paar so nett;" ducken — „Die jungen Vögel duckten scheu," „Ich duckt' in meinem Fach . . . wie Vögel im Nest," „Igel im Grase duckt;" neigen — „Mich dünkt, ich sah ihn neigen Mit Thränen auf ein Grab" und „Siehst du . . . . Leises Quellengeriesel neigen?" Vergl. hierzu die betr. Artikel in Grimms Deutschem Wörterbuche; hier wird die intransitive Verwendung besonders von beugen und bücken als etwas Ungewöhnliches bezeichnet. 3. „Gestumpf, Geröhre." — Die Gedichte enthalten eine wahrhaft erstaunliche Fülle solcher Bildungen wie Garngestrehle, Gekörn, Gewäld, Angstgeschrill, Geharf, Geschnaub, Geschwirr, Gegell, Geleucht, Geblitze, Geblend u. a. m. 4. „Wie es rieselt und knittert darin." Außerordentlich reich ist die Sprache der Dichterin an Ausdrücken für Geräusche der Luft, des Wassers, des Feuers, der Pflanzen, Tiere, Geräte: knirren (Röhricht, Totenkäfer, Muschel), knittern (Feuer), rispeln (Wald), surren (Flug der Biene, Libelle), quitschern (Kutsche), Angstgeschrill (Fliege). 5. „Moorgeschwele." Die Ausdrücke schwelen, Schwelen, Moorgeschwele, die im gewöhnlichen Leben das Qualmen langsam brennenden Feuers bezeichnen, verwendet die Dichterin in weiterm Sinne nicht nur von der Cigarre, sondern auch vom Weihrauch, von der Dunstatmosphäre, die dem Gewitter vorausgeht, und von dem Wasserdunst, den das Schiff durchschneidet. — Interessant und für die Dichterin charakteristisch ist das Gedicht auch hinsichtlich seines Stoffes. Zunächst ist da ihre volle Vertrautheit mit der Natur ihrer Heimat hervorzuheben. Mit verhältnismäßig wenig Strichen zeichnet sie ein vollständiges, plastisch anschauliches Bild jenes Moor- und Heidegebietes. Auch auf die Menschen und ihr Treiben fallen helle Streiflichter. Wir sehen die einzelliegenden Höfe in der Heide, wir begleiten den Knaben auf seiner täglichen Wanderung zum fernen Schuldorfe. An den „Heidekolken" weidet der Hirt seine Rinderherde; die Tiere

zerstreuen sich beim Grasen, ab und zu verirrt sich so ein Stück. Im Moore treibt der Torfgräber sein Wesen. In das häusliche Leben führt uns der Hinweis auf die Spinnlenore und den Fiedelmann. Über das Ganze ist der geheimnisvolle Reiz des Gespensterwesens ausgegossen; Annette von Droste-Hülshoff hat ja mit besonderer Vorliebe und mit großer Virtuosität Stoffe aus dem Aberglauben ihrer Heimat behandelt. Für die Charakteristik der Volksseele ist dabei in unserem Gedichte der Umstand bedeutsam, daß sich in jeder dieser vier Geschichten (Str. 2—5) das sittliche Urteil des Volkes ausspricht: die Geister, die im Moore ihr Wesen treiben, sind zur Strafe für zeitliche Sünden dorthin gebannt.

Schon dieser kurze Überblick kann darthun, daß sich das Gedicht besonders eignet, die individuelle Art der Dichterin daran zu entwickeln.

Gera. P. Polack.

4.

Anfrage.

1. Wie ist das Wort „Hochstapler" zu der Bedeutung gekommen, in der es jetzt allgemein gebraucht wird?

2. Was bedeutet der beim Skat gebräuchliche, vor etwa 30 Jahren noch unbekannte Ausdruck „einen Lachs spielen"?

Königsberg, Ostpr. Carl Boettcher.

5.

Rätzel (zu X, 219 flg.).

Bei der Besprechung des interessanten Wortes Rätzel (Rätsel), mit dem Goethe einen Menschen bezeichnete, dem die Augenbrauen zusammengewachsen sind, hätte zunächst das DWB. 8, 197 zu Rate gezogen werden sollen, wo es dem allgemein geläufigen Rätsel, aenigma, angeschlossen ist, freilich mit der Bemerkung: „Ob diese Bedeutung [d. i. σύνοφρυς bei Theokrit] mit der vorigen [aenigma] zusammenhängt, erhellt nicht." Ebendort ist weiter auf das bayrische Wörterbuch von Schmeller (2. Aufl. 2, 194) verwiesen, der unser Wort mit dem Volksnamen Raize, Serbe, der griechisch — nicht unierten Konfession, verbinden wollte. Daß nämlich von diesem Namen die Bezeichnung Raizenbart für Schnurrbart (bei H. Sachs, anderwärts auch Razel-, Ratz-, Razelbart, s. Lexer, KWb. 15, Überfelder, KIdiot. 197, Schöpf, Tirol. Idiot. 538) herstammt, schien für diese Deutung von Rätzel zu sprechen.

Ich glaube mit gutem Recht diese zwei Etymologien nebst der bei Schmeller a. a. O. von Frommann hinzugefügten Anknüpfung des Wortes an das koburgische Räzel, Schaukel, wie auch die von H. Düntzer in seinen Anmerkungen zu den bewußten Stellen in „Wahrheit und Dich-

tung" gegebene Erklärung, daß eigentlich Rädsel, von Rad, geschrieben werden sollte, ablehnen zu können und mache dagegen aufmerksam darauf, daß wir in Rätzel (die Schreibung Räthsel, Rätsel ist ganz zu verwerfen) nichts anderes als eine bezüglich der Wurzel des Wortes eng verwandte Nebenform von Schrätzel zu erkennen haben. Der drückende Nachtgeist (Nachtmar, nightmare, der ursprünglich mit dem Marder nichts zu schaffen hat), den die zusammengewachsenen Augenbrauen verraten, heißt Schrätzel oder Rätzel, s. Mogks Mythologie in Pauls Grundriß 1, 1016 (vergl. bei Stieler 1914: Schretzel incubus, oppressio nocturna, Schönwerth, Aus d. Oberpfalz 2, 290, Bavaria 2, 245). Die Formen verhalten sich zu einander wie mhd. schrimpfen zu rimpfen oder wie engl. shrink zu cringe (Kluge, Etym. Wb. unter schrumpfen, Hildebrand im DWB. 5, 2023, c).

Zum Schlusse sei hier noch bemerkt, daß sich einer der besten Schriftsteller des niederdeutschen Stammes den von ihm bei Goethe gefundenen und meines Erachtens ursprünglich oberpfälzischen Ausdruck angeeignet hat. Die „dunklen Brauen" der Elke Volkerts in Storms Schimmelreiter heißen auch „Räthselbrauen" (Storm, Gesamm. Schr. 19, 169 und 165); Elke wird also für ein „Rätzel" anzusehen sein.

Leitmeritz. J. Peters.

6.

## Zur Volksetymologie.

Schon oft ist in dieser Zeitschrift die Rede von volksetymologischen Ausdrücken gewesen. So führt Bartels (Ztschr. VII, 1, S. 56) Rhododendron „de rotgeränderte" und „Pulverkeller" für „Boulevard-Keller" an. In Rostock war vor Jahren ein Segler beheimatet, der den Namen „Torquato Tasso" führte, von den Seeleuten aber stets „Senator Passow" genannt wurde, ein in Rostock allgemein bekannter Herr. Daß meine robusten kerngesunden Landsleute die Influenza stets „dê Fûlenzia" (die Faulenzia) nannten, fällt weniger auf, als daß mein nun verstorbener Rostocker Barbier stets von einem „Delirium drequens" sprach, wobei er sicher an das Verbum „drehen" dachte.

Doberan i. M. O. Glöde.

7.

## Zu Lessings jungem Gelehrten.

Im elften Auftritte des zweiten Aufzuges des jungen Gelehrten läßt Lessing Damis sagen: „Kann ich keine Frau haben, die einmal ihren Platz in einer Abhandlung de bonis Eruditorum uxoribus findet, so will ich wenigstens eine haben, mit welcher ein fleißiger Mann seine Sammlung de malis Eruditorum uxoribus vermehren kann."

In C. J. Webers Demokritos finde ich unter der Kapitelüberschrift „der Geist des scholastischen oder gelehrten Zeitalters“ die Bemerkung: „Hommel gab uns ein Register von Juristen, die Heilige waren, lange Nasen, Buckel oder böse Weiber hatten u. s. w.“ Sollte nicht Lessing in der eben angeführten Stelle an den von Weber erwähnten Hommel gedacht haben? Weber aber scheint mit Hommel auf den seiner Zeit hervorragenden Juristen dieses Namens hinzuweisen, der, 1722 zu Leipzig geboren, 1781 als Ordinarius der dortigen Juristenfakultät starb. Es könnte aber auch sein Vater gemeint sein, der ebenfalls Professor in Leipzig war. Bei den geringen Hilfsmitteln, die mir zu Gebote stehen, ist es mir nicht möglich, die Frage zu entscheiden und die Untersuchung hierüber zum Abschlusse zu bringen. Ich habe nur noch erfahren können, daß der erst erwähnte Hommel außer einer ungeheuren Menge juristischer Schriften auch mancherlei mikrologische Schnurrpfeifereien verfaßt hat. Vielleicht läßt sich mit besseren Hilfsmitteln, unter denen ich Meusels gelehrtes Teutschland und desselben Verfassers Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller nennen möchte, über die wissenschaftliche und schriftstellerische Thätigkeit dieser Hommel, sowie über Lessings Beziehungen zu ihnen oder zu einem von beiden noch Genaueres feststellen. Vielleicht ist der jüngere Hommel derjenige Gelehrte, dessen wichtigthuerisches Gebaren Lessing besonders viele Züge für die Person des Damis geliefert hat. Über die sachlichen und persönlichen Beziehungen des schon in Meißen begonnenen, in Leipzig dann umgearbeiteten und vollendeten Lustspiels finde ich in Adolf Stahrs Biographie des Dichters, der einzigen leider, die ich nachsehen kann, unter anderem folgende Angabe: „Er nahm den Entwurf zu seinem Lustspiele der junge Gelehrte wieder vor und machte sich daran, das Stück bühnenmäßig auszuarbeiten. Ein zufälliger Umstand begünstigte ihn dabei. Ein junger Gelehrter in Leipzig hatte sich vermessen, an die Berliner Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung einzusenden, mit der er sich um einen von ihr eingesetzten Preis bewarb. In seinem Hochmute hatte er dies nicht nur seinen Freunden mitgeteilt, sondern auch gegen dieselben eine feste Zuversicht auf das Gelingen seines Unternehmens ausgesprochen, als in demselben Augenblicke die niederschlagende Botschaft anlangte, daß seine Abhandlung als die schlechteste erklärt worden sei. Diesen Vorfall benutzte Lessing für die Katastrophe seines Stücks.“ Man sieht, daß die zeitlichen und örtlichen Verhältnisse meiner Vermutung nicht widersprechen würden. Vielleicht veranlassen diese Zeilen einen Fachgenossen, dem reichere litterarische Quellen fließen, der angeregten Frage näher zu treten.

Perleberg. F. Mertens.

**Laehr, Hans, Die Wirkung der Tragödie nach Aristoteles.** Berlin, G. Reimer 1896. Mark 3.

Die Arbeit eines Arztes, — der Philologe hätte werden sollen! Man lese nur die gründlichen Einzeluntersuchungen über ἐνθουσιαστικός, καθεστηκότως, κάθαρσις, ἦθος, νοῦς im Anhang (S. 143—160)! Freilich schenken wir ihm so um so leichter Glauben, wenn er die sogenannte medizinische Deutung der tragischen Reinigung, wie sie besonders *Bernays* verfochten hat, verwirft, und wir empfinden es als einen reizvollen Gegensatz, daß er, ein Vertreter der exakten Wissenschaften, *Lessings* Auffassung der Aristotelischen Begriffsbestimmung von der Tragödie wieder zu Ehren bringt, für die selbst der neueste Biograph des Hamburgischen Dramaturgen nicht mehr einzutreten wagte.

Laehr untersucht zunächst (S. 5—77), *was Aristoteles unter der tragischen Katharsis versteht.* Die tragische Katharsis hat ihr Gegenstück in der *musikalischen Reinigung*, über die sich Aristoteles im 8. Buche der Politik ausführlicher äußert. Diese besteht, was die *durch sie bewirkte Verfassung* des Gemütes betrifft, in einer Veränderung der Empfänglichkeit für den Enthusiasmus. „Die Empfänglichkeit wird bei denen, die minder zum Affekt neigen, erhöht, bei denen, die zu stark dazu neigen, herabgesetzt, kurz, es wird bei allen die mittlere und rechte Gemütslage hergestellt" (S. 24). Läßt sich hieraus der Schluß ziehen, daß es sich auch bei der tragischen Reinigung um die Herstellung des mittlern Zustandes des Gemütes handele — ein Schluß, der uns zu Lessings Auffassung des Wesens der Katharsis zurückleitet —, so giebt jene Stelle über die musikalische Reinigung doch nicht das Mittel, *die Objekte* zu bestimmen, *die durch die tragische Reinigung entfernt werden.*

Das letztere soll eine Betrachtung der *medizinischen Reinigung* ermöglichen. Betreffs dieser wird darauf hingewiesen, daß die Heilkunde der Alten drei Abschnitte der Krankheitsentwickelung annimmt: Rohigkeit, Kochung, Krisis. Reinigung durch ärztliches Eingreifen aber darf nicht stattfinden in der Krisis. Dagegen wird sie, vorgenommen, bevor es zur Kochung kommt, der weiteren Ausbildung der Krankheit unter Umständen vorbeugen; im Verlaufe der Kochung aber angewendet wird sie zwar die mit derselben verbundene Schüttelbewegung vermehren, aber doch eine dem Körper wohlthätige Ausscheidung bewirken können. Das Störende, das dadurch entfernt wird, ist etwas, das der naturgemäßen Mischung der Grundsäfte (Hippokrates!) oder der rechten Mischung des Blutes (Aristoteles!) fremdartig ist. Mit diesen pathologischen Vorgängen und medizinischen Maßnahmen vergleichen wir die musikalische Reinigung. Da ergiebt sich erstens, daß der körperlichen Schüttelbewegung im Seelischen der Affekt entspricht. Zweitens wird nun klar, daß bei der musikalischen

Reinigung das Ausgeschiedene der Affekt nicht sein kann: nicht die Bewegung wird bei dem Krankheitsprozeß ausgeschieden — sie dauert auch in der Krisis noch fort —, sondern etwas der rechten Mischung der Grundsäfte oder des Blutes Fremdartiges. Der rechten körperlichen Beschaffenheit entspricht auf seelischem Gebiete die rechte Gemütsbeschaffenheit. Diese aber wird gestört durch die Neigung des Menschen zum Nützlichen oder Lusterregenden, soweit dadurch seine Richtung auf das Schöne, worin die rechte Gemütsstimmung besteht, beeinträchtigt wird. Diese Neigung ist also das Auszuscheidende, und sie ist es, die bei der musikalischen Reinigung entfernt werden muß, wenn wir aus den Vorgängen bei der medizinischen Reinigung das Entsprechende erschließen dürfen.

Mit der musikalischen Reinigung stimmt die tragische zusammen: das wird allgemein zugegeben. So ist nach der vorhergehenden Beweisführung auch einzuräumen, daß Aristoteles in seiner Begriffsbestimmung der Tragödie nicht eine Reinigung von den Affekten, sondern eine Reinigung der Affekte meint, und zwar denkt er dabei nach Laehr nicht an diese und dergleichen Affekte (Lessing!), sondern an die Affekte überhaupt. Daß der Wortlaut eine solche Deutung zuläßt, ist nicht zu bezweifeln. Sie paßt auch, wie Laehr mit Recht bemerkt, gut zu der Stelle der Politik: „Genau dasselbe muß notwendigerweise auch den Mitleidigen und Furchtsamen und den überhaupt zum Affekt Geneigten widerfahren.“[1])

Die Umänderung der in den Affekten sich äußernden Gemütsart zur rechten und mittlern Stimmung, in der dem

---

1) Es ist bedauerlich, daß Laehr, der sonst mit der einschlägigen Litteratur wohl vertraut ist, die letzte umfassende Behandlung der Aristotelischen Bestimmung der Tragödie nicht gekannt hat, die von Walter in seiner Geschichte der Ästhetik im Altertum (Leipzig, Reisland 1893). Walter faßt τῶν τοιούτων παθημάτων im Sinne Laehrs. Nur verwirft er die Deutung des Genitivs als Gen. objekt. Wenn er sich dabei auf den Sprachgebrauch Platos bezieht, so scheint mir dies der Beweisführung Laehrs gegenüber nicht durchzuschlagen. Mit der Bestimmung, die Walter für Platos Begriff der Reinigung giebt (S. 283): „Reinigen kann nach Platon nie heißen: eine Sache selbst, innerhalb ihrer eigenen Natur, durch extensive oder intensive Steigerung oder Herabsetzung verändern; es heißt ausschließlich ein anderes, der Sache Fremdartiges, wegschaffen,“ verträgt sich Laehrs Auffassung des Katharsisvorganges ganz wohl; die von Walter angezogenen Stellen aber, wo von Reinigung des Staats, des Schönen, der Körper, der Seele, des Getreides die Rede ist, stützen dieselbe und halten meines Erachtens der Bedeutung der für Walter entscheidenden Stelle, Phädon 69, die Wage. Übrigens verdient noch Erwähnung, daß Walter S. 620 ausdrücklich erklärt, daß, wenn man aus Aristoteles' Erklärung eine Reinigung der Affekte herauslesen wolle, darunter nur eine Zurückführung der Affekte aus ihren Extremen auf das normale Mittelmaß verstanden werden könne.

Menschen das Schöne, d. h. das an sich Gute als das Ziel des Lebens vorschwebt, in der sein Gemüt gereinigt ist von jeder schädlichen Neigung, diese Umänderung ist es, die Aristoteles unter der tragischen Katharsis versteht; in ihr sieht er die Wirkung der Tragödie.

Wir kommen zur zweiten Hauptfrage, die Laehr zu beantworten unternimmt (S. 78—101): Mit welchen Mitteln bewirkt nach Aristoteles die Tragödie jene Reinigung der Affekte? Sie bewirkt sie durch Mitleid und Furcht. Es werden zwar alle möglichen Affekte durch die Tragödie erregt, aber Mitleid und Furcht sind es, die die reinigende Wirkung bedingen. Nicht Mitleid und Furcht zu gleicher Zeit: entweder ergreift der eine oder der andere Affekt den Zuschauer. So deutet Laehr die Worte des Aristoteles mit Feller gegen Lessing.[1]) Er läßt sich dabei leiten von seiner Bestimmung des Mitleids und der Furcht. Unter Mitleid „dürfte Aristoteles das gleiche Gefühl, das wir Mitleid nennen, gemeint und nur einen stärkern Grad desselben ins Auge gefaßt haben." (Man beachte die potentiale Ausdrucksweise!) Es fällt darunter auch die sympathische Furcht, von der wir ergriffen werden, wenn wir einen andern von Furcht vor einem drohenden Übel erfüllt sehen. Die Furcht aber, die sich vom Mitleid scheidet, ist diejenige, die wir im Zustand der höchsten Ergriffenheit nicht mehr für das Schicksal des Helden, sondern für uns selbst empfinden, weil wir uns in diesem Zustande mit dem Helden eins fühlen, weil in der Vorstellung des Zuschauers die Verschmelzung der eigenen Person mit dem Helden eintritt.[2]) Auch diese Auffassung vermag Laehr nicht durch die eigenen Worte des Aristoteles zu unbedingter Sicherheit zu erheben; er zeigt nur, daß sie mit der allgemeinen Bestimmung der Furcht, die Aristoteles giebt, nicht im Widerspruche steht und daß diese Furcht des Zuschauers in der Tragödie ihr Entsprechendes in einer besonderen Art von Furcht hat, die der Philosoph bei den Menschen und auch bei gewissen Tieren beobachtet hat.

Indem ich auf die anderen Punkte nicht weiter eingehe, durch die Laehr die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit seiner Deutung der tragischen Furcht im Zusammenhange Aristotelischer Anschauungen darthut (S. 86—101), füge ich eine kritische Anmerkung ein. Bei der Erklärung der tragischen Furcht sind wir darauf angewiesen aus Vorgängen, die wir selbst in unserer Seele beobachten, uns dasjenige, was Aristoteles gesagt

1) Auch Walter erklärt sich gegen Lessing (S. 612 flg.).

2) Eine weitere wichtige Abweichung von Lessings Lehre. — Daß Aristoteles die Identifikation des Zuschauers mit dem tragischen Helden verlangt, hat auch Oehlen nach Laehrs Angabe (S. 103) gesehen.

hat, zu deuten.[1]) Wir befinden uns somit hier auf einem verhältnismäßig unsichereren Boden als bei der Bestimmung des Wesens der tragischen Katharsis, wo wir durch entsprechende Vorgänge, die bei Aristoteles genügend gekennzeichnet sind, die durch die Tragödie erzeugte Wirkung beleuchtet sahen, nicht aber diese aus unseren eigenen Erfahrungen beim Anschauen einer Tragödie uns zu vergegenwärtigen brauchten. Es zeigt sich also, daß an diesem Punkte Laehrs Arbeit die sprachliche Unbestimmtheit der Aristotelischen Definition nicht hat beseitigen können. Wir müssen uns erst über die Mittel der Tragödie klar sein, wenn wir Aristoteles' Worte überhaupt verstehen wollen, und wir dürfen nicht erwarten, von ihm über diese Mittel aufgeklärt zu werden. So lange wir keinen neuen Stoff in Äußerungen des Philosophen erhalten, müssen wir den Aristoteles aufhellen, wird nicht Aristoteles uns aufhellen.

Hinsichtlich der dritten Hauptfrage: Wie bewirken Mitleid und Furcht die tragische Reinigung? erklärt Laehr selbst (S. 103), daß wir bei ihrer Lösung durchaus auf eigene Vermutung angewiesen sind. Er erinnert daran, daß Aristoteles das Mitleid, dessen Bedingung Selbstlosigkeit sei, einen Ausfluß der wackern Gemütsart nenne, daß also, wenn jenes hervortrete, diese in uns vorhanden sei. Wenn schon das gewöhnliche Mitleid, bei dem uns doch nur Schmerz über das ergreife, was wir für uns selbst fürchten würden, wenn es uns bevorstände, sittlicher Art sei, meint nun Laehr, so müsse das Mitleid mit dem tragischen Helden so rein von selbstsüchtigen Beimengungen sein, wie es in uns überhaupt nur erregt werden könne; denn hier sei die Möglichkeit einer besondern Beziehung zwischen Person und Geschick des Leidenden und dem von Mitleid Ergriffenen völlig ausgeschlossen. Die Furcht für uns selbst aber, die durch das den Personen der Tragödie drohende Schicksal in den Augenblicken der höchsten Täuschung in uns hervorgerufen werde, sei, weil sie nur eine Steigerung des selbstlosen Mitleids bilde, erst recht eine reine, nur vom Gesichtspunkt des Schönen ausgehende Furcht.

Ich bekenne offen, daß ich hier Laehr nicht zu folgen vermag. Denn die Furcht kann wohl eine sozusagen geläuterte sein. Ein furchtbares Ereignis ruft bei allen Menschen einen gewissen Eindruck hervor, der aus einer Betrachtung desselben entspringt, welcher sich keiner

---

1) Laehr sagt S. 86 flg.: „Der Furcht ist das Mitleid vorangestellt. Der Zuschauer empfindet Mitleid mit dem Helden, dem Helden droht ein Unglück, nun soll der Zuschauer für sich fürchten und zwar offenbar das Unglück, das dem Helden droht. Das wäre doch aber nur dann möglich, wenn Zuschauer und Held eins wären! Aber können sie denn nicht eins werden? Kann denn der Zuschauer nicht im Helden aufgehen? Es ist der einzige Ausweg, der uns bleibt."

entziehen kann — von furchtlosen Menschen redet man bloß mit Übertreibung —. Daneben wirkt es auf den oder jenen noch in besonderer Weise ein. Die Tragödie aber wird die allgemeine Furcht erstreben, da nur so der Dichter seiner Wirkung sicher sein kann. Zweitens wird die Furcht dem Grade nach verschieden sein: der eine wird stärker, der andere weniger von ihr erfaßt werden, oder wenn das Gefühl zunächst in allen gleich sein sollte, so wird es doch nicht bei allen den Willen in gleicher Weise bestimmen. Aber welcher Art auch die Furcht sein, in welcher Stärke sie auch auftreten mag: immer wird sie eine Äußerung der Selbstsucht sein, einer Selbstsucht, die ja auch an sich nichts Schlimmes ist, da sie uns von der Natur zum Schutze unseres Daseins gegeben ist. Nicht anders steht es mit dem Mitleid. Auch dieses ist ein Affekt, der uns ergreift, ohne daß unser Wille dabei einen Widerstand auszuüben vermöchte; es ist lediglich der Ausfluß eines natürlichen Triebes. Was aber von natürlichen Trieben in uns liegt, ist an sich weder sittlich noch unsittlich. Wenn also Aristoteles das Mitleid zu den Affekten der wackern Gemütsart rechnet, so denkt er dabei nur an die Folgen, die das Mitleid möglicherweise für unser Handeln hat, indem es zu einer sittlichen That anregt. Für diese sittliche That aber ist entscheidend das Verhalten unseres Willens. Soll demnach die Tragödie das Gemüt gerade für das sittliche Handeln in die rechte Verfassung bringen, so erhebt sich vor allem die Frage, wie sie den Willen beeinflußt. Diese Frage scheint Aristoteles nicht in Erwägung gezogen zu haben; er hat nur an die Reinigung der Affekte gedacht, die für die Herstellung der rechten sittlichen Gemütsart allerdings auch notwendig ist. Laehr aber fand sich vor die Notwendigkeit gestellt, Gedanken des Aristoteles in einen innern Zusammenhang zu bringen, der sich in überzeugender Klarheit überhaupt nicht finden läßt.

Es lag aber noch eine zweite Schwierigkeit vor, wenn Laehr die Ansicht des Aristoteles von der Wirkung der Tragödie sich zu eigen machen wollte, wie er es wirklich thut. Aristoteles sieht diese Wirkung in der Herstellung der rechten Stimmung des Menschen für das an sich Gute. Anderseits fordert er, daß wir uns in den ergreifendsten Augenblicken der Handlung mit dem Helden eins fühlen, daß wir das Schicksal, das ihm droht, für uns selber fürchten. Diese beiden Gedanken stehen in einem Widerspruche, den Laehr fühlte und deshalb auch aufzuheben sucht (S. 105): nach meinem Dafürhalten nicht mit dem rechten Erfolge. „Wer im schwersten Unglück das Ziel des Schönen nicht verloren hat, durch niedere Rücksichten nicht von der rechten Gesinnung abgedrängt ist, bei dem sind Lust und Nutzen in den Hintergrund getreten, und die rechte Gemütsart ist hergestellt worden“: das trifft offenbar nur bei

einigen Personen der Tragödie zu, wenn wir unter der rechten Gesinnung eine sittliche Stimmung verstehen. Wie wir aber für gewöhnlich uns mit der tragischen Person eins fühlen und doch auch wieder ihrer selbstsüchtigen Gemütsverfassung gegenüber die rechte Gesinnung gewinnen sollen, das ist schwerlich zu erklären.

Aber auch die vierte Hauptfrage, die Laehr in seiner Schrift beantworten will (S. 107—124): Wie läßt sich die tragische Reinigung als Ziel der Tragödie vereinigen mit der allgemeinen Lehre des Aristoteles, daß die Kunst Lust wirke, die auf der Nachahmung beruht? bietet eine, wie mir scheint, unlösbare Schwierigkeit. Ich lasse ganz unerörtert, ob das Vergnügen, das wir empfinden, wenn wir in dem Bilde eines Gegenstandes den Gegenstand selbst erkennen, wirklich ästhetischer Art ist, und zeige nur, daß die Lust, die wir nach Laehr bei der Reinigung fühlen, keine Lust an der Nachahmung im Aristotelischen Sinne sein kann. Laehr sagt: In der Tragödie wird erstens Handlung nachgeahmt. Die dadurch hervorgerufene Lust entspringt dem Erkennen der Notwendigkeit und Allgemeinheit der Handlung, die von unserer Vernunft geahnt und gefordert wird. Zweitens werden Menschen von ihr nachgeahmt, Menschen, mit denen wir uns in gewissen Augenblicken ganz eins fühlen sollen. Also auch mit Bezug auf sie kann die Lust an der Nachahmung erregt werden. Das Schicksal dieser Menschen ist freilich ein leidvolles und muß uns als solches mit Unlust erfüllen. Aber dem unbehaglichen Gefühle steht gegenüber die Lust an der Bethätigung der rechten Gemütsart, wie sie ja gerade durch die tragische Reinigung veranlaßt wird. Niemand wird Laehr abstreiten, daß nach den Voraussetzungen des Aristoteles die Reinigung von einer solchen Lust begleitet sein könne. Ist dies aber eine der Nachahmung entspringende Lust? Ist die rechte Gemütsart, die in uns beim Genusse einer Tragödie hervortritt, eine nachgeahmte? Gewiß nicht. Vielmehr entsteht sie infolge der durch die Handlung in uns selber erregten Affekte des Mitleids und der Furcht, die in reiner, der rechten Gemütsart entsprechenden Weise sich bethätigen. Diese Affekte sind nicht nachgeahmt — wenn auch die Affekte der tragischen Personen nachgeahmt sind —, und ebensowenig ist die mit ihrer Bethätigung verknüpfte Lust eine nachgeahmte. Nicht die Beziehung, in der die der Nachahmung entstammenden Affekte der tragischen Personen zu allgemein menschlichen Affekten stehen, erzeugt die Lust der Reinigung; diese kann nur der Ausdruck der Befriedigung des auf die Herstellung seiner rechten Verfassung gerichteten Gemütes sein. Wenn also Aristoteles in der tragischen Reinigung das eigentliche Ziel der Tragödie gesehen hat, woran im Ernste nicht gezweifelt werden kann, so besteht zwischen dieser Auffassung und seiner

allgemeinen Erklärung der ästhetischen Lust ein nicht auszugleichender Zwiespalt.

Laehr hat, wie ich glaube, in seiner von der Wärme der Überzeugung durchwehten, bei aller Polemik feinen und auch durch liebenswürdigen Humor erfreuenden Schrift die Ansicht des Aristoteles von der Wirkung der Tragödie richtig erfaßt und damit auch Lessings Deutung der tragischen Katharsis neu begründet. Heilsamen Gebrauch von diesen Forschungen aber wird die Ästhetik nur dann machen, wenn sie sich bewußt ist, daß seit Lessings Erklärung des Aristoteles, wie in anderen Fragen, so auch hinsichtlich der Wirkung der Tragödie tiefere Einsichten gewonnen wurden, vor allem durch die kunstphilosophischen Arbeiten Schillers. Nach Schiller handelt es sich bei der Tragödie nicht um die Erzeugung sittlicher Stimmung im Zuschauer und die damit verbundene Lust, sondern die Tragödie zielt ab auf die ästhetische Wirkung, die der besonders im Leiden sich bewährende starke Wille, gleichviel ob er sittliche oder nicht sittliche Ziele verfolgt, hervorruft. Insofern der unbeugsame Wille von aller Einschränkung frei ist, befindet sich allerdings der tragische Held, wenn er leidet, um dem, was er will, nicht untreu zu werden, in der rechten Gemütsverfassung, und wir, die Zuschauer, ebenfalls, soweit wir an dem, was in der Seele jenes vorgeht, den innigsten Anteil nehmen und uns mit ihm eins fühlen. Wo wir ihm aber bloß als Zuschauer gegenüberstehen, da hat unsere Einbildungskraft in der Willensthätigkeit, wie sie der Held in höchster Erhabenheit zeigt, einen Gegenstand, der ihr Gelegenheit giebt, sich in ihrer ganzen Kraft und Unendlichkeit zu erweisen, sodaß auch dieses Vermögen des Gemütes in einer uns aufs innigste befriedigenden Weise sich bethätigt. Und endlich ist die starke Bewegung des Affektsvermögens nicht minder ein naturgemäßer Zustand, gegenüber der Unempfindlichkeit und Kraftlosigkeit des gewöhnlichen Lebens. Das sind Gedanken, wie sie sich in Schillers Aufsätzen über die Tragödie finden und ihre weiter greifende Formung erhalten haben in seiner Lehre vom ästhetischen Zustande, der auch der mittlere Zustand des Gemütes ist, aber in anderm Sinne, als Aristoteles diesen Ausdruck verstand.

Straßburg im Elsaß. **Karl Gneiße.**

Zopf und Schwert. Lustspiel in 5 Aufzügen von Karl Gutzkow. Zum Übersetzen aus dem Deutschen ins Französische neu bearbeitet von Dr. Julius Sahr. 2. Auflage. L. Ehlermann, Dresden, Boyreau & Chevillet, Paris 1895.

Deutsche Dramen zum Übersetzen ins Französische zurecht zu machen, ist eine äußerst lohnende, aber keine leichte Aufgabe. Sie erfordert einen

Mann, der beide Sprachen vollkommen beherrscht und der im stande ist, die zahlreichen Germanismen durch entsprechende, gleichwertige Gallismen wiederzugeben. Auf den ersten Blick scheint hierzu ein Franzose geeigneter als ein Deutscher, ebenso wie zum Erklären eines französischen Werkes für deutsche Schulen ein Deutscher passender scheinen mag. Von diesem Gedanken ist wohl auch die Verlagshandlung ausgegangen, als sie die erste Bearbeitung von „Zopf und Schwert" einem Franzosen, dem Professor Peschier, übertrug. Es ist rühmend hervorzuheben, daß diesem Herrn eine große Anzahl feiner, echt französischer Wendungen zu verdanken sind, die in der zweiten Bearbeitung sämtlich beibehalten wurden. Auf der andern Seite sind ihm dagegen, weil er offenbar das Deutsche an den betreffenden Stellen nicht verstand, wunderliche Verwechslungen untergelaufen, und hier hat nun Dr. Sahr sehr bemerkenswerte Verbesserungen geschaffen.

Da in Frankreich nach der neuen Schulordnung in den Klassen für Rhetorik und Philosophie an den höheren Schulen deutsche Dramen gelesen werden müssen, so war Dr. Sahr bemüht, die neue Ausgabe von „Zopf und Schwert" so einzurichten, daß das Buch für Deutsche zum Übersetzen ins Französische, wie für Franzosen zur Klassen- bez. Privatlektüre gleichermaßen geeignet wäre. Seine erste Sorge war daher auf die Herstellung eines tadellosen deutschen Textes gerichtet und sodann auf die Beigabe französischer Übersetzungen in Fußnoten an Stellen, die dem Deutschen beim Übersetzen ins Französische Schwierigkeiten bereiten.

Zu diesem Zwecke sah der Herausgeber zunächst die bei Costenoble in Jena 1871 erschienene und von Gutzkow selbst verbesserte Ausgabe von „Zopf und Schwert" durch. Die mannigfachen Fehler, die sich darin finden, sind wohl nicht daraus zu erklären, daß Gutzkow sie übersehen, sondern daraus, daß der Setzer bei den wiederholten Neudrucken die Fehler hineingebracht, und der Korrektor nicht ordentlich verbessert hat.[1]) Ich stimme Dr. Sahr zu, wenn er S. 1[2]) Grumkow in Grumbkow ändert; denn im ganzen übrigen Stücke ist das Wort so geschrieben und es wird die letztere Schreibweise auch noch von den jetzigen Trägern des Namens beibehalten. S. 3 ist: „Ja, wenn der König wüßte" in „Ha! wenn der König wüßte!" umgeändert, so allein entspricht es dem Sinne der ganzen Stelle. S. 8 „den Hänfling Futter reichen" statt „dem Hänfling." S. 9 „ihr in den Finger beißen" statt „sie in den Finger beißen", obwohl ich hier den Setzer nicht verantwortlich machen kann, eine solche Verwechslung wird ihm wohl kaum unterlaufen können.

1) Nur an einigen Stellen haben wir solche ungewöhnliche bez. fehlerhafte Ausdrücke und Wendungen als Gutzkowsche Eigenheiten aufzufassen.

2) Ich führe diese Stellen nach der Costenobleschen Ausgabe an.

Es ist vielmehr hier ein mundartlicher, dem heimatlichen, märkischen Boden entstammender, volkstümlicher Ausdruck des Dichters anzunehmen, der aber in Hinblick auf den Zweck des Buches entschieden zu ändern war. S. 13 ist „eine Frage mit jemandem vermitteln" in „eine Frage bei jemandem vermitteln" geändert, ebendaselbst „ehrenwerte Wendung" in „ehrenvolle Wendung" verwandelt. S. 14 ist „Er" in der Anrede klein geschrieben. S. 15 steht: „dies Schloß ist behext" statt „verhext"; auf derselben Seite ist Königlich in dem Ausdrucke „Königliche Hoheit" klein geschrieben. S. 21 muß es statt „es gilt bloß eins" „es giebt bloß eins" heißen. S. 23 steht: „bis wir dahin angekommen sind," das ist falsch; man kann entweder sagen: „bis wir dahin gekommen sind" oder „bis wir da angekommen sind"; Sahr entscheidet sich für die erstere Wendung. S. 33 ist „dann erbitt' ich mich von Eurer Hoheit Ihren Beistand," in „dann erbitt' ich mir von Eurer Hoheit Ihren Beistand." Aber selbst in dieser Form ist der Ausdruck unschön, wenn nicht falsch, kein Schüler dürfte sich jetzt unterstehen, so zu schreiben; es muß entweder heißen: „dann erbitte ich mir Eurer Hoheit Beistand," oder „dann, Eure Hoheit, erbitte ich mir Ihren Beistand." S. 33 ist „ich bin der Ihre und sie sollen sehen" in „Sie sollen sehen" umgeändert worden. S. 53 „Erbherzog" in „Erzherzog"; S. 64 „Euer Majestät" in „Seiner Majestät" und S. 66 „für Ihrem Diener" in „Ihren Diener."

Während ich den eben angeführten Änderungen, die Dr. Sahr vorgenommen, unbedingt zustimme, kann ich in einigen anderen Punkten mich nicht mit ihm einverstanden erklären. S. 6 ist „wie ließen Sie meinen Bruder?" in „wie verließen Sie meinen Bruder" abgeändert. Der Ausdruck hat, meines Erachtens nach, nicht durch die Verbesserung gewonnen, er ist doppelsinnig geblieben, da sich das „wie" sowohl auf „Sie" als auf „Bruder" beziehen kann, und darum müßte er entweder ganz geändert oder gelassen werden, wie ihn Gutzkow niedergeschrieben. S. 6 hat Sahr: „Erführe man, daß ich einem fremden Prinzen Audienz gebe" in „Audienz gäbe" umgewandelt. Hier hat sich der Herausgeber versehen; denn da die Audienz wirklich stattfindet in dem Augenblicke, da die Prinzessin diese Worte spricht, so ist der Konjunktiv des Imperfekts falsch und die Gutzkowsche Form richtig. S. 10 hat Dr. Sahr „es muß einer der besten Fürsten sein" in „er muß einer der besten Fürsten sein" geändert. Der Engländer würde hier unbedingt die persönliche Form des Pronomens brauchen müssen, aber das Deutsche läßt die unpersönliche Form neben der persönlichen ohne Bedenken zu. S. 79 endlich ist „im großen Kostüm" durch „in großem Kostüm" ersetzt worden. Die erste Form ist hier ebensogut möglich, da bei Hofe, ebenso wie beim

Militär für bestimmte Gelegenheiten ein bestimmter Anzug vorgeschrieben ist; man erscheint im großen oder im kleinen Dienstanzug. Es sei noch erwähnt, daß Dr. Sahr selbstverständlich den deutschen Text vollständig nach den Regeln der neuen Rechtschreibung umgestaltet hat (Perücke mit einem r u. s. w.), nur das Wort „ein bißchen" ist aus Versehen in alter Schreibweise (ein bischen) belassen worden.

Wenn nun schon die Costenoblesche Ausgabe von „Zopf und Schwert" zu mannigfachen Verbesserungen Veranlassung gab, so ist die Zahl der Verbesserungen, die in Peschiers Ausgabe dieses Lustspiels nötig war, geradezu Legion. Ich weiß nicht, welche Ausgabe Peschier zu Grunde gelegt, aber eins ist sicher, daß sie in vielen Punkten von der von Gutzkow durchgesehenen abweicht und oft ganz merkwürdige Freiheiten zeigt. So erlaubt sich der Herausgeber des Peschierschen Textes z. B. zu den Worten des Erbprinzen: „So will Er zu Seinem Herrn? In Hembärmeln?" noch „und ohne Stiefeln?" hinzuzufügen. Da die Peschiersche Ausgabe aber durch die Sahrsche wohl dauernd außer Kurs gesetzt ist, so erscheint es überflüssig, alle Mängel der erstern aufzuzählen. Wir wenden uns daher dem dritten Punkte, der Verbesserung bez. Ergänzung der französischen Übersetzungen in den Fußnoten zu.

Auch hier blieb Sahr viel zu thun übrig. Da war z. B. Exerzierplatz mit champ de manœuvres übersetzt, Sahr setzt dafür treffender place d'armes. S. 5 A. 8 hatte Peschier den Ausdruck „über den Löffel barbieren" nur in dem Sinne von „jemanden betrügen" aufgefaßt und daher „lui avoir le poil" übersetzt, während hier wirklich an die alte Art des Barbierens gedacht ist, bei der die eingefallene Wange durch einen untergelegten Löffel rund und zum Barbieren geeignet gemacht wurde, es muß daher französisch heißen: „lui faire le poil oder la barbe." Was für eine Idee muß wohl Peschier von den grammatischen Kenntnissen unserer Primaner — denn nur diese werden wohl solche schwere Aufgaben wie die Übersetzung von „Zopf und Schwert" lösen können — gehabt haben, wenn er S. 16 und 27 in der Anmerkung sagt: afin qu'elle agisse nicht agit, und pour qu'on comprenne nicht comprend, desgl. wenn er S. 68 „was ist die Uhr?" mit „quelle heure est-il?" übersetzt. Wer solche Dinge noch nicht übersetzen kann, der mag sich nicht an „Zopf und Schwert" wagen! Der Fehler liegt darin, daß Peschier offenbar als Fremder nicht wußte, was für uns leicht und selbstverständlich ist, und daß er ihm schwierig erscheinende Stellen übersetzt, während er wirkliche Schwierigkeiten ganz und gar übersieht oder unerwähnt läßt, z. B. „bei einem Trunke deutschen Gerstensaftes" (Sahr: „quand nous sommes à boire de notre bière allemande"); ich höre kommen (Sahr: „j'entends des pas"); „daß man dies feine Spiel

durchschaut" (Sahr: „qu'on démêle ces finesses"); „immer angenehmer berührt" (Sahr: „de plus en plus flatté"); „werden Sie nicht zu scharf, Mäßigung!" (Sahr: „ne le serrez pas de trop près, modérez-vous"); „der junge Mensch muß schrecklich viel getrunken haben" (Sahr: „à coup sûr, le jeune homme s'est ruiné à force de boire"), was meiner Ansicht nach über den Sinn des Deutschen hinausgeht, ich würde sagen: „à coup, sûr le jeune homme s'est terriblement (rudement) grisé."

S. 6 A. 1 hat Peschier „sich kaum einen guten Tag gönnen" aufgefaßt als „sich nie etwas Erholung gönnen", aber der Sinn der Stelle ist offenbar: „sich nicht einmal „Guten Tag" (einen Gruß) sagen." Sahr übersetzt daher richtig: „qu'ils se souhaitent à peine le bon jour."

Die letzte Aufgabe, an die der Herausgeber der neuen Ausgabe herantreten mußte, war die Umarbeitung des Wörterbuches. Es mußte da vor allem der Übelstand beseitigt werden, daß sämtliche ä nach a kamen, sodaß der Schüler sicher viele Wörter in der alten Auflage nicht gefunden hat. Außerdem fehlten eine Menge Vokabeln, deren Kenntnis durchaus nicht bei einem Schüler, selbst der Oberklassen, vorausgesetzt werden kann. Da das Wörterbuch im Anhange des Dramas aber den Gebrauch des großen Lexikons unnötig machen soll, so müssen eben alle wichtigen Wörter darin aufgenommen sein. Bei Peschier fehlen: belauschen, besternt (hier décoré nicht étoilé), sich bewerben, eben nicht, Weltstaat, zerreißen, ziemen, Zweideutigkeit (muß frivolité neben équivoque geben). Den Sinn des Deutschen hat Peschier wiederum nicht verstanden, indem er in dem Ausdrucke „die Wäsche mangeln" manquer als mangeln giebt, statt calendrer; indem er ferner die „Kapelle" d. h. die Militärkapelle, Militärmusik mit „chapelle" wiedergiebt, eine Bedeutung, die das Wort „Kapelle" im ganzen Stücke nicht ein einziges Mal zeigt, es heißt da immer: „orchestre"; auch die Übersetzung von „Kittel" als blouse gefällt mir nicht, denn es fehlt diesem französischen Worte der wegwerfende Sinn, der im deutschen „Kittel" liegt, ich würde, wie Sahr, chiffon dafür setzen. Endlich vermisse ich bei Peschier noch die Hinweisung darauf, daß die Anrede an eine Königin ebenso nur „Madame" ist, wie an eine einfache Bürgersfrau.

Zum Schlusse sei es mir noch erlaubt, auf einzelne Mängel auch in der Sahrschen Ausgabe hinzuweisen. Außer der schon erwähnten Übersetzung von „der junge Mensch muß schrecklich viel getrunken haben," möchte ich mich noch gegen Sahrs Übersetzung von „herumwindbeuteln" wenden und der Übersetzung Peschiers hier den Vorzug geben; ich vermisse ferner eine Anmerkung zu der Stelle: „Wenn mein Pfeifchen dampft und glüht" und möchte, daß bei einer neuen Auflage Anmerkungen wie „sans que je connaisse" wegfielen; die Fähigkeit, solche ganz geläufige

Ausdrücke ohne Hilfe zu übersetzen, muß bei einem Primaner vorausgesetzt werden. An Druckfehlern ist endlich bei einer Neuauflage auszumerzen: S. 14 A. 3 ou statt où. S. 16 A. 12 réflections statt réflexions. S. 31 A. 11 vouz statt vous. S. 35 A. 8 et l'on y ettra statt et l'on y mettra. S. 105 A. 5 le régard statt regard. S. 119 Z. 18 von oben steht das en zwischen batte-mont, während es vor marche Z. 21 gehört. S. 120 heißt „ausziehen" ôter de statt des Akkusativs. S. 122 Z. 21 Uberraschung statt Überraschung. S. 122 Z. 8 se rappeer statt se rappeler. S. 147 Z. 19 précédant statt précédent.

Als sehr wünschenswert empfinde ich es noch, daß in Zukunft die Nachrede zu dem Buche als Vorrede gedruckt wird, sie wird sonst nicht gelesen und verdient es doch nach jeder Richtung hin; auch wäre es, besonders in Hinsicht auf den Zweck, den das Buch in Frankreich erfüllen soll, sehr angezeigt, wenn dem Lustspiel eine knappe Biographie des Dichters vorausgeschickt würde.

Ich habe absichtlich den Vergleich zwischen der alten und neuen Bearbeitung gezogen, um zu beweisen, daß hier so gut wie eine vollständig neue Ausgabe vorliegt und um die Fülle von Arbeit, die Dr. Sahr bewältigt, ins rechte Licht zu setzen. Das Buch ist vollständig umgestaltet, innerlich wie äußerlich; denn auch die Verlagshandlung hat alles daran gesetzt, um das Buch in möglichst schmuckem Gewande erscheinen zu lassen, die Ausstattung ist gediegen nach jeder Richtung, die klaren Typen werden sowohl einem verwöhnten, wie einem schwachen Auge genügen. Dem Herausgeber gereicht das Buch zu großer Ehre, denn er hat nicht bloß pietätvoll das Gute der alten Auflage beibehalten, sondern feinfühlend und scharfsinnig eine Menge Verbesserungen getroffen und neue Anmerkungen hinzugefügt. Seine Arbeit wird sicherlich dazu dienen, in Frankreich die Achtung zu vermehren, die man dort vor dem Fleiße und der Gewissenhaftigkeit der deutschen Gelehrten hat. Ich schließe mit dem Wunsche, daß das Buch diesseits und jenseits der Vogesen weite Verbreitung finden und daß ihm bald der in Aussicht gestellte neue Band (Lessings „Minna von Barnhelm") folgen möge.

Dresden. **Oscar Thiergen.**

K. Hähnel: Die Behandlung von Goethes „Faust" in den oberen Klassen höherer Schulen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Gera, Th. Hofmann, 1896. 48 S. 8.

Die Berechtigung der Faustlektüre in Oberprima (es kann sich doch nur um diese eine Klasse handeln) erweist Hähnel in der 10 Seiten umfassenden „Vorbemerkung" seiner Schrift, die aus einer Programmabhandlung des Leitmeritzer Staatsgymnasiums hervorging und Veit

Valentin gewidmet ist. Die Schule darf sich der Aufgabe nicht entziehen, eine wenn auch bescheidene Anleitung zum Verständnis der Faustdichtung zu geben, dem Schüler wenigstens die Grundlagen zu sichern, auf denen sich seinem spätern Bemühen ein Verständnis aufbauen kann. Auf keinen Fall darf im Schüler die Meinung entstehen: Den Faust haben wir auf der Schule „gehabt," d. h. wir sind fertig mit ihm, wie mit so vielen anderen Schuldingen auch. Darum pflichte ich auch Hähnel vollständig bei, wenn er den zweiten Teil von der Lektüre in der Schule ganz ausschließt. Zwar ließen sich manche Szenen mit Schülern behandeln, und auf der diesjährigen Versammlung der sächsischen Gymnasiallehrer in Bautzen machte G. Klee Vorschläge im einzelnen; aber solche einzelne subjektiv herausgegriffene Stücke können doch nur den Eindruck eines Stückwerkes machen; wenn aber Faust einmal auf der Schule behandelt werden soll, dann müssen ihn die Schüler als ein Ganzes erfassen lernen. Darum pflege ich einen Überblick über den zweiten Teil, (vergl. Hähnel S. 40—47) unmittelbar an die Einleitung anzuschließen, die auch Hähnel giebt. Von der Faustsage war schon in Unterprima zweimal die Rede; was dort bei der Besprechung der Reformation und von Lessings Litteraturbriefen gesagt wurde, wird in Oberprima aufgefrischt, die Verschiedenheit der Goetheschen Auffassung vom Volksbuch wie von Lessings Behandlung aus der Stimmungswelt des Prometheusdichters abgeleitet und das allmähliche Werden der Faustdichtung insbesondere unter dem Einflusse Schillers, dann unter dem des Alters kurz gekennzeichnet. Erst nach dem Überblick über den Zweck, Inhalt und Aufbau des zweiten Teils beginnt die Behandlung des ersten im einzelnen. Hähnel widmet ihr Seite 16—39. Sie besteht in einer Besprechung der als gelesen vorauszusetzenden einzelnen Szenen. Mit dieser Art, wie mit den Darlegungen Hähnels überhaupt kann man sich im allgemeinen einverstanden erklären, über einzelnes hat ja jeder seine eigene Meinung, und der Anschluß an Valentins Buch braucht nicht gerade sklavisch zu sein. Am ausführlichsten behandelt Hähnel S. 16 bis 29 die Szenen bis zu der in Auerbachs Keller; mit Recht. Daß aber die Hexenküche ebensowenig wie die Walpurgisnacht genau durchgenommen, sondern daß nur über ihre Bedeutung für den Bau des Ganzen gehandelt werden kann, gab selbst Klee in Bautzen zu. Läßt man aber einmal diese Szenen weg, dann sollte man sich auch bescheiden, den ersten Teil überhaupt nur bis zur Hexenküche, also gerade die Hälfte des ersten Teils, aber diese ohne Weglassungen zu erklären. Einmal bedürfen die Szenen der Gretchentragödie der Einzelerklärung kaum, sie können ohne weiteres der Privatlektüre überlassen bleiben: gerade, weil Oberprimaner den heiklen Zusammenhang der Dinge selbst erkennen,

empfiehlt es sich nicht, sie breitzutreten, und über alle die einzelnen Stellen, auf die man in der Schule nicht das Augenmerk sich richten lassen mag, kommt man so am besten hinweg. Ich habe jedes Jahr die Einzelbesprechung mit der Szene in Auerbachs Keller abgeschlossen und, indem ich den Abiturienten die rechte Auffassung dieser Szene ohne Schwierigkeit ablockte, ihnen den eigenen Übergang in das akademische Leben zu vermitteln gesucht. An das letzte Ende der gesamten Schulzeit nämlich, in die von Weihnachten an noch verbleibenden Stunden verlege ich die Behandlung der „Krone der gesamten modernen Dichtung," sie muß den Gipfelpunkt der gesamten Arbeit in den deutschen Stunden bilden. Ich halte es für unrecht, mit Faust etwa schon im Sommer zu beginnen, vielleicht um ihn für Aufsätze auszuschlachten, für ein Unrecht an den übrigen in Oberprima zu behandelnden Dichtungen Schillers wie Goethes. Wo bleiben diese, wenn ein großer Teil des kurzen Abgangsjahres durch Faust besetzt ist, gegen dessen Lektüre überhaupt doch immerhin so gewichtige Stimmen, wie die Lehmanns sprechen. Je näher die Prüfungsnöte rücken, um so leichter erlahmt das Interesse der Abiturienten, nach Faust werden ihnen Iphigenie und Tasso nicht denselben Reiz abgewinnen wie vor ihm, dem Höchsten, was die Schule ihnen bieten kann. Daß sie aber ohne Zuthun des Lehrers die rechte Schätzung jener „handlungsarmen" Stücke gewinnen könnten oder nach ihrem Abgange tiefer in sie einzudringen streben sollten, ist mir weniger wahrscheinlich, als daß der gereiftere Mensch einmal den Faust wieder vornimmt, der auf der Schule sein letztes Interesse erweckte: kurz bevor er selbst es so herrlich weit gebracht hatte und für „reif" befunden wurde, durfte er einen ahnenden Blick in die geheimnisreichste Dichtung thun, deren tieferes Verständnis, das fühlte er, dem Manne vorbehalten bleiben mußte.

Dresden. **Carl Müller.**

---

## Kleine Mitteilungen.

**Das gesamte Erziehungs- und Unterrichtswesen in den Ländern deutscher Zunge.** Unter diesem Titel hat die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, die in Deutschland, Österreich und der Schweiz zahlreiche Mitglieder und angesehene Verbände hat, begonnen, der Ausgabe der „Monumenta Germaniae Paedagogica", den „Mitteilungen der Gesellschaft" ein neues Unternehmen hinzuzufügen. Es handelt sich dabei um ein in Monatsheften erscheinendes bibliographisches Verzeichnis nebst Inhaltsangabe der Werke, Aufsätze und behördlichen Verordnungen zur Deutschen Erziehungs- und Unterrichtswissenschaft und um Mitteilungen über Lehrmittel.

Es wird dadurch ein Nachschlagewerk geschaffen, das beim Schlusse des Jahrganges durch ein eigenartig eingerichtetes Namen- und Sachregister über alle Fragen des weiten Gebietes von Erziehung und Unterricht, die innerhalb des Jahres erörtert worden und über alle Arten von Lehrmitteln, die in dem gleichen Zeitraume entstanden und zur Veröffentlichung gelangt sind, Auskunft geben wird.

Ein derartiges Nachschlagewerk existiert bis jetzt weder innerhalb der Wissenschaft von Erziehung und Unterricht, noch auch innerhalb der anderen Wissenschaften. Der Umfang des Unternehmens, dessen vollständiger Jahrgang aus 12 Heften von je 4—6 Bogen, eng gedruckt, bestehen wird, erhellt schon aus der großen Anzahl von Abteilungen, unter die das Material gruppiert wird: Sämtliche Unterrichtsfächer, alle Unterrichtsanstalten von der Universität bis zur Dorfschule, Fortbildungs-, Fach- und Spezialschulen, Militärbildungswesen, Frauenbildung, Geschichte und Systeme der Pädagogik, die verschiedenen Arten der Erziehung, Gesundheitspflege, Schulorganisation und -Verwaltung, Schulunterhaltung, Schulfeiern, Jugendschriften u. s. w.

Für wie weite Kreise das Unternehmen eine wesentliche Arbeitserleichterung und ein unentbehrliches Hilfsmittel darbieten wird, leuchtet ohne weiteres ein. Es ist daher erklärlich, daß noch vor Erscheinen des ersten Heftes aus den Kreisen der Regierungen, der Gelehrten und Schulmänner, der Verleger pädagogischer Werke und Lehrmittel dem Unternehmen fördernde Teilnahme bewiesen worden ist. Je allgemeiner die Teilnahme ist, um so eher werden die Absichten der Gesellschaft verwirklicht werden können.

Wünschenswert ist, daß die Herren Verfasser von Aufsätzen, deren leider so viele nicht zur allgemeinen Kenntnis gelangen, weil sie oft in weniger verbreiteten Zeitungen veröffentlicht werden, Sonderabdrücke, womöglich mit Auszügen, an die Geschäftsstelle der Bibliographie (Berlin SW, Lindenstraße 43) zu Händen des Herrn Professor Dr. Karl Kehrbach, der auch bei dieser Publikation der Gesellschaft die Oberleitung übernommen hat, gelangen lassen. Ebenso ist die Zusendung von bezüglichen Gelegenheitsschriften (Schulgeschichten, Biographien, Nekrologen u. s. w.) und der von städtischen, kirchlichen und Staatsbehörden bewirkten Veröffentlichungen, die nicht im Buchhandel erscheinen, erwünscht.

Auf das soeben zur Ausgabe gelangte erste Heft mit ungemein reichem Inhalt, Druck und Kommissionsverlag von J. Harrwitz Nachf., Berlin (vierteljährlich 5 M.), werden wir demnächst zurückkommen.

---

## Zeitschriften.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge. X, 1.: J. O. E. Donner, Richardson in der deutschen Romantik. — A. Ludwig Stiefel, Zu den Quellen der Hans Sachsischen Schwänke. — Emil Sulger-Gebing, Dante in der deutschen Litteratur des 18. Jahrhunderts. 2. Die Übersetzungen. — Heinrich v. Wlislocki, Türkische Volksmärchen aus Anatolien. — Paul Steinthal, Aus den Geschichten früherer Existenzen Buddhas (Jâtaka). Der Abschnitt von den Frauen. — Franz Skutsch, Zu Hebbels Herodes und Mariamne. — Rudolf Schlösser, Eine Dichtung in Jamben aus dem Jahre 1778. — Die lateinischen Dramen von Wimphelings Stylpho bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte von P. Bahlmann: Ref. Johannes Bolte. — Michael Bernays Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte. Erster Band: Ref. Franz Muncker. — Neue Forschungen zur Geschichte des niederländischen und spanischen Dramas in Deutschland von Julius Schwering: Ref. Albert Dessoff. — H. F. Müllers Beiträge zum Verständnis der tragischen Kunst: Ref. Alfred Biese.

---

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher &c. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2 II.

# Wie können wir auf eine höhere Stufe der nationalen Aneignung der Goetheschen Faust-Tragödie gelangen?

Von A. Frehse in Parchim.

Der sei noch nicht des Lorbeers wert gehalten,
Zu dessen Wohllaut Ohr und Herz sich neigen:
Dem Dichter sei der Blick des Sehers eigen,
Der fromm vertraut ist mit des Schicksals Walten.

Dann aber wird ihm alles zum Gedichte,
Denn alles wirkt und deutet mit im Ringe,
Und was er singt ist wie die Weltgeschichte.

Mit diesen Worten kennzeichnet Geibel den Dichter von Gottes Gnaden, den Dichter, der mit Seherblick in die Tiefe des Menschenlebens und des Völkermeers schaut, über welche des Lebens Marktschiff ahnungslos dahinfährt. Seherblick ist göttliches Gnadengeschenk, ist jenes Horazische munus, oder jenes Geschenk, wie es uns Schiller darstellt, wenn er in seinem „Glück" denjenigen selig preist, welchem die Augen geöffnet, die Lippen von oben gelöst sind und das Siegel der Macht auf die Stirne gedrückt ist.

Ein solcher ‚Mann des geöffneten Auges' aber würde schwerlich mit seinem Seherblick die Zukunft durchdringen, wenn er nicht ebensosehr der Vergangenheit und der Gegenwart zugewendet wäre, — nur daß er beide anders anschaut, als die ihn umgebende, vorwärts hastende Menge; gerade als vates, als der Mann geöffneten Auges vermag er in Vergangenheit und Gegenwart mit Seherblick die Keime und Wurzeln der Zukunft zu schauen; hier wirkt und deutet alles mit im Ringe, auch das scheinbar Unbedeutende, das scheinbar Zufällige und Unvermittelte, worüber die Zeitgenossen flüchtigen Fußes hinwegeilen. Wie könnte er sonst fromm vertraut werden mit des Schicksals Walten, wenn nicht sein Blick allem dem zugewendet wäre, was in der Geschichte der Vergangenheit und Gegenwart seines eigenen Lebens wie in dem seines Volkes, das er in sich mitlebt, die Zukunft irgendwie keimartig vorgestaltet.

So liegen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft für den wahren Dichter nicht auseinander, sondern ineinander, und so war es auch bei Goethe, so schon in seiner Jugend, als er sich die Worte über sein Bett schrieb: „Liegt das Gestern klar und offen, wirkst du heute kräftig frei, kannst auch auf ein morgen hoffen, das nicht minder kräftig sei." So

lange der Dichter, sagt Goethe, bloß seine wenigen subjektiven Empfindungen ausspricht — und wäre es auch so, daß wie bei ihm zu der Worte Wohllaut Ohr und Herz sich neigen — ist er noch kein Dichter zu nennen, aber sobald er Vergangenheit und Gegenwart in sich verbindet, sobald diese sich ihm also erschlossen haben, daß er sie sich anzueignen und auszusprechen vermag, ist er ein Poet, ein Poet, der mit seinem Volke dichtet. Nun wird ihm alles zum Gedichte, denn alles wirkt und deutet mit im Ringe und was er singt ist wie die Weltgeschichte, die ja selbst das großartigste Drama ist, und in dieser ist's des eignen Volks Geschichte, die zugleich seine eigene Geschichte ist, welche aus seinen Werken zu uns spricht; die Geschichte des Volks, dem er angehört, des Volkslebens, in dessen Boden er mit tausend Fasern wurzelt, dessen Bodenkraft und Bodenfarbe in unverkennbaren Zügen er von Haus aus trägt, des Volksgeistes, der in ihm — bewußt, oder unbewußt und dann nur um so stärker pulsiert. So ist's bei Shakespere, so auch bei Goethe.

„Und was er singt ist wie die Weltgeschichte", nicht etwa die Weltgeschichte selbst. Wie die Weltgeschichte bei aller scheinbaren Regel- und Ziellosigkeit doch Plan, Norm und Zeit verfolgt und in großartigster Weise Gestalten darstellt, so auch der wahre Dichter. „Der Dichter ist angewiesen auf Gestaltendarstellung", sagt Goethe, „und das Höchste derselben ist, wenn ihre Schilderungen durch den Geist dergestalt lebendig sind, daß sie als gegenwärtig für Jedermann gelten können", so wie es in hervorragender Weise von den Gestalten der Goetheschen Faustdichtung gilt. Also die dichterischen Darstellungen sollen plastisch sein wie die der Weltgeschichte, ohne daß diese selbst darzustellen verlangt werden kann. Kann doch die Darstellung der Geschichte der gesamten Menschheit, vollends die der ganzen Welt dem einzelnen Dichter gar nicht zugemutet werden, und bietet doch selbst die germanische Volksdichtung nur einen, allerdings wohlgelungenen Versuch eines Weltdramas, jenen uralten der Edda.[1]) Dagegen gilt das Wort: „Und was er singt, es ist die Volksgeschichte" ebenso wie in der griechischen Dichtung auch in unserer deutschen Nationallitteratur von gar manchen Dichtern, vornehmlich aber vom Volksepos eines Nibelungen- und Gudrunliedes, wie anderseits auch von mancher sog. Kunstdichtung späterer Zeiten mit ihrer Darstellung individualisierten deutschen Volkslebens und deutschen Volksgeistes, wie er zumal in dem Goetheschen Faust leibhaftig erscheint. — Und was er singt, es ist die Volksgeschichte, die Volksgeschichte nicht etwa in pragmatischer Folge, so daß uns eine poetische Chronik geboten würde, sondern die Geschichte der Entfaltung des Volks-

---

1) Vergl. das Weltdrama in der deutschen Mythologie in meinem Altd. Leben, Gütersl. 1878, I, 50—87.

geistes, des Volkslebens mit seinen treibenden Kräften gleichsam auf dem Resonanzboden der Volksgeschichte und mit dem ahnungsreichen Hintergrunde großer Volkserlebnisse, so daß also der Stoff der Dichtung nicht erfunden noch ersonnen, sondern vielmehr gegeben, mit den tiefsten Lebenskeimen des Volks innig verwachsen, erlebt, vom Volke erlebt und erfahren ist und also auch von andern nacherlebt und nacherfahren werden kann.

So ist es schon in unseren alten Heldensagen und Heldendichtungen, welche nicht nur den Verlauf eines einzelnen Menschenlebens umfassen, sondern weit darüber hinausgehen. Wie bedeutend eine bloß dichterisch gestaltete Biographie an sich und als Charakter- und Zeitbild immerhin wäre und wie mächtige Impulse sie auch dem Leben Einzelner zu geben vermöchte: eine volksgeschichtliche Bedeutung erhält eine derartige Dichtung doch erst dann, wenn sie über die ihr eigenen persönlichen, örtlichen, zeitgeschichtlichen Beziehungen und Ursprünge hinaus von dem Bilde eines Menschen und seiner Zeit sich zum Volksbilde erhebt d. h. zu einem Bilde, in welchem das Gepräge der Eigenart des Volks in allen Zügen seines Geistes sowie Lebens zur individuellen Erscheinung kommt.

Soll eine dichterisch gestaltete Biographie dies leisten, so muß sie mindestens zugleich eine Biologie, eine Geschichte des innern Lebens der betreffenden Persönlichkeit geben; sie müßte also nicht nur den Umriß des äußern Lebens, sondern auch die treibenden Lebens- und Geistesmächte und zwar in solcher Anschaulichkeit der Gestaltendarstellung bieten, daß man in dem geistigen Gepräge der einzelnen Persönlichkeit auch das Gepräge der geistigen Eigenart des Volks zu erkennen vermag, ähnlich wie dies in der heiligen Schrift der Fall ist, wo man z. B. in dem Lebensbilde der Patriarchen zugleich die Eigenart ihres Volks erkennt, und wie wir es auch im griechischen und im deutschen Epos sehen, wo das Volksleben mit all den treibenden geistigen Mächten so zur individuellen plastischen Darstellung kommt, daß für uns ein Bild des griechischen und deutschen Volks- und Geisteslebens in der Urzeit ohne Homer und ohne das Nibelungenlied so wenig denkbar ist, wie das des modernen deutschen Lebens ohne die Faustdichtung.

Gerade solche Dichtungen, in welchen des Volkes Art, bezw. auch seine Entartung zur Gestaltendarstellung kommt, sind die eigentümlichsten Gedichte der Völker, weil sie Spiegelbilder des Volksgeistes und der Volksseele sind. Und eben eine solche Dichtung ist die deutsche Faustsage und die auf dieser volksepischen Grundlage erblühte Faustdichtung Goethes, welche Schelling schon im Jahre 1803 in seinen Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums offenbar in diesem Sinne mit vollem Recht das eigentümlichste Gedicht der

Deutschen nannte, mit dem sich schon die Jugend beschäftigen solle, um daraus eine Fülle von Lichtstrahlen sich anzueignen. Denn wie etwa das Nibelungenlied das eigentümlichste Gedicht der Deutschen alter Zeit, oder wie der Parzival Wolframs das eigentümlichste Gedicht der Deutschen des Mittelalters genannt zu werden verdient, weil sie zugleich die umfassendste Biologie des deutschen Geistes jener Zeit bieten, so bietet Goethes Faustdichtung die vollständigste Biologie des modernen deutschen Geistes in einzigartiger Weise.

Eine solche Darstellung, welche in dem Bilde persönlicher Eigenart zugleich das Gepräge einer Gemeinschaft, einer Familie, eines Geschlechts, eines Stammes, eines Volks in gemeingültiger Weise bietet, pflegt man eine typische, eine vorbildliche und die Einzelgestalt selbst einen Typus, ein Vor- oder Urbild zu nennen. So wird gar oft die dichterisch dargestellte Persönlichkeit zum Urbild, in welchem die unverkennbaren Züge, die Grundgestalt und die Grundformen der Familie, des Geschlechts, des Volks ausgeprägt erscheinen. Und solche typische, urbildliche Gestalten des nationalen Geistes- und Seelenlebens bietet uns nicht sowohl die Geschichtschreibung, oder wenigstens weit mehr als diese eben die Poesie, welche dadurch jener an volksgeschichtlicher Bedeutung mindestens ebenbürtig zur Seite tritt, sie sogar überragt. Vermag doch der Dichter, welcher mit jenem Blick des Sehers begabt ist, rück- und vorschauend die Geschichte des deutschen Geistes schon in den ersten Keimen vorgebildet zu schauen und die Volksgeschichte in jener typischen Gestaltendarstellung auch bis in die ferne Zukunft viel heller zu beleuchten, als der Geschichtschreiber. So wird die volksgeschichtlich typische Poesie die reichste Quelle für die Erkenntnis und Darstellung des Volksgeistes und Volkslebens.

Während uns für solche Erkenntnis und Darstellung des Geistes- und Seelenlebens die pragmatische Geschichte meist völlig in Stich läßt — wie es denn auch ihre Aufgabe nicht ist, uns die Seelenfärbung der Völker, die letzten Beweggründe ihres Handelns und Wirkens, ihre eingebornen Gaben und Aufgaben darzustellen —, erklingen gerade in der Poesie alle nach so leisen und geheimnisvollen Schwingungen der Volksseele und des Volksgeistes, sodaß das Wort des Dichters in der Zueignung zum „Faust“ (v. 28), nach welchem sein Lied „der Äolsharfe gleich“ ertönt, nicht nur eine subjektive, sondern auch eine volksgeschichtliche Wahrheit hat.

Ja eine solche Äolsharfe, in welcher der deutsche Volksgeist und die deutsche Volksseele in ihrer unergründlichen Tiefe bald schroff, streng, abstoßend, bald zart in den leisesten Schwingungen, bald wieder leidenschaftlich bewegt und anschwellend stürmisch, scheinbar fremd und rätselhaft

und doch wieder heimisch und vertraut, an das innerste Gefühl sich anschmiegend und herzbewegend auf dem Resonanzboden der Volksgeschichte bis in die fernste Zeit widerklingt — eine solche Äolsharfe ist die Goethische Faust-Dichtung, dies „eigentümlichste Gedicht der Deutschen", zu dessen Wohllaut Ohr und Herz sich neigen. Dem Dichter aber ist der Blick des Sehers eigen, der wohl vertraut ist mit des Schicksals Walten und so wird ihm nun alles zum Gedichte, denn alles wirkt und deutet mit im Ringe, denn was er singt, es ist die Volksgeschichte.

Weit entfernt von der Bedeutung einer bloß dichterisch gestalteten Biographie, der Lebensgeschichte einer Gestalt, die den Namen Faust trägt, erfüllt Goethes Dichtung vielmehr alle jene Forderungen einer volksgeschichtlichen Biologie, einer dichterischen Darstellung der Art und Entartung des deutschen Geistes, wie wir sie sonst in unserer Litteratur wohl nur in der alten deutschen Sage und in den aus ihr erblühten Volksdichtungen wiederfinden. Eben die der deutschen Sage von Haus aus eigentümliche, ihr eingeborne volksgeschichtlich urbildliche Bedeutung hat sich auch der Goetheschen Faustdichtung derartig mitgeteilt, daß die uralte Wurzel in ihrer Bodenkraft und Bodenfarbe auch im Stamme, der aus ihr erwuchs, wie in dessen Krone und Blüte nach Jahrhunderten noch wohl erkennbar ist. Und beruht die immer neu sich erweisende Anziehungskraft der Faustsage, die wie in Goethe auch in unserm Volke so lange „summte", nicht gerade auf ihrer, wenn auch nur dunkel, fast instinktiv geahnten und sozusagen gewitterten volksgeschichtlich urbildlichen Bedeutung? Warum, so fragen wir, trug denn das deutsche Volk und warum trug denn Goethe sich mit dieser Sage wie mit keiner andern so lange herum? War es nicht zuletzt die bald dunkel, bald deutlicher sich aufdrängende Ahnung des fabula de te narratur, in welcher das Volk wie der Dichter, in welchem der Geist desselben mächtig pulsierte, gerade diese Sage nicht wieder fahren ließ und noch jetzt nicht wieder fahren läßt, und aus deren Helldunkel man herauskommen möchte, sodaß sie nicht nur „fortsumme", sondern auch innerlich verstanden und angeeignet werde.

In diesem Sinne verstehen wir auch jene Worte der „Zueignung", die nicht nur aus dem Herzen und aus dem Leben des Dichters, sondern zugleich aus dem Herzen und Leben seines Volkes gesprochen sind, jene Worte von den stets wieder sich nahenden schwankenden Gestalten der alten halbverklungenen Sage, die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt.

> Ihr drängt euch zu! nun gut, so mögt ihr walten,
> Wie ihr aus Dunst und Nebel um mich steigt;
> Mein Busen fühlt sich jugendlich erschüttert
> Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert.

So drängt sich die vom Zauberhauch erfüllte Volkssage, in welcher das Volk sich selbst in seiner Art und Entartung schaut, immer wieder zu, oder, um mit J. Grimm zu reden, „sie rückt dem Volke stets in rechter Ferne nach", wie sie auch dem Dichter selbst, der stets „seine Hand am Puls des Volksgeistes hielt", stets nachrückte. Denn was ihr eben jenen Zauberhauch verleiht, es ist die immer neu sich aufdrängende Ahnung ihrer unverkünstelten innern Lebenswahrheit und ihrer Bedeutung für das Volk selbst. Wie der Zauberhauch der Äolsharfe in seiner Naturwahrheit das Menschenherz immer neu wieder ergreift und jugendlich erschüttert, so der Zauberhauch der Volkssage die Volksseele. Hallt in jener das geheimnisvolle Leben der Natur wider, so in der Volkssage das geheimnisvoll unergründliche des Volkslebens. Der Zauberhauch, der wie jede Sage so besonders die „große gemeine deutsche Faustsage" und die aus ihr erblühte Goethesche Faustdichtung umwittert und über sie ausgegossen ist, jener Zauberhauch, der uns immer wieder zu ihr hinzieht, es ist zuletzt eben jene ihr von Haus aus eigene volksgeschichtliche Wahrheit und Bedeutung. Auf dem Resonanzboden der Volksgeschichte ertönt jene Sage und diese Dichtung, deren Norm, Plan und Ziel, deren sogenannte Idee und Problem darum auch nicht als ein willkürlich und künstlich ersonnenes, sondern als ein gegebenes, mit dem Volksgeist und der Volksgeschichte selbst gegebenes erscheint, das nur durch sie erkannt und verstanden werden kann. Somit ist es also ein biologisches Problem, welches der ganzen Fausttragödie zu Grunde liegt, das ihr eingeboren ist und von uns verfolgt werden muß. Geschieht dies, so werden wir die sogenannte „Tendenz" der Tragödie weder zu weit noch zu eng fassen und so zwei Klippen vermeiden, an denen eine volle Aneignung, eine befriedigende Heimführung und Heimbringung des in Sage und Dichtung geborgenen nationalen Schatzes immer wieder scheiterte, also daß man trotz eines großen Aufwands von Scharfsinn und Gelehrsamkeit dies Ziel nicht erreichte. Und so gilt es noch immer die Bahn zu finden und frei zu machen, auf der das reichbeladene Schiff nach langen Kreuz- und Querfahrten still im Triebe landen kann, damit die Nation, für die es doch bestimmt ist, zur allseitigen Aneignung und Heimführung seiner Schätze gelange.

Soll das aber für unser Volk erreicht werden, so müssen vor allem die Volksführer, die sogenannten Hodegeten auf eine höhere Stufe der geistigen Aneignung jener Sage und Dichtung gelangen. Und damit erwächst gerade für sie im Sinne Schellings eine wahrhaft nationale Aufgabe.

Stehen wir doch, wie von Loeper sagt, noch immer im Stadium der Aneignung, wie es denn auch bei einem Werke, wie die Goethesche Faust-

dichtung es ist, nicht anders sein kann. Was Goethe einst vom Nibelungenliede bei seiner ersten Bekanntschaft mit ihm sagte: „Es ist ein Lied für Jahrhunderte", das gilt auch von seiner Faustdichtung gerade um ihrer volksgeschichtlichen Bedeutung willen. Eben mit der Volksgeschichte selbst rückt die Faustsage und Faustdichtung, von jener beleuchtet, im Laufe der Jahrhunderte dem Volke nach, also daß mit dem Fortschritt der Volksgeschichte auch Plan, Norm, Ziel und Verständnis der Dichtung sich immer deutlicher ergeben.

Und gerade diese Erkenntnis und diese Gesamtanschauung von der Fausttragödie ist es, durch die wir zu einem höheren Stadium der Aneignung als dem der Aneignung einzelner (durch sprachlichen Wohllaut, ethischen Gehalt hervorragender, anmutender) Szenen, oder gar dem des prompten Zitierens gelangen können. Denn obwohl eine Fülle von einzelnen Gedanken und Schlagworten, jener sogenannten „geflügelten Worte" aus der Faustdichtung auf manchen Wegen in den Ideenkreis der Nation eingedrungen ist, so sind wir doch immer noch weit entfernt von einer befriedigenden einheitlichen Erfassung des gesamten Gedankenschatzes und der Erkenntnis seiner inneren Einheit.

Bei den verschiedenen Erklärungsarten, welche Goethes Tragödie bis dahin erfuhr und welche uns K. Fischer in einer besonderen Schrift vorführt,[1]) ist man über die Grundidee des Ganzen keineswegs einig geworden. Bald sah man diese, wie Schiller, in der „Synthese des Edlen und des Barbarischen", bald mit Gervinus in der „Vereinigung von Wissen und Leben, Natur und Kunst", oder darin „die Totalität unsers Wesens in reiner Menschlichkeit zu gewinnen", bald wieder sah man, wie z. B. Köstlin in der Faustdichtung „das Evangelium von der Versöhnung des Subjekts mit dem Leben." Den Grundfehler aller dieser philosophischen Erklärungen erkennt K. Fischer darin, „daß sie von einer fertigen Grundidee ausgingen, die man der Dichtung unterlegte und aus der dieselbe entsprungen sein sollte, wie die Fabel aus der Moral, statt diese Grundidee aus der Sage und Dichtung erst zu gewinnen. Man nahm die Dichtung, als ob Goethe seine Faustfabel lediglich erfunden und ihrer Absicht gemäß das Werk nach einem Plan und in einem Guß ausgeführt habe, während doch die Faustsage schon zwei Jahrhundert alt war, als Goethe sie ergriff und Goethe selbst zwei Menschenalter, als er zur Vollendung gelangte. Auf dem Wege solcher Erklärungsart ließ sich also die Aufgabe nicht lösen. Nun beschritt man nach Aufgebung der philosophischen Deutungsversuche den Weg der historischen Erklärungsart. Man untersuchte die Geschichte der Ent-

---

1) Die Erklärungsarten des Goetheschen Faust. Heidelberg 1889.

stehung und Fortbildung des Goetheschen Faust, ging auf die Urform der Faustlitteratur zurück und suchte die Entstehung der Faustsage zu ergründen. Da es sich nun zeigte, daß die Faustbücher Sammelwerke von sehr verschiedener Zusammensetzung sind, so mußten sie in ihre Stücke zerlegt und jedes auf seinen Ursprung geprüft werden. So häufen und teilen sich die historischen Fragen, um sich wieder zu häufen und zu teilen, wobei es natürlich nicht fehlen kann, daß ebensoviele Streitfragen entstehen als Fragen und unsichere Annahmen. Wenn die philosophische Erklärungsart der frühern Zeit, um den untergelegten philosophischen Gedanken zu behaupten, auf die verschiedenen Abwege der allegorischen Deutung gelangte und die Allegoristen die Überlieferung garnicht, oder zu wenig zu Rate zogen und am liebsten alles den vermeintlichen Ideen und Erfindungen des Dichters zuschreiben wollten, so sind viele unserer heutigen historischen Erklärer, wie K. Fischer weiter ausführt, geneigt, den Einfluß der Überlieferung dergestalt zu überspannen, daß sie der Erfindungskraft und den eigenen Ideen des Dichters am liebsten gar nichts übrig lassen möchten. Nach jener Anschauung soll der Dichter womöglich alles ersonnen, nach dieser womöglich alles entlehnt haben. Der Abweg der Allegoristen und überhaupt der philosophischen Erklärer, die sich zu wenig um die Geschichte des Werks kümmern, ist die Deutungssucht; der Abweg der historischen Erklärer, die zu wenig die schöpferische Kraftfülle des Dichters in Rechnung ziehen, ist die Entlehnungssucht. „Wo sich, sagt Fischer nicht mit Unrecht, irgend Ähnlichkeiten mit Legenden und Dichtungen fanden, da gründete man auf diese Ähnlichkeiten gleich genealogischen Zusammenhang und Abstammung. Die philosophischen Erklärer fragten z. B. bei dem Hexeneinmaleins: was bedeuten diese tiefsinnigen Worte? Die Frage war falsch, da die Worte sinnlos sind und sein wollen, denn zum Hexenwesen gehört der Unsinn, der sich mystisch geberdet. Jetzt fragt man: woher hat Goethe diese Worte? Wo stand zu lesen: du mußt verstehn! aus Eins mach Zehn u. s. w. Die Frage ist umsonst, denn das Hexeneinmaleins steht nirgends.

Die philosophische Erklärung der alten Art, heißt es bei K. Fischer weiter, ist abgethan, die historische ist an ihre Stelle getreten, sie hat auch ihr Recht; sobald sie aber auf Abwege gerät, hört sie auf historisch zu sein und verliert ihren Einfluß, da sie ihre Aufgabe verfehlt hat, während diese selbst bleibt. Die Werke des Dichters müssen auf ihre Entstehung untersucht und deshalb nicht bloß mit der fremden Litteratur, die auf ihn eingewirkt hat, sondern auch miteinander verglichen werden, damit die Unterschiede und Stufen ihrer Ausbildung einleuchten.“ — Vor allem aber muß die geschichtliche Anlehnung der Dichtung an die

Zeit des Dichters beleuchtet werden, wie denn die Goethische Werther-, wie seine Faustdichtung niemals vollständig begriffen werden kann, wenn sie nicht in dem Verhältnis erfaßt wird, in welchem sie zur Zeit ihres Ursprungs steht. Aber freilich wird es eine beschränkte Auffassung sein, wollte man dieselbe bloß aus diesen historischen Anlehnungen zu begreifen versuchen, ohne dabei die im persönlichen Erfahrungsleben des Dichters sich abspiegelnde Volksgeschichte, das persönliche Mit- und Nacherleben dieser Volksgeschichte als einen sehr wesentlichen Faktor mit in Rechnung zu ziehen. Im besten Falle würde man dann Goethes Faustdichtung mit Werthers Leiden auf eine Stufe stellen: Goethes Faust wäre dann ein Zeitbild und zwar ein vortreffliches, aber bei weitem noch keine Dichtung ersten Ranges, bei weitem noch kein Volksbild, was doch alle Dichtungen ersten Ranges gewesen sind und in Zukunft sein werden.

Zu der geschichtlichen Erklärungsart kam nun die sprachwissenschaftliche Vergleichung und Beurteilung, die ebenso ihre Berechtigung hat, sofern es sich um die Entwickelungsformen des sprachlichen Ausdrucks handelt. „Es ist, sagt K. Fischer, der heutigen Goetheforschung nachzurühmen, daß sie sich mit der lehrreichen Aufgabe beschäftigt, den Entwickelungsgang der Sprache des Dichters durch ihre verschiedenen Stufen und Formenwechsel hindurch zum Gegenstand eingehender Untersuchnngen zu machen. Die neueste philologische Betrachtungsweise lehrt uns besonders die Art und Weise, wie Goethesche Stellen miteinander verglichen werden sollen, um daraus Schlüsse auf ihre Entstehung zu ziehen.“ Als ihre Abwege nennt Fischer die unkritische und die hyperkritische Behandlung; jene bedeute die Vergleichung auf Kosten der Unterschiede, diese die auf Kosten der Ähnlichkeiten und es stehe zu fürchten, daß auf beiden Wegen der Dichter Zwang erleide. —

Schwerlich aber darf verkannt werden, wie sehr auch die sprachwissenschaftliche Erklärungsart neben der historischen Verständnis und Würdigung des eigentümlichsten Gedichts der Deutschen fördert. Kann sie doch das Resultat liefern, daß die Faustdichtung eine Dichtung von volksgeschichtlicher Bedeutung auch in Bezug auf die Sprache ist und so mit der historischen dazu beitragen, daß wir in ein höheres Stadium der nationalen geistigen Aneignung der Tragödie eintreten, was aber nur dann geschehen wird, wenn wir ihre Bedeutung und Deutung weder zu weit, noch zu eng fassen, nicht zu weit nach dem Vorgang der philosophischen Erklärungsart und nicht zu eng nach den Abwegen der litterarhistorischen und philologischen Art; nicht als Weltbild mit weltumspannendem Plan, wie es keinem Dichter zugemutet werden kann und keiner zu leisten vermag, noch als bloßes Zeitbild, oder als persönliches Lebens-

bild. „Es ist, sagt Schnetger,[1]) so oft ausgesprochen worden, Goethe hat im Faust nur sich selbst darstellen wollen! Freilich stellte er an einigen Stellen sich selbst dar; aber nicht etwa, um eine poetische Selbstbiographie, eine Wahrheit und Dichtung in Versen zu liefern, sondern um den Menschen — vielmehr den Deutschen — zuzurufen: Seht so sind wir. So erinnern allerdings die ersten Szenen an Goethes eigene Studien der Magie, an sein eigenes Flüchten vom Denken zum Gefühl, so erinnert Auerbachs Keller an des Dichters Aufenthalt in Leipzig, Gretchen an seine erste Liebe, Helena an seine Liebe zur Antike und tausend anderes an anderes. Aber was kümmern uns alle diese Erinnerungen bei der Erklärung des Werkes? Warum denn Goethe auf Schritt und Tritt nachschleichen? Zur Aufhellung nützt das ganz und gar nichts und den poetischen Wert des Gedichts kann es auch nicht vermehren. Was würden wir sagen, wenn uns jemand, während wir im Anschauen der Sixtinischen Madonna verloren stehen, solche Sachen von Raphael erzählen wollte, etwa wie er zum Gesichte der heiligen Jungfrau und der Engel zu ihren Füßen gekommen? Das steht recht passend in der Biographie des Meisters, aber vor seinem Werke ausgesprochen wirft es uns aus der Welt, in welche uns die Kunst versetzt, in ärgerlicher Weise herab. Und ebensowenig wie uns Goethe in seinem Faust seine eigene Lebensbeschreibung hat geben wollen, ebensowenig schrieb er das Gedicht nur, um seine Zeit abzumalen, die damalige Gemütslage seiner Zeitgenossen in seiner Weise dichterisch auszusprechen. — Eine Menge von Hindeutungen auf die seiner Zeit ganz besonders eigenen Erscheinungen, Ansichten und Bestrebungen finden sich vor, die für den Dichter und seine Mitwelt gewiß vom höchsten Interesse waren, aber schon für uns das Interesse zum Teil oder auch ganz verloren haben, ja wohl ganz in Vergessenheit geraten sind, so daß solche Stellen, noch dazu da sie der Dichter absichtlich dunkel hielt, sich der Erklärung entweder ganz entziehen, oder uns die Mühe der Entzifferung nicht mehr lohnen. Wenn der Dichter aber solche Stellen aufnahm, so meinte er gewiß, daß sie bedeutungsvoll für alle Zeiten seien." Dergleichen typische Gestalten und Darstellungen bietet die Dichtung ja gar manche. Und wo uns die innere Lebensgeschichte des Dichters selbst ahnungsvoll entgegentritt, da ist es zugleich die der innern Lebensgeschichte seines Volks analoge, welche solche Darstellungen weit über den Wert biographischer Mitteilungen erhöht. Immer ist's das volkspsychologische und volksbiologische Interesse, welches das biographische weit überwiegt. Und wenn in diesem Spiegelbilde des deutschen Geistes gar manche Züge des Welt-

1) Der zweite Teil des Goetheschen Faust erläutert, Jena 1858, S. 2.

und Zeitgeistes, sowie persönliche innere Erfahrung und äußere Erlebnisse sich zeigen, wie denn der Einzelne so wenig wie ein Volk sich aller fremden Einflüsse erwehren kann, so gilt auch hier das Wort: „Denn alles wirkt und deutet mit im Ringe.“ Es werden auch solche Züge mitwirken im Gesamtbild des deutschen Geistes, welches uns in Faust weder als ein geschichtlich pragmatisches, noch als ein allegorisches, sondern als ein volksgeschichtlich typisches entgegentritt. Und so erscheint Faust schon in den alten Volksbüchern und in der Sage.

Wie überhaupt unser Volk in einer Reihe von Sagen, welche ihm seine Geschichte lebendig erhalten, sich selbst schaut, indem es für sein tiefstes Leben, für sein Hoffen, Wünschen, Bangen, Fürchten, für die Licht- wie für die Nachtseiten seines Geistes Gestalten schafft, in denen es sich selbst individualisiert und vergegenwärtigt, so geschieht dies auch in der Faustsage, die der Reformationszeit mit ihrer neuen Aneignung der Seligkeitsgüter sowohl, wie der Neubelebung des klassisch heidnischen Altertums angehört, also einer Zeit, in welcher neben der Darbietung neuer Lebenskräfte zu voller Heilsaneignung auch die Gefahr zum Abfall und zum Rückfall in ein bewußtes Heidentum in besonderer Weise drohend hervortrat, einer Zeit, in welcher neben den Licht- und Lebensmächten auch die Kräfte der Finsternis sich gewaltig regten. Und gerade die Gefahr, diesen Kräften anheim zu fallen, nach aller neuen Heilsentbietung unwiderbringlich anheimzufallen, — diese Gefahr ist es, welche sich das Volk in der Faustsage warnend vor Augen hält, die Gefahr, aus einem Gottgeliebten ein „Gottverhaßter“ zu werden, so wie es Faustus d. h. der Glückliche in Sage und Dichtung wird. Um aber auch die alte, vielfach als „roh“ bezeichnete Faustsage, die dem Dichter doch so viel vermittelte, voll zu würdigen, gilt es die ganze Bedeutung der deutschen Sage überhaupt sich zu vergegenwärtigen.

„Es wird dem Menschen, so sagt J. Grimm in der Vorrede zu den Sagen des deutschen Volks, von heimatswegen ein guter Engel beigegeben, der ihn unter der Gestalt eines Mitwandernden begleitet. Diese wohlthätige Begleitung ist das unerschöpfliche Gut der Märchen, Sagen und Geschichte, welche nebeneinander stehen und uns nacheinander die Vorzeit belebend nahe zu bringen suchen. Jedes hat seinen eigenen Kreis. Das Märchen ist poetischer, die Sage historischer; jenes steht beinahe nur in sich selber fest, in seiner angebornen Blüte und Vollendung; die Sage hat das Besondere, daß sie an etwas Bekanntem und Bewußtem haftet, an einem Ort oder an einem geschichtlichen Namen. Die Märchen sind teils durch ihre äußere Verbreitung, teils durch ihr inneres Wesen dazu bestimmt, den reinen Gedanken einer kindlichen Weltbetrachtung zu fassen; sie nähren unmittelbar wie die

Milch, mild und lieblich, oder wie der Honig, süß und sättigend, ohne irdische Schwere; dahingegen die Sagen schon zu einer stärkeren Speise dienen, eine einfachere, aber desto entschiedenere Farbe tragen und mehr Ernst und Nachdenken bei aller anscheinenden Dürftigkeit und Unbedeutendheit erfordern.

Die Kinder glauben an die Wirklichkeit der Märchen, aber auch das Volk hat noch nicht aufgehört, an seine Sagen zu glauben, und sein Verstand sondert nicht viel darin; sie werden ihm aus den angegebenen (geschichtlichen) Unterlagen genug bewiesen, d. h. das unleugbar nahe und sichtliche Dasein der letzteren überwiegt noch die Zweifel über das damit verknüpfte Wunder. Diese Eingenossenschaft der Sage und der Geschichte ist gerade ihr rechtes Zeichen. Daher auch von dem was wirkliche Geschichte heißt — und einmal hinter einen gewissen Kreis der Gegenwart und des von jedem Geschlecht Durchlebten tritt — dem Volk eigentlich nichts zugebracht werden kann, als was sich ihm auf dem Wege der Sage vermittelt.

Wie unverbrüchlich sehen wir es an seinen eingeerbten und hergebrachten Sagen haften, die ihm in rechter Ferne nachrücken. Niemals können sie ihm langweilig werden, weil sie ihm kein eitles Spiel, das man wieder fahren läßt, sondern eine Notwendigkeit scheinen, die mit ins Haus gehört, sich von selbst versteht, und nicht anders als mit einer gewissen, zu allen rechtschaffenen Dingen nötigen Andacht, bei dem rechten Anlaß zur Sprache kommt. Jene stetige Bewegung und dabei immerfortige Sicherheit der Volkssagen stellt sich, wenn wir es deutlich erwägen, als eine der trostreichsten und erquickendsten Gaben Gottes dar. So verstehen wir das Wesen und die Tugend der deutschen Volkssage, welche Angst und Warnung vor dem Bösen und Freude an dem Guten mit gleichen Händen austeilt. (Und eben dies geschieht auch in Goethes Dichtung, man vergleiche z. B. nur einmal die Darstellung des faustischen Greisenalters mit dem vom Dichter in so bedeutungsvoller Weise daneben gebotenen Bilde jener beiden frommen Alten auf der Düne!) Noch geht sie an Örter uud Stellen, die unsere Geschichte nicht mehr erreichen kann, vielmal aber fließen sie beide zusammen und untereinander; nur daß man zuweilen die an sich untrennbar gewordene Sage, wie in Strömen das aufgenommene grünere Wasser eines anderen Flusses, noch lange zu erkennen vermag.

Überfeine Speisen widerstehen dem Volk, und nur ungenügsam Gebildete suchen die wirkliche Geschichte und das gleich unverletzliche Gut der Sage mit Unwahrheiten zu vermengen, sie zu überfüllen und zu überbieten. Dennoch ist der Reiz der unbeugsamen Wahrheit unendlich stärker und dauernder als alle Gespinste, weil er nirgend Blößen giebt

und die rechte Kühnheit hat. In diesen Volkssagen steckt auch eine so rege Gewalt der Überraschung, an der die überspannteste Kraft der aus sich bloß schöpfenden Einbildung immer zu Schanden wird."

Alle diese eigenartigen Züge der deutschen Volkssage, wie sie der Historiker des deutschen Seelenlebens hier beobachtet hat, finden wir vereinigt wieder in der Faustsage, die unzählige Mal in Prosa und Versen und auch für die Bühne bearbeitet worden ist. Während früher im Mittelpunkt der Zaubersagen der „Zauberer Virgilius" gestanden hatte, fand sich in der Reformationszeit ein neuer Träger für dieselben im Doktor Faust, der zu einer geradezu epischen Gestalt wurde. Daß es einen Johann Faust gegeben habe, der sich als nachtforschender Magus berühmt gemacht, ist ohne allen Zweifel. Er war ein Zeitgenosse Luthers; sein Werk begann der überstudierte Doktor, der zuletzt wie Gott selber alles wissen und alles thun, der „Adlersflügel annahm und alle Gründ am Himmel und Erde erforschen wollte", in Wittenberg, wie Luther. Da aber seine Kraft nicht ausreichte, beschwor er den Teufel und verschrieb ihm seine Seele. Der verschaffte ihm nun alles was er wollte, also daß er auf einem Flügelrosse die ganze Erde umfliegen und alle Länder und Völker besuchen konnte. Auch in die Unterwelt stieg er hinab und empor zu den Sternen und sah, — jedoch nur in der Ferne — das Paradies. Auch alle irdischen Genüsse mußte ihm der dienstbare Teufel verschaffen und damit noch nicht gesättigt, verlangte er auch alles Köstlichste und Schönste der Vergangenheit zu genießen und rief das Urbild aller Schönheit, die sinnberückende Helena aus dem alten Griechenland wieder ins Leben, mit der er ein Kind zeugte, welches alle Dinge weiß. Als aber des Doktors Lebenszeit abgelaufen war, führte ihn der Teufel davon. Er wollte ein absolut freier, von Gott unabhängiger Geist sein und so strebte er auch aus den Schranken der Theologie heraus und warf sich auf die Sternkunde, Chemie und Magie, um alle Geheimnisse der Natur zu entschleiern und über die ganze Natur zu herrschen.

Wie nun überhaupt, so sagten wir oben, unser Volk in einer Reihe von Sagen, die ihm seine Geschichte lebendig erhalten, sich selber schaut, indem es Gestalten schafft oder auch geschichtliche Gestalten umschafft, an welchen es sein tiefstes Leben sich leibhaftig vergegenwärtigt, so geschieht es auch in der Faustsage, die der Reformationszeit mit ihrer neuen Aneignung der Seligkeitsgüter sowohl wie der Kunst- und Sprachschätze des heidnischen klassischen Altertums angehört. Auf der einen Seite erhob sich die wichtigste, zuletzt die einzigste aller Lebensfragen: Wie werde ich meiner Seligkeit gewiß? mit der durch Luther gegebenen Antwort, auf der andern lockte verführerisch ein neues Heidentum in der sogenannten Wiedergeburt der altheidnischen Zeit.

Das sind einige Züge aus dem Charakterbilde des Dr. Faust, wie sie jenes Faustbuch schon im Eingang hervorhebt. Es ist, wie wir sehen, der Abfall eines hochbegabten Geistes vom Glaubensgehorsam zur Schrankenlosigkeit der Hoffart, welche hier zur warnenden Darstellung kommt, — zu jener Hoffart, welche unser Volk einst „der Hölle Königin" nannte. Denn Hoffart war's, wodurch die Engel fielen; sie ist die Königin, welcher aller Abfall von Gott, welcher die ganze Hölle huldigt.

Wohl hat man die Tendenz der Faustbücher vornehm verächtlich die „Abschreckungstheorie" genannt; man wird ihr aber volle Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man bedenkt, welche großartige Bedeutung überhaupt die Stimmen der Völker und also auch diese Volksstimme hat. Ist sie doch die eines warnenden getreuen Eckart, welche sich hier erhebt, indem sie mit der Darstellung des Abfalls vom Licht- und Lebensquell mit all seinen Folgen bis in die finstersten Todesgruben den demütigen Glaubensgehorsam nur um so gewaltiger predigt. Und in diesem Sinne ist auch das biblische Motto, jenes zum Glaubensgehorsam mahnende Wort des Jakobusbriefes gewählt: „Seid Gott unterthänig, widerstehet dem Teufel, so flieht er von euch." Damit schon weist das Faustbuch darauf hin, daß aller Abfall von Gott in der Schrankenlosigkeit ruht, durch welche man sich nach einem Gesetze geistiger Verhaftung in Verbindung mit dem in der Geisterwelt erfolgten Abfall setzt. Das „Seid Gott unterthänig" ist die Grundform für alles geschöpfliche Leben, für die Engelwelt wie für die Menschenwelt und beiden gilt ebenso das voraufgehende Wort: „Gott widerstehet den Hoffärtigen, aber den Demütigen giebt er Gnade." Wo aber in der Menschenwelt jener Abfall vom Gehorsam, von der Freiheit in den gottgegebenen Schranken zur Hoffart erfolgt, da sorgt das Haupt der Geisterwelt schon für die konsequente Ausarbeitung dieses Abfalls bis zur völligen Schrankenlosigkeit, wie es Mephistopheles bei Faust thut.

Es ist der durch den Protestantismus des 16. Jahrhunderts frei gewordene deutsche Geist, der sich hier in der Faustsage gegen die Schranken der wahren realen Freiheit, wie sie Luther in seiner Schrift „Von der Freiheit eines Christenmenschen" bestimmt hatte, in wilder Weise auflehnt, der frei gewordene deutsche Geist, der hier zum wild auftobenden Freigeiste wird, zum Freigeist eines negativen Protestantismus mit vollem Überdruß und schließlichem Ekel an aller Überlieferung, der nichts anerkennen und gelten lassen will, was er nicht selbst erlebt und genossen, erfahren und geschaffen hat und sich in seiner vollen Persönlichkeit dem Ganzen gegenüberstellt im Bruch mit aller Tradition. Es wiederholt sich wie im Leben des Einzelnen, so auch in dem Leben des Volkes die alte Geschichte des Sündenfalls. Es ist der Reiz des Hochmuts, Gott gleich sein zu wollen,

alles nackt und ohne Hülle zu schauen, gleich dem Jüngling im verschleierten Bilde zu Sais, und wie die selbst schamlos nackte Schlange im Paradiese es dem Menschen lockend verhieß: Ihr werdet sein wie Gott und eure Augen werden aufgethan werden. Und eben zur Zeit der Reformation entstand, wie uns die Kulturgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts sattsam zeigt, neben der Reformation ein sich sehr weit ausbreitender krankhafter Reiz, sich dem Christentum zu widersetzen und mit einem gewissen Trotze in das alte Heidentum zurückzukehren — ein krankhafter Reiz, aus dem hellen Licht des kirchlichen Tages, welcher freilich durch die trostlosen Zustände der Geistlichkeit teilweise mit schweren Wolken bedeckt war, in das Dunkel der heidnischen Nacht sich zurückzuziehen, eine Seuche der Erschlaffung, in der man Gottes müde geworden war und den unwiderstehlichen Kitzel fühlte, es auch einmal mit dem Teufel versuchen zu wollen: lauter Abbilder übrigens der geistigen Seuche unserer Zeit, welche kaum in einigen äußeren Erscheinungsformen, nicht im Wesen von jener geistigen Seuche verschieden ist (Vilmar, Kulturgesch. III, 159). Und wie nun die Faustsage und die Faustbücher eben jene allgemein gewordene Sucht nach dem Abfall und nach einem finstern Geheimleben, welche die Gegenstände ihres Strebens und ihres freventlichen Spiels auf jede Art auszuschmücken bemüht ist, für jene Zeit (zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts und das 16. Jahrhundert) darstellen, so geschieht dasselbe in Goethes Faustdichtung für die moderne Zeit. Es ist hier wie dort das neue Menschheitsideal in dem immer schrankenloser werdenden Abfall vom Urquell des Lebens, welches zur Darstellung kommt; — das neue Menschheitsideal mit dem Verlangen, daß der Mensch als Mikrokosmos an allen Sphären des universalen Seins Anteil nehme und die Einheit des Universums an sich selbst darstelle, ein Verlangen und Streben, bei welchem die Seele ihren eigenen Halt verliert. So war es ja auch bei Faust, der, wie die Sage sagt, „Adlers Flügel an sich nahm, um alle Gründ am Himmel und auf Erden zu erforschen.“ Es ist eben das Ideal der entfesselten schrankenlosen Persönlichkeit.

Einen Baum des Lebens und einen Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen schauen wir auch im deutschen Heimatkreise zur Zeit der Reformation, jenen in dem durch Luther seinem Volke dargebotenen Evangelium von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott mit der Gewißheit der ewigen Seligkeit, den Baum des Lebens mit den Kräften der Wiedergeburt und ihm gegenüber den Baum der Giftblüten und Todesfrüchte in jener Renaissance eines gottentfremdeten klassischen Heidentums und Pseudo-Humanismus. Ob man wieder ein wahrer echter Mensch werden wolle nach dem Bilde Gottes, wie es in den

ersten Menschen andeutend eingesenkt und dann in der Fülle der Zeiten in Christo, dem Schönsten der Menschenkinder, erschienen war, oder aber ein Mensch nach dem Bilde des gottentfremdeten klassischen Heidentums und eines das Gottesbild verzerrenden Pseudo-Humanismus, ein Mensch in den Schranken realer göttlicher Freiheit, oder ein Mensch des Abfalls von ihr zur Schrankenlosigkeit aller Augenlust, Fleischeslust und Hoffart — darum handelte es sich für unser Volk in der Reformationszeit, als Gott uns jenen Baum zur Stärkung des göttlichen Lebens und diesen zur Erweckung eines dunkelmächtigen Reizes zum Abfall darbot und als auch für unser Volk jene paradiesische Doppelpflicht wiederkehrte, den Garten Gottes einerseits zu bauen, zu bearbeiten und anderseits ihn vor feindlichen Gewalten zu schützen und zu bewahren. Da wiederholte sich die alte und immer neue Tragödie des Abfalls. Statt dem Genusse von den Todesfrüchten jenes Baumes zu entsagen und im Bewahren der neu empfangenen Lebensgüter frei zu bleiben in Christo, in welchem alle Schätze der Weisheit und der Erkenntnis verborgen sind, suchte man in großen Kreisen ein vermeintlich höheres Glück, eine höhere Gottähnlichkeit in einer Erkenntnis, die alles begreifen, alles betasten, alles Verhüllte enthüllen und nackt schauen wollte. Nach der neu lockenden Verheißung des Eritis sicut Deus hielt man ohne alle Schamhaftigkeit alles dreiste Erforschen und Zugreifen sich erlaubt, wollte man auch das Böse kosten und in das eigne Selbst hineinziehen. Eben dies Allesgenießenwollen des aller Fesseln sich entschlagenden, nur auf sich gestellten, wild auftobenden deutschen Feuergeistes, der nun zum schrankenlosen Freigeist wurde, — das ist es, was uns die Faustsage darstellt. Es ist die alte Tragödie vom Essen vom Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen nach der Lockung: „Dann werden eure Augen aufgethan werden und ihr werdet sein wie Gott" — um zuletzt mit entsetzlichem Grauen vor sich selbst sich selbst zu zerstören.

Und bei dieser Darstellung verfährt „die gemeine und große deutsche Sage vom Abfall von Gott," diese Sage, die recht eigentlich der Reformationszeit angehört, wie es nicht anders sein kann, so, daß sie sich in Gegensatz und zwar in voll bewußten Gegensatz zur Reformation selbst setzt.

Nachdem dem deutschen Geiste durch Luther, welchen auch ein Döllinger „den wahrhaftigen Typus deutschen Wesens" nennt, mit dem Evangelium die wahre Freiheit in den Schranken d. h. die Freiheit mit der Gebundenheit an Christi Person, Christi Werk und Wort dargeboten war, bietet nun „die gemeine große Sage vom Abfall" in Faust den unverkennbaren Antitypus. Mit Recht nennt K. Fischer die Faustsage darum die antilutherisch geprägte. Die Faust-

bücher, sagt er,[1]) entstehen, nachdem das Luthertum in der Konkordienformel seine engste und ausschließende Richtung ausgeprägt hat. Mit unverkennbarer Absicht wird der vom Wissens- und Weltdurst erfüllte, vom Bibelglauben und Luthertum abgefallene Faust als das Gegenbild des Reformators geschildert und mit allen Zügen ausgestattet, die dem lutherischen Glauben verhaßt und antilutherisch geprägt sind. Wo das lutherische Volk die schlimmsten Feinde des Christentums, der Reformation und des Glaubens zu sehen gewohnt ist, da lassen die Volksbücher den abtrünnigen Magus seinen vergnüglichsten Aufenthalt finden: im Vatikan zu Rom, in den Palästen des Sultans, am Hofe Karls V zu Innsbruck, bei dem calvinistisch gesinnten Grafen von Anhalt. Im Vatikan freut er sich, seinesgleichen zu sehen, in Konstantinopel spielt er den Propheten Mohammed und kleidet sich in die Gewänder des Papstes, in Innsbruck huldigt er dem Sieger von Mühlberg und beschwört dem römisch-katholischen Weltbeherrscher den griechisch-heidnischen Welteroberer.

In demselben Jahre, wo Luther in Worms erscheint, dann auf der Wartburg das Werk der Bibelübersetzung unternimmt, dem Teufel widersteht und das Tintenfaß nach ihm schleudert, schließt Faust seinen Bund mit dem Satan und verschreibt ihm die Seele mit seinem Blut. Dieser Gegensatz wird in einem der Volksbücher so ausdrücklich hervorgehoben und zur Schau gestellt, daß man die geflissentliche Erfindung sofort erkennt und auch sieht, wie der Verfasser die Chronologie seiner Faustgeschichte aus jener Entgegensetzung herleitet.

In demselben Jahre, wo Luther seinen frommen Hausstand gründet, beginnt Faust mit dem Teufel seine zuchtlose Weltfart. Er muß dem Teufel die Ehe abschwören, ein eheloses wollüstiges Leben führen und statt der Maid, die er heiraten will, sich mit dem Gespenst des heillosen heidnischen Weibes vermählen.

Am weißen Sonntage, dem Sonntage vor Ostern, beschwört er bei einem Studentenbankett die griechische Helena, die ihm und seinen Gästen die Sinne berückt. Während die gläubige Welt sich zum Auferstehungsfest Christi vorbereitet, läßt Faust die Helena auferstehen!"

Der Ort, wo Faust die homerischen Helden vor den Studenten wieder erstehen läßt und der eine Hauptrolle im Leben Fausts spielt, ist bezeichnend genug Erfurt, denn diese Universität war der Mittelpunkt, in welchem die Renaissance kultiviert wurde, wo im Wendepunkt des 15. und 16. Jahrhunderts Crotus Rubianus und Eobanus Hessus als Häupter der deutschen Humanisten hervorragten. Die Seele dieses

1) Erklärungsarten des Goetheschen Faust, Heidelberg 1889, S. 81 flg.

Bundes aber war Mutianus Rufus, Kanonikus in Gotha, der durch seine Briefe und als vielbesuchter Gastgeber auf seine Geistesverwandten einwirkte. Der Verehrung des klassischen Altertums ging auch hier wie in Italien der Spott und Witz über christliche Kultur und christliche Sitte zur Seite. Nannte doch Crotus Rubianus die Messe eine Komödie, die Reliquien Knochen vom Rabenstein, den Horagesang ein Hundegeheul. Und Mutianus verspottete nicht nur die Fasten, das Mönchtum, die Ohrenbeichte und die Seelmessen, sondern ging auch bis zur Auflösung des positiven Christentums über. In einem Briefe an einen Freund schreibt er: „Es ist nur Ein Gott und Eine Göttin: aber es sind viele Gestalten und viele Namen: Jupiter, Sol, Apollo, Moses, Proserpina, Tellus, Maria, aber hüte dich das auszubreiten, man muß es in Schweigen hüllen wie eleusinische Mysterien." Aus dem Alkoran holte er sich seine Heilslehre. „Man liest, sagt er, im Alkoran, wer den Einen Gott anbetend ehrbar lebt, er sei Jude, Christ, Sarazene, erlangt Erbarmen und Heil von Gott. Durch ehrbaren Lebenswandel, nicht durch das Anziehen eines neuen Kleides wird Gott versöhnt." Seine Polemik wendet er besonders auch gegen die heilige Schrift: „Apulegus, Apollonius und Äsopus reden in Fabeln, so auch die jüdische Schrift." Das Wunder des Propheten Jonas löst er mit der Auskunft, der Wallfisch sei ein Badehaus mit dem Bild desselben auf dem Aushängeschild und der Kürbis ein Badehut gewesen. Dabei herrschte in diesen Kreisen die laxeste Moral. Als Mutianus hörte, daß sein humanistischer Freund Herbord von der Marthen sich verheiraten wolle, schrieb er ihm: „Hüte dich vor der Ehe, sei mit dem außerehelichen Beischlaf zufrieden." Über die Sünde seiner Freunde gegen das 6. Gebot pflegte er zu scherzen, war dagegen immer sehr mißvergnügt, wenn sich einer von ihnen in die Ehe begab. Zu dem Bilde eines „wahren Weisen," wie sie ihr Ideal nannten, gehörte es, daß derselbe im Genuß der Frauenliebe nicht bedenklich sei, aber sich durch dieselbe zu keiner dauernden Verpflichtung fortreißen lasse. Die Freuden der Venus, schreibt Mutianus in einem Brief an Urbanus, sollten in der Beichte verschwiegen werden. In dieser Weise ergab man sich der Venus vulgivaga und pflegte daneben den Kosmopolitismus im Gegensatz zu Luther, der ein Deutscher war und sein wollte, während in den Kreisen der Humanisten neben solchem Kosmopolitismus nur eine theoretische Liebe zum Vaterlande waltete.

Solche humanistische Gesinnungen und Bestrebungen waren es, denen gegenüber die Faustbücher mit ihrem antilutherischen Gepräge entstanden. Sie gehören mit zu ihrem geistigen Nähr- und Mutterboden, wie sie überhaupt einen nicht zu unterschätzenden Beitrag zur Erkenntnis der signaturea temporis bieten.

„Selbst der typische Doktortitel des Faust klingt antitypisch: der Doktor Faust gegen den Doktor Luther! Um uns diesen Kontrast dicht vor die Augen zu rücken, lassen die Volksbücher ihren Faust in Wittenberg nicht bloß studieren oder vorübergehend sich aufhalten, sondern als Bürger und Universitätslehrer angesessen sein, unbekümmert, ob eine solche Thatsache je stattgefunden hat oder stattfinden konnte. So ist Faust der antilutherische Magus. Seit dem Jahrhundert der Reformation hat es keine religiöse Volksbewegung gegeben, die sich mit der lutherischen vergleichen ließe. Daher ist auch keine Magussage aufgetreten, die an religionsgeschichtlicher und volkstümlicher Bedeutung mit der Faustsage wetteifern könnte." (K. Fischer a. a. O.)

Die gemeine große deutsche Sage von Dr. Faust hat also gerade in ihrer Tendenz, den Glauben der lutherischen Kirche in seiner ganzen volksrettenden Bedeutung erscheinen zu lassen, das schärfste antilutherische Gepräge. Ihre religions- und volkstümliche Bedeutung aber wird voll erkannt werden, wenn wir auf die Zeit der Entstehung der ersten Faustbücher näher eingehen. Die Faustbücher, sagt K. Fischer mit Recht, entstehen, nachdem das Luthertum in der Konkordienformel seine engste und ausschließende Richtung ausgeprägt hat.

Aber es ist nicht nur die im Jahre 1577 zum Abschluß gekommene Konkordienformel, welche die gemessene Bestimmung hat, die lutherische Kirche vor Irrlehren von außen und innen zu schützen, sondern es ist die im Konkordienbuche enthaltene Sammlung der bisher vereinzelten Bekenntnisse mit Einschluß der Konkordienformel, es ist insgesamt das in Sicherheit gebrachte Seligkeitsgut, das unversehrt auch den Nachkommen überliefert werden soll, was der Sammlung der Faustsagen in jenem Faustbuch gegenüber erwogen sein will. Ließ doch Kurfürst August die Konkordienformel des Jahres 1577 in Verbindung mit den bisherigen Bekenntnissen der lutherischen Kirche zum 50jährigen Jubiläum der Augsburgischen Konfession am 25. Juni 1580 im Druck zu Dresden erscheinen und gab dieser Sammlung den Namen Konkordienbuch.[1])

Wenn nun nach dieser zu einem Ganzen vereinigten Sammlung der lutherischen Bekenntnisse im Jahre 1580 die Sammlung der einzelnen Gebilde der gemeinen großen deutschen Sage von Dr. Faust in jenem ältesten uns bekannten Faustbuche erscheint, so stehen, wie wir schon an einem andern Orte[2]) zeigten, diese beiden Sammlungen in einem bedeutungsvollen innern Zusammenhange, sofern sie zwei

---

1) Vergl. die Ausg. von J. T. Müller, sowie die von Hase: Concordia, Pia et unanimi consensu repetita Confessio Fidei et Doctrinae.

2) Vergl. meine Vorrede zu „Faust und Parcival" XI. Güters1. 1896.

ihre letzten, in der Konkordienformel gezogenen Konsequenzen, dort die absolute Verneinung der Offenbarung und aller auf sie gegründeten kirchlichen Bekenntnisse bis in die letzten Konsequenzen einer zerstörerischen Ethik der Autonomie des Abfalls. Dort das einmütige Bekenntnis der edelsten, seligsten Gemeinschaft, der auf dem Felsengrunde ewiger göttlicher Wahrheit stehenden Kirche, welche alle die in schweren Kämpfen erworbenen Seligkeitsgüter gleichsam unter Dach und Fach bringt, um sie auch den folgenden Geschlechtern zu bewahren: hier, solchem positiven Protestantismus gegenüber der negative Protestantismus mit seinem eigenwilligen Sichlostrennen von solcher kirchlichen Gemeinschaft in einem Abfall vom kirchlichen Bekenntnisse, der mit zentrifugaler Macht zu einer stets größern Schrankenlosigkeit und schließlich zum Nihilismus treibt.

Indem aber das deutsche Volk Faust zum Träger eines solchen Abfalls von der Offenbarung und vom Glauben der lutherischen Kirche macht, hält es solchen verhängnisvollen Abfall mit allen Konsequenzen eines negativen, zerstörerischen, in Gottes Wort nicht mehr gebundenen schrankenlosen Protestantismus an jener Nachtgestalt sich selber warnend vor Augen und sorgt somit auch an seinem Teile dafür, daß ihm und den folgenden Geschlechtern der lutherische Glaube und die lutherische Kirche mit ihren Seligkeitsgütern erhalten bleibe. Was aus unserm Volk wird, wenn es wie Faust von der ewigen Wahrheit und dem kirchlichen Bekenntnisse abfällt, wenn es wie Faust vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen ißt, das zu zeigen ist die Tendenz der großen allgemeinen deutschen Sage und des ihre Gebilde einheitlich gestaltenden ältesten Faustbuchs, eine Tendenz, welche Kuno Fischer mit Recht kurzweg die lutherische nennt. Diese lutherische Tendenz gerade in der antilutherischen Prägung der Faustsagen und der Faustbücher tritt oft genug hervor; man erwäge nur, wie Mephistopheles[1]) ihm vor allen verbietet den Psalter Davids, das Evangelium Johannis und den „Schwätzer Paulus" zu lesen, also gerade diejenigen biblischen Schriften, welche sozusagen die Brunnenstuben der Lebensströme des lutherischen Glaubens sind, die Kleinodien, die zu rühmen Luther nie müde wird. Bedenkt man, wie eben in diesen biblischen Büchern gleichsam die Konsummation des Evangeliums und des trostreichen lutherischen Glaubens liegt und wie seit der Apostelzeit niemand so wie Luther die gerade in den Paulinischen Schriften behandelte Lehre von der Rechtfertigung eines armen Sünders vor Gott erlebte und zum Nacherleben der Christenheit darbot, so verstehen wir jene antilutherisch geprägte Warnung im Munde

1) Der Name soll aus dem griechischen μή = nicht, φῶς = Licht und φίλος = Freund gebildet sein, sodaß er den bedeute, der das Licht nicht liebt, den Lichtscheuen.

des Teufels vollends als eine der ganzen Tendenz der Faustsage und der Faustbücher entsprechende eindringliche Mahnung an unser Volk, sich vor allem aus den Lebensströmen des Psalters, des Evangeliums St. Johannis und der Briefe St. Pauli die Kräfte der himmlischen Welt und ewiger Jugend zu holen.

Und wer die Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts genauer kennt, der weiß auch, wie gerade im Reformationszeitalter und mit der Reformation Kräfte frei wurden, die, weit entfernt am Aufbau mitarbeiten zu wollen, es vielmehr auf Zerstörung gerade ebenso abgesehen hatten, wie schon im Paradiese die Schlange mit ihrer Lockung vom Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen es eben auf Zerstörung des göttlichen Lebens absah. Man muß vor allem die Kulturgeschichte jener Zeit sich vergegenwärtigen, um den Nähr- und Mutterboden zu erkennen, aus dem die Faustsage und die Faustbücher mit ihrer lutherischen Tendenz bei antilutherischer Prägung erwuchsen, um das ganze Problem zu verstehen. Es ist eben das Problem des Abfalls eines in den Schranken häuslich frommer Sitte erwachsenen, von den Kräften des Evangeliums genährten „hochtragenden herrlichen Geistes," der, weil er „mehr wissen wollte als in der heiligen Schrift steht," zum unsinnigen hoffärtigen Geiste ward, „alle elementa spekulieren wollte und Adlersflügel an sich nahm, um alle Gründe von Himmel und Erde zu erforschen" und weil er das selbst nicht vermochte, sich dem Teufel ergab, Gott und allem himmlischen Heer absagte, allen christgläubigen Menschen feind wurde, das Wort Gottes und die Sakramente nicht gebrauchte, den Ehestand haßte und alle Gebiete der Augenlust, Fleischeslust und Hoffart an der Hand des Teufels schrankenlos durchkostete, bis ihm der Teufel den Hals brach und mit seiner Seele zur Hölle fuhr. Dies in Anlehnung an die Faustbücher selbst fast wörtlich wiedergegebene Problem aber ist kurz gesagt: der Abfall eines hochbegabten Geistes vom Urquell des Lebens, vom Gehorsam gegen Gott und das Wort Gottes zur Autonomie und damit zu einer sich stets steigernden Schrankenlosigkeit. Es ist der Abfall gerade des reichbegabten deutschen Geistes, der in Faust nicht etwa allegorisiert, sondern personifiziert, also persönlich, leibhaftig, urbildlich gestaltet erscheint.

Gilt für alle Lebensgebiete jenes vom ältesten Faustbuch so nachdrücklich wiederholte Wort „Seid Gott unterthänig" als Grundlage für alle echte evangelische Erkenntnis und evangelische Kultur, daß sie in den Schranken der realen, von Luther so klar und fest bestimmten „Freiheit eines Christenmenschen" arbeite, so muß auch der Abfall vom Urquell alles Heils, also der Ungehorsam, die Autonomie, die Schrankenlosigkeit, in der man dem Lügner von Anfang mit seiner Lockung des Eritis sicut Deus unterthan wird, eben auf allen den verschiedenen

Wegen und Lebensgebieten zur Darstellung kommen, so wie es in der Faustsage und in den Faustbüchern im Rahmen des 16. Jahrhunderts und in der Goetheschen Faustdichtung im Rahmen der modernen Zeit geschieht.

Gerade in der Goetheschen Dichtung erfüllt sich jenes Wort J. Grimms, nach welchem die Sagen dem Volk in rechter Ferne nachrücken. Es gilt dies aber besonders von denjenigen Sagen, welche „eine starke geistige Speise bieten, eine einfache, aber entschiedene Farbe tragen und bei aller anscheinenden Dürftigkeit und Unbedeutendheit viel Ernst und Nachdenken erfordern." Eine solche Sage aber, die unserm Volke nicht nur, sondern auch Goethe stets in rechter Ferne nachrückte, die auch ihm eine starke geistige Speise bot und sein Nachdenken voll in Anspruch nahm, ist vor allen andern die große gemeine deutsche Faustsage. Goethe, der, wie v. Loeper einmal sagt, immer die Hand am Pulse des Lebens seines Volks hielt, trotz des oft erhobenen Vorwurfs, daß er kein Freund des Volks sei, ein Vorwurf, gegen welchen er sich in seinen Gesprächen mit Eckermann[1]) verteidigte und der schon durch Dichtungen wie Götz, Hans Sachs, Hermann und Dorothea, Reineke Vos völlig entkräftet wird, zeigt sich vollends in seiner Faustdichtung als solchen vor allem darin, daß er vertraut mit der Geschichte des deutschen Geistes, diese in sich selbst erlebt und der Nation die bedeutendste ihrer Sagen, die auch ihm stets in rechter Ferne nachrückte und nach seinem eigenen Wort fortwährend in ihm „summte," mit völliger und tiefster Erfassung ihrer Tendenz weiterdichtete und ihr alle Konsequenzen des Abfalls eines zerstörerischen, schrankenlos negativen Protestantismus an Faust, dem reichbegabten Vertreter desselben, bis in die neueste Zeit entfaltete.

Wie Goethe auch sonst über solchen negativen Protestantismus und über jene in der Reformation frei gewordenen Kräfte dachte, die weit entfernt am Aufbau mitarbeiten zu wollen, es vielmehr auf Zerstörung abgesehen hatten, entnehmen wir z. B. aus einem Gespräche mit Falk (S. 82), wo er sich so scharf gegen „die so verderblich politisch-philosophische und religiöse Aufklärung" äußert; „noch lasse sich das Ende von jenen unerfreulichen Geistesverwirrungen nicht ab- und voraussehen, die bei uns seit der Reformation entstanden sind." Allen solchen liberalen destruktiven Bestrebungen stand er im tiefsten Grunde seines Wesens abhold und feindlich gegenüber.

Wird demnach nicht nur die Voraussetzung der alten Faustsage, die zeitlebens in ihm summte, sondern vor allem das Verständnis

1) V, 175 flg. im April 1825.

der Tendenz dieser bedeutendsten deutschen Sage ihm zugestanden, wie sie einem wahren Dichter zugestanden werden muß, so wird mit dem Problem der Sage selbst zugleich auch für die Dichtung eben dasselbe Problem als dichterischer Keim gegeben, der sich nun aufs reichste in der Fausttragödie und damit im Nachrücken der Faustsage auswachsen sollte.

Indem Goethe sich jenes Sagenstoffes bemächtigte, konnte er unmöglich den eigentlichen Sagenkern aufgeben, den wir eben in der schweren Schuld des Abfalls eines hochtragenden Geistes von seinem Urquell, von der Unterthänigkeit gegen Gott, von der Kirche mit ihrem Bekenntnis und ihren Seligkeitsgütern bis zu einem schrankenlosen Rückfall in ein bewußtes Heidentum erkannten.

Und Goethe hat diesen Kern, der, wie wir sahen, so unverkennbar anti-lutherisch und anti-evangelisch geprägten gemeinen deutschen Sage nicht nur nicht aufgegeben, sondern hat diesen Sagenkern des Abfalls eines immer schrankenloser werdenden hochtragenden Adlergeistes und seines Rückfalls in ein modernes Heidentum weiter gedichtet und ausgestaltet und zwar, jener schweren Schuld entsprechend, auf Grund der schon so tragisch verlaufenden Sage ausgestaltet zu einem Trauerspiel, zu einer Tragödie, wie er selbst sein Drama nennt und so auch nur nennen konnte.

So ruht also auf der Sage des Abfalls das Trauerspiel des Abfalls, das in nuce in jener schon enthalten war, nur daß der Dichter hier, nach zwei Jahrhunderten rückwärts wie vorwärts schauend, das in der Geschichte des 16. Jahrhunderts keimartig schon Präformierte ausgestaltet und das in der Geschichte des 18. und 19. Jahrhunderts keimartig Vorhandene in seiner weitern Entfaltung, also den Abfall seiner Zeit in allen späteren mit innerer Notwendigkeit erfolgenden Giftblüten und Sodomsäpfeln mit Seherblick schaut.

Hier wie dort entfernt sich jene dunkle Nachtgestalt der deutschen Volkssage, in welcher das Volk den Abfall sich selber warnend vorhielt, in der es also sich selbst abbildlich schaute und darstellte, immer weiter vom Urquell aller Wahrheit, von des Lebens Urquell, wie er in Gott ruht und von „des Lebens Bächen," wie sie in Wort und Sakrament fließen, jenen Lebensbächen, nach welchen der deutsche Geist sich so lange mit heißem Durst gesehnt hatte und die unser Volk endlich so voll umrauschten, als die Wittenberger Nachtigall das schönste aller Volks- und Kirchenlieder sang: „Nun freut euch, liebe Christen gemein," — so daß eben der Abfall, das Abziehen und Abgezogenwerden des deutschen Geistes von dem eben wieder geöffneten Urquell alles Lebens als das eigentliche Thema der Faustsage wie der Goetheschen Faustdichtung erscheint.

Und gerade das Abziehen dieses Geistes von seinem Urquell wird V. 324 ausdrücklich als Motiv, als das die gesamte nun beginnende, durch die Welt bis zur Hölle verlaufende Handlung Bedingende genannt. Also das Abziehen und das Abgezogenwerden dieses Geistes von seinem Urquell in allen seinen einzelnen Stufen und Folgen wird die eigentliche Handlung der Tragödie ausmachen. Der, welcher den Menschen von seinem Urquell abzieht, ist hier wie dort der Teufel, dem er sich ergiebt, sodaß immer die Schuld auf Seiten des Menschen bleibt. Er aber führt in jene drei Kreise der Fleischeslust, Augenlust und Hoffart, wie es uns nicht nur die heilige Schrift, sondern auch die Faustsage und Goethes Faustdichtung darstellen. Es sind aber diese drei Kreise hier wie dort nicht etwa als sich ausschließende, sondern wie es dem wirklichen Leben entspricht, als konzentrische Kreise dargestellt, wie denn z. B. mit der Besudelung des Leibes auch die des Geistes Hand in Hand geht und alle fleischliche Gier ohne die des Geistes nicht gedacht werden kann. Die Sünden der Augenlust reichen in das Gebiet der Fleischeslust und beide in das des Hochmuts. So führt Abgötterei zur Hurerei und umgekehrt. Diese drei Sündenkreise sind nun gleichsam die Operationsbasis für den Teufel in der Faustsage, wie in der Dichtung.

Es ist also die zuchtlose Weltfart eines von Gott abgefallenen hochtragenden Adlergeistes an der Hand des Teufels durch die kleine und große Welt der Fleischeslust, Augenlust und Hoffart, welche hier wie dort zur plastischen Darstellung kommt, einer Weltfart, auf welcher sich der Abfall vom Urquell stetig mehr vollendet.

Erst mit diesem Problem der zentrifugalen Ausarbeitung des Abfalls (von Gott, von der Offenbarung, von der Kirche und ihrem Bekenntnisse) zur Schrankenlosigkeit auf allen Gebieten des Lebens erhält wie die Faustsage so die Faustdichtung ihre innere Einheit. Es ist dies Problem, wie es ein mit innerer Notwendigkeit sich ergebendes ist, zugleich das Einheitsband, das alle Teile auch der vielgestaltigen Faustdichtung umschlingt. Von diesem Grundgedanken, wie er in der Tragödie selbst V. 324 erscheint, eröffnen sich dann die großartigsten Durch- und Fernblicke, wie in das Trauerspiel der Dichtung, so in das des wirklichen Lebens. Gilt für alle Lebensgebiete jenes in den Faustbüchern so betonte Wort: „Seid Gott unterthänig!“ so muß auch der Abfall von dieser Unterthänigkeit zur Schrankenlosigkeit auf allen Gebieten zur Darstellung kommen.

Deshalb ist es nicht etwa willkürlich, sondern durch die ganze Tendenz der Tragödie gefordert, daß der Dichter uns gerade an die Stätten des Abfalls und der Schrankenlosigkeit, wie anderseits im Gegensatze dazu an die des demütigen Gehorsams, der Schranken

und der Beschränkung führt, wobei es nicht übersehen werden kann, daß die Goethesche Faustdichtung — bewußt oder unbewußt — thatsächlich ebenso antilutherisch geprägt ist wie die Faustsage, auf der sie ruht; antilutherisch geprägt allerdings nicht nur nach dem Bilde der Reformationszeit, sondern noch weit mehr nach dem Bilde der modernen Zeit mit ihrer den Abfall des 16. Jahrhunderts noch überbietenden Schrankenlosigkeit, so daß über dem eigentlichen Mutterboden jener Zeit der Nährboden der folgenden Jahrhunderte bis in unsere Zeit hinein sich lagert. Denn „auch die der Goetheschen Zeit weit voraufeilenden Kulturtendenzen kommen zur überraschenden Darstellung" (v. Löper).

Wohl war auch Goethe wie jedem echten Dichter das munus jener vorschauenden Erkenntnis eingeboren, aber unvermittelt trat es auch bei ihm nicht hervor. Wie viel und wie viel mehr als davon in dem Bewußtsein des Dichters lebt, vermittelt ihm eben ganz unbewußt schon die — Geburt! In unseren Volksdichtern aber ist ja gerade eben dies zu bewundern, daß und wie ihres Geschlechts, ihres Stammes, ihres Volkes Eigenart zur persönlichen Eigenart wird, also daß in ihrer Seele alle Schwingungen der Volksseele erklingen. Und wenn Goethe selbst in der Zueignung zu seiner Faustdichtung (V. 28) sagt: „Mein Lied ertönt der Äolsharfe gleich," so hat dies Wort, wie wir sahen, auch in dieser Beziehung volle Wahrheit. Das eben macht den Faust zum eigentümlichsten Gedicht der Deutschen, daß es die Biologie des germanischen Geistes, nicht etwa nur die eines geschichtlich abgegrenzten Zeitraumes, sondern ein überraschend wahres, oft überwältigendes Spiegelbild des germanischen Geistes und der germanischen Volksseele für alle Zeiten bietet. Und wurde diese Dichtung in ihrer für die gesamte Volksgeschichte vom Dichter selbst ungeahnten und ihm selbst unbewußten großen Bedeutung und Tragweite geschaffen, so benimmt dies seinem Werke so wenig etwas, daß es dann vielmehr erst recht als das erscheinen muß, was es ist, als eine Biologie des deutschen Geistes ohne gleichen auf Grund der alten Faustsage, die bekanntlich dem Dichter selbst durch sein ganzes Leben ebenso in rechter Ferne nachrückte, wie sie unserm Volke nachrückte und bis in die fernsten Zeiten nachrücken wird.

Wie viel ihm die Faustsage für seine Dichtung bewußt und wie viel mehr noch sie ihm unbewußt vermittelte — wer wollte das ergründen? Kommen doch gerade die tiefsten Blicke in solche Sagen überhaupt zunächst unbewußt und auf einmal; dann aber wird die erste Totalidee von außen und von innen her allmählich heller, und indem sie heller wird, lernt der Dichter, in welchem der Volksgeist pulsiert, nicht allein seinen Gegenstand, sondern an ihm vor allem sein eigenes Selbst ebenso wie das seines Volkes klarer erkennen, also daß sich in der Sagengestalt

die eigene Persönlichkeit wie die Volkspersönlichkeit leibhaftig darstellt, wie sich uns diese Beobachtung wohl bei keiner Sage so wie bei der Faustsage und der Goetheschen Faustdichtung aufdrängt.

Das aber, was die Faustsage dem Dichter thatsächlich vermittelte, ist vor allem ihre antibiblische, antievangelische und antilutherische Prägung, jene Prägung, ohne die sie selbst gar nicht mehr gedacht werden kann, weil sie zu ihrem Wesen gehört, ihr von Haus aus eigen ist. Es ist, wie schon Göschel (S. 147) sagt, „nicht zu verkennen, daß in Goethes Tragödie die Grundzüge der Volkssage unverfälscht und unverwischt erhalten und dennoch die neuesten Ergebnisse der Zeit damit verwebt worden sind. Der Stoff der alten Sage ist, seiner Mannigfaltigkeit unbeschadet, bis auf die neueste Zeit erweitert worden. So scheint auch der Geist der alten Volkssage in seiner ursprünglichen Einfalt, aber verklärt und verständigt, von neuem geboren und in dieser Wiedergeburt zu sich selbst gekommen zu sein.“ So gottlos, so antievangelisch und antilutherisch die Sage aussieht, so sehr will sie gerade, wie schon das Motto der Faustbücher zeigt, zur Unterthänigkeit unter Gott, zum evangelischen Glaubensgehorsam und zu der durch Luther der Welt wieder dargebotenen Lehre von der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt und zu der Freiheit eines Christenmenschen unser Volk rufen, das Volk, von welchem ganz dasselbe gilt, was der Dichter von Faust (1856—57) sagt:

Ihm hat das Schicksal einen Geist gegeben,<br>
Der ungebändigt immer vorwärts dringt,

jenen hochtragenden Geist, der Adlersflügel an sich nimmt, um Himmel und Erde zu spekulieren. Dies Vorwärtsdringen — es ist seine starke wie seine schwache Seite. In der Unterthänigkeit unter Gott, im Glaubensgehorsam wirkt dieser Geist wie in Luther volkserhaltend, im vermessenen schrankenlosen Hinausstürmen über die Schranke, also im Ungehorsam gegen das Wort Gottes, in der Autonomie dagegen volkszerstörend, denn Ungehorsam, sagt die heilige Schrift und predigt uns ebenso die Faustdichtung, ist Zaubereisünde; sie führt zur Schrankenlosigkeit und zwar zu der Schrankenlosigkeit der Erkenntnis in der Magie, wie zu der des Genusses auf einer zuchtlosen Weltfart der Augenlust, Fleischeslust und Hoffart und treibt somit in die Banden des Teufels. Das ist der Grundgedanke wie der Volkssage, so auch der Goetheschen Tragödie und zwar in Übereinstimmung mit der Wirklichkeit des Lebens im Trauerspiel des von seinem Urquell abgefallenen modernen deutschen Geistes, der nach der Schrankenlosigkeit der Erkenntnis, von allem Wissen übersättigt, die zuchtlose Weltfart des Genusses antrat.

(Schluß folgt.)

# Zur Heimat Hagens.

Von Karl Wehrmann in Kreuznach.

Zu dem Aufsatze: „Kleine Irrungen in der Litteratur zum Nibelungenliede, bis zu ihren Quellen verfolgt" von H. Kamp möchte ich hier eine Bemerkung machen. In dem 2. Abschnitt: Kirchberg oder Kirchheim? wird die Heimat des Helden Hagen nach Kirchheim, welches dem alten „Thronie" entspreche, verlegt. Die Heimat Hagens soll nach jenem Aufsatz das Elsaß sein. Wie man überhaupt dazu kommt, das Elsaß als Heimat anzusetzen, ist nicht zu ersehen; Lachmann scheint der erste zu sein, welcher diese Behauptung aufgestellt hat, indem er sagte: „Unsere Dichter verstanden Tronia oder Kirchberg im elsässischen Nordgau." Aber wie kommt denn Lachmann zu seiner Vermutung?

Ich möchte hier nur für diejenigen, welche in diesen Forschungen bewanderter sind als ich, eine Ansicht mitteilen, die in weiteren Kreisen noch nicht bekannt zu sein scheint. Auf dem Hunsrück, diesem unbekanntesten Teile der Rheinprovinz, der wegen seiner Schönheit und Wildheit wohl verdiente, mehr besucht zu werden, dem aber auch von unseren Sagenforschern durchaus nicht die Bedeutung und Beachtung geschenkt wird, die ihm gebührt, da liegt ein Dörfchen Tronecken. Wie es in dem Hochwald- und Hunsrückenführer, der eben erst erschienen ist (Kreuznach, Voigtländer 1892), heißt, verlegt die dortige Volkssage den Sitz des grimmen Hagen von Tronje nach der Burg von Tronecken, wie uns auf dem Hochwalde (so heißt die waldigste und höchste Erhebung des südwestlichen Hunsrücks) überhaupt viele Anklänge an das Nibelungenlied entgegentreten. Bei den mächtigen Ruinen von Hunoltstein, die am nördlichen Abhange des Hochwaldes liegen, soll man sich des tapferen Hunolts (?), des Kampfgefährten Hagens erinnern. Auch liegt in der Nähe von Tronecken ein Dorf „Haag," welches nach der Sage auch auf Hagen hinweisen soll. Nördlich von Hermeskeil, das etwas nordwestlich von dem bekannten Hunnenring von Otzenhausen liegt, befindet sich noch ein kleiner Bach, der „Hahnenborn" heißt; er müßte aber nach dem Volksmunde eigentlich Hagensborn heißen, und hier soll der Ritter Hagen einen König erschlagen haben. Tronecken war früher wildgräfliches Besitztum. In der Nähe befindet sich eine alte Burgruine, über deren Geschichte mir nichts bekannt ist.

Aber auch der Ort Kirchberg kommt auf dem Hunsrück vor. Lachmann giebt Kirchberg im elsässischen Nordgau an; Kamp glaubt, Lachmann

hätte sich im Namen versehen, es müsse Kirchheim westlich oder eher noch westnordwestlich von Straßburg gemeint sein. Das mag sein. Vielleicht ist es aber mehr als Zufall, wenn oben auf dem Hunsrück auch der Name „Kirchberg“ vorkommt. Es liegt nordwestlich von Tronecken aus. Das Städtlein ist sehr alt; seine Geschichte führt bis in die Römerzeiten zurück.

Was ich hier angeführt habe, mag nur eine Anregung sein für diejenigen, welche sich streng wissenschaftlich mit dem Schauplatz des Nibelungenliedes befaßt haben. Ich glaube nur, daß man das große Gebiet des Hunsrücks, auf dem eine ungeheure Anzahl von Ruinen alter Denkmäler und Burgen, die eine beredte Sprache mit uns reden, die uns hinweisen nicht allein auf die romantische Zeit des Mittelalters, sondern noch weiter zurück auf die Zeiten der Franken, der Römer und sogar der Kelten, daß dieses große Gebiet mit Unrecht von den Sagenforschern bei unseren deutschen Sagen nicht genügend berücksichtigt wird. Auch kommt noch in Betracht, daß das Gebiet des Hunsrücks nicht sehr entfernt von Worms, dem örtlichen Mittelpunkte des Nibelungenliedes liegt, jedenfalls näher als der elsässische Strich in der Nähe von Straßburg, wo jenes Kirchberg liegen sollte.

---

# Über Goethes „Zueignung“.

## Zur Einführung in die klassizistische Periode des Dichters.

Von **Hermann Henkel** in Wernigerode a. H.

Bekanntlich haben die Dichtungen Goethes immer ein doppeltes Interesse, neben dem objektiven, als Werke von Gehalt und Schönheit, als unabhängige und gleichsam für sich bestehende Kunstgebilde, ein subjektives biographisches, als Bruchstücke eines Lebensbekenntnisses und Offenbarungen seines innersten, individuellsten Seelenlebens. Der Weg zum Dichter geht durch den Menschen, die Etappen seines Lebens- und Bildungsganges sind auch Etappen seiner dichterischen Entfaltung,[1]) und es ist eine der anziehendsten Aufgaben der Goetheforschung, die Beziehungen beider auf einander zu verfolgen und aufzudecken. Dieser Gesichtspunkt ist es denn auch, der vorzugsweise für die Besprechung des oben bezeichneten Gedichtes maßgebend sein wird, das, kein bloßes Spiel der frei erfindenden und gestaltenden Phantasie, aus dem tiefsten Geistes-

---

1) S. Camp. in Fr. Pempelf. 2. Nov. 1792: „Meine Produktion hielt immer gleichen Schritt mit meinem Lebensgange.“

und Herzensgrunde seines Urhebers hervorgewachsen ist und statt einer Widmung hergebrachten Stils, statt der konventionellen Anrufung der Muse[1]) und was dazu gehört, ein hoch bedeutsames Dokument der Geschichte seiner Entwickelung im Rahmen eines selbständigen Gedichtes bildet.

Im ersten Entwurfe entstanden ist es am 8. August 1784, d. h. im neunten Jahre der Weimarischen Periode Goethes, auf einer mit dem Maler Kraus nach Braunschweig unternommenen Reise in Dingelstedt, wo die Reisenden infolge eines Achsenbruches länger zu verweilen genötigt waren. Ursprünglich bestimmt, den Eingang zu den „Geheimnissen" zu bilden, wurde es später, nachdem die Vollendung dieses Epos aufgegeben war, vom Dichter mit der Überschrift „Zueignung" an die Spitze der ersten Sammlung seiner Schriften gestellt. Die Konzeption der Dichtung fällt in den Juli des genannten Jahres, wo er in Jena einen kurzen Aufenthalt genommen hatte. „Die Tage sind sehr schön, schreibt er am 12. Dezember 1785 an Frau v. Stein; wie der Nebel fiel, dachte ich an den Anfang meines Gedichtes. Die Idee dazu hab' ich hier im Thal gefunden."

So viel von Ort und Zeit der Entstehung unsers Prologes. Um nun aber für die weitere Besprechung desselben eine festere Grundlage zu gewinnen, geben wir zuvor seinen Inhalt in den Hauptzügen an.

Der Dichter verläßt, aus leisem Schlaf vom nahenden Morgen geweckt, sein Lager und eilt hinaus ins Freie, um des jungen Tages zu genießen. Und wie er an der frischen Natur sich erquickend, den nahen Berg hinansteigt, erheben sich vom Fluß des Thales her Nebel, wachsen geflügelt empor und umhüllen bald ihn selbst und die Gegend mit tiefer Dämmerung. Aber die Sonne kämpft gegen die Trübe an, der Nebel beginnt sich zu teilen und zu klären, ein Glanz bricht hervor und alles scheint in Flammen zu stehen. Der Dichter steht geblendet, endlich wagt er aufzublicken. Da schwebt mit den Wolken hergetragen ein Weib von überirdischer Schönheit auf ihn zu und läßt verweilend seine Blicke auf ihm ruhen. Ob er sie nicht kenne, fragt sie ihn endlich im Tone liebevollsten Anteils, sie, der seine heißeste Sehnsucht von Jugend auf gehört und sein Herz sich immer fester angeschlossen habe. Beseeligt sinkt er vor der hehren Erscheinung nieder; wohl hat er sie erkannt, die Göttliche, die ihm Ruhe und süßen Frieden in die Brust gegeben, die heiße Glut seiner Leidenschaften gekühlt und das Beste geschenkt hat, was dem Menschen zu teil werden kann. Er will sie nicht nennen, so

---

1) Im geschichtlichen Epos der Voltairischen Henriade: der Wahrheit, die aufgefordert wird zu gestatten, daß die schmückende Dichtung (fable) ihr auf dem Fuße folge.

oft er sie auch nennen hört, so vieler Augen er auf sie gerichtet sieht, die doch den Strahl ihres Blickes nicht zu ertragen vermögen. An Freunden reich, so lange er bei tiefster Neigung zu ihr in die Irre ging, findet er sich nun, da er sie kennt, vereinsamt und gezwungen sein Glück mit sich selbst zu genießen. Lächelnd verweist die Göttin dem Klagenden, daß er, der kaum zu männlicher Selbstbestimmung herangereift, kaum auf der Schwelle der Erkenntnis angelangt sei, sich stolz und selbstgenügsam vor der Welt verschließe und des Mannes Pflicht zu erfüllen versäume. So will er sie denn hinfort erfüllen, will das ihm verliehene Pfund nicht länger vergraben und den Weg, den er so sehnsuchtsvoll gesucht, nun auch den Brüdern zeigen. Ein Blick mitleidiger Nachsicht begegnet ihm und er wagt der Göttin vertrauensvoll zu nahen. Da reckt sie die Hand aus nach dem Nebel umher; er läßt sich greifen und ziehen; Himmel und Erde erhellen sich und sie hält den reinsten Schleier in der Hand und reicht dem Beglückten, was sie ihm lange bestimmt hat. Aus der Hand der Wahrheit empfängt er den Schleier der Dichtung, der aus Morgenduft und Sonnenlicht gewebt die Zauberkraft besitzt, daß er emporgeworfen die Gluten des Mittags kühlt, das Dunkel der Nacht erhellt, die hochgehenden Wogen der Leidenschaft besänftigt und aus den Tiefen banger Erdgefühle in des Äthers Höhen emporhebt. Und so schließt der Dichter mit der herzlichen Einladung an seine Freunde in Leid und Lust hinfort mit ihm den Lebensweg zu wandeln und sich des Segens der ihm verliehenen Dichtergabe zu erfreuen, daß im Liede verewigt ihre Freundschaft auch den kommenden Geschlechtern noch ein Gegenstand erhebenden Gedenkens und Genusses sei.

Das in Kürze der Inhalt unsers Prologes. Und nun stellen wir zunächst fest, wer die himmlische Erscheinung ist, die den Dichter gleichsam von der „Lehrzeit" losspricht und mit dem „Meisterbrief" beschenkt; die er kennt, aber nicht nennen will; in deren Besitz ein jeder zu sein wähnt und deren Licht so wenige auszuhalten vermögen. Das Gedicht, mit dem die Jugendperiode Goethes abschließt, Hans Sachsens poetische Sendung, schildert einen Vorgang ähnlicher Art. In ihm ist es die Muse, die dem wackern Meister auf dem Saum einer Wolke erscheint, um ihn „mit ihrer Klarheit, immer kräftig wirkenden Wahrheit" zu umgeben und die Dichterweihe an ihm zu vollziehen. In dem unsrigen dagegen, das eine neue dichterische Periode Goethes einleitet, ist es nicht die Poesie, wie man seltsamer Weise behauptet hat,[1]) sondern

1) Auch W. Kaulbach hat in dem der Zueignung gewidmeten ersten Bilde seiner bekannten Illustrationen Goethischer Dichtungen das göttliche Weib als Muse der Dichtkunst aufgefaßt. Darauf deuten die Flügel und der Kranz im Haar (mit denen auf einem Deckengemälde der Camera della Segnatura des

die Göttin der Wahrheit, aus deren Hand der treue Jünger die magische Gabe der Dichtkunst empfängt. Nur auf sie paßt die angeführte Charakteristik und zum Überfluß spricht es die Himmlische selbst aus, deren Wahrhaftigkeit wir in Frage zu stellen nicht berechtigt sind.

Aus welchen Gründen aber hat Goethe der Wahrheit gerade die Rolle zugeteilt, ihn mit der neuen dichterischen Mission zu betrauen? Die Beantwortung dieser Frage führt uns tiefer in die Geschichte seines Bildungsganges. Die Entwickelung des Jünglings zum Manne wird der nächste Gegenstand unserer Darstellung sein.

Es war eine Periode gewaltiger Gährung, in welche die Jugend des Dichters fiel. Inmitten einer verkünstelten, naturentfremdeten, in konventionellen Formen erstarrten, unter dem Bann der Überlieferung stehenden Welt ließ sich der laute und begeisterte Ruf nach Freiheit vernehmen, und einer der genialsten Wortführer dieser geistigen Revolution, die unter dem Namen des Sturmes und Dranges bekannt ist, war der junge Goethe. Es galt, der angeborenen, aus den Urtiefen der Persönlichkeit quellenden Kraft nach der politischen, gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Seite hin wieder Geltung zu verschaffen; das natürliche in That- und Mitgefühl beglaubigte Recht dem historischen, durch Herkommen und Gelehrsamkeit verdunkelten entgegenzustellen; die unveräußerlichen Ansprüche des Herzens der herzlosen Tyrannei der Weltsitte und Gesellschaft; das Bewußtsein eigenster, auf sich allein gestellter Kraft der Herrschaft erbarmungsloser überirdischer Gewalten; den lebendigen, in das Innerste des Universum eindringenden Wissenstrieb der beschränkten, selbstzufriedenen Pedanterie der zünftigen und Stuben-Gelehrsamkeit. Diese Bestrebungen haben im Götz und Werther, im Prometheus und Faust ergreifenden Ausdruck gefunden und Goethe hat in ihnen die unbestimmten Triebe, den dunkeln Drang, das gesteigerte Gefühlsleben und die hochfliegende Phantasie, die überall an die gegebenen Zustände anstießen, um so wirkungsvoller darzustellen gewußt, je mehr er darin von eigensten Lebenserfahrungen niedergelegt und von seinem Herzblute hatte tropfen lassen. Nun konnten allerdings die unvollendeten letzten beiden der ge-

Vatikans die Figur der Poesie auch von Raffael dargestellt ist). Beides sind keine charakteristischen Attribute der „Wahrheit", die nach unserm Gedichte übrigens „mit den Wolken hergetragen" auch im eigentlichen Sinne der Flügel nicht bedarf. Wenn der Künstler ferner den Dichter mit hellglänzend unterzogenem Mantel drapiert, so ist das eine malerische Zugabe, die mit der Sommerzeit des geschilderten Vorganges nicht in Einklang steht. Und wenn das hohe Wesen endlich in der ausgestreckten Linken über dem Haupte des geliebten Dichters einen Lorbeerkranz hält, der ihm winkt und seiner (in Wirklichkeit freilich um fünf Jahre frühern) Bekränzung auf dem Schlußbilde entspricht, so ist das eine allegorische Zuthat, die den Rahmen des Gedichtes völlig durchbricht.

nannten Dichtungen, da sie unveröffentlicht waren, nach außen hin noch keine weiter greifende Wirkung üben, aber schon der Götz und Werther, von einigen kleineren Produktionen abgesehen, genügten, um bei allem, was ein warmes Herz und einen hellern Blick besaß, voran bei der Jugend einen Sturm der Begeisterung hervorzurufen und den genialen Jüngling in den Vordergrund der Generation des jungen Deutschlands zu stellen.

Und im Sturm gewann er die Freundschaft des jungen Herzogs von Weimar, der ihn in Frankfurt aufgesucht hatte, alsbald zu sich einlud und in den Weimarischen Staatsdienst berief. Denn hatte der gemeine Sprachgebrauch bisher nur dem Dichter Genie zugestanden, so verlangte man jetzt vom Arzt, vom Feldherrn, vom Staatsmann und allen, die sich theoretisch oder praktisch hervorzuthun dachten, diese Eigenschaft, und wer besaß sie in höherm Grade als Goethe?

Hier nun, auf dem neuen Boden seiner Wirksamkeit, vollzog sich allmählich eine stille tiefe Wandlung in dem innersten geistigen und sittlichen Wesen des Dichters. Denn noch war in ihm des Leidenschaftlichen, der Verworrenheit und des jugendlichen Ungestüms genug; noch hatte ihn die Zeit nicht zum Manne geschmiedet und es bedurfte noch manchen Hammerschlages, um seine Natur von den vielen Schlacken zu befreien, und sein Herz gediegen zu machen. Und so finden wir den angehenden Staatsmann noch im Mittelpunkte und an der Spitze eines genialisch übermütigen Treibens, das der Mitwelt um so befremdlicher erschien, in je steiferen und zopfigeren Formen sich das damalige Leben überhaupt und das Hofleben insbesondere bewegte, und das die geschäftige Sage auszuschmücken und ins Ungeheuerliche zu übertreiben beflissen war. Immerhin aber verlor sich Goethe in diesem exzentrischen Treiben nicht und entsagte ihm bald völlig. Mit der ganzen Energie und Hingabe, deren er fähig war, widmete er sich den Forderungen seiner neuen verantwortlichen Lebensstellung. Freilich eine große Aufgabe war es für den geistvollen Poeten, der mit seinen kühnen Dichtungen so mächtig an den Schranken der Wirklichkeit gerüttelt hatte, auf immer höheren Stufen der Staatsverwaltung eine positiv schaffende Wirksamkeit zu entfalten, ein nicht geringes Wagnis, dem nur eine im innersten Kern gesunde und wahrhaft geniale, d. h. durch Handeln und Thun Gesetz und Regel gebende Natur gewachsen war. Und Goethe bestand dasselbe: er war einer der pflichttreusten und exaktesten Arbeiter und, wenn er die Geschäfte nicht mit der beschränkten Weisheit des Kanzlisten und in dem geläufigen bureaukratischen Stil, sondern mit menschlich freiem Blick behandelte, so hielt er sich anderseits frei von poetischen Licenzen und romantischen Anwandlungen. Seine höchst nüchterne Ansicht war es, daß selbst die schönen Künste und Wissenschaften, die sonst für die größten Zwecke des

Staates gehalten, deren Annehmlichkeiten oft von Fürsten mit zu großer Vorliebe genossen würden, keinen so schönen und dauerhaften Kranz knüpften, als eine wahre, lebendige, auf die ersten Bedürfnisse, auf das Notwendige und Nützliche gerichtete Wirksamkeit. In diesem Sinne war er in den freilich einfachen Verhältnissen des kleinen Weimarischen Staatswesens auf den mannigfachsten Gebieten für eine Leihbankordnung, Konkurs-Konstitution, für Regelung des Feuerlöschwesens u. a. thätig, in diesem Sinne leitete er die Abteilungen, mit deren Präsidium er betraut war, die Kriegs-, Bergwerks- und Wegebaukommission. Man vergleiche nur einmal unsern überall energisch eingreifenden, die Wege unermüdlich selbst bereitenden und besichtigenden Dichter mit jenem zum Minister des Innern designierten französischen Poeten, Chateaubriand, der die materiellen Interessen als Fiktion verschrieen und sich zu der erstaunlichen Äußerung verstiegen hatte, der Handel bedürfe keiner guten Heerstraßen; dem reichsten Handel der Welt, dem Handel Indiens und Persiens, genügten Saumtiere und kaum sichtbare Pfade über Gebirge und den Sand der Wüste: dort klarer, praktisch tüchtiger Sinn, hier nebelhafte, romantische Phantasterei. Allerdings geschah es wohl auch einmal, daß, wenn unser Dichter dachte, er sitze auf seinem Klepper (es war ein Paßgänger, den er ritt, die Poesie benannt) und reite seine pflichtmäßige Station, die Mähre unter ihm auf einmal eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel kriegte und mit ihm durchging. Aber der Pegasus mußte sich doch immer gar bald der zügelnden Hand wieder schmiegen und seinen Flug aus den luftigen Regionen auf den Staub der Landstraße herniederlenken. Denn mit bewunderungswürdiger Selbstverleugnung wartete der gewissenhafte Geschäftsmann seines Dienstes und ordnete ihm alles unter; nur erlaubte er sich nach dem Beispiel des großen Königs, der täglich einige Stunden auf die Flöte verwandte, auch einmal eine Übung in dem Talente, das ihm eigentümlich war. Er war eben nach Herders Urteil alles, was er war, ganz und konnte wie Cäsar vieles zugleich sein. Nun hat er allerdings von verschiedenen Seiten von litterarischen Freunden, wie Merck, und von spätern Litterarhistorikern, wie Gervinus, Tadel erfahren, daß er durch seinen Eintritt in das praktische Leben seinem eigensten Berufe entfrembet und abtrünnig geworden sei. Gewiß, er wußte es selbst, daß er eigentlich zu den Wissenschaften und Künsten, zum Schriftsteller geboren sei, aber er wußte zugleich, daß im wirkenden Leben, wie es im Tasso heißt: „der Mensch gewinnt, was der Poet verliert." Und dieser Gewinn fiel ihm in vollem Maße zu, er reifte in der politischen Schule zum Manne heran. Welterfahrung, Bestimmtheit im Leben und Handeln, Selbsterkenntnis und -beherrschung, sittliche Maßbeschränkung waren der menschliche Ertrag,

der auch dem Dichter schließlich wieder zum Gewinne ward. Es ist in hohem Grade anziehend zu lesen, wie Goethe in seinem Tagebuch nicht müde wird sich zu prüfen und unerbittlich mit sich zu Gerichte geht. „Stiller Rückblick aufs Leben," schreibt er darin am 7. August 1779, „auf die Verworrenheit, Betriebsamkeit, Wißbegierde der Jugend, wie sie überall herumschweift, um etwas Befriedigendes zu finden. Wie ich besonders in Geheimnissen, dunkeln imaginativen Verhältnissen eine Wollust gefunden habe. — Wie des Thuns und zweckmäßigen Denkens und Dichtens so wenig, wie in zeitverderbender Empfindung und Schattenleidenschaft gar viele Tage verthan, wie wenig mir davon zu Nutzen kommen. — Gott helfe weiter. — Möge die Idee des Reinen, die sich bis auf den Bissen erstreckt, den ich in den Mund nehme, immer lichter in mir werden." Ein abschließendes Wort endlich über den segensreichen Einfluß der politischen Wirksamkeit auf sein Inneres spricht er in einem Briefe vom 11. August 1781 an seine Mutter aus: „Merck und mehrere, schreibt er, sehen das nur, was ich aufopfere und nicht, was ich gewinne, und sie können nicht begreifen, daß ich täglich reicher werde, indem ich täglich hingebe. Bei der lebhaften Einbildung und Ahndung menschlicher Dinge wäre ich (im engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreise Frankfurts) doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandten Fehler sich und andern unerträglich wird. Wie viel glücklicher war es, mich in ein Verhältnis gesetzt zu sehen, dem ich von keiner Weise gewachsen war; wo ich durch manche Fehler des Unbegriffs und der Übereilung mich und andere kennen zu lernen Gelegenheit genug hatte; wo ich, mir selbst und dem Schicksal überlassen, durch so viele Prüfungen ging, — deren ich zu meiner Ausbildung äußerst bedürftig war" u. s. w.

So wirkte der Staats- und Fürstendienst läuternd und beschwichtigend auf das Innere unsers Dichters, nicht minder aber zu gleicher Zeit der Frauendienst, in den er sich stellte, die Hingabe an ein Wesen edler höherer Weiblichkeit. Ich habe, wie man errät, sein Verhältnis zu Frau v. Stein im Auge, jenen wunderbaren Seelenbund, der bald nach seiner Ankunft in Weimar geknüpft sich immer fester schloß und den bedeutendsten Einfluß auf seine Entwickelung gewinnen sollte. Denn eine ungewöhnliche Frau war es in der That, die unsern größten Dichter so viele Jahre lang an das milde Herdfeuer ihrer Freundschaft und Liebe zu bannen gewußt hat. Eine vornehme, etwas kühl angelegte Natur, reichen Geistes und begabt mit einem vielseitig ausgebildeten künstlerischen Talente. Sie war es, der Goethe während des ersten Jahrzehntes seiner Weimarischen Periode fast alle seine Mußestunden widmete, zu der er eilte, um seine von Akten eingeschnürte Seele wieder

auszuweiten und in ihrer Atmosphäre von neuem gleichsam aufzuquellen; der er alles anvertraute, was ihn bewegte, seine amtlichen Sorgen, seine wissenschaftlichen auf Natur und Philosophie bezüglichen Studien, seine Dichtungen und dichterischen Entwürfe. Und immer fand er bei ihr eine entgegenkommende, verständnisvolle Teilnahme. Wohlthätig aber und heilsam zeigt sich der Einfluß dieser Frau in besonderem Grade auf die Gemütsverfassung ihres Freundes, auf die Besänftigung der hochgehenden Wogen seines Herzens. Und immer von neuem drängte es ihn ihr zu sagen, was er in dem ersten der an sie gerichteten Gedichte in den Strophen ausgedrückt hat:

Kanntest jeden Zug in meinem Wesen,
Spähtest, wie die reinste Nerve klingt,
Konntest mich mit Einem Blicke lesen,
Den so schwer ein menschlich Aug' durchdringt.

Tropftest Mäßigung dem heißen Blute,
Richtetest den wilden, irren Lauf,
Und in deinen Engelsarmen ruhte
Die zerstörte Brust sich wieder auf,

Hieltest zauberleicht ihn angebunden
Und vergaukeltest ihm manchen Tag.
Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden,
Da er dankbar dir zu Füßen lag,

Fühlt' sein Herz an deinem Herzen schwellen,
Fühlte sich in deinem Auge gut,
Alle seine Sinnen sich erhellen
Und beruhigen sein brausend Blut!

Es war dieser Seelenbund wie ein Purgatorium seiner Leidenschaften und von ähnlicher Wirkung auf ihn, wie einst die Liebe zu Beatrice auf Dantes Gemüt veredelnd gewirkt und ein neues Leben in ihm erweckt hatte. Und so geschieht es denn, daß in den damals entstandenen und entstehenden Dichtungen die Züge der geliebten Frau so oft unter durchsichtigem Flor dem Kundigen entgegenschimmern, in der Iphigenie, der reinsten, edelsten Weiblichkeit, die den wilden Sturm brausender Leidenschaft durch ihre heilige Ruhe und Milde beschwört, in Leonore von Este, der Tasso des Dichters eigenste Gefühle ausspricht, wenn er sagt:

Wie den Bezauberten von Rausch und Wahn
Der Gottheit Nähe leicht und willig heilt,
So war auch ich von aller Phantasie,
Von jeder Sucht, von jedem falschen Triebe
Mit einem Blick in deinen Blick geheilt.

Und wiederum die bekannten Züge der Freundin sind es, die aus den Worten sprechen, welche der Dichter in unserm Prolog an die Göttin der Wahrheit richtet:

Du gabst mir Ruh, wenn durch die jungen Glieder
Die Leidenschaft sich rastlos durchgewühlt,
Du hast mir wie mit himmlischem Gefieder
Am heißen Tag die Stirne sanft gekühlt.

„Du wirst Dir aus dem Gedichte nehmen, was für Dich ist“, schreibt er an sie. Es war mir gar angenehm Dir auf diese Weise zu sagen, wie lieb ich Dich habe.“

Unter solchen Einwirkungen also gewann Goethe immer mehr an Ruhe, Besonnenheit und innerm Halt: er reifte zum Manne. Zugleich aber und im normalsten Zusammenhang vollzog sich in ihm mit dem sittlichen ein geistiger Klärungsprozeß, eine bedeutsame Umwandlung seiner Anschauungen von der sinnlichen und übersinnlichen Welt, von Kunst und Wissenschaft. Nun erfuhr die Prometheusode mit dem trotzigen Kraft- und Selbstgefühl eines Titanentums, das der Götter nicht achtet, eine Art von „Palinodie“ in dem Hymnus, der kindliche Verehrung himmlischen Mächten darbringt, mit denen der Mensch sich nicht messen soll, und in Demut die „Grenzen“ anerkennt, die „der Menschheit“ gezogen sind. Und nun findet im Dichter auch die Herrschaft jenes dunkeln Faustischen Wissendranges ihren Abschluß, der im Drama zu dem Verzweiflungsakte führt, die Wahrheit durch Beschwörung des Erdgeistes zu erstürmen und mit Hülfe der Magie in den Mittelpunkt alles Lebens einzudringen. Bei einer heftigen, durch keine Lehre zu beschwichtigenden Lernbegier gesteht er in Dichtung und Wahrheit (B. 10) in jugendlichem Dunkel und Dünkel umher und nach undeutlichen Zwecken tastend in die Irre gegangen zu sein (vergl. G. Eckermann I, 29. Febr. 1824), und im Vorspiel des Faust V. 185 flg.:

Da ich noch selbst im Werden war, —
Da Nebel mir die Welt verhüllten —,
Ich hatte nichts und doch genug,
Den Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug.

Dieser Lust galt es nun zu entsagen. „Der Irrtum schmeichelt uns, wir seien auf die ein oder andere Weise unbegrenzt, die Wahrheit fordert, daß wir uns für beschränkt erkennen sollen“ (Spr. in Pr. Nr. 269 v. Loep.); sie läßt sich nicht im Flug erraffen, sondern weist auf den schrittweisen, stetigen Gang unermüdlicher Forschung als den einzigen, der zum Ziele führe. „Willst du ins Unendliche schreiten, Geh' nur im Endlichen nach allen Seiten“ (Gott, Gem. u. W. V. 457), diese Erkenntnis ward jetzt in Goethe lebendig, der dunkle, mystische Ahnungsdrang wich einem klaren unentwegten Wissensbestreben, das er alsbald auf dem naturwissenschaftlichen Gebiete mit dem glücklichsten Erfolge belohnt sah: das Frühjahr 1784 brachte ihm die folgenschwere Entdeckung des Zwischenknochens beim Menschen.

In erster und letzter Linie aber war er doch Dichter, und es drängt sich uns endlich die Frage auf, wie sich die Erneuerung seines ganzen Wesens in seinen dichterischen Anschauungen und Schöpfungen offenbart hat. Der Jugendstil Goethes ist entsprechend dem Naturgeist, von dem die Zeit und er selbst erfüllt war, der eines genialen Naturalismus, auf das Besondere und Individuelle gerichtet, markig und frisch, vom Erdgeruch des Dialektes angehaucht, voll naiver Rücksichtslosigkeit und volkstümlicher Derbheit, von einer fast elementaren Kraft und Unmittelbarkeit und in Dichtungen wie Werther von einer Glut, die zwischen dem Dichterischen und Wirklichen keine Unterscheidung zuläßt (D. u. W. B. 13). Ist es nun aber die Aufgabe der Poesie eine Flamme zu entzünden, deren Glut und Gefahr der Sturm zu vermehren droht (Ilmenau V. 109), das fressende Feuer der Leidenschaft, eine dunkle Gefühlsphantastik, den selbstquälerisch brütenden Weltschmerz zu nähren und die Dissonanzen von Herzensirrung und Weltverwirrung unaufgelöst ertönen zu lassen, oder soll sie uns als ein weltliches Evangelium durch innere Heiterkeit von den Lasten befreien, die auf uns drücken, wie ein Luftballon uns mit dem Ballast, der uns anhängt, in höhere Regionen erheben, daß die verwirrten Irrgänge in Vogelperspektive vor uns entwickelt daliegen (D. u. W. B. 13)? Im zweiten Buch der Lehrjahre, dessen Entstehung der Epoche angehört, die uns beschäftigt, legt W. Meister sein poetisches Glaubensbekenntnis ab; es ist im wesentlichen das neue unsers Dichters selbst und berührt sich mit dem, was in den letzten Strophen der Zueignung von den Wirkungen der Poesie gesagt ist. „Gleichsam wie einen Gott hat das Schicksal den Dichter über — alles hinweggesetzt (was die Menschen beunruhigt). Er sieht das Gewirre der Leidenschaften, Familien und Reiche sich zwecklos bewegen, er sieht die unauflöslichen Rätsel der Mißverständnisse, denen oft nur ein einsilbiges Wort zur Entwickelung fehlt, unsäglich verderbliche Verwirrungen verursachen. Er fühlt das Traurige und das Freudige jedes Menschenschicksals mit. Wenn der Weltmensch in einer abzehrenden Melancholie über großen Verlust seine Tage dahinschleicht, oder in ausgelassener Freude seinem Schicksal entgegengeht, so schreitet die empfängliche, leicht bewegliche Seele des Dichters wie die wandelnde Sonne von Tag zu Tag fort und mit leisen Übergängen stimmt seine Harfe zu Freud und Leid. Eingeboren auf dem Grunde seines Herzens wächst die schöne Blume der Weisheit hervor, und wenn die anderen wachend träumen und von ungeheueren Vorstellungen aus allen ihren Sinnen geängstigt werden, so lebt er den Traum des Lebens als ein Wachender und das Seltenste, was geschieht, ist ihm zugleich Vergangenheit und Zukunft. Und so ist der Dichter zugleich Lehrer, Wahrsager, Freund der Götter

und Menschen.“ Man sieht wohl, wie die innere Harmonie und das Maßgefühl, das der Dichter für sein Leben gewonnen, gleichzeitig auch in seinen dichterischen Anschauungen wirksam und herrschend wird, wie er aus der naturalistischen in eine idealistischere Richtung einlenkt, und der Strom seiner Poesie, um es bildlich auszudrücken, mit seinen geschiebereichen, wildstürmenden Gewässern das Läuterungsbecken gefunden hat, aus dem er, in seinen Farben geklärt, in seinem Sturze gezügelt, zu einem gemäßigten und beruhigten Laufe hervorzugehen und in einem tiefern und breitern Bett sich zu ergießen im Begriff steht. Und so trug er nunmehr kein Bedenken seinen Werther ein Irrlicht (an Fr. v. St. 12. Dezember 1781) und den Götz die Produktion eines freien und ungezogenen Knaben (an Fr. v. Voigts, 21. Juni 1781) einen unklugen Freiheitssang (Ilmenau V. 112) zu nennen.

In dem Maße nun, als seine Lebens-, seine wissenschaftlichen und künstlerischen Anschauungen sich klärten, wurde es still und immer stiller in ihm. Der süße Friede, nach dem er sich einst so heiß gesehnt, zog ein in seine Brust. Den wilden, dämonisch-genialen jungen Scharen, mit denen er zu seiner Zeit getollt (Divan W. A. VI, S. 283), war er längst entfremdet, zu den Kreisen des Hofes aber und der höhern Gesellschaft, in der er sich bewegte, konnten sich engere und Frucht bringende Beziehungen nicht bilden. „Das Beste, schreibt er einmal in seinem Tagebuch (13. Mai 1780) ist die tiefe Stille, in der ich gegen die Welt wachse und gewinne, was sie mir mit Feuer und Schwert nicht nehmen können.“ In der That hatte er nun außer der Stein, Herders und Knebel kein Publikum (an Fr. v. Stein, 13. August 1784); sie nennt er die einzigen Kapitale im Weimarischen Kreise, von denen er Zinsen ziehe (an Knebel 15. Dezember 1784).

„Ach, da ich irrte, hatt' ich viel Gespielen,
Da ich Dich kenne, bin ich fast ganz allein,“

heißt es in unserm Gedichte. Fährt er dann fort:

„Ich muß mein Glück nur mit mir selbst genießen,
Dein holdes Licht verdecken und verschließen,“

so zielt er ohne Zweifel zunächst auf die jüngsten glücklichen Erfolge seiner unermüdeten wissenschaftlichen Bestrebungen nicht nur auf dem osteologischen, sondern auch auf dem mineralogischen und oryktologischen Gebiete, die er bisher für sich behalten und als Geheimnis bewahrt hatte (an Fr. v. St. 12. Juni, an Merck 6. August 1784). Aber wie im Prometheus Minerva ihren Liebling, den trotzigen, sich selbst genügenden Titanen mahnt, sich mit den Göttern zu vertragen, heißt in unserm Gedichte die Göttin der Wahrheit den Dichter, der sich Übermensch genug

glaubte, um sich von der Welt abzusondern, mit ihr in Frieden leben und zum Manne gereift auch die Pflicht des Mannes erfüllen. Mit vertrauensvoller Hingabe verspricht er, sein Pfund nicht länger vergraben und sein Talent in den Dienst der Mitwelt stellen zu wollen und empfängt darauf aus der Hand der Göttin das ihm lang bestimmte Geschenk des Schleiers der Dichtung mit seiner besänftigenden und erhellenden Zauberkraft, — das lang' bestimmte; denn vor Jahren schon hatte er die Poesie in diesem Sinne auszuüben begonnen, ältere Dichtungen (Egmont) fortgesetzt, neue (wie Iphigenie) geschaffen oder (wie Tasso und W. Meister) in Angriff genommen, die sämtlich noch der Ausgestaltung und Vollendung harrten; — aus der Hand der Wahrheit, indem er den Aufgang der neuen idealen Dichtungsweise als den Ausfluß der geläuterten Lebens- und Weltanschauung und der höhern im Lichte der Wahrheit geklärten sittlichen und künstlerischen Bildung, die er gewonnen hat, bezeichnen und verkündigen will. Unser Gedicht ist die Inauguration der neuen dichterischen Epoche Goethes, seiner poetischen Wiedergeburt.

Bewunderungswürdig ist die Kunst, mit der Goethe die Idee des Gedichtes in einem sinnlich und seelisch belebten, an die atmosphärischen Erscheinungen eines Sommermorgens geknüpften Vorganges zu verkörpern gewußt hat. Von der Sonne, sagt er einmal (an Fr. Oeser 13. Februar 1769) quillt das Licht und das Licht ist die Wahrheit. Er bewährt die schöpferische Kraft, die er dem Dichter im W. Meisters Lehrjahren II, 2 vindiziert, Götter zu bilden, uns zu ihnen zu erheben, sie zu uns herniederzubringen, soweit dies dem modernen Dichter vergönnt ist. Und, wenn das Dunkel der Nacht höllische Geister und Gespenster ausgebiert, erscheinen dem lichttrunkenen Auge des Dichters im Glanze der den Nebel durchdringenden Sonne eine Lichtgöttin, das himmlische Bild der Wahrheit, deren Wesen nicht wie das seiner Göttin „Phantasie" in einer Reihenfolge sinnreich personifizierender Züge, sondern ungleich poetischer durch die Wirkung, die sie auf ihren Jünger ausübt, und durch den bewegten Gefühlsaustausch beider charakterisiert wird. Und wiederum sind es die Phänomene der Frühe, die auf das glücklichste verwendet werden, um die Zauberkraft der Poesie zu versinnlichen: Morgenduft und Sonnenklarheit bilden den irdischen Zettel und himmlischen Einschlag im Gewebe des magischen Schleiers der Dichtung.

Bewunderungswürdig wie der poetische Gehalt unsers Prologes ist endlich auch die Form, in der er seinen künstlerischen Ausdruck gefunden hat. Hatte Goethe für das religiöse Epos des ewigen Juden ein Dezennium früher die ungebundene und lose, der Opitzischen Accentregel spottende Versart der Hans-Sachsischen Knittelreime in Aussicht genommen

und in einzelnen Fragmenten bereits verwendet, so griff er jetzt für die religiöse Epopöe der „Geheimnisse“ und die ursprünglich als Eröffnung derselben gedachte Zueignung zu einer kunstgemäßeren obligaten metrischen Form, dem „Symbol jener Harmonie“ (Zarncke), welche die neue Phase seiner Entwickelung charakterisiert. Es waren das die von Wieland im Oberon mit großer Freiheit, hier nach den strengeren Normen behandelten Ottave rime,[1]) „jene kunstvoll gegliederte Form, in welcher die Dichtung der italienischen Renaissance die Musik der modernen Innerlichkeit mit antik plastischer Ruhe und Gebundenheit zu verschmelzen suchte“ (Hettner). Goethe hat in der Zueignung den deutschen Dichtern einen Kanon dieser Kunstform von vollendeter Schönheit der Rhythmen und Reime aufgestellt.

---

## Übereinstimmungen zwischen Mittelhochdeutsch und Französisch.

Von **Heinrich Stickelberger** in Burgdorf (Schweiz).

Da ich alljährlich Gelegenheit habe, mit Schülern deutscher und französischer Zunge das Nibelungenlied und ausgewählte Gedichte Walthers von der Vogelweide zu lesen (ein in den Gymnasien Deutschlands gewiß selten vorkommender Fall), so liegt es mir nahe, im Unterricht auf einige dem Mittelhochdeutschen und dem Französischen gemeinsame Ausdrucksweisen aufmerksam zu machen und so für die Welschen einen Anknüpfungspunkt zu suchen. Übrigens machte ich die Beobachtung, daß die ältere Sprachstufe solchen Schülern französischer Zunge, welche die Elemente des Neuhochdeutschen überwunden hatten, keine allzu großen Schwierigkeiten darbot, ja, daß manche besser übersetzten als die deutschsprechenden. Dies erklärt sich z. T. daraus, daß die welschen Zöglinge unsers Gymnasiums durch den Umgang mit den Kameraden und dem Publikum zugleich das Schweizerdeutsche lernen, ja dieses manchmal rascher und besser als die Schriftsprache. Vielen Eltern ist es sogar erwünscht, daß ihre Söhne sich den Dialekt aneignen, weil der mündliche Verkehr mit Deutschschweizern immer leidet, wenn sie hochdeutsch sprechen müssen, namentlich in größerer Gesellschaft. Es ist klar, daß vom Schweizerdeutschen aus die Brücke zum Mittelhochdeutschen bald geschlagen ist, weshalb dieses, besonders hinsichtlich der Aussprache, unseren Schülern deutscher Zunge leichter fällt als z. B. norddeutschen Gymnasiasten. In

---

1) Schon in der ersten Fassung der Herderschen Abschrift erscheint die Goethische Stanze bis auf 2 vier- und 6 sechsfüßige Verse korrekt und regelrecht gebaut, während die Wielandische mit Zahl und Wahl der Versfüße, Zahl und Stellung der Reime nach Belieben wechselt.

ähnlicher Lage nun sind diejenigen Welschen, die in der Handhabung der alemannischen Mundart schon eine gewisse Fertigkeit erlangt haben; immerhin ist es gut, wenn man ihrem Sprachgefühl durch Hinweise auf das Französische zu Hilfe kommt.

Die Vergleichung mittelthochdeutscher Fügungen mit französischen ist nun aber nicht nur für die welschen Zöglinge deutschschweizerischer, insbesondere bernischer Gymnasien, sondern auch für unsere deutschsprechenden Schüler von Wichtigkeit, weil der Schweizer, besonders in zweisprachigen Kantonen, die zweite Landessprache notwendig kennen muß. Vergleichungen aber, wenn sie nicht zu weit hergeholt sind, befestigen den Schüler in beiden Sprachen zugleich. Für Deutschland und Österreich steht zwar der französische Unterricht nicht so im Vordergrund; aber vom allgemein menschlichen wie vom politischen Standpunkte ist er doch keineswegs zu unterschätzen. Die Frage ist auch für die Sprachbildung überhaupt von Bedeutung; denn wenn der Jüngling an seiner Muttersprache einen entsprechenden Ausdruck der Fremdsprache beobachten kann, so wird ihm dieser erst recht klar; er lernt verschiedene Vorstellungsweisen desselben Gedankens kennen und dadurch manches Vorurteil ablegen. Überbürdung kann man das nicht nennen; im Gegenteil, es ist eine Erleichterung, wenn Neues durch Bekanntes erläutert wird, wobei man die Schüler zur Erregung des Interesses selbst Beispiele kann suchen lassen; wie gern thun sie das, wenn sie es irgend im stande sind!

Ganz ausgeschlossen habe ich von meiner Untersuchung Wörter und Wendungen, wie sie die höfische Dichtung des 12. und 13. Jahrhunderts aus dem Altfranzösischen entlehnte; mein Absehen ist nur auf echt deutsche Ausdrücke gerichtet, die zufällig oder infolge Stammverwandtschaft auf derselben Anschauungsweise beruhen wie die entsprechenden der neufranzösischen Sprache.

Da ich mich in der Schule meist auf das Nibelungenlied und Walther beschränke, so seien meine Belege aus diesen geschöpft; manche verdanke ich dem mittelhochdeutschen Wörterbuch von Benecke-Müller-Zarncke. Die Zitate sind, wo ich nichts anderes angebe, den Lachmannschen Ausgaben entnommen.

Ich beginne mit den Titeln mîn herre und mîn vrouwe. Ersteres hat sich im holländischen mynheer erhalten, das im Deutschen als scherzhafte Bezeichnung eines vornehmen Holländers dient und, wie das französische monsieur, mit Artikel oder Pronomen versehen werden kann („ein reicher Mynheer," „ce jeune monsieur"); das Possessivpronomen wird also nicht mehr als solches gefühlt In der mhd. Anrede heißt es immer herre mîn (s. mhd. Wb. I, 665b); in der 3. Person dagegen wird es, wie im Französischen das bloße monsieur, als Umschreibung für die

2. Person gebraucht, ähnlich wie auch in der nhd. Höflichkeitsphrase: „Ist es dem Herrn gefällig?“ oder gar bedientenmäßig mit der Mehrzahl: „Belieben der Herr einzutreten.“ Im Nibelungenlied 812, 3 sagt Ortwin zu Gunther betreffend Siegfried:

erloubet mirz mîn herre, ich tuon im allez leit,

was französisch heißen müßte: „si monsieur permet“ etc.

Mîn vrouwe (abgekürzt mîn vrou) entspricht vollständig dem franz. madame, sowohl in der Anrede als in der 3. Person. Denn erstens kann weder zum einen noch zum andern ein Artikel oder ein Pronomen treten, und zweitens bedeutet vrouwe Herrin wie dame (donna, domina). Es dürfte auch an die Übereinstimmung von „unsrer lieben Frauen“ mit „Notre-Dame“ erinnert werden (Notre-Dame des Eremites = Maria Einsiedeln), was in Verbindung mit der Litteraturgeschichte den Zusammenhang zwischen Frauen- und Mariendienst erläutert. Meine Schüler pflege ich auch auf das nahe gelegene Fraubrunnen mit seiner Linde zur Erinnerung an die Guglerschlacht von 1375 hinzuweisen. Doch zurück zu dem Titel mîn vrouwe! Als Anrede wird dieser gebraucht, wenn Siegfried auf Island Prünhild begrüßt (Zarncke 64, 6):

Vil michel iwer genâde, mîn vrou Prünhilt,

wogegen Lachmann 399, 1 nur:

Vil michel genâde, frou Prünhilt.

Bei der Stelle Nib. 800:

Dô sprach der künic Gunther, mir ist harte leit,
mir hât mîn vrowe Prünhilt ein mære hie geseit

ist vor dem Mißverständnis zu warnen, als ob mîn vrowe ‘meine Frau’, ‘meine Gemahlin’ bedeute, wie jeder Anfänger hier übersetzt (vergl. mhd. Wb. III, 423b). Dem Schüler kann an den Worten Nib. 848, 1:

‘Daz tuon ich’, sprach dô Hagene, ‘vil liebiu vrowe mîn’

(d. i. Prünhild) erläutert werden, daß es sich in beiden Fällen um einen Titel handelt.

An mîn herre und mîn vrouwe schließt sich ungezwungen die formelhafte Bedeutung von monsieur und madame, ersteres als Titel für den ältesten Bruder des Königs von Frankreich. In „Maria Stuart“ braucht Schiller das Wort für Franz, den Herzog von Anjou, der um die Hand der Königin Elisabeth anhält; II, 1 sagt Kent zu Davison:

Monsieur begnügt sich, in verschlossener
Kapelle seinen Gottesdienst zu halten,

und Graf Bellievre bittet II, 2:

Vergönne, daß wir unsern Urlaub nehmen
Und Monsieur, unsern königlichen Herrn,
Mit der ersehnten Freudenpost beglücken.

„Madame", wie in Frankreich die Prinzessinnen des Königshauses genannt werden, heißt in der „Jungfrau von Orleans" II, 2 die Königin-Mutter Isabeau, die Talbot anredet:

Geht, geht mit Gott, Madame!

In der 3. Person sagt Burgund von ihr:

Madame sprach ein verständig Wort.

Eine weitere Beziehung zwischen Mittelhochdeutsch und Französisch bietet die Verneinung. Schon das enklitische ne und proklitische en entspricht lautlich der frz. Partikel, mit der es auch stammverwandt ist, und die Entstehung des substantivischen nicht (nichts) aus niwiht (nicht ein Wesen) erläutert das frz. ne — rien (nicht ein Ding); das adverbiale niht (nhd. nicht) vergleicht sich mit ne — pas, ne — point, nie mit ne — jamais, ne — dehein mit ne — aucun, niuwan mit ne — que. Zwar sind im Französischen die beiden Teile der Negation immer getrennt; doch erinnert das vorausgeschickte ne oder en in der doppelten Verneinung des Mittelhochdeutschen lebhaft an die frz. Trennung, z. B. Walter 94, 37:

schoener troum enwart nie mê.

Nib. 1168, 2:

dô pflac niuwan jâmers diu vrouwe vil gemeit.

Vor gewissen mhd. und frz. Zeitwörtern genügt nun aber statt niht das bloße ne; dazu gehören in beiden Sprachen können und wissen. Wie der Franzose sagen kann: „je ne sais", so heißt es z. B. Nib. 444, 1:

Dô sprach der grimme Hagene 'jan weiz ich waz ir kleit.'

Dem bloßen ne nach den frz. Verben des Fürchtens und Verhinderns könnte man im Mhd. die Einschränkungs- und Bedingungssätze mit ne und dem Konjunktiv an die Seite stellen, z. B. Nib. (Zarncke) 146, 4:

man enpflege baz der jägere, ine wil niht jagtgeselle sîn,

wo die Handschrift A (Lachmann 906) das en, bezw. ne des Neben- und des Hauptsatzes unterdrückt:

man pflege baz der jegere, ich wil niht jeitgeselle sîn.

Die Verneinung führt uns auf den oft davon abhängigen Genitiv. Nicht in der Bedeutung nichts regiert diesen Fall, z. B. Nib. 2, 2:

daz in allen landen niht schœners mohte sîn,

wo darauf aufmerksam zu machen ist, daß wir im Nhd. „nichts Schöneres“ den Gen. Sg. Neutr. als Nom. auffassen. Abweichen vom nhd. Sprachgebrauch ist Nib. 444, 1:

Dô sprach diu wol getâne 'des mak niht ergân,'

wo des an das frz. en erinnert.

In manchen Fällen entspricht das mhd. niht mit Genitiv dem frz. pas de, point de, wofür wir im Nhd. kein setzen, z. B. Walther 95, 6:

wan daz dâ niht steines lac

(gut, daß kein Stein da lag, sonst 2c.).

Bei diesem Anlasse kann ich einige Bemerkungen über den Berner Dialekt nicht unterdrücken. Vielleicht ist es dem Einflusse des Französischen zuzuschreiben, daß jener z. B. statt „das ist kein guter Wein“ sagt: „das isch nit guete Wi,“ „ce n'est pas de (oder du) bon vin.“ Dem mhd. niht mit Genitiv entspricht in Berner Mundart öppis (etwas) mit einem Substantiv in demselben Fall, z. B. „öppis Grüsts“ etwas Gerüstartiges, „öppis Gnagis“ etwas Schweinsknochenartiges. Die obige Stelle Walthers könnte berndeutsch wiedergegeben werden: „wen öppis Steis wär dâ gsî.“

Wie mhd. niht, so regiert vil den Genitiv, in Übereinstimmung mit dem frz. beaucoup de, bien de, das aber die Fügung nach dem Sinne hat, wonach also das Prädikat in der Mehrzahl steht, während das Mhd. meist die Einzahl setzt, z. B. Nib. 143, 4:

in hilfet vil der degene,

dagegen 2, 4:

dar umbe muosen degene vil verliesen den lîp.

Dem frz. combien entspricht oft waz, z. B. Nib. 900, 4:

hei waz man guoter spîse in dem aschen ligen vant!

Auch die nhd. Dichtersprache kann zwar nach viel und wie viel das Substantiv in den Genitiv setzen, aber die Prosa nicht. Überhaupt ist der Teilungsgenitiv im Schwinden begriffen, und nur poetisch ist es, vom „besten Becher Weins“ zu sprechen, während der Franzose immer noch „un verre de bon vin“ liebt und um „un morceau de pain“ bittet. Aber auch schon im Mhd. heißt es neben Walther 20, 14:

und gulte ein fuoder guotes wînes tûsend pfunt,

Nib. 909:

Dô sprach der Niderlende 'ir lîp der habe undanc,
man sold mir siben soume met und lûtertranc
haben her gefüeret.'

Nun noch einige Einzelheiten. Das mhd. ob und das frz. si stehen für ob und wenn, wie wir es noch in ob auch, obgleich, obschon haben, z. B. Nib. 16:

du wirst ein schœne wîp,
obe dir got noch gefüeget eins rehte guoten rîters lîp.

Mhd. al hat in der Einzahl die Bedeutung des frz. tout, z. B. Nib. 950,4:

dô schrei si nâch unkreften, daz al diu kemenâte erdôz.

Sogar der Ausdruck „tout le monde“ ist in „al diu werlt“ vorhanden, z. B. Walther 28,31:

Ich hân mîn lêhen, al die werlt, ich hân mîn lêhen.

Das mhd. Wb. 3, 579 führt gerade für Walther noch eine Anzahl Stellen (auch im Nominativ) an.

Damit sind wir bei den Redensarten angelangt, und auch bei ihnen fehlt es nicht an Parallelen, z. B. Nib. (Zarncke) 142,6:

Dô sprâchen sîne jägere 'magez mit hulden wesn,
sô lât uns, herre Sîvrit, der tier ein teil genesn.'

Zwar entspricht der Nebensatz nicht genau einer frz. Redewendung; aber daß für den Gedanken „mit Eurer Erlaubnis“ überhaupt ein Satz gebraucht wird, erinnert an das frz. „s'il vous plaît“, wie auch an das englische „if you please“ für „gefälligst“. (Da an schweizerischen Gymnasien auch ziemlich viel englisch getrieben wird, sind Hinweise auf diese Sprache nicht übel angebracht, zumal sich manche mhd. Wörter noch im Englischen erhalten haben, z. B. kone, smielen. (Vielleicht komme ich später einmal auf dieses Thema zurück.)

Sogar die umständliche französische Fragestellung mittelst Umschreibung hat ein mhd. Seitenstück, z. B. Nib. 1179:

Dô sprâchen aber die Hiunen 'küniginne rîch,
iuwer leben wirt bî Etzel so rehte lobelîch,
daz ez iuch immer wünnet, ist daz ez ergât.'

Bartsch übersetzt den Bedingungssatz in seiner Ausgabe Str. 1239: „wenn der Fall eintritt, daß.“ Wörtlich also: „ist es, daß es ergeht,“ was im Französischen hieße: „est-ce qu'il va.“ Wir haben es mit einem Bedingungssatz in Form eines Fragesatzes zu thun, einer im Deutschen ja alltäglichen Erscheinung. Auch hier wird also durch eine dem Schüler ganz geläufige Redewendung eine auffallende mhd. Konstruktion erläutert.

Überzeugt, daß sich bei weiterer Beobachtung noch mehr Stoff herbeischaffen ließe, verwende ich doch hier nur das, was sich mir bei der

Erklärung von selbst aufdrängte. Das Gesagte genügt indes vollständig, um meinen werten Fachgenossen einen Fingerzeig zu geben, der vielleicht manchem unter ihnen nicht unwillkommen ist.

---

## Sprechzimmer.

### 1.

### Die tragische Schuld in Schillers Jungfrau von Orleans.

Herr Gymnasialdirektor Evers in Barmen weicht in seiner neuen Schulausgabe der Jungfrau von Orleans (Meisterwerke der deutschen Litteratur, Band 7, Berlin, Reuther und Reichard) in Bezug auf Bestimmung der tragischen Schuld Johannas von den bisherigen Erklärern ab. Er findet die Achse der Tragik nicht in der Lionelszene, sondern schon in der Montgomeryszene. Das Verlieben ist ihm nicht „Johannas ausschließliches und Hauptvergehen," sondern nur „eine gottverhängte Folgeschuld und zugleich Nemesis für das vorhergegangene, viel schwerere Vergehen der Selbstüberhebung, für die in steigender Selbstverblendung eigenmächtig vollzogene Überspannung ihrer ursprünglichen Aufgabe, für ihre in verhängnisvoller Selbsttäuschung vollzogene Abirrung von der reinen Bahn der Prophetin und idealen Gottesstreiterin zur unmittelbaren, persönlichen Beteiligung an der Tötung der einzelnen Feinde."

Als einzigen Vorgänger in dieser Auffassung führt der Verfasser Laas an. Bei diesem findet sich (Deutsch. Aufs. II, 682 flg.) allerdings ein Aufsatzentwurf über das Thema: „Welches ist die Schuld der Jungfrau von Orleans?" und in diesem u. a. folgende Sätze: „Wie ein Würgengel schreitet die patriotische Jungfrau, die Botin des Himmels, durch das Schlachtfeld. In diesem wilden Rasen schweigt völlig die Stimme weiblichen Gefühls. Aber wenn sie, als Montgomery ihr naht, zum ersten Male zögernd stehen bleibt, so fällt sie aus der dämonischen Wut in Selbstbesinnung; sofort bricht die natürliche Scheu vor Blut und Mord durch die starre Rinde. Ganz freilich wird sie noch nicht erweicht: sie schont den Montgomery nicht; aber sie tröstet ihn. War sie dazu aber auch vom Himmel berufen? Das natürliche, empfindende, zarte Weib spricht: Die erste Stufe der Schuld ist bestiegen."

Also auch hier wird der Beginn von Johannas Schuld in die Montgomeryszene gesetzt. Aber wir fragen: Was sagt denn Johanna in dem Drama selbst über den Beginn ihrer Schuld?

Vilmar, der für Schiller gewiß nicht und für seine Jungfrau von Orleans am allerwenigsten eingenommen ist, dessen Analysen der Schillerschen Dramen man aber feinsinniges Verständnis des vom Dichter Gewollten nicht wird absprechen können, ist so sehr davon überzeugt, daß Johannas Schuld im Stücke mit der Lionelszene beginnt, daß er dem Stücke daraus sogar einen Vorwurf macht. Er schreibt: (Litteraturgesch. 10. Aufl., S. 497): „Der nächste (nämlich schwere Fehler) ist der, daß Johanna im Kampfe zwischen himmlischer Begeisterung und irdischer Liebe der letztern unterliegt, während es ganz nahe lag, und fast unvermeidlich war, den Fall der Jungfrau (ihre Gefangenschaft und ihren Tod) dadurch zu motivieren, daß sie hingerissen von weltlicher Ehre ihren ursprünglichen himmlischen Beruf überschreitet."

Vilmar vermißt also in Schillers Drama, was Laas und Evers darin gefunden haben wollen. Man kann es aber nur darin finden, wenn man Johannas eigene Worte falsch deutet und so dem Dichter Niegewolltes und Niegemeintes unterschiebt. Ein recht bezeichnendes Beispiel solches Falschverstehens findet sich auch bei Bellermann, der übrigens ganz richtig bemerkt, daß schon früher nicht wenige Erklärer in der Montgomeryszene und in anderen Szenen des zweiten und dritten Aktes bereits „eine Trübung der gottbegeisterten Seele" Johannas haben finden wollen. Um solche irrtümliche Auffassung zu bekämpfen schreibt Bellermann (II, 256) u. a.: „Diese Auftritte (mit Montgomery und mit dem Herzog von Burgund) sind in der That notwendige Vorstufen zur Lionelszene, aber es bleibt ein völliges Mißverständnis, daß irgend etwas darin eine „Verweltlichung" ihres Wesens bezeichnen oder ein „Schritt zum Bruche ihres Gelübdes" sein sollte. Daß ihr Mitleid mit Montgomery, welches auf ihr Handeln nicht den mindesten Einfluß ausübt, kein Abfall ist, kann durch Johannas eigene Worte aufs bündigste bewiesen werden. Denn wenn sie später nach ihrem Fall, in der Beklemmung ihres Herzens ausruft (IV, 1): „Bin ich strafbar, weil ich menschlich war? Ist Mitleid Sünde?" und alsdann sich selbst zurückweist: „Arglistig Herz, du lügst's dem ew'gen Licht, dich trieb des Mitleids fromme Stimme nicht," so ist offenbar, daß sie die bloße Regung des Mitleids keineswegs als eine Sünde empfindet."

Bellermann spricht hier von „Mitleid mit Montgomery," von Mitleid mit einem, den Johanna getötet hat. Wie in aller Welt kommt er dazu? Gehen denn den angeführten Stellen nicht unmittelbar Worte voraus wie:

Wehe! Weh' mir! Welche Töne!
Wie verführen sie mein Ohr!
Jeder ruft mir seine Stimme,
Zaubert mir sein Bild hervor!
. . . . . . . . . . .

Sollt' ich ihn töten? Konnt' ich's, da ich ihm
In's Auge sah! Ihn töten! Eher hätt' ich
Den Mordstahl auf die eigne Brust gezückt!

Kann sich das auf einen andern als auf Lionel beziehen? Und nun die Fortsetzung dieser Worte, in denen Johanna geradezu ihr Verhalten gegen Lionel zu dem gegen Montgomery in Gegensatz bringt, wo sie ausdrücklich sagt, daß des Mitleids Stimme nur für den einen, aber nicht für den andern gesprochen habe:

Und bin ich strafbar, weil ich menschlich war?
Ist Mitleid Sünde? — Mitleid! hörtest du
Des Mitleids Stimme und der Menschlichkeit
Auch bei den andern, die dein Schwert geopfert?
Warum verstummte sie, als der Walliser dich,
Der zarte Jüngling, um sein Leben flehte?

Johannas Worte nach Montgomerys Fall lassen wenig von Mitleid erkennen:

Dich trug dein Fuß zum Tode — Fahre hin!

und der „erhabenen Jungfrau" dankte sie mit den Worten:

Du wirkst Mächtiges in mir!
Du rüstest den unkriegerischen Arm mit Kraft,
Dies Herz mit Unerbittlichkeit bewaffnest du.

Hier ist nichts davon zu spüren, daß Johanna bereits begönne, sich schuldig zu fühlen. In dem großen Monologe am Anfang des vierten Aktes aber spricht sie ganz offen aus, von wann an sie schuldig sei und wessen sie sich schuldig gemacht habe. Nicht Mitleid mit Lionel — Montgomery kann, wie oben gezeigt, gar nicht in Frage kommen —, sondern Liebe zu Lionel ist ihre Schuld, und als sie ihm zum ersten Male in die Augen sah, begann ihre Schuld:

Arglistig Herz, du lügst dem ewigen Licht,
Dich trieb des Mitleids fromme Stimme nicht!
Warum mußt' ich ihm in die Augen sehen!
Die Züge schaun des edlen Angesichts!
Mit deinem Blick fing dein Verbrechen an,
Unglückliche!

Von da an war sie nicht mehr „das blinde Werkzeug, das Gott fordert":

Mit blinden Augen mußtest du's vollbringen!
Sobald du sahst, verließ dich Gottes Schild,
Ergriffen dich der Hölle Schlingen.

Wer unbefangen sich an des Dichters Worte hält, kann in dem neuen Erklärungsversuche nur völlig mißglückte Spitzfindigkeiten erkennen.

Leipzig. **Albert Richter.**

## 2.
## Er hilft uns frei aus aller Not.

(Vergl. 11. Heft des 8. Bandes der Ztschr. Seite 770.)

Jeder Versuch, das Wort frei zu irgend einem Kasus zu konstruieren, muß fehlschlagen, da es eben ganz in der Luft schwebt. Dieser Gebrauch hat sich im bayrischen und fränkischen Dialekt bis heute erhalten und scheint auch Luther geläufig gewesen zu sein. Die Sache wird durch Beispiele am besten deutlich werden. Jemand will eine Geschichte erzählen, macht aber plötzlich die Entdeckung, daß ihm die Nebenumstände aus dem Gedächtnis entschwunden sind. Nach langem vergeblichen Nachsinnen sieht er sich zu dem Geständnis genötigt: Das fällt mir jetzt frei nimmer ein.

Ein anderes Beispiel: Eine Gesellschaft wird in einem Gebirgsdorf von einem Sturm überrascht. Man schickt in dem ganzen Dorf herum, ob sich nicht ein Fuhrwerk auftreiben lasse, um nach dem Standquartier zurückzufahren. Alles umsonst; endlich entschließen sich die Sommerfrischler zur Resignation mit den Worten: Jetzt müssen wir frei in dem verdammten Neste über Nacht bleiben.

Ein weiteres Beispiel: Eine Dame redet einem Herren, der in der Familie auf Besuch ist, zu, er möge doch noch eine Tasse Kaffee trinken. Als sie einsieht, daß der Gast durch keine Überredung von seiner Gewohnheit, nur eine Tasse zu trinken, abgebracht werden kann, bricht sie in die Worte aus: Er trinkt mir frei keine Tasse mehr.

In allen diesen Beispielen läßt sich unschwer erkennen, daß durch den Beisatz des Wortes „frei“ der Sprechende dem Gefühl Ausdruck giebt, daß man durch das befreiende Wort aus dem Unklaren, aus dem Zweifel herausgekommen ist. Zu Luthers Zeiten mag „frei“ noch in weiterer Bedeutung gebraucht worden sein, so daß man es einer Parenthese — frei herausgesagt — gleichsetzen kann. Damit wird denen, die den Ausdruck als zu weitgehend bemängeln möchten, versichert, daß er nicht zu stark, sondern völlig berechtigt sei. In den fliegenden Blättern vom 7. Januar 1895 steht so in einem Gedicht: Es is scho frei a Jammer. Solche ethische, d. h. die Stimmung des Sprechenden wiedergebende Adverbia, die außer allem Zusammenhang mit dem Satze stehen, haben wir auch im Hochdeutschen. So wäre gar nichts zu erinnern, wenn Luther geschrieben hätte: Er hilft uns rein aus aller Not. Nur gäbe das eine andere Nuance. Mit rein — dialektisch reineweg — wird die Allgemeingültigkeit der Behauptung gegen Zweifel oder Einschränkungen festgestellt. „gelt“ in Fragen, spricht die Überzeugung aus, daß man eine bejahende Antwort erhalten werde: man geht eine Wette ein,

gelte sie, soviel sie will, sei sie so hoch sie will. Die Adverbia „halt, eben" drücken meist eine Resignation aus. Das interessanteste von allen diesen ethischen Adverbien ist aber das im fränkischen Dialekt so überaus häufige, immer nasal gesprochene, selten geschriebene „fein". Dieses aus dem Romanischen stammende (fino = dünn) Wort ist bei Luther einfaches Adverbium, z. B. Hiob 3, 26: War ich nicht fein stille? H. Gesangbuch 412, 7. Hier ist „fein" eine adverbiale Bestimmung der Art und Weise, die nur zu „stille" gehört, wie auch wir ähnlich sagen: Sei hübsch artig! Im jetzigen fränkischen Dialekt dagegen fällt es ganz aus der Konstruktion heraus. Eine Wiedergabe dieses proteusähnlichen Ausdrucks durch andere Wendungen ist fast unmöglich. Beispiele mögen die Sache beleuchten. Man ruft einem lebhaften Kind zu: Fall fein net; einem zerstreuten: Merk fein auf. Man will damit ja nicht die Art der Aufmerksamkeit bezeichnen; auch ist „fein" kein Flickwort, sondern ein ἠθικόν.

Schweinfurt. **Friedrich Spälter.**

3.

Zu „Da drobn aufm Berge."

Vielleicht interessiert es die Leser der Zeitschrift für den deutschen Unterricht, daß das auf dem linken Havelufer heimische Schnadahüpfl auch in Mittelfranken an der fränkischen Rezat gesungen wird und zwar in der von Herrn Wetzel vermuteten ursprünglichen Fassung:

> Dōā drom afm Bergla,
> Dōā ſtāt a Kapell,
> Dōā tanzt der Herr Pfarrer
> Mit seiner Mamsell.

So hörte ich es in meiner Jugend in Windsbach, einem Landstädtchen, vier Stunden von Ansbach entfernt. Die Bevölkerung dieser Gegend, meist wendischer Abkunft, singt im allgemeinen wenig. Sie ist protestantisch wie diejenige in Deetz. Kleinere Berge sind wohl vorhanden, aber Kapellen sind wenigstens heutzutage nicht mehr darauf zu sehen. Auch ein konkretes Bild eines „alten ehrwürdigen Herrn" und einer „Mamsell" als Haushälterin ist mir aus meinem Heimatsorte nicht bekannt. Das Schnadahüpfl ist sicherlich auf den katholischen Geistlichen gemünzt, dem auch sonst allerlei nachgesagt und nachgesungen wird — wozu ich aus eigener Erinnerung einen interessanten, zum Abdruck in dieser Zeitschrift jedoch weniger geeigneten Beleg beibringen könnte.

Darf ich noch eine Vermutung äußern über die Entstehung der Lesart „Karßell"? In Mittelfranken bedeutet das Fremdwort karessieren (caresser) viel mehr als „liebkosen"; es heißt vielmehr, „der Liebschaft nachgehen." Sollte vielleicht in früherer Zeit das Volk an der Havel

auch gedacht und in seiner Weise gedichtet haben, der Herr Pfarrer habe die Kapell zum Karessell gemacht? Dabei könnte immerhin die lautliche Verwandtschaft mit „Karussell“ eingewirkt haben. — Oder wäre vielleicht das Schnadahüpfl so zu paraphrasieren: „Da drobn aufm Berge, da steht — ne Kapell? nein! ein lebendes Karussell: der wie ein Karussel sich mit seiner Mamsell im Kreise drehende Herr Pastor.“

Dürrenmungenau. **J. Steinbauer**, Pfarrer.

4.

Habakul.

Die Anfrage in Heft 5/6 S. 412 des vorigen Jahrganges kann ich in Bezug auf das rätselhafte Habakûl u. s. w. nicht beantworten, es müßte denn der Hinweis auf ein luxemburgisches Spielverschen zum sogenannten Sauspiele (bei Ed. de la Fontaine, Luxemburger Kinderreime 1877, S. 41, 7).

Mîr gin dreîmol ronderem,
Dé kèng Kaul huot, dén as drem

doch vielleicht als eine Empfehlung des von dem Herrn Fragesteller abgewiesenen Zusammenhanges mit dem Zeitwort „haben“ angesehen werden. Entlehnung aus hochdeutschem Sprachgebiet wäre ja leicht möglich. Aber über das Spiel selbst weiß ich einige vielleicht erwünschte Auskunft.

Wie alle Kinderspiele nämlich, so findet sich auch dieses Ballspiel mehr oder minder ähnlich in wohl allen deutschen Landschaften. In meiner Heimat, dem Altenburgischen, geht es nach folgender Regel. Der Gummiball, klein und nur die Hand füllend, aber kernfest, wird zuerst von einem, wenn ich mich recht erinnere, durch Abzählreim bestimmten Knaben am Boden hingerollt auf eine Reihe kleiner, kreisrunder Gruben zu, die dicht hintereinander mit den Stiefelabsätzen in den Boden eingedreht sind und an deren jeder die Fußspitze eines Mitspielenden steht. In dem Augenblicke, wo der rollende Ball in einem der Löcher zur Ruhe kommt, bückt sich der daranstehende nach ihm, und alle übrigen stieben wie aus der Pistole geschossen nach den vier Winden auseinander, bis jener, sobald er zugefaßt und sich wieder aufgerichtet hat, einen bestimmten Ruf erhebt, der den Jungen da dem Wortsinne nach ebenso unverständlich sein muß, wie den Rheinländern ihr Habakul. Doch steht alles sofort still, dem Rufer mit dem Rücken zugewandt, und er wirft nun nach dem nächsten oder wagts mit einem ferner Stehenden. Saß der Wurf, so jagt der Getroffene dem zurückprallenden Balle nach, die anderen in entgegengesetzter Richtung davon, bis sie nun durch dessen Anruf abermals gestellt werden. Wer aber beim Wurf sein Ziel verfehlt, hat

sich zur Sühne, rücklings an die Hauswand gestellt, von allen der Reihe nach mit dem harten Balle beschießen zu lassen oder auch durch die geschlossene Gasse Spießruten zu laufen. Dann beginnt er das Spiel von neuem, wie oben.

Fast ganz stimmt damit der schweizerische Spielbrauch überein, den E. L. Rochholz (Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel, Leipzig 1857) S. 388 beschreibt; auch daß man sich nicht schont, sondern kräftiglich zu prellen sucht, gilt hier wie dort. Aber auch den Steh- und Rennruf des alemannischen Spiels, der „Vigoli“ lautet, vermag ich nicht zu deuten, während das im Altenburgischen dafür übliche „Stanto“ doch wohl dem fröhlichen Latein ballwerfender Klosterschüler entstammt. Heißen doch auch bei der Schuljugend in Österreich-Schlesien die Steine, die den Umkreis des Feldes ebenfalls bei einem Ballspiele bezeichnen, noch heutzutage Meten: Schlagmeta, Laufmeta, Feldmeta (s. Peter, Volkstümliches aus Österreich-Schlesien, Troppau 1865. I. S. 165, 77) und ebenda muß auch beim „Frschtäcklas“ der Suchende den Gefundenen bei der „Meta“ oder „Ankloppe“ anschlagen. In H. Handelsmanns Volks- und Kinderspielen aus Schleswig-Holstein (2. Aufl. Kiel 1874, 119), der übrigens auf Guts Muts Nr. 12 verweist, heißt entsprechend der Ruf zum Stillstehen: „Sta Ball“ oder „Staet“ und ebenso das ganze Spiel, daneben aber auch Akkarbolspiel, letzteres nach „Scherznamen“, auf die hin der Angerufene den aus der Höhe kommenden Ball fassen muß. Dieses „Akkarbol“ ist mir dunkel, wie jenes „Habakul“, mit dem es aber vielleicht nicht zufällig im Klange der Vokale so ziemlich übereinstimmt.

Wie geheimnisvolle Worte im Kinderliede, besonders in den Abzählreimen, so sind rätselhafte Spielworte und Namen keine Seltenheit. Ich erinnere an einige der mannigfaltigen Benennungen und Schlagworte des altbekannten Sauspieles (bei Handelmann 118, aber auch bei Rochholz unter Mor-î-thue u. s. w.): Hudelum, Fudum, Studum, das letzte von Rochholz gedeutet als: die Staude umgekehrt!, ganz unglücklich, wie mir scheint, denn weder von Umkehren noch von einer Staude kann die Rede sein. Ein Laufspiel im Holsteinschen hat den unerklärlichen Namen „Gumm“, und ein ebensolches auch mit einem sonderbaren Namen verzeichnet E. Meier in seinen Deutschen Kinderreimen und Kinderspielen aus Schwaben Nr. 430 und zwar mit dem richtigen Vermerke, es sei auch anderwärts bekannt, was z. B. für die Altenburgische Gegend zutrifft. Paarweise stellen sich die Spielenden hinter einander auf, nur Eins tritt einzeln an die Spitze, Nase nach vorn. Auf dessen Ruf muß immer das letzte Paar sich lösen und eins links, das andere rechts an ihm vorüberlaufend sich vorn wieder zu vereinigen

suchen; der Rufer behält Platz und Amt, bis es ihm glückt, jemand vor der Wiedervereinigung einzufangen. Stich- und Nennwort ist in Schwaben gewöhnlich „Brillo“, bei uns ebenso beides „Fangschong“, daneben auch ganz anders geartet „Böckchen, Böckchen, schiele nicht!“ Daß dieses „Brillo“ aus einer ältern Gestalt des Wortes Brautlauf entstellt worden, kann man wenigstens vermuten, ist auch wohl bereits vermutet worden, besonders da die nebenher vorkommende Bezeichnung als „Witwerspiel“ ebenfalls auf einen solchen Rest und Nachhall dieses alten, schon im Mittelalter schwindenden Hochzeitsgebrauches hindeuten kann. Die Formwandlung hätte sich vielleicht unter dem Einfluß einer Vorliebe für fremdländischen Wortklang vollzogen. Aber für das möglicherweise ähnlich verwelschte Fanchon (aus: Fang schon??) findet sich auch unter Handelmanns ausgiebigen Bemerkungen kein Fingerzeig, während er z. B. das dänische „U baste“ mit „ud bageste“ = „heraus die letzten“, das russische „Garcilki“ mit: „es brennt“ verständlich zu deuten weiß.

Vielleicht tritt noch ein Kundigerer vor, der uns Habakuk und Akkarbol und Fudum und Studum und Fanchon alle zusammen befriedigend auslegt.

Berlin. Oskar Streicher.

## 5.

Zu dem Aufsatze Rudolf Hildebrands: Humor im Kinderliede (Ich saß auf einem Birnbaum) auf S. 285 im 5. resp. 6. Heft des 8. Jahrganges d. Ztschr. erlaube ich mir ein Seitenstück vorzuführen, das ich in der Gegend von Kulmbach aufgelesen habe; dasselbe lautet:

Bin i ser'n Kirschen ganga,
Da aß ich mein Bauch voll tage[1]) Birn,
Da is der Bauer komma, dem die Holzäpfel sein warn,
Der sprach: „Du Schelm, du Dieb!
Was thust du in mein gelbn Rubna?“
Da sprang ich von der Tanne, Kiefern runter,
Mittenhinein in die Stadt.
Da begegneten mir die tausend Pech-Soldaten,
Die fragten mich, wer der höchste sei in der Stadt.
Da sagte ich: Der Göckerhahn auf dem Turm.
Da gaben sie mir eine Maulschelle rechts und eine Maulschelle links
Und boten mir obendrein noch Schläge an.
Da sprang ich um die Ecke, wo die sieben Säck voll Wasser steha
Mittenhinein in die Kirche. Da stund ein Pfaff,
Der sprach: „Römer am zwoten Kapitel,
Sing, sang, ich sang dich!“

---

1) teig.

Bei diesen Worten wird der gespannte Zuhörer plötzlich am Arm ergriffen und ein wenig erschreckt. Und das ist der Humor davon.

Zu dem Satze auf S. 117 des 8. Jahrgangs: „wenn welche dennoch glauben“ bemerke ich, daß ein einfacher Latinismus vorliegt: si qui.

Zu S. 113 Minlôde gestatte ich mir mitzuteilen, daß eine ganz ähnliche Ausdrucksweise in Mittelfranken gebräuchlich ist. Man spricht dort: meiñ (nasal) Letta fast wie Ledder klingend, z. B. in dem Verschen:

Maiekäfer flieg,
Dein Vater is im Krieg,
Dein Mutter is in Engelland,
Kummt mein Letta nimmer ham (heim).

Zu „waser“ VI, 181 glaube ich die richtige Erklärung gefunden zu haben: Wenn man in meiner Jugend einer Schar Knaben einen berühmten Mann in einer Gruppe mit andern zeigte, rief der eine: woseraner is denn? der andere: woseraner? ein Beweis, daß hier einfach eine Assimilation aus „was für einer“ vorliegt, waserlei — was für eine Art auch immer.

Schweinfurt. **Friedrich Spälter.**

---

Grabow, Dr. August, Aussprache der Lautverbindungen sp, st u. a. (Mitteilungen des Deutschen Sprachvereins Berlin, VI, 21—33.)

——, Die mustergültige Aussprache des G. (Ebenda, VI, 137—164.)

Schulrat Grabow (in Bromberg) hat 1895 im Berliner Sprachverein zwei Vorträge über die richtige Aussprache des Deutschen gehalten und in dem ersten hauptsächlich das s vor p und t, im andern das g behandelt. Seine Grundsätze drückt er in der ersten Abhandlung (S. 24) so aus. Die Rechtschreibung, sagt er, giebt uns kein getreues Abbild der Aussprache; sie könne uns aber doch als Anhalt und Richtschnur dienen, nur müsse sie drei Prüfungen bestehen: die physiologische, die sprachgeschichtliche und die statistische. In der zweiten Abhandlung kommt bei einigen Streitfragen eine vierte Prüfung hinzu, die man die logische nennen könnte. Er untersucht also für die einzelnen Fälle schwankender Aussprache die physiologische und die sprachgeschichtliche Begründung, die Häufigkeit des Vorkommens und die Verständlichkeit der Wörter bei verschiedener Aussprache. Ausdrücklich und mit vollem Rechte schließt er Erwägungen aus, die vom sogenannten Wohllaut ausgehen, sich also bloß auf individuellen Geschmack stützen. Die Aussprache, die er nach den ausführlichen Erörterungen empfiehlt, ist im folgenden in Regeln gefaßt.

I. scht-, schp- im Anlaut, wie in stehen, verstehen, spinnen, Gespinst.

II. 1. a) g- im Anlaut, z. B. gar, geben, gut, begehren, genommen,

b) aber g- oder auch j- in der Vorsilbe ge- vor g und k, wie in gegeben, geklärt;

2. a) -k oder -ch (Ich-Laut und Ach-Laut je nach dem vorausgehenden Laut) im Auslaut, wie in Tag, Berg (Ich-Laut), Sieg, regte, Weg.

b) aber nur -ch in der Endsilbe -ig, z. B. König, kräftig, zackig,

c) und nur -k in dem Worte weg und Wörtern wie königlich, ewiglich;

3. a) -g- oder -j- (nach a, o, u das dem Ach-Laut entsprechende, hintere j, d. i. das neugriechische γ vor α) im Inlaut, wie in Tage, bergen, siegen, regen,

b) aber nur -j- in der Endung -ig vor dem e der Flexionsausgänge, wie in Könige, weniger, zackige, zack'ge,

c) und nur -g- in Wörtern wie Königin, Herzogin und solchen wie Säugling, magrer, Wagner;

4. a) ng gilt nk im Auslaut, z. B. Ding, Jungfrau, lang (longus), gieng,

b) aber bloßes velares n (ohne g, k), wenn dahinter ein Flexions -e kommt oder doch ergänzt werden kann, z. B. Dinge, Jüngling, lange, lang(diu), streng, gieng'.

Daß Grabow über die Aussprache des anlautenden st-, sp- richtig entschieden hat, wird nicht leicht jemand bestreiten wollen, zumal uns hier, in der Südostecke, fällt es nicht ein, daran zu zweifeln. Aber gegen die Beweisführung habe ich ein grundsätzliches Bedenken. Es hat jedenfalls einen wissenschaftlichen Reiz und Wert, die neuhochdeutsche Aussprache physiologisch zu erklären und sprachgeschichtlich zu beleuchten; aber sollte die Statistik, wenigstens bei einer so überwältigenden Mehrheit, wie sie für die Aussprache scht-, schp- vorliegt, nicht vollauf genügen? Die Majorität ist ja sogar noch größer als sie Gr. (S. 32) angiebt; denn er rechnet nur mit den 42 Millionen Deutschen „in Deutschland" (er meint: im Deutschen Reich), während in Österreich-Ungarn und der Schweiz noch ungefähr 12 Millionen Deutsche sind, die insgesamt für scht-, schp- stimmen. Ob man diese oder jene Aussprache physiologisch erklären kann (ich füge hinzu: oder psychologisch, z. B. als Analogie), das kann für die Praxis keinen Ausschlag geben; und die sprachgeschichtliche Wirklichkeit ist schon durch das thatsächliche Bestehen gegeben. Die

übliche Aussprache scht-, schp- müßte man, meine ich, wegen des Stimmenverhältnisses von ungefähr 10:1 ohne weiteres für die mustergültige erklären, auch wenn kein Gelehrter der Welt zu sagen wüßte, woher sie kommt.

Dasselbe Bedenken habe ich gegen den Beweisgrund der „Zweideutigkeit" bei dieser oder jener Aussprache, solange von der Statistik der thatsächlichen Aussprache der gebildeten Deutschen eine Entscheidung zu erwarten ist. Ohne die Gewißheit, daß eine beträchtliche Mehrheit die von Gr. verlangte Unterscheidung zwischen lang (longus) und lang (diu) macht, möchte ich, schon wegen der geringen Aussicht auf Erfolg, diese Unterscheidung nicht empfehlen; die Zweideutigkeit ist übrigens ganz unschädlich, ebenso unschädlich wie die bei länger (longior) und länger (diutius).

Die Aussprache des g auf den Königlichen Bühnen in Berlin (s. den Erlaß der Generalintendantur vom Januar 1887 bei Grabow, S. 161 und 163) trifft nur in der Hälfte obiger Regeln mit der Aussprache Grabows zusammen; sie kennt nur g- für 1. b), nur „g" (d. h. unbehauchtes k) für 2. a), verlangt ch für 3. b), verpönt -k für 4. a) und ist nicht ausdrücklich geregelt für den Fall 3. a). Es fällt mir auf, daß meine Aussprache, obwohl sie lange vor 1887 fest war und obwohl ich Berlin nie gesehen habe, in diesen Stücken mit der Berliner Bühnensprache übereinstimmt. Dennoch würde ich sofort zur Fahne Grabows überlaufen, wenn er die genannten Punkte seiner Aussprache ebenso statistisch gesichert hätte, wie den Fall des anlautenden st-, sp-. Diese Statistik des Gebildetendeutsch ist aber erst zu machen. Auch die Statistik der Reimwörter darf ins Feld geführt werden, aber nur mit großer Vorsicht. Gr. will durch die Reime unsrer Dichter beweisen, daß nur weg mit -k ausgesprochen werden müsse, während bei Tag, Zweig, genug &c. die Aussprache mit -ch berechtigt sei. Er macht sich anheischig, „auf jeden einzelnen Fall, wo von unseren klassischen Dichtern auslautendes g und k gereimt werden, fünfzig dagegen anzuführen, wo g mit ch reimt." Warum hat er wohl bei einem solchen Stimmenverhältnisse nicht die Aussprache Tach, Zweich, genuch vorgeschrieben? Vielleicht hat ihn eine Art Instinkt davon abgehalten. Es ist aber da unter anderm zu bedenken, daß (außer in weg) die Vokale vor dem -g lang oder Diphthonge sind und sich daher gegen die Reimung mit Wörtern auf -ck — auf einfaches -k gehen gar wenige deutsche Wörter aus — sträuben. Der Vergleich, den Gr. anstellt, ist also nicht statthaft.

In seinem Eifer für die Zulässigkeit der stimmhaften Ich- und Ach-Laute (des palatalen und des velaren j) für inlautendes g kommt

er zu der Behauptung, diese Aussprache sei sogar notwendig, nämlich erstens in den dichterischen Formen wie zack'ger, güt'ger, zweitens in Wörtern wie tragen, wenn man das e darin verstummen läßt. Ich gebe zu, daß zack'ger höchst unbequem wäre; es würde — wenn man sich nicht auf phonetische Kunststücke verlegt — zu einem unverständlichen zagger oder zacker vereinfacht werden; allein die Endsilbe -ig ist nun einmal, vermutlich zufolge der Angleichung an -lich, in der gesprochenen Sprache eines sehr großen Gebietes zu -ich verändert, sodaß Deutsche, die wie ich und die Schöpfer der Berliner Bühnensprache sonst das auslautende -g nicht wie -ch aussprechen, doch zackich, gütich und daher auch zackicher, güticher sagen und zack'cher, güt'cher lesen. Die Aussprache zack'jer, güt'jer ist also keineswegs notwendig, sie ist überdies unbequemer als die mit stimmlosem ch.[1]) Wer tragen mit g ausspreche, der verfalle, sobald das e in schneller Rede vernachlässigt wird, in den Fehler, das alveolare n in das velare zu verwandeln; diese physiologische Beobachtung ist ganz richtig, aber ein Fehler ist das ebensowenig, als wenn man, wie auch Gr. thun wird, aus lieben, sobald man das e unterdrückt, liebm macht.

Bei der Vorführung der den Zeichen k, g, ch im Deutschen entsprechenden Laute (S. 138) hat Gr. entweder aus Versehen oder mit Rücksicht darauf, daß es sich um das g und nur nebenbei auch um das k handelt, den hauptsächlichsten Wert des deutschen k, nämlich den des k im Anlaut von Vokalen, unerwähnt gelassen. Für alle, die fremde Sprachen lehren oder lernen, und für alle, die sich mit der Aussprache des Deutschen befassen, ist es aber wichtig, dieses behauchte deutsche k (ungefähr kh) vor dem betonten Vokal von dem unbehauchten k zu unterscheiden. Wir sprechen

kh in kalt, Karwoche, Accord, Chor, Kuh, Kälte, Kehle, Kiel, Eitelkeit,

k in Akt, Kreuz, Christ, Erker, eckig, Dickicht, weg, Entgelt,

g in Vagabund, ärger, Felge, Norddeutsche und Slaven auch in gar, Geld u. s. w.

---

1) Sie ist so unbequem, daß ich, bei aller Achtung vor den phonetischen Kenntnissen Grabows, zu vermuten wage, sein j sei in dieser Verbindung nicht stimmhaft; auch andere Gelehrte bezeichnen mit j einen stimmlosen Reibelaut, der so dünn wie unser j ist und sich dadurch von dem gewöhnlichen Ich-Laut unterscheidet.

Czernowitz. Th. Gartner.

## Zeitschriften.

Alemannia, Zeitschrift für Sprache, Kunst und Altertum, besonders des alemannisch-schwäbischen Gebiets. 24. Jahrgang 1. Heft: Sagen und Erzählungen aus Baden von Ludwig Sütterlin. a) Von Gespenstern und umgehenden Toten. b) Von gespenstischen Tieren. c) Vom wilden Jäger und seinem Heer. d) Von Hexen. e) Von Zauberern, dem Kornschneider und Heuler. f) Von den Wasserfräulein. g) Von verborgenen Schätzen. h) Geschichtliches. i) Vom Brauchen. Anhang: Haus- und Schutzbrief. — Zum Vokalismus des Alemannischen in der Mundart von Forbach im Murgthal von Otto Heilig. — Über Hermann Fischers Geographie der schwäbischen Mundart von Karl Bohnenberger. — Deutsche Handschriften in Maihingen von Friedrich Schmidt. — Zur Erklärung des Radolfzeller Marktprivilegs vom Jahre 1100 von P. Albert. — Anzeigen und Nachrichten: Ch. Schmidt, Wörterbuch der Straßburger Mundart, besprochen von Bruno Stehle. A. Erichson, Das theologische Studienstift Collegium Wilhelmitanum 1544—1894, besprochen von Renaud.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 1896. Nr. 6. Juni: W. Streitberg, Urgermanische Grammatik, besprochen von Fr. Kluge. — Karl Helm, Zur Rhythmik der kurzen Reimpaare des 16. Jahrhunderts, besprochen von O. Brenner. — Franz Spina, Der Vers in den Dramen des Andreas Gryphius, besprochen von O. Brenner. — Leopold Wurth, Das Wortspiel bei Shakspeare, besprochen von Ludwig Proescholdt. — Ad. Schiber, Die fränkischen und alemannischen Siedlungen in Gallien, besonders in Elsaß und Lothringen, besprochen von Ed. Heyck.

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins, XI, 6 (1. Juni 1896): O. Weise, Überblick über die Entwickelung der neuhochdeutschen Schriftsprache. Für Laien.

Blätter für litterarische Unterhaltung, 1896, Nr. 25: Eugen Mogk, Die Sage vom Kaiser Friedrich im Kyffhäuser. — Georg Berlit, Zur Geschichte Leipzigs. — Otto Lyon, Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.

Leipziger Lehrerzeitung III, Nr. 32—37: Deutsche Lehrerversammlung in Hamburg, Pfingsten 1896. (Wir verweisen jeden, der einen sachlichen und wirklich wertvollen Bericht über die deutsche Lehrerversammlung in Hamburg wünscht, auf diese Berichte, die nicht nur den Inhalt der Vorträge genau wiedergeben, sondern auch den Verlauf der Versammlungen eingehend schildern. Wiederum hat eine deutsche Lehrerversammlung, wie schon so oft, von dem wahrhaft vornehmen und besonnenen Geiste, der unsern Volksschullehrerstand beseelt, Zeugnis abgelegt. Sowohl die Wahl der behandelten Themen wie die Art und Weise der Behandlung bekunden weiten Blick und die Fähigkeit, mit eindringender Kraft den Bedürfnissen unserer Schule, unseres Volkes und unserer Zeit Rechnung zu tragen. O. L.)

## Neu erschienene Bücher.

Gustav Kettner, Über Lessings Minna von Barnhelm. Gratulationsschrift der Königl. Landesschule Pforta zum dreihundertfünfzigjährigen Jubiläum der Königl. Klosterschule Ilfeld. Berlin, Weidmann 1896. 40 S.

Freytags Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht:
Goethes Clavigo, herausgegeben von G. Bötticher. Preis geb. M. 0,50.
Friedrich Rückerts Gedichte, herausgegeben von Hermann Fietkau. Preis geb. M. 0,80. Leipzig, Verlag von G. Freytag. 1896.

Karl Kinzel, Gedichte des achtzehnten Jahrhunderts ausgewählt und erläutert. Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1896. Preis M. 1,20.

Otto Lyon, Die Lektüre als Grundlage eines einheitlichen und naturgemäßen Unterrichtes in der deutschen Sprache sowie als Mittelpunkt nationaler Bildung. Deutsche Prosastücke und Gedichte erläutert und behandelt. Erster Teil: Sexta bis Tertia. Zweite verbesserte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. 1896. Preis M. 5.

J. Ch. Aug. Heyses Kleines Fremdwörterbuch. Auszug aus Heyses großem Fremdwörterbuch in der Bearbeitung von O. Lyon. 14000 Fremdwörter nach ihrer Abstammung erklärt und verdeutscht. Hannover und Leipzig, Hahnsche Buchhandlung. Preis geb. M. 1,80.

Georg Schnedermann, Von rechter Verdeutschung des Evangeliums. Ein Ausblick am Ende des Jahrhunderts. Leipzig, A. Deichert Nachf. (Georg Böhme) 1896. 52 S.

Eduard Scheidemantel, Zur Entstehungsgeschichte von Goethes Torquato Tasso. Jahresbericht des Wilhelm-Ernst-Gymnasiums in Weimar. 1896. 20 S.

Otto Seiffert, Der Einfluß der formal-sprachlichen Bildung auf das menschliche Denken. Jahresbericht des Königl. Gymnasiums zu Lauban. 1896. 32 S.

Gustav Freytag, Gesammelte Werke. 1. Lieferung. Leipzig, S. Hirzel 1896. Zweite Auflage (erscheint in 75 Lieferungen zu 1 M. oder 22 Bänden). 128 S.

Sammlung Göschen:
H. Althof, Das Waltharilied, übersetzt und erläutert. 152 S. Preis M. 0,80. Leipzig, Göschen 1896.

W. Bleich, Vereinfachte deutsche Rechtschreibung und richtige Aussprache. Berlin, Max Schildberger 1896. 42 S.

Friedrich Dulmeyer, Die siebente Großmacht oder der Schatten. Lustspiel in fünf Akten. Leipzig, Ernst Wiest Nachf. 1896. 136 S. Preis M. 1,50.

Gustav Friedrich, Die höheren Schulen und die Gegenwart. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag Ernst Hoppe 1896. 51 S.

Emil Rasche, Die Erzählung im Aufsatzunterrichte der Volksschule. Eine Sammlung ausgeführter Aufsatzübungen im Anschluß an epische Musterstücke. Dresden, Alwin Huhle (Karl Adler) 1896. Preis M. 1,30.

Der gesamte Sprachunterricht in der Volksschule im Anschluß an den Sachunterricht. Erster Teil. Zweites, drittes und viertes Schuljahr. Bearbeitet von Johannes Hache. Preis M. 2,60. — Zweiter Teil. Fünftes und sechstes Schuljahr. Bearbeitet von Hermann Prüll. Preis M. 3. — Dritter Teil. Siebentes und achtes Schuljahr. Bearbeitet von Hermann Prüll. Preis M. 3. Dresden, Alwin Huhle (Karl Adler) 1895.

Ernst Hesse, 180 grammatische Arbeiten in Aufsatzform mit besonderer Berücksichtigung der Wortbildung, der Wortbedeutung und der Sprachrichtigkeit. Erstes Heft: Unterstufe. Preis M. 0,80. — Zweites Heft: Mittelstufe. Preis M. 1,20. — Drittes Heft: Oberstufe. M. 1,30. Dresden, Alwin Huhle (Karl Adler) 1896.

Karl Just, Märchenunterricht. Zwölf Volksmärchen in darstellender Form für die Mütter und Lehrer der Kleinen. Leipzig, A. Deichert (Georg Böhme) 1896. Preis M. 1,40.

O. Koenig, Geschichte der deutschen Litteratur. 3. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner 1896. 152 S. Preis geb. M. 1,60.

E. Schmid und Fr. Speyer, Deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen. IV. Teil. 1. Abteilung: Gedichtsammlung. Leipzig, B. G. Teubner 1896. 248 S. Preis geb. M. 2.

J. Schubert, Die philosophischen Grundgedanken in Goethes Wilhelm Meister. Leipzig, C. G. Naumann 1896. Preis M. 2,50.

Emil Reichenhart, Beiträge zum Unterricht im deutschen Aufsatz (Siebente Klasse). Jahresbericht des Königl. Alten Gymnasiums zu Nürnberg. Nürnberg 1896. 31 S.

Wilhelm Bangert, Fibel für den ersten Sprach-, Lese- und Schreibunterricht. Nach den Grundsätzen der Phonetik bearbeitet. 2. Auflage. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg 1895. 120 S.

Karl Heß, Der deutsche Unterricht in den ersten Schuljahren auf phonetischer Grundlage. Eine Anleitung angeknüpft an die Fibel von W. Bangert. Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg 1896. Preis M. 0,50.

---

## Erklärung.

Jahrg. 10 S. 440 dieser Zeitschrift bespricht ihr Herausgeber einen bald nach Kaiser Wilhelms I. Tode in den „Grenzboten" erschienenen Aufsatz R. Hildebrands „Trauer und Treue" und erwähnt als einen Beweis für die rasche Verbreitung des Ausdrucks den gleichen Titel meiner 1890 bei Teubner herausgegebenen Sammlung von Gedichten. Leider aber habe ich von diesem Aufsatz erst durch diese Recension gehört. Sonst würde ich mich für die Wahl meines Titels gewiß auf unsern Altmeister berufen haben, wenn ich auch, vermutlich von diesem abweichend, die „Trauer" auf die beiden verstorbenen Kaiser Wilhelm und Friedrich und die „Treue" auf ihren Nachfolger, für dessen Geburtstagsfeier die 3. Abteilung meines Buches bestimmt ist, bezogen habe. Immerhin freue ich mich sehr, in diesem von Lyon richtig herausgefundenen Zusammentreffen eine Legitimierung des Ausdrucks erblicken zu dürfen, den ich anfänglich zagend und, wie wohl auch H., durch die Allitteration geleitet, gewählt habe.

Boppard. **Karl Menge.**

---

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher 2c. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2 II

# Wie können wir auf eine höhere Stufe der nationalen Aneignung der Goetheschen Faust-Tragödie gelangen?

Von A. Freybe in Parchim.

(Schluß.)

Wie es nun einerseits der Name Dr. Luthers ist, der mit seiner Person, seiner Lehre und seinem Leben von einem Teil unseres Volkes in tiefster Seele erfaßt, ihm zum Träger alles volkserhaltenden Lebens wurde, so ist's, wie wir oben sahen, anderseits Name und Person des Dr. Faust, an den sich die Schrankenlosigkeit des volkszerstörenden Abfalls eines negativen Protestantismus knüpfte, eines Protestantismus, der nur der Negation lebt und dem der große Volkserneuerer mit seinem Evangelium von der freien Gnade Gottes in Christo und der Freiheit eines Christenmenschen innerhalb der durch Gottes Wort gegebenen Schranken nur der wohlbeleibte „weiland Dr. Luther" ist.

In der Faustsage erfolgt die Darstellung dieses Abfalls, und indem der einheitliche Grundgedanke in dieser seiner Prägung dem Dichter durch die Sage vermittelt wurde, entfaltete er jenen fruchtbaren Sagenkern des Abfalls nur weiter aus seiner Zeit heraus bis in die fernste Zeit hinein, indem er solchen Abfall eines hochbegabten Geistes in seiner zentrifugalen Ausarbeitung auf allen Lebensgebieten bis in seine letzten Konsequenzen zur plastischen Darstellung bringt. Daher auch alle jene wunderbaren Gebilde einer auf solchen Abfall sich auferbauenden Faustkultur mit ihren Kulturtendenzen und Kulturwegen, wie sie uns der zweite Teil der Faustdichtung darstellt. So aber wird der Inhalt derselben weit mehr als ein „symbolisch-historischer", wie v. Loeper ihn nennt; er ist eben eine plastische Darstellung und Weiterführung der Biologie des deutschen Geistes bis in unsere Zeit hinein und über sie hinaus mit der Eigenart teils jener Zeit der Faustsage, teils der Zeit des Dichters selbst. Lag doch für ihn das Ergebnis der Ausarbeitung des Abfalls des deutschen Geistes von seinem Urquell seit der Reformationszeit in einem negativen Protestantismus und einer faustischen Kultur durch zwei Jahrhunderte ebenso vor, wie anderseits die weitere Ausarbeitung desselben in neuen

Kulturtendenzen schon zu des Dichters Zeit sich anbahnte. So geöffneten Auges Rück- und Vorschau haltend, hat der Dichter, in dessen eigenem Geiste so manche Anwandlungen eines faustischen Feuergeistes sich regten, in gleicher Weise rückwärts wie einwärts und vorwärts schauend, eine weitere großartige volksgeschichtlich-typisch bedeutungsvolle Fortdichtung und Ausgestaltung der alten Sage dem Volke geboten, von welchem wie von Faust das Wort gilt: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust! Die eine will sich von der andern trennen. Die eine hält in derber Liebeslust sich an die Welt mit klammernden Organen, die andere hebt gewaltsam sich vom Dust zu den Gefilden hoher Ahnen."

So erhält und trägt die Faustdichtung nicht nur das Gepräge der Eigenart eines negativen Protestantismus, der mit dem Abfall von dem durch Luther wieder eröffneten Urquell mit zentrifugaler Macht zur Schrankenlosigkeit getrieben wird, auch nicht nur das Gepräge der Eigenart des Dichters, in dessen Sturm- und Drangperiode selbst so manche derartige Anwandlungen sich regten, sondern auch, und zwar in vollem Einklang damit, das Gepräge der Eigenart des deutschen Geistes, jenes „hochtragenden Geistes, der Adlersflügel an sich nimmt," wie er nicht nur in dem Dichter, sondern im deutschen Volke überhaupt pulsiert. Mit diesem Gepräge der Eigenart des deutschen Volkes wird die Fausttragödie aber nicht sowohl zu einem Weltbild und Weltgedicht, als vielmehr zu einem Volksbild, zu einer dichterisch gestalteten Biologie des deutschen Geistes, dessen starke wie schwache Seite eben durch jenen hochtragenden Adlergeist bestimmt wird, je nachdem er der Forderung des Faustbuches entsprechend Gott unterthänig ist und in den Schranken des Glaubensgehorsams in lutherischer Weise den Adlerflug zur Freiheit eines Christenmenschen entfaltet, oder aber in der Schrankenlosigkeit des Abfalls nach dem Vorgang einer Erasmischen Lehre de libero arbitrio gegen Gott und seine Ordnungen austobt.

Sagt doch auch v. Loeper, daß die Lösung des Faustischen Problems in einer für die Menschheit schlechthin giltigen Weise der Dichtung überhaupt nicht zugemutet werden könne, und wenn sie sich daran wagte, aufhören würde, Dichtung zu sein. Das Problem, sagt er, ist ein individuelles der neuern Zeit und des germanischen Abendlandes, und weiterhin heißt es von dem Drama: „Es ist ein echt germanischer Gesang. Alle die Kulturtendenzen, welche die neuere Zeit in ihrem Schoße getragen, finden in dichterischen Bildern den entsprechenden Ausdruck bei Goethe, der sich immer von dem lebendigen Geiste seines Volkes inspirieren ließ. So stellt er gerade im zweiten Teile seiner Tragödie eine unendliche Fortentwickelung seiner Nation auf der Grundlage der Selbstthätigkeit und Selbstbestimmung dar."

Somit wäre also das Problem doch kein „individuelles", sondern eben ein volksgeschichtliches, sofern sich in der Nachtgestalt der Sage eben der Geist des Volks leibhaftig darstellt. Demnach ist die Tragödie eben die Tragödie des deutschen Geistes in seinem Abfall vom Urquell zur Schrankenlosigkeit.

Und gerade jene, auch von v. Loeper betonte Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit ist es, in der wiederum Goethes Trauerspiel noch sichtbar genug die innere Einheit mit der Volkssage bewahrt, die so unverkennbar antibiblisch und antilutherisch geprägt ist. Gerade die vielgerühmte Freiheit der Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit steht im denkbar schärfsten Gegensatze zu der Lehre Luthers de servo arbitrio, ebenso wie die des Pelagius zu der des heiligen Augustinus. Um das voll zu erkennen, muß man nicht nur die in dem Konkordienbuch, zumal in der Konkordienformel behandelte Lehre vom freien Willen, sondern auch jene Erasmischen Anschauungen und Tendenzen erwägen, wie sie schon zu Luthers Zeit und im ausgesprochenen Gegensatz zu ihm große Kreise beherrschten und in des Erasmus Schrift (September 1525) De libero arbitrio niedergelegt sind, auf welche dann Luther in seiner Gegenschrift De servo arbitrio noch in demselben Jahre antwortete. Die gehaltlose Verteidigung, welche Erasmus darauf im Jahre 1526 der Schrift Luthers entgegenstellte, würdigte dieser nicht einmal mehr einer Antwort, da Erasmus in ihr (und zwar gerade so wie Faust) in der Schrankenlosigkeit eines vollendeten Abfalls vom Urquell „als Skeptiker, als Epikurer und Feind aller Religionen, der es nicht einmal mehr mit dem Glauben an Gott ernst meint" auftrete.

Zu solcher Skepsis, zu solchem Epikureismus und zu solcher Feindschaft gegen alle Religion gedieh also die vielgepriesene Freiheit der Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit, und zwar nicht nur bei Einzelnen, sondern es entfaltete sich diese Lehre des Libertinismus aus der Reformationszeit weiter zu jener volks- und familienzerstörenden Autonomie, welche im Zeitalter Ludwigs XIV. ihre Giftblüten trieb, bis dann die Revolution ihre Sodomsäpfel zeitigte, wie derselbe Libertinismus, d. h. dieselbe Schrankenlosigkeit im Abfall von Gott zur sogenannten Freiheit der Selbstbestimmung einst in Sodom waltete. Alle solche sogenannte Freiheit der Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit ist, wie die Geschichte der Reformationszeit, sowie die der Autonomie des 17. und der Revolutionszeit des 18. Jahrhunderts auch dem Blindesten zeigen muß, im Grunde nichts anderes als die allerschmachvollste Knechtschaft. Und auch hierin bewahrt die Goethesche Faustdichtung ihre unverkennbare Einheit mit der Volkssage und ist gleich dieser in denkbar schärfster Weise antievangelisch und antilutherisch geprägt.

Darum sollte man endlich davon ablassen, eine im zweiten Teil der Faustdichtung hervortretende, doch nur scheinbare „Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit“ Faustens zu rühmen, um durch sie dann schließlich sogar in pelagianischer Weise und im direktesten Widerspruch mit dem Worte Gottes und der Lehre der lutherischen Kirche die Rettung der Seele Faustens zu begründen.

Auf welcher Grundlage ruht denn jene behauptete Selbstthätigkeit und Selbstbestimmung? Ruht und erwächst sie auf dem biblischen, in der Reformation unserm Volk zur Aneignung dargebotenen, festen Glaubensgrunde, auf welchem allein die echte, reale, in den Schranken der göttlichen Gebote und Lebensordnungen sich bewegende „Freiheit eines Christenmenschen“ erblüht, oder erwächst sie nicht vielmehr auf dem Abfall von diesem festen Glaubensgrunde, dem Abfall von der evangelischen Freiheit, also in einer Selbstthätigkeit und Selbstbestimmung, die in bewußtem Widerspruch zu ihr und in bewußter Lossagung von ihr sich eine Glaubens- und Sittenlehre zurechtmacht, welche weder des Glaubens, noch der Sitte achtet und weder christlich, noch gut heidnisch ist. Überbietet doch solche Selbstthätigkeit und Selbstbestimmung in der souveränen Schrankenlosigkeit der Autonomie sogar das Heidentum aller früheren Zeiten. Jedenfalls ist sie der schärfste Widerspruch zu der Freiheit eines Christenmenschen, wie sie durch Luther das wahre Lebensprinzip auch für alle wahre Kultur und Kulturarbeit geworden ist. Solche sogenannte „Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit“ ist nichts als Willkürfreiheit, die in ihren Kulturtendenzen, weit davon entfernt, Gott unterthänig zu sein, vielmehr ihm trotzt, und, statt sich aufwärts, einwärts, vorwärts zu richten, auf ihrer zuchtlos faustischen Weltfart sich mit klammernden Organen nur an diese Welt hält, die sie, statt sie in einen Garten Gottes zu verwandeln, in der Kultur des Egoismus und der Autonomie, in ihrer Gottentsagung und im Kulturkampf gegen Familie und Kirche, gegen Glauben, Recht und Sitte barbarisch verwüstet.

Erfolgt doch auch bei Faust jene „unendliche Fortentwickelung in der Freiheit der Selbstthätigkeit und Selbstbestimmung“ nicht an der Hand dessen, der da spricht: „Siehe, Ich mache alles neu,“ sondern an der Hand dessen, der stets verneint und zerstört, des Lügners und Seelenmörders, des teuflischen Schandgesellen. Und muß diese vielgerühmte „Fortentwickelung“ denn nicht mit innerer Notwendigkeit, statt aufwärts, einwärts, vorwärts, vielmehr zum Abgrund führen? Kann der Weg selbst eines Gottbegnadeten, eines Glücklichen (Faustus), eines hochtragenden Adlergeistes, der vormals „im Glauben fest, an Hoffnung reich“ war, nachdem er vom Glauben abgefallen, sich in bewußter Weise von allen himmlischen Mächten losgesagt, diese vollends verflucht und

sich dem Teufel mit Leib und Seele zugesagt und verschrieben hat, wirklich anders enden, als wie ihn die Faustsage und Faustbücher in folgerichtiger Weise enden lassen?

Was hilft da noch die vielgerühmte „Selbstbestimmung und Selbstbethätigung“? Sieht man denn nicht gerade in solcher Autonomie die unverkennbare, auch im Trauerspiel vollzogene antibiblische und antilutherische Prägung? Wohl stellt uns die Tragödie jene sogenannte Selbstbestimmung und Selbstthätigkeit dar, aber so, daß wir zugleich sehen, wie sie — nur eine Fiktion und die schmählichste Knechtschaft ist.

Oder hat Faust nach seinem grauenvollen Abfall und nach seiner Übergabe an den Teufel wirklich sich noch selbst bestimmt? Ist er nicht vielmehr von da an durch die ganze Zeit der Ausarbeitung dieses Abfalls hindurch auf seiner Weltfart bis zu seinem Tode bestimmt worden durch den, welchem er sich ergab?

Es soll nun aber im zweiten Teile der Dichtung (von V. 6173 an, wo Mephistopheles zu Faust sagt: Was ziehst Du mich in diese düstern Gänge? Ist nicht da drinnen Lust genug?) ein Umschwung in dem Einfluß des Mephistopheles auf Faust, „eine wechselnde Selbständigkeit und damit eine innere Läuterung desselben eintreten,“ wie uns manche Ausleger und unter ihnen auch v. Loeper und V. Valentin[1]) versichern. „Faust handle von da an nach eigenem Willen: er werde der Führer und der Teufel zeige ihm die Mittel zur Ausführung und ebene ihm die Wege. Damit sei der entscheidende Schritt für seine Rettung, für die Erreichung seines letzten höchsten Zieles gethan.“

Aber selbst einmal zugegeben, daß Faust von da an sich von Mephistopheles nur „die Wege ebenen und die Mittel zeigen lasse“—obwohl dieser thatsächlich noch mehr thut —: so kommt er vom Teufel und dem Teufelsbündnisse doch nicht los, wie denn die Ausleger ja selbst zugeben müssen, daß dies Bündnis bei Bestand bleibt. Und ist denn damit wirklich eine „Selbständigkeit“, ein Umschwung und nun gar eine „innere Läuterung“ erreicht, wenn der nach dem Zeugnisse Mephistos nachgerade selbst „eingeteufelte“ Faust sich immer noch vom Teufel „die Wege ebenen, die Mittel zeigen läßt“? Welch' eine Vorstellung muß man da von „Selbständigkeit“, von „innerm Umschwung“ und vollends von „innerer Läuterung“ haben! Nein, daran können die Ausleger doch selbst unmöglich glauben, viel weniger anderen es einreden. Da ließe sich denn doch weit eher im alten Faustbuch von einem solchen Umschwung,

1) Darstellung der künstlerischen Einheit der Goetheschen Faustdichtung. Berlin 1894, S. 129 flg.

von einer innern Läuterung reden, wenn wir hier[1]) nicht nur „Doktor Fausti Wehklage“ über sich selbst hören, sondern ihn sogar einen Versuch machen sehen, vom Teufel los zu kommen. Aber trotz alledem sind die Faustbücher weit entfernt, darin eine innere Läuterung, eine Sinnesänderung, oder das was wir Buße nennen, zu erblicken, weil es ihnen und zwar in voller Übereinstimmung mit der heiligen Schrift (Ebr. 6,4 flg.) unmöglich erscheint, daß die, welche einmal erleuchtet waren und geschmeckt haben die himmlische Gabe und das gütige Wort Gottes und die Kräfte der zukünftigen Welt, wo sie abfallen und damit wiederum ihnen selbst den Sohn Gottes kreuzigen und für Spott halten, sollten wiederum erneuert werden zur Buße. Einem Erasmus freilich, der auch alle jene Einwirkungen und Kräfte der zukünftigen Welt an sich erlebt hatte und zuletzt doch wieder abgefallen war, erschien jenes „Es ist unmöglich“, jenes *ἀδύνατον* als eine Hyperbel, wie es noch heute allen solchen Abgefallenen als eine Übertreibung erscheint.

Und was soll da noch die Behauptung eines innern Umschwungs, einer innern Läuterung und Selbständigkeit, wo Faust z. B. jenen Gang zu den Müttern (6211 — 6306) und ebenso die Geistererscheinung von Helena und Paris, wie die Ausleger und Kritiker selbst sagen,[2]) „nur durch die Hilfe des Teufels von Faust ermöglicht wird?“ Ob auf solchen Gängen Faust, oder ob Mephistopheles vorangeht, das fällt umso weniger ins Gewicht, als Faust auch mit diesen Geheimnissen und dunkeln Gängen doch erst durch Mephistopheles bekannt wird.[3]) Wie kann man also aus jenem Wort des Teufels in der „finstern Galerie“ V. 6173: „Was ziehst du mich in diese düstern Gänge?“ eine von nun an wachsende Selbständigkeit Fausts behaupten und in dieser behaupteten Selbständigkeit sogar „den entscheidenden Schritt für seine Rettung, für die Erreichung seines letzten höchsten Zieles“ sehen? Muß doch auch hier der Teufel seinem Schüler die Mittel zeigen und die Wege ebenen, um in jenes finstere Gebiet zu gelangen, von dem er 6209 flg. sagt: „Das Heidenvolk geht mich nichts an, es haust in seiner eignen Hölle; doch giebts ein Mittel.“ So bleibt also das Abhängigkeitsverhältnis, in welchem Faust zu Mephistopheles steht, nach wie vor. Und wenn nun Faust, der „eingeteufelte“ Schüler des Meisters auf den von diesem ihm gewiesenen Wegen nach langem Kursus auch einmal den Vortritt wagt — was ist das für eine „Selbständigkeit“, für ein „Umschwung“ und gar „innere

1) Braunes Ausgabe des ältesten Faustbuchs S. 109 flg.

2) Vergl. z. B. Valentin a. a. O. 187.

3) Vergl. z. B. v. 6213, wo Mephisto auf Fausts Drängen sagt: Ungern entdeck ich höheres Geheimnis.

Läuterung"? Kommt es denn wirklich irgendwie zu einer Lossagung des Schülers vom Altmeister? Dauert nicht vielmehr die Gemeinschaft Fausts mit ihm und seine Abhängigkeit von ihm bis zu Ende, wo Mephisto und seine Gesellen noch die unentbehrlichen teuflischen Helfershelfer jener faustischen Kulturarbeit und Kolonialpolitik sind.

Also wo ist denn jene, u. a. auch von v. Loeper und v. Oettingen, dem Professor der Theologie, im schärfsten Widerspruch mit der ganzen biblischen und kirchlichen Heilslehre behauptete, aus der Goetheschen Tragödie selbst durch nichts zu erweisende sogenannte „innere Läuterung", wie sie sich im zweiten Teile des Trauerspiels vollziehen soll? Innere Läuterung! Wo ist denn die Sinnesänderung (μετάνοια), die Buße, der Bruch mit dem Teufel? Wo ist die Rückkehr des von seinem Urquell abgezogenen und abgefallenen Geistes zu diesem seinem Urquell? Wo ist die Rückkehr aus der Schrankenlosigkeit der Autonomie in die Schranken der göttlichen Gebote? Sehen wir ihn sich von diesem Urquell (V. 324) auf seiner Weltfart der Fleischeslust, Augenlust und Hoffart nicht vielmehr stetig weiter entfernen und den im grausigen Fluch (1604) vollzogenen, sowie mit Blut und mit der ausdrücklichen bewußten Zusage an den Teufel besiegelten Abfall („In deinen Rang gehör ich nur," V. 1745) immer weiter auch auf allen Kulturgebieten sich ausarbeiten, und zu immer finstereren Abgrundstiefen führen? Wo ist denn auf diesem Gange, „begierig wütend nach dem Abgrund zu" irgendwelche innere Läuterung, irgendwelche Sinnesänderung, eine Abkehr vom Teufel und eine Umkehr, mit welcher doch alle innere Läuterung beginnt, zu finden? Man zeige uns wenigstens solchen Beginn der immer wieder behaupteten „innern Läuterung", die ohne solche Voraussetzung doch nichts als eine leere Täuschung ist.

Vom Himmel — durch die Welt — zur Hölle läßt das deutsche Volk in seiner „gemeinen deutschen Sage" und in seinen Volksbüchern den von Gott Abgefallenen gehen, wie nach dem Wort der ewigen Wahrheit, dem ewiguntrüglichen Maßstabe für alles menschliche Leben, solche Gottlose ein Ende mit Schrecken nehmen. Das eben ist das Entsetzliche in dieser Nachtgestalt der Sage und des Trauerspiels im Gegensatz zu der Lichtgestalt eines Parzival, der im Epos Wolframs gerade den umgekehrten Weg geht, daß Faust, der hochtragende Adlergeist, der Gottgeliebte, zum Gottverhaßten wird, nachdem er das Heil bewußt verworfen hat und nun zu denen gehört, von welchen das Wort des lebendigen Gottes (Ebr. 4, 6) so herzerschütternd redet — „den hochtragenden, fürwitzigen und gottlosen Menschen, die Gott und seinem Wort nicht unterthänig sind, zur W a r n u n g."

Und wenn man über die „Abschreckungstheorie" der Faustsage und Faustbücher spottet, so hat sie mindestens festen Schriftgrund und ist dem leichtlebigen Volk, für welches jene Nachtgestalt zur Warnung dasteht, jedenfalls tausendmal heilsamer als jene Rettungstheorie, wie sie von so manchen modernen Auslegern der Fausttragödie und unter ihnen leider selbst von einem A. v. Oettingen verteidigt wird.

Aber man scheint nun einmal nicht sehen zu wollen, daß der vermeintliche Rettungsweg einer eingebildeten sogenannten Selbstthätigkeit und Selbstbestimmung und einer scheinbar errungenen Selbständigkeit dem Teufel gegenüber in einem bis zu Ende geführten frevelhaften Leben ohne Reue und Buße unmöglich der Weg sein kann, der aufwärts führt, sondern vielmehr im denkbar schärfsten Widerspruch mit dem uns in der heiligen Schrift und in den lutherischen Bekenntnisschriften gewiesenen Heilswege steht, wie ihn z. B. die Konkordienformel und vor ihr Luther in seinem Katechismus, diesem deutschen Volksbuche ersten Ranges, darstellt. Man scheint nicht sehen zu wollen, daß jene schließliche Rettung ohne voraufgegangene Reue, ohne den Bruch mit dem Teufel und einem an seiner Hand vollendeten Leben in ihrem schroffen Widerspruch mit dem wahren evangelischen Heilswege eben durchaus antibiblisch und antilutherisch geprägt ist und gegenüber dem Worte des Herrn: „Niemand kommt zum Vater denn durch mich" als ein von menschlicher Phantasie ersonnener sogenannter „himmlischer Staatsstreich" erscheinen muß, durch welchen man den heiligen Gott auf eine Linie mit den in Willkür waltenden Gewalten dieser Welt stellt.

Dies Nichtsehen oder Nichtsehenwollen ist dann für das Verständnis des gesamten Trauerspiels, für die Erkenntnis seiner Tendenz wie seiner innern Einheit verhängnisvoll geworden. Glaubt man sich doch mit solcher *Apologie* dieses Rettungsversuchs im Einklang mit dem Dichter selbst zu befinden, der hier nun einmal seinem Faust nach seinem Bruch mit allen himmlischen Mächten und seinem Teufelsbündnisse, nach einem Leben voll Sünde und Schande, ohne dies Bündnis zu lösen, ohne Reue und Buße, ohne Sündenbekenntnis, Heilsverlangen und Sündenvergebung in so abenteuerlicher Weise vermöge eines im Grunde gotteslästerlichen sogenannten himmlischen Staatsstreiches statt des durch den ganzen Gang der Handlung geforderten und erwarteten Endes mit Schrecken, wie es die Faustsage und die Faustbücher folgerichtig darstellen, schließlich doch noch eine Himmelfart der Seele in Glorie bereitet.

Und doch hätte schon das *Unvermittelte* und Abenteuerliche dieser ganzen Himmelfart bedenklich machen und vollends hätte vor solcher Auffassung die Erwägung warnen sollen, daß, falls der dramatische Dichter in dieser Darstellung sein eigenes persönliches Bekenntnis von dem in

ewiger Glorie endenden Leben der Gottlosen habe zum Ausdruck bringen wollen, er sich in schärfsten Widerspruch zu der Faustsage in allen ihren Gestaltungen gesetzt haben würde, der er doch sonst durchweg treu bleibt und deren innere Einheit mit dem Goetheschen Trauerspiel bei aller ihm eigenen Mannigfaltigkeit der Behandlung und Fortdichtung feststeht. Und ebenso würde der Dichter in diesem Falle sich in schärfsten Widerspruch zu der heiligen Schrift und zu den Bekenntnissen der evangelischen Kirche setzen und wir hätten dann in dieser allem kirchlichen Glauben und allem Volksglauben widersprechenden, so sichtbar antikirchlich und antivolksmäßig geprägten Darstellung nichts Geringeres als eine persönliche Apologie des Abfalls zur Schrankenlosigkeit, mit welcher der Dichter das Trauerspiel, das doch reinigend wirken soll, zerstören würde.

Wie aber schon die durchweg unverkennbare antibiblische und antikirchliche Prägung der Faustsage, wie sie sowohl in den Volksbüchern als auch in Goethes Dichtung thatsächlich erscheint, zu einem richtigen Verständnis dieses letzten, vollends antibiblisch und antikirchlich geprägten Aktes hätte führen sollen, so auch die bestimmte Aussage des Dichters, der in seinem Briefe an Zelter vom 18. Juli 1828 sagt: „Der zweite Teil des Faust ist ganz objektiv gehalten“ und im 6. Bande von Kunst und Altertum: „Diese Gesinnung ist dem modernen Wesen analog.“ Diese Worte wollen beachtet sein bei der Beurteilung des Dichters, der die Faustsage aus ihrer Urzelle heraus dichtete, aber fortdichtete für die moderne Zeit.

Eine Apologie, ja eine Apotheose des Abfalls vom Urquell zur Schrankenlosigkeit haben wir allerdings wie in der ganzen Fausttragödie, so vollends auch in ihrem Abschluß, aber es ist diese, den Widerspruch mit dem Volksglauben, mit dem kirchlichen Bekenntnisse und mit der ganzen heiligen Schrift voll ausprägende Apotheose darum noch lange nicht das Bekenntnis des Dichters, der hier solchen Abfall ebenso wenig feiert, wie er in seinem Werther die Sentimentalität feierte, sondern ihn vielmehr bis in die letzte Konsequenz dichterisch plastisch darstellt und mit seiner dichterisch dargestellten Apotheose des Abfalls die Tragödie des Abfalls ebenso vollendet, wie sich im Leben selbst der Abfall vom Urquell zur Schrankenlosigkeit zuletzt eben in der Verteidigung und Apotheose desselben darstellt.

Und hier besonders zeigt sich der ganz objektiv verfahrende, ganz hinter die Handlung zurücktretende Dichter in seiner vollen Dichtergröße. Ist doch gerade jenes Entschuldigen, Beschönigen, Rechtfertigen, Verteidigen und Vergöttlichen des Abfalls die Sünde des tiefsten Innern und des dunkelsten Geheimnisses, jenes Belügenwollen des heiligen und gerechten Gottes, in welchem die Sünde nicht mehr als „der Leute

Verderben" erscheint, die zum Abgrund führt, sondern als der höchste Fortschritt zum Gottgleichsein nach der in der modernen Zeit stets sich erneuernden alten Theorie der Schlange im Paradiese.

Und durch solche plastisch dargestellte Vergötterung des Abfalls der modernen Zeit auch von der biblischen und kirchlichen Eschatologie, d. h. der Lehre von den letzten Dingen, vom Tod und Gericht in konsequenter dramatischer Durchführung jener antibiblischen und antilutherischen Prägung des gesamten Trauerspiels setzt sich der Dichter nur scheinbar, nur für eine oberflächliche Betrachtung in Widerspruch zu der Volkssage und zu den Volksbüchern. Ja gerade dadurch beweist er in ebenso großartiger wie tief ergreifender Weise die innere Einheit mit der Volkssage und den Volsbüchern, daß er in letzter Konsequenz auch diesen Teil seiner Dichtung der modernen Zeit entsprechend, antibiblisch und antilutherisch prägt. Auf die antibiblische und antilutherische Prägung der Glaubens- und Sittenlehre, wie sie das gesamte moderne Leben der kleinen und der großen Welt sich selbst ersann, folgt nun auch die antibiblische und antilutherische Prägung der sogenannten Lehre von den letzten Dingen, der sogenannten Eschatologie, wie die moderne Zeit sie sich erträumt, mit ihren auch für die Ethik so bedenklichen Folgen.

Der Gegensatz der Goetheschen Darstellung zu derjenigen der Faustsage und Faustbücher ist also ein durch die Tendenz der Sage und Dichtung selbst begründeter; es ist, um's kurz zu sagen, der Gegensatz der modernen Zeit zu der Zeit der Reformation, von welcher sie vollends abgefallen ist. Überbietet die Tragödie in der Darstellung des Endes Faustens in gewisser Weise die Volkssage und die Volksbücher, so ist es nur die Konsequenz des jene antibiblische und antilutherische Prägung erzeugenden Gedankens auf der einen und die Konsequenz der innern Einheit des Dramas auf der andern Seite, welche auch die letzte antibiblische und antilutherische Prägung — nicht etwa entschuldigt, sondern rechtfertigt, ja verlangt und dadurch die Tragödie des Abfalls vollendet. Nicht der persönliche Widerspruch des Dichters gegen die Offenbarung und die kirchliche Lehre also ist es, den wir hier bei objektiver Betrachtung zu suchen haben, sondern es ist der Widerspruch eines wie vom Volksglauben, so von dem biblischen und kirchlichen Glauben abgefallenen modernen Zeitbewußtseins, das hier zur dichterisch plastischen Darstellung kommt.

Ein solcher Widerspruch des sogenannten protestantischen Zeitbewußtseins gegen die Lehre von den letzten Dingen, von Tod und Gericht und vor allem gegen die heilige Schrift, welche keine andere Seligkeit als die durch den Glauben an Christum vermittelte kennt, war in der Zeit der Faustsage und Faustbücher noch nicht so ausgeprägt vorhanden, weshalb

diese denn auch den von Gott abgefallenen, ohne Buße und Glauben an Christum an der Hand des teuflischen Schandgesellen dahinlebenden Faust jenes „Ende mit Schrecken“ nehmen lassen, wie es das Wort Gottes solchen Abgefallenen in Aussicht stellt, und während sonst z. B. das älteste Faustbuch, wie wir sahen, antibiblisch und antilutherisch geprägt ist, erfolgt das Ende des Gottlosen so, wie es dem Worte Gottes entsprechend erfolgen muß, während der Dichter auch hier solche antibiblische Prägung mit gutem Grund bietet.

Denn was damals noch selbst den Verächtern der kirchlichen und biblischen Lehre als undenkbar erschien, oder was sie wenigstens offen zu behaupten nicht wagten, daß nämlich nach einem solchen faustischen Leben mit all seinen tiefen Senkungen ohne Reue und Buße und Glauben an Christum statt einer Höllenfart doch noch eine Himmelfart erfolgen könne, das ist für das moderne Zeitbewußtsein eines negativen Protestantismus mit seiner die Sünde und den Sündentilger völlig ignorierenden Theorie von einer Allerweltsseligkeit nicht nur nicht mehr undenkbar, sondern gerade ein zumal in den Salons vielbehandeltes Lieblingsthema geworden. Und gerade für solches modernes Zeitbewußtsein eines negativen, zerstörerischen Protestantismus dichtete der Dichter die gemeine deutsche Sage aus jenem Sagenkern des Abfalls vom Urquell zur Schrankenlosigkeit weiter, indem er uns plastisch darstellt, welch eine antibiblische und antilutherische Eschatologie, welch eine Lehre von Tod und Gericht dieser abgefallene zerstörerische, Himmel und Hölle nivellierende Protestantismus sich im Widerspruch mit der heiligen Schrift sowie mit dem kirchlichen Glauben zurechtmacht, durch jenen „himmlischen Staatsstreich“, dessen Erfindung, so abenteuerlich und gotteslästerlich er ist, doch nur als die letzte Konsequenz des Abfalls erscheint. Es geschieht solche Pflege einer antibiblischen Eschatalogie je länger je mehr mit einer Vorliebe, hinter der sich die Furcht vor dem eigenen Ende verbirgt. Und um solch eine erträumte Seligkeit ohne Christum, mit welcher man sich selbst schmücken und ein ganzes gottloses Leben verhüllen möchte, sich selbst und anderen wahrscheinlich zu machen, acceptiert man die Swedenborgschen „Gesichte“ und Phantasmagorien, ja sucht man den ganzen schrankenlosen Wahn von einer Allerweltsseligkeit durch vergewaltigte biblische und kirchliche Gestalten und Formen zu befestigen, so wie es der Dichter im Schlusse der Tragödie des Abfalls im Sinne der modernen Zeit thut. Man wende nicht ein, daß der Dichter hier das Purgatorium, das Fegfeuer nach der Lehre der römischen Kirche dargestellt habe. Das geschieht hier gerade nicht. Würde doch nach der römischen Lehre ein Faust mit seinen Todsünden recta via, ohne das Purgatorium berühren zu können, in das infernum, in die Hölle hinabfahren. Aber selbst

einmal zugegeben, daß den Dichter die römische Lehre vom Zustand der Seele nach dem Tode bei seiner Darstellung geleitet habe, so bliebe diese immer noch in schärfster Weise antilutherisch geprägt. Erklären sich doch neben der Apologie der Augsburger Konfession besonders die Schmalkaldischen Artikel so entschieden wie möglich gegen die Lehre vom Fege- oder Reinigungsfeuer: Purgatorium et quicquid ei solemnitatis, cultus et quaestus adhaeret, mera diaboli larva est; pugnat enim cum primo articulo, qui docet, Christum solum et non hominum opera animas liberare, ein Widerspruch gegen die Lehre vom Fegfeuer, dem sich auch Calvin (Instit. 3, 5, 6), die Confessio Gallica (24), Angl. (22), Helvet. (II, 26), anschließt. Und was die römische Kirche selbst betrifft, so will sie mit dieser ihrer Lehre, wie im Tridentinum (sess. 6, can. 30) und im Catech. Roman. (I, 6, 3 u. 6) bekannt wird, vor allem der Kirche die Macht wahren, daß sie mit ihren Gnadenmitteln bis ins Fegfeuer hinübergreifen könne, sonst aber alle neugierigen Forschungen oder ungesunde Lehren über diesen Gegenstand untersagen. Nun ist aber im V. Akt der Fausttragödie gerade von dem Hinübergreifen der Kirche mit ihren Gnadenmitteln gar keine Rede. Also nicht die Eschatologie der römischen Kirche liegt der Goetheschen Darstellung zu Grunde, sondern die einer gottentsagenden, gottverlassenen und kirchenfeindlichen Welt, die Eschatalogie der gleißenden Phrasen, von denen sie lebt und mit denen sie das entsetzliche Elend der dem Tod und Gericht verfallenen Seelen wie mit Kranzspenden und Palmenwedeln verhüllen und schmücken will. Der Gott, dessen Liebesoffenbarung in Christo sie verworfen hat, soll nun auch ohne diese Liebesoffenbarung die „Liebe" sein, nicht die heilige Liebe, sondern die ihre eigene Heilsordnung ignorierende schwächliche Allerweltsliebe, welche alle selig macht, auch die, welche gar nicht nach seiner Seligkeit verlangen. Um solche Allerweltsseligkeit, wie sie sich die moderne Welt in ihrem Abfall von der Offenbarung träumt, plastisch darzustellen, mußte der Dichter eben das, was er ausdrücken wollte, in Gestalten kleiden, und wo er die passenden Figuren dazu fand, da nahm er sie ohne Bedenken her, gerade wie es diese moderne Welt in der Schrankenlosigkeit ihrer Willkür zu thun pflegt. Und so sind es hier christlich-kirchliche Gestalten und Vorstellungen, welche vergewaltigt werden, um der Darstellung solcher Intentionen zu dienen, ebenso wie im „Prolog im Himmel" die Gestalt des alttestamentlichen Hiob, so himmelweit sie von dem nachtforschenden Magus auch verschieden ist, vergewaltigt wird. Ist es doch schließlich die Majestät Gottes des Herrn selbst, welche ein alles nivellierender negativer Protestantismus für seine Zwecke zu vergewaltigen und seinen Theorien dienstbar zu machen sucht.

Daß aber die ganze Theorie von dem Aufwärtsbringen der vom Urquell alles Lebens definitiv abgefallenen Seele eben nur ein Phantasiegebilde ist, zeigt die Darstellung u. a. auch dadurch, daß der Dichter vom Berg Montserrat in den Pyrenäen das Material entnimmt, um die aus den Thälern der Erde über die Wolken hinausragende Stufenleiter der Geisterentwickelung, wie sie nach den Gesichten Swedenborgs erfolgen soll, daraus zu bilden. Denn da die Höhlen und Klüfte jenes Berges von den tiefsten Thälern an bis zum höchsten Gipfel hinauf mit Einsiedlerzellen besetzt waren, deren Bewohner nach ihrem Alter und nach ihrer geistigen Vollendung sich ordneten, so zeigte ja dieser Berg bereits eine der Swedenborgschen Theorie entsprechende geistige Stufenleiter, welche der Dichter zu seinem Zweck nur weiter auszuführen brauchte.

Also ausgeschmückt, wohlgegliedert und scheinbar begründet erscheint die dichterisch plastisch dargestellte Eschatologie des Abfalls von der Offenbarung in Goethes Trauerspiel als die letzte Konsequenz des Abfalls vom Urquell zur Schrankenlosigkeit eigener Phantasiegebilde; als eine eschatologische Darstellung, die in ihrem antibiblischen und antilutherischen Gepräge jener zerstörerisch sich ausarbeitenden, aber mit gleißenden Phrasen geschmückten Ethik eines negativen Protestantismus würdig zur Seite steht. Gilt doch auch für beide Gebiete das den Engeln in den Mund gelegte Wort (11936—37): „Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen," — das wiederum an antibiblischer und antilutherischer Prägung nichts zu wünschen übrig läßt, ja geradezu wie ein Hohn auf alle biblische und lutherische Heilslehre erscheinen muß. Denn wie sollten überhaupt Engel von Sünde, Tod und Teufel erlösen können? Das maßen sie sich selbst am wenigsten an, sie, die nur gelüstet hineinzuschauen in das Geheimnis solcher Erlösung. Ist doch das gerade der Kern und Stern aller evangelischen Lehre: „Es ist nur ein Mittler zwischen Gott und Menschen." Und sodann fragt es sich doch vor allem, um welche Güter man stets strebend sich bemüht? Wo in aller Welt waltete denn bei Faust jenes stets strebende Trachten nach himmlischen Gütern, jenes Trachten nicht nach dem was hienieden, sondern was droben ist, nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit? (Matth. 6, 33. Col. 3, 2.)

Und ebenso verhält es sich mit dem Wort der Engel (11679), nach welchem sie sogar „gemächlichen Flugs Sünden vergeben." Ja so gemächlich träumt es sich die hier meisterhaft dargestellte moderne Welt in ihrem Abfall von dem Urquell. So gotteslästerlich Christi Person und sein Heilandswerk abweisend verfährt eben, wie die Tragödie zeigt, eine vom Evangelium abgefallene Welt, daß sie das große hohepriesterliche Werk und Amt der Sündenvergebung den Engeln zuerteilt,

die es ebenso „gemächlichen Flugs“ sich anmaßen und ausüben sollen, wie sie selbst gemächlichen Flugs über die Tiefe ihres Abfalls dahineilt. Und wenn der Chor der Engel (11751—52) singt: „Liebe nur Liebende führet herein,“ so soll nun auch die Seele, die sich von Gott losgesagt hat und gar nicht wieder nach ihm verlangt, die gottverhaßte, in der jeder Funke von Gottesliebe erloschen ist, nachdem sie die Offenbarung der höchsten Liebe verworfen und auf ihrer Weltfart gerade in der barbarischen Kultur der Lieblosigkeit, des Egoismus untergegangen ist, trotz alledem nolens volens zu den „Liebenden“ gehören. Oder soll etwa Faust um seiner unreinen, zerstörerischen Liebe zu Gretchen willen, die er in den Kerker und von da zum Blutgerüst gebracht hat, in die Gemeinschaft derer gehören, welche nur unter dem königlichen Gesetz der Liebe stehen? Jene sinnlich und fleischlich sich austobende Schrankenlosigkeit der wilden Glut des Egoismus, in welcher Faust ihr Leben mörderisch zerstörte und obendrein im Bunde mit dem Teufel so satanisch zerstörte, daß er ausrufen konnte: „Sie, ihren Frieden mußt ich untergraben. Du Hölle mußtest dieses Opfer haben! Hilf, Teufel, mir die Zeit der Angst verkürzen! Was muß geschehn, muß gleich geschehn! Mag ihr Geschick auf mich zusammenstürzen und sie mit mir zu Grunde gehn“ — solche, zuletzt auch noch auf der Düne satanisch verwüstende und mörderische Selbstsucht sollte Liebe sein und als solche vom Dichter im Ernst hier gefeiert werden? Nein, da hat dieser denn doch das Wesen solcher von der modernen Welt allerdings oft genug gefeierten Liebe richtig erkannt und gebührend gewürdigt, wenn er gleich darauf den Mephisto seinem Schüler das Lob spenden ließ, daß er schon so ziemlich eingeteufelt sei. Faustens Liebe zu Gretchen war die des Adlers zur Taube, des Adlers mit scharfen Klauen, der die in seine Fänge Gefallene zerriß. Und nun sollen die Engel Faustens „Unsterbliches“ emportragen mit dem Jubelhymnus: „Gerettet ist das edle Glied (!) der Geisterwelt vom Bösen. Wer immer strebend sich bemüht, den können wir erlösen. Und hat an ihm die Liebe gar von oben teilgenommen, begegnet ihm die selge Schar mit herzlichem Willkommen.“ (11934—41). Wodurch ist denn das sogenannte edle Glied vom Bösen gerettet? Von einer Rettung der Seele, wie sie allein nach dem Wort der ewigen Wahrheit erfolgen kann und wie sie in der Seele des Schächers am Kreuz erfolgt, — nirgends eine Spur! Also in der That nur ein von der wirren Phantasie einer gottentsagenden Welt ersonnener „Staatsstreich“, in welcher man die heilige Majestät des Herrn in den Staub der eigenen Leichtlebigkeit zieht und ihn mit dem Maßstab der eigenen Verworfenheit mißt; — eine Gotteslästerung ohne gleichen! Und die sogenannten „jüngeren Engel“, die es ja gar nicht giebt, die sich aber wiederum eine ungezügelte gottlose

Phantasie im Widerspruch mit der heiligen Schrift ersinnt (wie denn nach ihrem Wahn auch die Kinder nach ihrem Tode alsobald „schöne Engel“ werden), diese jüngeren (!) backfischartigen Engel sollen sich obendrein noch freuen über „diesen Seelenschatz“ (11946)? Das wäre denn doch die Freude nicht jener Engel, die in der heiligen Schrift rufen: Heilig und gerecht sind alle deine Wege! und die nichts anderes wollen als was dieser heilige und gerechte Gott will, sondern die Freude jener grünen Jugend, welche die giftige Schlange wie einen Seelenschatz an ihr Herz nimmt „mit freudigem Willkommen.“ Aber so verfährt ja, wie uns die Tragödie zeigt, die gotteslästerliche Eschatologie der abgefallenen modernen Welt in ihren Phantasien und Phrasen, deren phantastische Palmenwedel und Kranzspenden hier vom Dichter in der kühnsten, aber unverkennbarsten tragischen Ironie ebenso reichlich gespendet werden, wie eine hoffnungslose gottentsagende Welt sie ihren Hinterbliebenen zu spenden pflegt, um für die armen Seelen doch noch einen andern Schmuck zu finden als den, welchen uns die gesamte Offenbarung und das Bekenntnis der lutherischen Kirche darbietet in dem Worte: „Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid, damit will ich vor Gott bestehn, wenn ich zum Himmel werd eingehn,“ nämlich den Schmuck eines selbstseligen „immer strebend sich bemühenden“ Kulturkämpfers. Wir sehen also, Goethe hat in alledem im Schlusse seiner Tragödie nur die letzte Konsequenz des Abfalls gezogen, wie er schon auf diesen Abfall des modernen Zeitbewußtseins eines negativen antibiblischen und antikirchlichen Protestantismus in jenem der Tragödie voraufgehenden Prolog im Himmel deutlich genug hinweist. Oder ist nicht die ganze frivole Verhandlung des Mephistopheles mit dem Herrn, mit Einschluß jener Wette ebenso antibiblisch als antilutherisch geprägt? Solch eine Wette auf gut Glück, wie die leichtlebigen Kinder dieser Welt, sei es aus Scherz, oder aus Gewinnsucht sie lieben, ist eben ganz der bezeichnende Ausdruck für die frivole Gesinnung und ungezügelte Phantasie der selbstseligen modernen Zeit, aus der heraus hier Mephistopheles mit und von dem heiligen Gott wie mit seinesgleichen redet und mit ihm wie mit seinesgleichen wettet; der Ausdruck zugleich jener leichtfertigen Behandlung der heiligen Schrift, die, wie hier an das Buch Hiob anknüpfend, noch immer an biblische Stellen anknüpft, um mit Gottes Wort gegen Gott zu operieren und schließlich die Offenbarung ganz zu verwerfen, mit jenem schrankenlosen Hochmut, der sich nicht unter, sondern über die heilige Schrift stellt in der beliebten faustischen Weise: „Ich kann das Wort so hoch unmöglich schätzen,“ der aber um so mehr die Fündlein seiner eigenen Phantasie zu schätzen und auszu-

spinnen weiß. Kurz, es erscheint der heilige Gott hier in einer Weise, wie ihn sich die leichtfertigen Leute der modernen Zeit in ihren Salons vorstellen.

Ebenso sind jene Worte (325—29), mit welchen der Herr den Faust dem Teufel überläßt: Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt, so sehr der Ausdruck des Abfalls von der Offenbarung und von dem lutherischen Bekenntnisse zur Schrankenlosigkeit eigener Gedanken, so sehr der vollendete Abfall von der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt zur Selbstseligkeit und Selbstgerechtigkeit, daß diese antibiblische und antilutherische Prägung, wenn es einmal gilt, eine solche zu bieten, kaum überboten werden kann. Denn was ist der dunkle Drang schließlich denn anders als eine Stimmung, die mit anderen Stimmungen bald genug wechselt, wie denn auch Mephisto (330) ganz richtig antwortet: „Schon gut, doch dauert es nicht lange.“ Dem dunkeln Drang zum Weg des Lebens folgt alsbald der noch mächtigere, von ihm abzutreten auf den der Hoffart; in der Menschheit ist ein wilder Zug, der jenen dunkeln Drang zum Weg des Lebens übermäßig zurückdrängt, seit selbst die rein und sündlos erschaffenen und also wirklich guten ersten Menschen, die sich des rechten Weges sehr wohl bewußt waren, dennoch vom Weg des Lebens auf den des Abfalls traten und statt Gott unterthänig zu bleiben, im Ungehorsam dem Ruf der alten Schlange zur Schrankenlosigkeit folgten, so wie es Faust thut. Gerade dieser dunkle Drang aus den Schranken heraus zur Schrankenlosigkeit ist, wie er der giftigste Feind alles echten Glaubenslebens ist, auch der Kern der ganzen Faustsage, die nun in der Goetheschen Dichtung gerade ihr antibiblisches und antilutherisches Gepräge bis in die letzte Konsequenz erhält. Und ebenso sind alle dunkeln Stimmungen des sogenannten guten Herzens in seinem dunkeln Drange Feinde des gesunden Glaubenslebens; sie sind antilutherisch und antibiblisch. Wer sich auf sein Herz verläßt, der ist ein Narr (Spr. 28, 26) und vermag nicht den rechten Weg, am wenigsten den Heilsweg zu erkennen, geschweige denn ihn zu gehen.

Aber so leichtfertig verfährt der moderne deutsche Geist, der im Abfall von der Reformation je länger je mehr antibiblisch und antilutherisch geprägte Geist, daß er nicht nur den rechten, schmalen Heilsweg der Sündenerkenntnis und der Buße zu dem breiten Wege eines allgemein strebenden Bemühens im dunkeln Drange des Herzens erweitert, sondern, wie uns die Tragödie hier zeigt, Gott selbst zum Vertreter solcher Glaubens- und Lehrfälschung macht, ihm selbst (328) solche Worte in den Mund legt, die im direktesten Widerspruch mit seiner eigenen Offenbarung stehen.

In solchem Abfall vom Urquell zur Schrankenlosigkeit eigener Gedanken wagt man denn auch einen Faust sogar auf eine Linie mit Hiob zu stellen, obwohl der alttestamentliche Dulder gerade den rechten Weg, den Heilsweg mit seinen drei Stadien der Sündenerkenntnis, der Reue und Buße und der Sündenvergebung geht, auf welchem wir Faust niemals finden, der aber, obwohl er den einzigen Weg, der da aufwärts führt, nicht geht, sondern vielmehr stetig mehr abwärts zu immer tieferen Todesgruben wandelt, dennoch und trotzalledem, was sonst das Wort der ewigen Wahrheit darwider sagen mag, statt einer Höllenfart schließlich eine Himmelfart halten soll: — ein auffallender, ja ungeheuerlicher innerer Widerspruch des modernen deutschen Zeitbewußtseins, dessen sich der Dichter ohne Zweifel voll bewußt gewesen, der aber als der Widerspruch gegen die Schriftlehre, gegen Kirchen- und Volksglauben in einer Tragödie des Abfalls vom Urquell zur Schrankenlosigkeit eigener Gedanken und Phantasmen für die Darstellung um so mehr geeignet war und als besonderes Krankheitssymptom um so weniger übersehen werden durfte, als gerade in der modernen Allerweltsseligkeitstheorie eines negativen Protestantismus der Abfall desselben von der biblischen Lehre, von dem Bekenntnis der Kirche wie von dem darauf ruhenden Volksglauben einen schon in der Reformationszeit begonnenen Abfall vollendet, sodaß auch hierin die alte Faustsage aus ihrem Sagenkern heraus bis auf unsere Zeit entfaltet und weitergedichtet erscheint, und zwar weitergedichtet und entfaltet mit einer, sei es nun bewußten oder unbewußten, jedenfalls thatsächlich unverkennbaren scharfen antibiblischen und antilutherischen Prägung, wie solche die gemeine deutsche Volkssage von Dr. Faust dem Dichter darbot.

Wie der Abfall vom Urquell zur Schrankenlosigkeit selbst schon das eigentliche Prinzip der Verneinung alles biblischen und lutherischen Glaubens und Glaubensgehorsams ist, so tritt es uns bedeutungsvoll sofort im Beginn der Tragödie, schon im Prolog im Himmel entgegen, wo der Teufel selbst in voller Schrankenlosigkeit gegenüber den in ihren Schranken verharrenden, dem Gott aller Geister in tiefster Anbetung huldigenden und sich am Anblick der Herrlichkeit des Herrn gleichsam sättigenden Erzengeln erscheint. Denn wie der Dichter, der in seinem Werther noch eben nur die Krankheit, die Entartung darstellt, ohne die Gesundheit und die ursprüngliche gottgeschaffene Art zur Grundlage seiner Dichtung zu nehmen, in der Fausttragödie seine Dichtergröße eben auch dadurch beweist, daß gerade dies geschieht und also neben die Entartung die ursprüngliche Art, neben die Krankheit die Gesundheit, neben den Abfall zur Schrankenlosigkeit das Verharren in den Schranken, neben die Nachtgestalten auch herzerquickende Lichtgestalten treten, wie wir es

bis zum Schlusse der Tragödie verfolgen können, so sind es hier die strahlenden Lichtgestalten der in ihren Schranken verharrenden Erzengel, welche so bedeutungsvoll am Eingange stehen und in ihrer tiefen, dem Gott der Geister und dem Schöpfer der Welt huldigenden Demut noch gewaltiger jenes Wort des Faustbuchs predigen: „Seid Gott unterthänig!" In denkbar schärfsten Kontrast zu diesem Verkehr der demutvollsten Anbetung Gottes und seiner unbegreiflich hohen Werke tritt nun der frivole und in dieser Frivolität offenbar möglichst antibiblisch und antilutherisch geprägte Verkehr des Mephistopheles mit Gott! (271 flg.) Hier waltet eine unverkennbar absichtliche Überbietung der biblischen wie der kirchlichen Satanologie. Denn obwohl auch nach der heiligen Schrift der Teufel nicht nur große Macht hat, eine kosmische Macht, welche indessen immer noch unter Gottes Weltregierung steht, sondern vor allem auch als Ankläger vor Gott erscheinen darf, so lange er mit einem Rechtsanspruch auf ungesühnte Sünde der Menschen erscheint, — denn „Zion muß durchs Recht erlöst werden," nicht durch Amnestie ohne Sühne der Sünde — so ist doch ein solcher Verkehr der Frivolität des Teufels mit dem dreimalheiligen Gott, ein solcher Verkehr wie mit seinesgleichen, mit der ganzen Darstellung der heiligen Schrift, auch mit der des Buches Hiob nicht nur unvereinbar, sondern geradezu eine Ironie auf die biblische und kirchliche Satanologie.

Und eben als eine solche tragische Ironie auf die biblische und kirchliche Lehre vom Teufel, nach welcher er als der Feind Gottes, als Vater der Lüge und als der Menschenmörder von Anfang auf die Vernichtung des Menschengeschlechts und auf die Verbreitung der Lüge, auf den Mord des Menschen, als des Ebenbildes Gottes, ausgeht, erscheint die ganze Darstellung, in welcher der Teufel nicht etwa als Feind vor der Majestät Gottes erscheint nach dem Worte der heiligen Schrift: „Die Teufel glauben auch und zittern," sondern in vermessen frivoler Weise mit dem heiligen Gott verkehrt und schließlich ihm sogar die burleske Wette anbietet. Erscheint doch Mephistopheles in dem ganzen Prolog, wie schon Düntzer richtig bemerkt, als Gottes Hofnarr. Indem aber die Tragödie den heiligen Gott selbst auf jenen frivolen Ton und auf solche burleske Wette eingehen läßt, vollzieht sie mit solcher antibiblischer und antilutherischer Prägung der Satanologie zugleich eine ebenso scharfe antibiblische und antikirchliche Prägung der Lehre von Gott.

Wenn das keine tragische Ironie ist, so giebt es überhaupt keine. Leise vorbereitend (293—95) steigert sie sich immer mehr, indem Dr. Faust vom Herrn selbst gleich jenem alttestamentlichen Dulder „mein Knecht" (299) genannt wird, trotz des himmelweiten Unterschiedes beider, auf welchen Mephistopheles selbst hinweist mit den

Worten (300): Fürwahr! Er dient euch auf besondere Weise. Er ist sich seiner Tollheit halb bewußt. Vom Himmel fordert er die schönsten Sterne und von der Erde jede höchste Lust. Wo ist da noch etwas von einem „Knecht Gottes", der als solcher sich seiner Schranken bewußt, bei allem, was Gott ihm nimmt und versagt, spricht: Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobet! Dann redet der Herr selbst (308—11, sowie 315—17 und 328—29) als sentimentalisierender Rationalist, und endlich vollendet sich die tragische Ironie der Dichtung in den Worten, welche an bewußter antibiblischer und antilutherischer Prägung keinen Zweifel lassen: „Ich habe Deinesgleichen nie gehaßt" (337), „als beginne der unablässige Hallelujajubel der Erzengel dem Herrn beschwerlich zu werden und als sehne er sich einmal nach anderer Gesellschaft" (Delbrück). Solche tragische Ironie aber gilt eben der Schrankenlosigkeit des Abfalls von der Offenbarung, des Abfalls eines negativen Protestantismus wie von der Theologie so von der Satanologie der heiligen Schrift und der Kirche, jenes negativen Protestantismus mit seiner exegetischen Willkür und Leichtfertigkeit und seiner Unwissenheit in Beziehung auf die ersten Elemente der Kulturgeschichte, wie beides charakteristisch genug schon im Semmlerschen Rationalismus sich zeigte, der mit seiner Schrift De daemoniacis 1760 eben den Rationalismus in die gelehrte Welt und mit seiner biblischen (!) Dämonologie 1776 denselben in die gebildete Welt der Salons einführte.

Solche unendliche Verflachung, solche Frivolität in der Behandlung der biblischen und kirchlichen Theologie und Satanologie ist uns hier mit einer tragischen Ironie dargestellt, die als eine vorzüglich gelungene erscheinen muß, vorzüglich gelungen bis zum Schluß, wo uns der Dichter 352—53 deutlich genug sagt, wie sich über solche alles nivellierende, maßlos frivole Behandlung niemand mehr freut als der Teufel selbst, wenn er sagt: Es ist gar hübsch von einem großen Herrn, so menschlich mit dem Teufel selbst zu sprechen. Ja „es ist gar hübsch," so menschlich gegen alle göttliche Offenbarung, gegen das ewige Wort der Wahrheit und aller kirchlichen Lehre zum Hohn, sich Gott und Teufel so vorzustellen. Es ist das „gar hübsch" einer seichten modernen Theologie der Semmler, Löffler, Teller, Gabler, das „gar hübsch" des Abfalls der gebildeten Welt der Salons, das „gar hübsch", hinter welchem der Teufel mit seinem Hohnlachen steht. Hält es doch diese moderne Welt mit Gott gerade so, wie es hier heißt: „Von Zeit zu Zeit seh ich den Alten gern und hüte mich mit ihm zu brechen." Wie auch sonst in der Tragödie, wo Mephistopheles humoristisch redet, so ist's auch hier: nicht Mephistopheles ist humoristisch, denn diesen durchbebt, wie Schnetger S. 103 richtig bemerkt, die Schadenfreude über allen

verderbenbringenden Schmutz, sondern Goethe ist der Humorist, welcher dem hier wuchernden Übel gegenüber den Teufel mit freudeglänzendem Gesicht sein „Gar hübsch“ als echter Humorist, in welchem Zorn und Mutwillen sich mischt, sagen läßt. In diesem „Gar hübsch“ der Freude des Teufels ruht eine tragische Ironie ebenso wie sie, nur noch in höherer Weise, im letzten Akt waltet.

Solche Ironie aber, wie sie zumal im Beginne der Tragödie (im Prolog im Himmel) und im letzten Akt derselben waltet, will für die gesamte Tragödie, falls wir zu einer tiefern Aneignung derselben kommen wollen, wohl beachtet sein. So sagte schon Göschel in seiner Schrift über Goethes Faust (1824) ganz richtig: „Der ruhige Geist des Dichters ist schon in einer durch die ganze Dichtung dahinfließenden Ironie zu erkennen. Diese Ironie, welche durch ihre verschiedenartigsten Teile mehr oder weniger sich hindurchschlingt, weht selbst das höchste Pathos mit einem leisen Hauche an und enthält die sicherste Beurkundung, daß der Meister außerhalb des Schiffbruchs, den er schildert, sich befindet.“

Die Ironie ist eben die entschiedenste, die schärffste Negation, die Negation, welche das Negierte negiert. Und so negiert hier Goethe in seiner tragischen Ironie die Negationen des modernen Zeitgeistes in seinem „Abfall vom Urquell“ zur Schrankenlosigkeit (V. 324), dem eigentlichen Thema des ganzen Goetheschen Trauerspiels, in dessen allseitiger wie einheitlicher Behandlung es alle die Forderungen erfüllt, welche Aristoteles an eine Tragödie stellt, daß sie sei *μία*, *ὅλη*, *τελεῖα* und *σπουδαῖα* (d. h. von sittlichem Ernste getragen). Freilich wollen ja die meisten Ausleger keinen einheitlichen Grundgedanken anerkennen und sie haben insofern Recht, als es, wie ja auch Goethe selbst bezeugt, kein philosophisch abstrakter Gedanke ist, der hier dramatisch behandelt wird, sondern die Lebensgeschichte (Biologie) des deutschen Geistes, wie er in Faust individualisiert erscheint, der als Mikrokosmus an allen Sphären des Lebens, des himmlischen wie des irdischen Anteil nehmen und die Einheit des Universums an sich selbst darstellen will, wobei aber die Seele — die Seele des Einzelnen wie die Volksseele — ihren eigenen Halt verliert und trotz aller Kulturtriumphe sich selbst zerstört.

So dichtete Goethe in seiner Tragödie des deutschen Geistes, wie v. Loeper sagt, was war, ist und sein wird und behandelte also auch und zwar in einer uns überraschenden Weise als vates alle seiner Zeit voraufeilenden Kulturtendenzen bis zur Kolonialpolitik der modernen Zeit. Daraus ergiebt sich neben der Vollständigkeit die innere Einheit der Handlung, die nicht von einem abstrakten Gedanken, sondern vom Gange der Volksgeschichte und dem Leben der Volksseele

getragen ist, so daß sich hier jenes Wort, von dem wir ausgingen, erfüllt: Dem Dichter sei der Blick des Sehers eigen, der fromm vertraut ist mit des Schicksals Walten:

> Dann aber wird ihm alles zum Gedichte,
> Denn alles wirkt und deutet mit im Ringe,
> Und was er singt — es ist die Volksgeschichte,

die Volksgeschichte in ihrem tragischen Gange in einem Trauerspiel von unverkennbar ernstester Art (σπουδαῖα), in welchem der Dichter uns auch alle jene Barbareien einer modernen, alles nivellierenden Kultur vorführt, wie sie nicht nur Haus und Kirche, das still umfriedete häusliche Glück der Jugend und des Alters (Gretchens und ihrer Familie, sowie des Greisenpaares auf der Düne) zerstört und mordet, sondern schließlich auch Himmel und Hölle nivellieren möchte. Daß der Dichter solche „Barbareien" und solches „freche Toben des Zeitgeistes" wirklich in seiner Tragödie darstellen wollte, wie er es mit unerreichter Meisterschaft dargestellt hat, zeigt uns u. a. auch der „Abschied" an seine Faustdichtung, jenes Gedicht (Weimarer Ausgabe 15. Bd., erste Abt. S. 344—345), wo es heißt:

> Wer schildert gern den Wirrwarr des Gefühles,
> Wenn ihn der Weg zur Klarheit aufgeführt?
> Und so geschlossen sei der Barbareien
> Beschränkter Kreis mit seinen Zaubereien.

Und daß ihn in seinem Trauerspiel nicht irgend ein abstrakt philosophischer Gedanke leitete, sondern die Volksgeschichte, die Geschichte des modernen deutschen Geistes, die er aus der Urzelle der Faustsage heraus entfaltete, das sagen uns die letzten Worte jenes Gedichts, mit welchen er Abschied von seinem Trauerspiel nimmt:

> Und wie des wilden Jägers braust von oben
> Des Zeiten-Geists gewaltig freches Toben.

Eben dies gewaltig freche Toben des modernen kulturseligen Zeitgeistes in seinem immer mehr sich vollziehenden Abgezogenwerden und seinem definitiven Abfall vom Urquell (324) mit allen seinen, oft im Namen der Kultur geübten „Barbareien" ist das Thema, in welchem alle Szenen der gesamten Tragödie ihre innere Einheit finden und in dessen dramatischer Behandlung sie als μία erscheint, denn nur eine Handlung besteht und keine Haupthandlungen der Tragödie lenken von ihr ab, sowenig wie nach der Volkssage das wütende Heer der wilden Jagd, auf die Goethe selbst in jenen Worten hinweist, sich von seiner Bahn ablenken läßt; — als ὅλη, denn sie bildet ein Ganzes, in welchem kein wesentlicher Teil fehlt, alle Teile ineinander gefügt sind und wo mit einer stets neu zu bewundernden Meisterschaft ein Teil den andern

vorbereitet; — als τελεῖα, denn die Handlung hat, wie Aristoteles es verlangt, von vornherein jenes bestimmte Ziel; — als σπουδαῖα und zwar im eminenten Sinne, denn sie besitzt jenen sittlichen Ernst in der Erregung von Mitleid und Furcht, nämlich der Furcht, es könne uns, ja es könne unserm Volke ebenso ergehen. Wie aber vereinigt sich, so fragen wir, mit diesem sittlichen Ernst, dieser σπουδαιότης im Sinne des Aristoteles, die in der Fausttragödie waltende Ironie, zumal in ihrem vollgemessenen Maß des Prologs im Himmel und im letzten Akt des zweiten Teils? Die Antwort liegt eigentlich schon in dem oben Gesagten.

Fordert schon jeder vermessene Versuch der Selbststeigerung des Lebens wie bei der „langbeinigen Cicade, die immer fliegt und fliegend springt" (288—89), die Ironie heraus, so vollends der geistige Taumel der Schrankenlosigkeit, in welchem man auf Erden und im Himmel ohne Gott fertig werden, selbst Gott gleich sein will, jener Kulturtaumel, wie er nicht nur Einzelne, sondern auch ganze Völker ergreift. Solcher faustische Kulturtaumel, wie ihn uns die Tragödie zumal im zweiten Teile vorführt, in deren letztem Akte uns dargestellt wird, wie die kulturselige Welt sogar den Himmel ohne Christum, den einzigen Mittler, im Widerspruch mit aller biblischen und kirchlichen Lehre für die von Gott abgefallene Seele beansprucht, — solcher Kulturtaumel konnte in der Tragödie gar nicht schärfer verurteilt werden, als eben durch Ironie.

Ironie bedeutet ja im Griechischen Verstellung, zumal die Art derselben, wo man darauf ausgeht, sich selbst geringer und unwissender darzustellen als man ist. In diesem Sinne nimmt Aristoteles das Wort, wenn er dem Hochmütigen, als dem einen Extrem, den Ironiker (εἴρων) als das andere gegenüberstellt. Im modernen Sprachgebrauche versteht man darunter die Rede, in welcher das direkte Gegenteil von dem gesagt wird, was der Sprechende meint, nicht um zu täuschen, sondern damit der Hörende mit dem Gesagten eine Umkehrung vornehme. Dadurch wird die Ironie zum schärfsten Tadel; der ironisch Gelobte und Gefeierte wird zum Spielball durch die Parodie, welche — und ähnlich geschieht es in unserm Drama — eine Stufenreihe durchmachen kann, von der harmlosen durch die schneidende bis zur blutigen und vernichtenden. In solcher Ironie liegt der tiefste Ernst, wie man sie mit Recht als etwas dem Ernst der Wissenschaft Verwandtes angesehen hat. So lag in der Ironie des Sokrates mehr Ernst als die Meisten meinten und dasselbe gilt von Goethe, obwohl er sich selbst so wenig wie jener für einen Ironiker ausgab. Wurde doch sogar am Ende des 18. Jahrhunderts durch Fr. v. Schlegel und einen Kreis ihm befreundeter Männer die Ironie als die höchste Weisheit erklärt.

So preist auch Tieck sehr oft die Ironie, zumal in seinen Künstlernovellen als das, was den Leistungen Shakspeares und anderer Dichter Wert und Weihe gebe. Wo sich ein Sterblicher als den souveränen Herrn über alles weiß und geberdet, da hilft keine ernste Strafpredigt mehr, da kann nur die Ironie noch wirken[1]) als die Negation, welche das Negierte negiert und so zur höchsten Position wird. Also weit entfernt, daß die in der Fausttragödie waltende Ironie mit dem sittlichen Ernst derselben unvereinbar sei, erhöht sie denselben nur für alle die, welche die Ironie, zumal die am Anfang und am Schluß derselben waltende, verstehen und liefert den vollgültigen Beweis, daß der Dichter „außerhalb des Schiffbruchs steht, den er darstellt," außerhalb jenes „gewaltig frechen Tobens des Zeitgeistes" mit seinen „Barbareien", die er eben durch seine Ironie und eine vernichtende Parodie besser straft als es sonst möglich gewesen. Es ist, um mit dem Dichter selbst zu reden, die wilde Jagd des modernen Zeitgeistes in seinem Kulturtaumel mit ihrem gewaltig frechen Toben, die er unserm Volke warnend darstellt. Und wie aus dem wütenden Heer des wilden Jägers jedem, der ihm begegnet, nach dem Volksglauben das Wort: „Aus dem Weg, aus dem Weg!" entgegenschallt, so aus der Faustsage und aus der Tragödie des Abfalls vom Urquell zum Taumel der Schrankenlosigkeit das Homo fuge! wie für den Einzelnen, so für unser ganzes Volk, für welches „das eigentümlichste aller deutschen Gedichte" zur Zeit des drohenden definitiven Bruchs mit Glaube, Sitte und Recht von Tag zu Tag eine höhere Bedeutung gewinnt, die Bedeutung eines treuen Eckart, der angesichts der wilden Jagd des wütenden Heeres sein Volk vor des Zeitgeists gewaltig frechem Toben warnt und es beschützen möchte, weshalb wir Schelling völlig Recht geben, wenn er in seinen akademischen Vorlesungen verlangt, daß schon die reifere Jugend mit dieser eigentümlichsten aller deutschen Dichtungen bekannt werde, der Dichtung, welche, falls sie auf eine höhere Stufe nationaler Aneignung gelangt, wie kaum eine andere uns „vor des Zeitengeists gewaltig frechem Toben" warnt.[2])

---

1) Solche Ironie bietet sogar die Heilige Schrift, wie z. B. gleich auf den ersten Blättern, wo Gott der Herr nach dem Sündenfall sagt: „Adam ist geworden als unser einer und weiß was gut und böse ist." Gen. 3, 22; oder Sach. 11, 13: Eine schöne Summe (30 Silberlinge), deren ich wert geachtet bin! und so öfters.

2) Obwohl wir eine wesentlich andere Anschauung über den Grundcharakter der Fausttragödie haben als Freybe, haben wir doch dem vorliegenden Aufsatze gern Aufnahme gewährt, weil bisher Goethes Faust noch zu wenig von dieser Seite betrachtet worden ist. D. Leitung d. Bl.

# Über Hans Sachsens Traumgedichte.

Von Theodor Hampe in Nürnberg.

Man hat in den letzten Jahren angefangen, mit großer Emsigkeit nach Hans Sachsens Quellen zu forschen, und ist dabei, wenn sich herausstellte, daß er manche seiner zahlreichen Gedichte nicht nur dem Inhalte nach, sondern stellenweise sogar wörtlich aus den Werken anderer Schriftsteller entlehnt hat, nicht selten zu einem ungünstigen Urteil über Hans Sachsens dichterische Qualitäten, namentlich seine Erfindungsgabe verleitet worden. Ein solches Urteil muß indessen als durchaus unstatthaft bezeichnet werden, denn zunächst und vor allem sollte man bedenken, daß Hans Sachs zwar an der Schwelle einer neuen Zeit steht, aber doch auch noch sehr viel Fühlung mit der alten Zeit, mit den Anschauungen des Mittelalters unterhält. Wie aber für diese frühere Zeit einerseits der Begriff „Plagiat" so gut wie gar nicht existierte, so verlangte sie anderseits namentlich von ihren epischen Dichtern, daß sie nur wirklich Geschehenes berichten und dafür ihre Quelle anführen sollten. Eigene Erfindung war besonders im frühern Mittelalter beim Publikum gänzlich verpönt, und wo sie statthatte und doch die Zuhörer belustigen sollte, da mußte dies, wie beispielsweise in den Spielmannsdichtungen durch zahlreiche Verweisungen und Berufungen auf eine bloß fingierte Quelle: „als uns daz maere seit" u. s. w. schlau bewerkstelligt werden. Kein Zweifel, daß ebendaher noch die Gepflogenheit der Meistersinger, sich im allgemeinen an eine Vorlage zu halten und dieselbe auch meistens als ihre Quelle namentlich anzuführen, herzuleiten ist.

Zweitens aber: welcher große Dichter — und noch dazu von der Fruchtbarkeit eines Hans Sachs — hätte sich je vor Entlehnungen ängstlich gescheut? Hat doch selbst Goethe für seinen Clavigo ganze Seiten aus Beaumarchais wörtlich herübergenommen, und es ist eines seiner bühnenwirksamsten und bewundertsten Dramen daraus geworden.

Um wirklich Hans Sachs eine gewisse Armut der Phantasie nachzuweisen, müßte zum mindesten gezeigt werden, daß es nur äußerst wenig Gedichte von ihm giebt, in denen er ganz selbständig ist, und daß außerdem diese wenigen zu den untergeordnetsten Erzeugnissen seiner Muse gehören. Das ist bisher aber noch nicht geschehen und kann auch schwerlich geschehen. Geht man vielmehr von diesem Gesichtspunkte aus, so gewahrt man sehr bald, daß sich Hans Sachs gerade in solchen Gedichten, in denen er sich freier bewegen kann, in denen er nicht an eine seinem Publikum meist wohl bereits bekannte Fabel gebunden war, am besten gefiel. Daher seine Vorliebe für die Allegorie, die allerdings

zugleich ein Produkt seiner Zeit war, daher vor allem auch die nicht geringe Zahl von Gedichten, die er in das Gewand einer Vision oder eines Traumes gekleidet hat, und bei denen schwerlich immer eine bestimmte Quelle nachzuweisen sein dürfte.

In Bezug auf tiefe poetische Empfindung stehen unter diesen Gedichten vielleicht am höchsten die eigentlichen Traumgedichte. Viele derselben, wie der Traum von Nürnberg, das prächtige Gedicht vom guten Montag, dann „die üble Nachrede,“ „Frau Sorg und Frau Faulheit“ u. a., zum Teil wahre Kabinettstücke einer volkstümlichen und dabei doch gedankentiefen Poesie, sind ja hinlänglich bekannt oder doch durch Neudrucke, wobei sich bekanntlich vor allem Edmund Goetze durch seine vorzügliche und handliche Ausgabe der sämtlichen Fabeln und Schwänke von Hans Sachs[1]) ein hervorragendes Verdienst erworben hat, allgemein zugänglich gemacht worden. Andere dagegen sind bisher noch niemals gedruckt, zum Teil sogar noch niemals irgendwo erwähnt worden, und mit drei der interessantesten unter diesen, die natürlich nicht Hans Sachsens Spruchgedichten, sondern seinen Meistergesängen angehören, möchte ich die Leser dieser Blätter im folgenden bekannt machen.

Das erste der hier zu besprechenden Gedichte findet sich in dem sogenannten Naglerschen Meistersingerkodex (germ. 4° 414) der königl. Bibliothek zu Berlin auf S. 463. Es ist vom Jahre 1518 datiert und als poetisches Erzeugnis des erst 25jährigen Dichters und als eine seiner frühesten Allegorien nicht uninteressant.

„Ein mal wolt ich studiren
da schwindlet mir mein hiren,“

so beginnt der Dichter. Er begiebt sich hinaus ins Freie und sein Weg führt ihn zu einer Linde. Unter dieser legt sich der Dichter in das hohe Gras und entschläft. Im Traum erscheint ihm eine Frau mit wunder rechter Hand, klagend und schwanger. Auf seine Frage, wer sie sei, antwortet sie, sie sei Frau societas, ihre Mutter heiße „fraw drey“ (Treue). Im Garten der Frau sciencie habe sie die Frucht superbia gegessen; davon sei sie schwanger geworden. Die Frucht in ihrem Leibe heiße invidia. Bald sei dann „mit grossem geschrey“ perfidia gekommen, habe ihr die rechte Hand entzwei gehauen und sie fortgetrieben. Voll Reue sei sie zur Frau Treue zurückgekehrt. Die aber habe ihre Frucht und auch ihre wunde Hand verflucht und sie aus dem Lande gejagt. Nun habe sie „die edle kungin freye simplicitas“ aufgesucht, vor dieser aber ihre Frucht und ihre wunde Hand verborgen. Schließlich aber sei

1) Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts, Nr. 110 bis 117 und Nr. 126—134. Halle, Niemeyer 1893 u. 94.

die Königin doch dahinter gekommen und habe sie gleichfalls von ihrem Hofe vertrieben.

[464 b] „Nu pin gancz ellent ich
Do sprach ich fraw ir dauret mich
mein drey ich euch hie gibe
wolt ir in rechter libe
mich liben stetiklich
mein drey ich y an euch nit prich
vnser dreu wurd verstricket
in freud wurd wir erquicket
ir rothes mundlein lacht
in dem augenplick ich erwacht
vnd mich pedrogen fande“

Den Kern dieses Gedichtes könnten wir etwa folgendermaßen interpretieren: Die auf Treue gegründete Gesellschaftsordnung des Mittelalters ist in Verfall geraten, sobald das gläubige Vertrauen, der Autoritätsglaube vor den Fortschritten der Wissenschaft nicht mehr Stand zu halten vermochten. Nun ist die Menschheit wissend geworden, noch einmal hat sich in ihr wiederholt, was schon in der Geschichte des Urelternpaares vorgebildet war. Und wieder wird ihr das Wissen zum Unheil. Im Garten des Wissens ist der Hochmut gewachsen, die Überhebung des Einzelnen, der seine Individualität anerkannt wissen will, über Tradition und Sitte. Das gesteigerte Selbstgefühl hat bei den mit geringerm Erfolge Strebenden den Neid gegen die vom Glücke mehr Begünstigten erzeugt, und jetzt lösen Untreue und Verrat alle Bande der Zucht, schlagen der Gesellschaft unheilbare Wunden, und vergeblich sehnt sich die gepeinigte Menschheit nach der verlorenen Einfalt und Zufriedenheit, nach den alten Zeiten zurück. — Nur so kann ich den Sinn dieser Allegorie verstehen, wenn ich auch zugebe, bei der Auslegung etwas zu moderne Farben angewandt zu haben. Es sollte dadurch zugleich angedeutet werden, wie gerade unsere Zeit wieder Grund hat, sich dieses Hans Sachsischen Gedichtes und der Lehre, die es enthält, zu erinnern. Sehen wir doch heute Ähnliches tagtäglich sich vollziehen im großen wie im kleinen, wie es sich, solange Menschen leben und streben, noch oft und oft wiederholen wird.

Ist nun aber in der That diese tiefsinnige Allegorie dem Kopfe des jungen Hans Sachs entsprungen? Schwerlich; denn wenn es mir bisher auch nicht hat gelingen wollen, die Quelle für das Gedicht, die vielleicht nur ein Holzschnitt mit Beischriften und einigen Zeilen Text, ein Flugblatt, war, zu ermitteln, so zweifle ich doch nicht, daß Hans Sachs hier nach einer Vorlage gearbeitet hat. Das scheint mir vor allem aus dem Schluß des Gedichtes hervorzugehen, der stark an ähn-

liche Ausgänge mehr oder weniger lasciver Traumgedichte von Hermann von Sachsenheim, Hans Folz u. a. erinnert. Wie in unserm Gedicht die trockene Allegorie plötzlich die verlockenden Formen warmblütigen Lebens annimmt, und dann, weil das Ganze ja nur ein Traum ist, gleich darauf in nichts zerfließt, das könnte bei dem ernsten Gedankengehalt jener Allegorie vielleicht an den cynischen Witz oder die Leichtfertigkeit eines Heinrich Heine gemahnen, Hans Sachsens Gemütsart und seinen Dichtungen eignen solche Züge nicht. Hans Sachs ist von einem unerschöpflichen Witz und Humor, und gerade diese Seite seines Wesens sichert ihm seinen Platz in der Weltlitteratur für alle Zeiten; er kann satirisch sein, voll grimmigen Spottes, ungeheuer derb, schmutzig sogar, mehr als Hans Folz: eigentlich frivol ist er nie. Und so wird denn in unserm Falle zur Erklärung nur angenommen werden können, daß Hans Sachs den wahren Sinn der Allegorie gar nicht erfaßt hatte, sondern ziemlich unverständig den Hergang einer Vorlage, die ihn vielleicht durch ihre gelehrt klingenden lateinischen Bezeichnungen angezogen hatte, mit einem ihm aus anderen Gedichten geläufigen, kurzen und wirkungsvollen Schlusse versah. Hier also zeigt sich uns der Dichter noch nicht in besonders vorteilhaftem Lichte.

Erheblich günstiger darf dagegen unser Urteil lauten über ein 10 Jahre später von ihm verfaßtes Gedicht, einer „Poeterei von Frau Glück,“ die ich nicht aus der eigenhändigen Niederschrift des Dichters in seinen Meisterliederbüchern, sondern nur aus cod. germ. 4° 410 der Berliner Bibliothek kenne, wo das Gedicht auf Blatt 314—316 eingetragen steht. Da es mir hier weniger auf die authentische Form, als auf den Gedankeninhalt dieser Traumgedichte ankam, so glaubte ich sowohl bei diesem als dem folgenden Gedicht von einer Einsichtnahme in die Originale um so mehr Abstand nehmen zu dürfen, als ja eine *kritische* Ausgabe sämtlicher uns erhaltener Meisterlieder des Hans Sachs, die Herr Dr. Drescher besorgen wird, in hoffentlich nicht allzu ferner Aussicht steht. Aus eben denselben Gründen hielt ich es auch für erlaubt, ja den Zwecken meines Aufsatzes und dieser Zeitschrift angemessen, bei der Wiedergabe in der Orthographie, der Interpunktion und hie und da auch im Ausdruck eine leichte Modernisierung eintreten zu lassen.

Die „Poeterei von Frau Glück“ ist in dem „unbekannten Ton“ gedichtet und lautet folgendermaßen:

1.

Eins Morgens ich entducket'.
Im Schlaf ward ich entzucket
Vor einen Gart,
Darum ein Mauer wase,
Durchsichtig wie ein Glase.
Davor da wart'
Ein ungezählter Haufen,
Dem in den Garten stund sein Ger.
Sie gunden [begannen zu] bitten,
flehen. —

Die Mauer het kein Pforte,
Was ganz an allem Orte;
Ein großes Rad
Vor diesem Garten stunde,
Wer darauf sitzen gunde
Und het Genad,
So das Rad gund umlaufen,
Der kam in diesen Garten hehr.
Dem Rad begund ich nehen. —
Ich setzt' mich darauf eben
Mit andern Frauen unde Mann,
Da kam ich 'nein in einem Augenblicke.
Da sah ich blumreich' Wiesen
Fischreiche Wasser fließen,
Her unde hin
Hingen an Baumes Zweigen
Granat, Muskat und Feigen,
Cyper-Rosin
Hingen da an den Reben,
Der Honig aus den Bäumen rann,
Die Rohr' von Zucker dicke. —

2.

Edel Gestein so reiche
Trugen die Berg' lobleiche
Und gülden Erz,
Manch Vogel fröhlich sunge,
Das frei Gewild umsprunge.
Da was kein Schmerz:
Die Schar in diesem Garten
Het aller Freud und Kurzweil viel
Mit Rennen und mit Stechen, —
Mit Kämpfen und Turnieren,
Mit Tanzen und Hofieren,
Mit Buhlerei,
Mit Saitenspiel und Singen,
Mit Fechten, Jagen, Ringen
Und auch dabei
Mit Essen, Trinken, Karten,
Mit Übung aller Künste Spiel,
Da was gar kein Gebrechen. —
In der Mitt' ein Zelt lage,
Darin die edle Kön'gin saß,
Welche genannt wird die edle Frau Glücke,
Durch welche diese Schare
Kam in den Garten dare,
Durch ihr Vergonn [Gunst].
Nach dem die Königin süße
Ihr' Knecht austreiben hieße
Ettlich Person;
Die führten sehnlich' Klage,
Davon ich auferwachen was
In einem Augenblicke. —

3.

Und nahm aus dem Gesichte
Ein Lehr', als ich berichte:
Jung oder alt,
Wen hier in diesem Leben
Gelücke thut erheben
In ihr' Gewalt,
In Reichtum oder Kunste,
Das es ihm also glücklich gat
In allerhande Sachen, —
Derselb' gedenk all' Friste,
Daß das Glück sinwel iste,
Daß er nicht werd'
In seinem Glück hochmütig,
Sondern beleib fein gütig,
Als der Weis' lehrt,
Cleobulus, mit Gunste,
Spricht: Du sollst auf des Glückes Pfad
Dich nicht hochmütig machen. —
In Armut, Ungelücke
Sieh', daß du nicht darin verhärtst,
Sondern sei Glück und Unglück männlich tragen.
So Ungelück dich reite,
Betracht Gelückes Zeite:
Unglück wird leicht.
Ist Glück herwider kummen
Betracht Unglückes Summen:
Hochmut entfleucht.
Laß dich kein Teil verdrücke
„Glück ist ein ungewisser Arzt,"
Cilon der weis' thut sagen.

Eines Kommentars bedarf dieses Gedicht kaum. Seine Hauptschwäche besteht ohne Zweifel darin, daß gegenüber der farbenreichen, wenn auch etwas typischen Schilderung der Gunst des Glückes die rasch

entstehende Ungunst in vier kurzen Zeilen und in herzlich flauer Weise mehr angedeutet als beschrieben wird. Daß der Dichter absichtlich bei dem zu Ende gehenden Traum die Bilder habe verschwimmen lassen, ist möglich, aber nicht wahrscheinlich. So feiner Mittel pflegt sich Hans Sachs zur Erzielung seiner Wirkungen nicht zu bedienen. Den eigentlichen Grund für jenes Mißverhältnis werden wir wohl in der Anlage des Gedichtes als Meistergesang zu erblicken haben, wobei dem Dichter plötzlich eingefallen sein mag, daß er sich ja einen Teil der vorgeschriebenen Verszeilen, eben das ganze dritte Gesätz, für die aus dem Gedichte zu ziehende Moral reservieren müsse. Immerhin zeigt sich uns Hans Sachs in diesem Gedichte als ein Volkslehrer, dessen ernste und wohlgemeinte Mahnungen ihre Wirkung auf die Zuhörerschaft nicht werden verfehlt haben.

In weit höherm Maße noch ist dies der Fall bei dem dritten der hier mitzuteilenden Meistergesänge, der in den von mir benutzten Handschriften (cod. germ. fol. 23. Bl. Z. 2b; cgm. 4998 Bl. 51 flg.; cod. dresd. M. 194 Bl. 126b) „Der Traum", „Der schöne Traum" oder „Der wunderschöne Traum" überschrieben ist und nach der Münchener Handschrift aus dem Jahre 1530 stammt. Er ist in Regenbogens „überlangem Tone" gedichtet, einer Strophenform, die bei ihrer Länge und der komplizierten Verschränktheit ihrer Reime auf uns stellenweise kaum noch den Eindruck einer Reimerei macht, und liest sich daher für uns am besten in der Weise gemischter Rhythmen, nicht holperiger als manche solcher Erzeugnisse von heutzutage. Immerhin verdunkelt indessen die abstruse Form des Gedichtes die eigentliche Schönheit desselben nicht unwesentlich.

1.

Einmal lag ich
In Schlafes Qual,
Mir däucht', ich war
Auf einem Berg
Vor einem herrlichen Palast,
Der war durchhauen pur
Nach meisterlichen Sinnen.
Bildwerk zierlich
Stund überall
Am Palast stolz,
Der war von Mermelquader. —
Fein war das Dach,
Von Kupfer braun,
Parillen klar
Das Fensterwerk;
Zu oberst an der Burg erglast
Von Gold ein' Sonnenuhr,
Golden waren die Zinnen,
Ringweis darum
Sah ich ein' Zaun
Von Zedernholz,
Die Pforte war von Flader. —
Ich trat auf die Schlagbrücken
Und sah ein' Tanz
Von minniglichen Bilden
In diesem Palast fron.
Da war ich gon
Zu dieser Pforten
Und blickte heimlich da hinein,
Die klaren Äuglein spielten,
Freundliche Wort
Wurden gehort,
Die adeligen Jungen
Nach den Drommeten, Flöten

Hoffelich sprungen.
In jedes hat
Von sechem Wat
Ein köstlich Schauben,
Ring', Ketten, gold'ne Borten.
Herrlich war der Frauen Gebend
Darauf het jeds ein Rosenkranz;
Der Männer fürstliches Gewand,
Von Sammet, Seiden und Daffant,
Damast und goldnen Stücken,
Von Perlen glänzen Kränze
Auf den Hauben.
Im Herzen mein
Dacht: könnt' ich bei der Schaare sein!
Ich wollt mich mischen unter, funter,
Und thet gon,
Das was mir frei gelücken. —

2.

Ich kam hinein
Und sah die Tisch
Mit Pfellertuch
Bedecket all,
Mit Teppichen den Saal geziert.
Mitten stund im Palaste
Ein kaiserlich Crebenze
Von Zyperwein,
Wildpret und Fisch
Bereitet war
Zu köstlich reicher Speise. —
Sieh, manche Blum'
Lag da gestreut,
Himmlischer Duft
War in dem Saal,
Zu Tisch man süßiglich hofiert'
Gar manchem edlen Gaste
Zu großer Reverenze.
Ein' große Zahl
Der Dienest-Leut'
Dienten der Schaar
Nach Art höfischer Weise. —
Als ein End het das Mahle,
Stunden sie auf,
Ein' Sommerrei'n sie sprungen,
Lieblich Gesang
Mit Freud erklang,
Ihr Melodeie
Die concordieret lustiglich
Als wie von Engelszungen.
Auch sah ich viel
Der Ritterspiel'
Von Rittern und von Knechten,
Mit Laufen, Springen, Ringen
Mit Kämpfen und mit Fechten,
Künstlich, gelenk
Mit großem Gepräng'.
Darnach sie auch einließen
Ein artig Mummereie,
Verputzet, daß man sie nicht kennt,
Zumal ein' wohlgezierten Hauf',
Die hetten einen welschen Tanz;*)
Ir Zwen sah ich gerüstet ganz
In Harnisch überalle,
Die gunden stechen, brechen
Mit den Spießen
Gar ritterlich
In einen Winkel schmog ich mich,
Mein Herz vor Freuden kittert', zittert',
Hüpft' und sprang
Vor Wonn' in diesem Saale. —

3.

Schau, in dem kam
Herein der Tod,
Mit sich er trug
Ein Sensen scharf
Und trat grausam in diesen Saal
Und mähet' ab und auf,
Bald starb, wen er da trafe.
Ein Ende nahm
Die fröhlich' Rott',
Jedermann floh,

---

* So die Münchener Handschrift; die anderen beiden Handschriften weisen das weniger leicht verständliche, aber wohl richtigere „marusscadantz“ auf. Von solchen morisken, morischen Tänzen, bei denen sich die Teilnehmer schwarz kleideten und wohl auch Hände und Gesicht schwärzten, ist in den Nürnberger Ratsprotokollen häufig die Rede.

Aus dem Palast sich machet'.
Traurig Geschrei
Ward ihr Gesang,
Der Tod sie schlug,
Zu Haufen warf,
Da ward manch rotes Mündlein fahl,
Groß ward der Toten Hauf.
Da däucht' es mir im Schlafe,
Wie daß ich frei
Heraber sprang
Vom Palast hoch:
In dem ich auferwachet', —
Und dacht' mir heimlich eben,
Der Traum bedeut
Die Wollust dieser Welte,
Der Pracht, Gewalt und Ruhm
Ist wie ein' Blum'
In ihrer Zierde
Durch sanften Regen, kühlen Thau
Wächset sie auf im Felde;
So Reifes Duft
Und kalte Luft
Schnell über sie thut blasen,
Bald sie verschmorret, dorret.
Gleichermaßen
Reichtum und Kunst,
Lieb', Freud und Gunst,
Ehr' und Gewalte,
Gepräng, Adel und Würde
Auf dieser Erden, aller Ständ',
Stehn sie im Glück und blühen heut',
So nehmen sie doch morgen ab
Und müssen endlich in das Grab.
Wem Fleisch und Blut ist geben,
Das muß verderben, sterben,
Jung' und Alte,
Mann und Frauen.
Auf das Vergänglich' thu nicht bauen,
Das alles fährt wie Traum und Schaum
Dahin,
Fleuch, zeuch zum ewigen Leben. —

Dreizehn Jahre später verfaßte Hans Sachs ein Spruchgedicht, das in der großen Tübinger Ausgabe von Hans Sachs' Werken Band I Seite 437 flg. abgedruckt ist und sich der Hauptsache nach als eine Umdichtung des oben mitgeteilten Meistergesanges darstellt. Der Dichter mag dazu durch eine Totentanzdarstellung angeregt worden sein. Formell allerdings viel lesbarer als der Meistergesang, steht diese Umdichtung doch an Bedeutsamkeit des Inhalts hinter demselben zurück. Es ist hier nämlich an die Stelle der fröhlichen Festgesellschaft des Meistergesangs ein einziger mächtiger und reicher Herr getreten, der in langem Selbstgespräch dem Glücke dankt und sich des endlich erlangten Reichtums und seiner weitreichenden Macht rühmt, bis dann heimlich und leise

„der Tod mit düssmichem glenster
Hin ein den sal stig durch ein fenster“

und ein Stuhlbein von dem Thron des Reichen losreißt, sodaß dieser augenblicks zur Erde stürzt und das Genick bricht.

Handlung und Moral haben dadurch viel von ihrer Ursprünglichkeit, ihrer lebendigen Eindringlichkeit, ihrer Großartigkeit und auch ihrer Allgemeingültigkeit — es wird mehr die Überhebung bestraft, als überhaupt an die Vergänglichkeit aller irdischen Lust gemahnt — eingebüßt und auch der, wie im Meistergesang an Hiob anknüpfende, aber der leicht veränderten Situation angepaßte Schluß wie mir scheint nicht unwesentlich gelitten. Trotz der Künstlichkeit der Form merkt man bei dem Meistergesange deutlich, daß der Dichter hier mehr sein unmittel-

bares Empfinden wiedergegeben, als sich durch ein Vorbild hat beeinflussen, mehr die Phantasie, als seinen Verstand hat walten lassen, und eben das macht uns dieses Traumgedicht so wertvoll und weist ihm einen Ehrenplatz unter den zahlreichen Schöpfungen des alten Meisters an.

---

## Sprechzimmer.

### 1.

### Zu Annette Drostes Knaben im Moor.

S. 556 flg. des vorigen Jahrgangs bemüht sich Sprenger vergeblich um die Erklärung der Zeile: „Hu, hu, es bricht wie ein irres Rind." An mhd. brëhen, das er herbeizieht, ist nicht zu denken; ein so völlig verschollenes Wort würde die Dichterin, wenn es ihr überhaupt bekannt war, auf keinen Fall gebraucht haben. Was sie aber sagen will, ergiebt sich unschwer aus ihren übrigen Gedichten. In der Ballade „Der Geierpfiff" heißt es von einer jungen Dirne, die sich im Walde verirrt hat:

> Siehst du sie brechen durchs Genist
> Der Brombeerranken, frisch, gedrungen,
> Du denkst, die Centifolie ist
> Vor Übermut vom Stiel gesprungen.

Desgleichen im „Hirtenfeuer":

> Da bricht ein starker Knabe
> Aus des Gestrippes Windel;

und in der „Jagd":

> Die Bracken brechen aus Genist und Tann.

Namentlich kommen folgende drei Stellen in Betracht:

> Gekauert saß ich da,
> Denn plötzlich waren Männertritte nah.
> Und vor mir im Gesträuch es knackt und bricht,
> Die Zweige schlagen feucht an mein Gesicht.
> (Des Arztes Vermächtnis.)

> Es bricht und knistert im Brahme,
> Und drüber streckt sich ein schlanker Hals,
> Zwei glänzende Augen starren.
> „Ach Gott, es ist eine Hinde nur,
> Jetzt setzt sie über die Farren."
> (Die Schwestern.)

> Was bricht dort im Gestrippe am Revier?
> Im holprichten Galopp stampft es den Grund;
> Ha, brüllend Herdenvieh, voran der Stier.
> (Die Jagd.)

Burgsteinfurt. **Gustaf Eschmann.**

2.

## Sprechen kann er nicht, aber er denkt desto mehr.

Zu Ztschr. VIII, 4 und IX, 11.

„Schwätze kann hä frelich net, aber — hä diankt soi Döähl!" heißt es von dem Uhu als Papagei bei Otto Müller: Münchhausen im Vogelsberg (1876). Neuer deutscher Novellenschatz, herausgegeben von P. Heyse und L. Laistner Bd. 2, S. 160.

Danzig. R. Prahl.

3.

## Zu Franz Kuglers Lied „an der Saale hellem Strande".

Eines der verbreitetsten und beliebtesten Studentenlieder ist Franz Kuglers „an der Saale hellem Strande" aus dem Jahre 1826 geworden. Es lautet:

An der Saale hellem Strande
Stehen Burgen stolz und kühn;
Ihre Dächer sind zerfallen,
Und der Wind streicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin.

Zwar die Ritter sind verschwunden,
Nimmer klingen Speer und Schild,
Doch dem Wandersmann erscheinen
Auf den altbemoosten Steinen
Oft Gestalten zart und mild.

Droben winken holde Augen,
Freundlich lacht manch' roter Mund:
Wandrer schaut wohl in die Ferne,
Schaut in holder Augen Sterne,
Herz ist heiter und gesund.

Und der Wandrer zieht von dannen,
Denn die Trennungsstunde ruft,
Und er singet Abschiedslieder,
Lebewohl tönt ihm hernieder,
Tücher wehen durch die Luft

Auch im Volke wird das Lied gesungen, aber nicht nach gleicher Melodie und nach völlig anderm Text. Es ist interessant zu beobachten, in welcher Weise das Kuglersche Lied im Sang des Volkes zu einem Liebeslied umgeformt ist. Erhalten ist vom Ursprünglichen mit geringer Abweichung nur Vers 1. Seine zwei ersten Zeilen bilden jedesmal den Anfang der folgenden Verse. Im Inhalt klingt an Kuglers Lied nur noch das Motiv des Abschieds an. Der Text lautet im Volksmund:

An der Saale kühlem Strande
Stehen Burgen stolz und kühn,
Ja ihre Dächer sie sind zerfallen,
Ein kühler Wind streicht durch die Hallen,
Wolken ziehen drüber hin.

An der Saale kühlem Strande
Stehen Burgen stolz und kühn,
So mancher Jüngling singt Scheidelieder,
Geht aus der Heimat, kehrt niemals wieder,
Gedenket seiner Liebsten nie.

An der Saale kühlem Strande
Stehen Burgen stolz und kühn,
Doch ich muß scheiden, muß dich verlassen,
Kann dich, Geliebte, nicht mehr umfassen,
Nicht mehr an deinem Busen ruhn.

In dieser Form hört man vom Volke das Lied in Thüringen allenthalben, auch in der Saalegegend, in Hessen und auch am Niederrhein singen. Während der Gesang des Kuglerschen Liedes etwas marschmäßig Flottes hat, ist der Rhythmus des Volksliedes langsam und die Melodie, wie die der meisten Volkslieder, gedehnt und melancholisch.

Crefeld. **Hermann Crämer.**

4.

Anfrage.

Zu großem Danke würde den Unterzeichneten verpflichten, wer ihm die von Riehl, Familie 10,76 angezogene deutsche Schriftstellerin namhaft machen wollte, die „eine Taufe zu zwölf Personen bei einer Flasche Malaga und einer Schüssel Süßes" schildert, wovon der Konditor den Rest wieder an sich nimmt.

Zittau. **Th. Matthias.**

5.

Zu Th. Matthias, Sprachleben und Sprachschäden.

Auf S. 101 dieses vortrefflichen Buches, wo die Schwankungen zwischen der starken und schwachen Konjugation behandelt werden, vermisse ich neben ich frug die Erwähnung des starken Prät. ich jug von jagen. Scheint danach diese Form in Sachsen nicht gebräuchlich, so ist sie im Süden der Provinz Hannover so verbreitet, daß ich sie sogar in einem hier erschienenen Abriß der deutschen Grammatik für höhere Schulen als gleichberechtigt mit der regelmäßigen schwachen Form aufgeführt fand. Auch Hermann Schrader in seinem Buche „Der Bilderschmuck der deutschen Sprache" S. 260 führt neben er jagte in Klammer er jug, also als berechtigte Nebenform, an. Mit Recht darf man wohl annehmen, daß das niederd. ick joeg auf die Bildung des hochd. ich jug eingewirkt hat, um so mehr, als die Schriftsteller, aus denen die Form in den deutschen Wörterbüchern belegt ist, abgesehen von dem in sprachlichen Dingen kühnen Platen[1]), zumeist Niedersachsen sind.

Auch die umgelautete Form des Präs. er jägt (nach Weigand zuerst 1672: in Withofs Akademischen Gedichten I, 20)[2]) ist, wie er frägt (über die Berechtigung dieser Form vergl. Matthias S. 103 Anm. 1) meinen Schülern gebräuchlich.

---

1) Liga von Cambrai III, 4 v. 88: „Es griff die Bürgerschaft zu den Waffen, jug die Deutschen vor sich her." Nicht in Betracht kommt Kortums Jobsiade I, 30, 22, 4, wo die Form mit beabsichtigter Komik verwandt wird.

2) Bei ihm, wie schon in Murners Geuchmatt, findet sich auch ein starkes Part. Prät. gejagen, das aber nicht in Aufnahme gekommen ist.

Ich habe bisher sowohl er jug als er jägt stets als Abweichungen vom guten Hochdeutsch gerügt und denke fürs erste auch dabei zu bleiben. Doch möchte ich wohl erfahren, ob diese Formen auch in anderen Teilen Deutschlands Ausbreitung gefunden haben.

Northeim. R. Sprenger.

6.

Beachtenswert ist die auf Assimilation beruhende Schreibweise Lankgräfin für Landgräfin, die Sabin (2. Juli 1549 bis 17. August 1581), Tochter Christophs von Württemberg und Gemahlin Wilhelms IV. von Hessen-Kassel, in ihren Unterschriften regelmäßig gebraucht.

Dresden. Theodor Distel.

---

# Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1895—96.

Von Hermann Unbescheid in Dresden.

Kants und Schillers Begründung der Ästhetik. Von Dr. phil. Eugen Kühnemann, Privatdozent der Philosophie an der Universität Marburg. 185 S. Preis 4,50 Mark. München 1895, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck.

Der Fachkritik muß die Entscheidung vorbehalten bleiben, ob Kühnemanns Arbeit eine in allen Teilen befriedigende Darlegung der Ästhetik Kants und Schillers gebracht hat, oder ob der im Vorwort angekündigte Doppelzweck des Buches, nämlich nicht nur der Wissenschaft erwünscht zu kommen, sondern auch dem allgemeinen ästhetischen Bildungsstreben der Zeit, nicht hier und da hinderlich gewesen ist, dem ersten der genannten Zwecke in vollem Umfange gerecht zu werden. Wie dem auch sei — der, dessen philosophische Bildung der systematischen Schulung entbehrt, empfängt den Eindruck, daß hier gediegene Wissenschaft geboten wird. Die Gedankenwelt in der „Kritik der Urteilskraft" wird außerdem mit wohlthuender Begeisterung und in fortreißender Sprache vorgetragen, sodaß man immer wie zu einem hellleuchtenden Sternbilde zu der Größe Kants aufschaut. Schon um dieses Vorzuges willen muß man jenes Buch dem nach ästhetischer Bildung Strebenden dringend empfehlen. Auf der breiten Basis der Ästhetik Kants (S. 4—71) aber ruht der II. Teil, Schiller, „der Begründer der philosophischen Lehre von der Form in der Kunst," wie er S. 92 genannt wird. Dieser Teil verdient in noch höherm Maße das Interesse aller derjenigen, die sich nicht bloß oberflächlich mit Schiller beschäftigen; sie werden ihm köstliche Anregung und wirkliche Belehrung entnehmen. Man muß, wie oben im allgemeinen gesagt wurde, es auch hier wieder dem Fachkritiker überlassen, zu ent-

scheiden, ob z. B. die bei dem Dichter-Philosophen bekanntlich sehr schwankende Terminologie genügend, d. h. gemäß der Vorstellungen, die er selbst mit ihr verband, erörtert worden ist. Einige Proben aus dem trefflichen Teile hier wiederzugeben aber möge gestattet sein. Das erste Kapitel: „Einführung in Schillers Fassung des ästhetischen Problems" beginnt also: „Wenn der Ertrag, den die Kantischen Bemühungen um die Ästhetik der Wissenschaft gebracht haben, sich mit Sicherheit nur abschätzen ließ, indem wir die Grundbegriffe entwickelten nach ihrer Wurzelung gleichsam im Kantischen Bewußtsein, in ihrem Hervorwachsen aus seinem systematischen Überblick, so ist ein ähnliches Verfahren noch notwendiger für die Arbeit Schillers, um sie in ihrer wahren Bedeutung für ihn und für die Wissenschaft zu verstehen. Wir bedürfen einer psychologischen Ableitung, die in sich selber auch systematische Abschätzung der Gedanken ist. Indem wir den Gedanken entstehen lassen aus der Art des Schillerschen Interesses, begreifen wir ihn in seiner Fruchtbarkeit für die Wissenschaft für die Ergründung ästhetischer Probleme."

Von der Art, wie Schiller sich dem Einfluß Kants hingegeben, heißt es: „Er verhält sich, so oft sein Freund Körner, ein überzeugter Kantianer, ihn zu gewinnen sucht, ein wenig spröde gegen das neue Licht. Ein gelegentliches Interesse bei seinen historischen Studien hat nicht viel zu sagen. Der Grund der Ablehnung springt deutlich hervor: er ist um seine Selbständigkeit besorgt. Oder vielleicht richtiger noch: ihm, der so vieles in eigenster Versenkung der Gedanken gefunden und geleistet, der mit seinem ganzen Leben darauf angewiesen, auf sich selbst im geistigen Schaffen zu stehen, ihm ist es zunächst ein Gedanke, den er sich nicht gerne gestehen mag, daß jetzt für alle philosophische Arbeit ein anderer erschienen sei, ohne den kein weiterer Schritt mehr möglich ist. Mag es sich mit jenem verhalten wie es will, kann man denn nicht versuchen, für sich selbst wie bisher den eigenen Weg zu gehen? Als er ein Kolleg über die Tragödie liest, bekennt er nicht ohne Stolz: er ziehe kein Buch zu Rat, er mache diese Ästhetik selbst und darum, wie er denke, um nichts schlechter. Aber der Kantische Grund- und Eckstein war in der Welt, und niemand, der für philosophisch anteilnehmende Menschen schrieb, kam um ihn herum. So versucht es denn auch Schiller, wie anstandshalber, zuerst mit kleinen Anleihen. Die Abhandlungen „Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" und „Über tragische Kunst" tragen den Stempel, ja den Druck Kantischer Worte und Begriffe auf jeder Seite, und arbeiten doch beide mit vorher festgestellten Gedanken. Nun aber scheint, bei dieser unreinen Mischung, die Ängstlichkeit fast Schwäche. Kantische Gedanken sind übernommen und in Zusammenhänge gesetzt, denen sie fremd sind, ja

widerstreiten. Aufstellungen sind geschehen, in der Anlehnung an Kant, die in der Welt des Kantischen Geistes ganz unmöglich sind. In das eigenste Bereich der Ästhetik dringen die widerstrebendsten Bestandteile ein. Das ist weder Kant noch Schiller, genügt weder der Philosophie noch der Kunst. Die Unklarheit der Gedanken ist eine Art Unredlichkeit des seelischen Verhältnisses der Geister.

Aber es ist das Kennzeichen der großen Natur, daß sie großer Umwälzungen fähig ist. Für sie ist die gewaltige Einwirkung keine Gefahr, denn sie wird im Fortgang ihrer Entwickelung zur eigenen That. Wer soviel gearbeitet und um die keusche Reinheit des eigensten Gedankens sich bemüht, der mußte sehen und sah: dies sind nicht Bücher, von denen man nutzen kann, was einem gefällt. Hier gilt es das Ganze oder nichts. Bei einem solchen Mann ist es unwürdig zu naschen und sich vorbeizudrücken. Nur wer ihn ganz verarbeitet, darf von ihm nehmen, zu ihm stehen oder von ihm gehen. Er schenkte sich zu Neujahr 1792 den Entschluß, die Kantische Philosophie nicht zu verlassen, bis er sie ganz ergründet, und sollte es drei Jahre kosten. Gegen Ende des Jahres vergrub er sich in die „Kritik der Urteilskraft." Mit diesem Entschlusse schenkte er sich seine Reife. Es war eine sittliche That. Er bewies mit ihm, daß er nicht von den Kleinen war, die für sich bleiben müssen, um sich zu behalten. Er fand allein in einem reinen Verhältnis von Geist zu Geist die Ruhe seines schriftstellerischen Gewissens.

So verhielt sich sein Geist zur Philosophie, wie er sich hiernach zur Lehre Kants, seines Meisters verhielt. Die Philosophie, deren strenge Schulung er jetzt erst auf ureigenste Art bekam, ward in ihm die eigentlich befreiende und reifende Entwickelungsthat. Aus einem innersten Bedürfnis des Selbst eignete er sich ihre Lehren an. Er reifte mit ihr zu seiner vollendeten Kraft. Er ward in ihr das seiner selbst gewisse, das seiner Stellung in der Welt bewußte Selbst. Alle Organe des Geistes wurden frei und fanden den auf sich selber ruhenden Mittelpunkt ihrer ausgebreiteten Kraft. Da er dem Gewaltigen gegenüber in rückhaltloser Hingabe die Freiheit errungen, war es, als habe er sich in ihr gesichert gegen alle Welt.

Aber so dem Bedürfnis des Innersten entstammt, geschah die Aneignung auch, als habe alles in ihm seit langem nur dies, nur dieses verlangt. Mit unbegreiflicher Schnelligkeit hat er die Kantischen Lehren erfaßt, überall das Wesentliche, überall die wirklich zeugenden Gedanken mit der Sicherheit des Genius ergriffen. Das waren ja nicht leblose Abstraktionen, das war ja Er selbst, was er da fand. Er kam hinein, er kam hindurch, er kam wieder hinaus in das freie Feld eigenen, herr-

lichen Schaffens. Alles in kaum mehr als zwei Jahren. Es ist das Tiefergreifende der großen Briefe an Körner aus dem Anfang des Jahres 1793, daß man teilnimmt an diesem Ringen des Genies, das im Vorwärtsschreiten und im eigenen Schaffen lernt und wie sehr aus der Tiefe und wie sehr in freiem Überschauen lernt."

Es folgt nun die Charakteristik des Verhältnisses Schillers zu Kant. Von einem Verbessern, von einem Weiterbilden, von einem Hinausgehen seitens des letztern kann dabei keine Rede sein. Kant ist Systematiker. Schiller ist ein systematisch geschulter Psycholog. Die Kantische Arbeit ist die Lösung des Exempels, die Arbeit Schillers ist die Probe auf das Exempel. Schiller ist ferner der unvergleichliche Vermittler zwischen der Philosophie und dem allgemeinen Denken der Gebildeten. Ihm faßte endlich seine ganze sittliche Persönlichkeit sich zusammen in der künstlerischen Empfindung. Ihm war die Kunst der aufrichtige Ausdruck seines ganzen Lebens, aus der Tiefe seiner Menschheit geschöpft. Der heilige Ernst seiner Berufserklärung lehrte ihm den heiligen Beruf der Kunst erkennen im menschlichen Leben. — Und nun zum Schlusse noch das andere zusammenhängende Stück (S. 152 flg., das Verhältnis des Menschen zur Kunst): „Bei diesem starken Bewußtsein des reinen Künstlers von seinem Beruf, dieser tiefen Besinnung auf die menschheitlichen Gründe seiner Kunst kann es nicht verwundern, daß Schiller die Frage vom künstlerischen Genießen oder von dem Verhältnis der Kunst zum Leben der Menschen durchgreifend und endgültig entscheidet. Es ist das einer der schönsten Erfolge seiner Begründung der Ästhetik. Die trivialen Meinungen, daß die Kunst da sei zum Vergnügen und zur Erholung oder zur moralischen Veredelung, weist er siegreich zurück. Wie haltlos diese Meinungen sind, sollte jedem bewußt sein. Was kann man sich überhaupt mit einiger Überlegung denken bei dieser Ansicht vom Vergnügen oder von der moralischen Besserung. Das ganze Leben des Menschen ist sittliche Entwickelung. Der Unterschied in der Stellung des Menschen zur Kunst ist ein Unterschied in dem Grade der Durchbildung der Seele. Wenn ich gedankenlos dahinlebe von Fall zu Fall, einzig durch die äußeren Notwendigkeiten des Lebens bestimmt, so kann ich von den künstlerischen Dingen keinen Gebrauch machen als den einer flüchtigen Ausfüllung der Stunden. Aber sobald in meinem Leben das Bedürfnis der Persönlichkeit erwacht, so erwacht auch ein innerliches Verhältnis der Seele zu den Gebilden der Kunst. Denn sie sind es, in denen der Mensch sich als Mensch empfindet. Also ist das aber ein Verhältnis, das in den innersten Bedürfnissen des Werdens der Persönlichkeit gegründet ist. Das ästhetische Gefühl ist zugleich in eminentem Sinne — und hier bekommt das Wort seine volle Bedeutung — ästhetische Ur-

teilskraft. Die große Kunst verlangt zu ihrer reinen Betrachtung den ganzen, voll entwickelten Menschen. Nicht neben dem Leben, sondern in der Tiefe des Lebens will sie empfangen sein. Sie verlangt vom Empfangenden zunächst die Fähigkeit, sich ganz zu konzentrieren in der Welt, die sie, die Kunst, für sich ist. Sie verlangt von ihm die gespannteste Thätigkeit des Schauens und Mitlebens. Sie verlangt, z. B. als Dichtung, das Mitanklingen der gesamten Summe von Erfahrungen, die der Empfangende über das Leben gemacht. Dann erst erhält jeder Zug seine Lebendigkeit in dem Ganzen des Gebildes, und das Ganze ersteht lebendig und Leben weckend in der Seele des Genießenden wieder. Weil er aus seiner gesammelten Menschheit die Dichtung erfahren hat, giebt sie, um ihr Erfahren bereichert, ihm seine Menschheit wieder. Weil er in dem Bedürfnis zur Persönlichkeit ihre Darstellung des Lebens nachgelebt, stärkt sie ihm seine Persönlichkeit im Bewußtsein ihrer Stellung im Leben. Menschheitsleben, wie sie ist, weckt sie Menschheit in den Mitschaffenden, der sie empfängt. So ist dies Genießen höchste Thätigkeit — die Thätigkeit, die das Leben ist, als Genuß. Nun aber liegt es auf der Hand. Die vulgären Meinungen vom künstlerischen Genießen, daß es Erholung und Vergnügen, daß sein Sinn die moralische Besserung sei — sie weisen nicht hin auf Wesen und Beruf der Kunst, sie weisen zurück auf die Elendigkeit des Lebens in den Menschen, von denen sie kommen. Ihnen erhielt das Leben nie einen wirklichen, d. h. einen in ihm selbst gegründeten Sinn. Jedes geistige Werk trägt gleichsam in sich die Menschheit, die seiner würdig ist. Das schlechte Buch riecht nach den faulen und modernden Seelen, die es mögen werden. Die freie Kunst setzt freie Seelen voraus. Frei aber sind allein die Seelen, die immer sie selbst sind, und diese begreifen nicht, was es heißt: sich erholen im Vergnügen, sich bessern lassen in einer von fremdher beabsichtigten Besserung. Ein Vergnügen, das nicht die Seele verlangt, ist eine Qual, eine Besserung, die nicht Werden der Persönlichkeit ist, ist Ödigkeit und Unsinn."

Schillers dramatischer Nachlaß. Nach den Handschriften herausgegeben von Gustav Kettner. I. Band. Demetrius. 312 S. Preis 6 Mark. Weimar, Hermann Böhlau 1895.

Schillers dramatischer Nachlaß. Nach den Handschriften herausgegeben von Gustav Kettner. II. Band, Kleinere dramatische Fragmente. 307 S. Preis 6 Mark. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger 1895.

Bernhard Suphan sagt im Vorwort zum I. Bande: „Wir können schließlich, was noch keine „historisch-kritische" Ausgabe erreicht hat, dem Liebhaber den Genuß des vom Dichter Gewollten und Vollendeten

vermitteln und dem Forscher den Einblick in das Schaffen des Dichters." Gustav Kettner hat dieser doppelten Absicht in seinem Werke mit der ihm eigenen Meisterschaft entsprochen. Kein anderes Stück als der Demetrius gewährt einen so tiefen Einblick in die Werkstätte des Dichters, aber auch bei keinem andern Stücke liegt die Gefahr so nahe, daß die gelehrte Forschung Zaum und Zügel verliert und an Stelle des vom Dichter Gewollten subjektive Zuthaten setzt. Dem Liebhaber mag solche Schwäche entgehen, oder sie wird ihn sogar bestechen; aber ein Genuß, der ihm nicht wirkliche Belehrung zugleich bietet, ist in diesem Falle illusorisch. Wer Kettners Einleitung (I. Bd., S. XIII—LXII) liest, merkt, daß sich der Verfasser jederzeit der Grenzen bewußt ist, welche auch die ergiebigste Spürkraft nicht überschreiten darf. Suphans Ausspruch in demselben Vorwort: „Dieser Torso ist eine Gestalt: wir sehen sein königlich Haupt und seine mächtige Brust und „die unnahbaren Hände", ist ein Warnungsruf an die Nachdichter, die diese Mahnung aus Selbstüberschätzung oder Urteilslosigkeit nicht beachtet haben. Anders der Gelehrte, der uns, wir reden hier nur vom Standpunkte des Liebhabers, einen Genuß verschafft hat, den sämtliche Nachdichtungen uns nicht zu bieten vermochten. Wir sehen das gewaltige Werk vor uns, wir fühlen, daß mit demselben die dramatische Laufbahn des großen Dichters einen wahrhaft heroischen Abschluß erreicht haben würde, wenn seiner Hand nicht die Feder, die sicherlich bei der Ausführung der Entwürfe noch viel geändert hätte, entsunken wäre. Welche höchste Anspannung künstlerischen Verstandes, welchen Reichtum der Phantasie lernen wir aus Kettners Werk kennen! Aber der Verfasser weiß sich auch zu bescheiden, so eifrig er den Intentionen des Dichters nachgeht, „die unnahbaren Hände", die die Nachdichter nicht fühlten, halten ihn ab, mehr geben zu wollen, als die Grundzüge der Komposition, weil eben nur der Dichter durch seine Ausführung das innerste Nervenleben seinem Werke zu verleihen vermocht hätte.

Gegenüber der gewaltsamen und willkürlichen Redaktion des handschriftlichen Nachlasses durch Goedeke, die, wie es im Vorwort zum 2. Bande heißt, einer Zerstörung der handschriftlichen Überlieferung gleichkommt und dem Leser nirgends einen Einblick in die Beschaffenheit des von ihm benutzten Materials gönnt, bietet Kettner die meisten Entwürfe in seiner kritischen Ausgabe in neuer Gestalt. Bei der Sorgfalt, mit der der vorzügliche Gelehrte seine kritischen Arbeiten vorbereitet und auszuführen pflegt, darf man wohl annehmen, daß, soweit der Forschung dies überhaupt möglich ist, die Zusammenstellung und Gliederung der Entwürfe sowie die Textwiedergabe höchsten Anforderungen entspricht. Welche Aufgaben aber noch der Erledigung harren, hat K. selbst im

Vorwort angedeutet. Bescheiden sagt er von seiner Ausgabe, daß sie nur die Grundlage hat schaffen wollen, auf der sich weiter bauen läßt. Außer den Lesarten und Anmerkungen enthält der 2. Band: die Malthefer, die Polizey, die Kinder des Hauses, Elfriede, Warbeck, die Gräfin von Flandern, die Prinzessin von Zelle, Themistokles, Agrippina, das Schiff, die Flibustiers, das Seestück, die Braut in Trauer, Rosamund, Entwurf eines Lustspiels im Geschmack von Goethes Bürgergeneral.

Der bildliche Ausdruck in den Dramen Schillers. Von Dr. Hermann Rump. 50 S. 1895. Fünfzehnter Jahresbericht des k. k. Staats-Obergymnasiums in Radautz (in der Bukowina) für das Schuljahr 1894—1895.

Wiederholt ist in diesen „Anzeigen" darauf hingewiesen worden, daß die Schillerforschung, während sie in anderer Beziehung sich fast erschöpft hat, in Bezug auf die Sprache dieses Dichters noch ein ergiebiges Feld besitzt. Zu den früher hier besprochenen Arbeiten von Stickelberger „Parallelstellen bei Schiller" (1893) und von Schlurick „Schiller und die Bibel" (1895) gesellt sich die Abhandlung Rumps als ein neuer wertvoller Baustein für eine noch fehlende umfassende Darstellung des Schillerschen Stiles. Des Verfassers Untersuchung erstreckt sich im ersten Teile auf die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe und Don Carlos, und er hat die Ergebnisse derselben in folgender Weise zusammengefaßt: In den Räubern konnte sich Schiller von dem Einflusse seiner litterarischen Vorbilder nicht befreien; daher trägt auch sein Stil noch kein einheitliches Gepräge. Vor allem macht sich der Einfluß Shakespeares geltend in dem Hinneigen zu bildlichen Redewendungen mit erfundenen Vergleichungspunkten, in der Vorliebe für grelle Hyperbeln und starke Übertreibungen, für originelle Vergleiche und gewagte Kombinationen. Nach Shakespeare hat die Sprache der Bibel auf die Ausdrucksweise des Dichters der Räuber gewirkt. Der Bibel wie auch seiner Berufswissenschaft, dem Studium der Medizin, entlehnt er mit besonderer Vorliebe Vergleiche und bildliche Redewendungen; der heiligen Schrift erteilt er auch häufig geradezu das Wort. Doch auch Anklänge an Klopstock und Wieland und schwäbische Provinzialismen fallen in seinem dramatischen Erstlingswerke auf. An Stelle des häufig deutlich hervortretenden hinreißenden Pathos der Räuber, das neben anderen Vorzügen den tragischen Dichter von Gottes Gnaden schon in seiner ersten dramatischen Schöpfung offenbarte, ist im Fiesko ein unliebsamer Schwulst getreten, der insbesondere durch überladene oder unpassend angewendete bildliche Redewendungen entstanden ist. In diesen geschraubten und gekünstelten Reden

ist Schiller seiner eigenen Natur untreu geworden, indem er sich Mühe gab, die genuesischen Edelleute durch die Sprache zu charakterisieren, wobei er sich den affektierten Konversationston der vornehmen Stände des achtzehnten Jahrhunderts zum Muster nahm. Im Fiesko macht sich aber auch in erfreulicher Weise der Einfluß der stets maßvollen und äußerst klaren Ausdrucksweise Lessings geltend. Dieser Einfluß zeigt sich zunächst in der Vermeidung allzu starker Übertreibungen und dann insbesondere in den fabelartigen Elementen, die einen wesentlichen Teil der bildlichen Darstellung im Fiesko ausmachen und für dieses Trauerspiel gerade so charakteristisch sind, wie die biblischen und medizinischen für die Räuber. Auch ist der Blick Schillers in die äußeren Erscheinungen sicherer und weiter geworden, indem er in dem bildlichen Ausdrucke häufig zwei oder mehrere tertia comparationis scharf ins Auge faßt. Die Kunst des Individualisierens durch die Sprache, die dem Dichter der Räuber und des Fiesko noch versagt war, ist Schiller in dem Drama, in welchem er wie in keinem zweiten unter dem Einflusse Lessings steht, in seinem bürgerlichen Trauerspiele Kabale und Liebe, mehr als je gelungen. Zu einer schön ausgeführten personifizierenden Periode gab ihm der Verfasser der Untersuchung „Wie die Alten den Tod gebildet“ den Stoff. Nur an einzelnen Stellen verfällt der Dichter von Kabale und Liebe in die hyperbolische, gesuchte und überladene bildliche Ausdrucksweise der Räuber. All diese Auswüchse der jungen Dichterkraft schwinden in der vollständigen poetischen Bearbeitung des Don Carlos gänzlich. Er befreit sich allmählich, aber sicher von dem Einflusse seines großen litterarischen Vorbildes und eignet sich zum Vorteile seiner dichterischen Ausdrucksweise das Maß und die Selbstbeschränkung der Alten an. Auch die Art des bildlichen Ausdruckes unterscheidet sich im Don Carlos wesentlich von den bildlichen Darstellungsformen in den Prosadramen Schillers. Erscheinen in seinen ersten dramatischen Schöpfungen nur knappe Vergleiche, einfache Metaphern und Personifikationen, kürzere metaphorische Reden und Allegorien, so erfreut uns der Dichter des Don Carlos sehr häufig durch schön ausgeführte metaphorische Perioden, wobei sich die Beziehungen zum dargestellten Gedanken immer leicht ergeben. Der dichterische Ausdruck hat dadurch nicht nur an Klarheit gewonnen, sondern er erreicht mit seinem hinreißenden Schwunge bisweilen eine poetische Wirkung wie in keiner andern dramatischen Schöpfung unsers Dichters. — Im zweiten Teile dieser Abhandlung werden die Dramen der klassischen Periode behandelt, wobei Rump zu folgenden Ergebnissen gelangt: „Der Einfluß des griechischen Stiles, den sich der Dichter anzueignen strebte, macht sich vor allem darin geltend, daß er nicht mehr wie in den Räubern und im Don Carlos Vergleichungs-

punkte erfindet. Nur an einer Stelle im Wallenstein erscheint ein Bild mit erfundenem tertium comparationis; dagegen hat er in seiner dramatischen Trilogie zwei schön ausgeführte bildliche Redewendungen mit erfundener Ähnlichkeit aus eigenem Antriebe weggelassen. Ausgeführte, durch „wie" eingeleitete Gleichnisse im Stile Homers erscheinen, seine letzte dramatische Schöpfung ausgenommen, in jedem seiner Trauerspiele. Sonst trägt die dramatische Ausdrucksweise Schillers ein durchaus eigenartiges und einheitliches Gepräge. In der Anwendung der bildlichen Darstellung macht sich eine gewisse Beschränkung geltend, die wir bereits im Don Carlos wahrgenommen haben. Im Wallenstein ist der bildliche Ausdruck nicht immer nur ein Schmuck der dichterischen Rede, der den dargestellten Gedanken schärfer hervortreten läßt, sondern er bildet auch häufig einen wesentlichen Bestandteil des dramatischen Dialogs und steht im Dienste der individuellen Charakterzeichnung, auch dort, wo er mit rhetorischem Pathos verbunden ist. Weniger geschmückt, aber stets treffend und anschaulich ist der bildliche Ausdruck in Schillers Maria Stuart; er stimmt zu dem Aufbau der dramatischen Handlung, der sich durch seine Regelmäßigkeit und Klarheit vor allen Dramen Schillers auszeichnet. Die Kunst der individuellen Charakterzeichnung durch den bildlichen Ausdruck, die unser Dichter im Wallenstein meisterhaft zustande brachte, hat er in der Maria Stuart und in der Jungfrau von Orleans nicht geübt; gegen diese Kunst hat er im Prolog zur Jungfrau von Orleans einen Verstoß begangen, indem er an einer Stelle Thibaut gewählte bildliche Redewendungen in den Mund legt, die mit der Bildungsstufe des beschränkten Landmanns unvereinbar sind. An die Homerische Ausdrucksweise werden wir durch einzelne Metaphern und ausgeführte Gleichnisse in der Jungfrau von Orleans am meisten erinnert. Die Braut von Messina ist das größte Kunstwerk Schillers. In diesem Trauerspiel erreicht er den Höhepunkt seines klassischen Stiles. Der unvergleichliche Zauber der dichterischen Rede liegt zum großen Teile in den vielen äußerst gewählten, mit aller Sorgfalt ausgeführten und in künstlerischer Weisheit angewendeten bildlichen Redewendungen. Diese stehen, wie im Wallenstein, oft im Dienste der individuellen Charakteristik, und auch das rhetorische Pathos liefert immer in wirkungsvoller Weise eigenartige Charakterzüge. Der Wilhelm Tell bewegt sich auf volkstümlichen Boden; daher ist denn auch der bildliche Ausdruck mit geringen Ausnahmen einfach und natürlich. Ausgeführte metaphorische oder personifizierende Perioden und Gleichnisse kommen gar nicht vor; bezeichnend sind hingegen die dem Tone der übrigen Darstellung vollkommen angepaßten Allegorien, die einen sprichwörtlichen Charakter tragen oder volkstümliche Wendungen enthalten."

Schillers Realismus. Von Dr. Hermann Conrad, Professor in Groß-Lichterfelde bei Berlin. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge. Begründet von Rudolf Virchow und Fr. v. Holtzendorf, herausgegeben von Rudolf Virchow und Wilhelm Wattenbach. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter) in Hamburg. 44 S. Preis Mark 1. 1895.

In den ersten Abschnitten, „der unkünstlerische Realismus" und „der künstlerische Realismus", kommt der Verfasser leider zu einer bedingungslosen Verurteilung „der Gründeutschen" in der Litteratur. Gewiß sind die Stümper dieser neuen Richtung, darin hat der Verfasser recht, ohne weiteres dem Spotte der Gegner preiszugeben. Aber in demselben Maße, wie in der Malerei der unmittelbaren Naturanschauung sich eine nach Neuem ringende Übergangszeit offenbart, nämlich der durch die naturwissenschaftlichen und volkswirtschaftlichen Umgestaltungen hervorgerufene Wirklichkeitsdrang, so spiegelt sich auch in der Litteratur der Gründeutschen die Gärung und das Licht- und Luftbedürfnis unserer Tage. Ebenso wenig also wie die Malerei eben genannter Richtung eine abgeschlossene Kunstperiode darstellt, wird die besonnene Kritik in den Erzeugnissen Ibsens, Hauptmanns, Sudermanns u. a. etwas anderes als die Kinder eines revolutionären Zeitalters erblicken, in welcher erst die Bausteine zu einer neuen deutschen Kunst zusammengetragen werden. Gewiß! die Überschätzung, mit der diese Herren auf die Alten herabsehen als solche, von denen sie nichts mehr zu lernen haben, ist oft beleidigend, obgleich Stürmer und Dränger eine gewisse Nachsicht verdienen. Wir aber, die wir den Alten unsere Bildung verdanken, wollen wenigstens daran denken, daß das Neue immer zunächst unbequem ist. Auch ein Meister wie Michelangelo konnte sich mit der erwachenden vlämischen Kunst nicht befreunden, und andere Beispiele ließen sich leicht anführen, daß der Kampf des Alten mit dem Neuen ein langwieriger ist. Aber nochmals! Gegen die Ausschreitungen der Gründeutschen ist ein scharfer Tadel jederzeit am Platze, nur in ein unbedingt verdammendes Urteil möchten wir nicht einstimmen. Damit haben wir die Einwendungen, die sich gegen des Verfassers Ausführungen erheben lassen, im wesentlichen erschöpft. In den folgenden Abschnitten mißt Conrad Schillers Realismus an dem Shakespeares und weist dabei auf eine Seite seiner Kunstübung hin, in der er von dem großen Briten verdunkelt wird; nicht in der Organisation der Handlung ist dies der Fall, sondern auf dem Gebiete der Charakteristik. Posa steht in der finstern, eisigen Atmosphäre des spanischen Hofes als der seltsamste Anachronismus, aus der Verkappung des Wallensteinschen Reitersmannes, des Max Piccolomini, tritt der reine Schiller unbefangen hervor, und die Figur des als Mensch

und Soldat verzeichneten jungen Helden wirkt auf die Charakterzeichnung der übrigen Personen, die mit ihm in Berührung kommen, so auf Wallenstein, Octavio Piccolomini, Thekla „degenerierend“. Etwas nüchtern ist dagegen der Standpunkt des Verfassers gegenüber der nach seiner Meinung von Schiller zu weit ausgesponnenen Monologe. Um so wohlthuender berühren daher die mit Wärme vorgetragenen Schlußworte Conrads, denen hier noch gern eine Stelle eingeräumt sein mag: „Wie dem auch sein mag — die schwache Seite in Schillers Kunstübung, die ich hier zu entwickeln versucht habe, giebt keine Veranlassung zur Geringschätzung weder des Dichters, noch des Menschen; selbst diese Schwäche ist, wie alles an Schiller, zugleich liebenswert und groß. Über der Schönheit und Erhabenheit der Empfindungen, über der wunderbaren Harmonie, dem heiligen Feuer der Sprache, in die sie gekleidet sind, vergessen wir die Stelle, an der sie uns entgegentreten. Und wenn er dem strengen Beurteiler durch ein Gefühl des Widerspruchs zu Zeiten den reinen Genuß trübt, so weiß er ihn anderseits, nachdem der Anstoß überwunden ist, reichlich für die erlittene Störung zu entschädigen. Es sind wahre Zaubergärten der Poesie, in die er uns so unverhofft führt; wir verweilen in ihnen mit Entzücken und möchten uns um keinen Preis daraus vertreiben lassen. Die in Form und Inhalt herrlichen Chorreden der „Braut von Messina“, von denen zahlreiche Sentenzen in den idealen Gemeinbesitz unsers Volkes übergegangen sind, würde niemand darum entbehren wollen, weil die Einführung des Chores in unser modernes Drama durchaus als ein verfehltes Beginnen zu bezeichnen ist. Und vor die Frage gestellt, ob wir im Wallenstein mit der Figur des Max die poetischen Ergüsse, die so reichlich, im Widerspruche seiner Zeit und seiner Lebensstellung, seiner Seele entströmen, missen möchten, würden wir alle antworten: Man lasse uns die ganze Fülle der Schönheit dieser Dichtung, und das andere Schälchen, auf dem ihre Fehler liegen, wird leicht emporschnellen.“

**Der Begriff des Glückes in Schillers Braut von Messina.** Ein Beitrag zum deutschen Unterrichte im Obergymnasium. Von Professor **Maximilian Mühlenbach**. 25 S. Ratibor 1896, Programm Nr. 207.

Mühlenbachs Arbeit will ein Versuch sein, ob nicht im Anschluß an die Lektüre, insbesondere an die gewisser Dramen, eine erfolgreiche Erörterung der einen oder andern wichtigen allgemeinen Idee sich anstellen läßt, die auch nach der Seite der „Erfahrungsseelenlehre“ fruchtbar wird. Auf diese Weise hofft er, werde der Forderung, der philosophischen Propädeutik im Unterrichte die alten Rechte zurückzuerobern,

wohl einigermaßen Rechnung getragen werden können. An einem Beispiel, der Braut von Messina, wird nun gezeigt, wie Lehrer und Schüler in gemeinsamer Arbeit eine Idee, hier die des Glückes, entwickeln können, welche diese Dichtung — also nicht die dramatische Idee — durchzieht und beherrscht. M. ist dabei besonnen genug, für diese Erörterungen nicht etwa in dem Unterricht einen zu breiten Raum zu fordern, da er ausdrücklich betont, daß die Dramenlektüre in erster Linie feststehende Aufgaben zu erledigen hat. Er hat aber aus der eigenen Praxis erfahren, daß die allgemeine Anregung, welche dem Primaner die Beschäftigung mit einem Dichterwerk unter einem eigenartigen einheitlichen Gesichtspunkt gewährt, nicht zu unterschätzen ist. Hierzu aber werde der nicht unbedeutende Gewinn an Vorstellungen und Begriffen, namentlich aus dem Gebiete der Erfahrungsseelenlehre kommen, der sich dem reifen Schüler, denn nur um einen solchen kann es sich handeln, bei sogearteter Arbeit leichter und vielfach als Frucht eigener Beobachtung und Denkthätigkeit erschließen wird. Die Idee des Glückes entwickelt nun M. sowohl an den dialogischen, als auch an den lyrischen Abschnitten der für diese Erörterungen ja besonders geeigneten Braut von Messina. Er thut dies mit großer Klarheit und immer die Selbstthätigkeit des Schülers in Anspruch nehmend; man fühlt ferner aus dieser Arbeit heraus, daß sie aus fleißiger Vorbereitung des Lehrers für die Lektürestunde herausgewachsen ist, und daß sowohl in stofflicher wie formaler Beziehung die erörterten abstrakten Begriffe dem Verständnis und Bedürfnis der Lernenden angepaßt sind. Man darf deshalb dem Verfasser recht dankbar für die gegebenen Anregungen sein und muß dabei dem Wunsche Ausdruck verleihen, daß alle Lehrer des Deutschen bemüht sein möchten, die Behandlung der dramatischen Lektüre so ernst zu nehmen wie Mühlenbach.

Einleitung und Erklärung von Schillers „Glocke“. Von Ernst Hasse, Oberlehrer. Beilage zum Programm des Königlichen Gymnasiums zu Bartenstein 1896. 20 S.

Nachdem H. in seinem Aufsatz „Schillers Glocke und das griechische Chorlied“ (abgedruckt in der Festschrift für Geheimrat Schade) dargelegt hat, daß Schiller das strophische griechische Chorlied, insbesondere in den „Schutzflehenden“ des Äschylus, in der „Antigone“ des Sophokles und in der „Alkestis“ des Euripides für sein dramatisch angelegtes Gedicht sich zum Vorbild genommen hat, unternimmt er es in der vorliegenden Arbeit nachzuweisen, daß überall da in Schillers Glocke, wo ein Gedankenabschnitt ist, auch eine Strophe schließt. Für diese Gliederung spreche auch die Form, insofern auch aus der Symmetrie der Hauptteile der Glocke, aus dem verschiedenen Rhythmus und der Reim-

stellung fast immer die einzelnen Strophen zu erkennen seien. H. unterscheidet 44 Strophen in folgender Anordnung: Prolog; 1. Festgemauert — 2. Zum Werke — 3. Nehmet Holz — 4. Was in des Dammes tiefer Grube — I. Teil, I. Akt. 5. Weiße Blasen — 6. Denn mit der — 7. Vom Mädchen reißt sich stolz der — 8. O zarte Sehnsucht — II. Akt. 9. Wie sich schon — 10. Denn wo das — 11. Lieblich — 12. Der Mann muß hinaus — 13. Und drinnen — 14. Und der Vater — 15. Rühmt sich mit stolzem Mund — III. Akt. 16. Wohl! Nun kann — 17. Wohlthätig ist — 18. Wohl! Wenn sie — 19. Hört ihrs wimmern — 20. Leergebrannt — 21. Einen Blick — IV. Akt. 22. In die Erd' ist's — 23. Dem dunklen Schoß — 24. Von dem Dome — 25. Ach! die Gattin — 26. Ach! des Hauses — II. Teil, I. Akt. 27. Bis die Glocke — 28. Munter fördert — 29. Schwer herein — 30. Markt und Straßen — 31. Heil'ge Ordnung! — II. Akt. 32. Tausend fleiß'ge Hände regen — 33. Holder Frieden! — III. Akt. 34. Nun zerbrecht — 35. Der Meister kann — 36. Weh', wenn sich — 37. Freiheit und — 38. Gefährlich ists — IV. Akt. 39. Freude hat mir — 40. Herein! — 41. Und dies sei — 42. Nur ewigen — 43. Und wie der Klang — Epilog; 44. Jetzo mit der Kraft des Stranges. Man kann sich freilich bei dieser Anordnung wiederholt nicht des Eindrucks erwehren, daß das, was dem Sinne nach zusammengehört oder verschieden ist, zerrissen bez. gewaltsam vereinigt wird.

Der falsche Demetrius in der Dichtung. (Schluß.) Von Prof. A. Popek. Vierundvierzigster Jahresbericht des k. k. Staats-Gymnasiums zu Linz für das Schuljahr 1895. 33. S.

Der dritte Teil von Popeks Abhandlung bringt die angekündigte Beleuchtung der übrigen Demetriuslitteratur. 1. Bodenstedts Drama „Demetrius“. Dasselbe ist zwar das Werk eines Dichters, aber nicht das eines Dramatikers. Die durch seinen Aufenthalt in Rußland gewonnene Kenntnis von Land und Leuten dieses Czarenreiches hat Bodenstedt zu einer übermäßigen Ausmalung der kulturhistorischen Verhältnisse verführt. Auch Schiller wollte, wie aus dessen Briefen an seinen Schwager Wolzogen hervorgeht, die Eigentümlichkeiten des russischen Volkscharakters dramatisch verwenden, aber er hätte es gewiß nicht in der Weise Bodenstedts gethan, die den Zuschauer von der Handlung abzieht und diese hemmt. Bodenstedt irrt aber auch darin, daß er glaubte, ein ganz selbständiges Drama geschaffen zu haben; denn sowohl im Aufbau, als auch im Charakter der einzelnen Personen — hierin allerdings mit mehrfachen, nicht gerade vorteilhaften Änderungen — ist er dem Urbilde gefolgt. 2. Hebbels „Demetrius“. Der Aufbau der Handlung entspricht ebenfalls dem Plane Schillers; aber in der Charak-

teristik einzelner Personen geht Hebbel, der durch den Tod an der Vollendung dieses Dramas gehindert wurde, seine eigenen Wege. L. Goldhann hat das Werk auf Grundlage der Andeutungen, die von der Frau Hebbels herrühren, zu Ende gebracht, und im Jahre 1869 wurde das Stück, das aus einem Vorspiel und fünf Akten besteht, am Berliner Hoftheater aufgeführt. Während Schiller seinen Helden gleich fertig in den Reichstag stellt, läßt Hebbel ihn aus seiner frühern Verborgenheit herauswachsen. 3. Hardts „Demetrius", 1869. H. nimmt, wie Popek sagt, einen gewaltigen Anlauf, um ein selbständiges Drama zu schaffen, und wirklich hat er viele eigene Ideen und Motive, manches ist auch dramatisch recht wirksam. Doch verleugnet auch er Schillers Einfluß nicht. Der Eindruck des Ganzen wird aber durch das viele Beiwerk gestört. Oft kommen Szenen, wo man erstaunt fragen muß, was will er denn eigentlich damit? Noch mehr beeinträchtigt die Sprache die Wirkung. Oft spricht er so in Rätseln, daß nur Eingeweihte klug daraus werden können, und er wagt Konstruktionen, die an das Griechische erinnern. Der Dialog wird oft recht unverständlich; erst die nachfolgenden Szenen gewähren dem Leser ein Verständnis, für den Zuschauer aber sind die vorausgehenden Worte längst verhallt! 4. Wilhelmis „Dimitri Iwanowitsch", 1869. Der Dichter hat bloß den von Schiller beabsichtigten fünften Akt in ein fünfaktiges Drama umgeschrieben, in dem viel geredet wird, aber fast gar keine Handlung ist. Die Liebe zu Xenia (Schillers Axinia) und die Verschwörung geben den Stoff für das Drama. Als Ersatz für die äußere Handlung soll die psychologische Entwickelung von Liebe zu Haß dienen, durch welch letztern der Untergang des Helden herbeigeführt wird. 5. Mosenthal; er benutzt als Grundlage für sein Drama „Maryna" die geschichtlichen Ereignisse nach der Ermordung des Demetrius, namentlich die Geschichte des zweiten falschen Demetrius, des sogenannten Räubers von Tuschino, den Maryna als ihren Gemahl anerkannte. Er war, wie einige glauben, ein Schulmeister aus Sokol in Weißrußland; polnische Quellen bezeichnen ihn als einen Juden. — In allen diesen Bearbeitungen ist von einer Verwertung des ganzen Materials, wie es Goedeke in seiner Ausgabe von 1876 bietet, nichts zu bemerken. Ganz begabte Dichter haben sich Schillers Geist untergeordnet, und wenn sie auch nicht das Höchste erreicht haben, so sind es doch anerkennungswerte Leistungen, und Goethe würde es wohl nicht schlechter gemacht haben, wenn er seinen Vorsatz, den Demetrius zu vollenden, ausgeführt hätte. Noch das Jahr 1818 mochte ihn daran erinnert haben, als die Kaiserin von Rußland in Weimar war. Es kam aber nur zu einem Maskenzuge, in dem „einheimische Erzeugnisse der Einbildungskraft und des Nachdenkens" vorgeführt werden, vor allem die dichterischen Leistungen

aus Weimars Blüteperiode vor Augen treten sollten. Da konnte nun Schillers unvollendetes Werk nicht fehlen, zumal es ja auch mit Rücksicht auf das Haus Romanow begonnen war (vergl. Hempel, Goethes Werke 11. Bd. 1. Abtlg. S. 351 flg. Das Epos im Maskenzuge). — Die dramatische Demetriuslitteratur beschließt Popek mit der böhmischen Bearbeitung des Schillerschen Fragmentes von Ferd. Mikovec, die den Titel führt: „Dimitr Ivanovič." Tragödie in 6 Akten. Mit teilweiser Benutzung des Schillerschen Fragments. Prag, Pospišil. 1856; Aufbau, Durchführung, Charakteristik sind ganz das Eigentum Schillers. Er übersetzt letztern ganz wörtlich in Prosa, läßt wohl hin und wieder einiges weg, ändert auch Unbedeutendes, manches mit Rücksicht auf Rußland und führt statt einiger Namen Schillers die historischen Fredro, Dvořický, Něborský ein. Seine Fortsetzung beruht größtenteils auf Körners Mitteilungen, bei deren Benutzung ihm Maltitz als Muster vorschwebte. Er ist ebenso breit wie dieser, ja manchmal überbietet er ihn und strebt vor allem wie dieser nach Bühneneffekten. Er hat wohl einiges aus Chroniken genommen, was Körner nicht bietet. — Aus der Romanlitteratur, soweit sie sich mit dem Geschicke des Demetrius beschäftigt, erwähnt P. außer Joh. Scherr „Menschliche Tragikomödie" und Mérimée „Der falsche Demetrius", Julius Orion „Demetrius der Erste, Czar von Moskau" 1824, Leopold Lindau „Boris Gudenow oder der Sturz vom Czarenthron" 1827, Niedmann (Belani) „Dimitry" 1829, Satori (Joh. Neumann) „Xenia, die Tochter des Boris Godunow" 1842, Ed. Gehe „Demetrius und Boris Godunow oder Rußland in den Jahren 1591—1606," 1836; Lubojatzky „Eine lateinische Czarin und ihr Schicksal," 1862; „Fürst Skopin Schuiski oder Rußland zur Zeit des falschen Demetrius" (234—237. Bd. des „belletristischen Lesekabinetts der neuesten und besten Romane aller Nationen," herausgegeben von Meynert), eine Übersetzung aus dem Russischen. Nicht von Demetrius handelt, aber doch durch die Geschichte desselben hervorgerufen ist der Roman von Julius Grosse „Ein bürgerlicher Demetrius" 1884. — Aus dem schätzbaren Material, das P. zur Demetriuslitteratur zusammengetragen hat, geht deutlich hervor, wie das Genie Schillers noch Jahrzehnte fortwirkt und neue Dichtergenerationen beeinflußt.

**Die Grundzüge in dem Schillerschen Gedichte: „Die Künstler".** Von Dr. Franz Klein, wirkl. Gymnasiallehrer am k. k. deutschen Staats-Untergymnasium in Smichow. Aus dem Jahresberichte dieser Anstalt, 1895. 16 S.

„Wer einen klaren Einblick in das Gedicht „Die Künstler" erhalten will, dem dürfte die bloße Erläuterung einzelner Stellen nicht genügen;

er wird vielmehr ganze Gedankenreihen verfolgen, Verschiedenes trennen und Verwandtes verbinden müssen." Von diesem Satze ausgehend, versucht K. in dem bekanntlich von Schiller vielfach umgeänderten und verbesserten Gedichte drei große Gedankenreihen, Schichten, wie er sie nennt, zu unterscheiden. Die erste Schicht A bezeichnet — entsprechend den Lehren der Wolffischen Schule, die auch das Wahre und Gute als Zweck, das Schöne als Mittel ansah — als Früchte der Erziehung durch die Kunst wissenschaftliche und sittliche Bildung. In der zweiten Schicht B sind nicht mehr wissenschaftliche und sittliche Bildung Zweck jener Erziehung, vielmehr wird sich in Schönheit schließlich alles auflösen. Die dritte Schicht C enthält eine Allegorie, die sich durch das Ganze hinzieht; diese bildet die Hauptidee, der alles andere dient, das Ziel, dem alle anderen Gedanken zueilen. Venus Urania, die Göttin der himmlischen Wahrheit, deren Strahlen nur reinere Geister ertragen, legt ihre Feuerkrone ab, nimmt den Gürtel der Schönheit und tritt so als Venus Cypria mit gemildertem Glanze dem Menschen entgegen, um seine Erziehung zu übernehmen. Nachdem aber dieser die höchste Höhe seiner geistigen Vervollkommnung erklommen hat, nimmt die Göttin wieder ihr früheres Aussehen an und steht, umleuchtet von dem Feuer der himmlischen Wahrheit, vor ihrem Zögling als Venus Urania. — K. versucht nun aus einem Briefe Schillers an Körner vom 9. Februar 1789 und gestützt auf Schillers Abhandlung: „Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken?" nachzuweisen, daß ursprünglich die Schicht A die Hauptsache war. Wie in der ursprünglichen Fassung A und C verbunden waren, läßt sich freilich nicht mehr erkennen. Für das Verständnis des Gedichtes ist fernerhin die Erklärung des Begriffs Urania, d. h. was der Dichter unter ihm verstand, von großer Bedeutung. Schon als Akademiker hatte sich Schiller eine in Leibniz' Lehre von der besten Welt wurzelnde philosophische Weltanschauung gebildet, welche in den „Philosophischen Briefen des Julius an Raphael" niedergelegt ist. Diese Philosophie weicht von der Mendelssohnschen einigermaßen ab. Eine Betrachtung und Vergleichung der Schillerschen und Mendelssohnschen Weltanschauung ergiebt, daß die Gedanken der Allegorie im philosophischen Systeme des Julius wurzeln, während die Namen der Mendelssohnschen Philosophie entnommen sind. „Urania", die „Wahrheit" entspricht dem lichtvollen Durchschauen der großen Weltharmonie: mit Hilfe der „Cypria", der „Schönheit" oder der auf die Kunst angewendeten „Geisterliebe" des Julius strebt die Menschheit jenem großen Ziele entgegen. Unter der Einwirkung dieses Systems des Julius, das lange zu den Lieblingen des Dichters gehörte, ist die Allegorie (C) der Brennpunkt des Gedichts geworden. Die Schicht B endlich ist unter Wielands Anregung ent-

standen. In dem obenerwähnten Briefe Schillers an Körner ist nämlich auch davon die Rede, Wieland habe es sehr unhold empfunden, daß die Kunst nach der bisherigen Vorstellung nur die Dienerin einer höhern Kultur sei. Dessen Forderungen entspricht nun der Dichter: die Veredlung durch die schönen Formen der Kunstwerke tritt mehr in den Vordergrund. — Beiträge zur Erklärung der philosophischen Gedichte Schillers, die wie die vorliegende den Kern in fesselnder und klarer Sprache herauszuschälen versuchen, dürften dem Lehrer des Deutschen willkommener sein als langatmige Kommentare.

Studien zum „Don Carlos". Von Dr. Marx Möller. Nebst einem Anhang: Das Hamburger Theatermanuskript (Erster Druck). Preis Mark 4,80. Greifswald, Verlag und Druck von Julius Abel. 1896.

Möllers Arbeit ist auf dem Gebiet der Schillerphilologie ein Ereignis: sie bringt hinter dem 6. Kapitel (S. 1—137) den ersten Druck der Hamburger Theaterhandschrift des „Don Carlos" (= Hm). Ehe wir ihm zu dieser bedeutungsvollen Wiederauffindung — denn bereits Vollmer hat Hm vorgelegen — selbst das Wort erteilen, mag hier eine Übersicht über den interessanten Inhalt der ersten fünf Kapitel gegeben werden. — In der düstern Stimmung, die infolge der Enttäuschungen seines bisherigen Lebens entstanden war, plante Schiller zunächst das bürgerliche Schauspiel: „Der Menschenfeind", von dem nur ein Bruchstück zu stande kam. An Stelle dieses Dramas und aus derselben seelischen Verfassung heraus schuf er das historische Trauerspiel vom Menschenfeind, die Tragödie, in der König Philipp, der Menschenfeind auf dem Throne, leidet und zu Grunde geht. Aber Philipp ist, und diesen Umstand sollte der Darsteller auf der Bühne berücksichtigen, nicht wie der Großinquisitor ein versteinerter Menschenfeind, sondern erst am Schlusse ist er ganz vereinsamt und in völliger Gemütsverfinsterung (1. Kap. S. 1—7). Auf die Gestaltung des „Don Carlos" hat zunächst die Lektüre Einfluß gehabt. Der Verfasser verfolgt diese Abhängigkeit des Dichters von anderen, und dies muß ihm zum besondern Lobe angerechnet werden, nicht in pedantischer Weise; zweifellos ist der Einfluß von „Julius von Tarent", an den, abgesehen von bestimmten Redewendungen, die Örtlichkeit, besonders am Anfang und Ende, erinnert; ferner bemerkbar ist der Einfluß von Shakespeares Hamlet, da letzterer und Don Carlos sich in ihrem Verhältnis zur Umgebung ähneln, endlich der von Lessings Nathan, mit dem Schillers Drama manches gemeinsam hat in der äußern Kunstform (Jamben) und in der Tendenz, in einigen Charakterzügen, Situationen und Sentenzen (2. Kap. S. 8—21). So-

dann zeigt sich aber auch die Einwirkung eigener Erlebnisse auf den „Don Carlos". Der Verfasser erinnert hier an den liebeskranken, einsamen und jähem Stimmungswechsel zugänglichen Dichter, an die Mannheimer, Bauerbacher und Dresdner Zeit (3. Kap. S. 22—25). Die erste Fassung des Werkes in der Thalia (= A), die erste Buchausgabe des Dramas, dem sogenannten ersten Druck von 1787 (= D), ferner der Druck vom Jahre 1801 (= Ea) und der Ausgabe im Theater von 1805 (= Lh) werden in ihrem Verhältnis zu einander im 4. Kapitel (S. 26—67) erörtert. D enthält im Gegensatz zu A bedeutende Verbesserungen in der Tendenz, namentlich aber in der Charakteristik. Gerade dieses Kapitel läßt uns einen tiefen Blick in die Arbeitsstätte des Dichters thun; Anachronismen werden beseitigt; seine Erfahrung im Theaterwesen führt ihn auf bühnentechnische Veränderungen, und der verfeinerte Geschmack des Dichters bringt edlern und bezeichnendern Ausdruck. Ein besonderes Kapitel (5, S. 68—80) behandelt die sogenannte Schmierenausgabe, d. i. die Prosafassung vom Jahre 1787 (= Bs): „Schiller nahm Rücksicht auf die denkbar kleinlichsten Verhältnisse, auf eine strenge, beschränkte Zensur der Geistlichkeit, auf ein ästhetisch rohes Publikum und auf mangelhafte Darsteller und Bühnenzustände." Aus dem 6. Kapitel (S. 81—93) erfahren wir die hohe Bedeutung von Hm, namentlich ihr Verhältnis zu Mh (der Mannheimer Theaterhandschrift). „In der Einleitung zum Wiederabdruck der ersten Ausgabe des „Don Carlos" (Stuttgart 1880) spricht W. Vollmer über die Mannheimer Theaterhandschrift. Wir ersehen aus seinen Ausführungen, daß „schwere Zweifel an der Echtheit des Mannheimer Soufflierbuches vorhanden sind"; „die Handschrift", heißt es, „ist in einem höchst strapazierten Zustand, der ursprüngliche Text oft durch Ausstreichen, Überschreiben, Zukleben, Beschreiben der überklebten Streifen, Wiederausstreichen des Aufgeschriebenen, Herstellen des ursprünglichen Textes u. dergl. fast bis zur Unleserlichkeit entstellt." Vollmer kommt zu dem Schluß, das Mannheimer Soufflierbuch sei eine von einem dritten, wahrscheinlich von Dalberg, überarbeitete Fassung des vom Dichter eingereichten Manuskripts.

Am Schluß seiner Einleitung bemerkt Vollmer, daß ihm die inzwischen aufgefundene Hamburger Handschrift zugesandt sei, er denke sie zu veröffentlichen.

Leider ist das nicht geschehen, so daß bisher immer noch ein Bericht über diese wertvollste Theaterfassung fehlt. Die Handschrift aber — dieselbe, die einst Vollmer vorgelegen hatte — fand der Herausgeber im Sommer 1894 bei Nachforschungen auf der Bibliothek des Hamburger Stadttheaters. Sie ist leidlich geschrieben und zeigt nur zwei weniger bedeutende Lücken." — M. zitiert zur weitern Erläuterung Schillers

Brief vom 13. Juni 1787 an Schröder (Jonas, Schillers Briefe I, 345): Achtundzwanzig gedruckte Bogen auf soviel, als Sie hier erhalten, zu reduzieren, war so leicht nicht. Vollends, wenn ich gewissen Rollen wenig abschneiden wollte, wie z. B. beim Philipp geschehen ist. Ich habe mich bei den anderen Theatereditionen, die zum Teil schon verschickt sind, so ungeschickt als möglich aus der Schlinge gezogen, aber was ich für Sie machte, sollte reif und gedacht sein, darum verschob ich Ihren Carlos bis zuletzt. — — Ich weiß nicht zu bestimmen, wie weit in Hamburg die Toleranz geht; ob z. B. ein Auftritt des Königs mit dem Großinquisitor stattfinden kann. Wenn Sie ihn gelesen haben, werden Sie finden, wie viel mit ihm für das Stück verloren sein würde. Weil ich es aber nicht aufs Ungewisse wagen wollte, so habe ich diesen Auftritt so angebracht, daß er, ohne dem Zusammenhang Schaden zu thun, wegbleiben kann. Was also zwischen * eingeschlossen ist, kann auf den schlimmsten Fall weggelassen werden. — — Sollte das Stück in seiner jetzigen Gestalt noch zu lang spielen, so habe ich gleichfalls mit roter Kreide diejenigen Stellen bezeichnet, die ich lieber als andere aufopfere und dem Stücke selbst für entbehrlicher halte. Sie treffen meist deklamatorische, die ohnehin oft die Kunst des Schauspielers und die Geduld des Publikums in Verlegenheit setzen. — —

Alle diese Merkmale, bemerkt M. weiter, zeigt die Handschrift (= Hm). „Wenn auch Hm der Mannheimer Theaterfassung am nächsten steht, zeigt Hm doch mancherlei Vorzüge vor Mh."

Auf die nun folgenden Einzelerörterungen können wir hier nicht eingehen. Die Bereicherung, die die Don Carloslitteratur durch Möllers Arbeit erfährt, wird berechtigtes Aufsehen erregen, denn der Dichter hat auf diese Theaterfassung besondere Sorgfalt verwendet. Leider sind an zwei Stellen (II, 8, II, 9) von ungeschickter Hand Blätter herausgerissen worden. Bemerkt sei nur noch, daß die zwei großen Irrtümer, die sich sonst im Carlos finden (1. Albas unerlaubtes Eintreten und seine unmögliche Beobachtung des Infanten, sowie 2. der Widerspruch des Infanten, der behauptet, noch nichts von der Hand der Königin gelesen zu haben und doch ihre Briefe bei sich trägt), in Hm getilgt sind.

Geisteshelden, herausgegeben von Anton Bettelheim, 18. Band. Cotta. Von Albert Schäffle. K. k. Minister a. D. 199 S. Preis 2 Mark. Berlin, Ernst Hofmann u. Co.

Die vorliegende Schrift unternimmt es nicht, Johann Friedrich Cotta nach der litteraturgeschichtlichen Seite, nach seiner Werkführerschaft deutscher Geistesproduktion, bis ins Einzelne zu verfolgen — sie verweist in dieser Beziehung vielmehr auf W. Vollmers „Briefwechsel zwischen

Schiller und Cotta" — sondern schildert in einem von Anfang bis Ende fesselnden Bilde den Politiker, Zeitungseigentümer und Volkswirt, sie zeigt, wie mächtig Cotta, den hervorragende Geistesanlagen und der vielseitigste Geschäftsverkehr hierzu befähigten, in die Entwickelung seines Volkes eingegriffen hat. Das Ehrendenkmal, das der eigenartigen Größe dieses Mannes in dem Werke Schäffles errichtet worden ist, eingehend zu würdigen, müssen wir anderen Blättern überlassen; dagegen können wir uns nicht versagen, aus dem Abschnitt „J. Fr. Cotta als Verleger und als Freund des großen Dichters" (S. 27—55) hier einigen auf Schiller bezüglichen Stellen Raum zu gewähren. Sie beweisen, daß der gewaltige Umfang seines Bücher- und Kunstverlags nicht nur möglich geworden ist durch materiell gute Honorierung und durch freigebige Unterstützung, sondern dadurch, daß er als der praktische Werkführer des Ganzen seinen Autoren nach der Größe des Werkes, nach Gemüt und Charakter entweder ebenbürtig war, oder doch nicht eben weit selbst hinter den Ersten und Besten seiner Zeit zurückstand. „Cotta, welcher mit 23 Jahren das Tübinger Geschäft im Jahre 1787 übernommen und im 30. Lebensjahr, im Jahre 1794, die erste Verbindung mit Schiller errungen hatte, war bald ein wohlhabender und dann ein reicher Mann geworden. Er schien aber noch viel reicher zu sein, als er in Wirklichkeit war. Dies hat ihm vielen Neid zugezogen, und man warf ihm vor, er habe Schiller und Goethe „ausgebeutet". Der Neid hat alle Zeit die Theorie der „Arbeitsmehrwertaneignung (!)" als die Quelle der Kapitalbildung aufgestellt. Dies alles ist, was unsern Cotta betrifft, von Grund aus falsch. Der Briefwechsel liefert den überzeugendsten Gegenbeweis. War Cotta im Kleinen genau, geordnet, sparsam, im großen und für das Große hat er nie gekargt, selbst aber nicht bloß nicht den Arbeitswert anderer aufgewogen, sondern von 1787—1832 unermüdlich und geistig sehr intensiv und umfassend gearbeitet. Er hinterließ, als er starb, zwar große Zukunftswerke in seinen Verlagswerken, aber er war bei seinem Tode so wenig ein Krösus, daß, wenn damals hätte liquidiert werden müssen, eine halbe Million Gulden Passiva herausgekommen wäre ... Der „Briefwechsel" giebt uns über die Honorierung der Autoren durch Cotta den reichsten Aufschluß. Dem Vielen, was darüber die Briefe enthalten, hat Vollmer die Auszüge aus J. Fr. Cottas Rechnungsbüchern hinzugefügt. Auf dem Verlags- und Kapitalkonto stehen an Schiller selbst erfolgte Zahlungen von mehr als 33000 fl., darunter vieles vorschußweise und oft und weit über das Vertragshonorar hinaus gegeben. Die Witwe Schillers erhielt 1812 für die erste siebenjährige Vertragsverlängerung 10000 Reichsthaler, 1817 und 1825 für zwei weitere Verlängerungen auf je sechs

Jahre wieder je 10000 Reichsthaler. An Schillers Erben hat J. Fr. Cotta für den Verlag von 1826 ab auf 25 Jahre weiter gezahlt (1827 bis 1833 in Raten zu 10000 Thlr.) nicht weniger als 74000 Reichsthaler. Im Ganzen hat er also an Schiller und seine Erben rund 275000 Mark gegeben.

Schiller ist erst seit der Verbindung mit Cotta aus dem Zustande chronischer Geldnot und der ewigen Unsicherheit des materiellen Ausreichens befreit worden. Der Zuschuß der dänischen Freunde war nur vorübergehend gewesen, und Herzog Karl August hat Schiller von 1790 bis 1799 nur 200, dann 400, im Juni 1804, d. h. elf Monate vor Schillers Tod, 800 Thlr. gewähren können, so daß es kein Wunder, wenn schon der erste Brief Schillers an Cotta ein Geldvorschußgesuch ist. Cotta leistete denselben. Die Vorschüsse dauern fort. Cotta gewährt sie nicht bloß immer, sondern schreibt schon ein Jahr nach Anknüpfung der ersten Verbindung (1795): „Überhaupt rechne ich darauf, daß Sie in jedem Falle annehmen, offene Kasse bei mir zu haben ohne mindeste Rücksicht; denn ich nehme dies als Beweis Ihrer mir so schätzbaren Freundschaft an.“ Und doch ist damals Cotta kaum erst selbst aus der Geldknappheit herausgearbeitet gewesen und stand erst vor der Lösung der Association mit Zahn (1797). Cotta schießt auch das Geld vor für den Ankauf des Gartens in Jena und dann (1802) des Hauses in Weimar. Er zahlt die dem Dichter durch Zensurverbot der Aufführung des „Wallenstein“ in Stuttgart entgehende Tantième, weil „Schiller auf diesen Posten werde gerechnet haben.“ Die „Generositäten“ Schillers nimmt unser Cotta nie an. Am 27. Oktober 1801 schreibt Cotta an Schiller, daß bei einem Manne wie Schiller „das Honorar nie ein Äquivalent für die Arbeit sein könne, und daß mithin ein Accord nie die Verbindlichkeiten des Buchhändlers in einem solchen Falle erschöpfe, sobald der Erfolg ihm noch mehr zu thun „erlaubt“. Und danach handelt auch J. Fr. Cotta, der sich als „immerwährender Schuldner“ Schillers bezeichnet hatte, indem er für die erste Auflage des „Wallenstein“, welche mit 35000 Exemplaren nach zwei Monaten vergriffen war, 1100 fl. mehr als bedungen war, gut schreibt.

Die Honorarziffern, welche wir angeführt haben und welche kulturgeschichtlich für immer interessant bleiben, treten in ein für Cottas nichtknauserige Auffassung noch günstigeres Licht, wenn man einige nähere Umstände betrachtet, unter welchen die Honorare gezahlt wurden. Einmal hat Cotta schon zu einer Zeit, da er noch keineswegs reich war, und zu einer solchen Zeit gut honoriert, da man Wieland für das Musarion 7 Thlr. bot und Karl August für den Dichter nur 200 Thlr. Gehalt geben konnte. Die Honorare sind ferner reichlich schon in der Kriegs-

zeit mit ihrem der heutigen Kaufkraft des Geldes gegenüber höherm Geldwert. Cotta hat von allem Anfange an gut gezahlt, über die Verpflichtung hinaus und in fast unbeschränktem Vorschießen zu einer Zeit, da er selbst erst der Geldenge kaum entronnen war. Um dies zu beweisen, braucht man nur den Entwurf des Redaktionsvertrages zu lesen, welchen Cotta an Schiller unter dem 28. Mai 1794 — also im ersten Jahre der Bekanntschaft — bezüglich der zu gründenden und von Schiller zu leitenden „Allgemeinen Zeitung" vorgelegt hat. Dieser „Kontrakt über Verlag einer Allgemeinen europäischen Staatenzeitung von Herrn Hofrat Schiller," von Cottas eigner Hand geschrieben, verspricht 2000 fl. Gehalt sofort ohne Rücksicht auf den Absatz, für das siebente Tausend Absatz weitere 1500 fl., für jedes folgende Tausend je weitere 2000 fl., für die Witwe 900 fl. jährlich, so lange das Institut fortgeht." Für zwei Redaktionsgehilfen je weitere 1000 fl. Man bedenke, daß Schiller 1790 nur 200 Thaler Gehalt bezog! Im Verlagsvertrage über die „Horen" aus derselben Zeit hat Cotta 3 bis 8 Louisdor für den Bogen, auszumessen durch den ständigen Redaktionsausschuß, eingeräumt, außerdem ein Drittel des Gewinns von dem ganzen 2000 Exemplare übersteigenden Absatz an den Redakteur und den Redaktionsausschuß ausgesetzt. Das sind unsers Wissens selbst heute noch gute Bedingungen. Vollends sind sie es für das Jahr 1794.

Endlich darf man nicht vergessen, wie eben damals der anständige Verleger unter dem Nachdruck und Nachstich gelitten hat. Wir lassen darüber, da es kulturgeschichtlich interessant ist, Cotta selbst nach dem „Briefwechsel" reden. Am 23. September 1800 schreibt er an Schiller: „Nun haben wir auf einmal mit zwei Nachdruckern zu kämpfen: Goebhard von Bamberg hat bereits eine Ausgabe, die sehr sauber gedruckt sein soll, für fl. 1,24 („Wallenstein") versendet, und Doll in Wien hat ein Privilegium, den „Wallenstein" nachzudrucken, erhalten ... ich muß selbst für eine noch wohlfeilere Ausgabe sorgen." Am 27. Oktober 1801 schreibt Cotta an Schiller: „Hätten wir nur zwei Feinde vom Leib! — die schlechten Buchhändler (Sortimenter) und die Nachdrucker." Trotzdem hat Cotta für die erste Ausgabe des „Wallenstein" dem zweifachen Nachdruck zum Trotz, 1000 fl. über den Vertrag hinaus honoriert."

Wie oben gesagt ist, liegt die Bedeutung des Buches durchaus nicht in der Schilderung der buchhändlerischen Thätigkeit, aber das Kapitel enthält so treffende, auf quellenmäßiger Grundlage ruhende Urteile über das Verhältnis Cottas zu den zwei größten deutschen Dichtern, wie wir sie anderwärts nicht gelesen haben, zeigt in überzeugender Weise, wie wohlverdient die Freundschaft der beiden Dichterfürsten gegen den Fürsten der Buchhändler gewesen ist. „Cotta gehört",

heißt es am Schlusse des 2. Abschnitts, „keineswegs zu den Buchhändlern, auf welche das Wort angewendet worden ist, daß die Kärner zu thun haben, wenn die Könige bauen. Er hat großartig und sehr umfassend selbst gebaut, wenn auch nicht selbst gedichtet. Kärner werden nicht in die unzerstörbare Freundschaft der Könige aufgenommen. Auch sprechen sie selbst zu den Königen nicht so, wie Cotta zu Goethe gesprochen hat. J. Fr. Cotta war wirklich „ein Mann, dem das Prädikat der Größe zugestanden werden muß," der Größe nicht bloß dem Intellekte, sondern auch dem Charakter nach."

Schillers Briefe. Kritische Gesamtausgabe in der Schreibweise der Originale herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas, 59.—69. Lieferung (6. Band) à 25 Pf. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, 1895, 1896.

Die Briefe von Nr. 1425—1833 vom 1. Januar 1799 bis 29. November 1802, die Lesarten und Anmerkungen nebst den Beilagen (Rietschels Schiller- und Goethedenkmal in Weimar, die Portraits von J. G. Fichte, A. W. Iffland, Karl August v. Weimar) füllen den 6. Band. Auf die Bedeutung des Werkes, das unermüdlicher Forschertrieb, nie versagender Spürsinn und staunenswerter Gelehrtenfleiß zu einem Nationaldenkmal ausgestalten, ist schon wiederholt von dieser Stelle aus hingewiesen worden. Eine besondere Freude aber gewährt es zu hören, daß immer weitere Kreise dasselbe in gerechter Würdigung aufnehmen, und zu sehen, welche Anregung die wissenschaftliche Beschäftigung mit Schiller aus dieser kritischen Gesamtausgabe der Briefe gegenwärtig bereits empfängt, eine Wirkung, die sich bei dem in nicht zu ferner Zeit bevorstehenden Abschluß des Werkes (mit dem 8. Band) erst in vollem Licht zeigen wird.

Schillers Werke. Herausgegeben von Ludwig Bellermann. Kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. Kleine Ausgabe: in 8 Bänden in Liebhaber-Leinenband 16 Mark, in Liebhaber-Saffianband 24 Mark. — Große Ausgabe: 14 Bände in Liebhaber-Leinenband 28 Mark, in Liebhaber-Saffianband 42 Mark, Leipzig und Wien. (Erschienene Bücher Bd. 1, 2, 3, 4, 5, 7, 8.) Bibliographisches Institut.

Mit dieser neuen Ausgabe von Schillers Werken ist der Versuch gemacht worden, einerseits den Ansprüchen des gebildeten Lesers gerecht zu werden, anderseits den Wünschen des in der Schillerphilologie Eingeweihten nach einem handlichern Exemplar, als der große Goedeke

es bietet, entgegenzukommen. Daß dieses Ziel von der Kritik übereinstimmend als vollkommen erreicht bezeichnet werden wird, ist bei der Verschiedenheit dieser Ansprüche und Wünsche natürlich sehr zweifelhaft. Aber der litterarische Ruf Bellermanns verbirgt im voraus, daß das, was geboten wird, gediegen, d. h. gründliche und feinsinnige Arbeit ist. Die Werke Schillers werden in 14 Bänden vorliegen, von denen die letzten sechs diejenigen Schriften umfassen sollen, welche nur für die enge Zahl derer von Bedeutung sind, die sich wissenschaftlich, insbesondere geschichtlich mit dem Dichter beschäftigen. Für die Bearbeitung sind, wie es im Vorwort des ersten Bandes heißt, die von der Redaktion der Meyerschen Klassiker-Bibliothek aufgestellten und seit Jahren bewährten Grundsätze befolgt worden: „So greift die Herstellung des Textes überall auf diejenige Stelle zurück, die als der letzte nachweisbare Wille des Dichters gelten kann." S. 7—81 des 1. Bandes enthält die Lebensbeschreibung Schillers: die knappe, formvollendete Sprache, in der die Ereignisse geschildert werden, gewinnt den Leser sofort, sodaß er auch hinlänglich Bekanntes gern noch einmal an sich vorüberziehen läßt; S. 82—96 enthalten einen Aufsatz: „Schillers lyrische Gedichte und Balladen." Die Gedichte selber folgen im wesentlichen der chronologischen Anordnung der Goedekeschen Ausgabe. Der Text ist von Erläuterungen begleitet, die, für den nicht gelehrten Leser berechnet, doch eigentlich nichts Selbstverständliches oder gar triviale Worterklärungen bringen. Der Hinweis auf den Grundgedanken und den Zusammenhang, der sich bei einzelnen schwierigen Gedichten findet, könnte noch etwas reichhaltiger ausgestattet sein, ist aber glücklicherweise bei den philosophischen Dichtungen genügend. Die folgenden Bände enthalten die Dramen in Prosa (Bd. 2), Don Carlos, Maria Stuart (Bd. 3), Wallenstein (Bd. 4), Jungfrau von Orleans, Braut von Messina, Wilhelm Tell, Huldigung der Künste, Demetrius (Bd. 5), den dreißigjährigen Krieg (Bd. 7), philosophische Schriften (Bd. 8). Am Schlusse jedes dieser Bände befinden sich die Anmerkungen des Herausgebers und die Lesarten.[1]) Gerade dieser Schluß verleiht Bellermanns Schillerausgabe ihren dauernden wissenschaftlichen Wert; keine Ausgabe, Goedeke ausgenommen, kann sich in dieser Beziehung mit der vorliegenden in Vergleich stellen; dem hervorragenden Gelehrten war hier Gelegenheit geboten, seine vertieften Studien in Ergebnissen niederzulegen, für welche die Schillerforschung ihm höchstes Lob schuldig ist. — Daß die äußere Ausstattung alle denkbaren Vorzüge aufzuweisen hat, ist bei der anerkannten Geschmacksrichtung und bei den Geschäftsgrundsätzen des Bibliographischen Instituts selbstverständlich.

---

1) Zu Don Carlos, Maria Stuart, Wallenstein, bearbeitet von Paul Kerckhoff.

Erläuterungen zu den Deutschen Klassikern. Bändchen 50/51. Jungfrau von Orleans, erläutert von Heinrich Düntzer. Sechste, neu durchgesehene Auflage. 310 S. Preis eines jeden Bändchens 1 Mark. Leipzig, Ed. Wartigs Verlag (Ernst Hoppe).

Von dem Nestor der deutschen Philologie, H. Düntzer — wie viele haben nicht von ihm gelernt! Dankbaren Sinnes bekennt sich auch der Verfasser dieser Anzeigen zu denen, die jener in das Studium der deutschen Klassiker eingeführt hat. Wieviel Anregung und Belehrung sind aus Düntzers Schriften allein in die verschiedensten Kommentare übergegangen, freilich oft genug, ohne daß deren Verfassern dieser Einfluß recht zum Bewußtsein gekommen ist. Der greise Gelehrte weiß aber auch seine Erläuterungen immer auf der Höhe wissenschaftlicher Forschungen zu erhalten. Interessant ist in der vorliegenden sechsten Auflage der Jungfrau von Orleans Düntzers Stellungnahme in dem Abschnitt 145—310 zu Bellermanns „Schiller-Dramen 2. Bd. S. 227—306". Seine Übereinstimmung mit diesem psychologischen Erklärer lesen wir auf S. 150, 157, 214, 216, 250. Aber an vielen Stellen ist Düntzer anderer Meinung (S. 164, 208, 217, 230, 233, 236—237, 256, 259, 260, 272—274, 277, 289, 290, 308—309). Denjenigen, die gern an der Erörterung kleiner Streitfragen sich beteiligen, sei das Studium des Kapitels „Entwickelung der Handlung" besonders empfohlen.

Cottasche Bibliothek der Weltlitteratur. Briefwechsel zwischen Schiller und Körner. Von 1784 bis zum Tode Schillers. Mit Einleitung von Ludwig Geiger. I. Band. 302 S. Preis 1 Mark. Stuttgart, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.

Der vorliegende Band umfaßt die Jahre 1784—1788, beginnt mit dem bekannten Briefe aus Leipzig an den Dichter in Mannheim und schließt mit Körners Schreiben vom 30. Dezember 1788, in dem dieser u. a. sich über Schillers Übersiedlung nach Jena ausspricht. Bei Abschluß des Werkes wird der Schiller-Körnersche Briefwechsel zum ersten Male in vollständiger, gänzlich unverkürzter Gestalt vorliegen. Dem Forschungseifer Geigers wird die Schillerlitteratur dann aber auch die erste Veröffentlichung einer nicht geringen Zahl noch ungedruckter Briefe Hubers, die im Cottaschen Archiv verwahrt worden waren, zu danken haben. Aus der Einleitung zum ersten Bande entnehmen wir die vortreffliche Vergleichung der Briefe Schillers mit denen Goethes: „Der Zahl nach hat Goethe unendlich viel mehr Briefe geschrieben, als Schiller. Dieser Überschuß ist nicht nur begründet in Goethes längerm Leben, sondern in zwei äußeren Umständen und in Goethes litterarischer Stel-

lung während der letzten Jahrzehnte seines Wirkens überhaupt. Diese bewirkte, daß von allen Seiten, aus allen Berufszweigen Strebende sich an Goethe um Rat und Hilfe wandten, ihm wie einem Patriarchen huldigten. Die äußeren Umstände waren einerseits Goethes ausgebreitete amtliche und wissenschaftliche Thätigkeit, aus der sich eine ungeheure Berufs- und Geschäftskorrespondenz ergab, und anderseits die Thatsache, daß Goethe die letzten vier Jahrzehnte seines Lebens beständig einen oder mehrere Schreiber zur Verfügung hatte und diesen ohne Mühe zahllose Briefe diktieren konnte.

Stellung und Umstände hatten aber nicht bloß die Vermehrung der Briefe zur Folge, sondern wirkten auch auf ihren Inhalt und ihre ganze Art ein. Die Patriarchenstellung gab vielen Briefen etwas Gönnerhaftes, ein schwerlastendes Einerlei; Geschäfts- und Berufsthätigkeit verwandelte die Briefe in Aktenstücke und Notizblätter. Auch das Diktieren hatte die üble Wirkung, der Innerlichkeit zu entkleiden, die Vertraulichkeit zu beschränken.

Alle diese störenden Umstände fielen bei Schiller fort. Er war niemals eine so anerkannte Litteraturgröße, daß er von allen Seiten hätte Huldigungen erhalten sollen. Er stand im Vergleich zu Goethe nur in geringen geschäftlichen Beziehungen, zumal sein Verkehr mit seinem Hauptverleger Cotta sich bald zu einem freundschaftlichen erhob. Er hatte keine Hilfskräfte zur Verfügung; von den wenigen Fällen abgesehen, in denen seine Frau wegen seiner Überbürdung oder Erkrankung an seiner Stelle die Feder führte, d. h. in seinem Namen schrieb, nicht nach seinem Diktat, schrieb er allein.

Daher haben die Briefe Schillers einen ganz eigenen Reiz, dazu kommt noch ein anderes. Schiller hatte ein besonderes Talent zur Freundschaft. Er war eine expansivere Natur wie Goethe. Er hatte ein Bedürfnis, das, was in ihm lebte und arbeitete, anderen kund zu geben, über philosophische und historische Probleme sich durch briefliche Unterhaltung klar zu werden, seine dichterischen Arbeiten geradewegs zur Diskussion anzubieten, nicht bloß einen darüber mit ihm angeknüpften Diskurs fortzusetzen. Daher sind seine Episteln Bekenntnisse von dem Werdenden, während man Goethes Briefe als Relationen über das Gewordene bezeichnen kann.

Aus dem Gesagten ergiebt sich, daß Schillers Briefe eine viel wichtigere biographische Quelle sein müssen als die Goethes. Trotz des viel größern Umfanges der Goetheschen Korrespondenz — sie mag fünfmal so groß sein als die Schillersche — steht sie eben wegen dieses Mangels an Innerlichkeit hinter jener zurück. Es ließe sich denken, eine Biographie Schillers ganz allein auf Grund seiner Briefe zu schreiben; bei Goethe wäre ein solcher Versuch unmöglich.

Der Grund für diesen Vorzug der Briefe Schillers kann teilweise in äußeren zufälligen Umständen gefunden werden. Goethes Vertraute wohnten ihm zu nahe oder bildeten nur kürzere Zeit seinen liebsten Umgangskreis. Die Nähe hatte den Übelstand im Gefolge, daß der Briefschreiber auf persönliche Begegnung, auf mündliche Unterredung das Wichtige verschob, die Briefe als Quittungen oder Abschlagszahlungen betrachtete. Die kürzere Zeit der Freundschaft bewirkte, daß Pausen in den vertraulichen Eröffnungen eintraten, teils weil nicht sobald ein anderer in die eben verlassene Stelle einrückte, teils weil Zeit vergehen mußte, bis der Neuling den Rang des Erprobten einnehmen konnte.

Ganz anders liegt die Sache bei Schiller. Er hatte überhaupt wenig Vertraute, aber er bewahrte sie sein ganzes Leben hindurch; diesen lebte er nahe genug, um einigemale, freilich nach mehrjährigen Pausen, mit ihnen zusammenzutreffen, und doch fern genug, um das Bedürfnis zu fühlen, ihnen alles mitzuteilen, was in ihm und um ihn vorging. Dann aber hatte er, den größten Teil seines bewußten Lebens hindurch, von 1784 an bis zu seinem Tode (1805) einen Freund, der bald die Stelle des Beichtvaters, bald die des litterarischen Gewissensrates zu spielen hatte, Chr. Gottfr. Körner. Keiner von Goethes Freunden nimmt eine Stelle in seinem Leben ein, wie Körner in Schillers Dasein."

Schillers Jugenddichtung und Jugendleben. Neue Beiträge aus Schwaben, von Dr. Ernst Müller. 157 S. Preis 2 Mark. Stuttgart 1896. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.

Gegenüber Scherers Urteil über Schiller: „Das eigene Erlebnis scheint nicht auf seine Person zu wirken. Er arbeitet daran, sich selbst zu vergessen über den Dingen," betont M., daß im Gegenteil des Dichters Jugendleben sich in dessen Dichtungen wiederspiegele. Das Verhältnis der reichen äußeren und inneren Erlebnisse Schillers zu den Jugenddichtungen bildet den Gegenstand der „Beiträge".

1. Eine unbekannte „Komödie" Schillers (S. 7—18): Auf Göritz' Bericht (im Morgenblatt 1838 in dem Aufsatz: „Schiller in Jena"), dessen Richtigkeit Minor bezweifelt, sich stützend, hält M. es für wahrscheinlich, daß Schiller, der oft den Festredner und Dichter machen mußte, zur Feier des Geburtsfestes der Gräfin Franziska eine Komödie verfaßt hat, in der die akademische und Universitätsfreiheit, Karlsschule und Universität Tübingen, nebeneinander gestellt werden. Undenkbar aber sei es, daß die Geschichte des Studenten von Nassau, von der Conz (im Morgenblatt 1807) erzählt, in dieser „Komödie" verarbeitet worden sei. — 2. Möllers Schauspiel „Sophie oder der gerechte Fürst"

(S. 19—31); das genannte Stück (1777 erschienen in Leipzig), das durch merkwürdige, freilich rein zufällige Beziehungen die Stuttgarter Hofverhältnisse enthält und auch in der Residenz des Herzogs Karl Eugen von den Akademisten aufgeführt wurde, hat den freiheitsprühenden Schiller wohl auch mit zu eigner Darstellung der Stuttgarter Verhältnisse angetrieben. Vielleicht führte es ihn unmittelbar oder mittelbar auf „Kabale und Liebe", wenigstens finden wir in diesem Stück verschiedene Anklänge an Möller. Derselbe Einfluß zeigt sich in seinen „Räubern". So ist z. B. der Räuberhauptmann Mutowsky zweifellos das Vorbild des Räubers „Moor". — 3. Marmontels „Zemire et Azor" (S. 32—34): Auch dieses Stück (erschienen 1774) lernte Schiller als Akademist kennen, sei es als Zuschauer, sei es als Mitwirkender bei der Aufführung. Er fand in diesem Stücke die in den Schauspielen jener Zeit typische Vorliebe der Väter für ihre Töchter, wovon sich bei ihm ein Beleg findet in Kabale und Liebe (Miller und seine Tochter). In diesem Stücke stehen die Söhne, wenn sie überhaupt erscheinen, meist in scharfem Gegensatze zu ihren Vätern. Eine bei dieser Gelegenheit von M. gegebene Anregung möge hier Platz finden: „Es wäre in der That interessant, einmal genau zu untersuchen, welche Stellung Schillers Väter und Töchter einerseits und anderseits seine Väter und Söhne zu einander einnehmen, und welche Rolle dabei die Mütter spielen. Dabei wäre auch das Verhältnis Schillers zu seinen Vorbildern und überhaupt zu der übrigen Dichtung zu erörtern." — 4. Anthologie (S. 35—46): Aus den Gedichten „Fluch eines Eifersüchtigen", das M. nach Minors Vorgang Schiller zuweist, und „die schlimmen Monarchen" werden Anklänge an Gedanken in Kabale und Liebe nachgewiesen. In dem Eröffnungsgedicht der Anthologie: „die Journalisten und Minos" verspottet Schiller die Journalisten und sich selbst, während die „Winternacht" ohne weiteres durch ihre Beziehungen zu Schiller dem Regimentsarzt verständlich ist. — 5. „Laura und Luise Vischer" (S. 49—66); die Witwe Fischer ist das Vorbild für die Lauragedichte gewesen, was nicht ausschließt, daß neben dieser der Dichter auch noch andere Gestalten mit dem Namen Luise umfaßt. Mit starken Farben aufgetragen, insbesondere erotische Stellen finden sich auch bei anderen zeitgenössischen schwäbischen Dichtern und beweisen nicht, daß das Verhältnis Schillers zu Laura ein unlauteres gewesen ist. Neu sind die Zeugnisse aus den Eheregistern Tübingens und Lustnaus, die die Biographie der Luise Vischer mehrfach vervollständigen. — 6. Wilhelmine Andreä (S. 67—83): Die von der Kritik wenig beachtete Hypothese (s. Beilage der Allgemeinen Zeitung 1861 Nr. 18 flg.), daß nicht Frau Vischer, sondern deren Nichte, Wilhelmine Andreä, Schillers Laura sei, wird als völlig haltlos bezeichnet. Nähere

Beziehungen Schillers zu Wilhelmine vermag M. ebensowenig wie neuerdings W. Lang (Euphorion II, 735 flg.) zu entdecken. — 7. Zu Kabale und Liebe: Zunächst zeigt M. in dem Abschnitt S. 84—106, der mehrfach Ergänzungen zu dessen früherer Schrift „Schillers Kabale und Liebe" (Tübingen 1892) enthält, daß Frick in seinen Erläuterungen einseitig den ästhetischen Standpunkt einnimmt, während eine Dichtung nur unter Berücksichtigung der historischen Thatsachen und litterarischen Einflüsse zu vollem Verständnis gebracht werden könne. Wie genau Schiller die Lebensgeschichte der Franziska von Hohenheim kannte, wird in Kabale und Liebe II, 3 nachgewiesen. Auf den Ausgang der Lady Milford aber wirkte „Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim" von Sophie la Roche. Den Ausdruck „Landschaft" (K. u. L. II, 2) erklärt M. treffend mit Landschaftskasse. Auf die Rolle der Luise hat Lotte von Wolzogen stark eingewirkt. Im 2. Abschnitt (S. 138—144) wendet sich M. gegen einige Ausführungen Kettners, der, so fördernd und aufklärend seine „Schillerstudien" (1894) für das Drama unbedingt sind, doch zuweilen mit dem Dichter zu scharf verfährt. — Die Kapitel „Oberst Rieger" (S. 107—115), „Schubart" (S. 116—117), „Lieutenant Kapf" (S. 118—25), „Albrecht Friedrich Lempp" (S. 126—137) zeigen die Einflüsse dieser Personen auf Schiller. — Von besonderm Interesse sind die im Anhang abgedruckten zwei Briefe, die vielfach neues Licht über die Beziehungen zwischen Schiller und Lempp verbreiten, und der schöne, herzgewinnende Brief von Schillers Mutter an ihre Tochter Christophine. Das Original auch dieses bisher ungedruckten Briefes war Eigentum des Herrn von Donop in Weimar. — So weiß der fleißige und um die Schillerlitteratur verdiente Forscher auch in dem vorliegenden Werke den Leser zu interessieren. Bei aller Begeisterung für den Dichter ist er in seinen Untersuchungen doch gründlich und vorsichtig genug, Hypothesen von wirklich zu erweisenden Thatsachen streng zu scheiden.

**Aufgaben aus deutschen Dramen**, zusammengestellt von Dr. H. **Heinze**, Direktor am Kgl. Gymnasium zu Minden, und Dr. W. **Schröder**, Professor am Realgymnasium zu Minden. Zweites Bändchen: Aufgaben aus „die Jungfrau von Orleans", zusammengestellt von Dr. Schröder. 86 S. Preis 80 Pf., geb. 1 Mark. Drittes Bändchen: Aufgaben aus „Wallenstein", zusammengestellt von Dr. Heinze. 118 S. Preis 1 Mark, geb. 1,25 Mark. Leipzig, Verlag von Wilhelm Engelmann.

Die methodisch geordnete Auswahl dürfte dem Lehrer des Deutschen nicht nur insofern willkommen sein, als er in ihr vortreffliche Aufsatzentwürfe und empfehlenswerte Themata zu freien Vorträgen der Schüler

vorfindet, sondern auch, weil er an ihr bei der Lektüre selbst ein brauchbares Hilfsmittel zur gründlichen Durcharbeitung des Lesestoffes zur Hand hat.

Schul-Wandkarte zu Schillers „Wilhelm Tell". Entworfen von E. Vogt. 2 Blätter in sechsfachem Farbendruck. Preis, unaufgezogen 4 Mark. Verlagsbuchhandlung E. Morgenstern, Breslau 1896.

Einem ähnlichen Bedürfnis wie die Anschauungstafel für den Glockenguß (erschienen 1894 bei Friedrich Andreas Perthes in Gotha) kommt die auf Veranlassung der Breslauer Schulverwaltung gedruckte Wandkarte zu Schillers „Wilhelm Tell" entgegen. Heimisch auf dem Schauplatz des Dramas können die Schüler durch die den meisten Schulausgaben des Tell beigegebenen Übersichtskärtchen nicht werden, und von der Eigenart des Schweizerlandes empfangen sie durch dieselben erst recht keinen Begriff. Auf dieser Wandkarte aber erscheint der Vierwaldstätter See und seine Umgebung in so plastischer Form, daß das Auge des Lernenden mit ebenso großem Wohlgefallen als Nutzen die Stätten, an denen die Handlung sich abspielt, betrachten wird. Die Karte ist 110 : 85 cm groß und im Maßstab von 1 : 45000 (1 cm der Karte = 450 m Natur) gehalten. Zu leichterer Orientierung und um die Karte auch im geographischen Unterricht verwendbar zu machen, sind außer allen im Drama genannten Orten, Flüssen, Bergen und Gebirgen auch die namhaftesten Orte u. s. w. des Kartengebietes eingezeichnet, letztere sind durch schräggestellte Schrift kenntlich gemacht. Die Karte hat lebhaften Beifall gefunden und ist sofort nach ihrem Erscheinen in mehr als 100 Schulen eingeführt worden.

Charlotte v. Schiller. Ein Lebens- und Charakterbild von Dr. Hermann Mosapp. 224 S. Preis, brosch. 2,80 Mark, geb. 3,60 Mark. Heilbronn, Verlag von Max Kielmann, 1896.

Das Charakterbild „Charlotte v. Schiller" entstammt einer gewandten Feder; quellenmäßige Darstellung desselben verleiht ihm geschichtliche Wahrheit, wodurch ihm ein bleibender Platz in der Schillerlitteratur gesichert ist. Aber Mosapps Buch besitzt einen noch höher anzuschlagenden Vorzug; ein Strom warmen Gefühls durchzieht das Ganze; gute Beobachtungsgabe befähigt den Verfasser zu geschickter Auswahl der Einzelzüge. Über das einzig dastehende Verhältnis zwischen Schiller und Lotte sind wir ja alle einig, und es läßt sich darüber an Thatsächlichem nicht viel Neues sagen. Aber der erzieherische Einfluß dieses Herzensbundes, und wie diese beiden Menschen über das Irdische allmählich zu einer höhern

Lebensgemeinschaft hinausgewachsen sind, das kann nicht oft genug gezeigt werden, und wenn dann die Darstellung, wie in Mosapps Werk, sich von gekünstelter, krankhafter Schwärmerei fernhält, den Charakter historischer Treue (wie in der Beleuchtung des Verhältnisses Schillers zu Karoline) bewahrt, immer auf dem Boden der Wirklichkeit bleibt, aber niemals den deutlichen Hinweis auf die sittliche Wertschätzung dieser Gemeinschaft vermissen läßt, dann darf man wohl wünschen, daß ein solches Buch zum Vademecum für alle empfänglichen Seelen werden möge. — Mosapp hat seine Schrift mit einem schwungvollen Sonett dem König Wilhelm II. von Württemberg, „dem hochsinnigen Gründer und erhabenen Protektor des Schwäbischen Schillervereins" gewidmet. Im Vorwort wird die Litteratur über Charlotte v. Schiller aufgeführt. Seinen Gegenstand behandelt er in fünf Kapiteln: Jugendgarten, Liebesfrühling, Brautglück, Gattentreue, Witwenleid. Wie sehr ist den Menschen jener Zeit, die behäbiger als wir zu leben verstanden, die Gabe eigen gewesen, in feinfühliger Weise auszusprechen, was das Herz bewegte, was die zitierten Briefstellen beweisen; Schritt für Schritt begleiten wir die Liebenden, die Gatten durch der Erde Lust und Leid, aber wie eine Verklärung liegt das Ziel höherer Bestimmung über beiden: Dieser Erde Lust und Leid ist nicht so mächtig, daß dadurch die schöne Harmonie der Seelen gestört werden kann, und selbst als das tieffste Leid gekommen, als er ihr das erste wirkliche Weh zugefügt d. h. die Augen für immer schloß: Religion und Poesie und die Sorge für die Zukunft ihrer Kinder geben dem Leben der Witwe noch ergreifendsten Inhalt! — Der Anhang bringt den Auszug aus dem Taufregister in Rudolstadt, aus dem Totenregister in Bonn und den Stammbaum von Charlotte v. Schiller, ferner Beilagen (Lichtdruck nach Stahlstichen im Schillerhaus in Marbach) und endlich einige Textbilder.

Geschichte der deutschen Schillerverehrung. Vortrag, gehalten am 30. Januar 1896 im Tübinger Zweigverein des Schwäb. Schillervereins. Von Dr. Ernst Müller. 20 S. Tübingen 1896. H. Lauppsche Buchhandlung.

Das vorliegende Schriftchen, veröffentlicht zu Gunsten des Schwäb. Schillervereins, wird in dem Augenblick, wo dem Schillerkultus von Schwaben aus ein neuer Aufschwung gegeben werden soll, manchem, besonders dem fernerstehenden als Führer willkommen sein. Mag damit auch der Zeitpunkt gekommen sein, wo man endlich aufhört zu sagen, daß Schiller von seinen schwäbischen Landsleuten stets am höchsten geachtet worden sei. Beherzigenswert ist der Standpunkt des Verfassers zu dem Kultus des Genius: „Die Schillerverehrung, den Schillerkultus

überhaupt fasse ich — und ich bitte, mir diese Vormerkung zu gestatten — nicht in dem Sinne, wie ihn David Friedrich Strauß im Jahre 1838 verlangte. Damals sprach es der berühmte Verfasser des Lebens Jesu in seinem Aufsatz über Vergängliches und Bleibendes im Christentum offen und unumwunden aus, daß für die Gebildeten aus dem religiösen Zerfall der Zeit nichts mehr übrig bleibe als der Kultus des Genius. Die Richtung der Zeit gehe dahin, die Offenbarung Gottes in allen den Geistern zu verehren, welche belebend und schöpferisch auf die Menschheit eingewirkt haben. Ich stehe nicht auf diesem Standpunkt, der geradezu einen Götzendienst großer Männer fordert. Ich fasse vielmehr den Kultus des Genius im Sinne G. Schwabs und C. Ullmanns. Letzterer sagt, eben im Gegensatz zu Strauß, der Genius verdiene eine Huldigung, aber in der Weise, „daß wir das Höchste des Menschengeistes, in dessen Erscheinung und Thätigkeit sich zugleich eine göttliche Ordnung kund giebt und die belebenden Kräfte zu den edelsten Entwickelungen der Menschheit liegen, hier zugleich als ein persönlich Gewordenes näher an unser Gemüt ziehen und als ein uns gleichartiges, strebendes, kämpfendes, siegreich sich verherrlichendes Einzelwesen mit teilnehmender menschlicher Liebe umfassen." Das ist auch im ganzen meine Auffassung des Geniekultus. In diesem Sinne wünsche ich meine Ausführung über den Gegenstand betrachtet. In diesem Sinne verehre ich unsern Schiller als großen Dichter und als großen Menschen."

Schiller im Dichtermund. Von Dr. O. Saul. 71 S. Preis 1 Mark. Stuttgart, Fr. Frommans Vorlag (E. Hauff), 1896.

Die Sammlung sucht Schillers Wesen in dem Bilde zu erfassen, das die Dichter von ihm entworfen haben. Eine strenge Auswahl der Lieder — es sind 35 Namen vertreten — war gerechtfertigt. Aber die beiden Gedichte von der Witwe Schillers „Die wechselnden Gefährten, den 22. Febr. 1809 zum Gedächtnis des 22. Febr. 1790" (Hochzeitstag) und „Klage um Schiller 1815" hätten noch Aufnahme finden können. Das Schriftchen ist dem Schwäbischen Schillerverein zugeeignet, für welche Aufmerksamkeit auch von dieser Stelle aus dankend quittiert wird.

Dr. Ludwig Chevalier: Zur Poetik der Ballade (IV). Schluß. 26 S. Vierzehnter Jahresbericht des k. k. Staats-Obergymnasiums in Prag-Neustadt. 1895.

Der Unterschied zwischen Volks- und Kunstballade wird im Anschluß an die in den vorhergehenden Teilen dieser umfänglichen Abhandlung angestellten Erörterungen dargelegt, insbesondere aber erfährt der Balladenstil, wie er sich von Bürger an bis auf die modernen Dichter entwickelt

hat, eingehende Charakterisierung. Für das Studium der Schillerschen Ballade ist Chevaliers verdienstliche Arbeit unentbehrlich.

Maria Stuart. Trilogie I. Maria Stuart, Königin von Schottland. Geschichtliches Drama in drei Aufzügen von H. Cornelius. 161 S. Preis 2 Mark. Paderborn. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh, 1896.

Die Ereignisse von der Landung der Maria Stuart in Schottland bis zur Ermordung Darnleys bilden den Gegenstand dieses ersten Teiles der Trilogie, die der Verfasser erst vollenden will, wenn es ihm durch das vorliegende Stück gelungen sein sollte, in unseren Herzen „Mitleid und Furcht“ zu erwecken. Das ist ihm aber sicher nicht geglückt. Kalt und teilnahmslos bleibt der Leser von Anfang bis Ende. Historisch treu ist vielleicht seine Handlung, aber gänzlich undramatisch. Als wir, durch den Titel verlockt, das Stück zur Hand nahmen, hofften wir wenigstens eine Spur von der vis tragica Schillers darin zu finden. Arge Enttäuschung! Wird der Verfasser dennoch seine Trilogie schreiben?

Franz Kern, Zu deutschen Dichtern. Gesammelte Aufsätze. Berlin 1895, Nicolai. 3 Mark.

Unter diesen Aufsätzen befindet sich auch der prächtige: „Schillers Ideale vom Menschenglück“.

## Ausgaben.

Freytags Schulausgaben: Schiller, die Räuber von Rudolf Scheich. 176 S. geb. 80 Pf.; Schiller, Fiesko von Oskar Langer, 172 S. geb. 80 Pf.; Schiller, Don Carlos von O. H. Stoklaska, 228 S. geb. 90 Pf.

Reclams Universalbibliothek. Goethe—Schillers Xenien, 402, 403. Mit Beilagen und Anmerkungen von Adolf Stern. 2. vervollständigte und durchgesehene Auflage. — Demetrius von Friedrich Hebel, ergänzt von Heinrich Teweles. Nr. 3438.

Breul, Karl, Wallensteins Tod von Schiller. Cambridge, University Prefs. 1896. LXVIII, 304 S.

Jósef Czernecki: Pieśń o Dzwonie. Schillera Wraz z Polskim Przekładem. J. N. Kamińskiego. Lwow. 1895.

Die einleitenden Bemerkungen zur Glocke sind von Jósef Czernecki. Beigegeben ist eine Anschauungstafel zum Glockenguß, ähnlich der von Rein (s. Anzeigen 1893—94 S. 615).

## Aus Zeitschriften.

(1895. 1. Juni bis 31. Dezember.)

Allgemeine Zeitung. Beilage Nr. 178. Heinrich Düntzer, Neuentdeckte Briefentwürfe Goethes an Schiller.

Sachsens Elbgau-Presse Nr. 114, 115, 119, 120. Schiller und die Gustel von Blasewitz, von J. M. Nestler.

Nestler verdanken wir so manche interessante Studie aus der Ortsgeschichte unsrer Schillerdörfer Loschwitz-Blasewitz. Dieser Aufsatz beschäftigt sich mit der 1763 im südlichen Thorwärterhäuschen des Großen Gartens geborenen Johanna Justina, der jüngsten Tochter des Thorwärters Segedin und seiner Frau Dorothea geb. Pohle. Letztere erwarb als Witwe 15. Juni 1764 das Schenkgut von Blasewitz und verheiratete sich von neuem, und zwar mit dem kurländischen Lakai Karl Friedrich Fleischer. Justina aber vermählte sich bekanntlich 1786 mit dem Advokaten Christian Friedrich Renner und starb im Alter von 93 Jahren. — Angeregt durch die von Karl Winter (1859), Karl Naumann (1872), Ernst Pfeilschmidt (1875) und Gautsch (1877) angestellten Erörterungen, kommt der Verfasser zu dem Ergebnis, daß Schiller mit der Gustel nicht Justina Segedin gemeint habe; die früher dafür erbrachten Belege ständen vielmehr auf sehr schwankendem Fuße, auch entstehe in dem Dialekte des Dresdner Elbgaues „Gustel“ nicht aus dem Namen Justina.

Gütersloher Jahrbuch 1895. Neide, Schillers Ilias, ein Beleg für Wechselwirkung zwischen Poesie und Philologie.

Gymnasium, 13. Jahrgang Nr. 22. Haehnel, eine übersichtliche Inhaltsangabe zu Schillers „Braut von Messina“.

Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 9. Jahrg. 7. Heft: Zu Schillers „Kampf mit dem Drachen“, von P. Blunk in Altona; 8. Heft: zu den „Kranichen des Ibykus“, zur „Bürgschaft“, von C. Schumann in Lübeck; 12. Heft: Schillers sicilianische Dichtungen, von H. Kohrs in Lüneburg.

Zeitschrift für deutsche Sprache. Hrsg. von D. Sanders. 9. Jahrgang. 2. Heft: „Zu einer Stelle in Schillers Räubern“; 4. Heft: „Aus einer Rede zu Schillers Geburtstag; 8. Heft: zu Schillers Gedicht: „Die unüberwindliche Flotte“; sprachliche Bemerkungen zu Schillers Aufsatz: „Die Räuber“. Ein Schauspiel von Friedrich Schiller. 1782.

## Schwäbischer Schillerverein.[1])

### a) Entwickelung des Vereins.

Der Staatsanzeiger für Württemberg brachte in der Nummer 45, S. 304, am Geburtsfest S. M. des Königs Wilhelm II. von Württemberg einen längern Aufsatz, in welchem, bereits einige Monate nach der Gründung das erfreulichste Bild von der Teilnahme an den Bestrebungen des Vereins in Schwaben, in den übrigen deutschen Staaten und im Auslande entworfen ist. Für diejenigen, welche mit den aus 18 Paragraphen bestehenden Satzungen bekannt zu werden wünschen, dürfte ein Abschnitt aus einem andern Aufsatz, verfaßt von dem Geh. Legationssekretär Dr. jur. Freih. v. Griesinger in Stuttgart, von Interesse sein: „Die Gründung des Schwäbischen Schillervereins beruht auf der in dem Schreiben an den Vorstand des Marbacher Schillervereins vom 8. Mai 1895 niedergelegten Kundgebung Seiner Majestät des Königs Wilhelm II. von Württemberg, worin die Erweiterung und Umgestaltung des letztern Vereins zu einem Schwäbischen Schillerverein sowie die Errichtung eines Schillerarchivs und -Museums in einem würdigen selbständigen Bau in der Vaterstadt des Dichters als Ziel des Vereins bezeichnet ist. Sodann bezweckt der Verein die Vermehrung der in Marbach bereits vorhandenen Sammlungen, die sich in erster Linie auf Erwerbungen erstrecken soll, welche mit der Person und dem Schaffen des Dichters, sowie mit seiner Familie, den Kreis der Menschen, in welchem er gelebt und gewirkt hat, in Zusammenhang stehen. Nicht ausgeschlossen sind aber: Handschriftlicher Nachlaß anderer hervorragender schwäbischer Dichter und Schriftsteller des 19. Jahrhunderts, Druckwerke u. s. w., welche sich auf diese beziehen, um in möglichst weitem Umfang auch ein Bild davon zu geben, wie sich in der Heimat Friedrich Schillers und unter seiner Einwirkung das höhere geistige Leben und Schaffen entwickelt hat. Eine weitere Aufgabe des Schwäbischen Schillervereins soll bilden: „Die Kenntnis der Schöpfungen und der Persönlichkeit Schillers, wie der Wirkungen, die er auf die geistige, sittliche und patriotische Entwickelung des deutschen Volkes hervor-

1) Nachdem bereits im vorigen Jahrgange dieser Zeitschrift Seite 607—611 der Umwandlung des Marbacher Schillervereins zu einem Schwäbischen Schillerverein gedacht worden ist, soll künftig bei dem stetig wachsenden Interesse für das große nationale Unternehmen unter der oben erwähnten Aufschrift am Schlusse der „Anzeigen aus der Schillerlitteratur" a) die Entwickelung des Vereins, b) die bedeutenderen Zuwendungen an denselben in einem kurzen Berichte gegeben werden. Maßgebend ist hierbei nur der lebhafte Wunsch, daß auch diese Zeilen dazu beitragen möchten, immer weitere Kreise, namentlich die deutschen Lehrer in Nord und Süd den Bestrebungen des Vereins entgegenzuführen, damit in nicht zu ferner Zeit der Hauptzweck desselben, die Erbauung eines Nationalmuseums in Marbach a. N., erfüllt werden kann.

gebracht, zu verbreiten und demgemäß alles zu unternehmen, was der Erfüllung dieser Aufgabe zu dienen vermag." Die definitive Konstituierung des Vereins ist erfolgt am 2. November 1895, an welchem Tage 18 von dem König berufene Männer in Stuttgart zusammentraten (Ausschuß) behufs Beratung und Feststellung der Vereinssatzungen und eines zu erlassenden Aufrufs, sowie zur Wahl des. Vorstandes. Die Satzungen erhielten alsbald die königliche Genehmigung, der König übernahm das Protektorat über den Verein und erteilte ihm die juristische Persönlichkeit (9. Dezember 1895). Seinen Sitz hat der Schwäbische Schillerverein in Marbach und Stuttgart. Die Mitgliedschaft wird erworben: 1. die einfache, durch Zahlung eines Jahresbeitrags von 5 Mark (ordentliche Mitglieder), 2. die lebenslängliche, durch einmalige Zahlung von mindestens 200 Mark (Stifter). Außerdem können auf Grund von Vereinbarungen mit dem Schwäbischen Schillerverein Zweigvereine desselben (mit niederen Mitgliederbeiträgen) gebildet werden. Ebenso können bestehende Vereinigungen, welche an den Bestrebungen des Schwäbischen Schillervereins teilnehmen und dieselben unterstützen wollen, ferner Vereinigungen, welche sich für diese Zwecke bilden, als Gesamtheit die Mitgliedschaft des Vereins erwerben. Die Generalversammlung findet alljährlich spätestens zwei Wochen vor dem 9. Mai statt. Soweit ihr nicht die Geschäfte vorbehalten sind, werden sie durch den Ausschuß und Vorstand wahrgenommen. Nach außen wird der Ausschuß wie der Verein selbst durch den Vorstand vertreten. Die Königliche Württembergische Staatsregierung hat das Recht, jederzeit von den Akten, Rechnungsbüchern, Inventarien u. s. w. des Vereins Einsicht zu nehmen und von der Einhaltung der Satzungen sich zu überzeugen. Im Fall der Auflösung fällt das Gesamtvermögen, wenn sich in Marbach ein selbständiger Schillerverein mit juristischer Persönlichkeit bildet, an diesen, sonst an die Stadtgemeinde Marbach."

b) Litterarische Zuwendungen (s. S. 611 des vorigen Jahrgangs).

1. Vom Fürsten v. Fürstenberg: die bisher in der fürstl. Bibliothek zu Donaueschingen verwahrt gewesenen Originalhandschriften Schillers, Entwurf zum Schauspiel „Die Malthese r" (vom Jahre 1796) und Studien zu „Wilhelm Tell".

2. Frau Dr. Weishaar in Köngen: drei umfangreiche Briefe von Schillers Schwester Christophine an Frau v. Rotter aus den Jahren 1823 und 1838.

3. Kommerzienrat G. Berger in Stuttgart: das im Besitz der Eltern Schillers gewesene Predigtbuch des M. Jm. Gottlob Brastberger von 1758 mit dem eigenhändigen Eintrag des Vaters.

Die numerische Stärke des Schwäbischen Schillervereins[1]) zeigt folgende Übersicht (Stand am 21. Juni 1896):

| | | |
|---|---|---|
| I. Württemberg. | | |
| a) Stifter . . . . . | 155 | darunter die Städte: Biberach, Calw, Eßlingen, Geislingen, Gmünd, Göppingen, Laugheim, Rottweil, Ravensburg, Reutlingen, Stuttgart. |
| b) ordentliche Mitglieder | 721 | |
| II. Andere Staaten des Deutschen Reiches. | | |
| a) Stifter . . . . . | 56 | darunter die Stadt Leipzig. |
| b) ordentliche Mitglieder | 245 | |
| III. Ausland (England, Frankreich, Österreich, Rußland, Amerika). | | |
| a) Stifter . . . . . | 10 | |
| b) ordentliche Mitglieder | 27 | |
| IV. Zweigvereine . . . . . . | 21 | mit etwa 500 Mitgliedern zu ermäßigten Jahresbeiträgen von 1—3 Mark. |

## Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 1896, Nr. 7. Juli: W. Golther, Handbuch der germanischen Mythologie, angezeigt von E. H. Meyer. — J. Schmidtkontz, Ortskunde und Ortsnamenforschung im Dienste der Sprachwissenschaft und Geschichte, angezeigt von Adolf Socin (das Buch im ganzen ist verfehlt, so gute Gedanken es stellenweise ausspricht). — Starr Williard Cutting, Der Konjunktiv bei Hartmann von Aue, angezeigt von H. Reis. — Franz Magnus Böhme, Volkstümliche Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert, angezeigt von Bruno Schnabel. — J. Schipper, Grundriß der englischen Metrik, angezeigt von Max Kaluza. — Wilhelm Vietor, Elemente der Phonetik des Deutschen, Englischen und Französischen, angezeigt von Ludwig Sütterlin.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur XXI, 1: W. Braune, Irmindeot und irmingot. — P. J. Cosijn, Anglosaxonica, III. — O. Bremer, Zur Kritik des Sprachatlas. — C. C. Uhlenbeck, Etymologisches. — F. Detter, Müspilli. — B. Schmidt, Windsbraut. — H. Hirt, Nochmals die Deutung der germanischen Völkernamen. — Ders., Zur gotischen Lautlehre. — R. M. Meyer, Runenstudien. I. Die urgermanischen Runen. — Th. von Grienberger, Die germanischen Runennamen. 1. Die gotischen Buchstabennamen. — F. Panzer, Zu Wolframs Willehalm. — K. Helm, Zu Heinrich von Mügeln. — E. Sievers, Nochmals das Todesjahr des Wulfila. — W. Braune, Nachtrag. — P. J. Cosijn, Zu Andreas 575. — Notiz.

Euphorion, III, 2 und 3: J. Minor, Wahrheit und Lüge auf dem Theater und in der Litteratur. Ein Vortrag. — Anmerkungen. — H. Rötteken, Die

1) Demselben gehören an: Fast sämtliche Mitglieder des Königlich Württembergischen Königshauses, der Fürst v. Hohenzollern, der Fürst und die Fürstin v. Fürstenberg, der Fürst v. Hohenlohe-Jagstberg, der Fürst v. Bismarck, sowie die sämtlichen Mitglieder der Schillerschen Familie u. a.

Dichtungsarten. — J. Bolte, Stoffgeschichtliches zu Hans Sachs. Nach Reinhold Köhlers Kollektaneen. 1. Die vier Jungfrauen; 2. Amor und Tod; 3. Die fünfzehn Christen und fünfzehn Türken. — A. Hauffen, Fischart-Studien. I. Zur Familien- und Lebensgeschichte Fischarts. — B. Seuffert, Wielands Erfurter Schüler vor der Inquisition. Mitteilungen über Heinse und seine Freunde. — F. Jostes, Die Einführung des Mephistopheles in Goethes „Faust". — O. Francke, Neue Mitteilungen über Karl August Böttiger, seine Anstellung als Gymnasialdirektor in Weimar und seine Berufungen (Schluß). — A. Leitzmann, Aus Briefen der Brüder Schlegel an Brinckmann. — R. Steig, Justinus Kerners Beziehungen zum Wunderhorn. R. M. Meyer, Die Ziegen auf dem Helikon. — E. Castle, Nikolaus Lenaus „Savonarola". II. Lenaus Quellen und ihre dichterische Verwertung. — Miscellen: M. Rubensohn, Zu den Filiationen (Nachtrag). K. Drescher, Vom Nürnberger Meistergesang im 17. Jahrhundert. M. H. Jellinek, Ernst Schwabe von der Heide. L. Bobé, Adam Friedrich Werner. W. Creizenach, Das alte Faustmanuskript. V. Valentin, Angeraucht Papier. A. Reichl, Zu den Furien in Goethes „Faust", II. Teil, 1. Akt. R. Steig, Zur Günderode 1—5. (Jeep, Karoline von Günderode.) Schenkendorfs Scharnhorstlied: I. J. Ziehen; II. R. F. Arnold.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur 40,3: Zwierzina, Allerlei Iweinkritik. — Schröder, Fragmente der Iweinhs. M. — Luft, Die Abfassungszeit von Otfrids Evangelienbuch. — Mackel, Die Aussprache der altgerman. langen e- und o-Laute. — Ries, Zur altsächs. Genesis. II. Zur Wortstellung. — Wallner, Ich zôg mir einen valken. — Much, Falchovarii. — Schröder, Zwei Editionen des Passionals.

Zeitschrift für Kulturgeschichte. Neue (4.) Folge der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Georg Steinhausen. Band III, Heft 6. — Litterarisch-gesellige Bestrebungen, besonders der Damen, und ihr Vorbild, sowie die Frauen-Emanzipation in Frankreich während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Von Wilhelm Knörich in Dortmund. — Kulturgeschichtliche Streifzüge durch das Jahr 1848/49. II. Von Karl Adam in Greifswald. — Ritter und Schreiber. Eine kulturgeschichtliche Parallele. Von Georg Liebe in Magdeburg. — Miscellen. Ein Bewerbungsgesuch Friedrich Schlegels. Von F. X. v. Wegele in Würzburg. — Gutsherrschaft und Erbunterthänigkeit in Ostpreußen 1791/94. Von Gustav Sommerfeldt in Gummersbach.

## Neu erschienene Bücher.

B. L. Tibesar, Fr. W. Webers Dreizehnlinden. Eine litterarische Studie. 2. Auflage. Paderborn, F. Schöningh 1896. Pr. M. 1.20.

Heinrich Bockeradt, Praktische Ratschläge für die Anfertigung des deutschen Aufsatzes auf den oberen Klassen der höheren Lehranstalten. 2. Auflage. Paderborn, F. Schöningh 1896. Pr. M. 1.

E. Th. A. Hoffmann, Le Tonnelier de Nuremberg. Meister Martin der Küfer und seine Gesellen. Par Alfred Bauer. Deuxième édition. Paris, Librairie Hachette et Cie. 1896. X, 196 S.

---

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2II

# Drei Volkslieder.

Von **Albert Heintze** in Stolp.

Eine der bemerkenswertesten Eigentümlichkeiten der Volksdichtung gegenüber der Kunstdichtung ist die Beweglichkeit und Wandelbarkeit des einzelnen Liedes. Während man auf dem Gebiete der Kunstpoesie in der Regel bei dem einmal festgestellten Texte eines Gedichtes verharrt, stellen sich bei einem frei gesungenen, meist mündlich fortgepflanzten Volksliede gar mannigfache Abweichungen in einzelnen Ausdrücken und Wendungen ein; auch werden vielfach ganze Verse hinzugefügt oder weggelassen. So wird das weitverbreitete

1. Lied vom Rosengarten

in unzähligen Variationen gesungen. Mir liegt es gedruckt vor in des Knaben Wunderhorn (neue Ausgabe von Birlinger und Crecelius)[1]), in Simrocks deutschen Volksliedern, Scherers Jungbrunnen (doppelt), Oskar Schades Weimarischem Jahrbuch, und keine dieser fünf Aufzeichnungen stimmt mit einer andern ganz überein, nur die Grundzüge sind dieselben. Hier kann ich das Lied nun in noch einer andern Form mitteilen, wie ich es in Berlin aus Soldatenmund aufgezeichnet habe. Es ist dem Soldatenstand angepaßt, während die Fassungen bei Simrock und Scherer ganz allgemein gehalten sind.

„Schatz, reise doch nicht allzuweit von hier!
Im Rosengarten
Will ich deiner warten,
Im grünen Gras,
Im weißen Klee."

„„Meiner zu warten, das brauchest du ja nicht.
Geh zu dem Reichen,
Zu deines gleichen!
Ist mir eben recht.""

„Ich heirate nicht nach Geld und nicht nach Gut.
Eine hübsche junge Seele
Thu' ich mir wählen,
Wer's glauben thut."

1) Die Fassung in dem ursprünglichen Wunderhorn beruht auf Arnims willkürlicher Umarbeitung des Liedes, sie ist deshalb hier außer Betracht gelassen.

Wer's glauben thut und der ist ja nicht hier;
Er ist in Schleswig,
Er ist in Holstein,
Er ist Soldat.

Soldatenleben und das heißt lustig sein.
So trinken die Soldaten
Mit braven Kameraden
Ein gut Glas Bier,
Ein gut Glas Wein.

Bei der Nacht da ist nicht gut Soldat zu sein.
Wenn andre Leute schlafen,
So muß ich wachen,
Muß Schildwach stehn,
Patrouillen gehn.

„Schildwache stehn, das brauchest du ja nicht.
Wenn dich die Leute fragen,
So mußt du sagen:
Schatz, du bist mein,
Und ich bin dein."

(In den vierzeiligen Strophen ist die letzte Zeile beim Gesang zu wiederholen.)

Das Lied gehört zu den Scheideliedern, es ist im Anfang ein Zwiegespräch zwischen dem Mädchen und ihrem scheidenden Geliebten, geht dann aber in freier Weise zu einer Schilderung des Soldatenlebens über und wird erst in der letzten Strophe wieder dialogisch. In anderen Fassungen, z. B. bei Scherer, ist die Gesprächsform bis zu Ende durchgeführt.

Was den „Rosengarten" betrifft, so bemerkt darüber H. Lemcke in seiner anziehenden Schrift: „Die älteren Stettiner Straßennamen" (S. 21):

„Nicht bloß bei Städten, sondern auch bei Dörfern findet sich häufig in der Nähe eine Gartenanlage oder ein Gehölz, das als Stelldichein verliebter Seelen aufgesucht, auch in der Poesie vielfach besungen ist. Diese Gehölze heißen Rosengärten oder haben einen ähnlichen poetisch anmutenden Namen, wie Rosenthal, Rosenbusch u. a.

Im Rosengarten
Will ich deiner warten,
Im grünen Klee,
Im weißen Schlee [1]) —

---

1) In noch anderer Lesart (aus Mützenow bei Stolp):
Im (so!) grünen Allee,
Im weißen Klee.

so heißt es im alten Liede; das Volksepos hat nach ihm ganze Gedichte benannt. — Selbst wo das Gehölz verschwunden ist, bleibt der Name; daher wird der Rosengarten bei Rostock als ein weites ebenes Feld (bredes slichtes veld) bezeichnet. Aber auch innerhalb der Städte finden sich die Rosengärten, in Stettin zuerst unter diesem Namen 1539."

Besondere Beachtung verdient nun Str. 4. Diese lautet in älteren Fassungen:

Wer's glauben thut, der ist nicht hie,
Ist weggeritten,
Wird wiederkommen
Spät oder früh —

aber auch:

— Er ist kein Kaiser,
Er ist kein König,
Er ist Soldat.

Die oben von mir mitgeteilte Form, welche ich in Berlin 1852 von Soldaten singen gehört und nach dem Diktat eines Gardisten aufgeschrieben habe, bietet nun an dieser Stelle die eigentümliche Lesart:

— Er ist in Schleswig,
Er ist in Holstein,
Er ist Soldat.

Diese ist offenbar im Jahre 1848 infolge des damaligen deutsch-dänischen Krieges entstanden, an welchem die preußische Garde in hervorragendem Maße beteiligt war.

Auch auf dem Meer erklingt dieses vielgesungene Lied aus Matrosenmund, und hier wieder in eigentümlicher Fassung, dem Seemannsleben angepaßt:

— Er ist kein Kaiser,
Er ist kein König,
Er ist Matros.

Matrosenleben und das heißt lustig sein.
So trinken die Matrosen u. s. w.

Bei der Nacht, da ist nicht gut Matros zu sein.
Wenn andre Leute schlafen,
So muß ich wachen,
Muß Wache gehn,
Am Ruder stehn.

Am Ruder stehn, das brauchest du ja nicht.
Wenn dich der Steuermann thut fragen u. s. w.

So entspricht auch dem Liede: „Husar wohl aus dem Kriege kam" das Matrosenlied: „Matrose aus Brasilien kam."

## 2. Das Lied vom Fräulein Isabell.

Dieses Gedicht liegt mir in drei verschiedenen, zum Teil mangelhaften Abschriften vor, einer etwas längern und zwei kürzeren, die alle auch sonst in einzelnen Wendungen vielfach voneinander abweichen. Aus diesen drei Fassungen habe ich nun die ursprünglichste zu gewinnen gesucht.

Eine Heldin wohlerzogen
War Fräulein Isabell,
Sie schoß mit Pfeil und Bogen
So gut wie Wilhelm Tell.

Sie war sehr stolz, sehr spröde,
Sehr kalt bei Lieb' und Scherz;
Drum war im Land die Rede,
Sie hätt' ein steinern Herz.

Ein Ritter jung an Jahren,
Mit Namen Eduard,
Bei einem Ringelspiele
In sie verliebet ward.

Er schenkt' ihr Papageien,
Gekauft aus Niederland;
Er schenkt', sie zu erfreuen,
Ihr einen Wachtelhahn.

Er schenkt' ihr in der Stille
Den schönsten Myrtenstrauß.
Doch nichts brach ihren Willen,
Sie schlug ihm alles aus.

„Fahr hin, du stolze Schöne!
Dein Stolz wird dich gereu'n,
Wirst, wenn ich tot sein werde,
Um mich noch Thränen wein'n."

Einst ritt auf einer Schecke
Die Närrin in den Wald;
Da saß an einer Hecke
Eine Bärengestalt.

Und flugs ging's in der Eile
Und wagt's das kühne Weib:
Sie schoß mit einem Pfeile
Das Untier in den Leib.

Das Pferd mag ihrer warten,
Sie eilet hin zum Wild;
Da erblickt sie Eduarden,
In Bärenhaut gehüllt.

Er konnte kaum mehr sprechen,
Sein Aug' bedeckt' ein Flor;
Er warf ihr noch im Röcheln
Ihr Unrecht zärtlich vor.

Sie schrie, sie weint', sie klagte,
Rauft' sich die Haare aus,
Setzt' sich aufs Pferd und jagte
Bleich wie der Tod nach Haus.

Der Leichnam ward zur Stelle
Der kühlen Erd' vertraut,
Und eine finstre Zelle
Ward auf das Grab gebaut.

Und als sie nach zwölf Wochen
Von Gram verzehret ward,
Da begrub man ihre Knochen
Zum Staub des Eduard.

In Str. 1 lautet der Anfang nach der längern Fassung:

Im Lande aller Frommen
Wohnt Fräulein Isabell —

an sich nicht übel klingend, aber was ist mit dem „Lande aller Frommen" gemeint?

Str. 3. Ringelspiel: ritterliche Wettstreite im Fahren, Ringstechen, Scheibenwerfen u. s. w. (franz. carrousel), schon an den Höfen der Karo-

linger bei festlichen Gelegenheiten üblich, später durch die Turniere zurückgedrängt, traten zu Ausgang des Mittelalters wieder an deren Stelle. Wie bei den Turnieren ward auch beim Karussell von Damen, welche sich zuweilen selbst am Spiele beteiligten, dem Sieger mit einem Kranze der Preis erteilt.

Str. 5. In anderer Lesart:

> Er schenkt' ihr in der Fülle
> Den schönsten Ritterstrauß" —

und:

> Er schenkt' ihr einen (!) Füllen,
> Dazu 'nen Ritterstrauß.

Str. 12. Die Zelle doch wohl für Isabella, um dort den Getöteten zu betrauern.

Str. 13. Der unser Gefühl verletzende Ausdruck „Knochen" ist volkstümlich, findet sich auch in der Kunstdichtung des vorigen Jahrhunderts, z. B. in dem sonst so zarten Liede Allendorfs: „Unter Lilien jener Freuden" V. 7:

> Tod, dein Stachel ist zerbrochen.
> Meine Knochen
> Werden fröhlich auferstehn —

wo neuere Sammlungen geändert haben: — dein Stachel liegt darnieder, Meine Glieder —.

Im allgemeinen hat das Lied ein nicht ganz volksmäßiges, zum Teil recht modernes Gepräge; anderseits deutet Einzelnes, wie besonders das Ringelspiel, auf ein höheres Alter hin.

Wenn vielleicht ein Leser dieses Aufsatzes das Lied in einer andern, namentlich einer bessern Fassung kennt oder ihm überhaupt etwas darüber bekannt ist, so würde er durch gütige Mitteilung mich sehr erfreuen.

### 3. Auswandererlied.

(Für Europamüde.)

Das jüngste Reis an dem weitverzweigten Baume des Volksliedes ist aufgeschossen aus der großartigen Bewegung des germanischen Stammes nach der neuen Welt, welche in unseren Tagen dem Vaterlande seine Kinder zu vielen Tausenden über das Meer entführt hat und fortgesetzt entführt. Daß diese so ganz ohne Sang und Klang von der Heimat scheiden würden, war von vornherein nicht anzunehmen. So sind denn zu den alten allgemeinen Scheideliedern besondere für Auswanderer nach Amerika hinzugekommen. Mir liegen zwei solche Lieder vor, von denen ich das kürzere hersetze.

Jetzt ist die Zeit und Stunde da,
Zu reisen nach Amerika;
Der Wagen steht schon vor der Thür,
Mit Weib und Kindern ziehen wir.

Ihr Schwestern, weinet nicht so sehr!
Denn zu euch komm' ich nimmermehr,
Ich sag' euch ewig Lebewohl.
Gedenket mein vor Gottes Thron!

Ihr Brüder, reichet eure Hand
Und schließt mich ein ins Freundschafts-
band!
Alldort werden wir uns wiedersehn,
Allwo die Friedenspalmen wehn.

Ade, ihr lieben Freunde mein!
Ich trete nicht mehr zu euch ein.
Gedenket mein im fremden Land,
Wenn ich bin über Meeresstrand.

So leb' denn wohl, mein Vaterland,
Von einem bis zum andern Strand!
O Land, wo ich geboren bin,
Muß meiden dich und fahren dahin

Und wenn das Schiff zur See nun
schwimmt,
So werden Lieder angestimmt.
Wir fürchten keinen Wasserfall,
Wir denken: Gott ist überall.

Und kommen wir nach Altermo,
So strecken wir die Händ' empor
Und rufen froh: Viktoria!
Jetzt sind wir in Amerika.

Willkommen, neues Vaterland,
Wo sich mein Herz hat nach verlangt!
Wie gnädig preis' ich Gott dafür,
Daß ich die Reis' hab' hinter mir!

Str. 7. Altermo — offenbar ist Baltimor' gemeint. In dem andern Liede ist Texas als Reiseziel genannt: „Wir treten jetzt die Reise an, Nach Texas hin ist unser Plan".

---

# Die Behandlung von Schillers „Jungfrau von Orleans" in Wissenschaft und Schule.

Von Veit Valentin in Frankfurt a. M.

Will man aus litterarischen Quellen einen geschichtlichen Charakter erkennen, so hat man zweifellos das Recht, die einzelnen Züge der Überlieferung hier und dort herauszugreifen und neu zu gruppieren, um so das Gesamtbild des Charakters aufzubauen: das Ergebnis kann ein künstlerisches Nachschaffen dessen sein, was einst in der Wirklichkeit gelebt hat: was bisher nur trümmerhaft und in zerstreuten Gliedern vorhanden war, hat neues Leben gewonnen, hat ein einheitliches, in seinem Zusammenhange verständliches Charakterbild ergeben.

Ganz anders liegt die Sache, wenn der Forscher nicht in dem Sinne zugleich Künstler sein soll, daß er aus vereinzelten Zügen der Wirklichkeit ein Ganzes schaffen soll, sondern wenn er auf den Spuren eines Künstlers zu gehen hat, der die Ineinsschaffung des Zerstreuten und Vereinzelten bereits ausgeführt hat: hier liegt also das Ganze bereits geschaffen vor, und der Forscher hat nur insofern künstlerischen Sinn zu bewähren, als er es verstehen muß, auf die Intentionen des Schöpfers des Kunstwerkes unter möglichster Beiseitesetzung seiner eigenen Persön-

lichkeit und der ihr anhaftenden Anschauungen einzugehen. Zu diesem Zwecke wird er von der Natur des Kunstwerkes seinen Ausgang nehmen müssen. Es wird dabei einen Wesensunterschied in seiner Betrachtungsweise zur Folge haben, ob er einem Werke der Bildkunst oder einem Werke der Dichtkunst gegenübersteht. Wird er im ersteren Falle nie vergessen dürfen, daß er es mit einem Kunstwerke zu thun hat, dessen Einzelheiten unter dem beherrschenden Gesichtspunkte der Gleichzeitigkeit aller Teile stehen, so darf er einem Werke der Dichtkunst gegenüber nicht außer acht lassen, daß hier die Grundlage der Betrachtung die Anerkennung einer zeitlichen Folge voraussetzt. Wird in kindlichen Zeiten der Kunst dieser Wesenszug der Dichtkunst von dem Künstler nur zu einem äußerlichen Aneinanderknüpfen zeitlich aufeinanderfolgender Ereignisse benutzt, so tritt mit der reifenden Kunst in dieses äußerliche Aneinanderreihen die Vorstellung eines innern Zusammenhanges ein, der das Bild einer Entwickelung gewährt. In der vollen Reife künstlerischen Schaffens wird die Darstellung des Entwickelungsprozesses die Hauptsache, die sich aneinanderreihenden Ereignisse aber werden die Träger des Prozesses und das Mittel, ihn klar und greifbar mit der vollen überzeugenden Kraft unmittelbar packender Wirkung zur Darstellung und damit zum künstlerischen Dasein zu bringen. Tritt der Forscher einem solchen Werke gegenüber, so hat er nicht mehr das Recht, die einzelnen Teile des Gesamtbildes des Entwickelungsganges auseinanderzureißen und sie zu neuen Kombinationen zusammentreten zu lassen. Am allerwenigsten aber hat er das Recht, ein einzelnes Glied aus dem Zusammenhang zu nehmen, es zu betrachten und zu verwenden, als ob es etwas Selbständiges wäre, und ihm dadurch Bedeutungen zuzuschreiben, die sich sofort als unhaltbar erweisen, sobald man das herausgegriffene Glied wieder in seinen Zusammenhang stellt und fragt, was es in diesem zu bedeuten hat. Löst man z. B. aus dem Zusammenhang das Wort der Johanna in Schillers „Jungfrau von Orleans": „Das Glück Wohnt droben in dem Schoß des ewigen Vaters", so gewinnt dieser Satz die Bedeutung einer Allgemeingültigkeit, die dazu führen muß, seinen Inhalt zur Gewinnung des allgemeinen Charakterbildes des Mädchens zu benutzen: wer so bescheiden sich dem Willen Gottes unterzuordnen gewohnt ist, muß eben diesen Zug der Bescheidenheit als unabänderlichen Wesenszug seines Charakters besitzen. Betrachtet man die Stelle im Zusammenhang, so ergiebt sich etwas ganz anderes. Dunois fragt die weissagende Johanna nach ihrem eigenen Schicksal und ist überzeugt, daß der vom Himmel Geliebten etwas ganz besonders Glückliches beschieden ist: „Dir blüht gewiß das schönste Glück der Erden, Da du so fromm und heilig bist". Und nachdem Johanna jene Worte gesprochen hat, sagt der König:

„Dein Glück sei fortan Deines Königs Sorge." Es ist sofort klar, daß Dunois mit dem „schönsten Glück der Erden" und der König mit dem „Glück", das fortan seine Sorge sein soll, etwas ganz anderes meinen als Johanna, wenn sie auf das Glück hinweist, das im Himmel wohnt. Das irdische Glück, das beide Männer für die Jungfrau im Auge haben, ist das Glück der irdischen Liebe: um für Johanna dieses zu ermöglichen, soll zugleich ihre Adelung dienen. Daher schließt der König die Handlung der Adelung mit den Worten: „Der Größte meiner Großen fühle sich Durch deine Hand geehrt, mein sei die Sorge Dich einem edlen Gatten zu vermählen", und Dunois knüpft alsbald seine Werbung an. Nun ist Johanna nichts widerstrebender als die Liebeswerbung eines Mannes: so setzt sie, sobald sie von dem „schönsten Glück auf Erden" hört, sofort den Hinweis auf das himmlische Glück entgegen, nach dem sie allein strebt; freilich findet sie dafür weder bei Dunois noch bei dem König das gewünschte Verständnis, sodaß sie später sich mit aller Entschiedenheit und Deutlichkeit aussprechen muß. Johannas Wort „Das Glück Wohnt droben in dem Schoß des ewigen Vaters" hat also nichts von Allgemeingültigkeit an sich: es setzt sich vielmehr der ganz bestimmten Anforderung, ihr das irdische Glück durch die irdische Liebe zu verschaffen, mit dem Hinweis auf das 'wahre Glück entgegen. Es darf also nicht zur allgemeinen Charakteristik der Stimmung Johannas als einer stets gleichmäßigen Bescheidenheit verwendet werden, sondern es dient der ganz besonderen Charakteristik eines einzelnen Zuges in dem Wesen Johannas, ihrem Zurückbeben vor der Geschlechtsliebe. Dieses Zurückbeben ist dann seinerseits ein entscheidender Zug in der allgemeinen Charakteristik Johannas.

Aber man darf nicht nur das einzelne Glied nicht aus seinem Zusammenhange reißen, um ihm eine allgemeingültige Bedeutung zu geben, die es im Zusammenhange nicht hat: es ist noch ein anderer Punkt von höchster Wichtigkeit zu beachten. Giebt schon jede erzählende Dichtung einen festen Gang der Entwickelung, der den seelischen Prozeß, um dessen Darstellung es sich handelt, auf einer Reihe von Stufen sich vollziehen läßt, so muß diese stufenmäßige Entwickelung in ganz besonders klarer Weise bei der dramatischen Dichtung erscheinen: ihr fehlen die vermittelnden Momente, die dem Erzähler zur Verfügung stehen. Wo die Personen selbst handelnd vorgeführt werden, wo diese Handlungen, seien es äußere oder innere, von solcher Wucht getragen sein müssen, daß sie den Menschen mit Notwendigkeit zu einer Äußerung in Worten hinreißen, da dürfen freilich auch die feinen Fäden, die die großen entscheidenden Augenblicke herbeiziehen und zusammenhalten, nicht fehlen: aber eben diese entscheidenden Momente drängen sich naturgemäß mit

aller Entschiedenheit vor und nehmen die Seele des Miterlebers der Handlung gefangen. Soll dennoch der Zusammenhang klar bleiben, so muß ein solcher entscheidender Augenblick als eine wohlvorbereitete, nun aber mit Entschiedenheit erklommene Stufe der Handlung erscheinen und auf ihr seine volle Kraft entfalten. So ergiebt es sich aus der Natur der dramatischen Dichtung, daß in ihr die Stufen der Handlung ausschließlicher und entschiedener hervortreten, als in epischen Dichtungen, wo die vermittelnde Hand des Erzählers Erläuterungen, Schilderungen, Überlegungen hinzufügen und dadurch Übergänge und Ruhepunkte schaffen kann, wie sie die dramatische Dichtung nicht verwenden darf. Es erwächst aber hieraus für den dem Dichter nachgehenden Forscher die unausweichliche Pflicht, jedes einzelne Glied des Kunstwerkes nur im Zusammenhang der Stufe zu betrachten, auf der die Handlung sich befindet. Es ist nicht angängig aus einzelnen willkürlich aus allen Teilen der Dichtung herausgegriffenen Gliedern ein neues Ganzes zu gestalten, als ob diese Glieder gleichwertig wären: es bliebe damit der inzwischen stattgehabte Fortschritt der Handlung unbeachtet beiseite gelassen und damit gerade das Moment, das die einzig sichere Gewähr für das Einzelverständnis bieten kann. Es ist vielmehr notwendig, das Einzelgeschehen aus der Stellung heraus zu erfassen, die es im Gesamtgang einnimmt. Erst so kann der Forscher auf dem Gebiete der Dichtkunst das Ziel erreichen, das er zu erstreben hat: er deckt den logischen und kausalen Zusammenhang auf, den der Dichter mit seinen lebensvollen Gestalten so umkleidet hat, daß sie auf unsere Phantasie und unser Gemüt mit ursprünglicher Kraft wirken, und lehrt die Kunstmittel verstehen, mit denen der Dichter diese Wirkung erreichen konnte. Er gleicht mit diesem Verfahren in gewisser Beziehung dem scholastischen Philosophen des Mittelalters: so wie dieser für das als wahr empfundene Dogma den vernunftmäßigen Nachweis der Wahrheit nachträglich suchte, so will der Erforscher eines Kunstwerkes die als Thatsache gefühlte künstlerische Wahrheit der Kunstschöpfung nachträglich vernunftmäßig nachweisen. Aber er gleicht auch wieder dem Scholastiker nicht: dieser wagt es nicht, an dem Dogma zu rütteln; der Erforscher des Kunstwerkes aber scheut sich nicht, da, wo er Mangel der Folgerichtigkeit, Mangel der dichterischen Fähigkeit, Mangel der künstlerischen Darstellung findet, diese Mängel ebenso wahrheitsgetreu aufzudecken, wie er das Vorhandensein jener Tugenden an einem Meisterwerk zu rühmen bereit ist. Dieses Ideal ästhetischer Erforschung ist nicht ganz leicht zu erreichen. Es bedarf dazu eindringender Erkenntnis des Wesens der Kunst sowohl als auch des einzelnen Kunstwerkes; es bedarf dazu ferner methodischer Strenge, die schließlich allein ein logisches Nachschaffen der künstlerischen Schöpfung ermöglicht.

Es kann kein Zweifel darüber sein, daß eine so geleitete Betrachtung eines dichterischen Kunstwerkes ganz besonders auch von großer pädagogischer Bedeutung sein muß. Die wichtigste Anforderung jeder geistigen Bildung ist die Befähigung, Einzelkenntnisse zu einer einheitlichen Erkenntnis zu gestalten und so von dem Auffassen der Einzelheiten zu dem nachschaffenden Erfassen eines Ganzen hinzulenken: erst so wird dem Lernenden das Wichtigste zum Bewußtsein kommen, die Selbstthätigkeit im Aufbauen, und er kann daraus den Weg erkennen, den er auf jeglichem Gebiete des Schaffens gehen muß, wenn aus ihm sich irgendwelches Ganze gestalten soll. Diesen Weg hat auf früheren Stufen die Naturbetrachtung zu lehren, auf höheren aber auch die Betrachtung des Kunstwerks, und zwar, da die Betrachtung von Werken der Bildkunst, die sich zunächst hierfür böten, von dem regelmäßigen Betriebe der Schule noch ausgeschlossen ist, die Betrachtung von dichterischen Kunstwerken. Von diesem Gesichtspunkt aus habe ich es unternommen, in Verbindung mit Geheimrat H. Schiller in Gießen „Deutsche Schulausgaben" herauszugeben, in denen die dichterischen Kunstwerke in der geschilderten Weise dem Schüler zum Verständnis gebracht werden sollen. An diese erste Gruppe der „Deutschen Schulausgaben" schließen sich als zweite Gruppe ästhetische Schriften und als dritte Gruppe historische und Erläuterungsschriften. Dieses Unternehmen ist von hervorragenden Fachmännern freundlich begrüßt und in seinem Hauptgesichtspunkte als willkommenes Förderungsmittel des deutschen Unterrichts bezeichnet worden. Allein obgleich es seit 1894 im Gange sich befindet und auch im Jahre 1895 eine stattliche Reihe von Bändchen erschienen ist — es liegen bis jetzt im ganzen achtzehn Nummern vor, zu denen im Laufe dieses Jahres mindestens noch sechs Nummern kommen werden —, so scheint es doch in der Praxis der Schule noch nicht so allgemein bekannt zu sein, wie es vielfach von Einzelnen in Deutschland und in Österreich anerkannt worden ist. Nur so erklärt es sich, daß Eduard Otto in Darmstadt in seinem Aufsatze „Zur Auffassung des Charakters von Schillers „Jungfrau von Orleans"", der in dem vorliegenden Bande dieser Zeitschrift S. 251—263 erschienen ist, von dem Dasein meiner Ausgabe von Schillers „Jungfrau von Orleans" (Deutsche Schulausgaben Nr. 12/13, L. Ehlermann, Dresden: weiterhin mit D. S. zitiert) noch keine Kenntnis hatte. Es ist das eine immerhin bemerkenswerte Thatsache, die zeigt, daß in unserer Zeit, die unter dem Zeichen des Verkehrs stehen soll, der Verkehr in geistigen Dingen immer noch recht lange braucht, bis er die kleinsten Entfernungen bewältigt, wie hier die Entfernung von Frankfurt nach Darmstadt und die Entfernung der Landesuniversität Gießen bis zur Landeshauptstadt Darmstadt. So war

denn Otto bei der Untersuchung, die er meiner Auffassung in freundlichem Sinne, aber mit entschiedenem Eintreten für seine Überzeugung widmete, also ganz so, wie es im guten litterarischen Verkehre stets üblich sein sollte, darauf angewiesen, sich mit der Festrede zu begnügen, die ich zu Schillers Geburtstag 1894 im Freien Deutschen Hochstifte hielt und die in den „Berichten des Fr. D. Hochstiftes" N. F. X, S. 19 flg. gedruckt vorliegt. In den „Deutschen Schulausgaben" ist die Dichtung Herbst 1895 erschienen. Hier tritt als maßgebend der oben charakterisierte Gesichtspunkt hervor, während es sich in der Festrede um die Darlegung des „Hauptproblems" handelte. Die hier in ihren Hauptzügen mitgeteilte Auffassung ist in den „Deutschen Schulausgaben" weiter durchgearbeitet, giebt sich aber, dem Zweck der Ausgabe entsprechend, nicht in der Form der Untersuchung, sondern in der Darlegung des Ergebnisses zum Zwecke der Einführung des Schülers in die ästhetische Betrachtung des Kunstwerks. Meine heutige Darlegung soll in die Untersuchung selbst einführen und dadurch den methodischen Irrtum Ottos ausgleichen, der zur Gewinnung der Charakteristik Johannas Einzelheiten aus dem Drama herausgreift und neu gruppiert, statt dem Entwickelungsprozeß der Dichtung zu folgen und aus ihm den Maßstab für die Beurteilung der Frage zu gewinnen.

Wenn ein seelischer Prozeß den Gegenstand einer künstlerischen Darstellung bilden soll, so muß ihm ein Motiv zu Grunde liegen, das entwickelungsfähig ist, das also nicht stets auf einer bestimmten Stufe der Ausgestaltung verharrt, sondern dem Gange der Handlung gemäß eine Weiterbildung erfährt, so daß einerseits die äußeren Ereignisse, je nach dem gerade vorhandenen Zustande der Entwickelung, verschieden auf es einwirken, und anderseits es selbst, je nach seiner besondern Ausgestaltung auf einer bestimmten Stufe der Entwickelung, verschieden auf die Außenwelt einwirkt. Nun werden in dem Prologe für Johanna durch ihren Vater zwei Motive festgestellt, die als die Grundlage ihres Handelns bezeichnet werden, und zwar so, daß das eine maßgebend auf das andere einwirkt. Der Ausgangspunkt ist die jugendschöne Entwickelung des zur voll aufgeblühten Jungfrau herangereiften Mädchens: „Ich sehe dich in Jugendfülle prangen, Entfaltet ist die Blume deines Leibes" und die mit dem hierdurch naturgemäß erwarteten Verlaufe der Entwickelung Johannas in Widerspruch stehende Zurückweisung der durch diese Blüte in der Regel sich ergebenden Folge: diese körperliche Reife und Blüte führt nicht zum Erwachen geschlechtlicher Neigung: „das deutet Auf eine schwere Irrung der Natur. Das Herz gefällt mir nicht, das streng und kalt Sich zuschließt in den Jahren des Gefühls." Aber der Vater sieht nicht nur diesen Mangel eines natürlichen und, richtig

geleitet, guten und wünschenswerten Gefühles: er ist zugleich vor dem Vorhandensein eines unerfreulichen und ihm gefährlich erscheinenden Gefühles durch ahnungsvolle Träume gewarnt worden: er sieht im Traume die Tochter zu Rheims auf des Königs Stuhle sitzen und muß sich selbst mit den Schwestern Johannas gleich allen Fürsten vor der Tochter neigen. Ihm stellt dieser Warnungstraum „Das eitle Trachten ihres Herzens dar," das ihm durch ihr Betragen erwiesen scheint, und er will in der reichen Schönheit, mit der Gott den Leib Johannas geschmückt hat, den Grund für dieses eitle Trachten finden: „So nährt sie sünd'gen Hochmut in dem Herzen, Und Hochmut ist's, wodurch die Engel fielen, Woran der Höllengeist den Menschen faßt." Dies kann aber der Höllengeist dann am besten thun, wenn der Mensch selbst die Hölle lockt, wie es nach des Vaters Meinung die Tochter thut, die er davor warnt, an dem verrufenen Druidenbaume zu verweilen, Tränke zu brauen, Wurzeln zu graben und Zeichen in den Sand zu schreiben, besonders aber dort nicht allein und einsam sich aufzuhalten, denn selbst zu Christus trat der Satan, als er allein war.

Wollte man dies Motiv des Hochmutes dadurch beseitigen, daß man sagte, der Vater irre sich in der Tochter, wie denn der Liebhaber Johannas, Raimond, ihm erwiderte: „Wer hegt bescheidnern, tugendlichern Sinn Als eure fromme Tochter?", so müßte man dagegen fragen: Warum hebt denn der Dichter dies Motiv hier so stark hervor, hier am Anfang des Dramas, wo die Grundlage für die Handlung, die Richtschnur für das seelische Fühlen gegeben wird, in dem sich der seelische Prozeß gestalten soll? Mit der Thatsache, daß der Vater den Grund für das von ihm erkannte eitle Trachten falsch auffaßt, ist noch nicht gesagt, daß die Erkennung des seelischen Zustandes der Tochter selbst falsch ist. Dies Mißverstehen des Grundes aber führt der Dichter hier schon vor, weil er es später zu der vom Vater öffentlich, wie hier im engsten Kreise erhobenen Anklage braucht: auch dort setzt der Vater fälschlich höllischen Verkehr bei der Tochter voraus. Mit diesem Grunde der Anklage hat er dort so wenig Recht wie hier, aber in der Anklage selbst, hier, daß in ihrem Herzen eitles Trachten lebe, dort, daß sie nicht zu den Heiligen und Reinen gehört, hat er in beiden Fällen durchaus Recht. Wird dies hier vielleicht noch nicht zugegeben, so muß doch dies zugegeben werden, daß der Dichter mit schärfster Betonung zwei Motive hervorhebt, Jugendschönheit in vollster Reife ohne den sie naturgemäß begleitenden geschlechtlichen Trieb, und eitles Trachten des Herzens, das dem schärfer sehenden, für das Seelenwohl des teuren Kindes besorgten Vater klar ist, während der Liebhaber den bescheidenen Sinn des Mädchens rühmt: also ein eitles Trachten, das sich nicht gegen

jedermann hervorkehrt und neben dem auch der Eindruck der Bescheidenheit erweckt wird, also ein zweiter Widerspruch von Fühlen und Handeln.

Was wird aus dem ersten Motive? Johanna ist natürlich stets schön, aber diese Schönheit hat auch stets den gleichen Charakter: sie selbst bleibt unempfindlich, während die ihr entgegentretenden jungen Männer durch ihre Schönheit, trotzdem sie fern von jeder Gefallsucht bleibt, von sinnlicher Leidenschaft für sie entflammt werden: außer Raimond noch La Hire und Dunois. Aber auch die mit dem Eindruck der Schönheit verbundenen, nicht unmittelbar geschlechtlich sich gebenden Wirkungen eines milden Zaubers, der den Mann unter die Anmut des Weibes beugt — denn „durch Anmut allein herrschet und herrsche das Weib!" — gehen stets in gleicher Weise von Johanna aus. So beugt sich ihr alles gerne, sobald sie am Hof erscheint, so sagt selbst Montgomery: „Furchtbar ist deine Rede, doch dein Blick ist sanft, Nicht schrecklich bist du in der Nähe anzuschaun, Es zieht das Herz mich zu der lieblichen Gestalt," so wird Burgund aufs tiefste von ihr, der „rührenden Gestalt" bewegt, und Lionel wird vom Haß zum Mitleid gebracht, dem vorauseilenden Erwecker tieferen Gefühles, das sich solcher Schönheit gegenüber mit Notwendigkeit zur Liebesneigung auswächst, wie Lionel sie später zu Johanna hegt. Es sind überall die mannigfachen, nach Person und Stand sich verschieden äußernden, aber von derselben unrührbaren Schönheit ausgehenden Wirkungen bis auf Lionel: hier wird plötzlich in Johanna dem Feinde, dem Engländer gegenüber, den sie töten, den sie der Jungfrau opfern will, eine blitzartig sie überkommende Neigung wach, die nach allem Bisherigen menschlicher Weise als eine Unmöglichkeit erscheinen muß. Jeder Gedanke an die Möglichkeit eines Eintretens sinnlicher Leidenschaft bei Johanna steht im vollsten Widerspruch mit ihrem Thun und Reden: noch der letzten Werbung gegenüber, die Johanna mit Entrüstung zurückweist, sagt sie: „Der Männer Auge schon, das mich begehrt, Ist mir ein Grauen und Entheiligung". Dieses Grauen vor dem Manne hat Johanna jedoch schon **vor** ihrer Berufung: Raimond wirbt um sie „schon ist's der dritte Herbst": Johanna stößt ihn „verschlossen, kalt zurück", und auch kein andrer von den Hirten allen vermag ihr „ein gütig Lächeln" abzugewinnen. Das Begehren von seiten eines Mannes erscheint ihr als Entheiligung jedoch erst, seitdem sie die Berufung erhalten hat. In diesem Zustand ist Johanna vom Beginne des Dramas, und so bleibt sie unverändert bis zu ihrer Begegnung mit Lionel: keine Vorbereitung noch so leisester Art, nichts was im entferntesten auf eine sich nähernde Sinnesänderung hindeuten könnte, keine Spur einer seelischen Entwickelung — und trotzdem sollte in der dennoch plötzlich eingetretenen Leidenschaft das

Grundmotiv des Dramas liegen? Ich kann es mit keiner dramatischen Technik, die ihren Namen verdient, am allerwenigsten mit der Schillerschen für vereinbar halten, daß der große Aufwand eines Dramas, wie es die „Jungfrau von Orleans“ ist, ein Vorspiel und drei Akte hindurch gemacht wird, um die Zuschauer und Leser durch den Knalleffekt plötzlich aufleuchtender Liebesglut zu überraschen: steigt aber die Rakete hinauf, um die feurigen Kugeln auszuwerfen, so bereitet der Feuerstrom beim Aufstieg auf die Gluterscheinung vor: davon ist hier keine Spur. So verwerflich und unbegreiflich dieser vom Dichter dennoch angewendete Effekt wäre, wenn er Hauptmotiv sein sollte, so berechtigt wird er, wenn er als dienendes Glied sich einem Höheren unterordnet: dieses aber erscheint in dem zweiten Motive.

Das zweite Motiv ist „das eitle Trachten des Herzens“, der „Hochmut“, den Thibaut seiner Tochter schuld giebt. Ist denn aber Johanna wirklich hochmütig gewesen? Diese Frage wäre falsch: es handelt sich darum, ob sie es geworden ist. Es ist ganz selbstverständlich, daß, wenn die Jungfrau Maria gerade dieses Mädchen auserwählte, um es zum Werkzeug der Rettung zu machen, die sie dem ihrem ganz besonderen Schutz unterstehenden Lande Frankreich angedeihen lassen will — Maria ist die Schutzpatronin Frankreichs —, eben dieses Mädchen sich vor allen anderen besonders auszeichnen mußte. Sie that dies durch ihr stilles, ahnungsvolles Wesen, nach dieser Seite hin die echte Tochter ihres Vaters, dem auch ahnungsvolle Träume zu teil wurden: seine „ahnungsvolle Seele“ ist etwas in der Familie Allbekanntes. Ihre besondere Andacht ist der Jungfrau Maria geweiht, deren Gnadenbild neben der alten Eiche steht: während Johanna sich hier der überirdischen göttlichen Welt in stillem Sinnen hingiebt, legt der Vater, von der Ketzerfurcht der praktischen Kirchenzucht getrieben, ihr Betragen als ein Hinneigen zu dem überirdischen teuflischen Reiche aus. Was für andere als Bestätigung der höhern, heiligen Natur Johannas erscheint, der Segen, der ihr Thun begleitet, gilt dem Vater als Versuch des Teufels, der sie durch solche Erfolge immer mehr verlocken will — beide Auffassungen sind kirchlich berechtigt, und nur der endliche Erfolg kann bewähren, welche in dem einzelnen Falle die richtige ist. In Johanna erweckt diese sie begleitende Segnung einen Mut, der weit über das ihrem Geschlecht sonst eignende Maß hinausgeht: gerade diese Eigenschaft befähigt Johanna ganz besonders zu dem Amte, zu dem sie berufen wird. Dabei ist sie in ihrem Handeln bescheiden, aber sie ist es von dem Bewußtsein aus, daß sie im Grunde etwas Besseres ist als ihre Umgebung. So verhält sie sich gerade den Nächsten gegenüber: das erfahren in erster Linie ihre Schwestern, die

sich beim Wiedersehen in Rheims erstaunt sagen, Johanna auf ihrer Höhe, die sie allein sehen, sei so sanft und spreche so freundlich, „als sie nie gethan, Da sie noch in dem Dorf mit uns gelebt". Auch der Vater muß es erfahren, daß Johanna zwar äußerlich bescheiden sich giebt, aber nur deshalb, weil sie sich im stillen für etwas Besseres hält: auf seine Ermahnungen hin bleibt sie ohne Widerspruch und stumm, handelt aber nach ihrem eignen Willen. Es ist gewiß kein Zufall, daß der Dichter in den beiden einzigen Szenen, in denen er Thibaut zu der Tochter sprechen läßt, diese mit keinem Wort ihm erwidert. Die Vorwürfe und die Anklage des Vaters sind, so weit es sich um Johannas Verkehr mit bösen Geistern handelt, beide Mal falsch: der Grund, warum sie nicht erwidert und die falschen Vorwürfe abweist, entspringt in beiden Fällen aus rein subjektivem Fühlen, und in beiden Fällen verschmäht sie es dem Vater darüber Rechenschaft zu geben. Dies Fühlen freilich war inzwischen sehr anders geworden. Ein letzter Zug im Wesen Johannas ist ihr Interesse am Schicksale Frankreichs: in starkem Gegensatz zu dem nur von der Gegenwart erfüllten Seelenleben der Ihrigen schaut ihr ahnungsvoller Geist über räumliche und zeitliche Schranken fort und richtet sich auf das Ganze. Diese Begeisterung für Frankreich hängt wiederum aufs engste mit ihrer besonderen Verehrung der Schutzpatronin Frankreichs zusammen. Dies alles konnte die Jungfrau Maria gerade in ihr das richtige Werkzeug zur Rettung Frankreichs erkennen lassen, um so mehr, als Johanna, wie so manche höhere weibliche Natur, von geschlechtlicher Regung frei geblieben war, nicht aus Grundsatz, nicht mit bewußtem Zweck, sondern aus einem angeborenen Gefühl heraus, über das sie sich kaum hätte Rechenschaft geben können: dem unbewußten Fühlen zu folgen ist aber echteste Offenbarung der weiblichen Natur.

Wenn so Maria durchaus in ihrem Rechte war, gerade Johanna zu so hohem Amte zu berufen, so fragt es sich, ob es auch der Dichter war, als er sie dazu berief, die Trägerin einer tragischen Handlung zu werden. Je heiliger die Heiligen sind, um so geeigneter sind sie schon auf Erden den Himmel lebendig werden zu lassen, aber um so ungeeigneter sind sie auch Träger von tragischen Handlungen zu werden. Eine solche setzt stets ein vollgemessenes Maß menschlichen Fühlens voraus, das bei anderen Menschen ein warmes Mitfühlen und unter Umständen ein inniges Mitleiden zur Folge haben kann: rein übermenschliches Fühlen, Handeln und Leiden bewundern wir, aber die Bewunderung ist, wie schon Lessing gezeigt hat, ein kalter Affekt, der nicht zu tragischem Mitleiden führen kann. Es muß also in der heiligen Persönlichkeit, wenn sie bei dem Dichter ihres Amtes walten soll, doch so viel Menschentum stecken, daß ihre Persönlichkeit noch stark genug ist, um sie individuell, eigen-

artig, eigenmächtig fühlen und eben darum auch ihre eigenen Wege gehen zu lassen. Daraus entsteht, wie man sich auszudrücken pflegt, die „tragische Schuld“: ich halte diesen Ausdruck für einen sehr unglücklichen, der in die ästhetische Beurteilung des Tragischen viel Verwirrung gebracht hat. Die individuelle und ausschließlich das eigene Wollen und Begehren beachtende Handlungsweise muß schließlich zu einem Zusammenstoß mit einer höheren, allgemeingültigen Macht führen, die sich je nach Volks- und Zeitanschauung als Gottheit, Schicksal, Staat, allgemeine Menschenpflicht, Standespflicht, Ehrgefühl, Vaterlandsgefühl, Verwandtenpflicht offenbart. Trägt bei diesem Zusammenstoß das Individuum nur Schuld oder doch vorwiegend Schuld, so ist kein Grund vorhanden ihm besonderes Mitgefühl zu spenden und mit seinem Leiden mitzuleiden. Soll dies aber geschehen — und in der Tragödie geht der Dichter gerade darauf aus —, so muß in erster Linie das Handeln des Individuums mindestens von seinem Standpunkte betrachtet als berechtigtes erscheinen: nur im Zusammenstoße mit der höhern Macht erhält es den Charakter des Unberechtigten. Die tragische Unschuld ist daher die Grundlage des tragischen Geschickes; sie ist aber nur dann vorhanden, wenn das Handeln des Menschen an und für sich natürlich, begreiflich und für seine individuelle Stellung berechtigt ist und nur durch den Zusammenstoß mit einer höheren Macht als unberechtigt gelten muß. Schlägt es zum Fehler, zum Verstoß aus, so muß es doch so sein, daß wir das Entstehen einer solchen Richtung seines Handelns für naturgemäß erachten und daß wir fühlen, wir hätten in gleicher Lage ebenso handeln können, ja vielleicht ebenso handeln müssen.

Nun ist Johanna die irdische Liebe von der Gottheit bei ihrer Berufung verboten worden: irdische Liebe ist aber für den Menschen, der in jugendlicher Reife, in blühender Schönheit dasteht, etwas durchaus Naturgemäßes — also hätte der Dichter sehr wohl an diese Berechtigung anknüpfen können. Es wäre daraus freilich etwas im Verhältnis zu der hohen Aufgabe, die Johanna gestellt wird, recht Banales herausgekommen, eine Liebestragödie alltäglicher Art, die bei der vom Himmel berufenen Befreierin Frankreichs geradezu unerträglich wäre. Und wie ungeschickt hätte der Dichter die Sache angefaßt: vier Akte (Prolog und drei Akte) hindurch hat Johanna nicht die geringste Neigung zum Manne — da erscheint er, den sie nur anzusehen braucht, und alle Vorsätze, alle Keuschheit, alle Vaterlandsliebe, der Gehorsam gegen das göttliche Gebot — alles ist ausgelöscht und — sie liebt! Wie ganz anders macht das doch Shakespeare in seiner Tragödie der Liebe. Romeo denkt Tag und Nacht nichts anderes als Liebesleidenschaft, einstweilen zu Rosalinden — dann soll er geheilt werden durch Zerstreuung. Er begegnet Julien, und nun

trifft in das pectus bene praeparatum der Funke der echten Liebe, die unauslöschlich ist. Und Julia wird durch Mutter und Amme auf den Gedankenkreis der Liebe durch Hinweisung auf baldige Verheiratung hingelenkt: so ist auch hier durch Natur und Fürsorge alles gethan, daß der Funke auch ihr Herz nicht unvorbereitet trifft. Vor irgend welchen sonstigen, den Menschen tiefergreifenden Lebenszielen, hinter denen eine persönliche Leidenschaft zurückstehen müßte, ist dabei nirgends die Rede. Johanna haßt aber die Männer, die um sie werben, vier Akte lang, um am Ende des vierten mit fliegenden Fahnen in das Lager des Feindes überzugehen! Das ist in der That einer dramatischen Gestaltung würdig, das soll ein Schiller gethan haben!

Nun verhält sich die Sache aber auch ganz anders. Johanna braucht nicht erst den Befehl zu erhalten, die Männerliebe zu fliehen: gerade weil sie ohne Berufung und vor der Berufung schon seit Jahren mit innerm Grauen alle Männerneigung zurückweist, gerade weil sie eine wirklich keusche Magd ist wie Maria, nicht eine vom gewöhnlichen Schlage, bei der die Keuschheit darin besteht, daß sie ihre Jungfräulichkeit ganz gerne hingeben will, wenn nur der Rechte kommt, der zudem das Mädchen zur ehrbaren Frau zu machen und die Folgen zu tragen bereit ist, gerade weil Johanna schon drei Jahre lang — also doch wohl so lange sie überhaupt mannbar war — jede Werbung aus Grauen vor geschlechtlicher Annäherung, nicht vor der Person, sondern vor der Sache, zurückwies und die herbe Jungfrau war, die sie dann auch bis zur Begegnung mit Lionel bleibt: gerade deshalb wird ihr die Berufung durch die Jungfrau Maria zu teil. Für Johanna ist die Fortführung dieses Zustandes keine Last, keine Schranke: sie entspricht ihrer Natur und kostet sie kein Opfer. So war die Anknüpfung an die aus ihrem Geschlecht, ihrem Alter, ihrer Schönheit sich ergebende Berechtigung, Neigung zum andern Geschlecht trotz eines Verbotes zu gewinnen, schon rein sachlich ausgeschlossen. Hätte der Dichter hier anknüpfen wollen, so hätte er ganz andere Voraussetzungen bei Gestaltung ihres Charakters, ihres Vorlebens, ihres Gefühllebens machen müssen, als er es gethan hat. Da ihm aber die Wahl dieser Voraussetzungen frei stand, so ist, sobald er die Voraussetzungen wählte, die er gewählt hat, es durchaus klar, daß er an diese Berechtigung eines jugendlichen Weibes trotz einem von außen auferlegten Zwange geschlechtlich zu fühlen, nicht anknüpfen wollte. War aber unter den gewählten Verhältnissen eine solche Anknüpfung nicht möglich, so kann die Anknüpfung nur bei dem anderen Motiv geschehen, das der Dichter neben der zurückweisenden Schönheit Johannas bei ihr hervortreten läßt.

Es ist nur allzumenschlich und natürlich, daß bei einem Menschen, der zum Bewußtsein einer besondern Befähigung gelangt, Selbstvertrauen

erwacht: es ist das auch durchaus nichts Schlimmes, so lange es in den richtigen Schranken bleibt. Dies Selbstvertrauen ist so natürlich, daß es die Quelle großer Thaten wird, daß es als unumgängliche Vorbedingung für solche geradezu notwendig ist. Wohl aber kann dies berechtigte Selbstvertrauen zu einer Überschätzung seiner selbst führen und dadurch den Menschen zu Handlungen drängen, die außerhalb seiner Aufgabe liegen, und die ihn daher zum Zusammenstoß mit einer höhern Macht von allgemeinerer Bedeutung und Berechtigung führen, die ihn das rechte Maß überschreiten lassen. Wenn Antigone ihre Schwesterpflicht mit aller Entschiedenheit befolgt, so ist sie im Rechte; wenn sie aber so weit geht, daß sie nicht nur die Staatsgesetze mißachtet, sondern auch den Vertreter dieser Gesetze schmäht und höhnt, so überschreitet sie das Maß: damit ist der Zusammenstoß erfolgt und der Zusammenbruch des Einzelstehenden ist unvermeidlich. Trotzdem sie damit Unrecht thut, können wir ihr Handeln doch verstehen, ja wir halten es unter den besonderen Umständen für natürlich, ja selbst für notwendig: ein solcher Charakter konnte nach solchen Erfahrungen und bei so rücksichtslosem Eingreifen in sein heiligstes Fühlen gar nicht anders handeln. So ist ihr unsere Sympathie trotz des Überschreitens des rechten Maßes gewiß, und wir leiden mit ihr, weil wir deutlich erkennen, daß ihre That in keinem Verhältnis zu dem Übermaß des Leidens steht, das über sie herein bricht: gerade weil ihre Strafe unverhältnismäßig groß gegenüber ihrem Vergehen ist und weil wir dieses im Grunde doch als subjektiv berechtigt anerkennen, ist ihr Schicksal ein tragisches. Wenn in Johanna Selbstvertrauen aufwacht, wenn dieses durch die Erfolge immer größer wird und schließlich bis zu einer Selbstüberschätzung führt, die die Voraussetzung ihrer Berufung aufhebt, so werden wir diesen seelischen Vorgang nicht nur verstehen können: wir werden ihr vielmehr auch nachfühlen können und es subjektiv berechtigt finden, daß sie mit dem wachsenden Erfolge das Ziel ihres Handelns sich immer höher steckt, daß sie immer mehr in den Wahn verfällt, die Erfolge seien ihrer Persönlichkeit entsprungen, während sie nur das Werkzeug ist, und daß sie schließlich das, was sie irrtümlich für das Richtige hält, sogar als Ausfluß der in ihr lebenden göttlichen Kraft betrachtet: in dieser Verwechselung des Eigenen und des Göttlichen erreicht ihr Überschreiten des ihr gesetzten Maßes den Höhepunkt.

Ein solcher Vorgang vollzieht sich stufenweise, so wie die Erfolge, auf denen er erwächst, nach und nach eintreten. Er vollzieht sich im Herzen des Menschen und tritt nur in unbewachten Augenblicken in die Außenwelt. Solche Augenblicke sind das Alleinsein des Menschen, das es ihm ermöglicht, hemmungslos dem Trachten des Herzens zu folgen und ihm Ausdruck zu verleihen, während die Anwesenheit anderer sofort

Schranken auferlegt. Es wird dies in um so höherem Grade der Fall sein, je naiver, je unbewußter dieser Vorgang sich vollzieht: der Mensch selbst ist sich über ihn nicht klar. Wäre Johanna sich seiner bewußt, so geböte sie ihm sofort Halt, wie es in der That geschieht, sowie das Bewußtsein ihres Handelns bei ihr eintritt. Dadurch aber, daß der Dichter mit feinstem Verständnis des Menschenherzens diesen Prozeß sich unbewußt entwickeln läßt, gewinnt er den Vorteil, daß unsere Sympathie der Heldin nicht verloren geht, daß sie vielmehr wächst, wenn wir verfolgen, wie die Gefahr die Ahnungslose umlauert und sie immer enger und sicherer umgarnt. Der Dichter gewinnt aber einen zweiten Vorteil, indem er den Prozeß so weiterführt, daß auch die Erkenntnis des wirklichen Vergehens erst eine allmähliche ist und somit gerade für die dramatische Entwickelung ein außerordentlich günstiges Moment wird. So verfolgen wir mit steigender Spannung erst das allmähliche Wachsen des Hochmutes aus der Demut, dann das Ringen nach Erkenntnis des wahren Vergehens, bis endlich die Buße eintritt, das Ringen nach Wiedererlangung des Zustandes, der die Voraussetzung der Berufung Johannas war: auch dieser Teil des seelischen Prozesses vollzieht sich stufenweise, so daß gerade für den dramatischen Fortgang in der Ausgestaltung dieses Motives die denkbar günstigste Voraussetzung gegeben war. Kommt nun noch hinzu, daß in diesen Gang zurückhaltende Momente eingreifen, so kann dies für die dramatische Gestaltung nur im höchsten Grade förderlich sein. Der Dichter gewinnt sie aus dem Verkehre Johannas mit der Außenwelt. Ist diese eine befreundete, so tritt naturgemäß das wachsende Selbstgefühl zurück. Diese Thatsache könnte nur dann als ein berechnetes Betragen erscheinen, wenn der ganze Vorgang sich mit vollem Bewußtsein vollzöge. Das ist aber nicht der Fall. Ist die Außenwelt feindlich, so tritt das Selbstbewußtsein, der Stolz, schließlich der Hochmut immer entschiedener, endlich schrankenlos hervor: gerade in diesem Verhältnis wirken die Erfolge in der überraschendsten und daher auf das Fühlen Johannas maßgebendsten Weise mit, und hier braucht sie um so weniger zurückzuhalten, als sie durch ihre Berufung sich hier als im höchsten Rechte befindlich betrachten muß. Ist dann Johannas Demut so weit geschwunden, daß ihrer Berufung die Grundlage entzogen ist, so ist es unausbleiblich, daß die Gnade der Himmelskönigin zurücktritt, daß Johanna sich selbst überlassen wird. Wenn sie auch dadurch noch nicht zum Bewußtsein ihres Handelns gebracht wird, so muß dies nicht nur negativ durch Entziehung der göttlichen Hilfe, sondern positiv durch eine Strafe sich offenbaren, die imstande ist, ihr die Augen über ihren seelischen Zustand zu öffnen. Die Strafe tritt ein: es ist die Erweckung geschlechtlicher Neigung, und obendrein

zu einem Manne, der eben den Feinden angehört, die zu vernichten sich Johanna vermessen hatte. Gerade weil Johanna schon längst vor ihrer Berufung von aller geschlechtlichen Regung ferne war, gerade weil die Bedingung, von Manneslieb fern zu bleiben, ihr gar kein Opfer auferlegte, sondern ihr natürlicher Zustand war, gerade darum war die Umkehr dieses Zustandes das wirksamste Mittel, sie zum Bewußtsein ihres Vergehens zu bringen. Sie ist von der richtigen Erkenntnis jedoch so weit entfernt, daß sie zuerst das Nächstliegende als Grund ergreift: sie wähnt, eben diese Liebe sei der Bruch ihres Gelübdes, und erst ganz allmählich kommt sie zu der Erkenntnis, daß ihr Vergehen viel tiefer liegt, daß die eitle Überhebung über andere die wahre Quelle ihres Vergehens ist. Demgemäß haben die Büßungen, denen sie sich unterzieht, einzig und allein Demütigungen zum Ziele. Alle läßt sie ruhig über sich ergehen — nur vor der letzten und größten, dem geliebten Manne gegenüberzutreten, scheut sie zurück. Aber sie wird ihr nicht erspart, und wie sie auch hier siegreich bleibt, da wird ihr auch die himmlische Gnade wieder zu teil. So ist die irdische Liebe eine Episode in ihrem seelischen Leben, aber eine solche, die ein Wesenselement für den Fortgang des seelischen Prozesses ist: keineswegs aber ist sie der Kern und die Triebfeder dieses Prozesses.

In diesem großen Zusammenhang der Dichtung betrachtet lassen sich auch die Einzelheiten richtig würdigen. Für die Aussprüche einzelner Personen kommt dabei ihre Stellung zu der Hauptperson und der Zusammenhang in Betracht, in dem der Ausspruch geschieht. Johanna hat sich ganz naturgemäß ihren Geschwistern gegenüber unbefangener in ihrer wahren Stimmung gezeigt als vor fremden Personen: also wird das Urteil der Angehörigen schwerer ins Gewicht fallen als die Urteile fremder Leute. Vater und Schwestern in ihrem ständigen Verkehr haben naturgemäß häufiger und leichter Gelegenheit, sich ein Urteil zu bilden, als solche, die nur selten mit Johanna verkehren, ganz besonders aber als solche, die das durch Schönheit ausgezeichnete Mädchen mit begehrlichen Augen anschauen: in diesem Falle trübt die eigne Stimmung das Urteil, während Schwestern und Vater solcher Trübung nicht unterworfen sind. Es ist daher falsch, wenn Otto das Urteil der Schwestern und des Vaters verwerfen will, während Raimonds Urteil ein gültiges Zeugnis gegen die Angehörigen und für Johanna sein soll. Ganz unzutreffend aber ist die Berufung auf das Bauernvolk und seine engherzige Beurteilung solcher, die aus niederen Kreisen zu einer höhern Schicht der Gesellschaft emporgestiegen sind: hier haben wir es nicht mit Bauernvolk im allgemeinen, sondern mit wohlhabenden Landleuten zu thun, und zwar so wie Schiller sie gezeichnet hat, wie diese

im Drama, nicht wie andere in der Wirklichkeit existieren. Dazu kommt aber noch, daß das Urteil der Schwestern von einer Zeit gilt, in der Johanna noch ganz in ihrer Sphäre weilte, aber ausgesprochen wird in der Zeit, die die Schwestern für die höchste Glanzepoche Johannas halten, und gerade von dieser behaupten sie, Johanna sei jetzt so freundlich, wie sie früher, in der Zeit der Niedrigkeit, nie gewesen: nach der Natur des „Bauernvolkes“ müßte das Urteil gerade umgekehrt ausfallen! Wenn Johanna den König vor dem Hochmut warnt, so ist das keine Heuchelei, da sie sich ihres seelischen Zustandes nicht bewußt ist. Es ist so wenig Heuchelei, wie wenn sie zum Könige sagt: „Sei immer menschlich“, sie, die eben in wahrlich nicht menschlicher Weise — nach Johannas eignem Worte sind Krokodil, Tiger und Löwenmutter, der die Brut geraubt ist, barmherziger als sie — Montgomery in den Tod getrieben hat. In beiden Fällen handelt sie naiv, in dem Glauben, das Rechte zu thun und ohne zu ahnen, wie sehr sie selbst dagegen gefehlt hat: gerade darin spricht sich sehr charakteristisch ihre hochmütige, selbstgefällige Stimmung aus, die sie nicht zur Selbstprüfung kommen läßt. Daß Johanna das Schwert nicht nur zur Zierde oder gar als Symbol trägt, sondern daß sie auch in persönlichem Kampfe ihres Volkes „Feinde vertilgen“ soll, ist selbstverständlich und klar genug ausgesprochen; daß die Männer, die ihre Hand erringen möchten, diese lieber rein vom Blute sähen als blutbefleckt, ist aber auch selbstverständlich: die Ritter werben ja um sie als Weib und nicht als Heldin, und wünschen sie als weiblich fühlendes und handelndes Wesen zu besitzen. Solche individuelle, aus besonderen Wünschen hervorgegangene Auffassungen sind wichtig für das Verständnis der Gesinnung der Bewerber: sie sind aber für das Verständnis von Johannas Verhalten in keiner Weise maßgebend: wohl aber lehrt dieser Zusammenhang, daß bei Bezeichnung der „reinen Hand“, mit der Johanna nach La Hire die Fahne vortragen soll ohne das Schwert selbst zu schwingen, der Ausdruck „rein“ kein nur „schmückendes Beiwort“ ist — eine Zumutung, die Schiller gegenüber nicht ausgesprochen werden sollte! —, sondern in der That vom Blute rein bedeutet. Soll aber Johanna thatsächlich das Schwert führen und ihres Volkes Feinde vertilgen, so folgt daraus nicht, daß ihr „das Hinmorden der Feinde“ geboten wäre. Hinmorden tritt Wehrlosen gegenüber ein. Wenn diese auf der Seite der Feinde stehen, so hören sie in dem Augenblick auf Feinde zu sein, in dem sie sich ergeben, wenn sie auch noch den Feindesnamen tragen. Montgomery ruft Johanna zu: „Nicht den Unverteidigten Durchbohre! Weggeworfen hab' ich Schwert und Schild, Zu deinen Füßen sink' ich wehrlos, flehend hin. Laß mir das Licht des Lebens, nimm ein Lösegeld!“ War

Johanna geboten, solche Wehrlose doch zu töten? Ist mit der Ergebung des Feindes nicht der Zweck des Krieges erreicht? Aber Johanna zwingt den Wehrlosen, die Wehr wieder zu ergreifen, damit sie ihn töten kann — das ist ein Hinmorden, ein Hinschlachten, das in keiner Weise Johanna geboten war. Wäre keine Barmherzigkeit, kein Versöhnen im Kriege möglich, so durfte Johanna auch den Kampf mit dem Herzog von Burgund nicht unterbrechen. Und wie sie selbst von den Engländern gefangen wird und die Soldaten reizt, sie zu töten, ermorden diese die Wehrlose nicht. Das Unmenschliche Montgomery gegenüber liegt gerade darin, daß sie ihn, der sich bereits ergeben, der die Waffen fortgeworfen hat, zum Wiederaufnehmen der Waffen und zum Kampfe zwingt, damit sie so eine äußere Berechtigung hat, ihn zu töten — denn nun kämpft er ja mit ihr! Daß in solchem Verfahren ein Widerspruch mit dem Gebote der Mutter aller Gnade vorhanden ist, das liegt auf der Hand. Sie ist von Maria gesandt, ihres Volkes Feinde zu vertilgen, sie ist aber nicht gesandt, „alles Lebende" zu töten: in dieser, von Johanna allein herrührenden neuen Fassung ihrer Aufgabe spricht sich ein neues, ihren bisherigen Erfolgen entsprungenes, dem Gefühl ihrer unbedingten Überlegenheit schrankenlos entwachsenes neues Ziel aus, das ihr hochmütiges Herz mit der wirklich ihr gestellten Aufgabe sie verwechseln läßt.

Und diese Aufgabe, die Feinde der Schutzheiligen von Frankreich zu vertilgen, war keineswegs eine unbedingte, eine schrankenlose: die Schranke stellt Maria selbst auf, wenn sie zu Johanna sagt: „Dieses Schwert umgürte dir! Damit vertilge meines Volkes Feinde Und führe deines Herren Sohn nach Rheims, Und krön' ihn mit der königlichen Krone." Sobald sie dies vollendet hat, ist ihre Aufgabe gelöst, und in Augenblicken ruhiger Selbsteinkehr, in der Johanna sich ihrer Demut wieder bewußt wird, weiß sie sehr genau, daß ihre Aufgabe nicht weiter geht: wie Johanna unmittelbar nach der Annahme irdischer Erhöhung durch ihre Adelung den Rückschlag irdischen Gebarens erfahren muß, indem zwei Männer um sie werben, der schon das begehrliche Auge der Männer „Grauen und Entheiligung" ist, und wie sie sich um so entschiedener der Lösung ihrer Aufgabe zuwendet, sagt sie: „Will es der Himmel, daß ich sieggekrönt Aus diesem Kampf des Todes wiederkehre, So ist mein Werk vollendet — und die Hirtin Hat kein Geschäft mehr in des Königs Haus." Wie ganz anders lautet dem Feinde gegenüber ihr Wort in dem Augenblick höchster Entfaltung ihres Selbstgefühls: „Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert, Als bis das stolze England niederliegt!" So wandelt sich mit ihren Erfolgen in ihr die Auffassung ihrer Aufgabe: wo sie mit sich allein ist, wo sie dem Feinde entgegentritt, bricht schrankenlos der Hochmut hervor und trübt das Bild der reinen Seele, deren Besitz

ursprünglich die Gnade der Jungfrau Maria auf sie gelenkt hat und deren Trübung ihr nun den Zorn und die Strafe der heiligen Jungfrau zuzieht.

Eine Frage von entscheidender Bedeutung für das richtige Verständnis des Hauptproblems des Dramas ist das Verhältnis der beiden Erzählungen von Johannas Berufung zu ihrem Amte. Vollständig ausgeschlossen ist die Annahme einer wirklich doppelten Berufung, einmal durch Maria und einmal durch Gott selbst. Nachdem Maria dreimal hatte erscheinen müssen, um Johannas mangelndes Vertrauen zu überwinden, nachdem sie beim dritten Male zürnte und scheltend gesprochen, dann aber, zur Bewahrheitung ihres Wortes, sich Johanna in der Verklärung gezeigt hatte, ist es ganz undenkbar, daß es nun noch einer neuen Berufung durch Gott selbst bedurft hätte. Zudem hat Maria ausdrücklich erklärt: „Steh auf, Johanna! Dich ruft der Herr zu einem andern Geschäft." Maria erscheint hier also, um den Willen Gottes zu verkünden, dessen Zustimmung sie durch ihre Fürbitte erlangt hatte: diese Stellung Marias und ihr Auftreten ist nur aus ihrem besondern Verhältnis zu Frankreich als seiner Schutzpatronin zu verstehen (vergl. D. S. S. 5). Verkündet aber Maria den Entschluß Gottes, so ist es durchaus undenkbar und besonders mit der Würde Gottes vollständig unvereinbar, daß Gott noch einmal selbst erschiene. Es ist also ein und derselbe Vorgang, der zweimal erzählt wird, und zwar in veränderter Fassung.

Zunächst wird es sich nun fragen, welche der beiden Fassungen die ursprünglichere ist. Bei der entscheidenden Stellung, die die Jungfrau Maria Johanna gegenüber einnimmt, kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Fassung, in der die Jungfrau Maria als die Beruferin erscheint, die ursprüngliche, die den wirklichen Thatbestand gebende Darstellung ist. Hier wird Johanna die Fahne, hier das Schwert verliehen, hier wird ihre Aufgabe klar gestellt und scharf umgrenzt. Es ist damit zugleich klar, daß die im Gange des Dramas an zweiter Stelle zur Erzählung gelangende Fassung der Berufung die dem historischen Verlaufe nach ältere ist, daß also die im Drama zuerst gegebene Erzählung eine zeitlich spätere Fassung giebt: sie ist also eine Umgestaltung der im Drama an zweiter Stelle erscheinenden Darstellung.

Warum giebt aber der Dichter die wirkliche Thatsache in einer umgestalteten Fassung? Man kann dafür zunächst die sogenannten künstlerischen Gründe hervorheben: eine Wiederholung wäre langweilig gewesen, während die spätere erste Fassung der früher erzählten zweiten Fassung gegenüber eine bedeutende Steigerung der Wirkung enthält. Man kann das zugeben und doch überzeugt sein, daß diese Gründe nur nebensächlich mitwirkten. Es ist das Zeichen des echten und wahrhaft

großen Künstlers, daß er die durch äußern Zwang gegebenen Verhältnisse so ausnützt, daß dadurch eine Erhöhung und Bereicherung des künstlerischen Gehaltes eintritt. Der Dichter war gezwungen, um uns das Auftreten Johannas begreiflich werden und einen Erfolg als wahrscheinlich voraussetzen zu lassen, schon im Prolog ihre himmlische Berufung zu erzählen. Hätte er in der Art der Erzählung nur eine Variierung eintreten lassen, um die Wiederholung zu vermeiden, so wäre dies ein Verfahren, wie es allerdings dem Handeln des kleinen Künstlers entspricht, der sich nicht scheut einen Schritt zweimal zu thun, ohne darin einen Fortschritt zu zeigen. Schiller aber zeigt diesen Fortschritt: in keiner Szene ist Johanna dieselbe — stets tritt mit ihrem Erscheinen ein Fortschreiten ihrer innern Entwickelung auf, sei es treibend, sei es hemmend. Und so benutzt Schiller die historisch spätere Fassung der Erzählung, um uns sofort in eine Seelenstimmung der Johanna zu versetzen, die historisch hinter der im Drama später kommenden, thatsächlich einen früheren Seelenzustand der Johanna darlegenden Fassung auftritt. Hier, im Prolog, wo Johanna mit sich allein ist, giebt sie uns die Gestaltung der Berufung, die diese in Johannas unablässig weiter arbeitender Phantasie angenommen hat. In den stillen Stunden ihres Grübelns und Sinnens, die zwischen der Nacht der Berufung und dem Tage des Ausbruchs liegen, hat sie sich die Zukunft dem Trachten ihres Herzens gemäß weiter ausgemalt. Das ist eben das Große von seiten des Dichters, daß er Johanna nicht als blindes Werkzeug hinstellt, sondern als ein individuell empfindendes Wesen, für das wir eben deshalb persönliche Sympathie haben können. Wäre sie eine rein heilige Natur gewesen, so hätte sie anfangs nicht gezaudert, dem Rufe der Maria zu folgen. Aber selbst der Göttlichen gegenüber bewahrt sie sich ihre persönliche Auffassung: darin liegt der Keim für ihr Vergehen gegen die Gottheit, die ein blindes Werkzeug will. Erst durch den Zorn und die Verklärung der Maria wird Johanna zum Gehorsam gebracht. Aber diese individuelle Auffassung tritt sofort wieder in ihr Recht: ihre rege Phantasie malt sich die Berufung weiter aus. Maria hatte gesagt: „Dich ruft der Herr zu einem anderen Geschäft“: nun, im Prolog, läßt Johanna Gott selbst, nicht mehr eine Mittelsperson zu sich sprechen; sie stellt sich neben Mose und David, sie malt sich die Wirkung ihres Auftretens inmitten der Kleinmütigen aus: sie wird dem Feinde gegenüber kriegerische Erfolge haben und wird so verklärt vor allen Erdenfrauen stehen, von denen keine je gleiche kriegerische Ehren erlangt hat, wie sie sie erlangen wird. Sie gefällt sich in diesem Gedanken irdischer Größe, und eben deshalb ist die Übertragung der indirekt von Gott ausgehenden Berufung auf eine direkte Berufung durch Gott und das selbstgefällige

Spiel mit der Freude an den bevorstehenden kriegerischen Ehren ein erster Schritt auf dem Wege von der Demut zu dem endlich ungehemmt hervorbrechenden schrankenlosen Selbstgefühl, dem gerade in der mittelalterlichen Anschauung recht eigentlich als eine Hauptsünde, wenn nicht als die Hauptsünde geltenden Hochmute. Von seiten des Dichters aber ist es ein nicht hoch genug zu schätzender Kunstgriff, daß er uns selbst die Charakterentwickelung allmählich aufbauen läßt, indem er hier den bereits fortgeschrittenen Seelenzustand schildert, während Johannas Vorzüge uns aus dem Mund anderer bekannt werden, daß er aber da, wo Johanna fremd unter Fremden steht, durch Hervorkehrung des ursprünglichen reinen und lautern Gemütslebens Johannas uns den Ausgangspunkt giebt, von dem aus Johannas Berufung und seelische Entwickelung allein möglich ist. Was Schiller für die Darstellung der äußern Entwickelung eines Menschengeschickes der Odyssee abgelauscht hatte, das verwendet er hier für die höhere Stufe der seelischen Entwickelung: wir müssen uns den historischen Fortgang aus den nicht in zeitlicher Folge gegebenen Elementen selbst aufbauen. Eine solche Gestaltung des Kunstwerkes ist künstlerisch eine höhere: sie setzt aber auch bei den Aufnehmern der Dichtung eine gesteigerte Fähigkeit der künstlerischen Nachgestaltungskraft voraus.

Erst wenn man den Grundgedanken der Entwickelung des seelischen Prozesses zum Ausgangspunkt nimmt, gelangt man zur wirklichen Erkenntnis des großartig durchgeführten künstlerischen Aufbaues des Dramas. Es zeigt sich dann die Gliederung in die drei großen Massen, die Entwickelung der Demut zum Hochmut, die Entziehung der Gnade der Jungfrau Maria, die Demütigung der Johanna. Damit aber diese Demütigung eintrete, genügt das einfache Entziehen der Gnade der Maria nicht: die erzürnte Himmelskönigin straft auch positiv, erst durch das Zulassen des höllischen Geistes in der Gestalt des schwarzen Ritters, und wie dieses Mittel erfolglos bleibt, trotzdem es schon durch das Schweigen des Prophetengeistes in ihr sehr kräftig wirken mußte, durch die Erweckung der sinnlichen Leidenschaft. Jetzt endlich kommt Johanna zur Besinnung. Naturgemäß sieht sie ihre Verschuldung in dem Zunächstliegenden und hält zuerst fälschlich eben diese sinnliche Leidenschaft für die Verschuldung selbst; erst allmählich kommt sie zu der wahren Erkenntnis ihrer Verschuldung, die in ihrer eitlen Überhebung liegt: damit beginnt der Entschluß zur Buße, die darin gipfelt, daß sie mit Unterdrückung alles persönlichen Willens ein blindes Werkzeug in der Hand der Gottheit wird: („Verdient' ich's, die Gesendete zu sein, Wenn ich nicht blind des Meisters Willen ehrte?" V, 4). Was sie nicht durch ihre Natur gewesen ist, das wird sie durch einen sittlichen Prozeß, sodaß sie

am Ende ihrer Laufbahn sittlich weit höher steht, als wenn sie von Anfang an durch ihre Natur ein solches blindes Werkzeug hätte sein können. Die Prüfungen, ob diese so erkämpfte Gesinnung eine echte ist, bleiben nicht aus. Ihre Steigerung bis zur klaren Darlegung, daß sie auch das in der sinnlichen Leidenschaft hervorgebrochene persönliche Wollen überwunden hat, zeigt wieder Schiller als den genialen Führer einer dramatischen Entwickelung. Diese letzte Prüfung hat die Wiedererlangung der Gnade Marias zur Folge, die sich darin äußert, daß, nachdem Johanna die Rettung des Königs und dadurch die Erhaltung der in Rheims erreichten Krönung vollbracht hat, sie in den Himmel aufgenommen und den irdischen Kämpfen entrückt wird. Für die Einzeldurchführung dieses Prozesses darf ich mich auf die Einleitung zu meiner Ausgabe (D. S. S. 1—21) und auf die sich daran schließende Übersicht des dramatischen Aufbaues (S. 22—23) berufen.

Gelingt es dem Lehrer bei der Behandlung dieses Dramas in der Klasse dem Schüler das Bewußtsein eines solchen Aufbaues eines dichterischen Kunstwerkes zu geben, so wird damit nicht nur der Dichter in dem Wesen seines künstlerischen Schaffens zur Wertschätzung gebracht — es gewinnt vor allem der Schüler die Einsicht in einen Organismus, dessen Gliederung durchsichtig ist und für dessen Gestaltung die Gründe erkennbar und greifbar sind. Das Kunstwerk ist eben ein Mikrokosmos, der auf dem Boden des menschlichen Geistes geschaffen ist und eben darum von diesem nach seiner künstlerischen Seite hin auch wieder erfaßt werden kann. Hierin liegt aber ein pädagogischer Vorzug des Kunstwerkes vor dem Naturwerk, bei dem zwar die mechanischen Seiten gleichfalls klar gelegt werden können, bei dem aber das Warum und das Wozu sich in einen Schleier hüllen, den zu heben dem Menschen nicht vergönnt worden ist.

---

## Nach welchem Grundsatz sind die griechischen und römischen Eigennamen zu sprechen und zu schreiben?

Von H. Draheim in Berlin.

Wir schlagen ein Geschichtswerk auf und lesen darin von Alcibiades und Marc Anton, wir schlagen ein anderes auf, lesen von Achilles und Odysseus oder von Carthago und Korinth, wir schlagen Schillers Gedichte auf und finden Ulyß und Ibykus. Schrecklich für einen konsequenten Schulmeister, und konsequent wollen wir doch sein, wenn wir Schulmeister sind. Die Griechen schrieben Ibykos, die Römer Karthago; wer Korinth schreibt, muß auch Alkibiades schreiben; wer Odysseus sagt, muß auch Achilleus sagen; wer Anton sagt, sage auch Achill. Wer aber

Sóphokles betont, darf darum noch nicht Hérakles betonen, nicht einmal Pátroklos, denn die vorletzte Silbe wird bei Homer lang gemessen. Und wehe demjenigen, der Krónion oder Órion betont! Gleichwohl haben die Wörter bei Homer das ι oft genug kurz. Man sieht also, daß die einzige Konsequenz hier die Inkonsequenz ist.

Und ich sollte der erste sein, der nach Konsequenz ruft? Wir haben ja schon längst schöne Bücher, in denen mit Stolz nur Aischylos, Aineias, Pheidias geschrieben wird. Wir werden es also auch vielleicht erwarten können, daß in einer Schulausgabe von Schillers Gedichten des Schülers Auge von einer pädagogischen Hand vor der Unform Ibykus weise geschützt wird, indem man das k in ein c oder das u in ein o verwandelt. Ich meine allerdings, daß es weiser ist Schiller das Seine zu lassen, für sich selbst aber nach einer Regel zu suchen.

Ehe wir nun den Ariadnefaden suchen und anknüpfen, der aus diesem Irrgarten heraushilft, wollen wir die Gesetze prüfen, die in den verschiedenen Formen der griechischen und römischen Namen zur Erscheinung kommen. Es sind Gesetze der griechischen, der lateinischen und der deutschen Sprache, Gesetze des Schreibens und des Sprechens. Durch Weglassung der Endung werden die Eigennamen der deutschen Sprache näher gebracht, daher Ulyß, Anton, Achill, Telemach. Hier ist zu beachten, daß der Ton in den drei ersten Wörtern auf der Schlußsilbe steht, in Telemach zurückgezogen ist. Wir sprechen also Telemach aus wie Ungemach und hierin möchte eine weitere Assimilation an die deutsche Sprache liegen. Sagen wir dementsprechend Ánton, so haben wir den deutschen Vornamen. Dasselbe gilt für die Unterscheidung von Augúst und Áugust. Der Monatsname ist uns mehr fremd geblieben, vielleicht wirkte auch die Absicht zu differenzieren mit. Dialektisch ist wohl auch hier der Ton zurückgegangen, sonst wäre die Form Aust = Ernte nicht zu erklären. Daß wir aber gerade Mark Anton verbinden, ist wohl Shakespeare und seiner Übersetzung zu verdanken. In Achill steht der Ton überhaupt nicht auf der Silbe, wo er im Griechischen (Ἀχιλλεύς) stand, sondern wo ihn die Römer hinsetzten. Wir würden die Schlußsilbe des vollen Namens kaum zu betonen wagen, müssen jedoch daran denken, daß Wilhelm Jordan in seiner Homer-Übersetzung dieses Wagnis unternommen hat (Kalydôn, Idomeneùs).

Ich möchte es überhaupt für bedenklich halten, sich auf die griechische Betonung zu stützen, denn die Stütze könnte wanken, sobald nachgewiesen ist, daß die Accente ursprünglich nicht die Tonstärke bezeichneten, also auch nicht immer auf der tonstarken Silbe standen.[1]) Daß wir nun nach

1) Im Notensatz der delphischen Hymnen haben die Accentsilben Tonhöhe.

Weglassung der Endung die letzte Stammsilbe betonen, kann auch nicht als allgemeine Regel angesehen werden. Wir sagen zwar Augúst, aber nicht Satýr. Wendet man ein, daß ja das y kurz sei, so paßt das nicht auf Barbár, wo das a ebenfalls kurz ist.

Nach dieser Betrachtung über das Deutsche gehe ich auf das Lateinische zurück. Die lateinische Sprache hat ihre Endungen der griechischen gewaltsam untergeschoben, was ihr durch die nahe Verwandtschaft der Deklinationen wesentlich erleichtert war. Für *Κόρινθος* Corinthus, für *Ἀθῆναι* Athenae, für *Δελφοί* Delphi zu setzen, ist kein Kunststück. Die Vokale des Inlauts sind zweckmäßig gewählt und auch uns bequem: y für *υ*, eu für *ευ* u. s. w. J. H. Voß schrieb unnötiger Weise Odüßeus, Tälemach (Jordan sogar Iāson). Aber der Konsonantismus des Lateinischen ist ein anderer als der des Griechischen; dies zeigt sich deutlich beim Buchstaben c. Die Römer sagten Alcibiades für *Ἀλκιβιάδης*, dafür sagten die Griechen *Κικέρων* statt Cicero. Es war also ein Modus vivendi. Wir brauchen k und z in Lehnwörtern, also: Karzer, aber weder Kikero noch Zizero. In Karthago behielten die Römer ihr liebes altes K. In Corinthus steht ihr C an Stelle eines ursprünglichen Q (Koppa). Mit gleicher Freiheit behandelten die Römer die Betonung, indem sie ihr eigenes, vielleicht nicht ursprüngliches Betonungsgesetz auf die griechischen Wörter übertrugen. Sie sagten Corínthus und Délphi. Wir sind, was Betonung, Aussprache und Schrift anbetrifft, dem Auslande gegenüber in der Geographie außerordentlich gewissenhaft. Wenn ich die Leute, die Korinthos schreiben, darauf aufmerksam mache, daß sie auch nicht Florenz oder Mailand sagen dürfen, dann werden sie als gute Deutsche fortan Firenze und Milano sagen.

Aber zurück zu den starren Römern. Diese sagten nicht nur Corinthus für Korinth, sondern für Zeus einfach Juppiter. „Wer empfände nicht ein Grauen", wenn ihm etwa aus Homer übersetzt würde, daß Diomedes Mars und Venus verwundet habe? Und doch schreibt Lessing so. Und doch dichtet Schiller ähnlich. Er beginnt zwar:

> Nehmt hin die Welt, rief Zeus [1])

sagt aber weiter vom Poeten:

> Warf sich hin vor Jovis Thron.

Als Lessing die Meißner Fürstenschule besuchte, übersetzte man aus dem Griechischen ins Lateinische. Das that auch Schiller, das thaten auch unsere Väter — und haben manches dabei gelernt. Die Römer haben die griechische Sage von den übermächtigen Etruskern empfangen, von diesen haben sie ihre Götternamen, von diesen die Umwandlung der

1) Sogar „Zevs" (Horen 1795).

Heroennamen. Daher Aiax, Ulixes, Pollux für Αἴας, Ὀδυσσεύς, Πολυδεύκης. Das Etruskische suchte mit einer recht unbeholfenen Orthographie dem Griechischen nachzukommen, in einer sehr alten Zeit, die uns für die griechische wie für die römische Aussprache gleich lehrreich ist. Wenn wir auch nicht annehmen können, daß das Etruskische in einer Periode so vokallos gewesen sei, wie die Schrift es erscheinen läßt, so ist doch anderseits nicht möglich, daß es in den Eigennamen eine betonte Silbe zu Gunsten einer unbetonten verdrängt hätte: Alexandros konnte nicht Alchsantre werden, wenn die Silbe lex betont war. Wir sehen, daß das Etruskische und Lateinische recht selbständig in der Aufnahme der Eigennamen verfuhr, die Endungen, den Vokalismus, den Konsonantismus, die Betonung nach den Gesetzen der eigenen Sprache regelte, so daß Livius und Ennius schon eine Tradition vorfanden. Wir können diese Selbständigkeit mit der Freiheit vergleichen, die im Englischen, Französischen und Italienischen in der Behandlung der Eigennamen herrscht. Die englische Aussprache ist oder war autonom, aber auch die Schreibung zeigt eine ähnliche Eigenschaft, z. B. Mark Antony. Im Französischen erinnere ich an Phaéton, le Styx, le Léthé, im Italienischen an Ettore, Teseo, Girolamo.

Indessen findet doch diese Freiheit ihre Beschränkung durch die wissenschaftliche Arbeit, in welcher der Gelehrte das nicht wagt, was der Volksmund gewagt und die Tradition bestätigt hatte. Das galt für die römischen Dichter (docti), das gilt ebenso für die Franzosen. Seneca war ihnen längst populär, Firmicus Maternus weniger. Daher handelt ein neues Werk von „Sénèque et Firmicus Maternus.“ Daß Schillers Brüderpaar Styx und Lethe aus der Vorherrschaft der französischen Litteratur und Umgangssprache stammt, dürfte klar sein. Heute hätte kein Dichter mehr das Recht zu schreiben: Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht. Doch ich will mich nicht vom Gegenstande entfernen und mich begnügen zu den Gesetzen der deutschen und lateinischen Behandlung der Nomina propria Analoga zu suchen. Auch im Griechischen finden wir fremde Namen, phönikische, persische, thrakische, denen wir ihre Herkunft oft nicht einmal ansehen können: Ἀφροδίτη, Δαρεῖος, Κερσοβλέπτης u. a. Sie haben griechische Endung, zum Teil sogar scheinbar griechische Wurzel. Wir können auch in diesem Punkte den harmonischen Geist des Griechentums bewundern.

Daß die Griechen mit den lateinischen Eigennamen entsprechend verfuhren, haben wir bereits beim Lateinischen gesehen. Es ergiebt sich, daß beide Sprachen die fremden Namen nach den eigenen Gesetzen mehr oder weniger schonend umformten. Nun haben wir die Mehrzahl der griechischen Namen durch die Vermittelung des Lateinischen erhalten,

wenige aus anderen Sprachen, wenige unmittelbar. Da uns aber die griechische Sprache ebenso zugänglich ist wie die lateinische und da die griechische Litteratur in einem innerlichen und geistigen Zusammenhange mit der unserigen steht, so haben wir ein Recht uns von dem Zwange des Lateinischen in gewissem Umfange zu befreien und wo das Lateinische weiter geht, als nach unseren Sprachgesetzen nötig ist, zur griechischen Sprache zurückzukehren. Wir brauchen nicht statt der griechischen Endung die lateinische zu setzen, aber wir können die griechische Betonung nicht beibehalten. Wir nehmen also die lateinische Betonung an. Wir brauchen nicht statt des griechischen Kappa ein lateinisches C zu setzen, aber wir müssen die lateinische Vokalisation annehmen, wenn die lateinische Betonung überhaupt einen Sinn haben soll. Also Patróklos, Änéas.

In einzelnen Fällen müssen wir von der lateinischen Vokalisation absehen. Wir können z. B. Poseidon nicht ändern, für Αἴας nicht nach der Analogie von Äneas „Äas“ sagen, da die Römer nie so gesagt haben, noch weniger Ajas, wie man seit Jordan mitunter lesen und hören muß — sondern wir sind hier auf die Form Ajax angewiesen. Natürlich darf es auch nicht Jason heißen, während Jonier durch die deutsche Endung gerechtfertigt ist. Noch weniger hängen wir vom Französischen ab: „der“ Styx, „der“ Lethe dürfte heute nur noch ein testimonium ignorantiae sein. Wir können endlich auf die Endung verzichten, wo eine Abkürzung in Gebrauch gekommen ist: Korinth, Achill, Telemach, Mark Anton, und wollen nicht vergessen, daß wir diese Formen wesentlich unseren Dichtern verdanken. Sonst werden römische Namen am besten beibehalten. In der Betonung würde ich Melpoménen, Polyxénen — nach Analogie von Heléne — für nicht nachahmenswerte Ausnahmen halten, während Iphigénie beizubehalten ist. Ebenso glaube ich auch, daß die Betonung Hérakles durch die Dichtung Bürgerrecht erlangt hat. Doch dies sind Einzelheiten. Das einfache Gesamtergebnis, nach welchem wir konsequent verfahren können und zugleich dem Sprachgebrauche am nächsten kommen, lautet also: Griechische Konsonanten, griechische Endung, lateinische Vokale, lateinische Betonung.

---

## Zum „Streit über das Wesen des Satzes“.

(S. 181—187 dieser Zeitschrift 1895.)

Von G. Hauber in Stuttgart.

Die Ausführungen, welche E. G. O. Müller im 3. Heft des Jahrgangs 1895 unter der Überschrift „Der Streit über das Wesen des Satzes“ gegeben hat, sind verdienstlich als Übersicht über die seitherigen Versuche,

den „Satz" zu definieren, und durch die größtenteils richtige Kritik dieser Versuche; dagegen ist seine eigene Definition „Satz ist ein selbständiges Wortgebilde" evident unrichtig, denn nach dem gewöhnlichen Sprachgebrauch kann man doch auch z. B. ein Substantiv: das Pferd, ein selbständiges Wortgebilde nennen. Die Definition ist also viel zu weit, der Ausdruck „selbständig" trifft das Wesen der Sache nicht, bezw. reicht dafür nicht aus. Und weiter will Müller die neue Bezeichnung „Ursatz" einführen für „einen Satz, der nur eine Aussage enthält." Er findet es merkwürdig, daß diese Art des Satzes bis jetzt keinen Namen erhalten habe, und hält es für unbedingt geboten, eine Benennung dafür festzusetzen; man habe bisher immer vergessen, daß der Satz, welcher nur ein einziges Urteil enthält, doch immer nur ein einzelner Fall des Begriffs Satz, daß er nur eine Art der Gattung Satz sei und daß durchaus nicht alle Sätze derartige Sprachgebilde seien.

Diese Anschauung, welche die ganze Ausführung von Müller beherrscht, halte ich für im Grunde verfehlt. Es ist gewiß nicht zufällig und verwunderlich, und nicht bloß Vergeßlichkeit aller seitherigen Grammatiker, wenn sie unter Satz das verstanden haben, was Müller unter „Ursatz" verstehen will, und es wird auch ferner daran festgehalten werden müssen, daß ein Satz nur eine Aussage enthält, und daß also, wo mehrere Aussagen sind, eigentlich auch mehrere Sätze sind. Müller hat leider für seine Aufstellung keine Beispiele gegeben, an denen man die Richtigkeit derselben prüfen, bezw. die Unrichtigkeit nachweisen könnte, sondern sich auf den allgemeinen Sprachgebrauch berufen, welcher „Satz" auch für mehrfache Aussagen anwende; aber bei genauerer Betrachtung löst sich eben ein solcher „Satz" in mehrere Sätze auf, die in irgendwelcher Weise kombiniert sind. Als äußerliches Merkmal, angeblich ein allgemein anerkanntes, für das was Satz sei, bezeichnet Müller den Punkt. „Trotz der verschiedenen Erklärungen des Satzes" — so sagt Müller S. 185 — „ist doch die sehr erfreuliche Thatsache nicht zu leugnen, daß man im einzelnen Fall nicht im Zweifel ist, ob man ein Sprachgebilde einen Satz nennen soll oder nicht. Die Bedeutung des Wortes Satz ist durch Jahrhunderte langen Sprachgebrauch geheiligt und an ihr zu rütteln wäre eine Sünde gegen den Geist der Sprache. Man hat ohne Zweifel ein allgemein anerkanntes Merkmal für das, was ein Satz ist, und dies ist der Punkt. Diejenigen Abschnitte einer sprachlichen Mitteilung, welche mit einem Punkte beschlossen werden, sobald sie durch die Schrift fixiert werden, sind Sätze. Natürlich ist die Angabe dieses äußerlichen Merkmals keine Definition, sondern nur die Feststellung der Thatsache, daß wir unbewußt alle über das Wesen des Satzes einig sind."

Diese Behauptungen scheinen mir eine gründliche Verwirrung der ganzen Frage in sich zu schließen; daß man in diesem Sinn über das Wesen des Satzes einig sei, ist aufs allerentschiedenste zu verneinen. Daß der Punkt das entscheidende Merkmal nicht sein kann, ergiebt sich schon daraus, daß man im einzelnen Falle sehr oft zweifeln kann, ob ein Punkt oder ein Strichpunkt oder ein Doppelpunkt, und wieder ob für Strichpunkt oder Doppelpunkt ein Komma zu setzen sei; da dies im einzelnen Fall sehr häufig Sache der Wahl, des Geschmacks, also einer gewissen Willkür ist, kann es unmöglich einer wissenschaftlichen Definition als Substrat dienen. In Wirklichkeit können eben innerhalb der Abgrenzung durch den Punkt mehrere, an sich beliebig viele Sätze vereinigt sein; dieser Gesichtspunkt ist also ganz auszuscheiden.

Zuzugeben ist freilich, daß im gewöhnlichen Sprachgebrauch das Wort Satz vielfach in diesem weitern Sinn verwendet wird, und so wohl auch im Unterricht, wo es auf genaue Bezeichnung nicht ankommt; es besteht eben keineswegs eine unbewußte allgemeine Einigkeit über das Wesen des Satzes, sondern es ist zu unterscheiden zwischen einer weitern, ungenauen, äußerlichen Bedeutung, wie sie im gewöhnlichen, volkstümlichen Sprachgebrauch sich findet, und dem engern, präzisern Begriff, wie er wissenschaftlich allein berechtigt ist. Nur an diesen also haben wir uns zu halten und für diesen eine Definition zu suchen.

Vor allem ist über das Verhältnis der Worte „Satz,“ „Urteil,“ „Mitteilung,“ „Aussage“ zu einander Klarheit zu schaffen. Bei dem ganzen „Streit“ handelt es sich doch um eine Frage der Grammatik, „Satz“ hat in der hier in Frage stehenden Anwendung lediglich grammatische Bedeutung. Dagegen ist „Urteil“ ein logischer Begriff, und daher in dieser Frage nicht direkt verwendbar, nicht alle Sätze sind Urteile im logischen Sinn, d. h. Subsumtionsurteile, z. B. es regnet, er tötet, es kommt hiermit ein an sich fremder Gesichtspunkt herein. Eine „Mitteilung“ ist Zweck und Inhalt des Satzes, aber eine Mitteilung kann auch durch an sich bedeutungslose Worte oder Töne, ja durch bloße Zeichen, Gebärden u. dergl. gemacht werden, also kommt „Mitteilung“ für die Grammatik nur insofern in Betracht, als sie durch Worte erfolgt und dann heißt sie „Aussage.“ „Ein Satz ist eine Aussage“ kommt also der Wahrheit nahe, ist aber doch als Definition insofern nicht ganz richtig, als damit die beiden Wörter als gleichbedeutend oder das erste als dem zweiten subsumiert dargestellt wird, was beides nicht zutrifft, vielmehr bezeichnen beide Wörter dieselbe Sache unter verschiedenen Gesichtspunkten: Aussage unter dem inhaltlichen, Satz unter dem formalen, und somit kämen wir — unter Benutzung eines Teils

der Müllerschen Definition — zu der Definition: Satz ist ein Wortgebilde, welches eine Aussage enthält.

Damit wäre die Definition, soweit sie allgemein sprachlich ist, fertig und erschöpft.

Das Weitere ist Sache der Einzelsprachen. Denn es fragt sich nun sofort: wie wird eine Aussage ausgedrückt? und darin stimmen die verschiedenen Sprachen, bezw. Sprachgruppen nicht ganz überein.

Die Frage lautet jetzt so: was gehört als wesentlich zu einem Satze (oder einer Aussage), was macht einen solchen aus, welches sind dessen notwendige Bestandteile? Ich bekenne mich in dieser Beziehung im wesentlichen als Anhänger der Aufstellungen des kürzlich verstorbenen Franz Kern, die Müller zwar als scharfsinnig und wertvoll, aber doch als das Wesen der Sache nicht treffend bezeichnet. Die Definition von Kern: „Satz ist der sprachliche Ausdruck eines Gedankens mit Hilfe eines finiten Verbs" halte ich allerdings auch nicht für glücklich, denn 1. weist „mit Hilfe" auf etwas Nebensächliches, Accessorisches hin, während nach Kerns Auffassung das Verbum finitum gerade das Wesentliche, die Substanz des Satzes ist; und 2. ist „finites Verb" selbst ein erst der Feststellung bedürfender Begriff. Im übrigen aber halte ich die Einwendungen, die Müller dagegen erhebt, nicht für richtig: Der Einwand einer möglichen Mehrzahl von Aussagen ist schon oben besprochen; den Einwand von Sätzen wie „Heil dir im Siegerkranz" u. s. w. hat Kern, wie mir scheint, durchaus zutreffend erledigt dadurch, daß er seine Definition genauer dahin faßt: ein Satz ist, wo ein Verbum finitum vorhanden oder mit voller Sicherheit zu ergänzen ist: dies letztere trifft bei allen S. 183 angeführten und anderen etwa noch anzuführenden Beispielen zu. Endlich wird von Müller noch geltend gemacht, daß Kerns Definition nur für einzelne Sprachen, nicht für alle gelte; „Sätze haben alle Sprachen, das finite Verb aber nicht, wie z. B. das hochentwickelte Chinesisch." Kern persönlich trifft dieser Einwand nicht, denn er hat wiederholt betont, daß seine Aufstellungen, die vom Deutschen ausgehen, sich nur auf die flektierenden Sprachen beziehen. Aber sachlich verdient der Einwand allerdings Beachtung. Denn man kann ja sagen: da die Organisation des menschlichen Geistes, die Gesetze des menschlichen Denkens bei allen Menschen dieselben sind, so muß auch nicht allein der Begriff des Satzes, sondern auch die Urbestandteile desselben müssen in allen Sprachen dieselben sein; nun hat das Chinesische kein finites Verbum, also kann dies nicht der unerläßliche Bestandteil des Satzes sein. — Die Thatsache ist ja richtig, daß das Chinesische, wie überhaupt die isolierenden Sprachen, kein Verbum finitum, d. h. Verbalstamm mit Personalendung, hat, sondern daß die Wortstämme je für sich allein ohne Endungen stehen, großenteils

sowohl nominale als verbale Bedeutung haben können und erst durch die Zusammenstellung mit einem Subjekt die aussagende Bedeutung erhalten. Nun kann man allerdings das Chinesische eine „hochentwickelte" Sprache nennen, doch nur in dem Sinn, daß es einem hochentwickelten Geistes- und Kulturleben dient; aber in der Art, wie das Chinesische eine Handlung ausdrückt, daß nämlich ein Wort, das an sich ebensogut substantivische als adjektivische als verbale, und ebensogut aktive wie passive Bedeutung haben kann, rein äußerlich neben ein anderes gestellt wird, zeigt sich diese Sprache als solche uns gewiß nicht hochentwickelt, vielmehr ist darin eben die niedrige Entwickelungsstufe, welche das Chinesische wie alle isolierenden Sprachen innerhalb der menschlichen Sprachen einnimmt, zu erkennen.

Freilich ist nun nicht nur im Chinesischen, sondern auch in anderen und zwar den höchstentwickelten Sprachen der Fall häufig, daß ein Adjektiv ohne weiteres mit einem Substantiv zusammengestellt prädikativen Sinn hat: triste lupus stabulis, Ende gut, alles gut u. ä.; aber man wird doch anerkennen müssen, daß die bloße Zusammenstellung von Substantiv und Adjektiv, der man meist an sich gar nicht ansehen kann, ob nicht ein attributives Verhältnis bezeichnet werden soll, für sich allein nicht genügt um eine Aussage zu bezeichnen, sondern daß das Verbum „sein" dazu unerläßlich ist und also notwendig hinzugedacht werden muß. Der Grund des Fehlens liegt entweder in der Unvollkommenheit der betreffenden Sprache, oder auch — bei hochentwickelten Sprachen — in der Neigung, das Selbstverständliche, leicht zu Ergänzende wegzulassen, um eben dadurch die Rede konziser und damit reizvoller zu gestalten — wie ja z. B. Tacitus in den Annalen sehr häufig allerlei Verba, nicht nur „sein," wegläßt, die doch mit absoluter Notwendigkeit ergänzt werden müssen, wenn ein Satz herauskommen soll.

Also: zu einem Satz ist vor allem erforderlich ein Verbum in einer aussagenden (nicht nominalen) Form, das in der Regel dasteht, ausnahmsweise aber auch hinzuzudenken ist; oder: ein Satz ist da, wo ein Verbum in aussagender Form vorhanden oder mit Notwendigkeit und Sicherheit zu ergänzen ist.

Genügt nun aber ein Verbum als solches, um einen Satz zu bilden? Man hat dies zuweilen bejaht unter Hinweis auf ὕει, pluit u. ä. Aber F. Kern hat mit Recht dagegen geltend gemacht, daß in diesen Wörtern außer dem Verbalbegriff noch etwas Weiteres enthalten ist, nämlich ein Personalbegriff, ausgedrückt durch das Suffix der 3. pers. sing., daß darin also außer dem Prädikat auch das Subjekt (formell) bezeichnet ist. Und so sieht denn Kern überhaupt im Verbum finitum den Handlungsbegriff (im Verbalstamm) mit dem Personalbegriff (in der Personal-

endung), also Prädikat und Subjekt vereinigt; das finite Verb enthält also in sich die Urbestandteile des Satzes, es ist — wie man in anderer Anwendung des von Müller vorgeschlagenen Ausdrucks sagen kann — der „Ursatz." Ich halte diese Aufstellung, als die Grundlage der ganzen Satzlehre, für richtig. Das Chinesische, wo eine Wurzel für sich allein wohl auch eine — freilich sehr unbestimmt — aussagende Bedeutung haben kann, darf eben als eine unentwickelte, unvollkommene Sprache in dieser Frage nicht maßgebend sein. Man wird unbedenklich sagen dürfen, daß nach den Gesetzen des menschlichen Denkens ein Verbalbegriff allein als Aussage nicht genügt, sondern daß der Ausgangspunkt der Handlung auch bezeichnet werden muß, daß also zur Aussage außer dem Prädikat auch ein Subjekt notwendig ist. Nun hat Kern — und dies ist das Bedeutungsvollste seiner Satzlehre — aufgestellt, daß bei den flektierenden Sprachen das Subjekt im Verbum finitum schon enthalten ist, nämlich durch die Personalendung, und zwar in den Formen der 1. und 2. Person vollständig und für sich ausreichend, in denen der 3. Person wesentlich negativ, nämlich: weder ich noch du; soll dieses dritte positiv bezeichnet werden, so ist dazu ein eigenes Wortgebilde nötig, gewöhnlich Subjekt genannt, nach Kern Subjektswort zu nennen (oder eigentlich subjektbestimmendes Wortgebilde, da es aus einem oder mehreren Wörtern und namentlich auch aus einem Satze bestehen kann). Dagegen kann man freilich geltend machen, daß es auch innerhalb der flektierenden Sprachen Verbalstämme ohne Personalsuffix in aussagender Bedeutung giebt, so im Hebräischen die häufigste Verbalform, die 3. pers. sing. (katal), im Griechischen und Lateinischen der Imperativ Praes. 2. Person, im Deutschen (und zwar schon im Gotischen) derselbe Imperativ und Praeteritum Indic. 1. und 3. pers. sing. Es wäre hier im einzelnen zu untersuchen, wieweit bei solchen Formen ursprünglich doch Personalsuffixe bestanden haben, die nur im Lauf der Zeit durch den allgemein sprachlichen Verwitterungsprozeß abgefallen sind — eine Untersuchung, die über den Rahmen dieser Einsendung und dieser Zeitschrift hinausgeht —; wo solches nicht angenommen werden kann, wird man sich dabei beruhigen müssen, daß, da die große Masse der Formen Personalsuffixe hatte, in den verhältnismäßig wenigen Fällen, wo dies nicht zutrifft, eben das Fehlen eines solchen als eine genügende Bezeichnung der Person gelten konnte, sodaß die allerdings darin liegende sprachliche Unvollkommenheit wenigstens praktisch nicht von Bedeutung war und ist.

Wir kommen also — im wesentlichen in Übereinstimmung mit der Satzlehre von F. Kern, teilweise mit Benutzung der Bezeichnungen von E. G. O. Müller — in der Frage nach dem Wesen des Satzes zu folgenden Ergebnissen:

Ein Satz (im strengen grammatischen Sinn, im Gegensatz zu dem weitern, ungenauen, populären Sprachgebrauch) ist ein Wortgebilde, welches eine Aussage enthält.

Zu einer Aussage sind als Urbestandteile erforderlich ein Prädikat (Verbum, Handlungsbezeichnung im weitesten Sinn) und ein Subjekt, Bezeichnung dessen, wovon die Handlung ausgeht (Person im weitesten Sinn). Diese beiden Urbestandteile können an sich getrennt sein; sie sind aber bei den vollentwickelten Sprachen in der aussagenden (finiten, nicht nominalen) Form des Verbums vereinigt, dieses also (das finite, aussagende Verbum) ist der Ursatz: wo ein solches vorhanden ist oder mit Notwendigkeit und Sicherheit zu ergänzen ist (am häufigsten die finiten Formen des Zeitworts „sein"), da ist ein Satz; (also wo mehrere finite Verba sind, da sind mehrere Sätze, die freilich durch gemeinschaftliche Subjektswörter verbunden sein können, wie anderseits mehrere Subjektswörter durch ein gemeinschaftliches Verbum finitum in einen Satz zusammengezogen sein können).

Subjekt und Prädikat können Bestimmungen erhalten, die wieder Sätze sein können (abhängige Sätze, Nebensätze); dadurch entsteht ein Satzgefüge, das aber solange immer als „Satz" zu bezeichnen ist, als durch das Verbum finitum des Hauptsatzes die Satzeinheit gewahrt ist.

---

# Entwurf eines Lehrplanes für den deutschen Unterricht im Realgymnasium.[1])

Von Curt Hentschel in Döbeln, Theodor Matthias in Zittau und Otto Lyon in Dresden.

## Lehrziel.

Der deutsche Unterricht hat die Schüler so weit zu fördern, daß sie auf Grund einer sichern Kenntnis der deutschen Grammatik, mannigfaltiger Lektüre, sowie regelmäßiger mündlicher und schriftlicher Übungen ihre Gedanken in der Muttersprache in Wort und Schrift klar, wohlgeordnet und richtig auszudrücken vermögen. Auf der obersten Stufe

---

1) Dieser Lehrplan wurde von den oben genannten Verfassern im Auftrage des Herrn Referenten für die höheren Schulen im Kgl. Sächsischen Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts ausgearbeitet, um bei der Bearbeitung eines neuen sächsischen Realgymnasialregulativs mit Verwendung zu finden. Daraus erklärt sich die knappe, regulativmäßige Fassung des obigen Entwurfs, der hier auf Wunsch des Herrn Referenten für die höheren Schulen im Kgl. Ministerium der Öffentlichkeit übergeben wird.

insbesondere sollen die Schüler ein in ihrem Gedankenkreise liegendes Thema mit eigenem Urteil in logischer Ordnung und in angemessener, fehlerfreier, geschmackvoller Ausdrucksweise behandeln, über ihnen bekannte Stoffe sich in zusammenhängender Rede aussprechen können und den sicheren Besitz mustergültigen poetischen Lernstoffes nachweisen.

Weiter ist es die Aufgabe des deutschen Unterrichts, daß die Schüler an der Hand der bedeutendsten, ihrem Verständnis zugänglichen Werke deutscher Dichter und Prosaiker mit dem Entwickelungsgange der deutschen Litteratur und Sprache unter Hervorhebung der deutschen Grundlage unseres Schrifttums wie seiner Beziehung zu dem klassischen Altertum und den modernen Kulturvölkern vertraut und dabei mit den hauptsächlichsten Kunstformen der Poesie und Prosa bekannt werden.

## Verteilung des Unterrichtsstoffes.

### Sexta: 4 Stunden.

Besprechung kleiner Gedichte und Prosastücke aus dem Lesebuche. Dabei Übungen im richtigen, sinngemäßen Lesen. Nacherzählen von Gelesenem oder Vorerzähltem. Lernen und Vortragen der in den Kanon aufgenommenen Gedichte, gelegentlich auch kurzer Prosastücke.

Die grammatische Belehrung umfaßt in Rücksicht auf den auf solche Grundlagen angewiesenen fremdsprachlichen Unterricht den einfachen Satz und seine einfachsten Erweiterungen (die vier Arten der Hauptsätze — Einiges über Subjekt, Prädikat, Objekt, Attribut, Adverbialien), die wichtigsten Wortklassen und das Wichtigste von Deklination und Konjugation.

Einübung der Rechtschreibung und der hauptsächlichsten Regeln der Zeichensetzung, soviel als möglich im Anschluß an das Lesebuch und die Wort- und Satzlehre.

Wöchentlich eine schriftliche Übung, Aufsätze (im wesentlichen nur Nacherzählungen) wechselnd mit schriftlichen Übungen zur Befestigung der Rechtschreibung und der grammatischen Kenntnisse.

### Quinta: 4 Stunden.

Fortsetzung der Übungen im Lesen und Nacherzählen an der Hand der poetischen und prosaischen Abschnitte des Lesebuchs.

Die durch einen Kanon festgestellten Gedichte, gelegentlich auch kurze Prosastücke werden gelernt und vorgetragen, die in Sexta gelernten sind zu wiederholen.

Die grammatische Unterweisung nimmt die noch übrigen Erweiterungen des einfachen Satzes auf, entwickelt die Begriffe der Beiordnung und Unterordnung der Sätze, behandelt die einfachen koordinierten Satzver-

bindungen, das Satzgefüge, die Unterscheidung von Haupt= und Nebensatz und deren Kennzeichen, eingehender den Gebrauch und die Bildung der Relativsätze. Die Gruppen der aus Sexta bekannten Wortklassen werden vermehrt (Einteilung der Verba, Pronomina; Bindewörter; wichtige Präpositionen nach Rektion und Bedeutung u. a.), die Flexionslehre wird entsprechend erweitert (Genaueres über die Deklinationen der Substantiva und der Pronomina, wie auch über die Konjugationen).

Bei den grammatischen Erörterungen sind allenthalben die Schwankungen im Sprachgebrauch besonders zu berücksichtigen.

Vervollständigende Einübung der Rechtschreibung und der Zeichensetzung, letztere im Anschluß an die Satzlehre.

Wöchentlich eine schriftliche Übung, Aufsätze (freiere Wiedergabe von Erzähltem oder Gelesenem, leichte Beschreibungen) wechselnd mit Übungen zur Befestigung der Rechtschreibung und der grammatischen Kenntnisse.

## Quarta: 3 Stunden.

Lektüre und Erläuterung poetischer und prosaischer Stücke des Lesebuchs, wobei auf eine angemessene Gruppierung des Stoffes nach dem Inhalt, den Verfassern, der Form u. a. Bedacht zu nehmen ist. Die durch den Kanon bestimmten Gedichte sind zu lernen und vorzutragen, die der vorhergehenden Klassen sind zu wiederholen.

In der grammatischen Belehrung ergänzende Behandlung der Pensa der vorausgehenden Klassen. Zusammenfassende Besprechung des Attributs und seiner Formen, der Objekte und der Adverbialia nach Bedeutung und Form. Die häufiger vorkommenden Verhältnisse der Koordination wie der Subordination. Die Nebensätze nach Inhalt, Stellung und Form. Verkürzung der relativischen und konjunktionalen Nebensätze durch Partizip, Infinitiv, Apposition. Satzbilder. Ergänzung der Formenlehre und Abschluß der Flexionslehre mit Betonung dessen, was des richtigen Sprachgebrauchs wegen Beachtung verdient (Rektion der Verba, der Präpositionen, doppelte Deklination der Adjektiva u. a.). Einiges aus der Wortbildungslehre. Abschluß der Übungen in der Rechtschreibung und Vervollständigung der Regeln der Zeichensetzung im Anschluß an die grammatischen Erörterungen.

Aller drei Wochen eine schriftliche Arbeit (Um= und Nachbildung von Gelesenem, Inhaltsangaben, Berichte über Erlebtes, auch in Briefform, leichte Beschreibungen und Vergleichungen. Bei den letztgenannten wird der Inhalt nur allgemein bestimmt oder ist selbst zu finden).

Daneben zuweilen Übungen zur Befestigung der Rechtschreibung und der grammatischen Kenntnisse.

## Untertertia: 3 Stunden.

Besprechung poetischer und prosaischer Musterstücke aus dem Lesebuche nach denselben Gesichtspunkten wie in Quarta. Kurze biographische Bemerkungen über die Dichter. Leichte Übungen in zusammenhängender Rede durch mündliche Wiedergabe dazu aufgegebener Abschnitte des Lesebuchs. Die Gedichte des Kanons sind zu lernen und vorzutragen, die der vorhergehenden Klassen zu wiederholen.

Die in den vorausgehenden Klassen behandelten Abschnitte der Syntax werden in dieser Klasse vervollständigt und abgeschlossen. Es treten die noch fehlenden Formen der Koordination und Subordination hinzu. Satzbilder. Besprechung der direkten und indirekten Rede. Besonders zu berücksichtigen sind Schwankungen des Sprachgebrauchs und gangbare Sprachfehler. Gelegentlich bei der Lektüre und Besprechung der Arbeiten Wiederholung einzelner Abschnitte aus der Formenlehre. Einiges über Wortbildung.

Von drei zu drei Wochen eine schriftliche Arbeit (Schilderungen, Beschreibungen, schwierigere Erzählungsaufgaben). Allenthalben ist in Bezug auf Inhalt und Form größere Selbständigkeit zu fordern. Namentlich bei Verwendung von Lesestoff ist freie Beherrschung des Inhalts unbedingtes Erfordernis.

Gelegentlich Übungen zur Befestigung der grammatischen Kenntnisse.

## Obertertia: 3 Stunden.

Lektüre und Besprechung poetischer und prosaischer Vorlagen aus dem Lesebuche. Nach Form und Inhalt schwierigere lyrische und epische Dichtungen (u. a. Goethes und Schillers kleinere epische Gedichte, die Lyrik der Befreiungskriege). Unter den prosaischen Lesestücken verdienen Lebensbeschreibungen großer Deutscher besondere Berücksichtigung. Im Anschluß an die poetische Lektüre biographische Mitteilungen sowie einige Belehrung über die Dichtungsarten, Eigentümlichkeiten der poetischen Ausdrucksweise, das Wichtigste aus der Metrik. Die Besprechung der Prosa hat in höherem Maße die rhetorische und ästhetische Aufgabe des deutschen Unterrichts ins Auge zu fassen. Gelegentlich Hinweis auf die Unterschiede zwischen Schriftdeutsch und Mundart.

Die grammatischen Stoffe der vorhergehenden Klassen werden gelegentlich wiederholt, unter Hinweis auf die häufigsten Verstöße gegen die Sprachrichtigkeit. Besprechung der Periode. Gliederung und sprachlicher Ausdruck derselben. Satzbilder. Wortbildung (u. a. einige Bildungssilben nach Bedeutung und früherer Form). Sprachgeschichtliche Bemerkungen, Wortfamilien.

Deklamationen nach dem Kanon. Wiederholung der früher gelernten Gedichte. Leichte Übungen im freien Vortrage im Anschluß an Besprochenes oder Gelesenes.

Aller drei Wochen eine schriftliche Arbeit (Erläuterung von Sprichwörtern, Vergleiche. Leichtere Charakteristiken. Freiere Erzählungen). Bei den Arbeiten ist besonders zu verlangen, daß der Schüler die gewonnenen grammatischen Kenntnisse an den Tag legt und in der Darstellung nach Mannigfaltigkeit und Wechsel der Ausdrucksweise strebt.

## Untersekunda: 3 Stunden.

Biographisch das Wichtigste aus dem Entwickelungsgange der deutschen Poesie mit Benutzung guter Übersetzungsproben bei der älteren Poesie und ausgewählter passender Abschnitte aus den Dichtungen der neueren und neuesten Zeit. Dabei Hinweis auf die Stellung der deutschen Sprache zu den übrigen Sprachen Europas, die Entwickelung des Hochdeutschen und einige weitere Belehrung aus Poetik und Metrik.

Der statarischen Lektüre ist eine epische Dichtung, etwa Homers Ilias in gekürzter guter Übertragung (Odyssee ist der Privatlektüre zuzuweisen), dann ein geschichtliches Drama zu Grunde zu legen. Dabei Einblick in den Zusammenhang der Vorgänge, Beleuchtung der Motive des Handelns, Charakteristik der Hauptpersonen, sachliche Erklärungen und bei der Homerlektüre Besprechung der Kulturverhältnisse der klassischen Heroenzeit.

Rückblick auf einzelne Abschnitte der Grammatik, die sich mit der Stilistik berühren. Das Verständnis für die Sprachrichtigkeit ist weiter zu schärfen, das Gefühl für die Sprachschönheit ist zu wecken. Dabei Belehrung über die Stilgattungen und die allgemeinen Stilgesetze. Deklamation mit Verwendung des poetischen Inhalts des Lesebuchs und einzelner Abschnitte aus den statarischen Lektürestoffen. Wiederholung des früher Gelernten. Übungen im freien Vortrage.

Aller fünf Wochen ein Aufsatz (freie Inhaltsangaben, Betrachtungen, Vergleiche mit größerer Selbständigkeit beim Sammeln und Ordnen des Stoffes). Nur gelegentlich poetische Versuche.

## Obersekunda: 3 Stunden.

Überblick über die Entwickelung der deutschen Sprache und Litteratur bis zum Ausgange des Mittelalters in möglichst engem Zusammenhange mit der Lektüre, der eine Auswahl aus der erzählenden Dichtung wie aus dem Minnesang im Urtext zu Grunde zu legen ist. (Vor allem soll die Lektüre mit dem Geiste des deutschen Altertums und den Kulturverhältnissen unserer Vorzeit vertraut machen.) In Verbindung mit der

Lektüre Einführung in die Kenntnis der mittelhochdeutschen Sprache auf heuristischem Wege, mit Betonung der Abweichungen des Mittelhochdeutschen vom Neuhochdeutschen. Diese Einführung in das Mittelhochdeutsche ist vor allem zugleich dem Verständnis der Sprachentwickelung dienstbar zu machen, auf die schon von Sexta an in weiser Sparsamkeit, aber ununterbrochen bei aufstoßenden Unterschieden zwischen Volks- und Schriftsprache, mundartlicher oder altertümlicher Ausdrucksweise, Bedeutungswechsel u. dergl. hinzuweisen ist.

Außerdem sind Dichtungen der neuhochdeutschen klassischen Zeit, besonders Dramen von Schiller zu besprechen.

Übungen im freien mündlichen Vortrage. Bericht über Privatlektüre. Recitation ausgewählter Abschnitte aus der poetischen Lektüre. Wiederholung des Memorierstoffes der Vorklassen.

Aufsätze (Erörterungen, beweisende Abhandlungen, möglichst mit Verwendung der Lektüre, Charakteristiken), dabei einige logisch-rhetorische Belehrung über richtige Gruppierung der Gedanken u. a. mit angeschlossenen Übungen.

## Unterprima: 3 Stunden.

Überblick über die Entwickelung der deutschen Sprache und Litteratur von Luther bis Klopstock. Eingehender sind auf Grund passend ausgewählter Lektüre zu besprechen Luther, Hans Sachs, das Volkslied, charakteristische Proben aus der Lyrik Klopstocks, Lessings Dramen und Prosa.

Freie Vorträge mit Übungen im Protokollieren und Referieren. Recitationen ausgewählter poetischer Abschnitte. Wiederholung des Memorierstoffs der Vorklassen. Logische Übungen (Definieren. Klassifizieren. Schließen. Disponieren).

Aufsätze wie in Obersekunda.

## Oberprima: 3 Stunden.

Überblick über die Litteratur der Blütezeit. Eingehende Behandlung von Goethe und Schiller, dabei soweit thunlich durch Lektüre unterstützte Ausblicke auf die zeitgenössischen Dichter, besonders auf Herder, Wieland und die Romantiker. Goethes und Schillers Dichtung und Prosa sind, soweit sie in den Rahmen der Schule gehören, zu besprechen. Wichtige Werke der antik-klassischen wie der neusprachlichen Litteratur sind vergleichsweise in den Unterricht zu verweben und mindestens ist je eine Tragödie des Sophokles und Äschylos zu lesen. Wegweisender Überblick über die Dichtung von Goethes Tode bis zur Gegenwart, deren hauptsächlichste Erscheinungen den Schülern auf dem Wege privater Lektüre und als Grundlage für Vorträge bekannt werden sollen.

**Bemerkungen.**

1. An jeder Anstalt muß für den deutschen Unterricht der Unter- und Mittelklassen ein eingehender Lehrplan vorhanden sein, der einen Kanon der jedenfalls zu behandelnden und auswendig zu lernenden Gedichte zu enthalten, sodann die Lehraufgaben der einzelnen Klassen genauer zu bestimmen und abzugrenzen hat. Wünschenswert ist, daß derselbe auch Winke wegen der den Schülern anzuempfehlenden Privatlektüre giebt.
2. Die grammatische Unterweisung hat im Deutschen stets und durchaus auf induktiv-heuristischem Wege zu erfolgen, der von den einzelnen Spracherscheinungen ausgehend den Schüler zur Auffindung des Gesetzes fortschreiten und aus Beispielen die Regel entwickeln läßt. Durch fortgesetzte Übungen in der Analyse gegebener und der Bildung eigener Beispiele ist Sicherheit und Gewandtheit im Sprechen zu erzielen, und immer ist darauf zu achten, daß die grammatische Belehrung durch Mannigfaltigkeit der Übungen möglichst belebt wird.
3. Wenn die grammatische und stilistische Unterweisung darauf abzielt, den Schüler zum bewußten korrekten Gebrauch der Muttersprache in Wort und Schrift heranzubilden, hat die Erklärung der Schriftwerke sich auf das zum Verständnis Unentbehrliche zu beschränken. Namentlich hat sich der Lehrer bei der poetischen Lektüre bis nach Prima hinauf trotz der sich stufenweise erweiternden und vertiefenden Behandlung der Stoffe einer kleinlich zergliedernden, Zeit und Interesse raubenden Behandlung zu enthalten und darauf bedacht zu sein, daß sie vor allem auf Phantasie und Gemüt einwirken soll. In der Regel sind von umfangreicheren Dichtungen nur ausgewählte Stellen in der Klasse zu lesen, das Übrige ist den Schülern abschnittweise zur vorbereitenden Privatlektüre aufzugeben und im Unterricht nachträglich zu besprechen. Ein Hauptaugenmerk ist darauf zu richten, daß jede bedeutendere Dichtung nicht nur im einzelnen, sondern auch als Ganzes recht verstanden und genossen wird.
4. Es erscheint geboten, daß in den Oberklassen neben den in gewissen Zwischenräumen zu liefernden größeren Aufsätzen von Zeit zu Zeit kurze Klassenaufsätze geschrieben werden, bei welchen das Absehen ausschließlich auf knappe, zutreffende und wohlgeordnete Wiedergabe eines den Schülern aus dem Unterrichte der Anstalt geläufigen Stoffes gerichtet ist.
5. Dem deutschen Unterrichte in den Oberklassen fällt in der Regel die Verpflichtung zu, den Schülern allmählich das Allernötigste aus der Logik und der Psychologie gelegentlich im Anschluß an die Dispositionsübungen, die Besprechung der Arbeiten wie auch geeigneter Lektürestoffe mitzuteilen.

# Sprechzimmer.

## 1.

### Zu Schillers Wallensteins Tod III, 7 u. 10.

Im 10. Auftritt berichtet Buttler den Ausgang der Schlacht bei Prag und erklärt zugleich, wie „dieser Lärmen in das Lager kam.“ Vorher aber, im 7. Auftritt fragt Wallenstein: „Wie aber kam der Lärmen in das Lager? Es sollte ja dem Heer verschwiegen bleiben, bis sich zu Prag das Glück für uns entschieden.“ Wallenstein bringt offenbar schon hier die Unruhe im Lager mit der Kunde vom Ausgange der Schlacht in Verbindung. Das Subjekt „Es“ kann doch kaum etwas anderes meinen, als was der folgende Satz „Bis sich zu Prag das Glück für uns entschieden“ ausführt. Von der hierin liegenden Ahnung des wahren Sachverhaltes zeigt aber Wallenstein im 10. Auftritt keine Spur.

Einen anderen vom Dichter wohl übersehenen Punkt, dessen Zweifelhaftigkeit noch wesentlicher ist als der eben erwähnte Widerspruch, finde ich im Verhalten Wallensteins gegenüber der Kunde von der Ächtung seiner Getreuen, Illos und Terzkys. Selbst die Schüler kommen da bei nur leiser Hindeutung zu der Frage: Warum nimmt Wallenstein keinen Anstoß daran, daß nicht gleichzeitig auch Buttler geächtet wurde, von dessen Treue er doch ebenso überzeugt ist wie von der der beiden andern? Wenn Schiller hier mit Bewußtsein verfuhr, so konnte er nur die größte Verblendung Wallensteins kennzeichnen wollen mit dessen Worten: „Die Brust ist wieder frei, der Geist ist hell.“

Dresden. **Karl Müller.**

## 2.

Bei dem Lesen des Reedonschen Aufsatzes im dritten Heft kamen mir einige Beobachtungen über häufiges Vorkommen einiger Vornamen in gewissen Gegenden in Erinnerung.

Am auffälligsten ist dies mit dem Namen Elisabeth, der in der Umgegend von Marburg auffällig stark verbreitet ist. Hier liegt die Einwirkung der heiligen Elisabeth meines Erachtens sicher zu Grunde. In der genannten Gegend herrscht dieser Name derartig vor, daß alle anderen Frauennamen dagegen zurücktreten. Aus meiner engern Heimat kann ich die Namen Otto und Minna anführen, und zwar den erstern für ganz Anhalt, den letztern für den rechtselbischen (Zerbster) Kreis. Interessant ist dessen häufiges Vorkommen schon deshalb, weil ja das betreffende Wort sonst seit der Neuzeit verschwand. Bei dem Namen Otto an Nachwirkung der ottonischen Zeit zu denken, verbietet wohl die Länge der verflossenen Zeit, auch müßte dessen Häufigkeit für das Mittelalter belegt

werden. Im Zerbster Teile heißt der Pfingstvogel: Peter Leo, gesprochen Petrlêo; zugleich braucht das Volk diesen Ausdruck, wenn es eine Auskunft verweigert; es hat dann den Sinn: es geht dich nichts an (gew. ach was, Peter Leo).

Darf ich endlich mir eine Anfrage gestatten, die sich ebenfalls auf Namenkunde bezieht? Bei adligen wie bürgerlichen Namen findet man bisweilen den Zusatz: „genannt x". Bisher habe ich darüber eine schriftliche Auskunft noch nicht gefunden und eine Aussprache mit Kollegen führte zu keinem Ergebnis.

Cöthen (Anhalt). **Otto Gorges.**

3.

## Zu Goethes „Paria".

In der herrlichen Legende, die schon bei ihrer ersten Veröffentlichung unter Goethes eigener Korrektur in „Kunst und Altertum" ohne besondere Genauigkeit, vor allem im Ausfalle der metrisch nicht zählenden e und i, abgedruckt wurde, vermute ich an zwei Stellen die Auslassung eines Wortes. Sie ist gedichtet in reimlosen vierfüßigen Trochäen, bei denen um eine Silbe kürzere Verse Absätze bezeichnen, die aber mit Sinnabschnitten zusammenfallen müssen, nicht inmitten eng verbundener Worte eintreten dürfen. Mehrere kleinere Absätze sind meist zu einer Strophe verbunden. Herder hatte solche trochäische Strophen besonders in seinem „Cid" angewandt, aber mit großer Freiheit, die auch Abschnitte von zwei Versen sich häufig gestattet. Vergl. meine Erläuterungen zum „Cid" S. 91. Goethe hat diese schon im Vorspiel von 1807 in den anmutigen Reden und Beschreibungen der Göttin des Friedens. Dort finden sich am Anfange auch Abschnitte von zwei Versen. Die sechs Strophen sind in folgender Weise gebaut, wobei die erste Zahl die der gesamten Verse der einzelnen Strophen anzeigt, die in Klammern gesetzten die der kleineren Abschnitte I, 19. (2. 3. 3. 7. 4.) II, 11. III, 25. (10. 15.) IV, 14. (4. 5. 5.) V, 10. VI, 27. (2. 2. 19. 4.). In der ernstern Parialegende haben wir nach der überlieferten Fassung folgende Strophen: I, 14. (4. 4. 6.) II, 22. (7. 3. 8. 4.) III, 13. (5. 8.) IV, 22. (3. 5. 3. 3. 4. 4.) V, 5. VI, 9. (4. 5.) VII, 31. (4. 3. 2. 4. 4. 4. 6. 4.) VIII, 8. (4. 4.) IX, 10. (6. 4.) X, 11. (5. 6.). Ein Absatz nach zwei Versen findet sich nur in VII, und zwar an einer Stelle, wo er ohne Sinnabschnitt steht. Das Fehlen eines Sinnabschnittes zeigt sich auch einmal in II, wo auf einen Abschnitt von 7 einer von 3 folgt. Nun ergiebt sich auch an beiden Stellen der Ausfall eines Wortes als sehr wahrscheinlich, durch dessen Einsetzung wir statt der beiden Absätze von 7 und 3 einen von 10 und statt des von 3 und 2 einen von 5 erhalten. Die erste Stelle lautet: „Plötzlich überraschend

spiegelt / Aus des höchsten Himmels Breiten / Über ihr vorübereilend / Allerlieblichste Gestalt / Hehren Jünglings, den des Gottes / Uranfänglich schönes Denken / Aus dem ew'gen Busen schuf." Hier fordert der Sinn zu spiegelt noch ein sich; denn er spiegelt sich im Wasser des Ganges: setzen wir dieses sich nach Gestalt mit der Goethe auch sonst eignen Freiheit, den nachfolgenden Genitiv von dem Hauptwort, zu dem er gehört, durch ein zwischentretendes Wort zu trennen, so ist alles in Ordnung. Sich schiebt sich ein wie schon im Tasso gleich im ersten Auftritt steht „bringt das Gefühl mir jener Zeit zurück", „deckt getrost das Winterhaus schon der Citronen und Orangen ab", ähnliches in Alexis und Dora in Hermann und Dorothea (Erläuterungen S. 91 flg.), und so auch selbst in Prosa. Vergl. meine vollständige Erläuterung des Tasso von 1854 S. 124**. Die auffallende Wortstellung konnte den Abschreiber oder Setzer zum Übersehen verleiten. Ähnlich verhält es sich mit der andern Stelle: „Deiner Mutter Leichnam dorten, / Neben ihm das freche Haupt / Der Verbrecherin, des Opfers / Waltender Gerechtigkeit." Das Zeitwort liegt kann hier nach Haupt nicht fehlen. Daß dies erst beim zweiten Teile steht, bei der mit tiefster Bewegung gemachten Äußerung, daß neben ihrem Leichnam das Haupt der Verbrecherin liege, während das ihre auf deren Leichnam vom Sohne gesetzt sei, kann nicht auffallen. Die Härte des Versschlusses Haupt liegt ist nicht stärker als 82 tritt heraus her!

Köln a. Rh. **Heinrich Düntzer.**

## 4.

## Zu einem Bauspruch.

Für den Spruch „Dieses Haus gehört nicht mein" u. s. w. wurde in dieser Zeitschrift 10, 286 das Vorkommen in Mecklenburg und in Tirol nachgewiesen. Ich erlaube mir zu bemerken, daß dieser Hausspruch überhaupt in den Alpenländern mit einigen Textverschiedenheiten sehr häufig ist. Reiches Material bietet L. v. Hörmann, Haussprüche aus den Alpen, Leipzig 1892 und Fr. Ilwof in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1893, S. 278—285. Hier will ich nur einiges ergänzen. In St. Magdalena bei Linz (Oberösterreich) heißt es an einem Hause:

Das Haus ist mein und nicht mein,
Der drein war, sagt auch, es ist sein,
Ich zog aus und er zog ein,
Nach meinem Tod soll's auch so sein!

In Tirol fand ich am bekannten Speckbacherhof bei Rinn die folgenden Verse:

Dieses Haus gehört nicht mein und nicht dein,
Dem dritten wird es auch nicht sein,
Dem vierten wird es übergeben,
Der fünfte wird nicht immer leben,
Den sechsten trägt man auch hinaus,
Drum sag mir, wem gehört dies Haus?

Häufiger noch ist eine kürzere Form, welche sich dem angezogenen Hausspruche Goethe-Hempel 4, 109 am meisten nähert:

Dies Haus ist mein und doch nicht mein,
Den zweiten trägt man bald hinaus,
Beim dritten wird es auch so sein,
Nun sage, wem gehört das Haus?

Verwandt mit diesen Sprüchen ist ein anderer, den ich am Dörnberg (Oberösterreich) und in Wilten, sowie am Geroldsbach bei Götzens (Tirol) in folgender Fassung fand:

Man bauet Häuser hoch und fest,
Doch sind wir darin nur fremde Gäst',
Wo wir werden ewig sein,
Baut man sehr wenig hinein.

Der Bauspruch:

Wer baut an der Straßen,
Muß die Leute reden lassen

ist bekannt und an alten und neuen Bauten häufig zu finden; ich las ihn am häufigsten in Oberösterreich.

Marburg a. D. **S. M. Prem.**

5.

Volksetymologisches.

Einige Beiträge zur Etymologie des Volkes möchte ich hier geben, die Andresen nicht hat und die vermutlich nicht allgemein bekannt sein dürften.

In Flensburg heißt eine Straße Angelburgerstraße. Sie führt hinaus nach der reichen Landschaft Angeln, dem Stammlande der Engländer. Ehe die Eisenbahn aufkam, fuhren die Angeler Bauern durch diese Straße ihre Vorräte zu Markte. Man nannte sie darum die Angelbuerenstrate, daraus wurde Angelburgerstraße, also wie so oft bei Übertragung vom Plattdeutschen ins Schriftdeutsche mißverstanden. Aus den Angeln hat die hochdeutsche, vom Lateinischen angekränkelte Denkart Angeliter gemacht; doch dies nur nebenbei.

In Pommern hörte ich eine Bauersfrau sagen: Ick kann nich sprichen, ick kann man blot räden! Unter sprechen verstand sie also hochdeutsch, d. h. fein reden, unter räden ihr gemeines Platt. Von

solchen Landleuten habe ich wiederholt gehört: Afzeit. Das ist eine lautlich richtige Übertragung von Appetit ins Hochdeutsche, wie lateinisch porta = Pforte, oder wie Tid = Zeit.

Im Magdeburgischen hörte ich Staub für Stoff (Zeug) brauchen; eine ähnliche unbewußte Lautverschiebung der Konsonanten, wie Haber = Hafer.

Noch einiges von Ortsnamen.

Mit einem Bekannten kam ich nach längerer Waldwanderung bei Glücksburg an ein Dorf, das Schausende hieß. Wir hörten oder lasen den Namen zum ersten Male und suchten ihn als imperativisch zu erklären. Freilich trauten wir unserer Erklärung selber nicht sehr, und bei tieferem Eindringen ergab sich denn, daß die erste Silbe früher Skov lautete, = Wald; daraus hatte man denn frischweg Schau's gegemacht, einen Imperativ. Am andern Ende desselben Waldes liegt Schauenthal, und ich bin nicht zweifelhaft, daß dies mit schauen ebensowenig zu thun hat, sondern Waldthal heißt. Diese dänischen Namen bringen mir Klopstocks Ode Rothschilds Gräber in Erinnerung. Als Schüler wußte ich nichts damit anzufangen; unwillkürlich dachte ich an den Geldmann, der mit Frankfurt ebenso unlösbar verbunden ist wie Goethe. Unser Lehrer erklärte uns nichts, ging vielmehr um die Ode herum, konnte sie aber doch nicht aus dem Lesebuche tilgen. Später lernte ich Rothschild selber kennen; es ist Roskilde, die frühere dänische Hauptstadt, die Christoph der Bayer durch Kopenhagen ersetzte. Roskilde ist das dänische Speier oder Saint Denis; in seiner Domkirche ruhen die meisten Könige in teilweise prächtigen Kapellen. Die Zusammensetzung des Wortes ist aber Ros-kilde, Quelle des Roes, eines sagenhaften Fürsten.

In Flensburg nennt man die griechischen Levkojen hie und da Lakeien; ob man sich des Irrtums bewußt ist oder nicht, kann ich nicht angeben; nur in letzterem Falle könnte man von Volksetymologie reden.

Zum Schluß noch zwei Beispiele, die ich Herrn von Gayette Georges (so lese ich den etwas undeutlich geschriebenen Namen) verdanke. In Dürkheim in der Pfalz giebt es einen flachen Turm und einen Krummholzstuhl. Jenes soll eine Verstümmelung sein aus Flaggenturm, dieses aus Brauholdstuhl.

Flensburg. **Wasserzieher.**

## 6.

### Zu Schillers Tell (I, 3,70 flg.).

Auf die Klagen Stauffachers über die „unleidliche" Gewaltherrschaft der Vögte mahnt Tell I, 3,70 flg. zu „Geduld und Schweigen" und fügt die tröstenden Worte hinzu:

Die schnellen Herrscher sind's, die kurz regieren.
— Wenn sich der Föhn erhebt aus seinen Schlünden,
Löscht man die Feuer aus, die Schiffe suchen
Eilends den Hafen, und der mächt'ge Geist
Geht ohne Schaden spurlos über die Erde.

Vergebens sucht man in den Kommentaren eine Belehrung darüber, in welchem Sinne hier „schnell" in Bezug auf die Vögte zu fassen ist. Haßt es die plötzlich aufgetretenen, neuen Herrscher? Oder hat hier „schnell" die Bedeutung: „vorschnell, ungestüm", wie hin und wieder im Mittelhochdeutschen? Auch dies befriedigt nicht. In meiner nordthüringischen Heimat pflegt man sich bei rauhem Wetter, besonders bei bösen Sturmtagen mit den Worten zu trösten: „Gestrenge Herren regieren nicht lange!" Die Redensart ist nicht örtlich beschränkt, denn auch in Westfalen pflegt man bei bösem Wetter zu sagen: „Strenge haerens dä richtet nitt lange" (s. Woestes Wörterbuch der Westfäl. Mundart. Norden, Soltau 1882, S. 214 unter richten, und S. 258 unter strenge). Daß Schiller diese volkstümliche Redensart, die er vielleicht in Thüringen kennen gelernt hatte, an dieser Stelle im Sinne hat, ist mir auch deshalb wahrscheinlich, weil sich so am besten erklären würde, wie er dazu gekommen, hier den Föhn mit der Tyrannenherrschaft zu vergleichen. Ich halte es deshalb auch nicht für unwahrscheinlich, daß schnellen hier nur ein Schreibfehler Schillers (oder ein übersehener Druckfehler der ersten Ausgabe) für strengen ist. Dafür, daß der Dichter oft flüchtig schrieb, finden sich ja mancherlei Beispiele. So ist in der von Jonas herausgegebenen Sammlung von Schillers Briefen im 251. Briefe Boxbergers Konjektur abgebangt für das handschriftliche abgeborgt unbedenklich in den Text gesetzt, und auch im 242. Briefe hätte das sinnlose „Unsere lieben Weimar grüße tausendmal" nicht im Texte stehen bleiben, sondern für Weimar Weiber gesetzt werden sollen. Über die weitere Verbreitung der Redensart wären Mitteilungen aus dem Leserkreise erwünscht.

Northeim. **R. Sprenger.**

## 7.

## Flurgänge.

In seinem trefflichen Aufsatze „Der deutsche Wald in Religions- und Rechtsanschauung alter Zeit" kommt A. Freybe (Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht, 9. Jahrg., 1895, 10. Heft, S. 648—649) auf die früher in ländlichen Ortschaften alljährlich einmal vorgenommene feierliche Beschreitung der Dorfgrenze durch Abordnungen der Dörfer und Flecken und führt dafür näheres aus Treisa in Hessen an. Auch in Thüringen war dieser Brauch gäng und gäbe; zum Beweise hierfür sei es mir gestattet, aus meiner Arbeit über „Die

Vergangenheit des ehemaligen mainzischen Küchendorfes Hochheim" [Mitteilungen des Vereins für die Geschichte und Altertumskunde von Erfurt. XIV. Heft. 1890, S. 108—109] folgendes mitzuteilen: Schon im Engelmann-Büchlein aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts) sind die Umzüge vorgeschrieben, und zwar mit folgenden Worten: „Die amptleude sollen dem voidt bevelhen, das er allen meins gnedigsten hern vnderthanen in seiner churfürstlichen gnaden dorffen vmb Erffurdt iglichem bey einer buß fünff schill. gebiethe, das sie jherlich in der creutzwochen igliche in ihrem dorff, vmb den flore desselben dorfs gehen, szo vherre vnd weith sich derselb flore erstreckt, vnd eyn theil ihr szone mitgehen lassen, vff das dieselben auch lernen vnd sehen vnd zu sagen wissen, wie weith iglicher flore sey vnd wo er wende."

Dominikus („Erfurt und das erfurtische Gebiet." Gotha, 1793, I, S. 59) beschreibt uns die Flurgänge folgendermaßen: „Das Hegemahl (collegium fratrum arvalium) — d. h. die Oberheimbürgen und die Vormünder — und eine große Menge Bauern und Kinder ziehen in einer Prozession um die äußersten Grenzen. Jenes geht voran, und diese sind das Gefolge. Bei jedem Gränzstein, Pfahl, Baum oder Graben intoniren lärmende Instrumente, schießt man mit Flinten. Man nennt dieses die Steine beblasen oder beschießen. Darauf zieht man den Kindern an den Ohrläppchen, oder giebt ihnen eine gelinde Ohrfeige, damit sie aufmerksam werden, wie weit sich die Gränzen erstrecken."

Daß noch am Anfange des laufenden Jahrhunderts die Flurgänge in Hochheim mit großem Gepränge und nicht ohne erhebliche Unkosten ausgeführt wurden, beweisen die Gemeinderechnungen dieses Ortes vom Jahre 1803 und 1806. Die Rechnung des zuletzt genannten Jahres führt auf:

„Für Nüsse und Kugeln, die beim gerichtlichen Fluhrzuge unter die Jugend bei den Gränzsteinen geworfen worden
1 Rthlr. 4 Ggr.
Den Musikanten für ihre Aufwartung hiebey . . . 20 Ggr.
Für das nach dem Fluhrzuge den hiesigen Einwohnern und den angränzenden Feldnachbarn zur Ergötzlichkeit gegebene Bier
44 Rthlr. 22 Ggr.
Für die Kutsche auf dem Fluhrzuge . . 1 Rthlr. 18 Ggr.".

Auch die Stadt Erfurt kannte noch etwa vor einem Menschenalter die Flurgänge. Es gab in ihr sechs Hegemähler, d. h. ursprünglich Gerichte zur Entscheidung von Grenzstreitigkeiten; von Mitgliedern dieser ländlichen Behörden (dem Ober-Hegemeister, den Schöffen u. a.) wurden alljährlich einmal die ihnen unterstellten Fluren in ihrem ganzen Um-

fange abgeschritten; an die Last und Mühe dieses Tages schloß sich, wie in den Dörfern, eine Festlichkeit. Die Namen der einstigen Erfurter Hegemähler sind folgende:

1. Andreas-Brühler Hegemahl.
2. Johannes-Krämpfer-Ilversgehofener Hegemahl.
3. Hegemahl der elf Gemeinden.
4. Löber Hegemahl.
5. Schmidtstedter Hegemahl.
6. Sulzer-Hohenwendener Hegemahl.

Jedenfalls waren die Flurgänge nach Art kirchlicher Prozessionen von alters her von frommen Gesängen begleitet; hierfür spricht folgendes, allerdings aus jüngerer Zeit stammende

### Flurzugs-Lied

(gedichtet von Stadtrat Pohle, Erfurt, 1882).

(Blatt in 8°, Name des Verfassers und Jahreszahl handschriftlich, das übrige gedruckt. Erfurter Stadt-Archiv XII, 2.)

Mel.: Nun danket alle Gott.

„Nun danken alle wir,
Mit kindlichem Gemüthe
Du guter Vater dir,
Für alle deine Güte,
Die du von Jugend auf
Uns liebevoll erweißt
Und weihen unsern Lauf
Dir Vater, Sohn und Geist.

Ein Gang um unsre Flur
Bewies es uns aufs neue,
Wie deiner Liebe Spur
Uns täglich noch erfreue.
Beschütze ferner uns
Mit deiner Allmachts-Hand.
Ja segne unsre Flur
Und unser ganzes Land.

Gieb ferner dein Gedeihn
Zu redlichem Bestreben.
Wenn Gaben uns erfreun,
Laß gern uns wieder geben.
Dir ähnlich, Gott, zu seyn,
Laß eifrig uns bemühn,
Bis wir aus unsrer Flur
In deine Fluren ziehn!"

Erfurt. **Albert Pick.**

---

Goethes sämtliche Werke in 36 Bänden, à 1,50 Mark. Mit Einleitungen von Karl Goedeke (25.—36. Band). Stuttgart 1895. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.

Zu dem nun erreichten Abschluß des neuen Goethe erübrigt es nur noch, da auf die einzig dastehenden Vorzüge dieser Ausgabe in dieser Zeitschrift wiederholt hingewiesen worden ist, die Empfänger und die Geber, nicht zum mindesten die Verlagsanstalt, zu beglückwünschen. Die Hempelsche Ausgabe, ebenfalls in 36 Bänden, enthält am Schlusse die

von Riemer und Eckermann 1837 verfaßte Chronologie der Entstehung Goethescher Schriften. Um zu erkennen, welche Fortschritte die Goetheforschung seitdem gemacht hat und auf welcher wissenschaftlichen Höhe die vorliegende Ausgabe steht, vergleiche man beispielsweise diesen Abschnitt (36 Band, S. 308—322) mit dem bei Hempel, Bd. 36, S. 673—685.

Dresden. Hermann Unbescheid.

A. Marty, Über subjektlose Sätze und das Verhältnis der Grammatik zur Logik und Psychologie. Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie Band VIII, S. 56 flg., 161 flg., 292 flg. Band XVIII, S. 320 flg., 421 flg. Band XIX, S. 19 flg., 263 flg.

Marty, der zu seiner umfangreichen Arbeit durch Miklosichs subjektlose Sätze (2. Auflage 1883) angeregt worden ist, hat die ersten drei Artikel erst nach zehnjähriger Unterbrechung fortgesetzt, und dieser Umstand hat natürlich auf die Gestaltung der späteren Artikel Einfluß gehabt. Diese Zwischenzeit ist nämlich an Arbeiten über den Gegenstand außerordentlich fruchtbar gewesen,[1]) und Marty hat es für geboten erachtet, sich zunächst mit den einzelnen Gegnern auseinanderzusetzen. Auf den Vorzug fortlaufender Darstellung mußte dabei verzichtet werden, und auch Wiederholungen ließen sich nicht vermeiden. Aber der Sache ist diese eingehende Behandlung der gegnerischen Ansichten nur dienlich gewesen. Die Beweisführung ist dadurch nur noch überzeugender geworden. Aus dem reichen Inhalte der Artikel kann hier nur das Wichtigste hervorgehoben werden.

Die sprachgeschichtliche Untersuchung ist eine Untersuchung für sich. Es ist etwas anderes, wenn ich frage: aus welchen Sätzen früherer Sprachperioden hat sich der heutige unpersönliche Satz entwickelt? etwas anderes, wenn ich festzustellen suche, welches heute die Bedeutung eines solchen Satzes ist. Die Möglichkeit und Notwendigkeit, beide Fragen zu trennen, müßte jedem, der die Geschichte des Bedeutungswandels kennt,

1) In den Kreisen der Sprachforscher sind wohl Kern, die deutsche Satzlehre[2] 1888 und der betreffende Abschnitt in Pauls Prinzipien der Sprachgeschichte[2] 1886 (S. 105 flg.) am bekanntesten geworden. Es kommen aber hinzu Sigwart, Logik[2] (S. 77 flg.); B. Erdmann, Logik (I, S. 304 flg.); Wundt, Logik[2] (I, S. 176 flg.); Sigwart, die Impersonalien, eine logische Untersuchung 1888; Schuppe, subjektlose Sätze in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft Band 16, S. 249 flg.; Puls, über das Wesen der subjektlosen Sätze, Flensburg 1888 und 1889 (Programmabhandlungen) und endlich die mehr oder weniger ausführlichen Besprechungen dieser Arbeiten, besonders die der Sigwartschen Schrift durch Steinthal in der Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft Band 18, S. 170 flg. und die der Miklosichschen durch Brentano, vom Ursprung sittlicher Erkenntnis 1889, Beilage, S. 109 flg. Vergl. ebenda S. 60 flg.

unmittelbar einleuchten. Trotzdem sind beide Fragen vermengt worden, und man hat geglaubt, mit der Feststellung der ursprünglichen Gestalt jener Sätze die ganze Frage endgültig gelöst zu haben. Bei Marty tritt hinter der logischen und psychologischen Untersuchung die sprachgeschichtliche Seite der Frage zurück. Doch bleibt sie keineswegs ganz außer Betracht. Abgewiesen wird, um nur Eins anzuführen, die verbreitete Ansicht, daß wir es in den Impersonalien mit altem Sprachgut zu thun hätten, mit Bildungen, die gleichsam auf der ältesten Sprachstufe, der Wurzelstufe stehen geblieben seien und nun als ehrwürdige Denkmäler der Vorzeit in die heutige Sprachperiode hineinragten. Sie sind vielmehr, wie Marty mit Benfey u. a. annimmt, erst aus subjektischen Sätzen entstanden (Ζεὺς ὕει ist älter als ὕει), wenn auch nicht jedes einzelne Impersonale, so doch eine gewisse Anzahl, nach deren Muster dann andere unpersönliche Ausdrücke gebildet worden sind. — Marty scheidet diese rein sprachwissenschaftliche Frage zunächst aus, um an einer spätern Stelle kurz auf sie einzugehen, und stellt die von ihr, wie bemerkt, durchaus unabhängige Frage: Was verstehen wir heute unter einem Satze wie „es regnet, es brennt, es rauscht, es wird gespielt, es fehlt an Geld"?

Diese Frage ist sehr verschieden beantwortet worden. Grammatiker und Logiker sind ausgezogen, um für die mit der gewöhnlichen Regel so gar nicht zu vereinbarenden Sätze ein Subjekt ausfindig zu machen, und der eine hat dieses, der andere jenes herbeigebracht, aber keinem ist das Glück günstig gewesen. Der eine erklärt „es regnet" durch „das, d. h. die wahrgenommene Erscheinung ist Regen" und bezeichnet ein solches Urteil als ein Benennungsurteil. Aber abgesehen von anderen Bedenken, wenn ich sage „es regnet," so ist meine Absicht gar nicht, einen wahrgenommenen Vorgang zu benennen oder gar zu klassifizieren. Ich mag auch das thun, wenn ich so urteile; aber dieses Einreihen des Wahrgenommenen in eine Begriffsklasse muß meinem Urteile über den Vorgang vorhergehen; auf keinen Fall macht es die Bedeutung des Urteils selbst aus. Übrigens wird diese Erklärung nur für einen Teil der Impersonalia versucht. Andere erklären „ein Regen regnet". Auch von dieser Umschreibung gilt, daß sie nur für einen Teil der betreffenden Sätze möglich ist; sie versagt bei Sätzen wie „es geht mir gut, es fehlt an Geld, es giebt einen Gott". Wieder andere glauben ein unbestimmtes Subjekt: etwas, noch andere ein bestimmtes, wenn auch sehr allgemeines: die Totalität des Seienden o. ä. finden zu sollen. Aber man gebe sich einmal unbefangen Rechenschaft über die Bedeutung der Sätze. Wer denkt daran zu fragen: Was regnet? d. h. wer denkt daran, eine Substanz zu suchen, an der die Erscheinung haftet, oder gar eine Ursache, die sie

hervorruft? Wollen wir mit unserm Urteile „es regnet" etwas anderes als einen Vorgang feststellen, behaupten?[1]) So wäre also wohl, wie wieder andere erklären, „es regnet" gleich „Regnen ist"? Da hätten wir ja endlich ohne unstatthaftes Hineindeuten Subjekt und Prädikat, und diese Umschreibung ließe sich überall anwenden. Aber — „ist" hat seit Kant den Anspruch auf den Namen Prädikat verloren. Er lehrt ja, daß mit „ist" im Existenzialsatze („Gott ist" oder „es ist ein Gott") zu dem Subjektsbegriffe kein neues Prädikat hinzukomme. Sein bezeichnet nach Kant und nach Herbart bloß die Position. Diese Umschreibung des unpersönlichen Satzes scheint also die Verlegenheiten nur noch zu vermehren. Da giebt es also nicht nur Urteile und Sätze, die wahrhaft subjektlos sind: „es regnet" u.s.w., sondern auch solche, die prädikatlos sind: „es ist ein Gott" u.s.w. Wie vereinigen wir das aber mit der Lehre, daß das Urteil in der Beziehung zweier Vorstellungen bestehe? Die Antwort kann nur lauten: diese Lehre ist, eben weil sie uns bei dem unpersönlichen und beim Existenzialsatze im Stiche läßt, nicht richtig. Urteilen heißt vielmehr soviel wie setzen und leugnen oder anerkennen und verwerfen, es ist, wie Brentano gezeigt hat, vom Vorstellen durchaus verschieden und auf keine Weise aus diesem abzuleiten, und es bedeutet nun gar keinen wesentlichen Unterschied, ob sich diese Thätigkeit unserer Seele Einem Gegenstande oder einem bereits gesetzten Gegenstande, dem Subjekte, zusammen mit einem neuen Begriffe, dem Prädikate, zuwendet. Das erstere ist also der Fall beim subjektlosen sowie beim Existenzialsatze.[2]) So läßt sich denn in der That für „es regnet" „Regnen ist" einsetzen.

---

1) Das wird denn auch zum Teil zugegeben, und einige Logiker haben das subjektlose Urteil das Rudiment eines Urteils genannt. Andere aber beruhigen sich bei solchem Zugeständnisse nicht, sondern, um die Zweigliedrigkeit des Urteils zu retten, beeilen sie sich hinzuzusetzen, daß logisch dennoch ein Subjekt vorhanden sei, insofern eine Ursache gedacht werden solle. Auch der Weg wird wohl eingeschlagen, daß man kurzer Hand ein subjektisches Urteil unterschiebt, z. B. statt „es brennt" „etwas brennt." Aber „es brennt" und „etwas brennt" sind zwar Urteile, welche die gleiche Geltung, jedoch keineswegs den gleichen Inhalt haben. Nur das ist richtig, daß dasselbe Urteil z. B. „es brennt", das eine Mal subjektlos, das andere Mal subjektisch sein kann, das letztere, wenn „es" einen Hinweis auf einen brennenden Gegenstand enthält. Niemals gilt aber von Einem Urteile beides zugleich.

2) Übrigens außerdem bei einer Reihe von Urteilen, deren sprachliche Form irreführend ist, wie „kein Mensch ist unsterblich" oder, was dasselbe ist, „alle Menschen sind sterblich." Logisch betrachtet enthält dies Urteil keine Prädikate, sondern eine einfache Leugnung eines zusammengesetzten Urteilsgegenstandes. Auf die logische Formel gebracht lautet der Satz: „es giebt keinen unsterblichen Menschen," wo „unsterblicher Mensch" der Urteilsgegenstand und „es giebt nicht" Zeichen der Leugnung oder Verwerfung ist.

Aber das Urteil, mag es in die Form des subjektlosen oder in die des Existenzialsatzes gekleidet sein, bleibt eingliedrig; es wird in ihm ein Vorgang gesetzt oder anerkannt. Anders, wie bemerkt, in einem Urteile wie „der Baum ist grün.“ Hier wird einem bereits gesetzten Gegenstande, Baum, eine Eigenschaft zuerkannt. Ein solches Urteil ist ein Doppelurteil: auf ein einfaches (ein Baum ist) wird ein zweites (der gesetzte Baum ist grün) aufgebaut.

Damit fiele denn auch die Doppelnatur des Verbums Sein, das ja nach der gewöhnlichen Lehre bald ein Satzband ohne selbständige Bedeutung, bald ein richtiges Prädikat in der Bedeutung „existieren, dasein, vorhandensein“ darstellen soll. Der Widerspruch, der in dieser Lehre liegt, ist nun freilich nicht unbemerkt geblieben, und bekanntlich hat Kern mit seiner Kritik hier eingesetzt und eine neue Lehre von der Kopula aufgestellt. In der That ist ihm durchaus beizupflichten, wenn er es für unzulässig erklärt, dem „ist“ in „der Knabe ist im Garten“ die Bedeutung existieren beizulegen, während es in „der Knabe ist abwesend“ bloßes Satzband sein soll. Des Rätsels Lösung scheint ihm die zu sein, daß man der sogenannten Kopula die ihr mit Unrecht abgesprochene selbständige Bedeutung wiederzugeben habe; mit anderen Worten, Sein heißt nach Kern nicht nur im Existenzialsatze, sondern immer und überall existieren und ist immer und überall wirkliches Prädikat. Indessen, wirkliches Prädikat kann es ja, wie wir gesehen haben, nicht sein, und so haben wir vielmehr umgekehrt zu schließen: nicht nur als Kopula, sondern ebensowohl als Verbum im Existenzialsatze ist Sein ohne selbständige Bedeutung. „Ist“ dient in beiden Fällen lediglich als mitbedeutendes Zeichen und hat als solches in beiden Fällen im wesentlichen den gleichen Dienst zu verrichten. Im Existenzialsatze ist es Zeichen der bloßen Setzung (entsprechend „ist nicht“ Zeichen der Leugnung), als Kopula dagegen Zeichen der Zuerkennung („ist nicht“ Zeichen der Aberkennung).

Freilich sprachlich hat das eingliedrige Urteil keinen besondern Ausdruck gefunden, der es von dem Doppelurteil unterschiede: ἔστι θεός sowie ὕει sind, rein äußerlich betrachtet, wahrhaft prädikative und subjektische Sätze, und diese Übereinstimmung im sprachlichen Ausdrucke ist jedenfalls die Ursache, wenn die Eigenart des subjektlosen sowie des Existenzialurteils so lange verkannt worden ist. Die angesehensten Logiker zeigen sich bis auf unsere Tage in ihrer Lehre vom Urteile wie vom Begriffe von dem sprachlichen Ausdrucke abhängig, oft in geradezu unbegreiflichem Maße. Belegstellen finden sich bei Marty genug. Aber die sprachliche Gestalt vermag für die Urteile nichts zu beweisen. Wenn die Sprache das Impersonale und den Existenzialsatz vom subjek-

tischen und prädikativen Satze nicht unterscheidet, so ist hier geschehen, was in der Sprachgeschichte so oft geschehen ist: zur Bezeichnung eines Gedankens wurde ein Mittel verwandt, das bisher als Bezeichnungsmittel für einen andern Gedanken diente, die Auffassung dieser Sätze als zweigliedrige (subjektische und prädikatische) ist nur innere Sprachform; nachdem einmal eine Satzform ausgebildet war, in der neben einem Subjekte ein Verbum in der Thätigkeits- oder Leidensform als Prädikat stand, wurde für die als Urteile zwar ebenso ursprünglichen, aber bei weitem selteneren einfachen Urteile, die eine bloße Anerkennung und Verwerfung enthielten, dasselbe Ausdrucksmittel wie für die Doppelurteile verwandt: der impersonale Satz hatte nun ein scheinbares Subjekt, der Existenzialsatz ein scheinbares Prädikat; die innere Sprachform enthielt dort einen Träger des Vorganges, der in der äußern Sprachform als Personalendung (ὕει) oder außerdem noch als Fürwort (es regnet) erscheint, und hier einen Zustand wie wohnen, stehen, geworden, gemacht, gewachsen sein. Der Träger des Vorganges dort und der Zustand hier gehören aber keineswegs zur Bedeutung der Sätze. Es ist ebenso, wie wenn ich von einer Klärung der Ansichten rede. Die Scheidung der reinen und der die Trübung verursachenden Bestandteile ist nicht die Vorstellung, welche ich mit diesem Ausdruck meine, also nicht seine Bedeutung, sie ist vielmehr als Bild und als innere Sprachform nur eine Begleitvorstellung neben der Hauptvorstellung, die mit ihrer Hilfe erweckt werden soll. Es ist das große Verdienst Martys, die Notwendigkeit, zwischen innerer Sprachform und wirklicher Bedeutung zu unterscheiden, klar erwiesen zu haben.

Damit ergeben sich denn auch die Grenzen sowie anderseits die gegenseitigen Beziehungen von Grammatik, Logik und Psychologie. Die Logik, die Lehre vom richtigen Denken, hat auch auf den sprachlichen Ausdruck Rücksicht zu nehmen, ohne sich jedoch von ihm abhängig zu machen. Umgekehrt ist es ohne Zweifel Sache der Grammatik, auch nach der Bedeutung des sprachlichen Ausdrucks zu fragen und insofern ist sie wiederum auf die Logik angewiesen; nur darf man nie vergessen, daß die Sprache planlos entstanden ist und die sprachlichen Ausdrucksmittel sich nicht logischem Regelzwange fügen. Daneben hat die Grammatik die Aufgabe, die Beziehungen der innern und äußern Sprachform zur Bedeutung zu untersuchen; und insofern berührt sie sich mit der Psychologie, die ihrerseits das Verhältnis zwischen Denken und Sprechen eingehend zu prüfen hat. Die abweichenden Lehren und Gepflogenheiten neuerer Sprachforscher und Philosophen dürfen dabei nicht irre machen.

Schlettstadt. F. Schroeder.

Deutsche Kulturbilder aus Ungarn von Adam Müller-Guttenbrunn, 2. Aufl., Leipzig, G. H. Meyer, 1896, 8°. 184 S., Preis brosch. 3 Mark.

Mit einem hübschen Ausblick auf die Folgen der deutschen Kolonialpolitik, die die Deutschen Deutschland erhalten will, statt sie fremden Völkern wie einem Moloch zu opfern, beginnt der jüngst durch die „Geschichte" der Direktion des Raimundtheaters in Wien neuerdings weiten Kreisen bekannt gewordene Verfasser, selbst ein Banater Schwabe, seine Skizzen über die Deutschen im ungarischen Banate. Er hat damit ein sehr zeitgemäßes Thema angeschlagen, und die rasch erschienene zweite Auflage des Büchleins spricht dafür. Diese Skizzen bilden ein geschlossenes Ganze und werden von neun Bildern begleitet, die allerdings besser sein könnten; Nr. 5 habe ich gar nicht gefunden.

In dem großen Zwickel zwischen Donau, Theiß und Marosch wohnen 400000 „Schwaben", die eigentlich aus den verschiedensten deutschen Volksstämmen zusammengewürfelt sind und seit dem 18. Jahrhundert als fleißige Kolonisten den Boden bebauen und deutsche Art und Sitte treu bewahrt haben, obwohl sie von aller Verbindung mit anderen Stammesgenossen losgelöst und von Magyaren, Rumänen und Serben durchsetzt erscheinen. Der Staat sucht natürlich auch hier das Deutschtum nach und nach zu vernichten und alles zu magyarisieren. Die Deutschen haben nicht einmal eine deutsche Mittelschule, daher die Intelligenz an ungarischen Schulen Bildung sucht und damit leider für die Deutschen verloren geht. Die Magyaren haben sogar für den Verrat am deutschen Volkstum Preise ausgesetzt; ein im Vorjahre in Pest erschienenes ungarisches Buch, das Müller direkt hätte anführen können, sprach dies mit größter Unverfrorenheit aus. Müllers „Kulturbilder" sollen aber keineswegs eine Streitschrift gegen das protzige Jahrtausendfest der Ungarn sein, sondern nur eine Stimme aus dem schier vergessenen deutschen Gebiet an der Temesch. Der Gegenstand ist neu und durchaus geschickt und würdig behandelt. Wir lernen zunächst das Dorfleben kennen, das Getriebe zur Erntezeit, die Lustbarkeiten um Kirchweih, das ein weltliches Fest der Jugend ist, die Gebräuche zu Weihnachten, Neujahr und Dreikönige. Daß der Christbaum fehlt, darf nicht verwundern, er gehört erst der neuesten Zeit an und ist bis in die entfernte Sprachinsel Südungarns nicht vorgedrungen. Bunte Bilder entwirft uns Müller in der großen Hochzeitsschilderung, die mit dichterischer Feinheit ausgeführt und fesselnd geschrieben ist. Unter den Gestalten und Erinnerungen (S. 85—119) ragt durch prächtige Charakteristik die „Fraala" (Urgroßmutter) hervor, während das Bild der Dorfschule den Pädagogen mit Anteil und Interesse erfüllt. In der lothringischen

Kolonie Csatad zeigt uns Müller das Geburtshaus des Franz Nikolaus Lenau, des Sängers der „Schilflieder". Übrigens besitzt auch das deutsche Banat einen Naturdichter in dem Bauern Josef Gabriel zu Mercydorf, von dem S. 17 ein hübsches Dialektgedicht mitgeteilt wird. Wertvoll mag auch das S. 65—68 eingeschaltete Dreikönigsspiel sein. Das Buch ist eben nicht bloß sehr schön geschrieben, sondern auch reich an Inhalt; dabei befleißigt sich sein geistvoller Verfasser einer edlen Einfachheit in der Darstellung und bringt seine eigene ethisch-nationale Persönlichkeit ungesucht zum Ausdruck. Nachdem er noch die Nachbarn der Deutschen, die Serben und Rumänen, zur deutlicheren Kontrastwirkung betrachtet hat, schließt er mit einer Ermahnung zur Gerechtigkeit an die Magyaren, die trotz ihrer geringen physischen und geistigen Fruchtbarkeit zwar ein herrschendes Volk, aber noch keine Kulturnation geworden sind.

Marburg a. D. S. M. Prem.

Gotthold Bötticher, Übungen zur deutschen Grammatik mit einem Abriß der deutschen Sprachlehre für die unteren Klassen höherer Schulen, insbesondere für Realschulen und verwandte Anstalten. Leipzig, G. Freytag, 1896. 108 S.

Es gereicht mir zu lebhafter Freude, daß die Forderung, den Schülern höherer Lehranstalten ein grammatisches Lehr- und Übungsbuch in die Hand zu geben, sich zu immer allgemeinerer Anerkennung durchringt, sodaß die Gegner eines besonderen grammatischen Handbuches für die Schüler bald auf allen Linien geschlagen sein werden. Nun tritt auch Bötticher, ein gründlich geschulter Germanist und einer der hervorragendsten und begabtesten Vertreter des deutschen Unterrichts, mit einem solchen Lehrbuche auf den Plan und hat damit der guten Sache, für die wir in unserer Zeitschrift kämpfen, einen großen Dienst erwiesen. Die Meinung, daß wir ohne ein besonderes grammatisches Übungsbuch in den höheren Schulen auskommen könnten, beruht meistens auf völliger Unkenntnis der eigenartigen Gestalt und der eigentümlichen Schwierigkeiten unserer Muttersprache oder auf einer ungenauen Vorstellung von dem, was das Lesebuch, und von dem, was die Grammatik zu leisten hat. Die längst überwundene Anschauung Grimms, daß die Muttersprache in der Schule keiner Regelung bedürfe, wird wohl heute niemand, der mit den Ergebnissen der neuern Sprachforschung einigermaßen vertraut ist, mehr ins Feld führen. Auch in der Volksschule ist die verkehrte Meinung, den grammatischen Unterricht lediglich an das Lesebuch anzuschließen, heute fast durchgängig aufgegeben, und fast in allen gehobeneren Volksschulen sind besondere sprachliche Übungsbücher eingeführt. Die höhere Schule hatte aber jene irrige Anschauung, daß

es naturgemäßer sei, wenn der Schüler kein grammatisches Handbuch habe, als wenn ein solches dem Unterricht zu Grunde gelegt würde, von der Volksschule übernommen, obwohl die Eigenart der Gestaltung unserer höheren Schulen diesen Irrtum geradezu hätte ausschließen müssen. Die übeln Folgen der Abschaffung der deutschen Grammatiken aus unseren Schulen spüren wir heute noch in unseren gelehrten und gebildeten Kreisen; die ungeheure Unsicherheit und Unfähigkeit in der Handhabung der deutschen Sprache, der wir heute auf Schritt und Tritt begegnen, ist vor allem darauf zurückzuführen.

Wir begrüßen daher Böttichers Übungsbuch mit freudigem Danke, und das um so mehr, je mehr wir uns bei eingehender Prüfung überzeugt haben, daß das Buch mit gründlicher Sachkunde und trefflicher Beachtung der Forderungen des Unterrichts abgefaßt ist.

Dresden. Otto Lyon.

Gotthold Klee, Grundzüge der deutschen Litteraturgeschichte. Für höhere Schulen und zum Selbstunterricht. Zweite, verbesserte Auflage. Dresden und Berlin, Georg Bondi 1897.

Der junge, lebhaft aufstrebende Verlag von Georg Bondi hat mit der vorliegenden Schrift sichern Fuß auf dem Boden der Schullitteratur gefaßt, wie das rasche Erscheinen der zweiten Auflage beweist. Der Verfasser hat vielfältige Änderungen und Verbesserungen vorgenommen, sodaß das Buch nach jeder Richtung hin empfohlen werden kann. Daß von den Lyrikern der Gegenwart Gustav Falke und Karl Busse aufgenommen sind, während wirklich bedeutende wie Ferdinand Avenarius u. a. nicht erwähnt werden, halte ich für einen Mangel der zweiten Auflage, der in einer spätern Auflage wieder getilgt werden muß. Der Tageserfolg kann und darf für den Litterarhistoriker niemals entscheidend sein. Busse kann sich vielleicht noch einmal gesund entwickeln und ein bedeutender deutscher Dichter werden, heute ist er es noch nicht, und seine neuere Entwickelung zeigt mehr Manier als wirklichen Stil. Unter den Vertretern der wissenschaftlichen Prosa seit 1848 hätte meines Erachtens Rudolf Hildebrand und Wilhelm Wundt einer der ersten Plätze gebührt. Auch Friedrich Zarncke vereinigte in verschiedenen seiner Schriften die Gründlichkeit des Gelehrten mit der Feinheit des Novellisten. Alle drei sind aber bei Klee in § 92 (Die wissenschaftliche Prosa seit 1848) nicht erwähnt, Rudolf Hildebrand nur in einer Anmerkung auf S. 155 als der bedeutendste unter den Fortsetzern des Grimmschen Wörterbuches. Ebenso vermisse ich Ernst Curtius, Hermann Hettner u. a.

Im übrigen verweisen wir auf unsere Besprechung der ersten Auflage. Die treffliche Litteraturgeschichte Klees sei allseitiger Beachtung empfohlen.

Dresden. **Otto Lyon.**

**Karl Kinzel, Gedichte des 18. Jahrhunderts ausgewählt und erläutert.** Halle a. S., Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses 1896. 166 S.

Der vorliegende Band enthält ausgewählte Gedichte Klopstocks, Herders, Bürgers, Matthias Claudius', Goethes und Schillers. Die Gedichte Goethes und Schillers nehmen von den 166 Seiten des ganzen Buches 119 Seiten ein. Mit Recht, denn die Dichtung beider muß die Hauptgrundlage für unsere Litteratur- und Sprachbetrachtung in der Schule bilden. Die Auswahl ist in jeder Beziehung wohlgelungen, die Erläuterungen, die lediglich in kurzen Anmerkungen unter dem Texte bestehen, sind trotz ihrer Knappheit inhaltreich. Der vorliegende Band erscheint daher als eine treffliche Ergänzung zu den Gedichten des 19. Jahrhunderts, die Kinzel vor zwei Jahren herausgegeben hat.

Dresden. **Otto Lyon.**

## Zeitschriften.

Blätter für litterarische Unterhaltung 1896, Nr. 28: Konrad Sturmhoefel, Bismarcklitteratur. — Karl Heinemann, Neue Goetheschriften. — Otto Lyon, Aus der Franzosenzeit.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 1896, Nr. 10. Juli: G. Holzmüller, Über die Beziehungen des mathematischen Unterrichts zum Ingenieurwesen und zur Ingenieurerziehung (dieser bedeutsame Aufsatz bezieht sich zwar zunächst auf das Gebiet der Mathematik und Technik, ist aber seiner eingehenden und zahlreichen allgemeinen Ausführungen über allgemeine Bildung, Lehrerbildung u. s. w wegen auch für jeden Lehrer des Deutschen in hohem Grade fesselnd. D. L.).

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 1896. Nr. 8. August: Wilhelm Reeb, Germanische Namen auf rheinischen Inschriften, besprochen von Adolf Socin. — R. Priebsch, Diu vrône botschaft ze der christenheit, besprochen von K. Helm. — G. Schiffmann, Bruchstücke aus einem mittelhochdeutschen Passionsgedichte des 14. Jahrhunderts, besprochen von K. Helm. — J. Nassen, Heinrich Heines Familienleben nebst einer Heine-Litteratur, besprochen von Louis P. Betz. — P. Merkes, Beiträge zur Lehre vom Gebrauch des Infinitivs im Neuhochdeutschen auf historischer Grundlage, besprochen von H. Reis. (Die vorliegende Schrift erfüllt trotz der großen Belesenheit des Verfassers nicht die Erwartungen, welche der Titel erweckt; der Verfasser ist mit den neueren historisch-syntaktischen Werken unbekannt; er schließt sich meist Erdmanns deutscher Syntax an; der Schriften Behaghels, Pauls und Wunderlichs wird mit keinem Worte Erwähnung gethan.) — Nr. 9. September: Jacob Wackernagel, Altindische Grammatik.

I. Lautlehre, besprochen von F. Kluge. — Finnur Jónsson, Den oldnorske og oldislandske litteraturs historie, besprochen von W. Golther. — Gustav Storm, Historisk-topografiske Skrifter om Norge og norske Landsdele, besprochen von B. Kahle. — Rudolf Hübner, Jacob Grimm und das deutsche Recht, besprochen von Arthur B. Schmidt. (Unbedingt sichern diese Veröffentlichungen dem Herausgeber den Dank aller derer, die mit Hübner die Liebe und Verehrung für Jacob Grimm teilen.) — A. Zacher, Don José Echegaray, der Verfasser des Galeoto, besprochen von A. Kreßner. (Die Schrift legt in vortrefflicher Weise die Stellung des Dichters in der sogenannten neuromantischen Schule dar, entwirft ein übersichtliches Bild seines Lebensganges und bespricht schließlich seine Dramen im einzelnen.)

Litterarisches Centralblatt. 24: Hildebrand, Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen. — Bellermann, Schillers Werke, besprochen von M. K. — 25: H. Paul, Deutsches Wörterbuch, besprochen von W. B. — Eugen Wolff, Geschichte der deutschen Litteratur in der Gegenwart, besprochen von -l. — Freybe, Faust und Parcival. — Schmidt, Faust und Luther, besprochen von M-ck. — 26: Gartner, Die Übersetzbarkeit der Personennamen, besprochen von W. Str. — Stamms Ulfilas, Text und Wörterbuch von M. Heyne, Grammatik von F. Wrede, besprochen von W. B. — Borkenstein, Der Bookesbeutel, herausgegeben von Heitmüller, besprochen von M. K. — 27: W. Uhl, Murners Gäuchmatt. — Müller, Schillers Jugenddichtung und Jugendleben, besprochen von M. K. — A. Biese, Lyrische Dichtung und neuere deutsche Lyriker, besprochen von -l.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur 21,2: F. Saran, Über Wirnt von Grafenberg und den Wigalois.

Zeitschrift für deutsche Philologie 29,1: F. Kauffmann, Metrische Studien. 1. Zur Reimtechnik des Alliterationsverses. 2. Dreihebige Verse in Otfrieds Evangelienbuch. H. Gering, Zur Lieder-Edda II. Arens, Studien zum Tatian. S. Singer, Die Quellen von Heinrichs von Freiberg Tristan. R. Priebsch, Der krieg zwischen dem lyb vnd der seel. H. Düntzer, Goethes Jenaer Sonette vom Dezember 1807. H. Haupt, Oberrheinische Sprichwörter und Redensarten des ausgehenden 15. Jahrhunderts. — J. Meier, Des Nigrinus Schrift „Wider die rechte Bacchanten". F. Kluge, Eichen. Th. Braune, Narr. R. Sprenger, Zitelôse; Zum Fiebersegen; Zu Schmeller-Frommanns Bayerischem Wörterbuch. A. Pick, Ein Brief Jak. Grimms.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Neue Folge X, 2 und 3: Abhandlungen: Lenz' Übersetzungen aus dem Englischen. I. Love's Labour's lost. Von Karl H. Clarke. Die englischen Bearbeitungen der Geschichte von Soliman und Perseda. Von Ernst Sieper. Zwei Schillerpreise und François Ponsard. Von Walter Bormann. — Neue Mitteilungen: Verse aus dem Gulistan IV—IX. (Schluß), übersetzt von Friedrich Rückert. Von Edmund Bayer. Christian Felix Weißes Briefe an F. J. Bertuch. Von Ludwig Geiger. — Vermischtes: Graf Tolstoi und Bernardin de St. Pierre. Von Eugen O. Braun. Ein französisches Rätsel. Von Veit Valentin. — Besprechungen: Der Ursprung der Melusinensage von Josef Kohler: Ref. Max Hippe Novalis, eine biographische Charakteristik von Just Bing: Ref. Richard Weißenfels. Handbuch der germanischen Philologie von Wolfgang Golther: Ref. Karl Landmann. Die Ritter- und Räuberromane von Karl Müller-Fraureuth: Ref. Karl Heine. — Kurze Anzeigen.

(Wir verweisen ganz besonders auf Walter Bormanns vortrefflichen Aufsatz: „Zwei Schillerpreise und François Ponsard", der überzeugend nachweist, daß Albert Lindner in seinem preisgekrönten Drama „Brutus und Collatinus" und Franz Nissel in seiner „Agnes von Meran" die Lucrèce und Agnès de Méranie von Ponsard nicht benutzt haben, wie ihnen vorgeworfen worden ist, und zum Schlusse sehr beherzigenswerte Vorschläge macht, wie dem höheren deutschen Drama, an dessen Zukunft die Besten oft zu verzweifeln beginnen, eine freie und stolze Bahn geschaffen werden kann.)

Steinhausens Zeitschrift für Kulturgeschichte, IV, 1 und 2. Das tägliche Leben an den deutschen Fürstenhöfen des 16. Jahrhunderts. Von Kurt Treusch von Buttlar in Berlin. Sittenbildliches aus Meisterlieder-Handschriften. Von Theodor Hampe in Nürnberg. Die Wehrverfassung einer kleinen deutschen Stadt im späteren Mittelalter. I. Von Eduard Otto in Darmstadt. Die deutschen Humanisten und das weibliche Geschlecht. I. Von A. Bömer in Münster. — Miscellen. Fürst Philipps von Anhalt Mohr. Von Ernst Neubauer in Zerbst. Aus einem Ballett am Dresdener Hofe (1672). Von Theodor Distel in Dresden. — Mitteilungen und Notizen. Professuren für deutsches Altertum. Kulturgeschichte im Schulunterricht. Preiserteilung. Geschichte der europäischen Staaten. IV. Historikerversammlung. Bibliographie des Erziehungs- und Unterrichtswesens. Todesnachrichten. — Besprechungen. Kampers, Kaiserprophetien und Kaisersagen (Koehne). Holz, Beiträge zur deutschen Altertumskunde (Liebenam). Heuser, Belagerung von Landau (Liebe). Pastor, Geschichte der Päpste. III (Steinhausen). Festschrift des Pegnesischen Blumenordens (Steinhausen).

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins XI, 7 und 8: Augustin Trapet, Deutsche Sprache und deutsches Leben in ihren Wechselbeziehungen. — Sprachliche Zustände in der Schweiz. — Hans Lange, Eine Mahnung aus der Mitte dieses Jahrhunderts. — Johann Reuter, Mitteilungen über Pestalozzi. — Hermann Dunger, Die Fremdwörter und der gute Geschmack; Die Fremdwörter der Gelehrten. — Nr. 9: Max Jähns, Neunte Hauptversammlung zu Oldenburg. — Kleine Mitteilungen. — Ernst Muellenbach, Klüngel. — H. Häpe, Gegenerklärung.

Der Kunstwart IX, 24: F. Avenarius, Ambrosianische Lehren (gegen den übertriebenen Kultus gerichtet, der mit der „Volksdichterin" Johanna Ambrosius getrieben wird. Möchten namentlich die Schlußausführungen des bedeutsamen Aufsatzes allseitige Beachtung finden).

Pädagogisches Archiv. 1896, Heft 8: Karl Landmann, Goethe im Licht der Gegenwart. II. Goethe und Gustav Freytag.

Bismarck-Jahrbuch III, 3 und 4 I. Urkunden und Briefe (Schluß). 29. Ein Brief des Grafen v. d Goltz an Bismarck 1866. 30. Zwanzig Briefe Albrechts v. Roon an Bismarck 1852—1874, 1878. 31. Achtunddreißig Briefe Bismarcks an Roon 1857—1878. — II. Reden, Vorträge, Abhandlungen. 1. Thomann, Zur Feier des 80. Geburtstages des Fürsten Bismarck. 2. Rede des Geh. Reg.-Rats Prof. Dr. Ulmann. 3. H. Jacobi, Der Gardejäger von 1838. 4. Gerson, Zwei Erlasse des großen Kurfürsten zu Gunsten Derer v. Bismarck-Schönhausen 1665. 5. Dr. Th. Vogel, Zur Charakteristik der politischen Reden Bismarcks. 6. Prof. E. Walther, Von Goethe zu Bismarck. 7. Dr. E. Schwetschke, Bismarck und die Dichtkunst. I. 8. Dr. H. Kohl, Herr v. Bismarck-Schönhausen als Mitarbeiter der Kreuzzeitung. II. 9. Dr. H. Kohl, Entwurf zu einer Rede des Abg. v. Bismarck-Schönhausen.

Zeitschrift für romanische Philologie 20, S. 354—372: Th. Braune, Neue Beiträge zur Kenntnis einiger romanischer Wörter Herkunft.

Heimdall, Zeitschrift für reines Deutschtum und All-Deutschtum zugleich Mitteilungen des Allgemeinen Deutschen Schriftvereins. Herausgeber, Schriftleiter und Verleger Adolf Reinecke. I, 1: Geleitwort. Stammgefühl, Vaterlandsliebe. Deutsche Glaubens-, Grund- und Leitsätze. Reines Deutschtum. All-Deutschtum. Sprechsaal. (Der Bezugspreis beträgt jährlich M. 3. Das Blatt erscheint an jedem 1. und 15. d. Monats. Vertrieb durch den Buchhandel d. C. Regenhardt, Berlin W.)

Ostdeutsche Rundschau VII, Nr 159: Franz Himmelbauer, Martin Greifs Gedichte.

Hamburgische Schulzeitung IV, Nr. 28 und 29: Rud. Schnitger, Hamburgs Befestigungen und die Straßennamen, welche an dieselben erinnern.

Jugendschriften-Warte, Organ der vereinigten deutschen Prüfungs-Ausschüsse für Jugendschriften, herausgegeben von Heinrich Wolgast. IV, 7: Heinrich Wolgast, Zur Einführung. — A. Lichtwark, Zur historischen Ausstellung von Bilderbüchern und illustrierten Jugendschriften. — Preßstimmen über die Bilderbuch-Ausstellung. — Nr. 8: W. Lottig, Thekla von Gumpert und ihre Schule. — Kindertheater. (Wir machen auf diese wichtige, gegenwärtig trefflich geleitete Zeitschrift hierdurch aufmerksam. Für Vorstände von Schülerbibliotheken ist sie unentbehrlich. Der Bezugspreis beträgt jährlich M. 1,20; es erscheinen im Jahre 12 Nummern. Vertrieb für den Buchhandel durch C. Boysen, Hamburg, Heuberg 9.)

Neue Bahnen. Pädagogium VII, 8 und 9: P. Bergemann, Über Volkshochschulen. — R. Rißmann, Ein neues encyklopädisches Handbuch der Pädagogik. — Auf der Warte: 2. Die Schule auf dem VII. evangelisch-sozialen Kongreß. — Johannes Meyer, Die neuen Bahnen auf der Anklagebank. — Wissenschaftliche Beilage, besorgt von Rud. Dietrich in Kandern (enthält Auszüge aus Aufsätzen wissenschaftlicher Zeitschriften und Bücheranzeigen). — Rudolf Dietrich, Schweizerisches Volksschulwesen (Schluß). — Otto Schulze, Ein neues Lesebuch für Mittelschulen. — F. A. Steglich, Zwei Versammlungen für wissenschaftliche Pädagogik. — Wissenschaftliche Beilage, besorgt von Rudolf Dietrich in Kandern.

Leipziger Lehrerzeitung. III, 39—41: P. Bergemann, Absolutistische und evolutionistische Ethik im Kampfe um die Pädagogik. — Nr. 42: A. Thierfelder, Über falsche Ortsvorstellungen. — Meyrich, Die Pausen und ihre Benutzung. — Nr. 43 und 44: A. B., Ein litterarisch-psychologischer Dialog (Die Pädagogik eine Kunst? Der Pädagog ein Künstler?).

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen, VII, 12: Jacobi, Realschule und Mittelstand. (Dieser wichtige und bedeutsame Aufsatz sei der Beachtung aller Gebildeten empfohlen. Der zwingende Nachweis, daß eine nationale Erziehung die logische Forderung der modernen Verkehrsverhältnisse ist, daß die Naturwissenschaft nicht den Materialismus und eine materialistische Weltanschauung befördert, sondern eine solche vielmehr überwindet, und die fesselnden Ausführungen über das Deutsche als Mittelpunkt des sprachlichen Unterrichts machen den Aufsatz zu einem sehr lesenswerten). — H. Schuld, Paris, Das geeignetste Ziel für praktische Sprachstudien.

## Neu erschienene Bücher.

Franz Harder, Werden und Wandern unserer Wörter. Etymologische Plaudereien. 2., wesentlich vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin, R. Gärtner. 1896. 204 S.

Alex. Wernicke, Kultur und Schule. Präliminarien zu einem Schulfrieden im Anschluß an die Preußische Neuordnung vom 1. April 1892. Osterwieck/Harz, A. W. Zickfeldt, 1896. Pr. M. 2,40.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. 16. Jahrgang 1895. Erste Abteilung. Dresden u. Leipzig, Carl Reißner. 1896. (Redaktion: E. Henrici.) 128 S.

Alfred Puls, Lesebuch für die höheren Schulen Deutschlands. Gotha, E. F. Thienemann:

| | | | | Preis in Leinwandband: |
|---|---|---|---|---|
| Teil I, Kl. | VI | (Prosa und Poesie), | XII u. 188 S. gr. 8°. | M. 1,80 |
| „ II, „ | V | (Prosa und Poesie), | XII „ 286 „ „ | „ 2,— |
| „ III, „ | IV—II$^{a}$ (IV – I real.) | (Gedichtsammlung), | XI „ 432 „ „ | „ 3,— |
| „ IV, „ | IV u. III$^{a}$ (IV u. III real.) | (Prosa), | XII „ 218 „ „ | „ 1,80 |
| „ V, „ | III$^{1}$ u. II$^{a}$ (II u. I real.) | (Prosa), | X „ 322 „ „ | „ 2,40 |

Alfred Puls, Heimatskunde der Provinz Schleswig-Holstein. Gotha, E. F. Thienemann. 1895. VIII, 102 S. Pr. geb. M. 1,50.

Richard Loebell, Der Anti-Necker J. H. Mercks und der Minister Fr. K. v. Moser. Ein Beitrag zur Beurteilung J. H. Mercks. Darmstadt, August Klingelhoeffer. 1896. 55 S.

Richard Loebell, Mephistopheles Merck. Sonderabdruck aus den Quartalblättern des historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen. Neue Folge I. Bd. Nr. 15. 11 S.

Jugend-Gartenlaube. Bd. IX. Nürnberg, Verlag der Kinder-Gartenlaube. Pr. geb. M. 2,50.

Georg Müller (-Frauenstein), Grammatische Belehrungen im Anschlusse an A. Kippenbergs Deutsches Lesebuch. 1. Teil. Für die Unterstufe. Hannover, Norddeutsche Verlagsanstalt O. Goedel. 1896. 76 S.

E. Schmid und Fr. Speyer, Deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen auf Grund des Deutschen Lesebuchs für höhere Töchterschulen von G. Wirth nach den preußischen Bestimmungen vom 31. Mai 1894 neu bearbeitet. 4. Teil. II. Prosa. Leipzig, B. G. Teubner. 1896. 257 S.

Verdeutschungswörterbücher des allgemeinen deutschen Sprachvereins. Karl Scheffler, Die Schule. Verdeutschung der hauptsächlichsten entbehrlichen Fremdwörter der Schulsprache. Berlin, Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins (Jähns und Ernst). 1896. 67 S.

Johannes Meyer, Deutsches Sprachbuch. 1. Teil. Lehr- und Übungsbuch für den Unterricht in der deutschen Rechtschreibung. Nach methodischen Grundsätzen für Mittel-, Bürger- und gehobene Volksschulen sowie für die entsprechenden Klassen der höheren Lehranstalten. 11. Auflage. Hannover, Carl Meyer. 1896. 64 S. Pr. M. 0,30.

Johann Joseph Wolff, Lehrbuch für Fortbildungsschulen. Mit 23 Abbildungen und 8 Kärtchen. Freiburg im Breisgau, Herder. 1896. 466 S. Pr. geb. M. 3,80.

B. Nußbaum, Die Romanzenpoesie der Deutschen. a) Gleim bis Schiller. Jahresbericht des gr.-or. Ober-Gymnasiums in Suczawa. Suczawa 1896. 40 S.

Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung. Aus den Quellen von Karl Goedeke. 2., ganz neu bearbeitete Auflage. Nach dem Tode des Verfassers in Verbindung mit Fachgelehrten fortgeführt von Edmund Goetze. 15. Heft (VI. Bd., Bogen 8—14). Dresden, L. Ehlermann. 1896. S. 113—224.

Paul Geyer, Schillers ästhetisch-sittliche Weltanschauung. Berlin, Weidmann. 1896. 78 S. Pr. M. 1,60.

Aus Tag und Traum. Neue Gedichte von Ludwig Jacobowski. Berlin, S. Calvary u. Co. 1896. 184 S.

Albert Zipper, Zacharias Werner und die Familien Grocholski und Choloniewski. Sonderabdruck aus dem Programm des k. k. II. (deutschen) Ober-Gymnasiums in Lemberg. 1896. 39 S.

Ferdinand Schultz, Lehrbuch der Geschichte für die Oberstufe höherer Lehranstalten. III. Abteilung. Geschichte des Mittelalters und des Zeitalters der Reformation. Mit erläuternden Abbildungen im Text. Lehraufgabe der Unterprima. Dresden, L. Ehlermann 1896. VIII, 243 S.

Ovids Verwandlungen in deutsche Hexameter übertragen von Hamelbeck. I. und II. Heft. Buch 1 und 2. 74 S. Mülheim a. Rhein 1896. Selbstverlag des Verfassers.

Georg Haehnel, Aus deutscher Sage und Geschichte. Der deutschen Jugend erzählt. Mit einer Karte. Berlin, Weidmann 1896. 222 S. Preis geb. 4 Mark.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Herausgegeben von Lehrern der deutschen Sprache an dem Königl. Realgymnasium zu Döbeln. Erster Teil: Sexta. Zweiter Teil: Quinta. 3. Auflage. Leipzig, B. G. Teubner 1896.

Friedrich Polle, Wie bezeichneten die alten Griechen den Witz? Über Luftschlösserbaukunst. Über Nichts. Leipzig, B. G. Teubner 1896. 58 S.

Hermann Francke, Aufgabensammlung für den Unterricht in der deutschen Sprache, geordnet nach drei Lehrstufen. 8., verbesserte Auflage. Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger 1896. 81 S. Pr. 60 Pf.

---

## Berichtigung.

Mein Aufsatz „Übereinstimmungen zwischen Mittelhochdeutsch und Französisch“ (Ztschr. f. d. d. Unterr. 10. Jahrg. 8. Heft) enthält S. 575 Mitte ein falsches Citat (Nib. 1168,2), das ich zu streichen bitte. Welche Stelle der Nib. mir vorschwebte, weiß ich nicht mehr; Beispiele finden sich übrigens genug.

Burgdorf (Schweiz), den 21. August 1896

Dr. Heinrich Stickelberger.

---

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher &c. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2II

# Maximen und Sentenzen.

## Aus dem Nachlasse Rudolf Hildebrands.[1])

Über die französische Sprache sagt Arndt einmal ein kluges und tiefes Wort, im Geist der Zeit 1806, S. 320:

„Sie ist unter einem verdorbenen Volke mit allen Talenten äußerer Geschmeidigkeit und Beweglichkeit ausgebildet worden. Das Allgemeine der Wahrheit und Gerechtigkeit darf höchstens in Maximen, das Ewige der Philosophie, wenn es gefallen soll, nur in Sentenzen ausgesprochen werden" u. s. w. —[2])

---

1) Was in diesem und dem folgenden Artikel aus Rudolf Hildebrands Feder veröffentlicht wird, ist in Ton und Farbe der Behandlung, aber auch im Geiste der auf wichtigste Fragen der Bildung und Erziehung gerichteten Gedanken so ganz Hildebrand, daß die Freunde dieser Zeitschrift es gewiß auch so, wie es uns hier vorliegt, willkommen heißen werden. Die „Maximen und Sentenzen", die in saubersten Niederschrift mit geringen Nachbesserungen und wenigen Nachträgen von Hildebrands eigner Hand vorliegen, können wohl als ein fertiges schönes Ganzes gelten, wenn vielleicht auch niemand den strengen Maßstab als höchste Kunstleistung, den man z. B. an die „Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen" getrost legen darf, an jenen Aufsatz wird legen wollen. In den „Vermischten Kleinigkeiten" ist eine Reihe wertvoller Gedanken zusammengestellt, die R. Hildebrand niederschrieb, um sie gelegentlich weiter und tiefer auszuführen: sie stehen unter verwandten Beobachtungen, die in dieser Zeitschrift Gedrucktem einverleibt oder zu größeren Aufsätzen („Wie die Sprache altes Leben u. s. w.", „Zur Logik des Sprachgeistes") ausgesponnen worden sind, und waren ohne Zweifel auch einem größern Kapitel vom Leben, Wachsen und geheimen Gründen der Sprache vorbehalten. Auch in ihrer aphoristischen Form lassen diese Gedanken erkennen, aus welches Geistes Werkstätte sie stammen; darum war kein Grund, sie nicht zu veröffentlichen, weil ihnen das Imprimatur des Verfassers nicht mitgegeben werden konnte. Anderseits wird gerade die mehr andeutende Fassung einzelner Gedanken manchem Leser, der gern einmal fremder Anregung selbständig weiter nachgeht, ebenso anziehend sein wie eine nach allen Seiten ausgreifende tiefgründige Erörterung.

Die diesen Gelegenheitsgedanken beigefügten Angaben über die Entstehungszeit rühren wie die Anmerkungen von R. Hildebrand selbst her. G. Berlit.

2) Meint nicht das auch H. P. Sturz, 1,118 in seiner Schilderung der Pariser Gesellschaft (i. J. 1768): „Freilich wird nichts untersucht, nichts abgehandelt, man übergleitet die Oberfläche allein und faßt jedes Ding behutsam an bei seinen äußersten Enden" (d. h. den begrifflichen Spitzen)?

Maximen und Sentenzen die einzig noch zulässige Form für die Wahrheit mit der man die verwirrende Fülle und Tiefe des Lebens klärend beleuchten soll: Das bildet sich so aus in der Gesellschaft wie in der Literatur eines Volkes allemal da, wo das Leben sich zur Ruhe setzen will, wo man die innere Bewegung scheut als einen überwundenen jugendlichen Standpunkt. Die Maximen und Sentenzen sind wie die abgeschnittenen begrifflichen Spitzen — so kurz und spitz als möglich — von den endlos wechselnden Einzelfällen, die das volle Leben auftauchen läßt. Sie sind im besten Falle wie der ausgepreßte und eingetrocknete Saft von Früchten, der für sich todt und nichts ist, erst durch Wiederbelebung oder Wiedereinführung in einen lebenden Körper auch sein Leben wiedererhält. So versteht man auch Sentenzen und Maximen nur dann, wenn man sie aus eigner Erfahrung wieder zum Leben gleichsam anschwellen kann, wenn man ihnen sein eignes Erlebtes einhauchen kann.

So haben sie denn auch ihren hohen Werth, ja einen unvergleichlichen unter Umständen: in ihnen kann aufbewahrt werden, was eine Zeit, ein Volk, eine Bildung sich an innerer Wahrheit zusammengelebt hat, was sie von der ewigen Wahrheit aus eigenem Leben erfaßt hat, und zwar aufbewahrt für alle Zukunft, für menschliche Ewigkeit, aber doch nur so, wie Weizenkörner aus den Gräbern Altägyptens, die wieder aufkeimen, wenn sie wieder in die Bedingungen ihres Lebens eingesenkt oder hineingesetzt werden, sonst bleiben sie todt.

Man begegnet[1]) aber vielen Menschen (es mag nach meiner Erfahrung die große Mehrzahl sein), deren Geist so sehr nur aus Sentenzen, Maximen, abstracten Sätzen zusammengesetzt ist, daß sie keinen lebens-

1) So erfuhrs und beobachtete es Goethe an dem Franzosen Mounier, als er mit ihm, von dem mit Schiller neu gewonnenen höhern Standpunkt aus, das Wesen des Genies besprach: „Da ich ihn nun dann fragte, ob nicht für die Operation des Genies, indem es sich der Erfahrungselemente bedient ... der Ausdruck zusammensetzen ('componieren', d. h. von außen) zu niedrig sei? so hatte er für alle diese Fragen Antworten aus seiner Sprache, indem er (z. B.) versicherte, daß man dem Genie schon lange une sorte de création zugeschrieben habe" u. s. w. (die Fortsetzung gehört eigentlich nothwendig dazu) an Schiller 2,55 (28. Febr. 1798), d. h. der hohe Begriff war wol in Frankreich entdeckt, dann aber bald zur gesellschaftlichen Phrase geworden; s. auch 2,64 flg. (14. März): „Mir sind dergleichen (französische) salbaderische Gemeinplätze in der Natur zuwider. Die französische Sprache ist aber auch recht dazu gemacht, um die Erscheinung der Erscheinungen auszudrücken" (ganz von außen nur), das ist es denn, was auch Arndt oben meint.

Und schon im Werther: „Manchmal knirsche ich mit den Zähnen, wenn ich ihn mit warmer Imagination an Natur und Kunst herumführe und er es auf einmal recht gut zu machen denkt, wenn er mit einem gestempelten Kunstworte drein stolpert." W. 14,68 (und vorher).

vollen Einzelfall können vortragen hören, ohne ihn sofort, oft mit Ungeduld, in einen solchen allgemeinen Satz[1]) gleichsam zusammenzupressen, mit dem sie das volle Einzelleben und seine immer neue Tiefe und Weite so zu sagen von sich fern halten, es wie etwas Altbekanntes abschieben („es ist auch weiter nichts!" klingt aus ihren Reden heraus), allenfalls in eins ihrer Verstandesbegriffsfächer einschieben ad acta, es mag richtig passen oder nicht. Sie sind nicht, wie ein natürlicher Mensch, bereichert dadurch, wäre es auch nur damit, daß ein ihnen geläufiger Erfahrungssatz wieder einmal lebendig bekräftigt wird und doch wol auch von einer neuen Seite beleuchtet, mit einer neuen Farbe belebt, wie das meistens der Fall ist, sie sind ja — fertig in sich, eigentlich fertig mit der Welt, mit dem Leben.

Man macht es ja selber so, wenn man eben müde ist oder sonst innerer Ruhe bedürftig, die man sich augenblicklich nicht mag stören lassen — aber wenn es Einer immer so macht, und wenn es eine ganze Zeit, eine ganze Bildung so macht, dann ist das ein sicheres Kennzeichen von eingetretenem Greisenthum, das mit dem Leben eben — fertig ist und mit ihm nichts mehr zu thun haben will.

Im großen Verlauf oder Ablauf der Wissenschaft in ihrem Leben zeigt sich das in der Neigung und dem Bedürfniß zu Compendien, in denen die in Leben und Wahrheit ungeheuersten Dinge und Geschehnisse in knappe Formeln zusammengepreßt oder abgeschnitten erscheinen, alles nun gleichwerthig und gleich groß oder gleich klein, wie Knöchel, mit denen dann die Kinder auf der Schulbank spielen: was einst im Leben ganze Geschlechter tief bewegte bis zum höchsten Sturm, setzt nun höchstens die geheimnisvollen Gedächtnißfibern der Knaben oder Jünglinge in eine kaum merkbare kurze Bewegung — man denke sich nur z. B. die französische Revolution oder die erste Geschichte des Christenthums in solcher Compendienform in der Schule, oder das wogende innere Leben eines großen Mannes mit seinen Stürmen, wie es dann im Conversationslexikon steht,[2]) oder wie es ein trockener Lehrer vorbringt: trocken, das Bild ist meisterhaft, wesentreffend, also ohne den Saft des Lebens.

Was ich nun eigentlich meine, ist: wir Neueren, von den jetzigen Culturvölkern, stehen vor der Gefahr oder mitten drin, daß uns das

---

1) Gemeinplatz ist der rechte Ausdruck dafür (s. Goethe oben S. 730 A. 1), d. h. locus communis, eig. ein zusammenfassender Begriffspunkt für gleiche oder ähnliche Erscheinungen, dann zu einem hohlen Nichts abgebraucht.

2) Solche Wörterbücher schon im vorigen Jahrhundert früh als bange Zeichen „bevorstehender Barbarei" angesehn; s. den Schweden Ihre bei Gottsched, Wb. der sch. Wiss. u. K. Vorr. *5a.

Leben einschrumpfe in Maximen, Sentenzen, in Compendienformeln, und wenns mit unserm gerühmten Culturleben nicht vollends in den sogenannten marasmus senilis hineingehen soll, brauchen wir einen neuen Lebensschwung hinaus in die Weite und Tiefe von Gottes Welt, und — das ist schon in fröhlichem Gange Gott sei Dank, eigentlich schon lange, schon seit und durch Luther.

Auf dem alten Wege aber, zum verstandesmäßigen Fertigwerden mit Welt und Leben, sind oder waren die Franzosen die Führer, wie sie ja marchent à la tête de la civilisation. Das bezeugt auch die Beobachtung, die schon im vorigen Jahrhundert Marmontel an seinen Landsleuten gemacht hat[1]), daß sie im Sprechen aus politesse lebhaftes Betonen vermieden: il n'est pas respectueux d'élever le ton, d'animer le langage, ebenso wie sie la geste vermieden. Im geistigen Leben gehört hierher auch die Herrschaft der phrase, die bei ihnen ein zugestandener Fehler ist und der nun auch die großen Gedanken ihrer Revolution schon wieder verfallen sind. Wir Germanen aber, später in die Culturbahn eingetreten, und doch wol auch von Natur mehr mit Empfindungsleben, mit Gemüth ausgestattet, haben nun wol die Aufgabe, die Cultur zum vollen Leben zurückzuführen — daß uns nicht etwa die Slaven zuvorkommen, deren geistige Führer, wie Katkow, Aksakow, uns auch schon dem Greisenthum verfallen nennen und die Aufgabe der Slaven predigen, die Cultur zur gesunden Natur zurückzuführen. . . .

Das Schicksal von Sentenzen ist übrigens nur eine einzelne Erscheinung eines allgemeinen Gesetzes, dem die Sprache — leider? — unterliegt: daß einem sprachlichen Ausdruck, der glücklich für eine Erfahrung gefunden ist (von einem „Dichter ohne Feder"), dann im Gebrauch der Menge alsbald Abbruch geschieht in seiner Frische und Klarheit, also an seiner Wahrheit und seinem Werthe, so wie sich Münzen im Gebrauch abgreifen.

Man kann das sehr düster ansehen und sich wol damit in eine Art Verzweiflung hineintreiben, vergl. z. B. bei Goethe 25, 334 (l. H. 44, 291) die bittere Betrachtung, wie das vom Genie Gefundene sich im Munde der gewöhnlichen Menschen zu Phrasen entleert: „So wird

1) Und Sturz in seinen Briefen aus Paris: „selbst der Ton der Stimme ist leise, wie der eines wieder genesenden Kranken" (1, 118) — auch in unserer Gesellschaft macht sich das geltend, auch die wichtigsten Dinge in an undertone zu sagen, wie der Engländer sagt: so manches sich dafür sagen läßt (ich finde mich auch in dieser Richtung), hat es doch seine üble Schattenseite, wo es in der Gesellschaft zum Gesetz wird — Scheu vor Bewegung, vollends vor Erregung (auch wo sie am Platze ist), d. h. vor Empfindung oder tiefer Beteiligung des innersten Menschen an der Bewegung außer uns ist dann das Bestimmende.

die Sprache nach und nach mit zusammengeplünderten Phrasen und Formeln angefüllt, die nichts mehr sagen, und man kann ganze Bücher lesen, die schön stylisirt sind und gar nichts enthalten" — nichts sagen, gar nichts enthalten, schlimmer kann mans nicht fassen, das wäre in ganzer Wahrheit zum Verzweifeln.

Aber es waltet in dieser Abnutzung ein Naturgesetz, das seine tröstende Ergänzung haben muß. Die ganze Sprache nur aus Hülsen bestehend, ohne ihren Kern! ja in dieser Gestalt tritt sie jedem zuerst entgegen, in der ersten Kindheit[1]), und den Kern, das Leben muß sich jeder selbst hineinlegen, hineinleben, aus sich selbst, aus seiner Erfahrung!

Die Sache ist genauer oder näher besehen gar nicht so schlimm, das Kind[2]) findet so viel Helfendes zu der ungeheuer erscheinenden Aufgabe, daß ichs gern ausführte, wie ich mirs oft mit Lust und Staunen ausgemalt habe.

Und, merkwürdig und lehrreich, es geht dem Kinde, dem Menschen mit der Sprache da, wie mit der Welt selbst, mit dem Abbilde, wie mit dem Urbilde. Auch die Welt tritt uns in ihren Erscheinungen, in ihren Hülsen, in ihrem Äußeren und Äußersten entgegen, und vom ersten Augenblick an und fort und fort, so lange wir leben und in ihr wandeln, ist unsere Aufgabe, hinter der Erscheinung das Wesen zu entdecken, in den Hülsen den verborgenen Kern zu finden, in ihr Äußeres ihr Inneres hinein zu legen, hinein zu denken und zu leben aus eigner Kraft: **das** ist am Ganzen die Hauptsache, die erziehende Arbeit und der ewige lohnende Reiz unsers ganzen Weltlebens — ein großes großes Capitel für sich, das in die Mitte des ganzen Weltgeheimnisses führen würde (z. B. wir als Nachschöpfer des ersten Schöpfers, wir jeder Einzelne).

Wie dazu dem Kinde die Eltern helfen, nachher in der Schule die Lehrer (oder sollen es), so im Leben — die Dichter (oder sollten es) — in Bezug auf Sprache und Welt, denn beide sind nicht zu trennen; aber die Hauptarbeit dabei müssen fort und fort wir selber thun. Deßhalb ist mir seit langen Jahren so wichtig, die Bilder der Sprache wieder aufzufrischen im Bewußtsein, denn sie geben uns die ursprüngliche geniale Beobachtung der Welt. 28. Jan. 1885.

---

1) Und auch dem Erwachsenen eine fremde Sprache, wenn er z. B. nach Amerika kommt, ohne Englisch zu können.

2) Wie der neue Nordamerikaner.

# Vermischte Kleinigkeiten.

## Aus dem Nachlasse Rudolf Hildebrands.

### 1.

### Die Mode in der Sprache —

ein großes Capitel, anziehend und lehrreich: ganz wie in der Kleidung kommt Neues auf, klingt eine Zeit lang gut, schön, vornehm, dann verfällt es in der Gunst der Höheren, weil es auch die Niederen annehmen, es muß für das abgehetzte Wort ein neues her, das wieder neu und elegant klingt, usw. — so wenigstens in allem was dem Leben der Gesellschaft im französischen Sinn angehört.

Wie eigen, ja spaßhaft es dabei zugehen kann, davon geben Musikant, Musicus, Musiker ein hübsches Beispiel.

Musikant, eigentlich ein schön gelehrtes Wort, part. praes. zu musiciren, das noch im besten Ansehen steht: die Musikanten aber sind ganz herunter, es gibt sie wol nur noch auf Dörfern, im Gebirge u. ä. Dafür ist Musicus in einer bestimmten Zeit eingetreten, wieder hübsch gelehrt, fast griechisch, und ist doch auch längst vom Thron abgesetzt, es mag noch in kleinen Städten wolklingend genug sein. Dazu Plur. Musici, also ganz gelehrt, volksmäßig wol auch Musicusse.[1]) Aber auf der Höhe der Bildung hat nun Musiker den Platz: spaßhaft, denn was ist es? Ich glaube, als Plur. zu Musicus aufgekommen, weil Musici doch im deutschen Munde etwas zu gelehrt, wie mit Schulzopf versehen, klang, und man nahms dann auch als Singular. Aber noch spaßhafter: das Wort, das da im Modeklange aufstieg, ist zugleich in der Bildung herabgestiegen, vom Gelehrten zum Volksmäßigen, Ungelehrten, Musiker ist unter allen Formen die am meisten barbarische. Übrigens sprich das Wort Musiker, d. h. daß es mit Musik übereinkomme, und — wie niedrig bildungslos klingt das in der Höhe der Bildung, und ist doch am Ende eigentlich das Beste!

19. Oct. 1884.

### 2.

### Fremdwörter —

der neueste Fortschritt darin. So spricht jetzt alle Welt viel von Modus, es ist noch gar nicht lange her,[2]) in der parlamentarischen Sprache aufgekommen (die ja im Bildungsfortschritt an der Spitze marschirt), ent-

1) Vergl. unter genius im deutschen Wörterbuch von dessen grammatischer Behandlung im vorigen Jahrhundert.

2) So ist ein Novum wol höchstens 12 Jahre alt, aber rasch ergriffen worden von den Bildungsstrebern.

nommen wahrscheinlich aus dem Diplomatenlatein, das in den Canzleien, Köpfen und Federn der Diplomaten noch fortzuckt und nicht sterben kann, ein modus vivendi stammt sicher dorther. Aber wie braucht mans nun! es heißt auch frisch drauf los einen besseren Modus suchen oder nach einem besseren Modus suchen, also modus, Dat. modus, Acc. modus (und im Plural?) — und niemand empfindet daran Barbarei, und dabei blüht das Lateinlernen neu auf! Das begreife jemand! es ist nur begreiflich bei großer Stumpfheit des einfachen Empfindens oder Denkens, an dem die Schule so rastlos arbeitet! Aber merkwürdig: man brauchte nur einmal einen besseren modum zu schreiben oder zu sagen, da würde jeder die Empfindung des Zopfes haben, des Rückfalls in eine am natürlichen Geschmack beschädigte Zeit — und bei einen modus nicht!? Ja die Bildungsbarbarei wächst rasch in die mit unsäglichen Mühen, Sorgen, Schmerzen gewonnene wirkliche deutsche Bildung hinein — man ruht ja auf den Lorbeeren unserer Classiker!

27. Aug. 1884.

3.

Zu Zeitschrift 7,577 ff.

Wie sich in der Sprache ein Wort in geraden Gegensätzen ausbildet, stellt sich besonders merkwürdig heraus bei gemein. Allen gemein, als Gemeingut gehörig, und einem gemein, d. h. jedem Einzelnen, der z. B. an der vertheilten Beute seinen gemeinen teil erhielt oder forderte [vgl. Ztschr. 5,264 f.] — der Widerspruch aber aufgehoben in dem hohen, höchsten sittlichen Begriffe: der Einzelne ist nur, soweit er mit Willen und Wesen dem Ganzen (der gemeine) angehört, das Ganze ist nur, soweit die Einzelnen es mit Willen und Wesen (stets neu und doch zugleich aus einer Wurzel von Alters her) bilden oder darstellen und soweit der Einzelne im Ganzen auch ganz zu seinem Rechte in Willen und Wesen kommt, und das alles allseitig ausgedrückt im alten gemein, mit manigfachster Färbung durch die wechselnden Beziehungen und Verhältnisse, die sich fast endlos aus dem Gesamtverhältniß von einem Ganzen und seinen Gliedern von selbst ergeben (das wunderbarste Verhältniß, eigentlich das geheime Grundverhältniß des Weltganzen) — es ist das Tiefste, Schönste, Höchste[1]), das ich bis jetzt in

1) So hieß gemein einfach, wer mit Selbstvergessenheit sich dem Ganzen hingibt, also das höchste Heldenthum — gemein auch das Recht, der Rechtsspruch, der jedem sein rechtes Recht gab, nicht Einem mehr, d. h., daß es sich wol einfügte in das Recht und Leben des Ganzen u. s. w.; ein gemeiner man, wer zwischen Streitenden als Schiedmann bestellt wurde, als Vertreter der gemeinen, der gemeine u. s. w. — das Wort ist lange noch nicht genug beobachtet. [so Hildebrand trotz eigner Vertiefung in die Geschichte des Wortes im deutschen Wörterbuch 4,3169—3220!]

der Wörterbuchsarbeit gefunden habe und müßte noch ganz anders, in anderer Fassung vorgetragen und gezeichnet werden, als es im Wörterbuchsrahmen thunlich ist .... Ja die „alte gute Zeit", ein Begriff, der jetzt von den sog. Gebildeten vorzugsweis gern mit Spott verfolgt wird! wie elend gestaltet Ihr die — heilige Muttersprache, die die alte Zeit so wundervoll an- und ausgebaut hatte.

8. März 1884.

4.

Wie auch an längst verdunkelten Worten und Wendungen doch der ursprüngliche Kern oder Geisteshauch deutlich fortlebt, zeigt u. a. gelassen, eig. gote gelâzen, sich Gott ganz hingebend, aus der Mystik des 13. 14. 15. Jahrh.: noch jetzt z. B. Schmerzen gelassen ertragen, mit geduldiger Hingebung oder Verzichtung auf sich selbst, es ist der ursprüngliche Kern noch immer deutlich gefühlt und angewandt. [Näheres s. im Deutschen Wörterbuch 4,2865 ff.] [1])

Mich setzt an dem unbewußten Sprachleben kaum etwas so in Erstaunen, als diese unverwüstliche Dauer von einem so zarten Geisteshauch über Jahrhunderte hinweg, durch Tausende oder Millionen von Mündern und Geistern hindurch, wie er in fortwährender Wandelung oder Verwitterung begriffen doch im innersten Kern derselbe bleibt, mit Worten kaum scharf auszusprechen und doch in den Gebrauchenden ganz im Unbewußten versteckt sicher wirkend — wie die 'Idee' einer Pflanze in allen ihren manigfachen Abformen, die sie in der Weite von Raum und Zeit annimmt: man steht dort wie hier dicht beim Räthsel des eigentlichen Lebens an sich —.

22. Aug. 1884.

---

Wie auch Hochgegriffenes sich abbraucht[2]) und Ersatz von oben fordert, zeigt z. B. verehren im Alltagsleben, noch im 18. Jahrh. von Göttern, Geliebten, großen, edlen Menschen — nun als verehrter Freund schon ganz unten. Vor ein paar Jahren antwortete

---

1) Wie auch in ungefähr, eig. âne geværde, gevære (auflauerndes Nachstellen, wie im Kriege, auch im Gericht, als Kampf gedacht), aus der Rede vor Gericht, einer Angabe, Aussage, Behauptung beigefügt, bei der man sich gegen etwaige böswillige Auslegung des Gegners und schädliche Ausbeutung damit sicherte: und noch jetzt z. B. 'es sind noch ungefähr 100 Thaler in der Kasse', d. h.: ich kann für die Zahl nicht genau einstehen, ich will mich vorsichtig ausdrücken. [S. auch im deutschen Wörterbuch unter gefähr und gefährde.]

2) Oder der Ironie verfällt, wie z. B. gemüthlich [s. im deutschen Wörterbuch 4,3332.5 flg.]. Das Heiligste am liebsten zum Witz gebraucht (d. h. das wohlfeilste und wirksamste Mittel), s. z. B. Uhland V. L. 571, Kirchhof Wendunmuth 1,269 flg.

mir ein Herr, den ich unbekannt auf der Straße um Feuer ansprach: Ja wol, verehrter **Freund**. Gestern im Bade sagte ein Badegast zum Bademeister: Ich bin abonnirt, Verehrtester, also wie sonst Lieber, d. h. mit wolthuender Herablassung, den Herren vom Hofe nachgemacht.

Was nun aber von oben Neues, wieder mit Sinn und Kraft Versehenes geholt werden wird?

Ich fühle immer den Drang, gegen solches Abbrauchen, Misbrauchen des Hohen mich zu stemmen, mich darüber zu beunruhigen, zu ärgern, ja daran zu leiden! frage mich aber auch manchmal, ob ich damit nicht philiströs gegen ein Naturgesetz anstrebe und nur mir selber schade, die Entwickelung hemmen möchte! Aber es sind die Schwachen, nicht die Guten und Tiefen, die das thun und betreiben. Und wer sollte in der Entwickelung Herr und Führer sein?

7. Aug. 1878.

5.

**Der Humor in der Sprache**

ist so entwickelt, so reich, so manigfaltig, so glänzend, so treffend, so welttief — aber die Philologen haben im Ernst der Studierstube den Sinn nicht dafür; ich weiß aus eigner Erfahrung zu gut, wie gerade das treueste Arbeiten aus der lebendigen Erscheinung den Lebenssaft hinausdrückt, daß man die trockene Hülse in Händen behält — als das wissenschaftliche sichere Ergebniß, als das eigentlich Existierende! Ganze Wissenschaften bestehen wesentlich aus aufgehäuften, allenfalls in Fächer gelegten solchen todten Hülsen — der Gedanke in diesem Bilde ängstigte, ärgerte mich vor mehr als 30 Jahren schon, man gewöhnt sich dran, aber er kommt glücklich immer wieder. Wie Humor übersehen wird auch von gescheiden, freien Köpfen, stieß mir gestern einmal auf bei der Arbeit an gelten.

Wie nämlich die Sprache die Erscheinungen auch auf die schärfsten Verstandesbegriffe zurückführt und dann auch damit spielt, das fiel mir vor Jahren wol zuerst auf an dem englischen in less than no time, wie z. B. in London ein Hutmacher das Aufkrämpeln eines Hutes mit großer Schrift im Hause verspricht: in weniger als keiner Zeit! im nüchternen Geschäftsernste Witz! der sich bald abnutzt so daß man den Witz und Unsinn gar nicht mehr fühlt.

Nun stieß mir das in mhd. Rede auf, und richtig von dem gescheiden Beneke in seinem Humor nicht erkannt:

ezn giltet lützel noch vil
niuwan al mîn êre. Iwein 4874,

also: nicht wenig und nicht viel (worin sich sonst die vorkommenden Fälle theilen), sondern Alles — damit ist das Alles (die Ehre) mit einer begrifflichen Schärfe zum Ausdrucke gebracht, die etwas Mathematisches hat,[1]) etwas Philosophisches.

Es ist aber eigentlich ein bitteres Witzeln, d. h. von der Denkschärfe bitterster Stimmung eingegeben, was noch deutlicher wird bei Wolfram:

> ir strît galt niht mêre
> wan freude, sælde und êre. Parz. 742, 21,

d. h. nicht mehr als Alles, wie noch jederman sagt und merkt wol selten dabei: **mehr als Alles? kanns das geben?** Aber das Alles wird damit begrifflich in einer anschaulichen Schärfe gewonnen, die man als 'genial' bewundern muß. Es ist aber die äußerste Bitterkeit der Stimmung, die bei dem, der das zuerst gesagt hat, das begriffliche Denken in eine Schärfe hinausgetrieben hat, die eigentlich Überschärfe ist, aber eben diese sagt voll und wirksam worauf es ankam. Solche Dinge müßten in der Schule gebraucht werden zur Bildung unsrer Geister, und — fehlen noch auf der Universität! 1. Apr. 1883.

## 6.
## Schulmeisterei in der Sprache.

Das wäre ein großes Capitel, von großem Werthe. Ich übrigens möchte das Wort Schulmeister in seiner verächtlichen Anwendung nicht befördern. Doch wird sich dagegen kaum etwas thun lassen, während doch Meister wie Schule durchaus noch nicht herabgezogen sind von ihrer Höhe.

Wie verschieden aber auch der gewöhnliche Begriff gewendet oder angewendet werden kann, stieß mir bei Hugo Schuchardt (auf Anlaß des Volapüks, Berlin 1888) auf.

Er nimmt da das liebe Volapük scharf in Schutz und geht besonders der arischen Sprache zu Leibe als einem fälschlich gepriesenen vollendet schönen Organismus, meint, wenn, wie er angeblich nachweist, darin „unwillkürliche Anomalie" ihr Wesen treibe, müsse auch „willkürliche Analogie" zu Hülfe kommen können — also Sprache machen, wie im Faust der Homunculus, ein Vergleich, den er selber mit beibringt.

---

1) Derselbe Rechenwitz, bitter witziges Rechnen steckt auch in unserm nichts, urspr. nihtes niht, d. h. das Nichts getheilt (beim Austheilen an Berechtigte), wie spaßhaft! und: auch von diesen Theilen keinen (erhält einer beim allgemeinen Austheilen), nichts von Nichts: auch das konnte nur aus bitter aufgeschraubten Witze kommen, der 'genial' wird.

Da heißt es S. 14: „Wer über Aristarchs Vorschlag, von Ζεύς den Gen. und Dat. Ζεός und Ζεΐ zu bilden, aus einem andern Grunde lacht, als weil derselbe keine Aussicht auf Erfolg hatte, der ist mehr Schulmeister als Denker. Die Analogie mag undurchführbar sein, die innere Berechtigung der Anomalie wächst dadurch nicht im mindesten. Wenn nun aber die Anomalie vor allem an der Flexion haftet, wie kann man diese Flexion als die Krone der Sprachschöpfung ansehen" — dies als Probe, wie der gescheide Mann da auf die Spur advocatischen Denkens kommt.

Der Schulmeister, den sich Sch. da denkt, ist der Lehrer des Griechischen in Quarta, dem Ζεύς, Gen. Διός usw. so eingewachsen heilig ist, daß ihn jede Abweichung zum Lachen nöthigt, der Denker aber der, der sich mit geistiger Freiheit über die brutale Thatsache hinaus schwingt und sie von oben als unsinnig sieht. Ja, was ist solche geistige Freiheit an sich werth! und wie sollte, könnte sie schon auf der Schule ausgebildet werden, gerade an der Hand der Sprache.

Und doch läßt sich der Spieß umkehren, und ich mußte mir das sofort thun, als ich die Stelle las.

Dann ist Aristarch der Schulmeister, der das wichtige Wort nur vom Schulstandpunkt ansah und über die Schulwände nicht hinaussah. Hätte er das gethan, so wurde er Denker, d. h. der in die griechische Welt, seine Welt hinaus und in ihr herum dachte an die ungezählten Fälle, wo seit Jahrhunderten, bis zu seinem Homer zurück erkennbar, nein fühlbar, Διός Διΐ Δία die heiligen Klänge waren, an denen in Zeit und Raum so unendlich oder unübersehbar das Leben von Geist und Gemüth in höchsten Augenblicken hieng — das würde ich denken nennen.[1]) Er aber hat zunächst wol nur an die Schüler und ihre Grammatik gedacht — aber die kannten die „Anomalie" sicher schon alle aus dem Leben, wenn sie unter die Hände des Lehrers kamen, hatten sie schon im Gemüth fest und unentbehrlich, ganz gewiß! so daß sie wol schon über des Schulmeisters Einfall zu lachen geneigt waren.

Da soll wieder einmal der kahle kurzsichtige Verstand der Denker sein, der mit seinem kleinen Maßstab eine Einzelheit scharf mißt, 'falsch' findet und zu einem Schaden aufbauscht, den lebendigen Zusammenhang aber zu sehen hat er nicht Kraft und Größe. 29. März 1888.

1) Dies Denken würde über die bloße Form hinaus oder hinein das große alte Leben darin gesehen haben, das wäre Freiheit, die den Geist über das Äußerliche erhöbe, den Anstoß nehmenden Verstand zur Vernunft, die von der freien Höhe zugleich die Weite und Tiefe sieht — vergl. Goethe an Schiller 2, 387.

# Sachliches und Sprachliches aus dem Heliand.

Von R. Windel in Halle a. S.

„Daß uns Scherer von der Notwendigkeit befreit hat, für Heliand zu schwärmen, ist nicht das kleinste Verdienst des schönen Buches," sagt Ziegler in der Geschichte der christlichen Ethik.[1]) Es ist richtig, daß Scherers Urteil über Heliand, das er in seiner Litteraturgeschichte[2]) fällt, für das große Publikum maßgebend geworden ist, aber eine ganz andere Frage ist es, ob dieses überaus ungünstige Urteil des großen Forschers über den Heliand nicht ein einseitiges ist und nur mit großen Einschränkungen angenommen werden darf. Ich bin entschieden der letztern Ansicht, solange ich den Heliand lese, und es war mir erfreulich zu sehen, wie neuerdings Kögel in seiner „Geschichte der deutschen Litteratur bis zum Ausgange des Mittelalters" sich bemüht, eine gerechtere Würdigung des Heliand anzubahnen. Mit Recht sagt er:[3]) „Scherer wird überhaupt dem Heliand und seinem Dichter nicht gerecht. Weil Vilmar das Werk etwas überschätzt hat, so brauchen wir es darum doch nicht für ein schwaches Produkt zu erklären. Der Dichter hat geleistet, was er leisten konnte." Und Braune in seiner Ausgabe der Bruchstücke der altsächsischen Bibeldichtung, die wir der glücklichen Findigkeit Zangemeisters danken, und die sicherlich vom Verfasser des Heliand stammen, stimmt dem[4]) bei. Übrigens bleibt Scherers Verdienst auch auf diesem Gebiete immer noch groß genug. Die einseitige, romantische Überschätzung des Werkes, wie sie uns in Vilmars Litteraturgeschichte entgegentritt, hat er ein für allemal endgültig beseitigt. Das Gerede von dem Volksdichter muß verstummen vor der Wahrheit der Thatsachen. Wir wissen durch die Untersuchungen von Windisch und Sievers,[5]) daß der Verfasser ein gelehrt arbeitender Geistlicher gewesen ist, daß seine Hauptquelle die sogenannte Evangelienharmonie des Tatian[6]) bildet, daß er außerdem vor allem — auch das steht durch Sievers gegen Grein: „Heliand-Studien" fest — den Kommentar des Hrabanus Maurus zu Matthaeus, den des Alkuin zu Johannes, sowie Kommentare des Beda zu Lucas und Marcus benutzt hat. Hätte Vilmar allein schon diese Abhängigkeit des Verfassers

1) S. 359, Anm. 2.
2) In der zweiten Ausgabe S. 46 flg.
3) A. a. O. S. 288, Anm 1.
4) S. 29—30.
5) Vergl. Haupts Zeitschrift für das deutsche Altertum 1876 S. 1 flg.
6) Am bequemsten ist die Ausgabe von Grein nach dem Codex Casselanus in Grein: Die Quellen des Heliand S. 125 flg.

von seinen Quellen immer im Auge behalten, so hätte er sich vor manchem durch seine Überschwenglichkeit schiefen Urteile bewahren können. Ich führe zum Beweis nur eins an. In seinem schönen Programm: „Deutsche Altertümer im Heliand" S. 56 führt er die Erklärung an, die im Heliand zum Gebote des Herrn Matth. 5, 29—30 gegeben wird.[1]) Dort wird nämlich unter dem Ausreißen des rechtes Auges und dem Abhauen der rechten Hand verstanden, man solle sich lieber von den nächsten Freunden und Blutsverwandten trennen, ehe man sich durch sie zu einer Sünde verführen lasse. Vilmar meint nun, mit dieser Erklärung habe der Dichter recht tief in den Kern des deutschen Herzens gegriffen, tief in die Geheimnisse des deutschen, auf die engste Familieneinheit gegründeten Gemeinsinns. Er hätte aber finden können, daß hier der Dichter einfach Hrabanus Maurus ausgeschrieben hat, und daß jene Auslegung dieser Stelle sehr gewöhnlich war; sie geht bis auf Hieronymus zurück. Aber dieser gelehrt arbeitende Geistliche, wohl im Kloster Werden a. d. Ruhr, verfolgte nicht nur mit seinem Werke lehrhafte Tendenzen, sondern — und das hat Scherer verkannt — war „ein Mann voll volkstümlicher epischer Kraft und Begabung, der auch unter der Mönchskutte die Überlieferungen seines Volkes treu im Herzen bewahrte." Das theologisch-klerikale Interesse war durchaus nicht das einzige, was er verfolgte, sondern daneben wollte er auch dem künstlerischen gerecht werden. Es ist erstaunlich zu sehen, mit welcher Selbständigkeit und planmäßiger Überlegtheit er nach diesen beiden für ihn gleichwertigen Gesichtspunkten aus dem ihm überlieferten biblischen und außerbiblischen Stoffe eine Auswahl trifft, und es muß uns das meiner Ansicht nach mit höchster Achtung vor der künstlerischen Individualität dieses Dichters, dessen Namen wir leider nicht kennen, erfüllen. Für diese Behauptung einige Thatsachen, die meines Wissens bisher noch nicht genug hervorgehoben sind, als Beweis anzuführen, ist der Zweck des ersten Teiles dieser Ausführungen.

Gewiß, der Verfasser verfolgt, und es ist das auch ganz natürlich, seelsorgerische, ja an einigen Stellen sogar, um mit Lessings Nathan zu reden, recht pfäffische Tendenzen. Nicht nur der Grundzug der Gesetzlichkeit, sonst der Hauptfehler der mittelalterlichen Predigt, sondern auch das Betonen der Schrecken des jüngsten Gerichts für die, welche nicht Buße thun in diesem Leben, fällt uns an einigen didaktischen Ausführungen des Heliand[2]) unangenehm auf. Als die europäische Menschheit noch in den Flegeljahren war, wie Jean Paul einmal sagt, bedurfte

1) In Sievers' Ausgabe des Heliand V. 1484 flg.
2) V. 899, 945, 1275, 1483, 2144 flg., 4446.

eben die katholische Kirche dieses letztern Mittels zur Erziehung zur Sittlichkeit gar sehr. So wählt er auch aus den Gleichnissen zwei aus, die diesen Gedanken veranschaulichen, das Gleichnis vom Unkraut unter dem Weizen[1]) und das von den guten und schlechten Fischen im Netze.[2]) Auch hat er die Interessen seines eignen Standes im Auge. Man weiß, wie unter Karl dem Großen besonders der Umstand die Bekehrung der Sachsen erschwert hat, daß sie gezwungen wurden, den geistlichen Zehnten zu entrichten. In dieser Hinsicht benutzte der Verfasser des Heliand die Gelegenheit anläßlich des Schriftwortes: dignus est enim operarius cibo suo (Matth. 10, 10) „um eine Speisepredigt in den eignen Sack hineinzuhalten“: Es heißt da, um der schönen Simrockschen Übersetzung auch einmal das Wort zu gönnen, V. 1862—1873:

Der Werkmann ist wert, daß man ihn wohl versehe,
Mit dem Mahle den Mann, der so manchem soll
Für die Seele sorgen, zur Seligkeit führen
Die Geister, auf Gottes Au. Das ist ein größer Ding,
Wer da sorgen soll für der Seelen so viel,
Wie er sie erhalte für das Himmelreich,
Als daß man den Leib der Leutekinder
Mit Speise versorge. Darum sollen ihn alle
In Hulden halten, der zum Himmelreich
Die Wege weist, sie den Würgegeistern,
Den Feinden, vorweg fängt, und Frevelwerk schilt,
Schwere Sünden rügt.

Deshalb auch übergeht er wohl nicht das Stück 120 bei Tatian: ubi Jesus praetulit ceteris viduam propter duo aera minuta.[3]) Einmal verführte ihn sogar die Tendenz die kirchliche Ehegesetzgebung zu empfehlen dazu, den biblischen Text direkt zu ändern. Als Grund nämlich, weshalb Johannes dem Herodes entgegentritt, giebt der Dichter die Thatsache an, daß dieser seines verstorbenen Bruders Frau hatte, während nach der Schrift und seiner Quelle Tatian sein Verbrechen darin besteht, daß er seines lebenden Bruders Philippus Weib hatte. Hätte Herodes das gethan, was der Dichter ihn thun läßt, so hätte er nach dem Gesetz der Leviratsehe genügt, also nach jüdischem Rechte richtig gehandelt, aber der katholische Dichter will die bestehenden kanonischen Ehehindernisse seinen Neubekehrten einschärfen, deshalb sagt er gegen den Wortlaut der Schrift:[4]) Buida im bi thero brudi thiu er sines bruother was idis an ehti, ant that hie ellior scuoc, werold wehsloda.

---

1) V. 2542 flg., besonders V. 2602 flg.
2) V. 2628 flg.
3) V. 3764 flg.
4) V. 2705 flg.

Diese Freiheit der Schrift gegenüber ist eigentlich für einen geistlichen Dichter des neunten Jahrhunderts unerhört. Sie findet aber ihr Seitenstück in einer Stelle in den neuerdings von Zangemeister-Braune veröffentlichten Bruchstücken aus der altsächsischen Übersetzung des Alten Testaments durch den Verfasser des Heliand, die, wie jetzt schon allgemein von den Kundigen zugestanden ist, durchweg von hohem künstlerischen Werte sind. Er führt da[1]) die Ereignisse in Sodom nach Genesis 19, 1—26 aus, deutet aber gegen die ausdrücklichen Aussagen der Schrift als Hauptverbrechen der Sodomiten, das die Engel finden, den Mord an: Tho[2]) gihordun sie fegere karm an allaro seliða gihuuen sundiga liudi firinuuerk fremmian: uuas thar fiundo gimang, uureðaro uuihteo, thea an that uuam habdun thea liudi farledid: that lon uuas thuo hat handum mikil mið morðhu, that sia oft men dribun.

Hier ist es ihm offenbar ein ästhetisches Bedürfnis, die häßlichen Sünden der Sodomiten umzudeuten, etwa wie er im Neuen Testament den unschönen Vorgang,[3]) wie die Säue, in die die Dämonen gefahren sind, sich ins Meer werfen, aus demselben Grunde ganz frei behandelt.[4])

Auch ist er ein Judenhasser. Dafür spricht nicht nur die Stelle V. 2285—2290, sondern auch die Art, wie er planmäßig darauf bedacht ist, das Christentum vom Judentum loszulösen. So übergeht er bei Johannes dem Täufer wie bei dem Herrn die circumcisio, die sich doch in beiden Fällen in seiner Quelle Tatian fand, so ist ihm in der Versuchungsgeschichte nicht Jerusalem die heilige Stadt, so übergeht er in der Bergpredigt den Schwur bei Jerusalem, so gestaltet er die Predigt in Nazareth ganz frei, um nicht die im Text gegebene Beziehung zum Alten Testament aufnehmen zu müssen,[5]) wie er auch z. B. bei der Wiedergabe von Tatian Stück 51 das ut ad impleretur quod dictum est per prophetam Esaiam übergeht[6]) und auch sonst alttestamentliche Zitate.[7])

Deshalb giebt er alle Reden und Erzählungen seiner Quelle Tatian, die sich auf die Sabbathheiligung beziehen, wie Stück 69 und 70, nicht wieder, deshalb hebt er aus einem Komplex von zusammenhängenden Geschichten im Tatian allein die Geschichte vom kananäischen Weibe hervor, um zu zeigen, daß das Heil durchaus nicht an die Zugehörigkeit

1) Braune a. a. O. S. 52 flg.
2) V. 254.
3) Matth. 8,28 flg. Tatian 54.
4) V. 2268 flg.
5) Vergl. V. 1136 flg. mit Tatian St. 18.
6) V. 2221 flg.
7) Z. B. Matth. 2,15 (Tatian 9), Lucas 3,4—5 (Tatian 13).

zum jüdischen Volke gebunden ist,[1]) deshalb wählt er aus den Gleichnissen zur Wiedergabe auch das von den Arbeitern im Weinberge aus. Denn wenn er auch in der Erklärung dasselbe zunächst nach Hrabanus auf die Berufung des einzelnen zum Heil in den verschiedenen Abschnitten des Lebens bezieht,[2]) so zeigen doch die Verse 3505 flg., wie schon Rückert in seiner Ausgabe des Heliand sagt, der meiner Ansicht nach für die ästhetische Würdigung des Heliand am meisten gethan hat, daß der Dichter auch an die verschiedenen Völker, die zu verschiedenen Zeiten bekehrt sind, denkt; mögen die Sachsen auch spät bekehrt sein, die Juden, die an morgan und die an uhton gedingt sind, haben nichts vor ihnen voraus. Übrigens, weshalb mag der Dichter das Gleichnis vom verlornen Sohn (Tatian 99) übergangen haben, war ihm hier gegenüber dem katholischen Bußsakrament der Begriff der Buße zu evangelisch, zu innerlich gefaßt?

Aber das alles ist für den Verfasser nicht die Hauptsache. Seine Hauptabsicht war es, mit den dichterischen Mitteln, die er früher als Volkssänger geübt und sich erworben hatte, — denn daß er früher ein non ignobilis vates gewesen war, steht in dem Teile der praefatio, der sicher echt ist — ein christliches Epos zu schaffen und so in lebensvoller, anschaulicher, seinen Sachsen verständlicher Weise ein Bild vom Leben und Leiden des Herrn zu entwerfen. Ich glaube allerdings, daß das Problem des christlichen Epos der Verfasser des Heliand besser als Otfrid und Klopstock gelöst hat. Zu diesem Zwecke faßt er den kühnen Plan und scheut keine Mühe, ihn konsequent durchzuführen, nicht nur in der Form den epischen Stil anzuwenden, sondern auch inhaltlich die Personen der evangelischen Geschichte zu Germanen des Heldenalters zu machen und die landschaftliche Szenerie Palästinas in die des alten Sachsenlandes umzuwandeln. Wie er das im einzelnen gethan hat, ist ja schon oft nachgewiesen, und ich gehe darauf als etwas Bekanntes nicht weiter ein. Gewiß ist, daß dabei kein historisch treues Bild der evangelischen Geschichte herauskommen konnte, aber da nun gleich von „unwillkürlicher Travestie" zu sprechen, erscheint mir ungerecht und am wenigsten verständlich bei Scherer, der es doch sonst wie wenige verstanden hat, derjenigen Betrachtungsweise der Entwickelung des geistigen Lebens der Menschheit, welche seit Herder sich durchgesetzt hat, gerecht zu werden und es sonst in meisterhafter Weise versteht, sich in die Ideale und Weltanschauungen der verschiedensten Zeiten hinein zu empfinden und sie in ihrem eigentümlichen Werte und in ihrer relativen Berechti-

1) V. 2984 und Tatian St. 87.
2) V. 3412 flg. Tatian 109.

gung zu verstehen. Der Verfasser des Heliand kennt sehr wohl die Schwierigkeiten, die seiner Aufgabe entgegenstehen; aber man muß sagen, er hat viele davon — alle zu beseitigen, war ja bei der Art des Stoffes unmöglich — durch seine Umsicht und seinen großen Kunstverstand besiegt. Alles Didaktische drängt er in die Bergpredigt zusammen und giebt sonst den epischen Teilen vor den didaktischen und lyrischen den Vorzug, wie Kögel richtig bemerkt. Wie bewußt er gerade dies letztere gethan hat, zeigt sich recht, wenn man der Auswahl nachgeht, die er aus dem Johannesevangelium getroffen hat. In seiner Quelle, Tatian, waren Stücke aus dem Johannisevangelium reichlich vertreten. Der Dichter des Heliand giebt nur wenige wieder und vor allem solche, wo er schlicht erzählen kann, so die Hochzeit von Kana,[1]) die Geschichte von der Ehebrecherin,[2]) die ursprünglich bekanntlich dem Johannesevangelium nicht angehört, die Geschichte von der Fußwaschung[3]) und von der Auferweckung des Lazarus,[4]) während er die langen Reden des Johannesevangeliums, wie das Gespräch mit Nicodemus, mit der Samariterin, die Reden Joh. 6 (Tat. 83—84) übergeht. In der Geschichte der Auferweckung des Lazarus ist besonders charakteristisch, wie er die Worte des Thomas in seiner Quelle Tatian: eamus et nos, ut moriamur cum eo umschreibt V. 3993 flg.:

Aber einer der Zwölfe, Thomas, versetzte, der treffliche Mann:
„Tadeln wir sein Thun nicht," sprach der treue Degen,
„Oder wehren seinem Willen, sondern weilen bei ihm,
Dulden mit dem Dienstherrn. Das ist des Degens Ruhm,
Daß er seinem Fürsten fest zur Seite stehe
Und standhaft mit ihm sterbe. Stehn wir all' ihm bei,
Folgen seiner Fahrt, lassen Freiheit und Leben
Uns wenig wert sein, wenn wir im Volk mit ihm
Erliegen, dem lieben Herrn, dann bleibt uns noch lange
Bei den Guten guter Nachruhm."

Hier haben wir neben dem altsächsischen höchsten sittlichen Motiv der Treue das antike des Ruhmes:

„Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch;
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch."

Auch ist bemerkenswert, welche Stellung im ganzen seines Werkes er der Geschichte von Lazarus Auferweckung einräumt. Sie bildet in

1) V. 1994 flg., Tatian 45.
2) 3840 flg., Tatian 120.
3) 4495 flg., Tatian 144.
4) 3964 flg., Tatian 135.

seinem Werke den Höhepunkt im Leben des Herrn, woran sich dann gleichsam die Peripetie anschließt. Nun fassen Kaiphas und die Rotten der Juden den Plan, gegen den Herrn vorzugehen.

In der Wiedergabe der Bergpredigt hat der Dichter besondere Sorgfalt auf die Verknüpfung der einzelnen Teile der Rede verwandt. So stellt er Matth. 7,15—20 gleich hinter Matth. 7,6, dann läßt er Matth. 7, 13—14 folgen, während im Tatian auf Matth. 7,6 die Parabel de amico vel de tribus panibus[1]) folgt, dann Matth. 7,7—10, 12, dann Matth. 7, 13—14 und darauf erst de cavendo a falsis prophetis. Ebenso passend stellt er die Worte Matth. 7,21—22, die Tatian (Stück 43) in der eigentlichen Bergpredigt hat, lieber in die Rede,[2]) mit der der Herr seine Jünger (Matth. 10) aussendet, die der Verfasser des Heliand gleich an die Bergpredigt anschließt. Die Worte Matth. 6,22—23, die, an sich schwierig, es noch mehr werden durch den Zusammenhang, in den sie stehen (Tat. 37), läßt er in richtigem Gefühle besser ganz weg, wie auch Matth. 5,19 wohl aus demselben Grunde und ebenso das Gleichnis Tatian 110 „de villico infideli“ (Luc. 16,1—12), das zwischen zwei Gleichnissen steht, die er beide aufnimmt, de divite et Lazaro und Matth. 20,1—16.

Wie sehr den Dichter bei der Auswahl aus Tatian die Absicht bestimmt, die Einkleidung Christi als des mächtigen Gefolgsherrn und seiner Jünger als vornehmer, hochgeborner Männer festzuhalten, so unhistorisch sie auch ist, dafür nur einige Belege. Hrabanus Maurus teilt in seinem Kommentar zu Matth. 4,25 die Menschen, welche dem Herrn folgten, in vier Klassen ein: una pars eorum, qui fide et dilectione caelesti adhaerebant ministerio ... Secunda erat invalidorum et infirmorum, qui ob curationes dominum sequebantur. Tertia vero pars erat, quos sola fama et opinio ad dominum venire compellebat, Quarta illorum erat, qui invidia ducti opus domini dehonestare volebant. Der Dichter nennt Nr. 2 des Hrabanus zuerst, aber an Stelle der curationes giebt er an,[3]) die Armen, denen Speise und Trank fehlte, hätten auf Almosen aus der Umgebung des Herrn gehofft. Wir sehen also da den Herrn als reichen Fürsten oder Bischof, der, von vornehmem Gefolge begleitet, vor allem der Armen gedenkt, etwa wie der Bischof Ulrich von Augsburg († 973), von dem in seiner Lebensbeschreibung[4]) erzählt wird, es hätten, wenn er seine Diöcese durchfuhr, die Armen seinen Ochsenwagen umschwärmt wie die Bienen das Blumenbeet, und der Bischof habe

1) Tat. 41, Luc. 11,5—9.
2) V. 1915 flg.
3) V. 1220 flg.
4) Monumenta Germaniae SS. IV, 377—428.

ihnen Almosen gestreut, wie die Wolken die Schneeflocken auf die Erde, schütteten.

Aus demselben Grunde läßt er Tatian 52: Ubi volenti eum sequi dixit: Vulpes foveas habent aus, deshalb alle Geschichten, die den Herrn in Berührung mit den Zöllnern bringen wie Tatian 57 und 116 deshalb übergeht er in Tatian 118, daß der Herr bei seinem Einzug in Jerusalem auf einem Esel ritt, deshalb wird Tatian 65 ausgelassen (Johannes der Täufer ärgert sich an dem Herrn, Matth. 11), deshalb giebt er sich alle Mühe, das Bedenkliche in der Herkunft des Matth. V. 1192 flg. zu beseitigen. ...

Um der schwerfälligern sächsischen Phantasie nicht zu viel zuzumuten, umschreibt er manche biblischen Bilder oder befreit sie von der fremdartigen Hülle, die die Kenntnis jüdischer Sitten und Gewohnheiten voraussetzt. So umschreibt er in der Rede Simeons V. 499 flg. das: et tuam ipsius animam pertransibit gladius, so übergeht er das Bild von der Wurfschaufel in der Hand des Herrn, Lucas 3,17 (Tatian 13), so umschreibt er, und wird dadurch allerdings sehr farblos und allgemein, in der Bergpredigt das noli tuba canere (Tatian 34). Ebendort beim Beten (Tatian 35) läßt er deshalb in sinagogis et in angulis platearum stantes und beim Fasten (Tatian 36) das ungue caput tuum et faciem tuam lava weg. Und sollen wir es ihm nicht hoch anrechnen, daß er von der eigentlichen allegorischen Erklärung sich mit feinem dichterischen Takt so fern gehalten hat, er, der bei seiner Belesenheit in den Kirchenvätern mit dieser Art der Exegese so sehr vertraut sein mußte? Zweimal überwindet er die Versuchung dazu, der sein Kollege Otfrid von Weißenburg erlegen ist. Die drei Könige aus dem Morgenlande bringen Weihrauch, Gold und Myrrhen. Die beliebte allegorische Deutung dieser Dinge als divina maiestas, regia potestas, humana mortalitas[1]) deutet der Dichter V. 674 nur an durch die Worte bi godes teknun.

Und in der Bergpredigt bei der vierten Bitte deutet er die allegorische Erklärung von „unser täglich Brot," wie sie durch das ganze Mittelalter hindurch so beliebt war,[2]) nämlich als des cibus spiritalis nur an, indem er ganz allgemein sagt: „Gieb uns täglich Unterstützung (dago gihwilikes râd), deine heilige Hilfe." An der einzigen Stelle aber, wo er eine längere allegorische Auslegung hat, ist die Verwendung dieser Art von Exegese von großer Wirksamkeit, worauf schon Rückert

1) Vergl. im Kirchenlied von 1421 (Wackernagel Nr. 124 V. 13) „Gold bedeutet königliche Macht, Weihrauch die priesterliche Andacht, Myrrhen Sterben, das uns Seligkeit bracht."

2) Noch Luther in der schönen Schrift: Auslegung deutsch des Vaterunsers für die einfältigen Laien. Krit. Gesamtausgabe B. 2, nimmt auf sie Rücksicht.

S. 167 in seiner Ausgabe hingewiesen hat. Ehe der Dichter zum dritten Hauptteile, dem Leiden des Herrn, das im Tode Christi gipfelt, übergeht, läßt er den Grundgedanken desselben gleichsam in jener allegorischen Auslegung[1]) der Erzählung von den beiden Blinden am Wege nach Jericho,[2]) die er Beda entlehnt, vorweg nehmen. Wem aber in der allegorischen Ausführung etwa die Beziehung Jerichos als der Mondstadt (hebr. Jareach — Mond) auf die Vergänglichkeit des Menschenlebens und den Wechsel der Generationen geschmacklos erscheint:[3])

> Auch mag ich euch sagen, wenn ihr es sinnig wollt
> Hören und beherzigen, . . .
> warum die hehre Burg
> Jericho heißt, die bei den Juden steht
> Mit mächtigen Mauern. Nach dem Mond ist sie genannt,
> Dem leuchtenden Gestirn. Der läßt von seinen Zeiten nicht,
> Sondern an jedem Tag thut er das eine oder das andere,
> Er wächst oder schwindet. So in der Welt auch hier,
> In diesem Mittelgarten der Menschen Kinder:
> Sie fahren hin und folgen sich; die frühern sterben,
> Nach jenen kommen dann junge wieder
> Und wachsen heran, bis wieder das waltende Geschick sie rafft."

der möge bedenken, welche Geschmacklosigkeiten sonst im Mittelalter die allegorische Auslegung aufzuweisen hat.

Wahrlich, es liegt kein Grund vor, den Heliand als Kunstwerk herabzusetzen, auch als Dichter hat der Verfasser nicht Geringes geleistet.

Aber mögen in der ästhetischen Würdigung des Heliand die Ansichten auch sehr auseinander gehen, darüber, daß der Heliand das reichste Objekt für Studien in der Alliterationspoesie und von der höchsten Wichtigkeit für die Geschichte der niederdeutschen Sprache ist, kann kein Streit sein. Einige sprachliche Erscheinungen im Heliand zu erörtern, ist der Zweck des zweiten Teiles meiner Ausführungen.

Zunächst zur Wortbildung und der Frage der Fremdwörter im Heliand. Charakteristisch ist für die Ausdrucksweise im Heliand die Aneinanderreihung von Sätzen, die unter sich einen ähnlichen Gedankeninhalt haben, wie das überhaupt die Eigenart des alten epischen Stils im Deutschen, besonders im Nordischen ist. Ein Gedankenglied wird mit anderen Worten wiederholt, das grammatische Verbalsubjekt oder Objekt durch ein erklärendes Nomen wieder aufgenommen. Behringer[4]) schildert diese Eigenart folgendermaßen: Ein Ton wird angeschlagen, es folgt

---

1) V. 3589.
2) Matth. 20, 30 flg. Tatian 125.
3) V. 3619 flg.
4) Programm, Aschaffenburg 1890/91: Zur Würdigung des Heliand S. 47.

ein ähnlicher zweiter, ja selbst ein dritter und vierter in der Form einer Apposition oder eines beigeordneten Satzes, bis ein voller Begriff meistens in wohllautender, rhythmischer Silbenfolge das Tonbild schließt. Behringer meint, diese Dichtungsweise habe der Sänger des Nordens dem Meere abgelauscht. „Wenn wir vom Gestade aus die mächtig bewegte Meeresfläche betrachten, so sehen wir, wie einer kleinen Welle eine größere, eine dritte, selbst eine vierte, die Höhe steigernd, folgt, ist aber dann ein gewisser Höhegrad erreicht, dann findet gleichsam stoßweise eine Herabminderung statt, bis der Stand der Meeresfläche erreicht ist, von dem aus dann wieder in ähnlicher Weise das neue Wellenspiel beginnt."[1]) Ich möchte lieber, nicht so poetisch, aber vielleicht philologischer, zum Vergleich den Parallelismus der Glieder in der hebräischen Poesie herbeiziehen. Übrigens zeigt sich diese Neigung „denselben Begriff in kräftiger Variation des Wortes mehr als einmal und dadurch der Phantasie um soviel drastischer, dem Gemüte um soviel wärmer auszusprechen" nicht nur im Heliand, sondern auch in der altdeutschen prosaischen Rechtssprache. Mit Recht findet P. Pietsch: Martin Luther und die hochdeutsche Schriftsprache[2]) noch etwas von dieser für die alte deutsche Sprache charakteristischen Neigung in der Sprache Luthers. Er habe, meint Pietsch, also auch hier „aus dem Borne wahrhaften Volkstums geschöpft, der ihm vor allen Zeitgenossen so unendlich frisch und lebendig sprudelte." Jedenfalls ist diese eigentümliche Dichtungsweise im Heliand der Grund zu der Häufung der Substantiva und sinnverwandter Nomina, und unter diesen Nomina fallen wieder die vielen Nominalkompositionen auf. Obwohl Klopstock, als er gleichfalls Nominalkompositionen in verschwenderischer Fülle schuf, wie Sommermondnacht, Brautgesangstritt, Mondglanzhaar, Sommermorgenröte u. a. m. den Heliand nachahmen wollte? Gekannt hat er ihn jedenfalls, wie nicht nur aus einer in der Heliandausgabe von Sievers S. 16 zitierten Stelle hervorgeht, sondern auch aus folgender Äußerung in einem Briefe Klopstocks an Lessing:[3]) „Wenn Sie mehr (nämlich vom Heliand) werden kennen lernen, so werden Sie finden, daß er eine sehr edle Sprache hat, und daß patrum fonte cadant parce detorta kein übler Wunsch ist." Auch der Klopstockſche Komparativ findet sich im Heliand vereinzelt, so V. 323:

---

1) A. a. O. S. 48.

2) S. 116.

3) Vergl. Binz: Der Einfluß der ars poetica auf die deutsche Litteratur des 18. Jahrh. Progr. des Wilhelms-Gymnasiums zu Hamburg 1892. In der betr. Stelle der ars poetica V. 53 steht übrigens: Graeco fonte cadant parce detorta.

Ne lat thu sie thi thiu **ledaron** (sc. werthan)
thoh siu undar ira lidon egi
barn an ira bosma.

Die übrigen Stellen sind zusammengestellt in der Anmerkung Sievers' zu V. 323, S. 508.

Bei diesen Nominalkompositionen fällt nun besonders auf, wie bestimmte Substantiva zur Verstärkung in der Komposition dienen, wie firina (Vergehen) in firinsundea, schwere Sünde, firinquala außerordentliche Qual, megin Macht, Gewalt, in meginsundia große Sünde, meginthioda großes Volk, meginfolk gewaltige Schar, wundar in wundarquala ungewöhnliche Marter, thiod Volk, in thiodgumo ausgezeichneter Mann, thiodarbedi große Mühlsal, thiodskado großer Übelthäter, thiodwelo großer Reichtum. Auch ursprünglich mythische Begriffe wie irmin in irminthiod das große Volk und regin (ursprünglich die Ratenden, Herrscher, die Götter) in reginthiobos Erzdiebe, reginskado Erzräuber, regingiskapu Verstärkung von giskapu (sonst auch metod-wurdgiskapu) endlich auch in dem Adjektivum reginblind, stockblind. Wir haben also hier durchweg die Erscheinung, die Paulsen in dieser Zeitschrift III, 161 flg. bespricht, ausgehend von Zusammensetzungen in der heutigen Sprache wie steinreich, mordsbrav u. a. m. Von der ursprünglichen Bedeutung des Wortes, das zur Steigerung diente, ist nur das unbestimmte Gefühl der Steigerungskraft geblieben. Und wenn Paulsen dort sagt:[1]) „Gerade altertümliche, dem gewöhnlichen Vorstellungskreis entrückte, bis zu einem gewissen Grade fremdartig und unverständlich gewordene Ausdrücke sind besonders mächtig als Gefühlserreger, so haben wir für diese Äußerung im Heliand an Ausdrücken wie reginthiobos und reginblind und irminthiod treffende Beispiele. — Wenn bei Luther in der Schrift: „An den Adel deutscher Nation" die Romanisten die Deutschen „Todstocknarren" schelten,[2]) so müssen sogar zwei Substantiva ihren theoretischen Gehalt daran geben, um als Steigerungsmittel zu dienen. Bei den Adjektiven — abgesehen von reginblind — ist im Heliand dieses Mittel der Steigerung nicht angewandt; hier dient zur Verstärkung vorgesetztes alo, so 162 alojungan oder alohelan 2332 alowaldo 2421. Tautologische substantivische Zusammensetzungen, wo beide Teile dasselbe bedeuten, wie in Lindwurm, Windhund, finden sich sehr häufig im Heliand, so ahastrom, gadulingmag, longeld, modsebo, wordquidi, liudfolk, odwelo. Ähnlich sind die tautologischen Adjektivkompositionen wie kindjung, magujung. Verbindungen wie sie Luther

1) A. a. O. S. 164.

2) In der Ausgabe von Neubauer in der Kinzel-Bötticherschen Sammlung I S. 75.

hat,[1]) wie „kleinklein", wo beide Teile sogar dem Wortlaut nach gleichlautend sind, finden sich nicht.

Die Fremdwörter sind im Heliand doch schon recht häufig. Das Wichtigste darüber hat Rückert in seiner Ausgabe S. XIX zusammengestellt; ich gebe nur einige Ergänzungen. Das angedeutschte Fremdwort skola kommt wiederholt vor. So heißt V. 752 die Kinderschar, die Herodes töten läßt, unsculdiga scola. V. 2033 in der Erzählung der Hochzeit von Kana heißt es von den skenkeon endi scapwardos thea thar scoldun theru scolu thionon. In der Geschichte von der Speisung der 5000 heißt es V. 2847:

> endi het that gumono folc
> skerien endi skeden endi het thea scola settien
> erlos aftar theru erdu u. s. w.[2])

Auch Worte, die aus lateinischen und deutschen zusammengesetzt sind, finden sich, so 1115 ferndalu Thäler der Hölle (fern = infernum), 2723 klustarbendi einschließende Bande, 3766 tresurhus = gazophylacium. V. 990 findet sich radur für Himmelsgewölbe. 3339 at sumble = beim Mahle, wohl aus dem griechisch-lateinischen symbolum entstanden. Zuweilen findet sich jedoch das Bestreben, Fremdwörter der Quelle deutsch zu geben, so giebt er V. 3375 das patriarcha durch aldfadar, 2045 das architriclinus Tatians durch the at them gomun was themo heroston. 4203 behält er „pascha" bei, der Name Ostern ist ihm also unbekannt.

Charakteristisch ist, was die Kasuslehre betrifft, für den Heliand der Gebrauch des reflexiven Dativs, der uns häufig überflüssig erscheint. Erdmann sagt über ihn in den Untersuchungen über die Syntax der Sprache Otfrids:[3]) „Soweit das Verbum eine Bewegung oder Richtung ausdrückt, giebt der reflexive Dativ an, daß die von der handelnden Person ausgeführte oder veranlaßte Bewegung sich nach ihr selbst hinwendet oder ihr ein Objekt zuführt oder gewinnt; soweit keine räumliche Bewegung vorgestellt wird, hebt er nur noch besonders hervor, daß die handelnde Person selbst in erster Linie an der Handlung beteiligt oder interessiert ist." Für beides finden sich im Heliand sehr viele Belege. So findet sich sehr häufig giwitun im, quamun im, geng im, satun im, sohta im, namun im weg odran (695), that sie im thanan odran weg erlos forin (683), wonoda im, buide imu, stod imu u. a. m. Wir setzen jetzt häufig den reflexiven Accusativ, so 699 wendun im „wendeten

---

1) A. a. O. I, S. 130.
2) Vergl. noch V. 4884, 5136, 5311.
3) II, S. 218.

sich", „kehrten um", auch bei Verben, wo keine räumliche Bewegung vorgestellt ist, wie 116 het that he im ni andredi „hieß, daß er sich nicht fürchtete", 2943: ant that hie im an is muode bigan andradan diop water „bis daß er sich zu fürchten begann vor dem tiefen Wasser." 299 that iru that wîf habdi giwardôd „sich gehütet hätte."

Für den zweiten Fall mag es genügen, auf so häufig vorkommende Wendungen hinzuweisen wie 506, was iru githungan wîf, 3993, was imu githungan man, 2112, ik bium mi ambaht man. Sonst kommt dieser Dativ noch vor bei Verben wie twehon 1374, thi hugis 1546, bigan im 2389, ken im 2409, talod imu 2471, libdun im, 81, menda im 3445 u. a. m.

Über die gehäufte Negation im Deutschen verdanken wir Hildebrand[1]) eine interessante Abhandlung. Der Kollege des Dichters des Heliand, Otfrid von Weißenburg — Hildebrand weist auf diese Stelle hin —, klagt in der lateinischen Zuschrift an den Erzbischof von Mainz, Liutbert, über die barbaries der deutschen Sprache, und unter den Belegen für dieses ungünstige Urteil findet sich auch die Gewohnheit der gehäuften Negation. Er sagt: duo negativi, dum in latinitate rationis dicta confirmant, in huius linguae usu pene assidue negant et quamvis hoc interdum praecavere valerem, ob usum tamen cotidianum, ut morum se locutio praebuit, dictare curavi. Im Heliand ist nun die gehäufte Negation ganz gewöhnlich, besonders in Verbindung mit nio, neoman und negen. Zwei Beispiele mögen für viele gelten. 1405: Nescal neoman lioht the it habad liudiun dernean. 1094: that nist thi alloro fromono negen. Ja dreifache Negation findet sich V. 3892: Neik thi geth ni deriu neouuiht, wo der Cotton. freilich ni deriu uuiht hat. — Beliebt ist neuan that im Cotton. und dafür stets biutan that im Monac und botan that in V[2]) „außer daß, nur daß" nach vorhergehendem negativen Satze, so z. B. V. 15 flg.:

sia ne muosta helitho than mer
firiho barno frummian, neuan that sia fiori te thio
thuru craft godas gecorana uurdun.

Ne nach negativem Satze heißt als Konjunktion „daß nicht", so nach ne bilibid V. 1968 „es unterbleibt nicht, daß nicht", oder auch nebo oder neuo, so V. 3732: êr than it êo biliba, nebo man is lof spreka (Monac), im Cotton. steht ni. So steht ne auch nach gi biuuardon ni

1) Gesammelte Vorträge S. 214 flg.

2) So bezeichnet Zangemeister den Codex, aus dem jene von ihm gefundenen Bruchstücke stammen.

mugun (V. 2561), nach nis tweho enig (V. 3190), oder nebo wie V. 2904, 4042, thes nis giuuard enig, nebu (der Cotton. hat wieder ne).

Sehr häufig ist die Attraktion des Relativums im Heliand, z. B. V. 1625: alles thes unrehtes, thes gi odrum hir gilestead an thesumu liohte; in einem Falle richtet sich bei dieser Attraktion das Relativum nicht nach dem vorhergehenden, sondern folgendem Substantivum im Kasus, V. 1677 flg.:

> Salomon the cuning, the habda sinc mikil,
> methomhordas mest thero the enig man ehti
> uuelono geuunnan u. s. w.

Endlich noch ein paar Beispiele für den eigentümlich pleonastischen Gebrauch des Infinitivs bei den Verben der Bewegung, wie das häufige quam gangan, giwet imu gangan. Tho giwet im mahtig self an enna berg uppan barno rikiost sundar gisittien (V. 1248). So gi than gangan kumad (V. 4533) u. a.

---

# Meklenburgische Straßennamen: Sackgassen, Bergstraßen, Diebsstraßen, Hegede, an der Hege.

Von O. Glöde in Doberan i. M.

In dieser Zeitschrift 5, 7 S. 480/81 habe ich über Namen für Sackgassen und andere enge und winkelige Straßen gesprochen. Als ich neulich in Rostock war, fiel es mir wieder recht auf, wie das Volk sich fort und fort bemüht, den unbedeutendsten Gäßchen höchst poetische und bedeutsame Namen beizulegen; denn daß jeder Name etwas bedeutet, wenn wir auch die Bedeutung oft nicht kennen, ist ein Grundsatz, der von vielen Gelehrten ausgesprochen und wohl allgemein anerkannt ist. Ich habe a. a. O. Sackpîp und Sîdenbüdel erwähnt. Die Sackpfeife in Rostock verbindet jetzt den Alten Markt mit der Wollenweberstraße, der Seidenbeutel (in allerneuester Zeit Seidenstrasse offiziell genannt) die Hartestraße mit der Fischbank. Wie ich in diesen Tagen erfahren habe, sind dies ursprünglich wirkliche Sackgassen gewesen, was man heute noch daran sieht, daß ein Teil der Sackpfeife höher liegt als der andere; beide Teile sind durch Stufen miteinander verbunden. Am alten Markt liegt die Petrikirche und in der Sackpfeife fängt sich noch heute der Wind mit lautem Pfeifen. Welchen passenderen Namen konnte das Volk also erfinden? In Wismar hieß eine ähnlich gelegene Straße „In der Puder-Büchse“, eine andere Windstrasse, auch gab es eine Windpforte. Steile Straßen werden natürlich gerne mit Berg bezeichnet, so in

lich nachleben und mit dem 1. Okt. a. c. mit dem Verkauf der Fische nach Pfunden unfehlbar den Anfang machen sollten. Es erwiderten selbige aber, unter heftigem Schreien eines durchs ander und großem Ungestüm: sie würden dieser V O. nimmer und in Ewigkeit (nicht) nachleben, es möchte ihnen auch gehen wie es wolle... Der Straßen-Aelteste Claus Möller fügte noch mit großer Heftigkeit hinzu: Diejenigen, so ihm sein Brod nehmen wollten, wären Bluthunde, welches im Sirach zu finden, und er glaube nicht, daß ihm die Obrigkeit sein Brod nehmen würde... Facta praelutione et ratihabitione ward ihnen nochmal an-erinnert, der bereits gemachten V. O. nachzukommen, und zugleich an-gezeigt, daß sie, da sie verschiedenen Herren des Raths das von der Rathshege zu gebende gewöhnliche Gericht Fische bis hierher nicht abgegeben, solches denselben fördersamst abliefern sollten. Es er-widerten aber selbige, daß sie solches gleichfalls nicht thun würden, es wäre denn, daß ihnen das Spektakel auf dem Brook wieder weggenommen würde, und wenn auch der Wachtmeister desfalls kommen sollte, wollten sie schon sehen, wie sie denselben sich vom Halse schafften."

Diese Urkunden können leicht zur Erklärung der Straßennamen „Hegede" und „Hege" führen. Zum besseren Verständnis füge ich noch kurz einige Bemerkungen über das Fischeramt der alten Hansestadt Rostock hinzu.

Man unterscheidet noch heute Straßen- und Bruchfischer. Die ersteren wohnen in der Fischerstraße in der Neustadt am untern Teil der Warnow, die letzteren auf dem Fischerbruche in der Altstadt an der Oberwarnow. Die hier gedruckten Urkunden scheinen mir auch sonst der weiteren Verbreitung wert. Die Fischerinnung spielt noch heute in Rostock eine Rolle. Ihre Sitzungen sind würdevoll und feierlich. Noch bis über die Mitte dieses Jahrhunderts haben die Fischer in Rostock das Peter- und Paulfest gefeiert. Im Fischeramte befindet sich noch ein Schrift-stück, worin die Anwesenheit des Herzogs von Meklenburg Friedrich Franz am 10. Juli 1797 im Fischeramte mitgeteilt wird. Das Dokument beginnt:

Anno 1797
In Termino Petri und Pauli

Wenn uns auch je-
ner Wonnetag, der im Jahre 1793 den
28. Juny über uns strahlte, unvergessen
bleibt, maaßen die vier liebens-
würdigen Landesprinzen unser
Petri und Pauli-Fest durch ihre
hohe
Gegenwart verschönerten, so müssen wir doch
heute diesen Tag über alles
erheben, denn unsre Freude hat keine Grenzen.

Höret und leset ihr
Nachkommen unseres Amtes, wie hoch das
Amt der Broofischer
geehret worden.

Es wird dann erzählt, daß Friedrich Franz am 10. Juli in eigener Person zu dem „Schütting“ der Fischer gekommen sei. Junge Mädchen, die fortwährend „Lewe, Lewe Landes-Vater“ jauchzten, geleiteten ihn zum „Schütting“. Daraus geht auch wieder hervor, daß unsere Wismarsche „Schüttingstrasse“ ihren Namen gleichfalls von dem „Schütting“ irgend eines Handwerksamtes hat. „Schütting“ heißt „Wirtshaus, Herberge“. Lübeck hatte einen „Schütting“ und in Rostock existierte noch vor nicht langer Zeit ein „Pantüffelmaker-Schütting“. Die Wismarsche „Schüttingstrasse“ hieß früher „Riemenschneiderstrasse“. Sie hat ihren Namen von dem „Kramerschüttingk“, der darin lag.

---

# Sämtliche Fabeln und Schwänke von Hans Sachs, herausgegeben von Edmund Goetze.

(Neudrucke deutscher Litteraturwerke des 16. und 17. Jahrhunderts Nr. 110—117 u. 126—134.)

Von **Theodor Hampe** in Nürnberg.

Bereits seit mehr als Jahresfrist liegt in zwei stattlichen Bänden ein Werk vollendet vor, das wie kaum ein zweites geeignet ist, den großen Volksdichter des Reformationszeitalters dem jetzt lebenden Geschlechte und zwar nicht nur den Berufslesern, sondern auch den Genußlesern näher zu bringen: Edmund Goetzes Ausgabe von Hans Sachsens Fabeln und Schwänken. Es ist in dieser Zeitschrift im Laufe der letzten Monate schon mehrfach und in anerkennendster Weise dieses Buches gedacht worden. Gleichwohl oder eben deswegen wird vielleicht eine genauere Analyse dessen, was in ihm geboten wird, sowie ein kurzer Hinweis auf die Bedeutung des Buches und auf die Hoffnungen, die seitens der Wissenschaft an sein Erscheinen geknüpft werden, nicht unwillkommen sein.

Schwänke und Fabeln stehen dem Begriffe nach den sogenannten Historien und den Spruchgedichten religiösen, politischen oder allegorischen Inhalts gegenüber und bezeichnen kurze, teils rein anekdotenhafte, teils zugleich moralisierende, erzählende Gedichte, deren Inhalt, obgleich nicht selten lokalisiert, im Grunde weder an einen bestimmten Ort noch an

eine bestimmte Zeit gebunden ist. In den Schwänken sind Menschen, in den Fabeln Tiere die Träger der Handlung, doch wird diese Scheidung von dem Dichter selbst nicht immer streng aufrecht erhalten — ein Grund mehr, sie im Zusammenhange, losgelöst von den übrigen Spruchgedichten zu publizieren. Es ist nicht das erste Mal, daß sie in neuerer Zeit veröffentlicht worden sind; die große Tübinger Ausgabe der sämtlichen Werke des Dichters bietet gleichfalls die überwiegende Mehrzahl dieser Gedichte und namentlich mit ihr wird die neue Ausgabe einen Vergleich nicht scheuen dürfen, wenn ihre Existenzberechtigung, ja ihre Notwendigkeit erwiesen werden soll. Und sie braucht diesen Vergleich in der That nicht zu scheuen. Vom philologischen Standpunkt aus ist es zunächst freudig zu begrüßen, daß, während die Tübinger Ausgabe die noch von Hans Sachs selbst besorgte erste Nürnberger Folioausgabe (A) zu Grunde legte, hier zum ersten Mal auf die in Zwickau, Dresden und Nürnberg zum größten Teil noch vorhandenen Handschriften des Dichters (S) zurückgegangen wird. Denn die erste Folioausgabe enthält nachweislich eine große Zahl zum Teil sinnentstellender Druckfehler, die an der Hand der sorgfältig geschriebenen Manuskripte, zuweilen auch unter Zuhilfenahme der ersten Einzeldrucke (E) ausgemerzt, bezw. vermieden werden konnten. Nur wo die handschriftliche Überlieferung versagte, d. h. die betreffenden Bände von S verloren sind, und auch frühe Einzeldrucke nicht aufzufinden waren, durfte in erster Linie A und weiterhin auch die zweite (B) und die dritte Folioausgabe (C), sowie endlich die Kemptner Ausgabe und die „Veröffentlichungen der Stücke aus späterer Zeit und deren sprachliche Erneuerungen oder Umdichtungen" als Vorlage oder aushilfsweise Berücksichtigung finden. Man muß es dem um die Hans Sachs-Forschung schon so verdienten Herausgeber zugestehen, daß er diese Verhältnisse mit nicht geringem philologischem Scharfblick richtig erkannt und die daraus resultierenden Grundsätze in dem Text der neuen Ausgabe, wie in den Anmerkungen mit liebevoller Sorgfalt zur Geltung zu bringen gewußt hat. Das schließt freilich nicht aus, daß man über Einzelheiten der Textgestaltung hie und da abweichender Meinung sein kann. So würde ich in Nr. 1, V. 11 der Lesart von E (gundt), ebenso Nr. 9, V. 30 der Lesart von E (taber), Nr. 51, V. 78 der Lesart von S (alfanczer) vor der in den Text aufgenommenen von A den Vorzug gegeben haben u. s. f., doch in derartigen Kleinigkeiten wird dem subjektiven Empfinden des Einzelnen bei aller Textkritik stets ein großer Spielraum verbleiben. Ebenso hatten vielleicht in Nr. 48, V. 126 E, E[1] und A (Vnters) das Richtigere gegenüber C (Vnsers) und war möglicherweise die alte Nürnberger Form für „unser", die in Urkunden des 14. und 15. Jahrhunderts häufig als „vnder" (wohl mit spirantisch zu sprechendem d) erscheint, gemeint.

Aber nicht alle der hier gebotenen Fabeln und Schwänke sind bereits in der Tübinger Ausgabe des Stuttgarter Litterarischen Vereins enthalten. Eine ganze Reihe derselben hatte — aus welchem Grunde ist nicht recht ersichtlich — in die erste Folioausgabe keine Aufnahme gefunden und fehlt daher auch in der Tübinger Ausgabe. Hierzu kommt eine Anzahl von Meistergesängen, die von Goetze — und wir werden ihm dafür ganz besonders Dank wissen müssen — überall da eingeschoben wurden, wo das betreffende Spruchgedicht, dessen ehemalige Existenz sich aus dem in der Ratsbibliothek zu Zwickau aufbewahrten handschriftlichen Generalregister ergab, gänzlich in Verlust geraten war. Eine fromme Marotte verbot nämlich den Meistersingern, irgend etwas von den in den Singschulen vorgetragenen Liedern in Druck ausgehen zu lassen. Infolgedessen sah sich Hans Sachs, der beinahe allein von allen Meistersingern den Beruf in sich fühlte, auf weitere Kreise seines Volkes zu wirken, genötigt, die ihm am wirksamsten scheinenden seiner Gedichte doppelt abzufassen, einmal in der strophischen Form des Meistergesangs und daneben in Spruchform. In der Regel scheinen — nach einem flüchtigen Vergleich der Daten zu urteilen — die betreffenden Meistergesänge früher gedichtet zu sein, als die stofflich mit ihnen korrespondierenden Spruchgedichte, wobei meist, um die spätere Umdichtung zu erleichtern, der Spruchform sich nähernde Strophenformen, wie die Abenteuerweise des Hans Folz und Hans Sachsens eigene Spruchweise und Rosenton, zur Verwendung gelangt sind (vergl. Goetze in der Einleitung zum zweiten Bande S. V). Eben solche Meistergesänge, die sich äußerlich nur wenig oder gar nicht von den Spruchgedichten unterscheiden, bieten, wo die letzteren fehlen, nicht selten eine willkommene Ergänzung. So sind es im ganzen dreiundsiebzig Stücke, die in den vorliegenden beiden Bänden ihre erstmalige Veröffentlichung erfahren haben — eine ansehnliche Zahl. Sehr gering ist demgegenüber die Zahl derjenigen Gedichte, die bisher weder in der Spruchform noch in der Form des Meistergesangs aufgefunden werden konnten. Solcher werden von Goetze nur acht genannt, deren Titel ich hier kurz aufzählen will, da ein weiteres Bekanntwerden dieser Lücke vielleicht zur Beibringung des einen oder anderen der betreffenden Gedichte, die teilweise auch in Einzeldrucken verbreitet waren, führen kann. Es sind:

1. Nr. 12. „Der vertretten narr.“

2. Nr. 33. „Paum darauf maid vnd gsellen wachsen.“

3. Nr. 38. „Der pueler fogelhert“. Ein Holzschnitt, der augenscheinlich dies Gedicht illustriert und von Goetze beschrieben wird, hat sich erhalten.

4. Nr. 44. „Der wintelwascher.“ Goetze weist im II. Bande, S. XII darauf hin, daß in Drugulins Bilderatlas (Leipzig 1863) unter

Nr. 2495 ein Flugblatt beschrieben wird, welches ohne Zweifel das Hans Sachsische Gedicht bot. Der Verbleib dieses Blattes hat aber bisher nicht festgestellt werden können.

5. Nr. 141. „Das gros riesenpaum“ (lies riesenpain).

6. Nr. 274. „Die vmbkert disch zuecht“, ist nur in der Erweiterung Nr. 325 (nicht 316, wie S. 253 des II. Bandes in der Anmerkung fälschlich steht) „Ein schwanck: Die verkert dischzuecht Grobiani“ bekannt.

7. Nr. 280. „Dreyerley art des pfaben.“ Dazu sagt G. in der Anmerkung: Der Spruch „ist nicht erhalten, und auch unter den Meistergesängen habe ich keinen gefunden, der ihn dem Inhalt nach ersetzen könnte.“ Dies ist nicht richtig. Der betreffende Meistergesang steht vielmehr, wie Herr Professor Goetze eigenhändig zu einer Abschrift desselben bemerkt hat, in dem in Zwickau verwahrten XV. Bande der Meistergesänge auf Blatt 39. Jene Abschrift mit der Notiz Goetzes findet sich in einem Liederbuche des Benedict von Watt, M. 5 der königl. öffentlichen Bibliothek zu Dresden, S. 49, und da dieselbe im ganzen sorgfältig zu sein scheint, so lasse ich, im genauen Anschluß an sie, das Gedicht als eine kleine Ergänzung des Goetzeschen Buches hier folgen:

In der Jüngling weiss C[asper] Ote[n]dörf[er]

[am Rand das Datum: 1555—21—mercz]

**Dry art vom pfawen.**

Drej-
erley art
So wanen bey
dem pfawen von Natur
Damit ist er wol ein figur
Einem bulen geleiche —

Von
Farben zart
Ist der pfaw schon
Als ein Engel gezirt
Gespigelt sam mit gold florirt
Vnd gekrönet Künstreiche —

Also ein Buler alezeit
Schmucket vnd buczt
In klaidren breyst
Sich Sauber muczt
[S. 50] Vnd sich befleist
Sitten vnd Höffligkeit
Auff das er darmit sol
Seinem Bulen gefalen wol
Darmit jr gunst erschleiche —

2.

Zum
Andern hatt
Der pfawe Tum
Ein vngeheure Stim
Gleicht dem deufel forchtsam vnd grim
Gleich sam die Hunde heulen —
Der
Gleich auch gatt
Der vol buler
Nachts hofiren on ru
Vnd schreit auch ju ju ju ju
Geleich einer Nacht Eulen —
Braucht lügen list vnd heuchelej
Deuflischer art
Biss an der Stett
Die Schön vnd zart
Er vberrett
Das sy seins wilens sej
Auch wo ein andrer Knab
Etwan nach get vnd sie lib hab
Dut er sich dückisch meulen —

3.

Die
Dritte ard
hatt der pfaw hie
Das er hatt seinen drib
Ein leisen gang gleich wie ein dib
Mit ducktem Kopff hin schleichen
Der
Gleich alfard
helt der Buler
Sein bulen gar heimlich
[S. 51] Er lest mit keim wort merken sich
Dut nirgent der geleichen —
Richt sein sach zu nacht dückisch auss
Er schleicht vnd horcht
Er schmückt sich gar
Hatt alzeit forcht
Man nem sein war
Vnd merk in in dem hauss
Sos doch merken die leut
Das man mit fingren auff in deut
Kan der schand nicht entweichen. —

Mit den nötigen Gesten vorgetragen wird dies Gedicht seinen Eindruck auf die Zuhörer nicht verfehlt haben.

8. Nr. 289. „Antwort ainer schwanckschrift.“

Ein weiterer Punkt, weswegen man Herrn Professor Goetze für diese Neuausgabe von Hans Sachsens Fabeln und Schwänken dankbar sein muß, ist die chronologische Anordnung, die es uns erleichtert, uns ein Bild von der künstlerischen Entwickelung des Dichters zu machen. Es ist hier nicht der Ort, auf diese Frage, für deren Lösung noch manches zu thun bleibt, näher einzugehen. Daß aber, beispielsweise was Hans Sachsens Witz betrifft, deutlich eine gewisse Entwickelung stattgehabt hat, wird den aufmerksamen Lesern des Buches nicht entgehen.

Endlich aber ist der Wissenschaft ein großer Nutzen erwachsen durch die reichen Anregungen, die Goetze durch zahlreiche dem Texte beigegebene Anmerkungen und Nachträge insbesondere über die Quellen des Dichters gegeben hat. Auf diesem Gebiete ist ihm auch bereits A. L. Stiefel mit umfassenden Untersuchungen gefolgt, die ohne die neue Ausgabe der Fabeln und Schwänke schwerlich angestellt worden wären. Denn die große Tübinger Ausgabe, nur für die Mitglieder des Stuttgarter Litterarischen Vereins gedruckt, ist überdies durch ihre Umfänglichkeit und die Art ihrer Anordnung weniger dazu geeignet, solche und ähnliche Studien zu unterstützen, sie genußreich und erfolgversprechend erscheinen zu lassen, als die durch die trefflichen Vorarbeiten Goetzes, dann aber ganz besonders auch durch ihre Handlichkeit, Übersichtlichkeit und Billigkeit ausgezeichnete neue Ausgabe.

Solche und ähnliche Studien — damit komme ich zu dem letzten Abschnitt meiner Besprechung, einer kurzen Skizzierung dessen, was als weitere Folge von Goetzes Buch zu erhoffen steht oder doch gewünscht werden muß. Zunächst können die Untersuchungen über Hans Sachsens Quellen auch durch Stiefels Arbeiten noch nicht als abgeschlossen betrachtet werden. Dann aber und vor allem sollte man sich auch der Frage, wieweit Hans Sachs von Späteren benutzt worden ist, mehr, als es bisher geschehen, zuwenden. Denn gerade daraus würde sich das Maß des Einflusses, den er auf Mit- und Nachwelt geübt, genauer bestimmen lassen. Freilich handelt es sich dabei zumeist um die verhältnismäßig geringen Reste der eigentlichen Volkslitteratur des 16. bis 18. Jahrhunderts, die uns erhalten geblieben sind, um die Flugschriften und Einblattdrucke, jene Eintagsfliegen der Litteratur, deren Geschichte wie die der litterarischen Makulatur überhaupt ein wichtiges aber noch ungeschriebenes Kapitel in der Geschichte des Geisteslebens unseres Volkes bildet. Auf manche dieser Erzeugnisse ist bereits von Goetze und Stiefel, dann aber namentlich auch von Albert Richter in seinem Aufsatze: Hans Sachsens Fortleben im 17. Jahrhundert[1]) hingewiesen worden. Andere Drucke der Art

1) Zeitschr. für Deutsche Kulturgeschichte III. Folge, 3. Jahrg. (1893) S. 355 flg.

würden sich bei Nachforschungen in den größeren Bibliotheken und Kupferstichkabinetten gewiß noch in beträchtlicher Zahl nachweisen lassen. So besitzt das Germanische Museum außer mehreren schon bekannten Neudrucken, bezw. Bearbeitungen Hans Sachsischer Gedichte auch ein solches Flugblatt, das sich uns als eine Kontamination der beiden Schwänke von dem Ei „mit den achtzehen schanden“ (Nr. 73 und Nr. 178) und vermutlich einen ziemlich späten Druck der von Weller unter Nr. 106 angeführten und von Goetze I, 505 Anm. zitierten Umarbeitung darstellt. Es trägt die Überschrift: „Kurtzweilige vnd lächerliche Erzehlung, Wie einer in einer Gastung wol achtzehen Schanden an einem weychen Ey begangen, eh er dasselbe gar gessen hat,“ weist einen rohen Holzschnitt auf und ist „Gedruckt zu Nürnberg, durch Johann Lantzenberger, Anno MDCX.“

Andere Einblattdrucke, wie etwa ein noch der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts angehöriges Blatt mit der Abbildung des Narrenfressers („Secht an jhr Freundt den erschröcklichen Mann, genandt der Narrenfresser“ etc.), können zwar gleichfalls durch Gedichte Hans Sachsens angeregt worden sein, bieten aber im Texte nur wenig oder gar keine direkten Berührungspunkte.

Weiter aber legt die neue kritische Ausgabe der Fabeln und Schwänke aufs Neue den Wunsch nach grammatischen Untersuchungen namentlich über die Sprache des Hans Sachs, dann auch über den Nürnberger Dialekt selbst und über das Verhältnis von jener zu diesem nahe. Der Wortschatz unseres Dichters z. B. ist ein ungemein reicher, und man hat sogar beim Lesen nicht selten das Gefühl, daß sich Hans Sachs dieses oder jenes oft recht bezeichnende Wort selbst erst geschaffen habe. Derartige Nachweise, wie auch die Erklärung mancher ziemlich dunkler Worte würden nicht wenig zum besseren Verständnis des alten Meisters, seines Wesens und seiner Werke beitragen.

Und welche Perspektiven eröffnen sich erst, wenn wir an die Ausbeutung dessen, was uns Hans Sachsens Fabeln und Schwänke bieten, zu kulturgeschichtlichen Zwecken denken!

Doch nicht nur an den Gelehrten, den Fachmann wendet sich, wie ich bereits oben betont habe, Goetzes Buch; es könnte bei einigem freundlichem Entgegenkommen auch in den Kreisen gebildeter Laien zu einem wahren Hausbuch und zu einer Quelle echten Genusses werden. Diesen Erfolg vor allem möchte ich der neuen Ausgabe wünschen.

---

# Zu Eichendorffs Novelle „Aus dem Leben eines Taugenichts“.

Von **Ludwig Kemmer** in Aschaffenburg.

— „und wenn sie nicht gestorben sind, leben sie heute noch,“ klang es mir im Ohr, als ich zum ersten Male die Novelle gelesen hatte. So schloß meine Mutter ihre Märchen, froh, des kleinen Plagegeistes Märchendurst gestillt zu haben. Daß ich ein Märchen gelesen hatte, belehrte mich damals das Erwachen dieser Worte. Seitdem habe ich die Novelle oft gelesen, in vielen guten Stunden, jener erste Eindruck ist aber nicht verwischt worden. Hier zunächst eine Übersicht über den Inhalt des „Märchens,“ dann einen Blick unter des Taugenichts schlichten langen Rock, wie es darunter golden schimmert von des Märchenprinzen Gewand.

Der Held, ein Jüngling „näher dem Knaben,“ wird von seinem Vater in die Welt geschickt, daß er selber sein Brot verdiene. Wanderfroh mit leichter Habe zieht der Taugenichts zum Dorf hinaus. In Gesang und Geigenspiel jubelt er seine Freude aus. Dadurch erregt er das Interesse zweier desselben Weges fahrenden Damen. Sie nehmen ihn mit auf ein Schloß in der Nähe von Wien. Dort wird er Gärtnerbursche. — Die jüngere der beiden Damen hat es ihm angethan. Bei ihr weilen seine Gedanken, ihr gelten seine Lieder. Durch die Gunst der Herrschaft bekommt der junge Fant die erledigte Stelle des Einnehmers. Zeit zum Träumen hat er nun noch mehr, wie als Gärtnerbursche, — so träumt er hoffend und bangend den ersten Liebestraum, bis er bei einem Feste im Schlosse seine „vielschöne gnädige Frau“ am Arme eines Kavaliers, — ihres Gemahls, wie er meint —, auf den Balkon treten sieht. Aus allen Himmeln stürzt ihn dieser Anblick.

Da wacht die alte Liebe in ihm auf, die Liebe zum Wandern, und arm, wie er gekommen, scheidet er vom Schlosse und wandert wieder in die Welt, „so weit der Himmel blau ist.“ Nach Italien steht sein Sinn, nach dem schönen Lande, „wo die Pomeranzen wachsen.“ Mit seinem Geigenspiel schlägt er sich durch.

Zwei Maler, wie sie sich nennen und tragen, in Wahrheit ein junger Graf und seine Braut, die Tochter des gräflichen Hauses, bei dem unser Held als Einnehmer bedienstet war, nehmen ihn mit nach Italien, als lustigen Reisegefährten und als Bedienten. — Durch die Flucht hoffen die Beiden, die ihrer Liebe entgegenstehenden Hindernisse zu überwinden. Nicht lange, und das Pärchen muß, um seine Ver-

folger zu täuschen, einen andern Weg einschlagen und läßt den Einnehmer, der den plötzlichen Umschwung der Verhältnisse verschläft, auf dem vorausbestellten Postkurse allein fortfahren. So kommt der Held auf ein Schloß, auf dem der Graf ursprünglich seine Braut zu bergen gedachte, wird dort für die verkleidete Verlobte des Schloßherrn gehalten und entsprechend geehrt. Da kommt ihm ein Briefchen zu Händen, worin die vielschöne gnädige Frau die junge Gräfin auffordert, zurückzukehren, da alle Hindernisse beseitigt seien. Das Briefchen entbehrt der Anrede, — so bezieht er das darin ausgesprochene Sehnen der geliebten gnädigen Frau auf sich, und mächtig kommt die Liebe wieder über ihn. Es zieht ihn nach der Heimat, zur Geliebten. Wie er aber vom Abreisen spricht, wird er von der Schloßverwalterin, die mit den Verfolgern der flüchtigen Verlobten in Verbindung steht, eingeschlossen. Nun wird ihm unheimlich, er flieht und kommt nach Rom.

Wie ein Irrlicht erscheint ihm hier bald da bald dort das Bild der Geliebten, bis er endlich nach mancherlei Abenteuern die Gewißheit erhält, daß sie in Deutschland weilt. Nun leidet es ihn nicht mehr in Italien, er wandert noch zur selbigen Stunde zum Thore hinaus.

Froh grüßt er bald vom Berge sein Heimatland und in fröhlicher Gesellschaft fährt er die Donau hinunter zur Geliebten, die sehnend seiner harrt. Bei ihr erfährt er nun, daß sie keine Gräfin, sondern die Gesellschafterin der Gräfin sei, in deren Schlosse sie weilt, daß ihn eine Galanterie, die in jener Ballnacht der Sohn der Gräfin ihr erwiesen habe, in die Welt getrieben, auch daß der Brief, aus dem er zuerst frohe Sicherheit gewonnen hatte, daß seine Liebe erwidert werde, nicht ihm gegolten habe, und er lacht über seine Blindheit und freut sich seines Glücks — und es ist alles, alles gut.

Dies ist der Inhalt der Novelle.

Betrachten wir nun die Unwahrscheinlichkeiten und Unklarheiten, welche im Verein mit dem Mangel bestimmter Lokalfärbung der Novelle den Charakter eines Märchens verleihen.

Gleich der Anfang hat etwas vom Märchen. Vater und Sohn scheiden so plötzlich und so leicht voneinander, wie ein richtiger, nüchterner Märchenvater und ein richtiges Märchenkind, das Feen umsorgen, weil es die Eltern verstoßen. Dieser Eindruck wird ja bald etwas gemildert. Wenn dem Sohne auf der Fahrt nach dem Schlosse sein Heimatdorf einfällt und sein Vater und die Mühle, so erkennt man, daß Vater und Sohn doch ein Liebesband umschlingt und muß auch des Alten gedenken, wie er vielleicht um dieselbe Zeit seinen lerchenfröhlichen Taugenichts vermißt. Allein der erste Eindruck ist immer der, als wenn Vater und Sohn so recht märchenlieblos und märchensorglos voneinander schieden.

Märchenhaft unwahrscheinlich ist sodann der Umstand, daß der Held mit der Liebe zu der vielschönen gnädigen Frau im Herzen bei ihrer Umgebung keine Frage nach ihr thut. Ihren Namen mag er zufällig erfahren haben; wie er Aureliens Brief an die junge Gräfin erhält, macht ihr Name nicht auf ihn den Eindruck, den er machen müßte, wenn der Liebende den Namen der Geliebten zum ersten Mal erführe. Daß er ihn nie gebraucht, ist darin begründet, daß in ihm die Liebe gepaart ist mit einer gewissen devoten Ehrfurcht vor der Geliebten. Still, groß und freundlich, wie ein Engelsbild dünkt sie ihm, wenn er sie in der Ferne durch den Garten „ziehen“ sieht. Und wie bei der Begegnung mit der Geliebten im abendlichtdurchspielten Laubgang das Gefühl übermächtig in ihm wird, und er Aurelien seine Liebe erklärt, selbst da nennt er sie „schönste gnädige Frau.“ Nicht, daß er die Geliebte nie mit Namen nennt, ist befremdend, sondern daß er über ihre Stellung so lange im Unklaren bleibt, daß er sie noch als „schönste, gnädigste Gräfin“ in seine Arme schließt.

Doch fast hätte ich vergessen zu erwähnen, daß wir nicht einmal den Namen des Helden erfahren. Taugenichts nennt ihn sein Vater, Einnehmer die Kammerjungfer. Weiter erfahren wir nichts. Überhaupt werden die Personen in der Novelle selten mit Namen genannt, so daß es den Leser ganz ungewohnt anmutet, wenn sich hin und wieder jemand anmaßt, von seinem ersten Auftreten an einen Namen zu führen, wie die Herren Guido und Leonhard und der Maler Eckbrecht. Begründet ist dieser Mangel der Namen in dem naiven Charakter des Helden und in der Form des Ich-Romans.

Diesen Unwahrscheinlichkeiten schließen sich einige Unklarheiten an. So sieht man zunächst keinen Grund dafür ein, daß die Schloßverwalterin die vermeintliche junge Gräfin auf dem Felsenneſt zurückhalten will, bis man sich erinnert, daß der buckelige Signor kurz vor der Ankunft des Einnehmers auf dem Schlosse den Reisewagen überholte und wohl den Leuten auf dem Schlosse im Sinne der Verfolger des Brautpaars Weisungen gab.

Noch verworrener ist das römische Abenteuer des Helden mit der Herrin der schnippischen Kammerjungfer. Daß die vielschöne gnädige Frau in Rom weile, glaubt man fest, nachdem der Held bei seiner nächtlichen Ankunft sie sicher erkannt und bei dem Maler ihr Porträt gesehen hat. Und nun der Blumenregen und die Einladung zum Stelldichein —, man wird irre, das ist nicht die Art Aureliens, das stimmt nicht zu der Zurückhaltung, die sie zu Hause in Österreich dem heimlich Geliebten gegenüber beobachtet hat. Und dennoch, das Billet muß von ihr sein, hat doch die Kammerjungfer, die in der Heimat in ihrer Nähe

war, es gebracht. Wo sie ist, wird auch Aurelie sein. Und nun trifft der Held statt der Geliebten eine welsche Gräfin. — Man muß das Ganze für ein von der Kammerjungfer in Scene gesetztes Stelldichein mit einer Unbekannten halten und nur auf Umwegen findet man einen Zusammenhang dieser Episode mit den übrigen Ereignissen. Man muß annehmen, daß Aurelie mit der deutschen Gräfin wirklich in Rom geweilt, vielleicht bei der italienischen Gräfin gewohnt habe und dann wieder in die Heimat gereist sei. Die Kammerjungfer ist dann wohl in den Dienst der italienischen Grafin getreten, hat die durch das Ständchen des jungen Deutschen aufmerksam gewordene Italienerin über die beiden Liebenden aufgeklärt und ihr geholfen, die Rolle Aureliens zu spielen. Wirklich war diese mit der Gräfin in Rom gewesen, um das entführte Fräulein Flora, des Einnehmers „Herrn Guido", zu suchen und heimzubringen.

Zu diesen Unklarheiten möchte ich noch das Geheimnisvolle, fast „Gruselige" stellen, das einzelne Partien haben, wie die Fahrt kurz vor der Ankunft im Felsenschloß, wo plötzlich der buckelige Signor auftaucht und die Flucht aus dem Schlosse mit seiner unheimlichen Verwalterin.

Ich habe außer dem bereits Behandelten noch den Mangel kräftiger Lokalfärbung zu den märchenhaften Elementen der Novelle gezählt. Sehen wir, mit welchen Mitteln der Dichter die Länder schildert, in denen sich die erzählten Ereignisse abspielen.

Zur Charakteristik Österreichs dienen die Prager Studentenmusikanten, das Wahrzeichen des österreichischen Landes, der Stephansturm und der Schmuck der Landschaft, die Donau. Mit diesen wenigen Zügen giebt der Dichter den österreichischen Hintergrund. Wie der Wandervogel heimgekehrt vom Berge sein Vaterland grüßt, erwidern den Gruß die Donau, blitzend aus tiefem Grund, aus der Ferne winkend der Stephansturm, und wandernd, wie der Held selber, die Prager Studenten.

Und Italien, Rom, was erfahren wir von ihnen? Sei es gleich vorausgeschickt: Weder die Schilderung der italienischen Reise, noch die des Verweilens auf dem Felsenschlosse und in Rom bringen es uns zum Bewußtsein, daß wir uns mit dem Helden in Italien befinden. Seltsam stille ist's in diesem Rom. Einmal zeigt es uns der Dichter in dämmerndem Mondenschein, dann in brütender Mittagsglut. Hier verschleiert die Nacht seine Züge, dort schließt die zum Schlummer zwingende Mittagshitze seinen Mund. Ein merkwürdiges Völkchen wohnt in der ewigen Stadt, weichmütig und wild, arbeitsam und genußfroh: die deutschen Maler. Daß wir uns in Italien befinden, davon vermögen uns, wie gesagt, diese Andeutungen der Örtlichkeit nicht zu überzeugen, so wenig, wie uns die Prager Studenten, der Stephansturm und die Donau

Österreich im vollen Tageslicht vor Augen stellen. Hier wie dort ruht über der Landschaft ein Dämmerlicht, wir sind nicht in dem Italien und Österreich der Wirklichkeit, sondern in den Provinzen Österreich und Italien des Märchenlandes.

Was ist nun aber der Grund, daß uns die Novelle so wundersam erquickt und fröhlich stimmt?

Das macht, weil eben goldener Märchenduft über der Novelle liegt, und weil uns daraus treublau die Augen des Menschenkindes anschauen, das uns seine frohe Wanderzeit und seine glückliche Liebe schildert. Eben dem Märchenhaften dankt die Erzählung zum guten Teil ihre Wirkung: Märchen wachen in dem Helden auf, er erlebt Märchen und erzählt sie uns wieder.

Sehen wir uns den Märchenhelden genauer an, der unter dem gravitätischen Titel eines gräflichen Einnehmers durch die Welt streicht. Der Grundzug seines Wesens ist eine köstliche Naivetät. Naiv ist seine Freude, naiv sein Leid, naiv sein Hoffen. Der Sonnenschein, der über wohlbehüteter Kindheit liegt, vergoldet auch noch seine Jünglingsjahre, seine Wander- und Liebeszeit.

Ein Kind ist er in seinem rasch wechselnden Empfinden. Wie er hinten auf dem gräflichen Wagen über die glänzende Straße dahinfliegt, entzückt ihn die Morgenfrische und der Lerchengesang. Die Sonne steigt höher, am Horizont steigen schwere, weiße Mittagswolken auf, es wird in der Luft und auf der weiten Fläche so leer und schwül und still, da erwacht leise das Heimweh in seinem Herzen. Doch der Glückliche braucht nicht lange zu leiden, er setzt sich voller Gedanken hin und — schläft ein. Fürchtet er irgend ein Unheil, so ist seine Phantasie geschäftig, ihm „grausliche“ Bilder aus alten Märchen vorzuzaubern. Doch nur so lange es Nacht ist, kann sie ihr grausames Spiel treiben, wie der erste Morgenstrahl über den Himmel fliegt, ist alle seine Furcht vorüber und es wird ihm auf einmal ganz klar im Herzen.

Besonders naiv ist der Einnehmer in seinem Hoffen. So, wie ein Knabe sich Leben und Lieben märchenhaft träumen mag, träumt er sich seine Zukunft. Er ist sich des Standesunterschiedes wohl bewußt, der ihn von der Geliebten trennt, er hält Aurelien sogar für viel vornehmer, als sie wirklich ist; und dennoch steht er keinen Augenblick an, sich süßer Hoffnung hinzugeben, wie er die Sehnsucht, die sich in dem Briefe Aureliens an die junge Gräfin kundgiebt, auf sich bezieht. Er denkt nicht daran, daß auf seiner oder der Geliebten Seite ein Mißverständnis walten könne, wundert sich nicht darüber, daß sich die vermeintliche Gräfin zu dem armen Einnehmer herabneigt, seine Naivetät, gepaart

mit einem unbewußten Selbstbewußtsein, lassen ihm das natürlich erscheinen.

In seiner Liebe berührt sich mit seiner Naivetät eine fast kindliche Reinheit.

Im schlichten Schmucke dieser beiden Eigenschaften mutet uns der Held fast wie ein des ritterlich-heroischen Charakters entkleideter Parzival an. Ein reiner Thor, geht er unberührt an der Versuchung vorüber. Treu bewahrt er in der Fremde seine Liebe und erweist sich so des Glückes würdig, das in der Heimat seiner harrt.

An diese beiden Grundzüge seines Wesens schließt sich ein inniges Verständnis für die Schönheiten der Natur. Diese Eigenschaft des Helden verleiht mehr noch wie seine Naivetät der Dichtung ihren eigentümlichen Reiz. In Schilderungen, welche reine Herzensfreude sonnig durchscheint, giebt der Dichter sein eigenstes Empfinden.

Wem Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt.
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.

Immer wieder klingt dies Liedchen durch, mit dem der Wandervogel in die Welt „hinausstreicht." Er sieht die Wunder, die Gott ihm weist, und freut sich ihrer Pracht und jubelt seine Freude mit den Vögeln um die Wette aus. Sehen wir mit seinen Augen die Donau im letzten Abendschein blitzend in die weite Ferne ziehen oder die Wolken im Blau dem Heimatdorfe zufliegen oder den Tag erwachen mit Lerchengesang und leise wogenden Feldern, so faßt uns ein wundersames Sehnen nach Morgenfrische und Lerchengesang, nach Abendruhe und Abendgold. Und stimmt der fröhliche Spielmann sein Liedchen an von Wanderlust und Wandersegen, so ists, als müsse man dem lockenden Rufe des lustigen Vogels folgen und über die glänzende Landstraße von dannen ziehen durch Waldeskühle und Wiesenduft ins Märchenland.

---

## Sprechzimmer.

### 1.

### Der Schlußchor zu Goethes „Epimenides."

(Zu IX, 785—807.)

Morsch hält noch krampfhaft fest an der „deutsch-nationalen Bedeutung" dieses Chores, der schon deshalb, weil er mit Ausnahme von zwei Stellen ganz klar sei, sich zu einem Volksgesange wohl geeignet hätte, wie er früher behauptet hatte, er gebe so recht den Vollgehalt

unserer nationalen Entwickelung und Sinnesart, daß ihm nichts an die Seite gestellt werden könne. Eine solche Ehrenstelle konnte ich ihm nicht zugestehen, vielmehr vermißte ich in ihm den freien Schwung der Begeisterung, den lebendigen Fluß und den packenden Ausdruck, den jedes Vaterlandslied eines Volkes haben muß, nur an einzelnen Stellen besonders am Anfange der beiden ersten Strophen finde ich echten Volkston. Auch wies ich darauf hin, daß er erst nach Vollendung des Festspiels auf den Wunsch des Berliner Theaterintendanten und des Komponisten an dasselbe angeschoben worden, sodaß zwischen beide das Ballett trat, und er die Rückkehr des Königs aus dem siegreichen Befreiungskampfe zu Berlin feiern sollte. Morsch fühlte sich zur Ehrenrettung gedrungen, und so verfolgte er den Chor, wie er sagt, von Schritt zu Schritt, wobei er es an seltsamen Einsprüchen, Mißverständnissen und Fechterstreichen, auch geradezu irrigen Angaben nicht fehlen ließ. Die Fragen über das Verhältnis des Chores zum Festspiele und über seine Entstehung berührt er gar nicht, obgleich wir darüber unterdessen Genaueres im 16. Bande der Weimarischen Ausgabe Goethes, die er selbst anführt, erfahren haben, aber das kümmert ihn wenig, wie er denn auch den Chor vom Kapellmeister Weber komponieren läßt (S. 806), obgleich wir wissen, und es war schon von mir bemerkt, daß Goethe ihn nach einer von Weber ihm vorgespielten, wohl bekannten Melodie gedichtet. Bereits auf dem Blatte, auf dem Goethe die Weber im Juni 1814 bei seinem Besuche bestimmt zugesagten Ergänzungen des Festspiels verzeichnete, findet sich nach „Große malerische Gruppen zum Schluß“ (am Ende des Balletts) unmittelbar „Schlußchor nach der gegebenen Melodie“. Am 13. Dezember 1814 bat Weber um den „Schlußchor auf die Melodie, die ich Ihnen in Berlin vorgespielt, die Sie gut geheißen und zu der Sie schon damals ein oder zwei Strophen gemacht haben.“ „Goethe berichtet, daß er denselben erst zuletzt habe absenden wollen, wenn der Tag der Aufführung wirklich bestimmt wäre, damit man wenigstens dem Schlußchor die Frischheit des Augenblicks anmerkte.“ Doch sandte er ihn (Strophe 1. 2. 4.) am 30. Januar 1815. Von diesen drei Strophen war, wie Weber berichtet, ein Teil schon Ende Juni entworfen, wahrscheinlich die frischen Anfänge der drei Strophen, ja wir können uns recht wohl denken, daß V. 1—4. 5 flg. 17 flg. damals hingeworfen waren. Die Art, wie sich die Aufführung hinzog, der Verdruß, daß, während sein „Epimenides“ ruhte, ein schales Festspiel Kotzebues den 18. Oktober auf der Berliner Bühne feierte, konnte ihm keine Lust machen, den Chor zu vollenden, der ihn an sich wenig anzog; doch da man endlich mit der Aufführung Ernst machen wollte, führte er endlich notgedrungen die drei Strophen aus

mit der Aussicht, daß sie wohl nur zu einmaliger Aufführung kommen, bei einer Gelegenheitsvorstellung dienen würden, und bei solchen nahm er es auch bei seiner Weimarer Bühne nicht so genau, wie die erhaltenen Texte dazu zeigen. Am 28. Februar verlangte der Theaterintendant auf Webers Wunsch noch ein Recitativ als Übergang vom Ballett zum Schlußchor, aber was Goethe schickte, konnte unmöglich die klaffende Lücke füllen. So war der Chor nichts weniger als ein lebendiger Teil des Festspiels. Goethe hatte von den drei Tugenden Glaube, Liebe und Hoffnung die beiden Kaiser und den König ohne Nennung der Namen feiern lassen wollen, aber die Bühne wollte sich damit nicht begnügen, sie verlangte eine besondere Jubelfeier des Einzugs des Königs in Berlin. Dieses Verlangen, dem sich der die endliche Aufführung ersehnende Dichter nicht entziehen konnte, ließ ihn den Schlußchor vollenden, der natürlich, wenn er etwas bedeuten sollte, den König als Herrscher im Siegeskranz, als Beglücker seines Landes durch seine tapfere Teilnahme am Völkerkampf erheben mußte. Da weiß ich denn nicht, wie ich es nennen soll, wenn Morsch es für unmöglich erklärt (S. 797), daß der Dichter, der Preußen und seinem König das Schlimmste gewünscht habe, wirklich in solcher Verehrung von Friedrich Wilhelm III. gesprochen habe. Sieht er denn nicht ein, daß bei einer solchen Mißstimmung er Ifflands Wunsch eines Festspiels zu seiner Rückkehr hätte rund abschlagen müssen? Geradezu toll wäre es gewesen, hätte er, weil er Österreichs, Preußens und Rußlands Benehmen auf dem Wiener Kongresse und die ganze heilige Allianz verfluchte, sich geweigert, den im Juni versprochenen Schlußchor, die begeisterte Aufnahme des Königs von Seiten der Berliner zu liefern. Unter seiner argen politischen Mißstimmung mußte freilich auch die Vollendung der drei Strophen des von Morsch gerühmten Chorliedes leiden, dessen Anfänge in den Juni fallen; ausgedichtet wurden sie wohl erst, als Weber auf dessen Sendung drang, ja ganz vollendet erst kurz vor der Absendung, da ein Zeitungsbericht, sein Stück werde gar nicht zu Berlin aufgeführt werden, ihn stutzig gemacht hatte. Diese merkwürdige Entstehung des Liedes, und daß es ein bloßes Anhängsel des Festspiels war, das nur als Begrüßung des in seine Hauptstadt heimkehrenden Königs gefaßt werden kann, durfte Morsch nicht umgehen. Aber dies würde seinen Preis dieses deutschen Nationalliedes eigentümlich beleuchtet haben und sein Spott, daß in meinem Preußenliede nur von Deutschen die Rede sei, sich seltsam ausgenommen haben. Freilich möchte ich den Anfang jetzt etwas anders fassen. Die den König mit dem Jubel über ihre Befreiung empfangenden Berliner sprechen ihre Wonne aus, daß sie im Verein mit den übrigen Deutschen (wir rings herum, ganz Deutschland) sich vom französischen Joche

befreit haben und wieder zu Ehren gekommen sind, da seit dem Tage bei Jena der preußische Name in Schmach gefallen war. Morsch will auf das wieder, wiederum kein besonderes Gewicht legen, da diese doch den Gegensatz gegen die Knechtschaft und Erniedrigung der letzten Zeit bezeichnen. Der zweite, wohl später gedichtete Teil der Strophe fällt hiergegen äußerst matt ab und gewinnt nicht an frischem Leben durch die aufgewandten Erklärungskünste. Das beginnende so verstehen wir; das folgende so auch ist Flickwerk, daß „wir das edelste Geschlecht waren und sind" wirkt erkältend, die folgende Ausführung ist nicht anschaulich, die Verbindung von biederm Sinn und reinem Hauch anstößig. Wunderlich nimmt es sich aus, wenn aus deines Geistes Hauch in der Iphigenie bewiesen wird, hier „setze die Kühnheit, Gedrungenheit der Sprache von Goethes Alter eben durch dies eine Wort das Gleichnis." Auch „Nur ein Hauch (wie hingehaucht) sei dein Gedicht!" wird zu Hilfe gerufen, und zu guter Letzt versichert: „Ein weiteres Suchen nach Beispielen wäre gewiß nicht erfolglos." Das vermag die Not, welche die Erklärung des einfachen Ausdrucks eines Volksgesangs bringt. Die Worte sollen bezeichnen, wir seien das edelste Geschlecht „unserm sittlichen Denken, unserm lautern Fühlen, unserm redlichen Handeln und Wollen nach!" Was ich gegen die zweite Strophe bemerkt habe, halte ich vollkommen aufrecht. Nach Morsch soll das nachschlagende alle auf alle deutschen Völker und Fürsten deuten; es müßte jedenfalls am Anfang des Verses stehen, da am wenigsten ein Volkslied solche Verrenkung duldet. Die Wendung mit wenn du dich (V. 3) findet auch Morsch kühn, erklärt aber kurz und gut wenn man (sich?). Die seltsame Verbindung mit Wer dann das Innere begehrt macht ihn nicht stutzig, er nimmt sie schweigend hin. Daß ich V. 7 erkläre, als ob „behaltet, nicht zusammenhaltet" im Chore stehe, beruht auf einem Versehen des Gegners, wie er sich überzeugen wird, wenn er weniger flüchtig liest; ich spreche S. 360 vom Zusammenhalten, vom Zusammenwirken. Meine Deutung schilt er „flach, wässerig;" sie hätte nach den harten Jahren seit 1806 gar nichts bedeutet. Kennt er etwa Goethes Vorspiel von 1807 nicht, das für dessen politische Ansicht so bedeutend ist! Freilich Morsch will in dieser echt Goetheschen Mahnung nur das berüchtigte „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!" sehen. Das ist wieder einer seiner Fechterstreiche.

Einen großartigen wagt er bei der letzten Strophe, die in Goethes Ankündigung des Festspiels im Morgenblatt, abweichend vom Drucke des ganzen Festspiels, beginnt: Und tönet bald! Diese Lesart ist ihm, da sie gegen seine Deutung des Wortes der Herr zu sprechen scheint, so unbequem, daß er kurzer Hand sie für einen Druckfehler ausgiebt.

Freilich finden sich in jenem Abdrucke des Morgenblattes einige Buchstabenverwechslungen und andere kleine Setzersünden, die der Korrektor übersehen hatte (die meisten waren schon im einunddreißigsten Bande der Goetheschen Ausgabe in der Kürschnerschen National-Litteratur verzeichnet), aber sie beschränken sich nur auf ein Wort und verraten sich von selbst.[1] Wenn auch einmal nur und uns, nicht und nie, tiefe und tiefste verwechselt sind, so kann das gar nicht damit verglichen werden, daß, wie Morsch sich gern einredet, Und tönet bald Druckfehler statt Nun töne laut sein soll. Daß ein durch mehrere Druckfehler entstellter Text jede Glaubwürdigkeit verliere, ist ein Morsch so bequemer wie falscher Grundsatz, und die Klage, daß ich durch Berücksichtigung eines so liederlichen Druckes „die einfachsten Grundsätze kritischer Weisheit und Besonnenheit fahren lasse," beweist nur seine eigene Unerfahrenheit in der Kritik. Es ist bekannt, daß die ersten Drucke mancher Schillerschen und Goetheschen Stücke in der Allgemeinen Zeitung, dem Morgenblatt, Kunst und Altertum u. a. an Druckfehlern leiden, aber deshalb ihre Lesarten, wo sie sich nicht entschieden als Druckfehler kennzeichnen, zu verwerfen, wäre eben verkehrt. Daß ein Setzer jedes dreier unmittelbar hintereinander folgenden Wörter verändert haben solle (Und tönet bald statt Nun töne laut) wäre eine starke Annahme, und sie wird hier geradezu dadurch ausgeschlossen, daß das wirklich Gedruckte nicht bloß einen passenden Sinn giebt, sondern wir auch wissen, wodurch die Veränderung veranlaßt worden. Goethe hatte eine neue dritte Strophe auf den von Berlin aus geäußerten Wunsch eingeschoben. Damit nun die frühere an das Gedenkt ... Und freuet derselben sich besser anschließe, setzte er tönet statt töne und da nach neuester Bestimmung der König bei der Vorstellung nicht zugegen sein sollte, mußte an die Stelle des Jubels über die geschehene Rückkehr der Wunsch treten, daß diese bald erfolge. So kann kein Zweifel bestehen, daß Goethe in jener Ankündigung für das Morgenblatt wirklich Und tönet bald geändert hatte. Ebenso hinfällig ist es, wenn gegen diese Lesart die „Kakophonie der vier T-laute" ins Feld geführt wird. Man könnte darin gar etwas Malerisches finden, wie in Bürgers Hoch klingt das Lied, aber Goethe war weit entfernt den häufig wiederkehrenden T-laut zu meiden, wie jeder weiß, der je darauf geachtet. Morsch lese nur das Gedicht der Musensohn. Komisch wirkt es, daß er später (S. 797) zurücknimmt, was er früher zugegeben, man

1) Ein Irrtum ist es, wenn er 270 ein ewig für einen Druckfehler des Morgenblattes ausgiebt; es ist die ursprüngliche Lesart und wohl besser als das spätere ein ew'ges.

könne aus Und tönet bald schließen, das folgende der Herr habe Goethe vom Könige verstanden. Bei der Aufführung in Weimar zum Geburtstag der Herzogin wollte Goethe gelegentlich auf das Verdienst hinweisen, das sich diese durch ihr hochherziges Betragen gegen Napoleon in Weimar erworben. Morsch meint, nur durch gewaltsames Beziehen der ursprünglich auf den Brand Moskaus und Kaiser Alexander gehenden Stelle auf die Schreckenstage Weimars und das Auftreten der Großherzogin sei dies geschehen. In seiner leicht ähnliches verwechselnden Weise folgert er daraus, die Auslegung sei falsch, welche „von dem Sinn einer spätern, schnellen, gezwungenen Änderung auf irgend welche Bedeutung der früheren Worte, die zuerst dastanden, einen Rückschluß gewinnen will." Und es ist durchaus nicht anzunehmen, daß die Verse: „Schneidend eisige Lüfte blasen ... Bund" (877—880) auf etwas anderes gehen sollen, als auf das Verderben der französischen Armee in Rußland, nur macht der Dichter einen jähen Sprung darauf, daß dadurch auch der Glaube der Großherzogin, mit dem sie bei der Plünderung Weimars Napoleon entgegengetreten, sich erfüllt habe, und bildet die auf Kaiser Alexander bezüglichen Verse entsprechend um. Bei aller Verschiedenheit liegt keine solche Verschiebung vor, wie wenn der Herr ursprünglich Gott hätte bezeichnen sollen, aber später auf den König bezogen worden wäre.

Doch ich hatte die spätere Veränderung nur als Bestätigung meiner Ansicht nachträglich angeführt: auch bei der ursprünglichen Fassung kann Goethes Herr nur der König sein sollen. Wenn ich sage: „Ist da heißt nach stehendem Gebrauch ist zu Hause," so kann das natürlich nicht heißen sollen, überall habe da sein diese Bedeutung, sondern diese Anwendung des Ausdrucks sei gangbar und hier anzunehmen. Morsch versteht es falsch, um mich widerlegen zu können. Er selbst faßt es mit mir als gegenwärtig sein aber in anderer prägnanter Beziehung als bei uns mit seiner Hilfe sein, zur Seite stehen. Aber daß Gott augenblicklich, wo die Rückkehr gefeiert wird, bei ihnen sei, kann der Dichter nicht sagen wollen, ebensowenig, daß sie fortwährend unter seinem Schutz stehen, sondern nur, daß er im Kampfe ihnen beigestanden. Dann müßte es aber war statt ist heißen. Ist deutet auf die Gegenwart, das nachfolgende er hat... gewacht auf das, was vorhergegangen. Dieses Zeitverhältnis hat Morsch übersehen, der als selbstverständlich annimmt, „der Herr bezeichne den einen Herrn, der überhaupt existiert, also Gott." Aber wie wäre es möglich, daß im Chor zur Feier der Rückkehr des Königs dieser gar nicht gedacht werden soll, nur Gottes, dessen Allgegenwart allgemein anerkannt ist? Nur mit des Königs Rückkunft, ursprünglich mit der eben erfolgten, kann der Chor schließen. Weiter wird zur Stütze dieser Deutung angeführt, so klinge das sofort folgende Bild „Von

Sternen glänzt die Nacht" einfach und natürlich. Daß dies bei der Deutung auf den König weniger der Fall sei, setzt er willkürlich voraus, indem er mit fahrlässiger Willkür annimmt, ich habe die Worte eigentlich verstanden. Er scheut sich nicht gegen mich zu bemerken, übertrieben und überschwänglich wäre „Von Sternen glänzt die Nacht," ginge dies auf die Anwesenheit des Königs, und damit man ihn ja nicht mißverstehe, fragt er: „Soll denn die Ankunft desselben sogar eine sternenhelle Nacht herbeiführen?" Und doch steht bei mir zu lesen: „Es ist ein bildlicher Ausdruck, daß alles Dunkel (alle Nacht) verscheucht ist." Diesen Satz übergeht er, erwähnt dagegen meine unmittelbar darauf folgende Bemerkung, des heitern Sternhimmels, der „sternenreichen Höhen" sei im vorigen Auftritt gedacht, die er zum Beleg meiner Auffassung angeführt habe, obgleich dies gar nichts besagt, und ich werde belehrt: „Hier ist ja sternenreicher Himmel schon vorhanden, in unserer Strophe soll er aber erst die Folge sein von der fürstlichen Gegenwart." Bei solcher Verdrehung ist die Widerlegung des Gegners nur ein Gaukelspiel. Doch sehen wir davon ab, meine Anführung der so bedeutungsvoll dreimal in dem später ausgefallenen Auftritt der Beharrlichkeit wiederholten sternenreichen Höhen (Epimenides hatte 694 keinen Stern am Himmel gesehen) sollte nur darauf deuten, wie nahe dem Dichter der bildliche Ausdruck lag, was ja auch Morsch dadurch anerkennt, daß er denselben Sinn in unserm Verse findet. Ferner schreibt er, nach meiner Beziehung auf den König habe dieser alles gethan, was Blödsinn vor solchem „Byzantinismus" könne. Was würde Morsch sagen, wenn ich ihm vorwürfe, nach ihm habe Gott alles gethan, was reiner Blödsinn wäre in einem Jubellied über den durch das begeisterte Zusammenwirken von Fürst und Volk errungenen Sieg. Für uns war es gethan, gethan bedeutet nicht, der König hat alles gethan, sondern seine ungeheure Anstrengung galt uns, „damit uns Heil geschah," wie es vorher hieß, damit wir befreit würden. Wenn Morsch nicht recht begreifen will, warum ich nicht unter allen, die ihm angestammt, mit ihm alle Menschen verstehen will, so können verständigerweise diese keine anderen sein als sie selbst (uns zwei Verse vorher und im folgenden). Daß Gott zugleich für Freund und Feind gestritten und gewacht, wie Morsch annimmt, indem er daran denkt, daß der Sturz Napoleons für Frankreich selbst ein Segen sei, scheint mir geradezu unmöglich. Goethe konnte von der bei allen alten und den neuern Völkern verbreiteten Vorstellung nicht abweichen, daß Gott für eine Partei sich erklärt, die sich auch in dem Rufe „Mit Gott für König und Vaterland" ausspricht, und die Parteien waren diesmal nicht Frankreich und Deutschland, sondern Napoleon und die von ihm unter-

jochte oder bedrohte Welt. Gott streitet nur für die gerechte Sache. Die Menschen könnten wohl gottentstammt heißen, aber nicht ohne die stärkste Wortverdrehung Gott angestammt; denn angestammt heißt „durch Abstammung erlangt,“ ist dem Sinne nach gleich angeerbt! Hiergegen helfen alle künstlichen Versuche nichts, am wenigsten die seltsame Versicherung von Morsch, diese von ihm angenommene Deutung sei zwar sehr kühn, schließe sich aber doch in sachlicher Beziehung der eigentlichen Bedeutung an. Die Beziehung auf Gott ist ebenso unmöglich wie die auf den König auch dadurch geboten, daß der Chorgesang gerade dessen Rückkehr feiern mußte, wozu die allgemeine Erwähnung des Zusammenwirkens von Fürst und Volk nicht genügen konnte, besonders da Iffland ihn gleich anfangs darauf aufmerksam gemacht hatte, daß der König „bei Anlaß des Krieges so verschlossen, so andauernd und so persönlich unternehmend geworden“ und man auch von seiner wirklichen Teilnahme am Kampfe vernahm.

Auffallen mag es, und das hätte Morsch für sich verwerten können, daß in den Werken die Änderung Uns tönet bald sich nicht findet. Bei der Aufnahme in diese wurde die Handschrift zu Grunde gelegt, wonach das Stück in Weimar aufgeführt worden war. Auch im Abdrucke des Schlußchors auf der Rückseite des Theaterzettels schon vom 7. Februar 1816 findet er sich nicht, ja auch nicht in der als Berliner Dirigierbuch benutzten Handschrift, die außer anderen Nachträgen auch die neue Strophe des Schlußchors enthielt. Daraus aber folgt höchstens nur, daß Goethe die Änderung am 15. März 1815 nicht zugleich mit der neuen Strophe an den Theaterintendanten Brühl gesandt hatte, nicht daß diese in der Ankündigung im Morgenblatte fehlt, die er an demselben Tage begann, aber erst den 17. an Cotta für das Morgenblatt sandte. Wenn er sich auch, als er das Festspiel in Weimar zur Aufführung brachte, dieser früher gemachten Verbesserung nicht mehr erinnerte, so ist dies nicht der einzige Fall, wo er eine früher gemachte richtige Änderung bei der Durchsicht für den Druck in den Werken vergessen hatte. Daß Und tönet bald ein reiner Druckfehler oder ein Versehen des Schreibers für Nun töne laut sei, halte ich für äußerst unwahrscheinlich, da es so treffend der neuen Lage entsprach, daß das Festspiel in Abwesenheit des Königs gegeben werden sollte. Wie es aber auch damit sei, man erzeigt dem Dichter keinen Dienst, wenn man den König hier aus dem Wege räumt und dafür Gott die Ehre giebt, und ebensowenig wenn man die Notarbeit des Schlußchors, dessen sehr lückenhafter Entwurf aus dem Ende Juni gut gewesen sein mag, zu einem frischen Sange des sich neugeboren fühlenden freien Volkes erheben will.

Köln a. Rh. Heinrich Düntzer.

2.

Politisch. (IX, 26 flg.)

Die einfachste und richtigste Deutung dieses Wortes gab bisher Goedeke in seinem Grundriß 3[2], 280: Politisch hieß, wer in Sitten und Benehmen abgeschliffen, im Leben und Handeln praktisch war. Daß diese Lebensklugheit (vergl. „Bescheidenheit") nicht immer auf „rechtmäßige Art" sich äußerte, bildet die Klage vieler Schriften der Zeit, insbesondere Jakob Skepers in seinem „Neuen politischen Fuchsschwänzer", übersetzt von Joh. Georgio Eberwino Thomae Hanau 1662 (Goed. 3, 281, 2). S. 10 flg. sagt er in der „Beschreibung der Alamodischen Politici", daß

Ein Politikus gar oft gerühmet wird,
An dem man doch zumal gar nichts politisch spürt,
Als daß er etwan kann vor einen Meister prangen
Und einem jeden weiß ein Kletten anzuhangen,
Daß man den Schalck so kan bemänteln und begleissen,
Da mancher dann sein Seel im wenigsten bedenkt,
Ja das Gewissen wird an Nagel hingehenkt.

Ehedem ward der Treue und Redliche für einen Politikus gehalten, bei dem Ja und Nein galt als Zusage (nicht Parole):

Deutsch lebte vor der Zeit der alte deutsche Held
Und war doch gleich wol auch politisch in der Welt . . .
Ja ein Politicus mag der gerühmet werden,
Der sich der Redlichkeit im Herzen und Geberden
Beständiglich befleißt und trachtet Nacht und Tag,
Wie er dem Vaterland mit Nutzen dienen mag.

Mit dieser Umdeutung hatte Skeper kein Glück. Nach wie vor wurde das Wort nicht nur auf die leicht zu falschen Mitteln greifende Weltgewandtheit bezogen, wie sie „Die lustige Tröbelfrau" 1682 S. 91 kennzeichnet:

Wer sich heute höflich bücket,
Sich in alle Sattel schicket,
Wer den Fuchsschwanz streichen kan,
Heißet ein Politscher Mann!

sondern auch auf alles übertragen „was ein ander Ansehen von sich spüren ließ, als es in der Wahrheit hätte"; so erklärt das sinnlos häufige Vorkommen des Wortes Archiero Cornemico: Der gute Mann, oder der wohlbegabte Hörner-Träger. Leipzig. Joh. Fritsche 1680, A. 4[b]. Ein italienischer Minister fragt dort, „ob uns Teutschen denn die Politique so läufftig wäre, daß sie den Stall-Jungen und alten Weibern auch nit verborgen bliebe: bei ihnen wäre die Politique von allen Bagatellen und possierlichen Begebenheiten, die unter Privatpersonen vor-

giengen, befreiet, könte also nichts Politisch genannt werden, als was mit der Regierkunst und Erhaltung des gemeinen Staats zu schaffen hätte." Darauf erfolgt obige Antwort unter ausdrücklichem Hinweis auf die „mancherley Intriguen, welche in Politischen Staatssachen vorzugehen pflegten," als den Ausgangspunkt für die allgemeine Verwendung des Wortes. Was hier als Grundbedeutung bezeichnet ist, nähert sich also der heutigen eingeschränkten Bedeutung des Wortes, und schon 1650 wurde der Politikus dem Statisten gleichgesetzt, d. h. dem Staatsmanne, dem Diplomaten, in dem Buche: Alamodischer Politikus, Samt der Rent-Cammer und peinlichen Process... Worinnen heutiger Statisten Machiavellische Griff und arcana Status Sonnenklar abgemahlet zu finden. Sampt der zu End angehangter Oration des Bauren an der Donau, An den Magistrat zu Rom. Hamburg, bey Joh. Naumann 1671. (Vergl. Borinski, Balt. Gracian S. 117 Anm.)

Im 17. Jahrhundert war nichts populärer als der Kampf gegen die Lehren Machiavells, gegen die Staatsraison, das bei den satirischen Schriftstellern und Pamphletisten beliebteste Thema. Machiavell war Mode, nicht weil man seine Größe erkannte, sondern weil man einen Lehrmeister der Nichtsnutzigkeit an ihm zu haben glaubte. Ihn betrachtete man als Urheber eines inversus decalogus, der umgekehrten zehn Gebote oder des Teufelskatechismus, so z. B. Wilh. Ign. Schütz: Reflexiones Politico-Consolotariae Oder Reiffliche Überlegungen derjenigen Widerwärtigkeiten und Unglücke, welchen ein Politikus und vornehmer Weltmann unterworfen ist. Franckfurt a. M. 1661.[1]) Dort heißt es S. 61: „Bei dem gemeinen Manne heißt das Wörtlein Politicus eben so viel als bey vorgewesten Kriegszeiten der Nam Commissarius:... eine solche Person, der zu keinem Menschen kein aufrichtiges Vertrauen noch Affection, der sich, die seinige und sein Interesse allein vor Augen hat, der all sein Witz, Wissenschaft, Gelehrtheit und von Gott empfangene Qualiteten allein zu eitelem Ruhm, Fürsten und Herren zu zeitlichem Nutz und Gefallen per fas et nefas anwendet, der Wittib und Waisen und anderer ehrlichen Leuth gerechtsame under dem bodenlosen Vorwand der unumgänglichen Nothturfft, oder deß allgemeinen wesens Bedürfftigkeit undertruckt, verduscht und gar zu Grund richtet, der gegen männiglich so Freund als Feind ein liebliches Gesicht machet, in dem Hertzen aber ein unauslöschliches Feuer deß Zorns, Neid und Hasses fomentirt, und was dergleichen Einbildungen mehr sein mögen." — Als Urheber

1) S. 31—49 Geschichte von Romeo und Julie, S. 170 Geschichte der Genovefa, Herzogin aus Brabant, zur Zeit Karl Martells, als er Avignon belagerte, S. 197—207 Brief Genovefas an ihren abwesenden Gemahl Sigfrid.

solcher Meinungen werden S. 62 Politiker nach dem Vorbilde Machiavells bezeichnet, „der übel Polirte Politicus wollte vor einem Politicum geachtet werden, hat aber grad das Widerspiel an Tag geben.“ S. 63: „Wann ihn Bauern verstünden, sie würden mit Schelm und Dieb um sich werfen. Wie ist es doch möglich, daß der grobe Gesell Machiavell von einem vernünftigen Mann kann oder solle pro Politico gehalten werden, der so effricta fronte, so quadrate und unverschämbt (S. 64) herauß blatzen darff, wann das Subtil ist, was er geschrieben, so seind alle Sachen auf der Welt Subtil, wann das Politisch, was er gerahten, so ist nichts mehr zu finden, so nicht könne Politisch genannt werden, der kein Gewissen hat, der kan dergleichen Zotten noch viel und weit andere vorbringen, und also leichtlich ein stattlicher Politicus werden. Sind also erstlichen des Namens und der Ehr eines Politici nicht werth diejenige, welche ohne scheu und Gewissen ihr Seel und Seligkeit in wind schlagen, ihre von Gott habende Talenta in eine so abscheuliche Cloacam vergraben, Fürsten und Herren nur zum Schein und Wolgefallen dienen, andere underdrücken, das idolum rationis status muthwilliger weiß in all ihrem Thun und Laßen anbetten“ u. s. w. S. 65: Auch ein Jurist könne noch nicht als Politicus gelten, auch nicht der in historiis versirte (S. 66). „Sondern es wird erfordert, daß wann es zum hand anlegen kompt, man daheim und der Sach in der That zu steuren geschickt sey. Halte also meinestheils denjenigen allein vor einen wahrhafften und vollkommenen Politicum, welcher neben anderen an sich habenden löblichen Qualiteten und Geschicklichkeiten die Rationem Status (S. 67) gründlich verstehet, und auf alle Begebenheiten sein Thun und Lassen darnach einzurichten weiß.

Was aber Ratio Status sey, darvon wird heutiges Tags so viel geschwetzt und geplaudert, daß kein Wunder were, es soltens auch die unmündige Kinder wissen und verstehen. Also verthädiget der Schneider die jetzige unform der Trachten per rationem Status, Ratio Status ist nunmehr des Schusters Laist, und was die ungeschickten Handwerker verderbt haben, das muß Ratio Status entschuldigen und wider gut machen. So hört man auch täglich in den Schulen de ratione status reden, dictiren und disputiren; besieht mans aber beim Licht, so ist es nichts als ein lauteres Geschrey und unnützes Wortwechßlen.

Fragt man den gemeinen Mann, was Ratio Status seye? so wird der ein sagen, das heist auff unsere Teutsche Spraach Geldt geben, der andere, das heist Kuh und Pferdt wegtreiben, der dritte, das heist einen ehrlichen und unschuldigen Mann beym Kopff und seinen unwissenden Kindern all das ihrige nehmen, der vierdte, das heist Hauß und Hoff wegbrennen, der fünffte, das heist einen anderen mit Feuer, Schwerd

und Kriegsmacht überziehen. Und dieses alles darumb, (S. 68) weilen die Bauern stets hören und gehört haben, daß man dergleichen Thaten allein mit etlich wenig lateinischen Wörtern, nemlich Ratione Status verthädigen und justificiren thut." Diesem Mißbrauch des Wortes gegenüber stellt Schütz die Erklärung auf, rationem status esse specialem et pacis et belli tempore partes Reipublicae sibi concreditas gubernandi, augendi conservandique prudentiam.

Die Bekämpfung der ratio status ist Hauptgegenstand des Alamodisch-technologischen Interims (Goedeke 3², 225) und der Gaukeltasche (Goedeke 3, 281, 4). Letztere meint, schon Cain habe den Dekalogus Machiavells gegen Abel befolgt, wie noch jetzt alle Stände untereinander. „Es ist ja Ratio Status keine Betriegerey, wo denkt ihr denn hin? Sondern eine höfliche, sinnreiche, verborgene und nutzbare Verschwiegenheit, daß man das Widerspiel vorgiebt und dessen Gegentheil begehret und eifrig darnach auff Frantzösische Manier trachtet" (S. 13). Ganz dasselbe könne von der Politique ausgesagt werden.

Eine gerechtere Würdigung Machiavells und dieser Richtung überhaupt findet sich aber bei Martin Zeiller: Epistol. Schatzkammer, Ulm 1700, S. 314 über Ratio Status, nach einigen ein wunderlich Thier und Meer aller Widerwärtigkeiten und Unglücks, und ihren Urheber. „Viele geben dem Machiavelle Schuld, daß er diesem Thier den Weg nach Europa gewiesen; aber wie er der menschlichen Bosheit tieffnachdenklicher Aufseher, also ist er auch derselben offenlichster Zeug und gar zu auffrichtigster Erzehler gewesen, der aus offenem Herzen herausgered dasjenige, so viele andere Politici nicht allein in ihrem Gemüt ganz und festiglich glauben, sondern auch in ihrem ganzen Leben thun und verbringen." Ganz so urteilt neuerdings Karl Borinski in seinem tiefeindringenden Buche: „Baltasar Gracian und die Hofliteratur in Deutschland, Halle 1894, S. 22": Bei Gracian wie bei Machiavell ist es nur die spezifische zeitliche Form einer extremen ethischen Grundanschauung, die durch das Ungewohnte in ihrem Auftreten zunächst verblüfft und verletzt." Eingehend und schön wird hier dargelegt, wie Gracian gegenüber der Renaissance ein neues Bildungsideal aufstellte, und wie mit der Politik die Galanterie und Curiositas eng zusammenhängt. Die allgemeine Bedeutung des Begriffs politisch hat Bobertag schon für den Anfang des 17. Jahrhunderts nachgewiesen, s. Borinski S. 56, Anm. 1.

Eine eigentliche Behandlung der „Kuriosenliteratur", die dem Begriffe des Politischen gewidmet ist, oder doch sich mit ihm schmückt, lehnt auch Borinski ab (S. 126, Anm.). Schon 1683 stellt die Vorrede der Politischen Narrenkappe (Goedeke 3, 281, 20) Bl. 9 fest, daß „bißhero unter dem Titul Politisch viel seltzamer und zuweilen ungereimbte

Schriften ans Licht kommen seyn, deren Inhalt öfters mit dem Titul wenig übereinstimmt... inzwischen aber muß es alles Politisch heissen, solten es auch allerhand Lappalien aus der Schule oder auf den Trödelmarkt zusammengelesen seyn."

Gleichsam der Geruch des gesellschaftlichen Begriffs politisch ist noch erhalten im Spiritus politicus, d. i. Spiritus odoratus, wie jetzt der pharmazeutische Ausdruck für Eau de Cologne lautet.

Dresden. **Carl Müller.**

3.

Altes Volkslied.

Danz, danz, Quiselche,[1]
Ech gewen der och en Ei!
Do säht dat hubbeleg Quiselche:
Ech danz noch net für zwei.

Danz, danz, Quiselche,
Ech gewen der och e Paar Schon!
Do säht dat hubbeleg Quiselche:
Ech kann et dafür net dohn.

Danz, danz, Quiselche,
Ech gewen der och ene Mann!
Do säht dat hubbeleg Quiselche:
Nu danzen ech, wat ech kann.

Das hübsche Liedchen soll am Niederrhein bekannt sein. Mein Gewährsmann hat es in Düsseldorf von einem Herrn in der Mundart vortragen hören. Der 4. Verszeile in Strophe 2 erinnerte er sich nicht ganz genau; sie habe ablehnend und wahrscheinlich so gelautet. Beim Schluß der 3. Strophe wird ein paar Mal herumgetanzt.

Boppard. **H. H. Mönch.**

4.

Zu Rückerts „Der betrogene Teufel."

In der Auswahl von Friedrich Rückerts Gedichten von Herm. Fietkau, welche jüngst in Freytags Sammlung deutscher Schulausgaben erschienen ist, vermisse ich zu Bd. II S. 20, wo unser Gedicht aufgenommen, einen Hinweis darauf, daß der Schwank, welcher den Inhalt bildet, unter dem Titel „der Bauer und der Teufel" auch in den Märchen der Brüder Grimm (Gr. Ausg. Nr. 189) sich findet. Mancher Lehrer, der dieses bei den Kindern sehr beliebte Gedicht in der Schule durchnimmt, wird das Volksmärchen gern zum Vergleiche herbeiziehen. Nachweise über die

1) Spottname für ein lediges Frauenzimmer.

weitere Verbreitung des wahrscheinlich aus dem Orient herübergekommenen Stoffes in den europäischen Litteraturen giebt W. Grimm im dritten Bande der Kinder- und Hausmärchen (3. Aufl. Göttingen 1856) S. 259. Bemerken will ich hier noch, daß das 19. Gedicht des zweiten Bandes von Fietkaus Auswahl „Hormusan" zum Vergleiche mit Platens „Harmosan"; Nr. 23 „Der Blinde" mit Chamissos „Abdallah" auffordert.

Northeim. **R. Sprenger.**

---

Über „Schülerverbindungen." Von Dr. Franz C. Müller, Nervenarzt in München. München. Medizin. Verlag von Seitz und Schauer (1896; bis jetzt 7 Auflagen). 8. 16 Seiten. 50 Pf.

Wohl alle sorgfältigen Leser unserer Zeitschrift wissen es dem Herausgeber Dank, daß er seit Anfang sein Streben nach Vielseitigkeit ihres Inhalts besonders in Betreff der angezeigten Bücherneuheiten bethätigt, darin seinen Mitarbeitern mit schönem Beispiele vorangehend, was Fleiß und Umsicht anlangt. Namentlich über alle allgemein pädagogischen Neuerscheinungen sollte, nachdem zu häufigeren Aufsatzausflügen in dies Gebiet leider der Raum fehlt, berichtet werden, vorzüglich über solche, die vom medizinischen Standpunkte Grundfragen unsers Schulbetriebs beleuchten und uns so manche Rätsel der Unterrichtspraxis lösen helfen. Fr. Nowacks Besprechung der Schrift des berühmten Psychiaters Emil Kräpelin „Über geistige Arbeit" (Jena 1894) in dieser Zeitschrift VIII, 858—862 liefert einen hübschen Beleg, wie solche Anregungen unser Urteil über die Schülerleistungen fördern können. Das dünne Heft, auf das ich heute die Aufmerksamkeit aller wohlmeinenden Lehrer deutscher Mittelschulen lenken möchte, behandelt einen thatsächlich heiklern, zudem leichter anzupackenden Stoff. Der Münchener Arzt Dr. Fr. C. Müller, ein erprobter Nervenspezialist,[1]) teilt darin die Erfahrungen eigner achtjähriger Beobachtungen darüber mit und knüpft sein fachmännisches Gutachten in übersichtlicher Gliederung nebst festem Verlangen nach einem Einschreiten daran.

Von seines großen Genossen Krafft-Ebing Behauptung, die Nervengesundheit des Kulturmenschen werde immer seltner, ausgehend, findet er einen Haupthebel der weithin wütenden Unzufriedenheitsseuche in der schier allgemeinen Nervosität, der man zwar auf allen möglichen

---

1) Er war erster Assistent des dem König Ludwig II. von Bayern zugeordneten und von ihm mit in den Tod gezogenen Geheimrats von Gudden und selbst bis 1896 Direktor der berufenen Kaltwasserheilanstalt Alexandersbad im Fichtelgebirge, wo ich sein glückliches Eingreifen in meiner Familie schätzen gelernt habe.

sanitären Wegen zu steuern suche, aber ohne überall oder nur in der Regel dem schlimmsten Todfeinde unserer Intellekts- und Gemütsnormalität die ganze Gefährlichkeit beizumessen — dem Alkoholismus. Ich sehe hier viele Kollegen lächeln. Aber ich versichere aufrichtig, wer wie ich, von jeher achtsam bezüglich der nirgends ganz ungebräuchlichen Kneipereien der männlichen Jugend, seit längerer Zeit, zugleich nun selbst vollständiger Abstinent, in der Bewegung wider dieses uralte Erbübel unsers Volkes mitten drin steht und einerseits die verheerenden, ja vernichtenden Wirkungen der narkotischen Genußmittel, anderseits die unglaublich wohlthätigen entschiedener Enthaltsamkeit bis ins einzelne verfolgt hat und zwar alles dies in Bayern, der Hauptstätte der Trinksitte, tritt der Angelegenheit doch ernster gegenüber.[1]) Professor C. Hilty, der uns das prächtige, gottlob oft aufgelegte Büchlein vom „Glück" schenkte, weist in dem über „Die Aufgaben der akademischen Jugend" auf Deutschlands jährlichen Alkoholaufwand von zwei Milliarden Mark hin, und Müller druckt diese Angabe gesperrt. Weshalb? Weil er die erdrückende Mehrzahl von Neurastheniefällen bei Gymnasiasten und dergleichen beinahe ausschließlich auf „Exzesse in Baccho" zurückführt. Nachdem er nun auf den ersten Blättern durch scharfe Logik unter Beihilfe gewichtiger Zeugen die grimmen Schäden des Alkohols für den menschlichen Organismus und die dadurch herbeigeführte Erstickung der Verstandesobliegenheiten erwiesen hat, leitet er uns (S. 6) mit dem Gedanken „Was nützen alle Humanitäsbestrebungen, der Bau prachtvoller Schulpaläste, das Verbot der Hausaufgaben, die aufs peinlichste durchgeführte Individualisierung der Pädagogen, wenn außer der Schule Schädlichkeiten vorhanden sind, die nur in den seltensten Fällen aufgedeckt werden?" zu dem Kernsatze seiner Auseinandersetzungen, der weiterhin — ebenfalls in gesperrten Lettern — so formuliert wird: „Außerhalb der Familie hat der heranwachsende Schüler Gelegenheit und Verführung genug zum Alkoholgenuß. Beides, die Gelegenheit und die Verführung, findet sich nirgends besser als in den sogenannten Gymnasialverbindungen, die, vielfach verbreitet, als ein wahrer Krebsschaden zu betrachten sind; durch sie ist manche Familie um ihr Glück, mancher Schüler um seine Zukunft betrogen worden."

---

1) Angenehm berührt es da, daß ein Mann, wie der Provinzial-Schulrat Dr. Robert Pilger in Berlin, unmittelbar nach seinem wissenschaftlichen Buche („Die Dramatisierungen der Susanna im 16. Jahrhundert") seine Feststellungen „Über das Verbindungswesen auf norddeutschen Gymnasien" veröffentlichte, die im Erscheinungsjahr, 1880, sofort neu aufgelegt werden mußten und, ob zwar noch jetzt das wesentliche Arsenal für ihren Bezirk, Müller bedauerlicherweise unbekannt zu sein scheinen. Müller zieht dafür etliche medizinische Äußerungen maßgeblicher Geltung in unsern Gesichtskreis.

Aus mehrfachen Gründen halte ich es nicht angebracht, die klaren Darlegungen Müllers hier zu exzerpieren, zumal sie schon an Ort und Stelle knapp und scharf gefaßt sind und so wohl hoffentlich jeden milden Richter oder gar Verteidiger solcher angeblich unschuldigen Freuden umstimmen. Möchten doch alle, die es mit den Zielen unserer höhern Erziehung streng nehmen, sich Müllers Schilderung der einschlägigen Vorgänge bei jenen periodischen Trink-Zusammenkünften, seine ziffernmäßigen Ergebnisse bezüglich der arg bösen Folgen, seine Warnungen gesagt sein lassen und auf ihrem Felde in der Schülerverbindung nicht in erster Linie die Geheimbündelei, sondern die Abtötung der Geisteskraft durch — das Bier bekämpfen! Wie sehr in den betreffenden Kreisen Bayerns das Verständnis dafür vorhanden ist, beweist die Aufnahme der ersten viel kürzeren, belegärmeren und der Citate entbehrenden Fassung von Müllers Abhandlung an die Spitze des Schlußheftes vom einunddreißigsten Bande der „Blätter für das Gymnasial-Schulwesen, herausgegeben vom Bayer. Gymnasiallehrerverein" (1895, S. 657—664). Um so willkommener ist Dr. Fr. C. Müllers Schrift, weil er gebürtiger Bayer, gewesener bayerischer Gymnasiast und Student und seitdem auf diesem Idealnährboden des tiefgreifenden Lasters ansässiger Spezialarzt ist und wirklich alle diese Vorteile, dieser schweren sozialen Krankheit nachdrücklichst zu Leibe zu gehen, ganz und gar ausnutzt. Er hat als Arzt zahlreiche Beichten gehört, die kaum einem Geistlichen gemacht worden wären, und stellt nun all sein umfängliches Material in den Dienst der nötigen einschneidenden Reform. Handelt sich's da doch um eins der heiligsten Güter unseres Volkes: um die Stärke und Frische der gebildeten Jugend, also um die deutsche Zukunft. Und wahrlich, nicht Duckmäuserei und philiströse Denkart diktiert mir die Forderung, daß jede Mittelschul- und pädagogische Bibliothek, ja der Alltagsbüchervorrat jedes Mittelschullehrers, der auch mit der Seele im Berufe steht, das keineswegs von Stubenluft durchwehte, von keinem Mäßigkeitsfanatiker geschriebene Heft Müllers anschaffe.

München (z. Z. Würzburg). **Ludwig Fränkel.**

**Fischers Ausgabe von J. L. Frischs Schulspiel von der Unsauberkeit der falschen Dicht- und Reimkunst,[1]) dabei etwas von hoch- und niederdeutschen Leberreimen.**

Die Publikationen des Vereins für die Geschichte Berlins haben seit 1865 schon oft das höchste Interesse in der Gelehrtenwelt erregt.

1) Schriften des Vereins für die Geschichte Berlins, Heft XXVI. J. L. Frischs Schulspiel von der Unsauberkeit der falschen Dicht- und Reimkunst. Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von L. H. Fischer. Berlin 1890 (Mittler). 65 S. und XX S. 8°.

Das gilt auch von dieser Ausgabe des Schulspiels von J. L. Frisch. Der Neudruck wird durch die Seltenheit und Wichtigkeit des Schriftchens für die Geschichte des Schulwesens gerechtfertigt. Die in der Einleitung voraufgeschickte Lebensbeschreibung ist bedeutend vollständiger als die von Johann Jacob Wippel, Das Leben des Weiland hochberühmten Rectors an dem Gymnasio zum Grauen Kloster in Berlin Johann Leonhard Frisch, Berlin 1744. Der Verfasser hat die ganze reichhaltige Litteratur herangezogen, so wurde zum erstenmal der auf der Königlichen Bibliothek zu Hannover aufbewahrte Briefwechsel Frischs mit Leibniz berücksichtigt. Fischer hat das vielbewegte Jugendleben des berühmten Schulmannes eingehend und anschaulich dargestellt. 1708 erhielt Frisch das Konrektorat am Grauen Kloster, 1727 wurde er Rektor, welches Amt er bis zu seinem Tode am 21. März 1743 verwaltete. Seine Grabstätte in der Klosterkirche ist heute nicht mehr zu ermitteln, ich habe schon 1883 vergebens danach geforscht. Die Unterrichtsfächer, welche er im Gymnasium vertrat, waren Mathematik und Physik; daneben leitete er die Lektüre des Virgil und Horaz und des griechischen Neuen Testaments. Er verschmähte es nicht, Schulbücher zu verfassen, die nur einem praktischen Bedürfnis dienen und den Schülern die Lernarbeit erleichtern wollten. Daneben war er wissenschaftlich außerordentlich thätig, besonders seitdem er auf Leibniz' Veranlassung 1706 zum Mitglied der Sozietät der Wissenschaften in Berlin ernannt worden war. Sein Wissen war eben universal, dabei gründlich, klar und tief, darin ähnelt er seinem Freunde Leibniz. Seine vielen Schriften hat Fischer eingehend in der Einleitung S. XIV flg. besprochen. Sein Schulspiel, das bei der Aufzählung seiner Verdienste um die deutsche Sprache nicht unerwähnt bleiben darf, enthält nicht, wie man wohl gemeint hat, wesentlich neue und bahnbrechende Ansichten über die Poesie. Schon vor Frisch hatte Christian Weise gegen den Schwulst und die Unnatur der zweiten schlesischen Schule geeifert und verlangt, daß man in der Dichtkunst dahin strebe, „die Sachen also vorzubringen, wie sie naturell und ungezwungen sind." (Vergl. Überflüssige Gedanken der grünenden Jugend, Leipzig 1668, 8°, Vorrede zur zweiten Abteilung.) Auch war Weise wie Christian Gryphius in Breslau bemüht gewesen, in seinen Schülern Sinn und Eifer für deutsche Dichtkunst zu wecken. Ja Gryphius hat etwa zu gleicher Zeit mit Frisch einen ähnlichen Gegenstand in einem Schulspiel zur Darstellung gebracht. Im Jahre 1708 erschien nämlich zu Breslau: „Der Deutschen Sprache unterschiedene Alter und nach und nach zu nehmendes Wachsthum, ehemahls in einem öffentlichen Dramate auff der Theatralischen Schau-Bühne bey dem Breßlauischen Gymnasio zu St. Maria Magdalena entworffen". Von der Frische der

Darstellung und dem humoristischen Ton seines Berliner Kollegen ist bei Gryphius allerdings nichts zu finden.

S. 1—39 folgt der genaue Abdruck des Schulspiels: „Die entdeckte und verworffene Unsauberkeit der falschen Dicht- und Reimkunst / Am 22. Nov. Anno 1700. Als am 126[sten] Gedächtniß-Tag der Aufrichtung des Berlinischen Gymnasii / In einem einfältigen Schul-Spiel vorgestellet / Und aus unterschiedlichen Absichten / Besonders aber Denen / welche Natur und Lust in gedachter Schule vor andern fähig gemacht / Zur stetswährenden Erinnerung in den Druck gegeben / von Johann. Leonhard. Frisch / Sub Rector. Berlin / gedruckt mit Salfeldischer Wittwe Schriften."

Sprachlich macht der Text gar keine Schwierigkeiten, wir danken dem Herausgeber, daß er ihn jetzt so bequem zugänglich gemacht hat, ich habe das Spiel jetzt zum erstenmal gelesen. Der Inhalt wird durch die zahlreichen Anmerkungen (S. 49—65) gut erläutert, besonders eingehend sind diejenigen über die Rätsel, Bildergedichte und Leberreime. Die Rätsel bildeten wie die Leberreime eine beliebte Tischunterhaltung im 17. Jahrhundert. Ob die Lösungen, die Fischer giebt, richtig sind, ist mir sehr zweifelhaft. Das sechste scheint, wenn überhaupt an eine Arzenei zu denken ist, eher ein Schwitzmittel als ein Vomitiv oder Purgiermittel zu bezeichnen. Bildergedichte, wie sie hier mitgeteilt werden (S. 31—35), giebt es schon in der griechischen und römischen Litteratur. In Form einer Syrinx finden sie sich in den Theokrit zugeschriebenen Gedichten. Vergl. Theocriti idyllia cum comm. crit. et exeget, ed. A. Th. H. Fritzsche (Lipsiae 1864—1868) II p. 150 und Bergk, Anthologia graeca p. LXXII. Die Form der Flügel des Eros, eines Eies und eines Beiles haben Gedichte des Rhodier Simmias. Der Angelsachse Alcuin dichtete ein Paar Akrostiche, die zugleich Bildergedichte sind, das eine auf das Kreuz Christi, das andere auf Karl den Großen als Kaiser. (Vergl. H. Hagen, Carmina medii aevi, Bern 1877, q. 115—128 und 215—222.) Im Anfange des 18. Jahrhunderts wollte man nichts mehr von ihnen wissen. (Vergl. das absprechende Urteil bei Daniel Georg Morhof, Unterricht von der Teutschen Sprache, Kiel 1682, S. 773.) Zu S. 36 Z. 7 ist Plutarch Moralia p. 346 flg. zu vergleichen: *Πλὴν ὁ Σιμωνίδης τὴν μὲν ζωγραφίαν ποίησιν σιωπῶσαν προσαγορεύει, τὴν δὲ ποίησιν ζωγραφίαν λαλοῦσαν*, zu S. 36. Z. 25 Batrachomyomachia v. 9 u. 10.

S. 56 flg. spricht der Verfasser über die Leberreime, jene halb an Toast, halb an Gesellschaftsspiel erinnernde Tischunterhaltung des 17. und 18. Jahrhunderts. Doch muß sie, wie aus dem Titel der ersten bekannten Sammlung von Leberreimen hervorgeht, bereits im 16. Jahr-

hundert üblich gewesen sein. Fischer hat die Litteratur über diese Erscheinung ziemlich vollständig herangezogen. Ursprünglich haben wohl Fisch- und Geflügellebern jeder Art Veranlassung zu den Leberreimen geboten, und erst später ist die Beschränkung auf die Hechtleber eingetreten. Die älteste bekannte Sammlung von Leberreimen ist „Rhythmi mensales. Dat ys: Ein seer lustich vnde kortwylich Bökeschen, darin beyde Geistlike vnde Werldtlike Ryme tho vinden van de Leuern, so öuer Dische, in köften, Gastbuden vnde dergelyken Geselschoppen könen vnde mögen gebruket werden: So thovörn nüwerle in Drücke geseen worden. Nu öuerst körtlick thosamen gestellet, vnde in öffentliken Drück gegeuen dörch Johannem Juniorem .... Gedrücket im Jare, 1601." Aus dem auf der Stadtbibliothek zu Lüneburg befindlichen Exemplar hat Ad. Hofmeister in Rostock im 10. Bande des Niederdeutschen Jahrbuches (S. 59—89) die weltlichen Leberreime der Sammlung abdrucken lassen. Recht unsaubere Leberreime enthält die Sammlung von Huldrichus Therander (Joh. Sommer aus Osterweddigen bei Magdeburg), Epatologia hieroglyphica rythmica, Magdeburg 1605. Vergl. auch Hermann Brandes, Zur Geschichte der Leberreime (Niederdeutsches Jahrbuch XIV, 1888, S. 92—95). Eine umfassendere hochdeutsche Bearbeitung der niederdeutschen Sammlung des Junior besitzen wir in: Jocoseria Mensalia etc. aus dem Jahre 1649 (Königl. Bibliothek zu Berlin Y d 3506, 8°). Daß die Sitte bei Schmausereien, die Leber zu bereimen, sich bis in unser Jahrhundert erhalten hat, ist bekannt. Karl Koppmann erwähnt in seinem Buche „Aus Hamburgs Vergangenheit" (1885) I, 61, daß in Hamburg diese Tischunterhaltung noch vor hundert Jahren üblich gewesen ist, und Fr. Latendorf hat in Frommanns Deutschen Mundarten (1858) V, 285 einige Leberreime mitgeteilt, wie er sie in Mecklenburg aus dem Munde des Volkes gehört hat. Hier gerade ist diese Art, aus dem Stegreif zu dichten, bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts allgemein in Gebrauch gewesen, wie ich von alten Leuten auf dem Lande noch in diesen Tagen gehört habe. Wossidlo, der bekannte Sammler mecklenburgischer volkstümlicher Redensarten und Lieder, hat eine ganze Anzahl — ungefähr 140 — von solchen Leberreimen zusammen. Ich will ihm nicht vorgreifen, sie werden hoffentlich bald erscheinen. Um den Fachgenossen einen Begriff zu geben, wie das mecklenburgische Volk bei solchen Reimereien verfährt, gebe ich mit Übergehung des allzu derben

Dê lêwer is von'n hêkt
Un nich von'n karnînken; etc.

andere ganz interessante, die sich in Wossidlos Besitz befinden:

De lewer is von'n häkt un nicht von'n boi
twischen mi un mien feinsliebchen wassen
poor roggenohr,
die Blätter sein verwesen,
mein feinsliebchen hat sich eine andere erlesen;
feinsliebchen, warum quälst du mich?
ich will dich bei Gott verklagen
und will meinen kranz ins grab vertragen.

Recht hochmütig klingt es, wenn ein Mädchen ausruft:

de lewer is von'n hohn un nich von'n bessenstel,
oll frugens snacken vel,
jung frugens kranken vel,
ick dank Gott in mienen sinn,
dat ick noch jungfru bün.

Eine ganz andere Stimmung spricht sich in folgendem Leberreim aus:

Die Leber ist braun und in Oel verwandt,
ich stelle mein Glück in Gottes Hand,
vom Anfang bis zu Ende
steht alles in Gottes Händen.

Hiermit sind die Leberreime zu vergleichen, die Frisch im zweiten Auftritt der „Anderen Abhandlung" dem Reiche in den Mund legt (Fischers Ausgabe S. 26):

Die Leber ist vom Hecht und nicht von einem Hahn.
Heut will ich wohlgemuth zu mein'r Hertzliebsten gahn.
Die Leber ist vom Hecht und nicht von einer Elster,
Mein Bruder ist mir lieb, und lieber noch die Schwester.
Die Leber ist vom Hecht und nicht von einer Gans.
Die Magd heisst Ursula, der Hausknecht aber Hans.

Doberan i. M. O. Glöde.

**Beiträge und Vorarbeiten für eine Würdigung der Stellung Christian Weises zu den pädagogischen Theoretikern und innerhalb der Schul- und Bildungsgeschichte des 17. Jahrhunderts. Von Max Wünschmann. Leipzig, Druck von G. Kreysing. 1895. 142 S.**

Es ist mit großer Freude zu begrüßen, daß der berühmte Zittauer Schulrektor Christian Weise, der bis jetzt meist nur vom litterargeschichtlichen Standpunkte aus betrachtet worden ist, hier endlich einmal eine Würdigung vom pädagogischen Standpunkte aus findet, denn es gebührt ihm in der That, wie der Verfasser der vorliegenden Dissertation sagt, „innerhalb der deutschen Geschichte des gelehrten Unterrichts ein Ehrenplatz." Das Hauptverdienst Christian Weises ist, daß er dem

deutschen Unterrichte in dem höhern Schulwesen eine dauernde Heimstätte und geregelte Pflege errungen hat. Auch seine dichterischen Arbeiten dienen in erster Linie diesen Bestrebungen, und man thut Weise geradezu Unrecht, wenn man seine Dichtungen aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet. Er selbst hält sich, wie er das wiederholt ausspricht, gar nicht für einen Dichter, sondern für einen Schulmeister, der seinen Schülern in poetischen Übungen mit gutem Beispiel vorangeht, und mit den „poetischen Exerzitien," zu denen er seine Schüler anhält und anleitet, will er keineswegs Dichter erziehen, sie sind ihm nur „Progymnasmata, welche den Stylum in prosa zu einiger perfection bringen lernen", indem sie „einen jungen Menschen so wohl anführen, daß er seine concepte nicht nur deutlich, sondern auch lieblich vorbringen lernet." Die „deutsche Poeterey" ist ihm innerhalb der geregelten schulmäßigen Pflege nichts anderes als eine „Dienerin der Wohlredenheit," als „der galanteste Teil der Beredtsamkeit," und wer sich darin wohl geübt hat, der wird „von der klugen Welt" nicht als Poet, „sondern als politer Redner ästimieret" werden. Den Redner oder den Verfasser prosaischer Aufsätze hat Weise im Auge, wenn er sagt: „Es ist kein besser Mittel vorhanden, Copiam Verborum zu erlangen, als wenn man viel Worte nach einander in den Gedanken herum werfen muß, ehe man ein rechtes antrifft, welches sich in den Vers ungezwungen schickt."

Die Weiseschen Lehrbücher mit ihren klaren, wohldurchdachten, mit Beispielen reich ausgestatteten Anweisungen zur Wohlredenheit, zum Briefeschreiben, zum Versemachen u. s. w. müßten natürlich in einer noch zu schreibenden Geschichte des deutschen Unterrichts an den Lateinschulen eingehender betrachtet werden, als es in der vorliegenden Schrift hat geschehen können. Dann würde z. B. auch einzugehen sein auf einen litteraturgeschichtlichen Abschnitt, wie er sich am Anfang des zweiten Teiles der „Curiösen Gedanken von deutschen Versen" findet, auf Weises Stellung zu den Fragen des Fremdwörterunwesens, der Orthographie u. s. w., die in der vorliegenden Schrift nur gestreift sind, und auf manches andere. Die Hauptpunkte aber für eine solche Untersuchung sind hier bereits klargestellt. Besonders wichtig erscheint der Nachweis, daß in den Lateinschulen des 17. Jahrhunderts viel mehr deutsch gesprochen und geschrieben worden ist, als man offiziell zugeben wollte, daß viele die Notwendigkeit eines Unterrichts im Deutschen einsahen und heimlich nach dieser Einsicht handelten, während Weise jene Notwendigkeit und sein entsprechendes Verfahren offen und ehrlich bekannte und dadurch am meisten zur Nachfolge ermunterte. Wie einflußreich Weise und seine Schriften für den deutschen Unterricht in höheren Schulen gewesen sind,

das deutet die vorliegende Schrift nur kurz an, indem sie etliche Männer nennt, die sich offen als Weises Schüler und als begeisterte Vertreter seiner Ansichten bekennen.

Aber nicht nur auf dem Gebiete des deutschen Unterrichts ist Weises Bedeutung für die Geschichte des deutschen Schulwesens zu suchen. Auch der Unterricht in den sogenannten Realien verdankt Weise Anregung und Förderung, und man wird nicht irren, wenn man ihm in dieser Beziehung mindestens ebenso viel Verdienst zuschreibt wie Aug. Herm. Francke. Johann Hübner, einer der ersten Förderer des geographischen Unterrichts, ist ein Schüler Christian Weises und wurde von seinem Lehrer an Alberti in Leipzig empfohlen mit dem Bemerken, daß er über Weises pädagogische Ansichten und seinen Schulbetrieb die sicherste und ausgedehnteste Auskunft geben könne. Über Weises Forderungen für den Geschichtsunterricht, die sich z. B. in der besondern Betonung der neuern Geschichte in überraschender Weise mit Forderungen der allerneuesten Zeit berühren, hat der Schreiber dieses auf Grund der Weiseschen Schrift „Der kluge Hofmeister" ausführlich gehandelt in dem Schriftchen: „Geschichtsunterricht im siebzehnten Jahrhundert. Von Albert Richter." (Langensalza 1893.) „Logikalischen Weisianismus" erkannte man schon früher wieder in den Rechenbüchern des Zittauer Rechenmeisters Christian Pescheck, und so ließe sich noch viel von Weises Einfluß auf den Schulbetrieb am Ende des 17. und Anfang des 18. Jahrhunderts nachweisen. Von besonderem Interesse ist namentlich auch „der pädagogisch-seminaristische Zug, der durch Weises Unterrichtsthätigkeit und die damit in engem Zusammenhange stehenden Schriften hindurchgeht" und dessen der Verfasser der vorliegenden Schrift wenigstens mit kurzen Hindeutungen (S. 83 flg.) gedenkt.

Neben den besonderen methodischen Winken, die Weise in seinen zahlreichen Schriften giebt, behandelt Wünschmann auch die allgemein didaktischen Ansichten Weises, seine Forderungen an die Lehrer und ans Elternhaus. In ein System hat Weise auch diese nicht gebracht, seine „vertrauten Gespräche vom Informations-Werke" bieten keine erschöpfende Darstellung seiner pädagogischen Ansichten, und so hat denn Wünschmann mit großer Belesenheit auch aus den übrigen Weiseschen Schriften eine reiche Fülle gelegentlicher Äußerungen über pädagogische Dinge zusammengetragen; in den Anmerkungen aber mißt und vergleicht er sie mit den Ansichten und Forderungen der Zeitgenossen, sodaß ein sehr klares Bild sowohl von den Forderungen der Pädagogen als auch von den Leistungen der Schulen jener Zeit gewonnen wird. Hierauf weiter einzugehen, gestattet der Rahmen einer „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" nicht. Und so mag es genügen, mit den zusammenfassenden Worten des Ver-

fassers nur anzudeuten, wie Christian Weise offenen Auges und offenen Herzens in einer gärenden Zeit gestanden und sich in ihr bewährt hat:

„Die pädagogisch-nationale Bewegung, die in Wolfgang Ratke einen bahnbrechenden und begeisterten, doch keinen weltgewandten Wortführer gefunden hatte, eine Bewegung, für die auch die Thätigkeit der Sprachgesellschaften zeugte, — die gelehrte, deutsche Dichtung, die in Martin Opitz ihren anerkanntesten Bannerträger erlangt hatte — die realistische Strömung, innerhalb welcher Ratke, Comenius, Jungius, Erhard Weigel, Johann Christoph Sturm erwähnt — die polyhistorische Richtung, für die Conring, Daum, Schurtzfleisch und Morhof genannt sein mögen — die religiös-praktische Richtung, welche u. a. durch Joh. Arndt, Joh. Val. Andreä und Phil. Jac. Spener auf deutschem Boden vertreten wurde — die politischen und höfischen Bildungsforderungen der oberen Gesellschaftsklassen, denen die Ritterakademien ihre Entstehung verdankten — alle diese Bestrebungen haben auf Christian Weise befruchtend eingewirkt. Ebenso ist auch der Geist der Aufklärung an Weise nicht spurlos vorübergegangen. Als ein Mann von nicht gewöhnlicher Bildung verstand er es, diese verschiedenartigen Anregungen innerlich zu verarbeiten und in der Richtung seiner eigenen persönlichen Anlagen verständnisvoll weiter zu bilden und, wie kaum ein zweiter seiner Zeitgenossen, in die Schulen und das Leben des ausgehenden 17. und des angehenden 18. Jahrhunderts überzuführen."

Leipzig. **Albert Richter.**

---

## Zeitschriften.

Bismarck-Jahrbuch. Herausgegeben von Horst Kohl. Dritter Band. Fünfte Lieferung. Inhalt: Rathlef, Die Emser Depesche. Chronik vom 17. September 1895 bis 16. September 1896. Fünfzig Artikel der Hamburger Nachrichten.

## Neu erschienene Bücher.

Albert Leitzmann, Briefwechsel zwischen Karoline von Humboldt, Rahel und Varnhagen. Weimar, Hermann Böhlau 1896. 221 S.

Rudolf Hübner, Jacob Grimm und das deutsche Recht. Göttingen, Dieterich 1896. IV, 187.

A. Erbach, Deutsche Sprachlehre. Ein Lern- und Übungsbuch für höhere Lehranstalten. 4. Auflage. Düsseldorf, L. Schwann 1896. 142 S. Preis geb. 1 Mark 60 Pf.

Alfons Metzner, Sprachstoffe für die Volks- und Bürgerschule. Eine zunächst beim Schönschreibunterrichte verwendbare Sammlung von Rechtschreibstoffen, Fremdwörtern, Stab- und Stimmreimen ꝛc., bearbeitet und auf Wunsch der Bezirkslehrerkonferenz in Teschen herausgegeben. Wien, A. Pichlers Witwe und Sohn 1896. 98 S. Preis 1 Mark 20 Pf.

Freytags Schulausgaben: Das Gudrunlied, in Auswahl und Übertragung herausgegeben von Walter Hübler, geb. 60 Pf.

Friedrich Rückert. Gedichte (Auswahl) II. Band: Aus dem Morgenlande, herausgegeben von Hermann Fietkau. Preis geb. 70 Pf.

Friedrich von Schiller. Philosophische Schriften (Auswahl), herausgegeben von G. Bötticher. Leipzig, G. Freytag 1896. Preis 80 Pf.

Bahlsen und Hengesbach, Schulbibliothek französischer und englischer Prosaschriften aus der neueren Zeit. Mit besonderer Berücksichtigung der Forderungen der neuen Lehrpläne. Abteilung I: Französische Schriften, 27. Bändchen: Préface de Cromwell par Victor Hugo. Für die Zwecke der Schule verkürzt und erklärt von O. Weißenfels. Berlin, R. Gärtner, 1896.

Walter Rippmann, Twenty Stories from Grimm, edited with notes and vocabulary. Cambridge, at the University Press 1896. VII, 246.

Karl Breul, Wallenstein. Ein Trauerspiel von Friedrich Schiller. Edited with introduction, notes etc. Cambridge, at the University Press 1896. LXVII, 304.

J. Michelet, Louis XI et Charles le Téméraire. Edited by Arthur R. Ropes. Cambridge: at the University Press 1896. VIII, 149 S.

H. Wehner, Deutsche Interpunktionslehre für die Hand der Schüler und zum Selbstunterricht. Salzungen, L. Scheermessers Hofbuchhandlung (O. Witzmann) 1896. 44 S.

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten von F. C. Paldamus. Ausgabe C, bearbeitet von E. Scholderer. Sexta. 16. Aufl. Preis 1 M. 55 Pf. — Quinta. 12. Aufl. Preis 1 M. 80 Pf. — Quarta. 12. Aufl. Preis 2 M. — Tertia und Untersekunda. 14. Aufl. Preis 3 M. 80 Pf. — Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg. 1894 und 1895.

Deutsches Lesebuch von Paldamus. Ausgabe D. Für höhere Mädchenschulen, bearbeitet von Karl Rehorn. 1. Teil: Zweites Schuljahr. 154 S. — 2. Teil: Drittes und viertes Schuljahr. 339 S. — 3. Teil: Fünftes und sechstes Schuljahr. 395 S. — 4. Teil: Siebentes und achtes Schuljahr. 475 S. — 5. Teil: Lieder und Gedichte für die oberen Klassen höherer Mädchenschulen. 309 S. — Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg 1895.
Zu beiden Ausgaben: Erläuterungen in besonderen Heftchen.

Lessings Minna von Barnhelm. Zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische bearbeitet von Julius Sahr. 3. Auflage. Dresden, L. Ehlermann 1896. IV, 168 S.

Bosse-Büchlein. Aussprüche und Ausführungen des Kultusministers über und für Schule und Lehrerstand. Halle a. S., Hermann Schroedel 1896. 51 S.

Franz Falcke, Wie sind die Biblischen Geschichten in der Schule zu behandeln? Halle a. S., Hermann Schroedel 1896. 48 S.

Emil Kraepelin, Zur Hygiene der Arbeit. Jena, Gustav Fischer 1896. 30 S.

---

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon, Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2II.

# Sprachbilder zur Einführung in das Leben der Sprache.

Von **Richard Böhme** in Berlin.

„Bin weder Fräulein, weder schön,
Kann ungeleitet nach Hause gehn."

Mit diesen Worten weist Gretchen Fausts ersten Annäherungsversuch ab. Verstehen wir diese Worte heute noch ganz, bedürfen wir für sie keiner Erläuterung? „Weder schön", ja, das ist die landläufige Koketterie eines jeden hübschen Mädchens, wenn man ihr über ihr niedliches Gesicht eine Schmeichelei sagt. Aber „weder Fräulein", was will sie damit sagen? Welchem unverheirateten weiblichen Wesen, welchem Bürgermädchen, und Gretchen ist eines, geben wir heut nicht diesen Namen, und welches macht keinen Anspruch auf ihn! Mag es als Lehrerin, Erzieherin, als Verkäuferin, Buchhalterin, als Schneiderin, Näherin oder sonst als Handarbeiterin thätig sein, mag es hohe oder niedere Bildung haben, in den Kreisen seines Verkehrs wird es als Fräulein angeredet und hält dies für selbstverständlich. Standesunterschiede kennt das Wort heute nicht. Wie ganz anders war das doch einstens, und daß der beschränkte Gebrauch sich lange genug erhalten hat, zeigt uns eben die angeführte Stelle. Fräulein bedeutet nämlich nichts anderes als das Verkleinerungswort von Frau, dessen Grundbedeutung „Herrin" ist, wie wir noch heute nicht ganz undeutlich in der Sprache der Dienenden erkennen können, und so ist denn das oder die Fräulein „die junge Herrin, ein vornehmes, edles Mädchen". Sogar die Töchter der Fürsten, wie die des Adels führten einfach diese Bezeichnung, statt des erst später aufgekommenen Namens „Prinzessin". So schreibt Hofmannswaldau im 17. Jahrhundert in seinen „Kuriosen Heldenbriefen": „Kaiser Karl der Große hatte unter vielen Kindern auch ein Fräulein, Emma genennet"; und in Zachariäs „Schnupftuch", einem um die Mitte des vorigen Jahrhunderts entstandenen komischen Heldengedicht, heißt es:

„Zur Unzeit stellen sich die Bürgermädchen spröde,
Kein Fräulein ziert sich so."

In einem Roman aus dem vorigen Jahrhundert wird der Ausdruck „liebe Mama" im Munde „einer Fräulein" als etwas Unverzeihliches hingestellt.

Aber mit der Zeit maßten sich auch die Bürgermädchen an, Fräulein heißen zu wollen, und da hatte der Adel nichts Eiligeres zu thun, als seinen Töchtern das Prädikat „gnädig“ zu verleihen; half aber alles nicht, auch in die bürgerlichen Kreise ist dies schon gedrungen. Anderseits hatte das Wort „Frau“ neben der Bedeutung „Herrin“ den gleichen Sinn wie Weib erhalten, und dem entsprechend ist schon vor Jahrhunderten Fräulein gleichbedeutend mit „Jungfrau, Mädchen“ angewandt worden. So finden wir z. B. im Augsburger Stadtbuch neben dem Bäckerknecht das brotverkaufende Fräulein.

Vor mehreren Monaten haben die Zeitungen die Nachricht gebracht, daß gegen einen Mann ein Beleidigungsprozeß angestrengt worden sei, weil er sich das hochnotpeinliche Verbrechen zu Schulden hatte kommen lassen, ein weibliches Wesen „Frauenzimmer“ zu nennen. Und ein wohlweiser Gerichtshof hat entschieden, daß darin eine Beleidigung läge. Als ich das las, fiel mir der wackere Wachtmeister Paul Werner aus Lessings Minna von Barnhelm ein, der, um seinem Thatendrang zu genügen, nach Persien zum Prinzen Heraklius gehen will. Als er zum ersten Male mit Franziska ins Gespräch kommt, redet er sie nicht weniger als viermal „Frauenzimmerchen“ an, und sie scheint es ihm gar nicht übel zu nehmen, denn als sie ihn verlassen muß, sagt sie zu ihm: „O, warte er doch ja!“ Und als er allein ist, faßt er sein lobendes Urteil in die Worte zusammen: „Das ist kein unebenes Frauenzimmerchen.“ Heute würde der arme Mann für dies Wort vielleicht vor Gericht gezogen und bestraft werden. Eine ganze Kulturgeschichte im kleinen bietet uns das Wort. Das Mittelalter hielt die Menschen im allgemeinen in viel größerer Gebundenheit als die heutige Zeit, vor allem war in ihm eine viel größere Abgeschiedenheit der Geschlechter voneinander Sitte. Wie uns schon Homer erzählt in der Odyssee von dem Männersaal in dem Palaste des Odysseus, den die Frauen nicht betreten, während die Frau, die Herrin, ungestört im Frauengemach waltet, so findet sich auch im Mittelalter noch in jedem vornehmen Hause das Frauenzimmer, das Gemach, in dem die Frauen oder Weiber sich aufhalten, in dem sie arbeiten; es gilt als der Aufenthalt sittsamer oder doch vornehmer Frauen. So schickt Luther einen „Sendbrief an die drei Hofjungfrauen, die aus dem Frauenzimmer zu Freiberg um des Evangelii willen vertrieben sind.“ Schweinichen erzählt, er sei nach Besorgung seines Auftrages von Hofe nach Hause geritten, habe sich aber „zuvor mit den schönen Jungfrauen im Frauenzimmer erlustiget.“ Friedrich von Logau giebt den heiratslustigen jungen Männern den folgenden Rat für die Brautschau:

„In der Tugend Frauenzimmer
Da ist's gut die Bräute wählen.“

Diese Bedeutung des Wortes findet sich auch noch bei Wieland. Aber wie es ganz üblich ist, das Dorf, die Stadt u. s. w. statt der Bewohner zu sagen, so bekam das Frauenzimmer auch die Bedeutung: die dort wohnenden Frauen, die weibliche Dienerschaft, das Gefolge der Fürstin. So finden wir bei dem schon genannten Hans von Schweinichen, der ein Verächter der Frauen nicht gewesen zu sein scheint, den Satz: „die Musik war lieblich, der Wein gut, das Frauenzimmer schön." Hans Sachs dichtet:

„Der Griechen viel zu Grunde gingen,
Auch viel des Frauenzimmers fingen."

und selbst Schiller gebraucht noch das Wort in diesem Sinne. Aber die Sprache, die in vielen Fällen einen ursprünglich begrenzten Kreis der Anwendung eines Wortes erweitert hat, hat dann den Kollektivbegriff „das Frauenzimmer" auch auf Frauen übertragen, die nicht im Gemach zusammen wohnten, in der Regel auf vornehme, wohlgesittete. In der Vorrede zu seinen Heldenbriefen berichtet Hofmannswaldau, daß „Heinrich Frauenlob, mit vielen Gedichten, so er zu Liebe des Frauenzimmers aufgesetzt, zu Wege gebracht habe, daß solches seine Leiche bis in die Kirche getragen." Die Damen lesen vielleicht nicht ungern die folgenden Verse eines heut vergessenen Dichters:

„Ihr, die ihr ganz von Neid entzündet,
Des Frauenzimmers Wert verhöhnt,
Sagt, ob man was von Gaben findet,
Das nicht die seligste bekrönt."

Weniger zufrieden dürften sie mit Goethes Worten sein:

„Ich kam hieher und fand das Frauenzimmer
Ein bißchen, ja man sagt's nicht gern, wie immer.

Den kühnsten Sprung machte nun die Sprache, als sie diesen Kollektivbegriff auf eine einzelne Person übertrug, auf eine feine, gebildete Frau, während das Wort Frauensperson zur Bezeichnung niedrigerer Weiber diente. Zum ersten Male finden wir diese Anwendung 1622 bei Opitz, dann bietet uns das Schrifttum bis 1730 keinen weitern Beleg. In dem Roman „Die schwedische Gräfin" von Gellert lesen wir: „Ich wußte, ehe ich meinen Sohn auf Reisen schickte, daß er ein gewisses Frauenzimmer von bürgerlichem Stande liebte." Bei Goethe endlich finden wir von dem Worte in dieser Bedeutung die Mehrzahl: „So wohnten die Frauenzimmer mit dem Kinde nun oben."

Die alles umwälzende und umstürzende Zeit hat nun auch diesem ursprünglich vornehmen Worte seinen Rang geraubt und es heruntergebracht. Im Grimmschen Wörterbuch steht: „Heutzutage heißen die

Frauen nicht mehr gern Frauenzimmer." Im Jahre 1895 soll das Wort schon eine Beleidigung sein.

Über den Unterschied der Wörter „Weib" und „Frau" bemerkt W. H. Riehl in seinem Buch „Die Familie": Das Mittelalter machte mit feinfühligem Sprachsinne eine Abstufung in den Wörtern „Weib" und „Frau". „Weib" bezeichnet einmal den allgemeinen Geschlechtsgegensatz; anders gefärbt wird aber die Bedeutung dieses Wortes, wenn man es dem Worte „Frau" gegenüberstellt. Dann wurde die bewegliche, schmiegsame Naturseite des andern Geschlechts in dem Ausdruck „Weib" zusammengefaßt. „Frau" war das treu beharrende, in der Selbstbeschränkung große, in der Zucht der Sitte gefestete Wesen, das Idealbild des andern Geschlechts. Von einer „Würde der Frauen" konnte Schiller singen, aber nicht von einer Würde der Weiber. So sagt Walther von der Vogelweide zum Lobe seiner Landsmänninnen, daß in Deutschland die „Weiber" noch besser seien, als anderwärts die „Frauen".

Sehen wir zu, wie die Geschichte der beiden Wörter hierzu stimmt. Zu allererst bedeutet „Frau" eine hehre Göttin, wie Freyja. Daraus entwickelt sich dann der Begriff: Herrin, Gebieterin, die, wie die Göttin überall, so in ihrem Hause waltet. Nur ein gebietendes, edles, vornehmes weibliches Wesen konnte diesen Titel führen, wie der waltende Herr und Gebieter den Namen frauja, frô hat. Die Frau war seine Genossin. „Wie hätte der Gemahl seiner Gattin einen solchen Namen gelassen, wenn sie nicht mitherrschend gewesen wäre? Die Gleichheit von frauja und fraujô nötigt so zu schließen." Wie aber eine ganze Reihe von Wörtern, die einen Rang oder eine Würde bezeichnen, z. B. auch das Wort „Herr", im Laufe der Zeiten Abbruch erlitten haben an ihrem Gewicht und ihrer Bedeutung, so ist es auch dem Worte „Frau" ergangen; ihr Anwendungskreis ist weiter geworden, und auch niederen verheirateten hält man jenen ursprünglichen Ehrentitel nicht mehr vor, man spricht von der Bauerfrau, von der Arbeiterfrau. Schließlich wurde das Wort auch ohne Beziehung auf die Ehe ganz im allgemeinen zur Bezeichnung des weiblichen Geschlechtes angewandt, wie wir es u. a. in mehreren Sprichwörtern finden. So heißt es z. B. Frauen haben langes Haar und kurzen Sinn, haben lange Kleider und kurzen Mut. Wo keine Frau, da geschieht dem Kranken Weh. — Ob nun Frau oder Weib der edlere Name sei, darüber haben schon die mittelhochdeutschen Dichter lebhaft gestritten. Walther von der Vogelweide, den Riehl als seinen Gewährsmann anführt, erklärt an einer andern Stelle:

„Weib muß immer sein der Weiber höchster Name
Und zieret besser sie denn Frau, wie ich's erkenne."

Mit dem Begriff Ehefrau, wie als Vertreterin des weiblichen Geschlechts wird das Wort angewandt. So antwortet Frau Ute, als Kriemhild jeden Gedanken an Minne abweist:

> Verred' es nicht zu sehr!
> Wenn du in dieser Welt willst herzlich werden froh,
> Das geschieht durch Mannes Minne, du wirst ein edles Weib."

und der arme Heinrich erklärt, als er von Salerno geheilt zurückgekehrt ist mit der „guten Jungfrau", die für ihn zu sterben bereit war:

> „mir rät das Herz, zum Weibe
> Sie zu nehmen."

Mir scheint hier das Wort „Weib" mehr Innigkeit zu haben als „Frau". Ich habe einmal gelesen, das „Weib" teile alle Freuden und Leiden des Mannes, stehe ihm in allen Kümmernissen treu zur Seite, die „Frau" sehe es hauptsächlich für ihre Aufgabe an, das Haus des Mannes zu verwalten, die „Gemahlin" lasse sich von ihrem Gatten auf Gesellschaften führen.

Anderseits wieder dient „Weib" in weit höherm Maße als „Frau" zur Bezeichnung des Geschlechts. Wir haben den Gegensatz Mann und Weib; wir sagen von einem feigen Mann, er benähme sich wie ein altes Weib, niemals wie eine alte Frau.

Gehen wir von dem alten Weibe wieder zur weiblichen Jugend, zu den lieben Mädchen über. Mädchen, dies Verkleinerungswort von Magd, hat sich in der Schriftsprache von Nord- und Mitteldeutschland her verbreitet und edlen Klang gewonnen. Luther gebraucht dafür noch stets Mägdlein, erst im 17. Jahrhundert kommt es häufiger vor; so dichtet Logau:

> „ihr, ihr süßen Zuckermägdchen, ihr, ihr zärtsten Pindustöchter,
> seid nicht wie die andern Jungfern";

während Elias Schlegel singt:

> „das ist ein englisch Kind, das Mädchen muß ich lieben",

und es in einem Volkslied heißt:

> „So geht's in Liebe auch gewiß;
> ein jeder liebt sein Mädgen;
> der liebet seine Dorilis,
> und der sein liebes Kätgen."

Mädchen bedeutet einerseits ein Kind weiblichen Geschlechts von der Geburt bis zur körperlichen Reife, im Gegensatz zu Knabe, z. B. ein Mädchen ist geboren worden. Anderseits wird das Wort sehr oft für ein erwachsenes unverheiratetes Glied des weiblichen Geschlechts gebraucht

im Gegensatz zu Kind. Im Liebesfrühling schildert uns Rückert die Geliebte:

„Die mich hat am Fädchen,
Stehet auf der Grenze still
Zwischen Kind und Mädchen
Und ist beides, was sie will."

Ich möchte hier noch hinweisen auf Hebbels Gedicht „Drei Schwestern", in dem von der jüngsten, eben erst erwachsenen gesagt wird: „Sie weiß noch kaum, daß sie kein Kind mehr ist."

Seit der Wende des 17. und 18. Jahrhunderts kommt bei den Dichtern der Brauch auf, das Wort mit Bezug auf das Liebesleben, an Stelle des früher üblichen Wortes „Jungfer" zu benutzen.

Bei Hagedorn lesen wir:

„ein Mädchen voller Weisheitsgründe
hält jeden Kuß für eine Sünde,
Bis ihr ein Freund gefällt."

Und in dem allbekannten Lessingschen Gedicht: Was frag' ich nach dem Großsultan heißt es:

„Kann ich nur mein gesalbtes Haupt
Mit Rosen stolz umschließen;
Und wenn mir sie ein Mädchen raubt,
Das Mädchen strafend küssen."

Infolge der Anwendung auf diesem Gebiete ist dann Mädchen so viel wie Geliebte geworden, z. B. bei Heine:

„Du mein liebes kleines Mädchen
Deiner denk' ich immerdar."

Von dieser höchsten Anwendung des Wortes, bei der das Mädchen doch nur zu oft die Herrin des Liebenden ist, gehe ich zu seiner niedrigsten Bedeutung über, wie sich ja die äußersten Gegensätze gern berühren. Das Mädchen ist auch so viel wie Dienerin geworden. Im Personenverzeichnis von Lessings Minna von Barnhelm steht: Minna von Barnhelm. Franziska, ihr Mädchen. Folgende Stelle aus einem Briefe von Lessing dürfte besonders die Hausfrauen interessieren: „auf eine gute Köchin stelle ich überall aus, und gestern ist mir eine vorgeschlagen worden, die sehr gut sein soll, aber 30 Thaler verlangt. Einem Mädchen pflegt man hier 10—12 Thaler und 4—5 Thaler Biergeld, auch, wenn sie sich gut aufführt, einen heiligen Christ zu geben."

Mit dieser Bedeutung des Wortes Mädchen finde ich nun den Übergang zu „Magd", das wir ja nur noch als Dienerin verstehen. Nicht viele Wörter haben so an Würde verloren wie dieses. Ursprünglich

sah der Deutsche in der Magd das erwachsene, unverehlichte Weib, es war ein Ehrenname für die Jungfrau.

Wieland schreibt noch im „Sommermärchen":

„find' ich nicht einen, der, was man mir nahm,
mir wieder bringt,
so ist, dem Himmel sei's geklagt,
Auf Erden keine ärmre Magd."

Als die Jungfrau Maria Johanna d'Arc gebietet, das Schwert zu ergreifen und gegen die Feinde zu ziehen, da erwidert sie zuerst:

„Wie kann ich solcher That
Mich unterwinden, eine zarte Magd,
Unkundig des verderblichen Gefechts!"

und erhält zur Antwort:

„eine reine Jungfrau
Vollbringt jedwedes Herrliche auf Erden,
Wenn sie der ird'schen Liebe widersteht.
Sieh mich an, eine keusche Magd wie du
Hab' ich den Herrn, den göttlichen geboren,
Und göttlich bin ich selbst."

So hat auch bei den Katholiken besonders die Jungfrau Maria den Namen Magd, als die keusche Jungfrau:

„O Mutter Christi, reine Magd,
Jesu, dein Kind dir nichts versagt."

Doch schon im 16. Jahrhundert kam die Anwendung des Wortes als Dienerin auf, die heute beinahe allein übrig geblieben ist. In Luthers Bibelübersetzung steht im 5. Buch Mosis Kap. 28: „ihr werdet daselbst euren Feinden zu Knechten und Mägden verkauft werden." Das Wort wurde dann allgemein in dieser Bedeutung; aber es kam immer mehr herunter. Vilmar erzählt: „Die Mägde pflegen jetzt die Bezeichnung Magd als erniedrigend, wo nicht gar als ehrenkränkend zu betrachten und verlangen nur mit dem Deminutiv Mädchen bezeichnet zu werden."

Ist so das Wort ganz und gar heruntergekommen, so ist eine Nebenform „Maid" zu höheren Ehren gelangt; seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts hat die Dichtersprache das Wort aufgenommen und ihm einen edeln Klang verliehen.

Auf andere Wörter zur Bezeichnung des weiblichen Geschlechts will ich nur kurz hinweisen, so auf Jungfer und Dirne, dem ursprünglich durchaus keine ehrlose Bedeutung anhaftet.

Ich möchte mich nun zu ein paar Wörtern wenden, die die Frauenwelt immer interessieren. Im deutschen Sprachverein Berlin bemühte man sich vor längerer Zeit um die Verdeutschung des Wortes: Garderobe. Der Erfolg war schwach; mir war viel anziehender als diese Arbeit die

Geschichte dieses Wortes. Nach seiner Zusammensetzung aus garder und robe mußte es ursprünglich einen Behälter für die Kleider, einen Kleiderschrank, Kleiderkoffer oder auch ein Ankleidezimmer bezeichnen. Aber, wie schon bei Frauenzimmer das Wort später nicht mehr das Umschließende, sondern das Umschlossene bezeichnet, so auch hier: garderobe hat die zweite Bedeutung: Kleidung, Anzug erhalten, und so können wir denn heutzutage unsere Garderobe in der Garderobe abgeben.

Was bedeutet nun das statt Garderobe häufig angewandte Wort Kostüm? Es stammt vom lateinischen consuetudo und heißt daher ursprünglich: Gewohnheit, Zeitgebrauch. Dann ist diese Bedeutung eingeschränkt worden auf Gebrauch in Sitten und Tracht, woraus sich weiter die Anwendung für Tracht, Anzug ergeben hat. Die Franzosen haben das Wort noch in seiner ersten Bedeutung, aber in der abweichenden Form coutume.

Nachdem ich bisher nur das schönere Geschlecht berücksichtigt habe, sollen zum Schluß auch die Herren nicht ganz leer ausgehen.

Ein Spruch von Theodor Storm lautet:

„Der eine fragt: was kommt danach?
Der andre fragt nur: ist es recht?
Und also unterscheidet sich
Der Freie von dem Knecht.“

Das kennzeichnet treffend, was wir heute vor allem in dem Knechte sehen. Wir wollen damit die Abhängigkeit, Unterwürfigkeit und Unfreiheit geringschätzig bezeichnen, wie es sich auch in den Zusammensetzungen: Pfaffenknecht, Knechtsinn ausdrückt. Aber auf weitem Umwege ist das Wort erst zu dieser herabsetzenden Bedeutung gekommen. Zuerst hatte es nur die Bedeutung eines Vertreters des männlichen Geschlechts und diente auch zur Bezeichnung verschiedener Lebensalter. Das Kulmer Recht lehrt: Wenn ein Knecht zwölf Jahre alt ist, so mag er den Vormund entbehren; hier ist das Wort gleich Knabe, wie auch am Rhein noch heute Knecht liebkosend für kleiner Knabe gebraucht werden soll. Im Freiberger Stadtrecht ist davon die Rede, daß ein Knecht aus seines Vaters Erbe mit einer Jungfrau laufet oder sich wider den Willen seines Vaters und seiner Mutter verlobt. Hier ist also Knecht gleich Jüngling. Und wenn wir weiter lesen:

„Da sah man sie fechten
Gleich zwei guten Knechten“,

haben wir wohl einfach an Mann zu denken. Nun wurde es Sitte, daß die Söhne vornehmer Familien, um das Ritterhandwerk zu erlernen, eines Ritters Knappe oder Knecht wurden, und so bekam das Wort etwas vom Begriff des Dienenden. Dieser blieb aber nicht beschränkt auf den

genannten Dienst, sondern umfaßte allmählich alle Verhältnisse und Stände, auch die Gewerke, z. B.:

„ein Handwerksmann, der fromm Knecht hat,
Die gern arbeiten früh und spat."

Etwas anders ist die Bedeutung in Kriegsknecht, Landsknecht, aber die Bedeutung als Dienender hat alle anderen unterdrückt. Ganz anders ist das Schicksal dieses Wortes in England gewesen. Während bei uns aus dem jungen Gefolgsmann des Ritters, der selber später Ritter werden wird, ganz allgemein ein Gefolgsmann, der zu gehorchen hat, ein Diener geworden ist, hat das entsprechende Wort knight im Englischen die Bedeutung „Ritter" erhalten, knight of the shire ist der Vertreter der Grafschaft, to knight heißt zum Ritter schlagen, knighthood die Ritterschaft, knightly ritterlich.

Dem Knecht in seiner ursprünglichen Bedeutung ist der Knabe gleich, der auch das Jünglingsalter umfaßt, wenn man auch in der genauen Altersunterscheidung Kind, Knabe, Jüngling sagte. Die weitere Anwendung des Wortes für Jüngling findet sich in:

„ein Knabe war so holde mir,
Daß er ohn' mich nicht mochte leben."

und

„Da kam ein frischer junger Knab,
Ein Jüngling hergegangen."

Heute ist diese Bedeutung nur noch bei Dichtern zu finden.

Das Wort Knabe ist, wie das Grimmsche Wörterbuch richtig bemerkt, in dem Gebrauche des Lebens nicht heimisch, im Süden wird es durch Bube, im Norden durch Junge ersetzt.

Auch dies Wort hat im Englischen eine andere Entwickelung durchgemacht, aber diesmal sind wir besser davongekommen. Das englische knave hat die Hauptbedeutung: der Schalk, der Betrüger erhalten, die auch unser Wort Bube bekommen kann, to play the knave heißt betrügen, knavery Schurkenstreich, knavish schurkisch.

Und nun noch ein letztes Beispiel: was Recke bedeutet, ist allen bekannt; wir verbinden damit den Begriff des Heldenhaften und zugleich des Ungeschlachten. Dieser letztere Begriff überwog früher, Recke war = Riese, wie es in Aventins Chronik heißt: Großmächtige Leut, so man Riesen und Recken nennt. Aber einen Nebenbegriff haben wir fast ganz vergessen. Der Recke war der herumziehende Krieger, der Flüchtling, der Abenteurer, der in die Fremde, ins Elend ging. Dieser Zug nun, die Fahrt ins Elend, an die wir bei dem Worte nicht mehr denken, ist bei dem englischen einzig und allein übrig geblieben. Wretch, das

unserm „Recke“ entspricht, heißt der unglückliche, bedauernswerte Mensch, der Elende.

Aus den gegebenen Beispielen geht hervor, daß das Leben der Sprache in Umformung der Formen, in Erweiterung, Verengerung, in Verschlechterung, Verbesserung der Bedeutung bis zur vollen Verkehrung besteht, daß auf einem Teil des Sprachgebiets eine alte Bedeutung sich hält, auf dem andern schwindet, und daß dazu Boden, Klima und Geschichte, feindliche und freundliche Berührung mit anderen Völkern und der Einfluß der Dichter und Schriftsteller vor allem beitragen.

---

# Die Nibelungenliedfrage im Briefwechsel der Gebrüder Grimm mit Lachmann.

Von **Carl Franke** in Borna.

Außer der gewaltigen Wirkung auf einen größern Leserkreis hatte der erste Band der Grammatik noch einen andern Erfolg für Jakob Grimm. **Benecke**, mit dem er schon seit 1807 im Verkehr stand, schloß sich ihm jetzt enger an und wechselte von nun an regelmäßig Briefe mit ihm, in denen wissenschaftliche Fragen und Gegenfragen gestellt, Meinungsverschiedenheiten erörtert, Bedenken geäußert und über die gedruckten Arbeiten Bemerkungen gemacht wurden. Dazu gesellte sich aber auch **Lachmann**, in dem Jakob Grimm nächst seinem Bruder den besten Mitarbeiter fand. Diese vier Männer erkannten einerseits die Notwendigkeit ihres Zusammenwirkens, anderseits aber auch, daß nur sie von allen Zeitgenossen das Zeug dazu hätten, aus den Bestrebungen für deutsches Altertum eine wirkliche Wissenschaft zu machen. So schreibt Jakob Grimm den 1. April 1820 an Lachmann: „Lassen Sie uns auf diesem Wege fortfahren, und bald wird ein philologisches Fundament entstehen, welches dem Publikum mehr Zutrauen einflößen soll, als das Geschwätz und die Halbwisserei, die bisher ihr Spiel mit der altdeutschen Litteratur getrieben haben.“ Bereitwillig kennt auch Lachmann Jakob Grimm als Führenden an, so schreibt er an Wilhelm: „Der unermeßliche Reichtum und das Massenhafte ist so wenig, Ihr als mein Fach, wir müssen das Jakob lassen. Aber ohne Neid kann es nicht abgehn, wo man sich einmal seiner Art zu nähern gezwungen ist.“ — Hinwiederum preist Jakob Grimm auch an Lachmann Vorzüge, so: „Ich bewundere immer mehr die ausnehmende Genauigkeit und Strenge Ihrer Untersuchungen. Dergleichen habe ich nichts aufzuweisen.“ Vielfach hatte der Briefwechsel **Jakob** Grimms und Lachmanns Grammatik und Metrik zum Gegenstand, der zwischen

letzterem und Wilhelm, welcher 1817 in der Leipziger Litteraturzeitung Lachmanns 1816 erschienene Abhandlung „Über die ursprüngliche Gestalt des Gedichts von der Nibelungen Noth" besprochen hatte, dagegen die altdeutsche Heldensage und Litteraturgeschichte und zwar vor allem das Nibelungenlied. In diesen Briefen erblicken wir „die beiden Meister, denen wir hauptsächlich die Grundlage für die echte wissenschaftliche Erkenntnis und Behandlung der deutschen Heldensage und des Nibelungenliedes insonderheit verdanken,"[1]) in emsigem Gedankenaustausch. Mit Zacher rechne ich die drei im wesentlichen das Nibelungenlied betreffenden Briefe (vom 31. Mai und 3. Juli 1820 und vom 26. Juni 1821) Wilhelms „zu dem besten und bedeutendsten, was Lachmann gegenüber (besonders betreffs seiner Annahme, das Nibelungenlied sei aus noch erkennbaren Einzelliedern entstanden) geltend gemacht worden ist", muß mich aber hier mit der Heraushebung der bedeutendsten Stellen begnügen: „Wir sind aber auseinander in der Ansicht über die Weise, worin die einmal vorhandene Sage ist verbreitet worden. — Wir nehmen beide an, das Nibelungenlied, wie es vor uns liegt, zeige deutlich Spuren der Zusammenfügung und gestatte einzelne, für sich bestehende Teile zu unterscheiden. Nun aber trennen wir uns. Sie glauben, daß lediglich diese einzelnen Teile — vorher bestanden hätten. Ich dagegen glaube: zugleich auch ein das Ganze umfassendes Gedicht. —

„Auch hieraus bestätigt sich mein Hauptsatz, daß eine gesunde, kräftige, vollständige, der Idee am nächsten liegende Darstellung die früheste ist. — Ich sehe also darin erstens ein Ganzes, das in seinen Grundzügen sich noch zusammenhält. Sie werden mir nicht ableugnen, daß dies Gefühl durch das Lied hingeht; es würde nimmermehr, wenn es bloß aus einzelnen Teilen zusammengesetzt wäre, eine solche Einheit der Fabel, ein solches Gleichmaß und ebenmäßige Ausdehnung erlangt haben." —

„Nötig war es erst im 13. Jahrhundert, das Nibelungenlied aufzuschreiben, weil — jede Überlieferung — nicht eher aufgezeichnet wird, als bis Gefahr da ist, sie zu vergessen." —

„Das Epos ist ein Ergreifen der wirklichen Geschichte durch ein Anknüpfen derselben an eine religiöse Grundanschauung." —

„Von der epischen Nibelungensage liegt aber eine doppelte Hauptformation vor uns, die nordische und die beiden deutschen. — Die nordische ist älter als die deutsche, nämlich schon aus dem 8. Jahrhunderte, und weist selbst auf ältere Lieder hin. — Der wesentliche Inhalt dieser Sage ist nach meiner Meinung folgender:

---

1) Zacher, Kuhns Ztschr. f. Philol. II, 1870, S. 193.

a) Der Hort, dessen Besitz alle Wünsche erfüllt, — aus ihm stammt die Kenntnis der Vögelsprache, die Unverwundbarkeit durch den Hornleib u. s. w. — Der Hort liegt an einem schwer zugänglichen Ort verborgen — und wird von Dämonen — bewacht.

b) Streben nach dem Hort. Von Fafnir an, habsüchtig geschildert, bis zu Atli. —

c) Zwei Geschlechter und Völker einander gegenüberstehend. — Der epische Faden entwickelt sich durch das Einmischen eines Dritten, aus einem höhern Geschlecht, Sigurds des Welsungen. — Der Dummklare verbindet sich mit beiden und verwickelt sie in Streit.

d) Herausforderung und Kampf der beiden Geschlechter, des Hortes wegen. Übergang über den Fluß, der sie trennt. — Verderben und Untergang auf beiden Seiten. —

e) Ein waltendes Schicksal, vor dem gewarnt wird. —

Ich setze die Formation der Sage in den Eddaliedern in das sechste Jahrhundert. — Unser Nibelungenlied mag sich im 12. Jahrhunderte gebildet haben, wo Pilgerim und Rüdiger dazu kamen, dazwischen aber lag — noch eine Stufe, wo die Verbindung mit dem Sagenkreis von Dietrich und die völlige Beziehung auf den historischen Attila stattfand, etwa im 9. Jahrhundert. —

Entsprungen ist das Epos in Deutschland, das zeigt deutlich der Rhein, — die Mordsühne durch Bedeckung des Getöteten mit Gold, welche das nordische Recht nicht kennt.

Man könnte über die ursprüngliche epische Gestalt folgende Vermutung haben. Die Nibelungen wohnen am Rhein, — drei Königssöhne herrschen gemeinschaftlich. Ihre Schwester Kriemhild ist ausgezeichnet durch Schönheit. — Ihnen gegenüber im südlichen Deutschland, im Hünenland, wohnen die Budlungen, Atli und seine Schwester Brunhild. Sie ist eine kämpfende Hünenjungfrau — und versteht Zauberkünste. Sigurd aus dem edlen Geschlecht der Leuchtenden — gleichfalls aus dem Hünengeschlecht — der seine früheste Jugend in Verborgenheit — zugebracht — besiegt die Hünenjungfrau. Sie lehrt ihn Runen und Zauberei, und sie verbinden sich durch feierliches Gelöbnis. Nun geht der Dummklare dem über ihm waltenden Schicksal — entgegen. Er gewinnt den Hort, indem er die Dämonen, Drachen, die ihn bewachen, besiegt und sich unterwirft und kommt nun zu den Nibelungen. Die mit dem Hort gewonnene Macht entrückt ihn seinen vorigen Verhältnissen, er vergißt Brunhild und vermählt sich mit der schöneren Kriemhild. — Günther wünscht sich mit Brunhild zu verbinden. Da sie weiß, daß Sigurd allein durch die Feuerflamme dringen kann und stärker ist, als sie selbst, ergiebt sie sich ihm, und wie sie ihre Jungfrauschaft verloren hat, ist auch ihre Kraft

dahin. Aber durch Vertauschung der Gestalt trügt er sie und überliefert sie dem Günther. Der Betrug enthüllt sich beim Waschen am Fluß. Brunhild reizt die Giukungen, den Sigurd zu ermorden, um nicht dessen Mannen zu sein und um den Schatz zu haben. Kriemhild erlangt Sühne und verbindet sich mit Atli, der jetzt den Hort verlangt. Herausforderung der Giukungen. Übergang über den Fluß, der das Hünenland trennt. Zeichen dabei und Verkündigung des Schicksals. Kriemhild kämpft für ihre Brüder. Verderben beider Geschlechter."

Mitunter mischen sich jedoch auch unter die gelehrten Fragen Worte, die eine echte und innige Freundschaft bekunden, so schreibt Jakob an Lachmann: „Meine Eltern sind mir früh gestorben, und ich habe auch sonst weniges in der Welt, zu dem ich über Berg und Thal reisen möchte, wie gerne ginge ich Ihnen nach, soweit mich die Beine trügen." Auch über den weitern Fortgang der Arbeiten an seiner Grammatik spricht sich Jakob Grimm sehr offen gegen Lachmann aus. Anfänglich äußert er sich öfter mißmutig und verzagt, so meint er, das beste an seinem Buche werde sein, daß er sich ein Herz gefaßt hätte, soviel unfertiges Zeug in die Welt zu schreiben und auf seinen Namen zu nehmen. Der kräftige Zuspruch Lachmanns richtete ihn wieder auf. „Ihre Briefe," schreibt er, „trösten mich gewaltig; wenn ich denke, nun wird er mit allen Seiten deiner Arbeit unzufrieden sein, so kommt Ihr Brief, worin ich lese, daß Sie sogar noch einzelnes in dem Buche fein bemerkt finden." — Ebenso offen giebt er aber später nach Überwindung der Hauptschwierigkeiten seiner Freude über und seinem Vertrauen auf das begonnene Werk Ausdruck: „Es ist ein grammatisches Haus auf die Beine gekommen, worin man nun einziehen und das man ausbauen kann. Es sind nun Geschäfte möglich und es steht mir vor, es werden bessere getrieben werden. Vermutlich gehts der Masse des Publikums, wie ich an mir selbst genug erfahren habe, man verliert manchen guten Einfall und reibt seine Lust an einer Arbeit nach und nach auf, sobald man nicht unternimmt, sie wirklich anzufassen und zu fördern. Und wunderbar fühlt sich der Geist selbst durch fortschreitende Thätigkeit gefördert."

Und in diesen Worten ist eher zu wenig, als zu viel gesagt; sind sie doch in dem Jahre (1820) geschrieben, in welchem Jakob Grimm auf Grund eines reichhaltigen Beweismaterials unzweifelhaft nachwies, daß die Laute unserer deutschen Sprache nach gewissen Gesetzen sich Stufe für Stufe umgewandelt haben, und ihre wichtigsten Lautgesetze teils ganz neu entdeckte, so das deutsche Betonungsgesetz, die neuhochdeutsche Verlängerung der Stammvokale, teils in ihrer vollen Tragweite erkannte, so die Brechung, den Umlaut, den Ablaut, die Lautverschiebung. Und zwar hat Jakob Grimm seine Entdeckungen hinsichtlich

des deutschen Betonungsgesetzes, der Brechung, des Um- und Ablautes Lachmann noch im Laufe des Aprils von 1820 mitgeteilt, während er über die Lautverschiebung am 25. November zum ersten Male einiges äußerte, das ganze Gesetz darüber ihm aber erst am 1. April 1821 vorlegte. Bei der Entdeckung der neuhochdeutschen Verlängerung der Stammvokale hat Lachmann einen sehr großen Anteil, ja sogar die Anregung dazu gegeben. Alle diese Entdeckungen hatten für die Germanistik eine solche grundlegende Bedeutung, wie sie etwa für die Physik die Auffindung des Gesetzes der Schwerkraft gehabt hatte, und für die Sprachforschung überhaupt waren sie ungefähr das, was für die Geographie die Entdeckung Amerikas gewesen ist.

Gegen Lachmanns Nibelungenliedtheorie, die Wilhelm Grimm schon früher bekämpft hatte, äußert sich Jakob entschieden erst in den dreißiger Jahren, ohne daß in dem freundschaftlichen Verhältnis beider großen Germanisten irgend eine Erkaltung erfolgte, und zwar spricht er in einem Briefe vom 24. Februar 1836 folgende Bedenken aus: „Über Ihre Herausfindung der zwanzig Lieder, über Ihre Kritik der einzelnen, echten und unechten Strophen habe ich noch kein vollständiges und festes Urteil. Sie behandeln alles so fein, daß man auch über seine Überzeugung hinaus Ihnen zu glauben oder zuzugeben geneigt sein wird. Manche Einwendungen, sowohl zu Gebote stehende, als heimliche, unentwickelte, werden dadurch nicht bewältigt sein, ein Verdienst des Buches ist aber selbst, die Gegengründe erst rege zu machen. Im ganzen läßt sich vielleicht sagen, daß Sie von einem zu fleckenlosen und tugendhaften Epos ausgehen; daß auch das gelungene und gesunde Epos, wie alles Menschenwerk, Schwächen und Widersprechendes in sich enthalten kann. Warum soll vieles unecht sein, was weniger gut ist? Das Fortwachsen der Dichtung kann ihr abbrechen und sie fördern. Sehr schwer scheint es mir, den Punkt festzusetzen, bis zu welchem es gestiegen, von welchem an es gesunken ist. Die dichtende Thätigkeit, welche Fallen und Steigen bewirkt, ist hier fast ununterscheidbar und dieselbe. Etwas anderes ist, Einschaltungen erkennen und sie für unepisch erklären; ich würde mich in diesem sehr mäßigen, jenes aber im freisten Spielraum gestatten. — — Unser Ganzes, unsere Sammlung (von 1210) ist, wie Sie nachweisen, aus Volksliedern geworden, mehrere Volkslieder werden aber neben einander gelaufen sein, ungefähr in Weise der drei dänischen Lieder von Grimild; solche epische Varianten zu scheiden von den halbgelehrten Einschaltungen kommt mir außerordentlich schwer vor im einzelnen."

In noch gesteigertem Grade wiederholte Jakob Grimm diese Bedenken in einer Rede, die er 1851 in der preußischen Akademie der Wissenschaften zu Ehren Lachmanns, der in diesem Jahre verschieden war,

hielt; hatte er doch die Entdeckung gemacht, daß dieser seine zwanzig Einzellieder „auf die Siebenzahl gebaut hat, welche Künstlichkeit außerdem zwingt, sein System zu verwerfen.“

Vielfach wird diese Rede als Beginn des Streites um die Entstehung des Nibelungenliedes betrachtet. Meines Erachtens ist das falsch. Aus dem Briefwechsel der Gebrüder Grimm mit Lachmann geht hervor: Erstens, dessen Theorie von den Einzelliedern haben jene nie beigepflichtet, sondern stets widersprochen. — Zweitens, dieser Widerspruch erfolgte aus rein sachlichen Gründen, höchst wahrscheinlich sehr ungern, da alle drei in dem denkbar freundschaftlichsten Verhältnis zu einander standen, das die Form des Widerspruchs milderte. — Drittens, zuerst widersprach Wilhelm am entschiedensten; denn der Kern seiner Ansichten von 1820 und 1821 ist: Vor oder neben den Einzelliedern gab es ein die ganze Sage umfassendes Gedicht. Das uns überlieferte deutsche Nibelungenlied ist im wesentlichen ein Ganzes aus einem Gusse. Ja, Wilhelm stellt sogar den Inhalt eines älteren deutschen Nibelungenliedes fest, der abgesehen von dem Fehlen Dietrichs der Hauptsache nach dem des erhaltenen entspricht. Nun fällt aber Wilhelms Widerspruch mehr als der Jakobs ins Gewicht, da er in dieser Frage, sozusagen, mehr Fachmann ist. Brachte er doch 1829 in der „deutschen Heldensage“ jenes und seine früheren Arbeiten über Sage und Epos zum klassischen Abschluß. Mit großem Fleiße sind in diesem Buche aus 172 teils prosaischen teils poetischen, dem 6. bis zum 16. Jahrhundert angehörigen Werken Belege für das Vorhandensein und die Entwickelung der deutschen Heldensage zusammengetragen sowie mit freiem Sinne geordnet und in einer beigegebenen Abhandlung ihr Ursprung und ihre Fortbildung dargestellt. Siegfried, Dietrich, Ermanrich, Etzel und ihre Helden werden uns vorgeführt. Die Neigung der Sage zu geschichtlicher und geographischer Anlehnung, die Verschmelzung verschiedener Sagen und deren Erweiterung sowie die Wirkung der veränderten Sitten der Sänger auf die Umgestaltung der Sage wird uns gezeigt. Auch werden der poetische Wert der verschiedenen Darstellungen der Sage, sowie ihr Verhältnis zur Bildung der Zeit geprüft und ihre übernatürlichen Bestandteile bestimmt. In folgenden Worten spricht Wilhelm Grimm das Hauptergebnis seiner Untersuchung aus, indem er, wenn auch indirekt, Lachmann wiederum widerspricht: „Ruhend und in eine feste Form gebunden dürfen wir uns das Epos zu keiner Zeit denken. Vielmehr herrscht in ihm der Trieb zur Bewegung und Umgestaltung, ja ohne ihn würde es absterben, wenigstens die Kraft lebendiger Einwirkung verlieren. Hier erprobt sich die Fähigkeit zur Poesie, und ein unfreies, verarmtes Gefühl wird jedesmal eine Verschlechterung des Epos bewirken. Echte

Fortbildung geht niemals aus Laune und Willkür, immer aus innerer Notwendigkeit hervor. Eins der bedeutendsten Mittel dabei ist ohne Zweifel die in verschiedenen Erscheinungen beobachtete Verknüpfung einzelner Sagen."

Selbst Scherer, dessen Ansichten über Sage und Epos vielfach von denen der Gebrüder Grimm und wohl zum Teil nicht immer mit Unrecht abweichen, nennt dieses „berühmte Buch" „eine Geschichte der Sage" und „des deutschen Volksepos[1].") — Und dem bleibenden wissenschaftlichen Werte dieser Schrift ist dadurch kein Abbruch gethan worden, daß neuere Forschungen einzelne Irrtümer berichtigt haben. Trotzdem ist sie noch jetzt für die deutsche Sagenforschung das, was Jakobs Grammatik für die Sprachforschung und seine Rechtsaltertümer für die altdeutsche Rechtskunde sind. Doch gleich den Märchen ist sie auch für das Geistesleben des gesamten deutschen Volkes von unschätzbarem Einflusse geworden. Somit ist Wilhelm Grimm auch der erste, der in der Nibelungenforschung einen festen, unzerstörbaren Grund gelegt hat. Bekanntlich pflichtete Uhland ebenfalls Lachmann nicht bei, und so hatte denn der größte Kritiker jener Zeit das eigentümliche Schicksal, daß von den Zeitgenossen der größte Germanist, der größte Sagenkenner und der größte Dichter der romantischen Schule seine wichtigste Hypothese verwarfen.

---

## Über die biblischen Beziehungen in Schillers eleusischem Feste.

Von A. Edel in Bamberg.

Der tiefgreifende Einfluß des Ackerbaus auf die sittliche Entwickelung der Menschheit ist ein Thema, bei dem der Dichter gerne verweilt. Am eingehendsten hat er seine Anschauungen hierüber im eleusischen Fest zum Ausdruck gebracht. Dasselbe bildet bekanntlich den Ersatz für den nicht ausgeführten Plan, die erste Gesittung Attikas durch fremde Einwanderung und den Übergang vom rohen Nomadenleben zu höherer Bildung episch zu behandeln. Die Ebene von Eleusis, von der sich nach der Meinung der Athener der Ackerbau verbreitete, bildet auch im Gedicht den Schauplatz der Feier, und die griechische Götterlehre bietet dem Dichter das Gewand, in das er seine Ideen kleidet. Wer indes den Mythus von Demeter-Ceres und die Fabel des Liedes auf ihren Inhalt vergleicht, findet sich bald in Verlegenheit. Es bleibt ihm nichts übrig als Ceres, die den Ackerbau gründet, und die Demeter Thes-

1) W. Scherer, Jakob Grimm, S. 189 und 285.

mophoros, welche die ehelichen Pflichten und Gesetze stiftet. Denn die Fabel ist eine freie Erfindung des Dichters, bei deren Durchführung er jedoch trotz des bedeutenden Aufwands mythischer Hilfsmittel in wichtigen Punkten mit der Vorstellung der Alten in Widerspruch geraten ist. Dieser Widerspruch ist durch die eigentümliche Art begründet, mit der Schiller biblische Ideen mit dem Rüstzeug der klassischen Götter umgiebt.

Zur nähern Begründung berufe ich mich zunächst auf die Abhandlung in den prosaischen Schriften zweiter Periode „Etwas über die erste menschliche Gesellschaft nach dem Leitfaden der mosaischen Urkunde," die den „Übergang des Menschen zur Freiheit und Humanität" darstellt. Dieselbe ist für die Würdigung des Gedichtes von größter Bedeutung schon aus dem Grunde, weil sie den Beweis liefert, daß der biblische Bericht für Schiller in der That einen Leitfaden für diese erste Periode menschlicher Entwickelungsgeschichte bildet, sodann, weil sie der Idee nach sich mit der des eleusischen Festes deckt, endlich aber auch deshalb, weil sie in vielfacher Hinsicht die Möglichkeit bietet, den Dichter aus sich selbst zu erklären.

Der biblische Gedanke nun, der das ganze Lied durchzieht, besteht darin, daß Schiller die Begründung des Ackerbaues als Erlösungsthat der Ceres zur Rettung der gefallenen Menschheit auffaßt. Denn der Mensch war nach der Lehre der Schrift wie nach der Darstellung des Liedes ursprünglich glücklich und vollkommen. Er wurde nach dem Bilde der Götter geschaffen. Seine Gestalt ist bei den Olympiern zur glänzendsten Schönheit vervollkommnet [— blühn[1])]. I. Mos. 1, 26 aber heißt es: „Laßt uns den Menschen machen nach unserm Bild und Gleichnis (vergl. I. Mos. 5, 1; 9, 6), der da herrsche ... über die ganze Erde." Oder nach einer andern Stelle in den Psalmen: „Die Himmel sind des Herrn, die Erde aber gab er den Menschenkindern." So wird auch in der fünften Strophe die Erde dem Menschen als Götterschoß und Königssitz zum Eigentum gegeben. Auf ihr sollte er herrschen und gebieten und sich zur Gottähnlichkeit entwickeln.

Aber diesen Beruf verfehlte der Mensch. Er fiel von seiner Höhe und verlor seine geistige und sittliche Vollkommenheit. Sein Geist wurde umdüstert („der düster gebundene Sinn"), seine Kräfte wurden geschwächt, und seinem ganzen Wesen nach verkam er so, daß er die Herrschaft über die Natur verlor. Elend, heimatlos schweift er auf der Erde; als Troglodyte kämpft er mit dem wilden Tiere um die Höhle und Beute; nur mühsam ringt er sich zum Zustand des Nomaden und Jägers

1) Vergl. hiezu Goethe, Annal. 1802 „die Blütenhöhe des Geschöpfs nach Gottes Ebenbild."

empor, in dem er die Natur allmählich wieder zu beherrschen beginnt. Von Verpflichtungen gegen den Nebenmenschen ist ihm jeglicher Begriff so sehr abhanden gekommen, daß er jeden Fremdling als Feind betrachtet, als willkommene Beute erlegt, opfert und verzehrt. Das ist die tiefste Stufe, auf die er sinken konnte.[1])

Die Folgen des Sündenfalls nach biblischer Auffassung auf das Wesen und die Kräfte des Menschen darzustellen, dürfte bei der Ähnlichkeit der Beziehungen überflüssig sein. Nur auf einzelne biblische Stellen möge des Ausdrucks halber hingewiesen sein. Zu „schweift er elend, heimatlos" vergl. I. Mos. 4, 12: Der Fluch macht Kain unstät und flüchtig auf Erden" und 4, 16: „er wohnte ostwärts von Eden im Lande Nod" — Elend, Verbannung. — Zu „der Menschheit Angst und Wehen" vergl. Röm. 8, 22: „Alle Geschöpfe seufzen und liegen in Geburtswehen immer noch." — So tief war der Fall, daß kein Mensch Hilfe bringen konnte, „wenn er auch ewig sich bemühte und lebte für und für"

---

1) Zur Erklärung der zweiten und dritten Strophe beziehe ich mich auf die bisher unbeachtete Parallelstelle in der akademischen Antrittsrede „Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte?" „Feind heißt ihm alles, was neu ist, und wehe dem Fremdling, den das Ungewitter an seine Küste schleudert! Kein wirtlicher Herd wird ihm rauchen, kein süßes Gastrecht ihn erfreuen." — Unerklärlich ist es, wie Götzinger II, 300, nachdem der Dichter so von der ursprünglichen Bestimmung des Menschen und seinem Fall gesprochen hat, sagen kann: „Man wird wirklich nicht klar, ob der Dichter jenen furchtbaren Zustand der Menschheit als ursprünglichen oder als ausgearteten ansieht" — um so unerklärlicher, als in der Abhandlung „Etwas über die erste menschliche Gesellschaft" u. s. w. gerade der Begriff Fall zum Gegenstand der Erläuterung vom Standpunkt des Philosophen und Volkslehrers gemacht wird. — Ebensowenig kann man sich mit der Auffassung Gudes, 3. Reihe, S. 148, einverstanden erklären, der dem Zustand der Kultur nach den Anschauungen des Altertums Roheit und tierische Wildheit vorangehen läßt. Das goldene Zeitalter, in dem Saturnus waltete, jenes paradiesische Leben, das nach den Überlieferungen aller Kulturvölker dem Fall vorausging, ist damit ganz übersehen. In dem verwunderten Ausruf der Ceres, Str. 5: „Find' ich so den Menschen wieder!" liegt doch unzweifelhaft, daß sie ihn früher einmal in glücklicheren Verhältnissen getroffen hat. Nur wenn man die Reihenfolge der Strophen, wie sie durch die äußere Anordnung des Gedichtes gegeben ist, als gleichlaufend mit den verschiedenen Entwickelungsperioden der Menschheit auffaßt, kann sich dieser Irrtum ergeben. Aus pragmatischen Gründen aber ergiebt sich mit Notwendigkeit aus dem Bisherigen in skizzenhafter Andeutung folgender Gedankengang des Dichters: Str. 1: Aufforderung zu freudiger Teilnahme an dem Feste, das der Erinnerung an die Erscheinung der Ceres und ihr Erlösungswerk gewidmet ist. Str. 2—4: Zustand der Menschheit zur Zeit, als Ceres die Erde durchstreifte. Str. 5: Hinweis auf den frühern, glücklichern Zustand des Menschen und seine ursprüngliche Bestimmung. Str. 6: Verhältnis der Götter zu den Menschen nach ihrem Fall. Str. 7: Ratschluß der Ceres, die Menschheit zu erlösen.

(Ps. 48, 9), sondern ein Gott mußte kommen, um den Gesunkenen mit „Wunderarmen aus der tiefen Schmach emporzuheben."

Das Erlösungswerk übernimmt aus reinem Erbarmen und Mitleid Ceres. Ihr Plan besteht in der Stiftung eines ewigen Bundes, in den der Mensch mit der Erde treten soll. Für Strophe 7 beziehe ich mich auf folgende biblische Stellen: „Daß der Mensch zum Menschen werde stift' er einen ewigen Bund gläubig mit der frommen Erde, seinem mütterlichen Grund." I. Mos. 2, 7: „Meinen Bund will ich setzen zwischen mir und dir ... einen ewigen Bund." I. Mos. 3, 23 ward der Mensch aus dem Paradies vertrieben, „daß er die Erde baue." I. Mos. 2, 7: „Und Gott, der Herr, bildete den Menschen aus Erdenlehm."

Zu: „Ehre das Gesetz der Zeiten und der Monde heil'gen Gang." I. Mos. 1, 14: „Es sollen Lichter werden ... und sie seien zum Maß der Zeiten, der Tage und Jahre."[1])

Ein erlösender Prophet tritt vor das Volk und lehrt, er bekräftigt seine Lehre durch Wunder, die von Gott bestätigt werden. So auch Ceres. Sie offenbart sich den Menschen; ihr wunderbares Erscheinen und ihre hoheitsvolle Gestalt verschaffen ihr sofort Anerkennung. Man bringt ihr die blutgefüllte Schale als Opfer. Also ganz ohne Gottesbegriff sind diese rohen Menschen nicht, aber er ist in den entsetzlichen Aberglauben ausgeartet. Sie berichtigt denselben, indem sie die Annahme des Opfers verweigert und unblutige Opfer verlangt, denn für tiefere Lehre von den Göttern ist Geist und Herz der rohen Menge noch nicht empfänglich (diese folgt erst Strophe 14). Die Gemüter hierfür vorzubereiten, offenbart sie den Ackerbau und lehrt durch sinnbildliche Thätigkeit (Strophe 10 und 11) den Betrieb desselben, nämlich das Pflügen, Säen und Ernten.[2]) Durch ein Wunder bekräftigt sie ihre Lehre. In den unfruchtbaren, leicht beweglichen Küstensand senkt sie ein Saatkorn. Dieses schwillt und keimt, sproßt und grünt und vermehrt sich ins Unendliche. Mit den wunderbar gereiften Früchten bringt sie Zeus das reine Opfer, das sie forderte, selbst dar. Aber noch ist der Blick des verrohten Volkes umwölkt; stumpf und stier sehen sie alles mit an; kein Zeichen auch nur der Verwunderung läßt sich bemerken. Da wendet sich

1) Zu dem Hendiadys „still gemessen" = still und wohl abgemessen vergleiche das lateinische mensis in seinem Zusammenhang mit metiri. — Der Monde = Mondphasen (nicht Monate), deren Regelmäßigkeit das einfachste und natürlichste Maß und Gesetz der Zeiten darstellt.

2) In seinem bekannten Rätsel vergleicht der Dichter den Pflug mit dem Schwert. Trotzdem läßt er Ceres in bezeichnender Weise mit dem Schaft des Mordgewehres die Furche ritzen, nicht mit der Speerspitze, die sich doch vorbildlich besser für die Pflugschar geeignet hätte, weil sie durch Blut verunreinigt ist.

Ceres um Beglaubigung an den Göttervater. Sein Blitz verzehrt auf ihr Flehen das Opfer und über dem Opferbrand erscheint der Adler des Zeus.

Schon Vorberger hat I. Kön. 18, 30—39 zur Vergleichung herangezogen, wo erzählt wird, wie auf das Gebet des Elias Feuer vom Himmel fällt, welches das Opfer verzehrt. Aber noch eine andere Beziehung zum biblischen Bericht ist bei Strophe 13 zu erwähnen, Luc. 3, 21 und 22 heißt es von Christus, als er mit seiner Lehrthätigkeit das Erlösungswerk beginnt: „Da er betete, öffnete sich der Himmel und der heilige Geist stieg in leiblicher Gestalt gleich einer Taube auf ihn herab, und eine Stimme erscholl vom Himmel: „Du bist mein geliebter Sohn, an dir habe ich mein Wohlgefallen." Die Ähnlichkeitsbeziehungen liegen auf der Hand. Die ganze Strophe 13 ist nichts anderes als die durch Handlungen umschriebene Erklärung des Wohlgefallens, das Zeus an der Schwester und ihrem Opfer findet, wofür sie ja in der 12. Strophe ein Zeichen gefordert hat („daß dies Opfer dir gefalle"). In beiden Fällen eröffnet das Gebet den Himmel; die Taube der Reinheit und Sanftmut im Evangelium ist vom Dichter der Situation entsprechend durch den Adler, das Sinnbild der königlichen Macht, ersetzt.

Elias betet: „Erhöre mich, Herr, damit dieses Volk erkenne, daß du Gott bist." Auch Ceres fleht zu Zeus, das Volk zu erleuchten, damit es seinen Gott erkenne. Von freudigem Staunen ergriffen, stürzt die Menge der Göttin zu Füßen. „Die rohen Seelen zerfließen in der Menschlichkeit erstem Gefühl" (Str. 14). Was versteht der Dichter unter diesem ersten Gefühl der Menschlichkeit? Eben die Rührung des Herzens, die Erweckung jener gewaltigen, dunklen Gefühle, die im Herzen wunderbar schlafen (vergl. Graf von Habsburg). Diese Rührung, welche die rohen Wilden bisher nicht gekannt haben, schmilzt die Kruste von ihren Herzen, erweckt und ändert sie. Ihr Geist wird erleuchtet und für das Verständnis höherer Wahrheiten empfänglich gemacht. Und so können sie die Lehre von dem Wesen der Götter richtig auffassen. (Göttliche Lehre = Lehre von den Göttern und göttlichen Dingen.) Hier vergleiche man den christlichen Lehrbegriff von der göttlichen Gnade und ihren Einfluß auf Herz und Geist.

Die folgenden Strophen 15—24 benützt der Dichter, die Folgen des Ackerbaus für die Gesittung darzustellen. Die erste besteht in der Scheidung des Eigentums, eine zweite bildet die Entwickelung des Gewerbes und eine dritte ist in der Gründung der Gemeinde und Stadt gegeben. Minerva baut die letztere, „die zerstreute Welt zu binden im vertraulichen Verein." Man erinnere sich hier an I. Mos. 11, 4: „Kommet, wir wollen eine Stadt bauen und einen Turm, ... damit wir nicht über

die ganze Erde zerstreut werden." Aber nur durch Sittlichkeit kann die Gemeinde bestehen. Deshalb gründet Juno die Ehe und Ceres belehrt die neuen Bürger über das Wesen der wahren Freiheit. Zu Str. 26 verweisen wir auf die Parallelstelle in der akademischen Antrittsrede: „Er hat sich unter die sanftere Herrschaft der Verträge geflüchtet und die Freiheit des Raubtiers hingegeben, um die edlere Freiheit des Menschen zu retten." Ferner auf des Dichters Aufsatz: „Etwas über die erste Menschengesellschaft." „Aus einem Paradies der Unwissenheit und Knechtschaft sollte er sich ... zu einem Paradies der Erkenntnis und der Freiheit hinaufarbeiten, einem solchen nämlich, wo er dem moralischen Gesetze in seiner Brust ebenso unwandelbar gehorchen würde, als er anfangs dem Instinkte gedient hatte, als die Pflanzen und Tiere diesem noch dienen." Man vergleiche zu diesem Gedanken aber auch Röm. 7, 7—24, wo das doppelte Gesetz im Menschen den Konflikt zwischen dem tierischen Instinkt und dem Streben nach Vollkommenheit, zwischen Begierde und Pflicht erklärt. Nur durch Unterordnung unter das Sittengesetz („durch seine Sitte") wird der Mensch frei und vermag, die Aufgabe zu lösen, die ihm gesetzt ist.

Goethe sagt in seinen Annalen zu 1797, er habe biblische Stoffe aufgenommen, um poetische Gegenstände zu finden. Seine kritische Abhandlung über die Reise der Kinder Israels durch die Wüste sei die Frucht dieser Bemühung. Arbeiten ähnlicher Art finden sich in Schillers Abhandlungen und auch das eleusische Fest dürfte nach dem Dargelegten mit ihnen nahe verwandt sein, wenngleich hier diese Beziehung weniger klar hervortritt.

---

# Die Umstimmung des Kurfürsten in H. v. Kleists Schauspiel „Der Prinz von Homburg".

Von Ferdinand Unruh in Königsberg i. Pr.

Heinrich von Kleists „Prinz von Homburg" hat längst aufgehört das Privatbesitztum einer kleinen Kleistgemeinde zu sein. Zwar, daß es in all seinen Vorzügen und Sonderheiten von der Menge des schauenden und lesenden Publikums so voll gewürdigt werde, wie es die intimeren Freunde der Kleistschen Muse diesem reifsten Werke des unglücklichen Dichters wünschen, wird niemand behaupten. Aber der warme Hauch einer echt preußischen, vaterländischen Gesinnung, der es durchweht, die markigen Gestalten des Kurfürsten und seines Obersten Kottwitz, die kriegerischen Vorgänge des zweiten Aktes üben auch bei einer nur unvollkommenen Würdigung der Gesamtheit des Stückes eine hinreichend starke und un-

mittelbare Wirkung aus, um dem Schauspiele einen dauernden Platz auf den besseren Bühnen Deutschlands zu sichern. Den genannten Eigenschaften des Stückes ist es wohl auch zuzuschreiben, wenn die meisten Sammlungen von Schulausgaben deutscher Klassiker es in ihren Rahmen aufgenommen haben. Wie weit die höheren Lehranstalten von dieser sich darbietenden Gelegenheit zur Schullektüre des Kleistischen Dramas bereits Gebrauch machen, entzieht sich meiner Kenntnis: doch dürfte es wohl kaum eine höhere Lehranstalt Deutschlands geben, die das Werk nicht in der Schülerbibliothek hätte und in irgend einer Weise (Privatlektüre, freie Vorträge) zur Kenntnis der Mehrzahl seiner Schüler brächte. Und diese Bewegung zu seinen Gunsten ist eher im Zu- als im Abnehmen. Denn ganz abgesehen von der in immer weitere Kreise dringenden Würdigung der dichterischen Bedeutung Heinrich von Kleists kommt ihm der Zug der modernen Schulreform zu gute, die den deutschen Unterricht in den Mittelpunkt stellt und ihm einen möglichst nationalen, patriotischen Inhalt zu geben sucht und die den Schüler durch Einführung in nachklassische, moderne Dichterwerke möglichst in Berührung mit der Gegenwart bringen möchte. Ein Umstand jedoch scheint sich der schulmäßigen Behandlung erschwerend entgegenzustellen: nach der Ansicht einiger der berufensten Ausleger der Kleistschen Dichtungen (z. B. H. Bulthaupt: Dramaturgie der Klassiker, O. Brahm: Heinrich von Kleist) liegt über der Handlungsweise des Kurfürsten ein gewisses Dunkel: der Übergang von seinem festen Entschluß, das Todesurteil an dem Prinzen vollstrecken zu lassen, zu der Begnadigung des letzteren ist von dem Dichter nicht klar und überzeugend zur Darstellung gebracht. Dieser Übelstand kommt für die Möglichkeit einer Aufführung des Stückes vielleicht weniger in Betracht, weil die dramatische Darstellung mit ihrer starken Wirkung auf die Sinne den forschenden Verstand zurückdrängt. Für die Schulbehandlung jedoch müßte er sehr störend sein, ja, er könnte einem die Behandlung dieses Schauspiels geradezu verleiden. Einsicht in die Motive der handelnden Personen, in ihre Charaktere den Schülern zu übermitteln ist eine der wichtigsten Forderungen, die man an die schulmäßige Behandlung eines Dichtwerkes stellen muß. Lohnt es das Stück zu behandeln, wenn wir den jugendlichen Lesern, die nach jener Einsicht verlangen, mit Brahm (a. a. O. S. 343) sagen müssen: „Der Kurfürst, so glänzend im ganzen die Gestalt behandelt ist, wird in seinem Wollen von uns nicht leicht und nicht völlig durchschaut: wie die schneidende Härte, mit der er in der ersten Aufwallung des Zornes dem Prinzen, der doch „wert ihm wie ein Sohn", begegnet, in die humoristische Ruhe des letzten Aufzuges den anstürmenden Offizieren gegenüber, sich wandelt, hat der Dichter nicht ganz klar gelegt; und wie weit es dem Fürsten Ernst ist mit dem Todesurteil, wann die Wandlung in ihm er-

folgt, vermögen wir nicht festzustellen." — „Eine Lücke bleibt bestehen, und aller Scharfsinn der Kommentatoren hat sie nicht zudecken können." Diesen Mangel in Bezug auf eine der Hauptpersonen, ja gerade die, welche den Schüler vielleicht am meisten interessiert, könnte die im übrigen ganz berechtigte Brahmsche Erwägung nicht aufwiegen: „Mit Recht verschmäht es Kleist als unkünstlerisch und bequem, in dem einzigen Selbstgespräch des Kurfürsten, dem in seiner herzlichen Einfalt nicht genug zu rühmenden Monologe: „Wenn ich der Dey von Tunis wäre" den Redenden sich aufschließen zu lassen." Wir wollen es Bulthaupt gerne glauben, daß diese Art (den Umschlag im Dunkeln zu lassen) im Interesse des Theaterspiels nicht zu beklagen sei (a. a. O. I, S. 375), da er sich beim Anschauen des Stückes davon überzeugt habe, „daß, was sonst so selten der Fall ist, gerade die Ungewißheit über den Ausgang hier die Zuschauer in Spannung hielt und daß das leise Ahnen des innern Umschwunges viel erregender und spannender wirkte, als es das sichere Bewußtsein des glücklichen Endes thun könnte." Für die Lektüre aber und vollends für die Lektüre in der Klasse trifft das sicher nicht zu. Hier erleidet das Interesse an der Gesamtheit des Stückes einen gewaltigen Stoß, wenn wir uns selbst wie den Schülern klar machen müßten, daß der Dichter einen so wichtigen Vorgang habe hinter den Kulissen spielen lassen, zwischen dem vierten und fünften Akt. Und die Absicht, die Bulthaupt dem Dichter (s. die angeführte Stelle) in dieser Beziehung unterschiebt, vermag sicher nicht den Fehler in unseren Augen zu entschuldigen: „Aber es ist ganz gut denkbar, daß das sprunghafte, immer nur aus dem Vollen schöpfende Naturell des Dichters mit diesem kaum zu schildernden Umschwung nicht recht aus noch ein wußte, wie ihm denn überhaupt Homburgs Naturell weit näher liegt als das des Fürsten, und daß er darum, selbst nicht recht im Klaren über das „Wie", instinktiv diesen Ausweg wählte." Es wird uns wenig trösten, wenn wir hören, daß „dieser Fehler ein echt Kleistscher sei," „daß Anfang und Ende ganz wohl zu einander zu passen scheinen" und „daß in der dramatischen Entwickelung nur die flüchtige und verschwommene Behandlung der Mittelglieder zu tadeln bleibe." Es handelt sich hier nicht um einige Mittelglieder von untergeordneter Bedeutung, die wir uns selbst leicht ergänzen können oder auf deren Kenntnis wir gegebenen Falls auch leicht und gerne verzichten, sondern es handelt sich um die Achse des Stücks, den Angelpunkt, um den sich dasselbe dreht. Sicher sind, wie Bulthaupt a. a. O. sagt, „das vom Glück gekrönte Zuwiderhandeln gegen die Ordre — das Todesurteil — die Begnadigung, die drei Marksteine des Stückes." Wir stimmen ihm auch bei, wenn er fortfährt: „Ich halte es für wahrscheinlich, ja für selbstverständlich, daß dem Dichter zuerst diese Gipfel des

Stückes hell wurden; sie sah er, ehe er sah, was dazwischen lag, die Schluchten, die Thäler, die Halden. Eh sich ihm der Berg begrünte, sah er seine Höhen. Das ist natürlich. Es fragt sich nun, wie er in der Ausführung des Planes schaffend selbst verfuhr, wie er den seinem eigenen Wesen immer doch fremden Stoff seiner Natur unwillkürlich anpaßte, ob er die Mittelglieder fand." Ja, in der That, das ist der Prüfstein, den wir anwenden müssen, um den echten Dramatiker von dem geschickten Arrangeur wirksamer Szenen und Bilder zu unterscheiden. Und gerade in Bezug auf das wichtigste Mittelglied, die Umstimmung des Kurfürsten, sollte ein Dramatiker wie Kleist versagen? Zwar Goethe hat schon Recht, wenn er in den Gesprächen mit Eckermann (18. April 1827) sagt: „Wir sollen es mit dem Pinselstrich eines Malers oder dem Worte eines Dichters nicht so genau und kleinlich nehmen; vielmehr sollen wir ein Kunstwerk, das mit kühnem und freiem Geiste gemacht worden, auch womöglich mit ebensolchem Geiste wieder anschauen und genießen." Aber das berechtigt uns nicht, einen Fehler, wie Kleist ihn hier nach der Ansicht Bulthaupts gemacht haben soll, zu entschuldigen und womöglich nach dem alten Sprichwort: bei jedem Unglück ist immer noch ein Glück, die zufällig aus diesem Fehler sich ergebenden Vorteile, die durch die Unsicherheit vergrößerte Spannung, dem Dichter gut zu schreiben. Ich meinerseits stehe nicht an zu erklären, daß ich, falls Kleist die Umstimmung des Kurfürsten völlig in Dunkel gehüllt hätte, das Stück in seiner Gesamtheit für verfehlt bezeichnen und es aus der Zahl der für den Unterricht unserer Jugend notwendigen oder wünschenswerten Stücke völlig streichen würde. Kann der Charakter des großen Kurfürsten etwas Erhebendes, ja auch nur etwas Belehrendes haben, wenn man ihn in diesem wichtigen Punkte nicht versteht?

Die Verlegenheit, in welche Kleist seine Erklärer versetzt, ist groß. Kommt doch einer von ihnen (H. v. Wolzogen), da er keine Umstimmung des Kurfürsten finden kann, sogar auf den Gedanken, das Ganze sei nur ein Lustspiel. Der Kurfürst habe schon von Anfang an gar nicht die Absicht, das Urteil vollstrecken zu lassen, er wolle nur ein Erziehungsproblem lösen und den heißblütigen Prinzen zur Unterordnung seiner Neigung, seiner augenblicklichen Aufwallung unter das Gesetz erziehen und aus dem Träumer einen in der wirklichen Welt thätigen und mit den Verhältnissen derselben rechnenden Mann machen, ein Problem, daß der Kurfürst am Schluß der ersten Szene mit den Worten andeutet: „Im Traume erringt man solche Dinge (Lorbeer und Liebe) nicht." Bulthaupt hat diese Hypothese ein für allemal widerlegt. Er weist mit Recht daraufhin, daß erstens der Kurfürst den Befehl, den Anführer der Reiterei vor ein Kriegsgericht zu stellen, erteilt, auch für den

Fall, daß ein anderer sie geführt habe, daß er zweitens, wenn er dem Prinzen nur eine Lehre geben wollte, zu weit geht, indem er nach dem Spruch des Kriegsgerichtes auch noch alle Vorkehrungen zur Vollstreckung des Todesurteils treffen läßt und drittens, daß der Erfolg des angewandten Erziehungsmittels („Ach, welch ein Heldenherz hast du geknickt!") uns keine allzu hohe Meinung von der Weitsicht dieses Erziehers geben würde. Das Verfahren des Kurfürsten müßte uns unter dieser Voraussetzung thatsächlich als ein grausames und barbarisches erscheinen. Dazu kommt noch, wie Bulthaupt sehr richtig bemerkt, daß sich die Qual des Prinzen auch auf Natalie erstreckt, deren Liebe zu diesem, wenn man man von jener Hypothese ausgeht, ihm nicht unbekannt sein kann. Bulthaupt selbst verlegt die Umstimmung hinter die Kulissen. Die Überlegung, die ihn dabei leitet, ist folgende. Die in der ersten Szene des vierten Aktes von dem Kurfürsten Natalien versprochene Begnadigung des Prinzen sei nur eine bedingte, denn er sagt am Schlusse der Szene auf Nataliens Worte: „Ich glaube Rettung" „Gewiß, — gewiß! so sicher als sie in Vetter Homburgs Wünschen liegt." Damit sei die Begnadigung aber noch um keinen Schritt näher gerückt. Wenigstens liege sie in der Übergabe des Briefes nicht ausgesprochen. Da aber der Kurfürst erst wieder im fünften Akt auftrete, so bliebe nur dieser, um der Wandlung nachzuspüren, — wenn sie nicht etwa im Zwischenakt vor sich geht. Diese Vermutung wird ihm zur Gewißheit, da erstens die humoristische Fassung des Kurfürsten der angedrohten Revolte sowie dem Anstürmen der Offiziere gegenüber für ein durch den Beschluß der Begnadigung bereits erheitertes Gemüt spreche und zweitens sich in diesem Akt kein einziger Moment finde, der die Wendung zweifellos involvieren könnte. Diese Beleuchtung des fünften Aktes erscheint mir als eine zweifellos richtige. Ich erinnere nur noch an folgende Worte des Kurfürsten: „So hebt ein Wort sie (die Hoffnung des Kottwitz) wieder auf" und „So ist mein Herz in ihrer Mitte." Es bleibt mir daher zu näherer Prüfung nur die erste Szene des vierten Aktes übrig. Folgen wir zunächst dem prüfenden Finger Bulthaupts, um dann selbst zu prüfen, ob der Befund, den er angiebt, ganz mit der Szene selbst übereinstimmt. Er sagt a. a. O. S. 373 flg.: „Es steht noch aus, den Punkt zu finden, auf welchem der Kurfürst innerlich umkehrt, auf welchem die Gnade beschlossene Sache ist. Es wurde schon angedeutet, daß, wie der Fürst nun einmal angelegt ist, das Todesurteil doch nicht hätte zur Vollstreckung gelangen dürfen, so ernst es ihm auch im Beginn damit ist. Homburgs Verzweiflung kommt ihm auf halbem Wege entgegen; er erstaunt, er wird verwirrt: „Unmöglich in der That! — Er fleht um Gnade?" er schreibt den Brief. Hier stehen wir aber vor einem neuen Rätsel — oder doch nicht? Ist

es wirklich des Kurfürsten Meinung, den Spruch zu kassieren, wenn der Prinz denselben für ungerecht erklärt? Der Mann der strengen Satzung könnte nun plötzlich aus Achtung vor dem „Gefühl“ des Prinzen die Artikel des Kriegsgerichtes umstoßen? Welch ein Widerspruch wäre das! Oder kennt er die Natur des Jünglings so gut, daß er weiß, er wird sich fassen, dies ist die Stelle, deren Berührung ihn sich selbst zurückgeben muß? Ich glaube: ja! In dieser raschen Fassung schreibt er den Brief, der — das weiß er auch — zugleich der Liebenden das Heldenideal ihres Geliebten zurückgeben wird. Im Sinne dieser Auffassung hat denn auch der Darsteller die Rolle auf Nataliens: „Ich glaube Rettung — und ich danke dir“ seine Antwort: „Gewiß! so sicher sie in Vetter Homburgs Wünschen liegt“ mit stark pointierter, sofort verständlicher Betonung zu sprechen.“ In diesem Befunde ist eine wichtige Stelle der Szene ganz übergangen: es heißt in demselben: — „er fleht um Gnade“ — „er schreibt den Brief.“ Zwischen jenen Worten aber und dieser Handlung liegt noch folgender Teil der Szene: auf die Frage des Kurfürsten: „Gott im Himmel, was ist geschehen, mein liebes Kind, was weinest du? Du sprachst ihn? thu mir alles kund! Du sprachst ihn?“ erzählt Natalie den Besuch des völlig fassungslosen Prinzen bei der Kurfürstin, und nun sagt der Kurfürst, nach Kleists Weisung „verwirrt“, „Nun denn, beim Gott des Himmels und der Erde, so fasse Mut, so ist er frei!“

Natalie: Wie, mein erlauchter Herr?
Kurfürst: Er ist begnadigt! —
Ich will sogleich das Nötge an ihn erlassen.
Natalie: O Liebster, ist es wirklich wahr?
Kurfürst: Du hörst!
Natalie: Ihm soll vergeben sein? er stirbt jetzt nicht?
Kurfürst: Bei meinem Eid! ich schwör's dir zu!

Hier breche ich vorläufig ab. Liegt in den Worten, mit denen er hier die Begnadigung ausspricht, auch nur eine Spur eines Vorbehaltes, einer Bedingung. Die Ausdrücke: so ist er frei — er ist begnadigt — du hörst — sagen schon allein genug; wie sollte man aber gar die Antwort auf die Frage: er stirbt jetzt nicht? Bei meinem Eide! ich schwör's dir zu! mit der Absicht des Kurfürsten vereinen, durch den Brief nur die Heldenseele des Jünglings aufzurichten und ihn dann doch den Kugeln preiszugeben. Müßte nicht auch bei dieser letztern Auffassung uns das Verhalten des Kurfürsten gegen Natalie im letzten Teile der Szene als ein wenig großmütiges, ja als ein hinterlistiges erscheinen? Spottet er denn nicht thatsächlich unedel mit ihr — was sie kaum auszusprechen wagt —, wenn er ihren bisherigen Kummer liebkosend bedauert, sie selbst nach dem Stadthause zum Prinzen sendet, damit dieser ihr gleich für sein Leben

danken könne — wenn er das alles thut, während er in seinem Innern davon überzeugt ist, der Prinz werde die verlangte Erklärung nicht abgeben — eine Überzeugung, die sich in den oben schon zitierten Schlußworten dieser Szene deutlich genug ausspricht. Es kann gar kein Zweifel sein, daß hier die Begnadigung thatsächlich und ganz uneingeschränkt ausgesprochen ist — eine Auffassung, die auch Wilbrandt in seinem trefflichen Buche über Heinrich von Kleist (S. 375) ausgesprochen hat. Er hilft uns auch über die Schwierigkeit hinweg, wie diese uneingeschränkte Begnadigung mit der am Schluß der Szene ausgesprochenen bedingten in Zusammenhang zu bringen ist. Er sagt: „Von diesem Augenblicke an, der seinen Entschluß enthüllt, zeigt er sich in der heitern, überlegenen Ruhe, die nun für den Zuschauer durchsichtig und für die anderen ohne Verstellung ist: denn in Wahrheit thut er nichts mehr, als daß er dem Prinzen die entscheidende Probe seiner Sinnesänderung abfordert und sich der Dränger in fürstlicher Überlegenheit erwehrt." Unmittelbar an die Begnadigung knüpft sich also etwas Neues: eine entscheidende Probe möchte ich es nicht nennen, sondern die Wiederaufrichtung des so tief gesunkenen Prinzen, dessen Haltlosigkeit dem Fürsten unglaublich erscheint, für die er aber, falls sie nicht von selbst schwinden sollte, das rechte Mittel in Bereitschaft hat. Aus diesem klaren Einblick in die Sachlage und ihrer weiteren Entwickelung erklärt sich nun vortrefflich der schon von leichtem Humor durchströmte Schluß der Szene. Oder liegt nicht schon ein humoristischer Zug in jener gleich auf die Beteuerung der Begnadigung folgenden Äußerung: „Wie werd' ich mich gegen solchen Kriegers Meinung setzen? Die höchste Achtung, wie dir wohl bekannt, trag' ich im Innersten für sein Gefühl." Er kennt den Prinzen besser als Natalie, ja als dieser sich selbst kennt. Und nun erst, indem er an die oben bezeichnete Aufgabe herantritt, kommt die Bedingung: „Wenn er den Spruch für ungerecht kann halten, kassier' ich die Artikel, er ist frei." Man kann dabei nicht übersehen, daß der Übergang zu dem ins Werk zu setzenden Plan ein absichtlicher, ja ein willkürlicher ist. Die Prinzessin hat über die Meinung des Prinzen in betreff seiner Verurteilung auf des Kurfürsten Frage: Denkt Vetter Homburg auch so? keine bestimmten Antworten gegeben (Vetter Homburg? — Ach, dieser Jüngling! — Ach, lieber Oheim! — Hierauf zur Antwort hab' ich nichts als Thränen). Mit den Worten: „Der denkt jetzt nichts als nur das Eine: Rettung!" leitet sie dann zur Schilderung seiner Todesfurcht über. Die Worte Nataliens bieten also gar keinen Anhaltepunkt für die Worte: „Wie werd' ich mich gegen solchen Kriegers Meinung setzen," sondern die letzteren entspringen lediglich aus dem von dem Fürsten entworfenen Plan, den Prinzen sich selbst wiederzugeben.

Der Punkt, wo der Kurfürst den Entschluß faßt, den Prinzen zu begnadigen, ist also von dem Dichter deutlich genug hervorgehoben, und wenn er nicht immer richtig erkannt worden ist, so liegt das im wesentlichen wohl daran, daß sich an die uneingeschränkte Begnadigung, die in einer bestimmten, erzieherischen Absicht bedingt ausgesprochene sogar dicht anschließt und daß man zwischen dem eigentlichen Umschlag in der Gesinnung des Kurfürsten und seinen Maßnahmen zur Beruhigung des Prinzen gar nicht unterschieden hat. Oder liegt die Verkennung dieses wichtigen Momentes daran, daß der Umschwung in dem Kurfürsten als ein nicht genügend motivierter und darum als ein unbegreiflicher, unglaublicher sich der Wahrnehmung entzieht? Wilbrandt a. a. O. motiviert diesen Vorgang so: „Der Kurfürst, sobald er dieses (Todesfurcht u. s. w.) erfährt, fühlt sich selber erschüttert. Er hat den träumerischen Übermut des Jünglings gesehen, seine Verderblichkeit erfahren, in gerechtem Unmute hat er sich zu dem äußersten entschlossen; nun erkennt er, daß das Urteil des Gerichtes sich schon in der Brust des Schuldigen vollzogen hat, daß es der blutigen That nicht mehr bedarf, daß sie jetzt nichts mehr sein würde als eine barbarische Exekution.“ An einer andern Stelle giebt derselbe Schriftsteller eine noch etwas ausführlichere Analyse der in der Seele des Kurfürsten sich abspielenden Vorgänge: „Man hat dem Dichter vorgeworfen (J. Schmidt in seiner Einleitung), daß er die Bewegung in der Seele des Fürsten nicht deutlich gemacht, daß er ihn von vornherein zu überlegen, zu weise gemäßigt geschildert habe, als daß wir an die Möglichkeit glauben könnten, es sei ihm Ernst mit dem Urteil; aber in der Entwickelung, wie ich sie oben versucht, scheint sich mir seine wahrhaft fürstliche Haltung anschaulich und deutlich zu entfalten. Er äußert seinen Zorn über die verwegene That überzeugend genug, nur in seiner Art: durch das kurze Wort des Herrschers und die schneidige Schärfe der Geberde, mit der er sich von dem Prinzen abwendet; und daß er zum äußersten entschlossen, daß er gegen den schwärmenden Übermut, den er nun dreimal erprobt, mit der ganzen Strenge des Gesetzes gewappnet ist, müssen wir glauben, weil alle die finsteren Veranstaltungen es verraten; brauchen wir es erst aus seinem Munde zu erfahren? Erst als Natalie zu ihm kommt, sehen wir ihn wieder, und ihr kann er nicht anders als weich und mitleidig begegnen; nur gegen den Prinzen will er unbeugsam sein: denn er glaubt ihn unheilbar in der trotzenden, verderblichen Stimmung befangen, die ihre Knabenträume über die Pflicht stellt. Nun aber erfährt er, daß der Unglückliche gebeugt und gebrochen daliegt, daß ihn der Rausch verlassen, eine ungeheure Erschütterung ihn verwandelt hat, und er verrät sein äußerstes Erstaunen (folgt das Citat). Und als Natalie ihm alles enthüllt, da

entgegnet er ihr „verwirrt“, durch das Unerwartete selbst verwandelt: „Nun denn u. s. w.... so ist er frei!“ In dieser Analyse scheint mir zweierlei verfehlt: erstens wird die Todesstrafe als eine ganz besonders gegen den Prinzen gerichtete Strafe betrachtet und zweitens wird die innere Zerrüttung des Prinzen als das unmittelbar für die Umstimmung des Kurfürsten den Ausschlag gebenden Moment hingestellt. Der Befehl des Kurfürsten, den Anführer der Reiterei vor ein Kriegsgericht zu stellen, gilt aber gar nicht, wie oben schon bei anderer Gelegenheit gezeigt worden ist, dem Prinzen persönlich, sondern jedem, „wer es auch immer sei.“ Ob er in dem Augenblick, wo er den Beschluß faßte, annahm, der Prinz sei es, ist dabei gleichgültig, da er den Befehl aufrecht erhält, auch als man ihm mitteilt, der Prinz sei es gar nicht gewesen. Auch weder Natalie noch den Offizieren gegenüber beruft er sich, solange er das Urteil verteidigt, je auf die persönlichen Eigenschaften und die früheren Sünden des Prinzen, sondern bezeichnet nur die Straflosigkeit dieses einen Falles von Ungehorsam als eine Gefahr für den Staat, für das Vaterland. Erst als er die Offiziere um ihre Meinung über die Begnadigung des Prinzen befragt, führt er die beiden früheren Fälle von Trotz und Leichtsinn als erschwerendes, vielleicht gegen die Begnadigung sprechendes Moment an. Hat die verhängte Strafe aber nichts mit dem persönlichen Eigentümlichkeiten des Prinzen zu thun, sondern sind diese nur die Veranlassung, daß er gerade in diesem Falle dem Gesetz verfällt, so kann auch die rein subjektive Wandlung, welche die Todesstrafe in ihm hervorbringt, kein Grund für die Umstimmung des Kurfürsten sein: nicht dem Prinzen will er eine Lehre geben — dazu würde auch gerade die ernstgemeinte Todesstrafe ein schlechtes Mittel sein —, sondern dem Heere. Nicht deshalb begnadigt er den Prinzen, weil die ihm verhaßten Fehler desselben schon bei der Annäherung des Todes geschwunden sind. Die Todesangst des Verurteilten kann kein Grund für seine Begnadigung sein, dadurch wird das verletzte Gesetz nicht gesühnt. Der Dichter läßt den Kurfürsten selbst aussprechen, was für ihn das Neue, Unerwartete, Unerhörte ist. „Unmöglich in der That! — Er fleht um Gnad?“ und dann „Nein, sag: er fleht um Gnade?“ Die nun folgende Zerrüttung des Prinzen giebt nur die nähere Erklärung für jenes dem Kurfürsten unerhörte Faktum. Eine solche Demütigung hätte er von dem stolzen und eigensinnigen Prinzen nicht erwartet. (Man vergl. die Worte des Prinzen II, 10: „Bei Gott, in mir nicht findet er den Sohn, Der unterm Beil des Henkers ihn bewundre.“) Aber freilich diese Bitte des Prinzen um Gnade ist zunächst nur die äußere Handhabe, die sich dem Kurfürsten darbietet, in den Lauf der Gerechtigkeit, den er sonst hätte ungehindert hingehen lassen, einzugreifen;

sie hat nur dann eine Bedeutung, wenn in dem Herzen des Kurfürsten selbst der dringende Wunsch vorhanden ist, den Prinzen zu begnadigen, wenn ihm selbst das Verbrechen des Prinzen, zumal bei ruhiger Überlegung, nicht als ein todeswürdiges erscheint. Der scheinbare Widerspruch, daß der Kurfürst ihn vor ein Kriegsgericht stellen läßt und in seinem Innern das Vergehen milder beurteilt, löst sich leicht, wenn wir bedenken, daß jener Befehl des Kurfürsten aus seiner pflichtmäßigen Überzeugung entspringt, während diese Beurteilung ihm durch seine intime Kenntnis des Charakters des Prinzen und aller Umstände der That eingegeben wird; die Gerechtigkeit soll ihren Lauf haben, aber mit dem Schuldigen hat er Mitleid und hegt selbst Wünsche für seine Rettung (vergl. V, 3: So ist mein Herz in ihrer Mitte). Der Dichter hat es unterlassen uns vor oder in diesem Augenblick durch einen Monolog oder eine sonstige Aussprache einen Blick in die Seele des Kurfürsten thun zu lassen — nicht zum Schaden der Charakteristik des Kurfürsten, der uns so als der Herrscher erscheint, der seine Pflicht kennt, sie ohne Ansehen der Person erfüllt, seine Wünsche in sich verschließt, aber im gegebenen Augenblick rasch und entscheidend handelt — aber vielleicht kommt der Zuschauer zu kurz, der bei der Verhandlung über das Schicksal des Prinzen nur den Ankläger, den Staatsanwalt, gehört und seinen Strafantrag vernommen hat; nun wird der Angeklagte von dem höchsten Richter freigesprochen, sicher nicht willkürlich aber auf Grund von mildernden Umständen, die dem Zuschauer, wenn auch nicht völlig unbekannt, so doch nicht ganz klar sind; es ist als ob man ihm das Plaidoyer des Verteidigers vorenthalten hat. Nun, dieses Plaidoyer, das der Dichter dem Zuschauer an dieser Stelle mit Rücksicht auf die dramatische Prägnanz und die Charakteristik des Kurfürsten vorenthalten hat, wird im fünften Akte eingehend genug und wahrhaft meisterhaft gegeben. Nun erscheint der fünfte Akt in einem ganz andern Lichte: er bringt außer der wirklichen Vollziehung der Begnadigung auch ihre Rechtfertigung; nicht nur daß der Prinz durch seine völlige Unterwerfung unter das Gesetz, seine Fassung, seine edle Bitte für das Schicksal Nataliens und seine Liebe zu dem Kurfürsten und das Vaterland sich in dem Glanze seines edlen, heldenmütigen, geläuterten Sinnes zeigt, die Reden und Denkschriften des Kottwitz wie des Grafen von Hohenzollern, die der Kurfürst in dem Bewußtsein der schon getroffenen Entscheidung so überlegen entgegen nimmt, vertreten zugleich die Rolle des Chors und heben die mildernden Umstände hervor. Den Kurfürsten beeinflussen sie nicht; er hat schon alles selbst erwogen und seine Entscheidung getroffen, die auch dem Zuschauer bekannt ist; aber dem letztern zeigen sie, daß die Begnadigung ein Akt der Gerechtigkeit und nicht der Willkür ist. Das Schauspiel

des überlegenen Herrschers, der sich eine Wohlthat, die er längst beschlossen hat, mit gutem Humor gleichsam wider seinen Willen abzwingen läßt, ist nicht der geringste Reiz dieses Aktes. Diese Einwirkung auf das Urteil des Publikums zu Gunsten des Helden, nachdem sein Schicksal schon im Guten oder Bösen entschieden ist, steht nicht vereinzelt da; ich erinnere an die Gespräche Gordons mit Buttler in Wallensteins Tod und den Streit um die Bestattung des Helden in des Sophokles rasendem Ajas.

Wenn wir so die Umstimmung des Kurfürsten in die zweiten Szene des vierten Aktes verlegen und sie an die Bitte des Prinzen um Gnade knüpfen, so wird auch die Todesfurcht des Prinzen in eine andere Verknüpfung mit den Geschehnissen der Handlung gerückt; sie hört auf ein bloß episodenhaftes Seelengemälde zu sein und wird ein für den Fortgang der Handlung und für die Gestaltung des Schicksals des Prinzen unerläßliches Moment. Man achte nur darauf, was der Prinz IV, 4 über die Möglichkeit, die Gnade des Kurfürsten zu erlangen, sagt: „Kann er mir Vergeben nur, wenn ich mit ihm drum streite, So mag ich nichts von Gnade wissen." Daß der Prinz also bei ruhiger Fassung die Gnade des Kurfürsten nicht anrufen würde, ist danach klar. Hat nun aber der Anruf der Gnade des Kurfürsten für den Aufbau der Handlung die oben bezeichnete Bedeutung, daß er demselben die äußere Veranlassung, die Handhabe bietet, in den Lauf der Gerechtigkeit einzugreifen und den Prinzen auf Grund einer milderen Auffassung des Vergehens zu begnadigen — und ist ferner der Prinz bei ruhigem Blute unfähig diesen Schritt zu thun, so leuchtet ein, welche Bedeutung die Todesfurcht, die durch die plötzlich ihn überkommende Gewißheit seiner Hinrichtung erregt und durch den Anblick des Grabes ins Übermaß gesteigert wird, für den Aufbau der Handlung hat; ohne diese völlige Zerrüttung, in der er den Kurfürsten durch Natalie um Gnade flehen läßt, wäre seine Begnadigung unmöglich.

H. Unbescheids Meinung (Beitrag zur Behandlung der dramatischen Lektüre S. 169), die Fassungslosigkeit des Prinzen sei als der Höhenpunkt der innern Handlung anzusehen, kann ich nicht teilen; denn für die innere Entwickelung des Prinzen erscheint sie mir von nur untergeordneter Bedeutung. Doch läßt sich dies besser in einer Gesamtbetrachtung des Aufbaues der Handlung unseres Stückes nachweisen. Für dieses Mal genügt es mir gezeigt zu haben, daß nach meiner Auffassung die Umstimmung des Kurfürsten klar erkennbar und recht begreiflich ist und daß mir damit die oben erhobenen Bedenken gegen seinen künstlerischen Wert und seine Verwendung in der Schullektüre gehoben scheinen.

---

# Zur niederdeutschen Litteratur im 19. Jahrhundert.

Von O. Glöde in Doberan.

II.

(Vergl. Ztschr. VIII, S. 584—590.)

Es ist bekannt, daß der niederdeutsche Dialekt die Elemente zu kräftiger Entwickelung in sich trägt. Fritz Reuter hat seine Lebensfähigkeit in vollem Maße bewiesen, und auf ihn gestützt, haben sich gerade in allerneuester Zeit verschiedene Dichter die Aufgabe gestellt, den in gewissem Sinne von den Gebildeten verachteten Dialekt wieder zur Geltung zu bringen. Im letzten Jahr ist die dichterische Thätigkeit besonders rührig gewesen. Als ich vor Jahresfrist zu Rudolfs Hildebrands 70. Geburtstag meinen kleinen Aufsatz über „Die Stellung des niederdeutschen Dialekts und seiner Werke zur hochdeutschen Schriftsprache und Litteratur" schrieb, da war ich mir wohl bewußt, daß ich nichts Vollständiges leisten konnte. Ich wollte auch nur die Grundlage zu einer alles umfassenden Würdigung unseres niederdeutschen, speziell mecklenburgischen Dialektes legen. Fränkel ist arg verwundert, daß ich als kundiger Mitarbeiter[1]) in meinem sonst stoffreichen Aufsatze das Buch von Gaedertz und überhaupt das Drama gänzlich übersehen habe. Der letzte Teil der Behauptung ist wohl nicht richtig. Im übrigen kannte ich die beiden Bände der Gaedertzschen Sammlung in der ersten Auflage ganz genau, habe sie aber nicht erwähnt, weil ich überhaupt nicht nach Vollständigkeit strebte. Auch dieses Mal will ich nur die wichtigsten Erscheinungen auf niederdeutschem Gebiet besprechen, darunter allerdings auch die zweite, um zwei Vorworte vermehrte Ausgabe des Buches von Gaedertz in zwei Bänden.

Ich stimme mit Fränkel in dem Wunsche überein, daß des Verfassers Muse uns noch manches Werk schenken möge, das von solchem Sammeleifer zeugt wie die Geschichte des niederdeutschen Schauspiels, von so feinem Verständnis wie in seinen plattdeutschen Gedichten ernsten und heitern Inhalts: Julklapp! Leeder un Läuschen von Karl Theodor Gaedertz. Hamburg 1894. Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. (vormals J. F. Richter). Beide Werke von Gaedertz sind bei ihrem ersten Erscheinen längst nach ihrem richtigen Werte gewürdigt; mir kommt es heute darauf an, die neuen Erscheinungen auf niederdeutschem Gebiet zu betrachten, wie sie

1) Am Urquell, Bd. V. Heft XII, S. 292, wo er die zweite Ausgabe von Karl Theodor Gaedertz' Buch bespricht: Das niederdeutsche Schauspiel. Zum Kulturleben Hamburgs. Hamburg 1894. Neue, um zwei Vorworte vermehrte Ausgabe. 2 Bände.

sich zum Teil auf dem Weihnachtstisch in mehr oder weniger kostbarem Einband darboten.

An der Spitze steht Felix Stillfried mit seinen 50 Läuschen und Riemels: Biweg 'lang. Ok en Struss Läuschen un Rimels von Felix Stillfried. Rostock (Wilh. Werthers Verlag) 1895.

Der Verfasser ist durch seine beiden großen Romane rühmlichst bekannt: De Wilhelmshäger Kösterlüd'. Zweite Auflage. Wismar (Hinstorffsche Hofbuchhandlung). 2 Bde. 330 u. 290 S. und: Ut Sloss un Kathen. Leipzig (A. G. Liebeskind). 264 S. Das jüngste Werk Stillfrieds zeichnet sich vor vielen andern Erzeugnissen der niederdeutschen Litteratur nicht nur durch den gediegenen Inhalt aus, sondern es übertrifft auch die meisten durch den Ausdruck, der ein echt niederdeutsches Gepräge hat. Formen und syntaktische Verbindungen sind dem volkstümlichen mecklenburgischen Dialekt abgelauscht. Der hinter dem Pseudonym verborgene, im übrigen wohlbekannte Verfasser, ist ja auch ein geborener Mecklenburger und mit dem Land- und Volksleben wohlbekannt. Die metrische Form und den Reim beherrscht er meisterhaft; als Beweis mögen die Einleitungsverse dienen.

Biweg 'lang sünd s' plückt
Un biweg 'lang sünd s' bunnen,
Jüst as mi dat glückt
Un as ick sei funnen:
Hier Klewer, den witten,
Dor Tremsen, dor Primels,
So kem ick bi lütten
Bi min Läuschen un Rimels.
Nu kikt sei Jug an
Un west mi kein Narren,
Biweg 'lang ok kann
Dor mal raken an warden.
Doch süll Jug wat ketteln,
Denn sünd dat woll Netteln,
Denn is 't en Mallühr,
Ick kann dor nich för.

Von köstlichem Humor zeugen Stücke wie De rührsame Kannedatenpredigt, Fopus, Messih, De Fohrt nah de Höll, De anstellig Scheperjung, En beten schugt dat doch, De geistlichen Pird, De indrägliche Eierhannel, Dat Hunn' dodmaken, Dat nimodsche Ateljeh und viele andere.

Die meisten halten einen Vergleich mit Reuters besten Stücken aus. Die knappen, stets überraschenden Pointen am Schlusse jedes Läuschens zeugen in Bezug auf Ausdruck und Inhalt von großer Meisterschaft. Freunden unserer deutschen Dialekte und ihrer litterarischen Erzeugnisse kann ich das Buch nicht angelegentlich genug empfehlen.

# Zur Erklärung von Uhlands „König Karls Meerfahrt“.

Von **Paul Knötel** in Tarnowitz.

> Graf Richard Ohnefurcht hub an:
> „Ihr Geister aus der Hölle,
> Ich hab' euch manchen Dienst gethan;
> Jetzt helft mir von der Stelle!“

Wer sind die von Graf Richard angerufenen Geister aus der Hölle? Düntzer[1]) sieht darin die mit ihm verbündeten Höllengeister, d. h. Teufel, und meint, daß ihre Anrufung auf die „Gottesstreiter“ des Erzbischofs Turpin ein eigenes Licht wirft. Nach dem, was ich durch Umfragen bei einzelnen Kollegen gehört habe, scheint diese Auffassung die allgemeine zu sein. In den Erläuterungsfragen zur Erklärung deutscher Gedichte in der Sammlung von Dietlein, Gosche und Polack „Aus deutschen Lesebüchern“[2]) finden sich zu unserer Stelle folgende Fragen: Wie sollten die Geister ihm von der Stelle helfen? Wie hatte er ihnen manche Dienste gethan (ihre Wünsche erfüllt, in ihrem Sinne gehandelt)?

Die erste Frage ist nicht schwer zu beantworten. Die Geister können eben Herrn Richard am Kragen nehmen und an irgend einem Orte absetzen, wo er oder sie es wollen. Schwieriger aber dürfte die Antwort auf die zweite Frage sein, wenn wir unter den Geistern Teufel verstehen. Nach kirchlicher Lehre kommt der Mensch durch die Sünde aus der Dienstschaft Gottes in die des Teufels. Davon ist hier natürlich nicht die Rede. Nun weiß die Sage von Richard zu berichten, daß er Meister der schwarzen Kunst gewesen sei. Dann standen aber die bösen Geister vielmehr ihm zur Verfügung, wie auch Albert dem Großen und Doktor Faust, und die ihm besonders Dienenden mußten jeden Augenblick seines Winkes gewärtig sein. Es gäbe nur eine Art von Diensten, die unser Held den Teufeln hätte leisten können, wenn er nämlich so viele Menschen als möglich im Stande der Unbußfertigkeit getötet und damit der Hölle auf ewig überantwortet hätte. Andere Freuden und damit andere Dienste giebt es für die Teufel nicht. Diese würden zu Gegendiensten gern bereit gewesen sein.

Den Gegner zu töten gehört zum Kriegs- und Ritterhandwerk, sich aber des zu rühmen, daß man ihn zur Hölle befördert habe, wäre nicht nur unchristlich, sondern auch unritterlich. Beides widerstrebt dem Charakter Richards, wie ihn Uhland an anderer Stelle schildert:

---

1) Uhlands Balladen und Romanzen, S. 265.

2) III. Bd., S. 315.

Er pflegte, wenn er schweift im Land,
So oft er wo ein Münster fand,
Wenn's offen war, hineinzutreten,
Wo nicht, doch außerhalb zu beten.

Dem entspricht dann die weitere Schilderung in dem Graf Richard Ohnefurcht betitelten Gedichte. Nun ist es ja allerdings nicht unbedingt notwendig, daß in den zwei voneinander ganz unabhängigen Gedichten die Charakterzeichnung Richards übereinstimmt. Annehmen dürfen wir es aber doch, da auch die anderen bekannteren Helden aus König Karls Meerfahrt die von der Sage ihnen verliehenen Züge tragen. Stimmte es aber bei Richard nicht, so hätten wir hier zwei schlechte Menschen, ihn und den zwei Strophen vorher geschilderten schlimmen Ganelon, der den aus Herzensgrunde kommenden Seufzer ausstößt:

„Wär' ich mit guter Art davon,
Möcht' euch der Teufel holen!"

Der Wunsch ist gerade nicht schön und zum mindesten sehr egoistisch, wenn wir das Teufelholen so auffassen, wie es uns wohl hin und wieder auch einmal entschlüpft. Richard wäre ohne Zweifel der schlimmere von beiden. Zwischen ihnen steht im Gedicht der fromme Turpin. Ob es nun gerade dichterisch sehr geschmackvoll wäre, mit solchen scharfen Gegensätzen schwarz=weiß=schwarz zu arbeiten, wie es Uhland damit thäte, möchte ich nur fragweise andeuten.

Ein Fürst oder Held mit zwölf Genossen bildet in der Sage immer ein Gegenstück zu Christus und den zwölf Aposteln, oder richtiger die Zwölfzahl jener ist durch die der Apostel bedingt. Die Zahl steht fest. Die Namen mögen wechseln. So ist auch in dem Volksbuche von den vier Haimonskindern immer von zwölf Genossen die Rede, obgleich eine größere Anzahl Helden Karls dort genannt werden. Uhland hat sich nach Belieben aus dem kerlingischen Heldenkreise zwölf ausgewählt. Eichholtz[1]) deutet die Möglichkeit an, daß der Dichter den französischen prosaischen Fierabras vor Augen gehabt haben könnte, da bis auf Turpin, der hier fehlt, die anderen Helden alle vorkommen. Doch das ist für uns gleichgültig. Wie unter den zwölf Aposteln ein Verräter, so kann unter den zwölf Paladinen ebenfalls ein schlechter Mensch sein, aber nur einer, die übrigen müssen gut sein, d. h. im ritterlichen Sinne. Wenn wir davon absehen, daß in unserm Gedichte das gewaltige Unwetter auch die kühnsten Helden mit Ausnahme ihres Meisters Karl erbeben läßt, finden wir in ihren Äußerungen verschiedene Arten ritterlicher Tüchtigkeit ausgedrückt. Der eine unwürdige Held kann aber

1) P. Eichholtz, Quellenstudien zu Uhlands Balladen, Berlin 1879, S. 9.

nur Ganelon sein. Uhland nennt ihn auch den Schlimmen, ganz im Anschluß an die alte Sage, die ihn gleich Judas zum Verräter macht.

Demnach haben wir mit den anderen Helden auch Richard als ritterliche Idealgestalt anzusprechen.[1]) Wie ist aber dann sein Ausruf zu erklären? Unter Hölle ist nicht nur der Ort der ewigen Verdammnis zu verstehen, sondern auch die sogenannte Vorhölle, das Fegefeuer oder Purgatorium der katholischen Kirche. Im Apostolikum heißt es: abgestiegen zur Hölle. Hier ist der Teil der Unterwelt gemeint, in dem die Auserwählten des alten Bundes die Ankunft des Messias abgewartet haben, der sogenannte limbus patrum. Davon unterscheidet die katholische Kirche noch das eigentliche Purgatorium und den limbus puerorum.[2]) Den Abstieg Christi hat auch die kirchliche Kunst des Mittelalters immer als einen solchen zur Hölle dargestellt. Während Christus als Sieger über den Tod, mit der Siegesfahne in der Hand, Adam, Eva, die Patriarchen u. s. w. aus dem geöffneten Höllenthor oder Höllenrachen hervorholt, enteilen die Teufel voller Schrecken, einer liegt wohl halbzerquetscht unter einem zur Erde gefallenen Thorflügel, oder der Höllenfürst ist wie auf dem Taufstein zu Freckenhorst[3]) an Hals, Händen und Füßen gefesselt. Dürfen wir demnach in unserm Gedichte unter der Hölle die Vorhölle oder das Fegefeuer verstehen, so sind die Geister nichts anderes als die sogenannten armen Seelen, die dort ihre Sünden abbüßen müssen, ehe sie in den Himmel aufgenommen werden. Die katholische Kirche verlangt, daß die Gläubigen für die armen Seelen beten, damit sie eher von ihren Leiden erlöst werden. So kann also der fromme Katholik diesen G e i s t e r n a u s d e r H ö l l e D i e n s t e t h u n. Das wird auch Herr Richard gethan haben.

Wie aber können sie ihm helfen? Dafür geben uns einige Sagen Fingerzeige.

Ein frommer Ritter ging täglich über den Kirchhof, um für die Toten zu beten. Als er nun einmal, von überlegenen Feinden verfolgt, auf eben diesen Kirchhof flüchten mußte, thaten sich die Gräber auf, und die Toten kamen mit Wehr und Harnischen heraus, ihm zu helfen. Dasselbe wird von einem frommen Manne in Löwen erzählt, den bei Nacht Diebe anpackten.[4])

---

1) Du moment, qu'on les considéra comme les douze apôtres de la prédication belliqueuse dont Charlemagne était le chef, on voulut faire entrer parmi eux tous les guerriers les plus illustres que la poésie lui attribuait. Gaston Paris, histoire poëtique de Charlemagne, Paris 1865, p. 418.

2) Wetzer u. Welte, Kirchenlexikon, 2. Aufl., Artikel limbus.

3) Abb. Otte, Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters[5] I, 542.

4) Menzel, Deutsche Dichtung, I, 310.

Als 1742 Trencks Panduren und Tolpatschen im Isarwinkel den Ort Lenggrieß ausplündern wollten, lud sie der Pfarrer auf den Kirchhof ein, wo die armen Seelen den grimmigen Feind in schleunige Flucht jagten.[1]) Das sind ein paar Beispiele, die sich mir ungesucht darboten; ich bin überzeugt, daß sie noch stark vermehrt werden könnten. So können also die Geister aus der Hölle zu Rettern werden.

Nun ist noch ein wichtiger Einwurf zu beachten, der mir gemacht werden kann und von befreundeter Seite auch gemacht worden ist. Uhland war Protestant. War ihm die katholische Lehre vom Fegefeuer so geläufig? Der Einwurf scheint manches für sich zu haben. Und doch läßt sich darauf erwidern, daß auch in nichtkatholischen gebildeten Kreisen die Lehre vom Fegefeuer und den armen Seelen darin bekannter ist als vieles andere, und wäre es auch nur aus Dantes großem Gedichte. Wer sich aber quellenmäßig mit dem Mittelalter beschäftigt, dem stößt sie bald hier, bald da auf, ohne daß man von jenen Unterschieden zu wissen braucht, die wir oben anführten, und die auch sehr vielen Katholiken unbekannt sein dürften. Waren Uhland schließlich die mitgeteilten Sagen oder ähnliche bekannt, dann haben wir die Elemente, aus denen heraus er die behandelte Strophe nach unserer Auffassung schaffen konnte. Bei jeder andern Erklärung bleiben die Worte „Ich hab' euch manchen Dienst gethan" unverständlich. Es würde mich übrigens freuen, wenn von fachmännischer Seite neues für oder gegen meine Auffassung beigebracht würde.

---

## Sprechzimmer.

### 1.

### Das „Fechten" der Handwerksburschen.

(Vergl. Jahrg. 5., S. 118 und 271 d. Ztschr.)

Die Bezeichnung „fechten" für die bei den Handwerksburschen übliche Art des Bettelns ist ein sprachlicher Ausdruck, dessen Ursprung sich in eine höhere Zeit hinauf verliert, als in die traurigen Kriegsläufte des 16. und 17. Jahrhunderts, während welcher die Bewohner des platten Landes sich von gartenden Landsknechten mußten ruhig brandschatzen lassen. Nach meiner Meinung scheint die Ausdrucksweise mit den festlichen Gebräuchen des Berchtentages zusammenzuhängen.

Während der Zwölften, jener großen germanischen Festzeit zur Zeit der winterlichen Sonnenwende, erscheinen die Götter des Natur-

---

1) Achleitner, Tirol und Vorarlberg.

segens, besonders die allnährende mütterliche Gottheit, auf der Erde. Die Urmutter der Welt, die vornehmste unter allen Göttinnen unserer heidnischen Vorzeit, die gefeiertste und beliebteste Göttin Perchta, beginnt ihren Umzug am Julfeste, der jetzigen Weihnachtszeit. Mit goldenem Pfluge, gefolgt von den Heimchen, den Keimen alles Lebendigen, was im neuen Jahre geboren werden soll, zieht sie durch die Länder. Bis zum Ende des Umzuges am großen Berchtentag (6. Januar) breitet sie ihren Segen über die ganze Natur aus. Unermeßliche Schätze, die sie seit dem Scheiden der schönen Jahreszeit im Schoße der finstern Erde verwahrt und gehütet hat, verteilt sie über die Fluren. Noch heute fährt Frau Holle, wie Perchtas Namen in Nord- und Mitteldeutschland lautet, in Niedersachsen „an jedem Neujahrsabend zwischen 9 und 10 Uhr mit einem Wagen voll Neujahrsgeschenke durch alle Ortschaften, deren Bewohner sie früher verehrt haben." Reinsberg-Düringsfeld, das festliche Jahr, S. 15. In erster Linie gedachte die wohlthätige, gute Göttin der Armen. In vielen Gegenden Deutschlands galt sie als Stifterin uralter Vermächtnisse, aus deren Ertrag die Armen am Berchtentage von den Reichen sollten bewirtet werden. Als später das Christentum die Erinnerung an die alte Göttermutter auszurotten bemüht war, übertrug das Volk diese Stiftungen und andere Züge der beliebten Göttin auf geschichtliche Persönlichkeiten, die Mutter Karls des Großen, die Gemahlin Rudolfs des II. von Burgund u. a. Vergl. Vuillemin, Canton Waadt II, 17, 159. Regis, Rabelais II, 681. Die Äbtissin Bertha von Thierstein befahl, daß niemand mit leeren Händen von ihr gehen dürfe. Das ausdrückliche Gebot der großmütigen Frau soll durch tiefen Unwillen über den hartherzigen Verwalter des Klosters veranlaßt worden sein, der einst einen Bettler ohne Gaben fortgejagt hatte[1]). Bis spät ins Mittelalter kommen Stiftungen einer frommen Königin oder Gräfin Bertha vor. Bertha von Hohenlandsehr stiftete an der Kirche zu Boll eine große Brotverteilung an die Armen, welche fortan jährlich am St. Berthentage wiederholt warde. Man hat noch eine Eingabe des Magistrates von Boll an die herzogliche württembergische Regierung vom Jahre 1560, worin gebeten wird, obgleich keine Urkunde über die milde Stiftung vorliege, doch den uralten Gebrauch zu erhalten. Crusius, Schwäbische Chronik II, 418. O. A. Beschr. von Göppingen 166. Aus diesem Herkommen leiteten die Armen mit der Zeit ein Recht her, am Berchtentage bewirtet zu werden und während der Zwölften Gaben heischen zu dürfen. In der nördlichen Schweiz zogen bis 1529 weißgekleidete Mädchen und Buben am Berchten-

1) Münster, Cosmographie 599.

tage in den Dörfern umher, die in den Häusern einen Schluck süßen Weines forderten und erhielten; am Abende des Festtages nötigten sie die Vorübergehenden, mit ihnen in die Schenke zu ziehen und sie freizuhalten. Reinsberg-Düringsfeld, das festliche Jahr S. 13. In Oberbayern waren es stets drei Weiber, welche am Dreikönigsabend berchten gingen. Die „Leute gaben Birnen, Brot oder Nudeln, worauf die Dreie weiter zogen." Reinsberg-Düringsfeld u. a. O. S. 14. Im Elsaß klopfen Kinder und junge Burschen am Berchtentage an Thüren und Fensterläden, um ihren Anteil an den in diesen Tagen gebackenen Krapfen und Kröppel zu verlangen. Dieses Einsammeln des ihnen zukommenden Anteils an dem in der Festzeit hergestellten Backwerk nannten die Kinder und Burschen „bechten." Durch Verallgemeinerung des Ausdrucks erhielt er später die Bedeutung, überhaupt Gaben sammeln, und hat sich für das Fordern eines Zehrpfennigs von seiten der Handwerksburschen als „fechten" in der Volkssprache bis auf den heutigen Tag erhalten. Vergl. Stöber Alsatia 1852. S. 150. Simrock Mythol. S. 424.

Montabaur. J. P. Schmitz.

## 2.

## Stein und Bein schwören.

(Zu Ztschr. IX, 774 flg.)

Glöde führt in seinem Artikel „Stein und Bein klagen" a. a. O. folgende Äußerung G. Wustmanns über die Redensart „Stein und Bein schwören" an: „... Man hat zwar gemeint, darunter seien vielmehr die Edelsteine auf den Reliquienkästchen oder die Steinplatte des Altars und die Gebeine von Heiligen zu verstehen, die früher mit den Fingern beim Schwören berührt worden wären, ja sogar die Deutung hat Beifall finden können, beim Stein hätten die Heiden, beim Heiligengebein die Christen geschworen, also sei ein Eid bei Stein und Bein der allerstärkste Eid. Aber der Ausdruck ist nichts weiter als eine bildliche Bezeichnung großer Festigkeit u. s. w."

Zu meinem Bedauern kann ich trotz der stark apodiktischen Behauptung Wustmanns von meiner (Ztschr. VII, 568) Meinung nicht abgehen, um so weniger, als Wustmann vergaß, seine Behauptung durch Beweise zu erhärten. Jedoch sehe ich mich veranlaßt, das a. a. O. Gesagte noch einmal ausführlicher zu behandeln und durch neue Beweise zu stützen.

Je größer die Macht ist, welche durch die Zuerkennung des Eides dem Schwörenden in die Hände gegeben wird, je schutzloser bei der Einseitigkeit des Beweises der Gegner ihm gegenüber steht, desto größeres Gewicht mußte begreiflicher Weise auf die Beobachtung der Form gelegt

werden. Daher finden wir, daß man bei allen Kulturvölkern, um die Heiligkeit des Eides dem Schwörenden möglichst lebhaft zu Gemüt zu führen, seine Besonnenheit und Gewissenhaftigkeit zu wecken, die Ableistung des Eides an gewisse Solemnitäten und Förmlichkeiten knüpfte, welche vor Gericht oder einem sonstigen öffentlichen Akte von allgemeiner Wichtigkeit und Bedeutung auf das strengste innegehalten werden mußten. Die Schwurhandlung wurde in diesem Falle in dem Tempel oder an einem andern heiligen Orte in feierlichster Weise vollzogen. Der Schwörende mußte für die Erhärtung der von ihm aufgestellten Behauptung seine ganze Persönlichkeit, sein Seelenheil verpfänden, er mußte schwören bei allem, was ihm lieb und heilig war und dessen Besitz für die Wahrhaftigkeit seiner Aussage gleichsam als Pfand einsetzen. Die höchste Weihe jedoch erhielt die Eidesleistung dadurch, daß bei ihr eine Berufung auf die Gottheit, affirmatio religiosa, stattfand, daß durch sie die Versicherung der Wahrheit einer Aussage deo teste bekräftigt wurde. Darum giebt der Glaube an das unmittelbare Walten und Eingreifen der über die Gerechtigkeit und Wahrhaftigkeit in der Welt wachenden, jede Schuld rächenden Gottheit dem Eidschwur seine bindende Kraft. Dieser Glaube tritt uns meist mit sehr sinnlicher Färbung entgegen. Man schwur bei den meisten Völkern an jenen Stätten und bei jenen Gegenständen, die man vorzugsweise als Sitze der göttlichen Schöpferkraft oder durch Beziehung zu der Gottheit für heilig und im höchsten Grade verehrungswürdig betrachtete.

Bei den Israeliten mußte der Schwörende, meist mit dem Totenkleid angethan, in seiner Hand eine Thorarolle (Nequithat Chephez) halten, während bei dem ersten Schwur eines anerkannt frommen Juden die Berührung der Tefillin (der Gebetsriemen), jener mit Bibelstellen beschriebenen Pergamentstreifen genügte (Maimonides Hilc. Schebuoth 11). Die Bundeseide aber waren mit Opfern verbunden. (Gen. 26, 30, 31, 54. 2. Sam. 3, 20). Die Fleischstücke des Opfertieres wurden in zwei Reihen dergestalt gelegt, daß die Bundespartei hindurch gehen konnte, zur Warnung, daß, wer den geschlossenen Bund verletze, desselben Todes sterben soll, den das zerschnittene Opfertier erlitten hatte. (Gen. 15, 10. 1. Sam. 11, 7. Jerem. 34, 18.)

Bei Palice in der Nähe des Ätna mußte der zum Eid vorgeladene Grieche den Krater (Fels, Stein) berühren, indem man sich dem Glauben hingab, der, welcher falsch schwöre, komme auf der Stelle um. Polemon Fragm. 83 bei Macrob. Sat. V, 19 coll. Aristot. de mir. ausc. 57. Diod. XI, 89. Steph. Byz. s. v. Παλική. Die Bewohner von Pheneos in Arkadien schwuren bei dem sogenannten Petroma (eigentlich Stein, Fels), einem für Aufbewahrung heiliger Schriften be-

stimmten heiligen Behälter. Pausan. VIII, 15, 1. Ptolemaeus Ceraunus schwur seiner Halbschwester Arsinoe seinen Eid im ältesten und heiligsten Tempel des Zeus in Macedonien, die Hände auf den Altar an das Bild des Gottes legend. Justin XXIV 2, 8. Diese Berührung des Altars und der Gottheit, bei der man schwur, war überhaupt bei feierlichen Eiden allgemeine Sitte, woran sich in der christlichen Kirche der Gebrauch anreihte, beim Schwören die Hand auf den Altar zu legen. (Vergl. Hansen de iure iurando in Graev. Thes. ant. rom. V, 806 flg. Valcken. Opp. Phil. de ritibus in iurando a veteribus u. s. w. Ed. Lips. 1808 cap. IV). Auch bei den Griechen gingen einem feierlichen Eide stets Opfer voran (daher ὅρκια τέμνειν), welche der Schwörende berührte, um anzudeuten, es solle im Falle des Meineides ihm ergehen wie dem Opfertiere. Cf. Hom. Il. XIX, 175. 257. VII, 411. X, 321. Eustath. zu Il. III, 273. p. 333, 47 flg. Aristot. Pol. 9 und 14. Pind. Ol. VII, 65. Conon Narrat. 38. Schol. Aristoph. Lys. 202. Bei den Molossern herrschte bei der Leistung eines Bundeseides die Sitte, einen Stier in kleine Stücke zu zerschneiden und darüber einen Becher Weins auszugießen zum Zeichen, daß es dem Bundesbrüchigen wie dem Stiere gehen und sein Blut vergossen werden solle wie der Opferwein. Zenob. II, 83. Suidas. s. v. βοῦς ὁ Μολοττῶν. Bei Aeschylus Sept. c. Theb. 42 flg. wird das Blut des geschlachteten Opfertieres berührt. Die Chaldäer teilten das Opfertier in zwei Teile, verbrannten diese und gingen durch die Opferflammen hindurch. Cf. Lydius diss. de Juram. p. 321. Jenes Durchgehen durch das Feuer nennt auch Soph. Antig. 265 flg. und darauf beziehen sich die Redensarten διὰ πυρὸς βαδίζειν, εἰς πῦρ ἐμβαίνειν. Aristoph. Lys. 133. Liban. Epist. 70. 317. 397. 687. In dieser Sitte wollen einige den Ursprung der im Mittelalter so häufigen Gottesurteile sehen. Bei dem Gerichtshofe des Areopag schwuren Kläger und Beklagte auf den zerstückelten Gliedern eines Ebers, eines Widders und Stieres einen feierlichen Eid. Cf. Dinarch adv. Dem. § 47. Paus. I, 28, 6. Beim Zeugeneid wurde in Hellas teils bei der vorläufigen Untersuchung geschworen, indem die eine Partei die Zeugen zu einem Altar führte (der vielleicht einerlei ist mit dem λίθος [Stein], von dem Pollux VIII, 86. Plut. Sol. 25 spricht), teils auch vor dem Richter. Die Thesmotheten in Athen schwuren ἐν ἀγορᾷ πρὸς τῷ λίθῳ bei dem Steine. Cf. Pape s. v. λίθος.

Die Römer schwuren bei den Altären mit Berührung dieser heiligen Gegenstände, besonders bei dem Puteal, jenem Orte, den Jupiter mit seinem Blitzstrahl getroffen, und an welchem der Pontifex einen Feuerstein vergrub. Liv. I, 36. Cic. de Div. 17. Pers Sat. IV, 49. Das Berühren eines Altars war überhaupt wie bei den Griechen

so auch bei den Römern wesentlicher Gebrauch bei den Eidschwüren. Plaut. Rud. V, 2, 49. Verg. Aen. XII, 201. Val. Flacc. Arg. I, 787. Juven. XIII, 89. XIV, 218. Cic. pro Flacco 36, 90. Bei Eiden in Privatangelegenheiten berührte man die Asche und Gebeine von Verstorbenen. Tibull. Eleg. II, 6, 29—33. Prop. El. II, 20, 15. Eine besonders häufige symbolische Sitte beim Schwören war, daß man einen Stein in die Hand nahm und dazu sprach: Si sciens fallo, me Jupiter, salva urbe arceque, bonis eiiciat, uti ego lapidem hunc eiicio. Favor. ap. Gell. I, 21. Ohne Zweifel ist dieser Stein gleichbedeutend mit dem heiligen Kiesel der Fetialen, den man Jupiter Lapis (Stein) nannte. „Bei ihren Eiden, die sie im Namen des römischen Staates zu schwören hatten, nahmen sie diesen Stein in die Hand und setzten die Worte hinzu: So ich die Wahrheit sage, möge mir Gott helfen. So ich aber nicht mit lauterer Treue geschworen habe, so soll mich Diespiter ohne allen Nachteil für Stadt und Burg, wie ich hier diesen Stein von mir schleudere, aus meiner Heimat und allem Hab und Gut nach menschlichem und nach göttlichem Rechte herausschleudern.“ L. Preller, Römische Mythol.[2] S. 221. Siehe dort auch die Belege.

Um die Mitte des sechsten Jahrhunderts nach Christus erwähnt die lex Alamannorum, daß die Eideshelfer ihre Hände auf das Reliquienkästchen legten und obenauf der Schwörende die seinige. Die Stelle lautet: T. 6. c. 7. . . . ista sacramenta debent esse iurata ita, ut illi coniuratores *manus* suas *super capsam ponant* et ille solus, cui causa requiritur, verba tantum dicat et super omnium manus manum suam ponat, ut sic illi Deus adiuvet vel *illae reliquiae* ad illas manus, quas comprehensas habet, ut de illa causa, unde interpellatus est, culpabilis non sit, d. h. die Eideshelfer legen jeder die (rechte) Hand auf den Reliquienkasten, der Beklagte legt dann die seinige auf die der andern und spricht allein also: So wahr mir Gott und die Reliquien dieses Heiligen, über welchen mehrere Hände ruhen, helfen mögen, bin ich unschuldig an dem, was mir vorgeworfen worden ist. Im Anfang des siebenten Jahrhunderts findet sich in der 38. Formel der Formelsammlung Marculfs (cf. J. A. L. Seidenstücker, Commentatio de Marculfinis formulis, Jena 1815) folgende Rechtssache: Vor dem Hofgericht erscheint ein Großer und verklagt einen andern, daß er einen flüchtigen Sklaven des Klägers, der mit geraubtem Gut entronnen sei, bei sich aufgenommen habe. Der Beklagte leugnet die That. Nach dem Vortrage des Pfalzgrafen entscheidet das Gericht wie folgt: Beklagter hat aus fünfen, die der Kläger nennt, drei (Eideshelfer) zu nehmen, zu diesen dreien drei andere seiner Wahl zu fügen, und mit den sechsen, er selbst als der siebente, in der Hofkapelle über den Reliquien des heiligen Martin

seine Unschuld zu beschwören ... sic a proceribus nostris, in quantum illuster vir, ille comes palatii nostri, testimoniavit, fuit iudicatum, ut de quinque denominatis idem ille (pulsatus) apud (im merowingischen Latein häufig für cum) tres et alios tres, sua manu septima, in palatis nostro *super capella Domini Martini* — debeant coniurare. Für die karolingische Zeit gilt als Eidesformel: So wahr mir Gott helfe und seine Heiligen. Cap. L. Rip. add. c. 72 p. 118: sic illum Deus adiuvet et *Sancti*, *quorum istae reliquiae sunt*, ut veritatem dicat. Vergl. auch L. Alam. Karol. 6, 4. p. 133. Als Ort der Ableistung der gerichtlichen Eide ist im allgemeinen die Kirche vorgeschrieben und zwar am Altar mit Bezug auf die daselbst aufbewahrten Reliquien: Omne sacramentum in ecclesiam aut *supra reliquias* iuretur L. Baiuv. text. III, 1, 5. Hiermit steht nicht in Widerspruch, daß Eide in Freiheitsprozessen an der althergebrachten Gerichtsstätte und in Sachen des königlichen Gerichts im Palatium geschworen werden sollen. Denn auf der Gerichtsstelle wurde die Hand auf den tragbaren Schrein (capsa Kesse), das Heiligtum gelegt, in welchem ein Diener des Gerichts (der Stäber) die Reliquien der Heiligen an einem Stabe dem Schwörenden darreichte (gestabter Eid). Im Palatium wurde ein kirchlicher Raum aufgesucht. J. W. Planck giebt in seinem Werke, das deutsche Gerichtsverfahren im Mittelalter (2. Bd. S. 33) in folgender Weise den Vollzug der Schwurhandlung an: „Mit Erlaubnis des Richters, welche im voraus erbeten werden muß, legt der da schwören soll, seine Waffen ab (und sein oberstes Gewand), und tritt hinein in den innern Raum zwischen den von den Gerichtspersonen besetzten Bänken (die virscharen). Dort ist das Reliquienkästchen, de hilgen, welches er vom Richter erbeten oder selbst herbeigeschafft hat (Das sächsische Lehnrecht bei Homeyer Sachsenspiegel II, 1, 64. § 2. 66. § 2. Der Richtsteig Lehnrecht bei Homeyer Sachselspiegel II, 1. S. 409 flg.), in einer für die Vollziehung des Schwures angemessenen Weise vor ihm oder seinem Vertreter aufgestellt. Handelt es sich um den Überführungseid gegen einen in der handhaften That oder Verfestung gefangen vorgebrachten Beklagten, so hat, der da schwören soll, denselben zuvor mit Erlaubnis des Richters zur Erde gesetzt und das Reliquienkästchen auf sein Haupt. Der Schwörende kniet nunmehr in angemessener Entfernung, erhebt die rechte Hand und legt die zwei nächsten Finger vom Daumen auf das Kästchen. In dieser Stellung spricht er laut und vernehmlich, ohne Stocken und genau die Worte des Eides. Belege a. a. O. Diese Stellen mögen genügen, da es unsere Aufgabe nicht ist, die Sache erschöpfend zu behandeln. Hier sei nur noch erwähnt, daß von einer solchen Berührung körperlicher Gegenstände die Bezeichnung „leiblicher Eid" iuramentum corporaliter praestitum herrührt. Der bürgerliche

Eid schloß bis zur Reformation stets mit der Formel: So wahr mir Gott helfe und seine Heiligen. Nach eingetretener Kirchentrennung wurde zur Erzielung möglichster Gleichförmigkeit unter Katholiken und Lutheranern das Reichs-Kammergericht angegangen, den Eid auf „Gott und sein Evangelium" zu stellen. (R.-Absch. v. 1555 § 107. vergl. R.-K.-G.-O. von 1555 Th. 1. Tit. 57—85.)

„Stein und Bein" ist eine alte Rechtsformel, der zweite Teil ist nicht formelhaft, sondern tautologische Verstärkung, denn aus Ymirs zerbrochenem Gebein wurden die Steine, Felsen, Klippen und Berge geschaffen (Grimnismal 40). Das anorganische Naturprodukt ist aus dem organischen, der Makrokosmos der Welt ist nach nordischer Auffassung aus dem Mikrokosmos des Riesenleibes hervorgegangen. Umgekehrt läßt ein Gedicht des elften Jahrhunderts (vergl. Simrock, altd. Lesebuch S. 39 u. 40) Gott die Knochen des Menschen von den Steinen bilden. Jedenfalls ist die eddische Vorstellung, wie sie die einfachste und kindlichste ist, auch die älteste." Auch ich bin mit Becker der Meinung, daß Stein und Bein Accusativ sei, jedoch abhängig von einer zu ergänzenden Präposition, weil in den deutschen Rechtsquellen stets wiederkehrt, in sanctis, up de hilgen.

Nach dem, was oben über die bei allen Völkern mit der Eidesleistung verbundenen blutigen Opfer gesagt worden ist, scheint auch bei den Germanen der Eid ursprünglich auf dem Opferstein abgelegt worden zu sein, auf dem die Gebeine und Schädel der geschlachteten Tiere sich befanden. Hing man doch die Pferdeschädel als Amulette an die Thürpfosten, woran die Reidstangen am sächsischen Bauernhaus bis auf den heutigen Tag noch erinnern. Rechtsformeln haben ein zähes Leben, sie waren dem ganzen Volke bekannt und die Quellen von analogen Redensarten.

Wenn Glöde Wustmann zur Stütze seiner Behauptung anführte, so bitte ich Heyse, Hwb. d. d. Spr. s. v. Stein; Weigand, D. W.-B. s. v. Bein; Heyne, D. W. s. v. Bein; Schrader, D. Bilderschmuck d. d. Spr. S. 235 nachzulesen.

Montabaur. J. P. Schmitz.

## 3.

## Zwei Invalidenlieder.

Fr. Böhme führt im Deutschen Liederhort, III S. 271 u. 272 folgende beiden Lieder auf:

### Der Invalid.

Mit jammervollen Blicken
Und tausend Sorgen schwer
Geh ich an meinen Krücken
Die weite Welt umher.

Ich war ein tapfrer Krieger
Und manchem Soldaten lieb,
Ein auserwählter Sieger;
Jetzt aber — Invalid.

Gott weiß, hab viel gelitten
In manchem schweren Kampf,
In manchem Streit gestritten,
Gefühlt den Pulverdampf.

Ich stand bei Sturm und Regen
In grauser Mitternacht,
Bei Blitz und Donnerschlägen
Ganz einsam auf der Wacht.

Mir drohten oft Geschütze
Den fürchterlichen Tod,
Bald trank ich aus der Pfütze,
Bald aß ich Schimmelbrot.

Und nun nach vieler Schauung
Noch fern von meinem Grab
Erhielt ich die Belohnung
Mit diesem — Bettelstab.

### Des Invaliden Mahnung.

Mit jammervollen Blicken
Und tausend Sorgen schwer
Schleich ich an meiner Krücken
Die weite Welt umher.
War einst ein braver Krieger,
Sang manch Soldatenlied,
War einst ein froher Sieger,
Nun bin ich Invalid.

Gott weiß, hab viel gelitten,
Hab schon in manchem Kampf,
In mancher Schlacht gestritten,
Gehüllt in Pulverdampf.
Verwundt hab ich gelegen
Wohl auf dem freien Feld,
Man zog mir aus meine Kleider
Und nahm mir auch mein Geld.

Ich stand bei Sturm und Regen,
Weit draußen in der Nacht,
Bei Blitz und Donnerschlägen
Ganz einsam auf der Wacht.
Ich furcht weder Tod noch Teufel,
Aber meinen lieben Gott,
Der hilft aus allem Zweifel,
Der hilft mir aus der Not.

Mir drohten oft Geschütze,
Der fürchterlichste Tod,
Oft trank ich aus der Pfütze,
Aß auch verschimmelt Brot.
Doch war ich stets zufrieden,
Gedachte meiner Pflicht,
Und Gott half mir zum Siege,
Und Gott verläßt uns nicht.

Ihr Söhne, bei der Krücke,
An der mein Leib sich beugt,
Bei diesem Thränenblicke,
Der sich zum Grabe neigt,
Beschwör ich euch, ihr Söhne:
Bleibt treu mit Tapferkeit,
Wenn Kriegstrompetentöne
Euch rufen in den Streit.

Die Frage nach dem Zusammenhang dieser beiden in manchen Versen so merkwürdig übereinstimmenden Lieder läßt der Herausgeber unbeantwortet; denn wenn er zu dem zweiten Liede anmerkt: „Dieser jüngere Invalidengesang schließt nicht mehr mit Klagelauten, sondern der patriotischen Mahnung: Allezeit zum Kampf bereit", so will er damit schwerlich das zweite Lied als eine Umdichtung oder Erneuerung des ersten bezeichnen.

Das Rätsel löst sich durch das folgende Gedicht Chr. Dan. Schubarts, Sämtl. Gedichte, Frankfurt a. M. 1787, II, S. 123:

Der Bettelsoldat.

Mit jammervollem Blicke,
Von tausend Sorgen schwer,
Hink ich an meiner Krücke
In weiter Welt umher.

Gott weiß, hab viel gelitten,
Ich hab so manchen Kampf
In mancher Schlacht gestritten,
Gehüllt in Pulverdampf.

Sah manchen Kameraden
An meiner Seite tot
Und mußt im Blute waten,
Wenn es mein Herr gebot.

Mir drohten oft Geschütze
Den fürchterlichsten Tod,
Oft trank ich aus der Pfütze,
Oft aß ich schimmlig Brot.

Ich stand in Sturm und Regen
In grauser Mitternacht,
Bei Blitz und Donnerschlägen
Oft einsam auf der Wacht.

Und nun nach mancher Schonung
Noch fern von meinem Grab
Empfang ich die Belohnung —
Mit diesem Bettelstab.

Bedeckt mit dreizehn Wunden,
An meine Krück' gelehnt
Hab ich in manchen Stunden
Mich nach dem Tod gesehnt.

Ich bettle vor den Thüren,
Ich armer, lahmer Mann!
Doch ach, wen kann ich rühren?
Wer nimmt sich meiner an?

War einst ein braver Krieger,
Sang manch Soldatenlied
Im Reihen froher Sieger;
Nun bin ich Invalid.

Ihr Söhne, bei der Krücke,
An der mein Leib sich beugt,
Bei diesem Thränenblicke,
Der sich zum Grabe neigt,

Beschwör ich euch, ihr Söhne:
O flieht der Trommel Ton
Und Kriegsdrommetentöne,
Sonst kriegt ihr meinen Lohn.

Wir sehen, beide Lieder sind aus derselben Quelle geflossen; beide sind entstanden in einer Zeit, wo der Schubartsche Schluß nicht mehr paßte, d. h. nach der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht. In dem ersten Gedichte ist durch bloßes Weglassen Schubartscher Strophen ein Lied von ungewöhnlicher Herbheit und Bitterkeit entstanden; es gehört offenbar in die Zeit nach den Befreiungskriegen, in die Zeit, als die armen Stelzfüße noch ausschließlich auf den Bettel angewiesen waren, um ihr Leben zu fristen. Dagegen dürfte das zweite Lied erst nach 1870 entstanden sein; denn die Änderungen und Zuthaten des Umdichters atmen eine Zufriedenheit, eine Vaterlandsliebe, die wir nicht wohl früher ansetzen können; der Neubearbeiter hat zugleich die vierzeiligen Strophen des Originals zu achtzeiligen Strophen zusammengezogen, um sein Lied einer anderen Melodie anzupassen.

Leipzig. P. Gläser.

Peter Wilhelm Merkes, der neuhochdeutsche Infinitiv als Teil einer umschriebenen Zeitform. Historisch-grammatische Betrachtungen. Leipzig 1895. 128 S. 8°.

Wenn wir vorstehende Göttinger Dissertation einer ausführlichen Besprechung an dieser Stelle unterziehen, so thun wir es deshalb, weil diese treffliche Schrift u. E. eine solche Besprechung in dieser Zeitschrift aus mehrfacher Hinsicht verdient. Viele der von ihm aufgeworfenen bezw. entschiedenen Fragen greifen auch auf das Gebiet des deutschen Unterrichtes hinüber, wie sich gleich zeigen wird.

Der Verfasser, Rheinländer von Geburt, ist seit 1890 Mitglied der niederländischen Staatsprüfungskommission für Lehramtskandidaten der deutschen Sprache. In dieser Stellung reifte in ihm der Plan, eine ausführliche Grammatik der deutschen Sprache auf historischer Grundlage zu schreiben: ein Werk, des Schweißes der Edlen wert und dem man mit Teilnahme entgegensieht. Freilich, wenn man nach dem vorliegenden Teile schließen darf, wird das Ganze einen gewaltigen Umfang erreichen. Die Dissertation ist Herrn Prof. Mor. Heyne-Göttingen gewidmet, der auf ihre Ausarbeitung nicht ohne Einfluß geblieben sein dürfte.

Was wir an erster Stelle lobend hervorheben möchten, das ist die durchsichtige Klarheit. Folgerichtige, strenge Logik, die nie den Zusammenhang verliert, zieht sich wie ein roter Faden durch den ganzen Gang der Untersuchung. Von Punkt zu Punkt, von Satz zu Satz schreitet lückenlos die Beweisführung fort, so daß sich schließlich die Regeln und Grundsätze wie von selbst ergeben. Dies im Vereine mit der gefälligen Schreibweise, den im ganzen gut gewählten Beispielen, der Heranziehung ähnlicher sprachlicher Erscheinungen in deutscher oder in fremden Zungen macht die Lektüre und das Studium des Büchleins so anziehend, möchte sagen zu einem solchen Genuß, wie man ihn von einer trockenen grammatischen Materie nicht erwarten sollte und wie man ihn nur selten in Schriften ähnlicher Art findet.

Wenden wir uns dem Inhalte zu. Naturgemäß zerfällt die Schrift in zwei Teile. Der erste kürzere (S. 1—13) behandelt die Verbindung des „werden" mit dem Infinitiv

„ich werde schreiben"

als Futur-Umschreibung. Verfasser weist die gewöhnliche Erklärung der Form aus „ich werde schreibend" mit guten Gründen ab: wovon der hauptsächlichste der ist, daß werden mit Inf. schon im 13. Jahrundert auftaucht, zur selben Zeit, wo die im Germanischen schon früh beliebte Verbindung „werden" mit dem Part. praes. noch sehr häufig ist: eine Ausgleichung von Formen aber findet naturgemäß erst dann statt, wenn die eine Form schon im Aussterben ist und nicht mehr als verständlich gefühlt

wird. — Auch die Erdmannsche Ansicht, an „ich bin + Inf." habe sich die Bildung des „ich werde + Inf." angelehnt (Assimilationstheorie), hält der Verfasser zur Erklärung für unnötig; er selbst erklärt die Sache so. Da man mhd. alle bestehenden Formen eines Futur-Ersatzes:

ich soll glänzen
ich muß glänzen
ich will glänzen
ich werde glänzend

als unzureichend und zweideutig erkannte, suchte man nach einer neuen und fand sie in werden + Inf.; es war der „reinste und unzweideutigste Ausdruck für die Zukunft, der auf germanischem Gebiete geschaffen worden ist." Wir unserseits möchten diesen tiefern Grund am liebsten mit Erdmanns Ansicht zusammenwirken lassen, um die Entstehung und Verbreitung der Form zu erklären. Entstanden im 13. Jahrhundert, ist sie schon bei Luther das durchgehends herrschende reine Futurum. — Nachdem Merkes dann die Entwickelung der bald wieder ausgestorbenen, weil an Bedeutung vom Imperf. kaum unterschiedenen Bildung

ich ward schreiben

berührt hat, wendet er sich zu dem hierzu gehörigen erhaltenen Konjunktiv „ich würde schreiben". Mit Recht und Glück verteidigt er den bei den Grammatikern und deshalb auch in der Schule jetzt streng verpönten Gebrauch des „würde" im Nebensatz: zwar nicht für ein Ereignis der Gegenwart, das als angenommener Fall hingestellt wird; wohl aber, wenn darin ein Ereignis der Zukunft als angenommener Fall vorliegt, wie z. B. in dem Lutherschen Satze 1. Kor. 10, 28 Wo aber jemand zu euch würde sagen ... — Auch das sogen. Fut. ex., gebildet als Notbehelf der Grammatikaster für die entsprechende lateinische Zeitform, wird nur als Ausdruck einer Vermutung gutgeheißen, wie z. B. schon bei Luther 2. Kön. 3, 23 Einer wird den andern geschlagen haben.

Der bei weitem längere und schwierigere Teil (S. 13 flg.) behandelt den Infinitiv als Ersatz des Part. praet. bei den Perff. der modalen Hilfszeitwörter und einiger anderer Verben (wie: ich habe schreiben können, statt gekonnt). Diese eigentümliche Erscheinung hat sich merkwürdigerweise nur im Deutschen und Niederländischen — hier nicht bloß bei der Flexion mit hebben, zij hatt mij kunnen antwoorden, sondern auch bei zijn, Hij is blijven staan —, ziemlich spät entwickelt, nicht in den andern germanischen Sprachen, z. B. engl. oder nord. — Zur Erklärung hat man verschiedene Wege eingeschlagen. Man hielt (Grimm) das „können" u. s. w. für Partizipia der den Praeterito-praesentia zu Grunde liegenden alten Verba: aber die wirklich nachweisbaren Part. der genannten Verben sind alle schwach und nicht vor dem 14. bez. 15. Jahrhundert nach-

gewiesen. Die angenommenen Part. müßten zudem anders lauten, sodaß ein Ausgleich zwischen Part. und Infin. undenkbar würde, und würden andere Bedeutung haben. — Man hat ferner die „falsche“ Analogie herangezogen. In dem Beispiele: ich habe arbeiten sehen (heißen, lassen) war Infin. und das (augmentlose) Part. nicht zu unterscheiden. Davon beeinflußt, habe man dann auch gesagt „ich habe arbeiten konnt“ und dann „ich habe arbeiten können“. Aber weshalb hat denn die Sprache die vielen andern starken Verba, deren Part. praet. mhd. und später noch augmentlos sein durfte, nicht gleicherweise entwickelt, sodaß man sagte: „ich habe geben (laufen, singen)“ u. s. w.? — Nach Abweisung der erwähnten Erklärungsversuche stellt Verfasser seine eigene Ansicht auf. Das in Rede stehende „können“ u. s. w. ist nach ihm ein wirklicher Infinitiv und das Ergebnis eines syntaktischen formalen Ausgleichs — dieser Begriff „Ausgleich“ wird in dankenswerter Weise ausführlich erörtert und in seine Arten zerlegt —, zu beurteilen, wie z. B. „Ich trinke einen Becher alten Wein“ statt des ursprünglichen partitiven Genitivs „alten Weines“. „Stehen zwei Wortformen“, so heißt es S. 24, „im Satze unmittelbar nebeneinander und drängen sie sich in dieser Zusammenstellung dem Sprachgefühl mehr oder weniger als eine inhaltliche Einheit auf, so ist man bestrebt, ihre Formen einander zu nähern und dadurch Formenunterschiede zu verwischen: die eine Form wird der andern angeglichen.“ — Bei einer Angleichung sind immer zwei Fälle möglich, je nachdem die eine oder die andere Form obsiegt: so konnte aus „ich habe schreiben gemußt“ werden 1. „ich habe schreiben müssen“, 2. theoretisch „ich habe geschrieben gemußt“. Das S. 30 in dieser Richtung angeführte Beispiel scheint uns allerdings überaus merkwürdig. — Die Entwickelung der besprochenen Sprachform ist also nach Merkes kurz folgende (S. 33): 1. Bis ins 14. bez. 15. Jahrhundert kannte man die Satzform „er hat thun sollen“ nicht, weil das Part. „gesollt“ noch nicht gebildet war; mhd. half man sich mit der sonderbaren Verlegung des Praet. „er soll gethan haben“. (Vgl. das Engl.) 2. Im 14. bez. 15. Jahrhundert kam das Part. auf, also „er hat (ge)sollt thun“. 3. Im 16. Jahrhundert zeigt sich Schwanken zwischen dieser Form und der Ausgleichung „er hat sollen thun“, die im 17. Jahrhundert gewöhnlich und heute allein üblich ist.

Wir müssen es uns leider versagen, gleich ausführlich auf die weiteren Darlegungen des Verfassers einzugehen. Er geht die so erklärte Satzform in allen ihren möglichen Erweiterungen durch (z. B. die Typen: „er wird heute mit meinem Bruder in die Stadt haben gehen wollen“; „er hat das mögen thun wollen“ u. s. w.), ferner ihre Wortstellung bei Haupt- und bei Nebensatz. Nur drei Punkte seien noch kurz heraus-

gegriffen. Bekanntlich schreibt Lessing Sätze nach dem Typus: Wenn er diesen Brief selbst schreiben können, will ich ihn anstellen, d. h. mit Auslassung des verbum fin. in dem Nebensatz. Dieser, vom Verfasser Lessing-Satz getaufte Typus ist zu belegen seit 1582—1850; heute gilt er wohl nur noch in der Form: „Wenn er das schreiben gekonnt, ...“ — Mit Recht behauptet Verfasser S. 56 gegen Wustmann, daß die Auslassung des „hatte, war“ u. s. w. im Nebensatze nicht erst jüngeren Ursprungs ist; vielmehr ist die Auslassung älteren Datums, und deshalb auch der poetischen Sprache allein angemessen. Gleichwohl möchten wir, — und glauben, der Verfasser ist derselben Meinung — diese Auslassung abgesehen von wenigen Fällen (wo dadurch eine Kakophonie vermieden wird) zumeist tadeln und von der Schule eifrig bekämpft wissen. — Interessant ist endlich (S. 67) die Bemerkung, daß der Satz: „Ich glaube es haben thun zu können“ dem zu eine falsche Stellung anweist, entstanden nach Analogie von: „er behauptet es thun zu wollen“ u. dgl. Das Niederländische hat hier noch das Richtige bewahrt: Ik geloof het te hebben kunnen doen. Der falschen Stellung werden wir uns jedoch gar nicht mehr bewußt!

Die Anerkennung, die wir dem Verfasser im allgemeinen zollen, schließt natürlich nicht aus, daß wir in manchen Punkten abweichender Meinung sind. So sind, nach meinem Sprachgefühl, durchaus fehler- und einwandfrei die von Merkel (S. 41) angezweifelten Sätze: „Verkauft ist das Haus worden, nicht vermietet,“ oder (S. 42) „Schreiben hat er ausgezeichnet können, vortragen aber nur schlecht;“ ebenfalls in der Form: „Schreiben hat er ausgezeichnet gekonnt, ...“ wo ich stilistisch freilich vorziehen möchte: „Schreiben konnte er ...“ — Aus dem Satze „Er wird ausgezeichnet haben schreiben können“ (S. 43) wird mit veränderter Wortstellung zwar nicht „Schreiben wird er ausgezeichnet haben können,“ wohl aber kann es heißen: „Schreiben wird er ausgezeichnet gekonnt haben.“ — S. 50 halte ich doch mit Wetzel die ältere Wortstellung in Beispielen wie: „Er hat das Haus müssen verkaufen lassen,“ „Ich hätte ihn hier sollen töten lassen,“ statt des modernen „Er hat das Haus verkaufen lassen müssen“ auch heute noch für zulässig. — Umgekehrt sind die S. 54 gebildeten Beispiele: „Der Brief wird haben geschrieben werden können“ und gar: „Wenn der Brief wird haben können geschrieben werden“ durchaus undeutsch, um nicht zu sagen überhaupt unmöglich; ebenso ist entsetzlich zu lesen wie zu hören, so richtig logisch an sich der Satz lauten mag: „Wenn er das hätte können drucken lassen dürfen.“ Da sieht man vor lauter Bäumen den Wald nicht. Auch wird niemand eine Übersetzung wie S. 71 „Der Wunsch das thun gekonnt zu haben“ — Le désir

d'avoir pu faire cela in Wirklichkeit je bilden. — In dem Satze, der Brugsch-Pascha einmal entschlüpft ist (S. 72): „Es war ein Schüler, der das Zeitliche gesegnet hatte, ohne seine Studien vollendet haben zu können," sehe ich keineswegs mit dem Verfasser ein „Nachwehen des mittelhochdeutschen Sprachgeistes," sondern einen gewöhnlichen, in der Eile des Schreibens begangenen Schnitzer; denn wie selten hört und prüft jetzt noch das Ohr, was die Hand schreibt, im Verhältnis zu vergangenen Zeiten! Überhaupt gehören von den Formen, die in dem letzten Teile des Buches besprochen werden, die meisten nicht dem gewöhnlichen, schlichten Stile an, sondern sind ein Erzeugnis der gelehrten Buchsprache, kurz sie gehören zum papiernen Stil und verdienen keineswegs Nachahmung. Und hier finde ich mich mit dem Verfasser wieder zusammen, dessen Regel (S. 71, vergl. 64) ich vollständig unterschreibe und allen Lehrern zur praktischen Befolgung warm ans Herz lege: „Bei etwaigen Schwierigkeiten in der Konstruktion (nämlich der Modalhilfszeitwörter) bediene man sich statt des modalen Hilfszeitwortes einer gleichbedeutenden Redensart," z. B. statt „können" = im stande, in der Lage sein, vermögen, u. ä.

Es erübrigt noch zu bemerken, daß von S. 76 an eingehende Belege zu der Konstruktion der einzelnen Verba (nämlich können, wollen, mögen, müssen, dürfen, lassen, machen, sehen, hören, lehren, lernen, helfen, heißen, brauchen, pflegen, suchen, wissen, vermögen, bedürfen, fühlen) unter Heranziehung einer reichen, von 1519 bis zum modernsten Tages- und Zeitungsdeutsch reichenden Litteratur gegeben sind. — Auffällig ist (S. 74 und 127 flg.), daß der Verfasser in der ganzen von ihm durchstöberten Litteratur, auch in keinem der großen Wörterbücher einen Beleg für die Perfekt-Form von „fühlen" („ich habe sein Herz schlagen fühlen") hat finden können. Vielleicht veranlassen diese Zeilen seitens unserer Leser die Auffindung eines Beispiels oder die Aufklärung, weshalb solche Beispiele fehlen. Jedenfalls hat Grimm, wenn er im Wörterbuche unter „fühlen" sagt, unsere Sprache setze heute lieber: „ich habe sein Herz schlagen gefühlt" sich von der manchmal bei ihm hervortretenden bewußten oder unbewußten Altertümelei verführen lassen.

Zum Schlusse möchte ich nicht unterlassen, die schönen Worte anzuführen, womit Merkes die Stellung der (deutschen) Grammatik kennzeichnet und die mir, wie gewiß manchem Lehrer unserer Muttersprache, aus der Seele gesprochen sind (S. 68): „Der Grammatik kommt eine höhere Würde zu, als die eines bloßen Beobachters und Berichterstatters. Ihre erste Aufgabe ist es allerdings, das ganze vorhandene Formenmaterial der Sprache festzustellen. Dann aber ist es ihre Pflicht, kritisch zu untersuchen und Widersinniges als durchaus Unberechtigtes ohne Nachsicht zu verurteilen. Bei schwankendem Sprachgebrauch soll sie sich nicht zum

Sklaven von Mehrheiten erniedrigen. Sie soll ein weiser Richter über Mehrheit und Minderheit sein und dadurch soviel als möglich verhüten, daß die blinde Menge, die allerhand guten und schlechten Einflüssen ausgesetzt ist, Gutes verkümmern und Schlechtes üppig emporwuchern läßt. Sie soll unnötige und schlechte fremde Bestandteile aus der Sprache verbannen und soll die vorhandenen Ausdrucksmittel pflegen, und so viel an ihr ist, nicht vernachlässigen lassen."

Vreden i. W. **Arens.**

Selmar Kleemann, Die Familiennamen Quedlinburgs und der Umgegend. Quedlinburg. Verlag von H. C. Huch. 1891. 264 S. 8⁰.

Der Verfasser hat die weitschichtige, zum Teil in Programmen und Zeitschriften zerstreute Litteratur über deutsche Familiennamen sorgsam durchgearbeitet und im einzelnen verwertet. Unsere bedeutendsten Forscher auf dem Gebiete der Namenkunde haben dem Buche ihre Hilfe nicht versagt: Ich weiß selber aus eigener Erfahrung, wie schwer es ist, die Familiennamen eines beschränkten Bezirkes auch nur annähernd vollständig zu sammeln, sie zu erklären und unter die einzelnen Stämme zu bringen ist eine Riesenarbeit. Ich habe das Material für Rostock und die umliegenden Dörfer noch immer nicht zusammen, obgleich ich schon seit drei Jahren sammele. In Urkunden, Kirchenbüchern, Steuerlisten, Urbarien, Zunfttabellen liegt der Stoff zerstreut, in Meklenburg kommt noch die zweifache Sprache, hoch- und niederdeutsch, hinzu. Mancher Forscher wird mit Freuden in dem Buche blättern und alte, liebe Bekannte werden sich ihm in neuer Beleuchtung zeigen, daneben wird diese Bearbeitung der Familiennamen Quedlinburgs auch ein ernsteres wissenschaftliches Interesse vollauf befriedigen. Das umfangreiche Buch ist gerade so entstanden wie meine Sammlungen, es ist nämlich die Erweiterung und Ausführung eines Vortrags, den Kleemann 1884 im Quedlinburger Beamtenverein gehalten hat. So begannen meine Studien mit Vorträgen über den Rostocker und Wismarschen Adreßkalender. Bei solchen Gelegenheiten merkt man erst, wie viel es trotz unserer vielen Namenbücher noch auf diesem Gebiete zu thun giebt.

Das erste Kapitel „Zur Geschichte der deutschen Namengebung" giebt ein anschauliches Bild von der Entwickelung der deutschen Familiennamen. Nächst Jakob Grimm hat sich ja besonders Ernst Förstemann ein hohes, wissenschaftliches Verdienst erworben, indem er die ältesten deutschen Personennamen, männliche wie weibliche, bis zum Jahre 1100, weit über 12000 an Zahl, in seinem „Altdeutschen Namenbuche", Band I. Personennamen (Nordhausen 1856), zusammengetragen hat. Sie sind der Haupt- und Grundstock unserer heutigen Familien-

namen, die ihrerseits ihre Entstehung dem wirtschaftlichen Aufschwunge der deutschen Städte seit der Mitte des 13. Jahrhunderts verdanken. Jeder Deutsche führt heute mindestens zwei Namen, einen Familiennamen und einen Vornamen. Unsere Vorfahren haben sich Jahrhunderte hindurch mit der ausschließlichen Führung eines Namens begnügt. Wir finden keine Spur, daß in der vorchristlichen Zeit beim Feste der Namengebung, die wie bei fast allen Völkern so auch bei den Germanen ein bedeutungsvoller, feierlicher Familienakt war, dem Kinde doppelte Namen gegeben wären. Hieß der Vater Konrad, so konnte dessen Sohn Friedrich, dessen Sohn Otto, dessen Sohn Hildebrand u. s. w. heißen. Um die Pietät, die in der Kinder Namen die Erinnerung an geliebte Verwandte erhalten will, auszudrücken, wozu wir heute die Vornamen gebrauchen, besaß die älteste Zeit, so lange die Kraft der Namengebung noch lebendig war, verschiedene Mittel. Es wurde entweder, und das ist eine sehr alte Form, der Name durch Ablaut umgewandelt; die Mutter hieß Ada, die Tochter Oda, die Mutter Adalhilt, die Tochter Uodelhilt. Oder man band die Namen innerhalb der Sippe durch Stabreim, z. B. die Mutter **Thusnelda**, der Sohn **Thumelicus**; die Burgundenkönige **Gibich**, **Gunther**, **Gêrnôt**, **Gîselher**; **Hildebrand** und sein Sohn **Hadubrand**, aus dem Hasdingenhause **Godagisil** und seine Söhne **Guntharix** und **Geisarix**; im fränkischen Stamme die Namen **Sigeo**, **Sigufrid**, **Sigumund**. Manchmal finden sich auch volle vokalische Reime, so in einer fränkischen Urkunde vom Jahre 635 die drei Brüder Ado, **Dado**, **Rado**. Dann wieder gingen gleiche Kompositionsglieder durch die Geschlechter hindurch, so im Epos von Walther und Hildegunde Alpheri (Vater), Waltheri (Sohn), Ratheri (Enkel); Geisarix und seine Söhne Hunarix und Theudarix. Oder endlich es wurde im Namen des Kindes der Name des Vaters und der Mutter zugleich berücksichtigt, indem aus jedem der zweigliedrigen Namen je ein Wort genommen, und diese beiden zu einem neuen Namen zusammengeschmolzen wurden; so ist z. B. eine Teutberta Tochter eines Teudulfus und einer Erkamberta; ein fränkisches Ehepaar Reinarius und Amalgardis haben die Söhne Raganharius und Amalharius, sowie die Töchter Raingardis und Angilgardis. So erklären sich die vielen Namen, in denen die Bildungsteile ihre Stelle getauscht haben: Gêrnôt und Nôtgêr; Gêrnand und Nandgêr; Walthari und Harialt; Fridugîs und Gîsfrid; Gîsloald und Waldegîsil; Fridamal und Amalfrid; heutige Namen z. B. Degener und Herdegen; Baldewein, Weinpold; Trautwein, Weintraut und viele andere (Vergl. auch Fick, die griechischen Personennamen, Göttingen 1874 S. XCIII flg.).[1] Diese

1) Vergl. Kleemann, S. 2 flg.

einfache Art der Namengebung genügte noch bis zur Zeit der sächsischen und fränkischen Kaiser. Die Kreuzzüge erst brachten Wechsel und Bewegung und damit verwickeltere Rechtsverhältnisse. Die Unterscheidung der Namen mußte nun eine genauere werden. Außerdem war im Laufe der sprachlichen Entwickelung der Namen eine Masse ursprünglich verschiedener schließlich in eine Form zusammengefallen, sodaß sich nur zu häufig gerade in den Städten, den Mittelpunkten des Verkehrslebens, dieselben Namen wiederfanden.[1]) Abhilfe wurde dadurch gefunden, daß man zum eigenen Namen den des Vaters oder das Amt oder sonstige Beschäftigung, irgend eine hervorstechende Eigenschaft oder endlich den Wohnsitz als Beinamen zufügte. Der Name des Vaters sollte eigentlich immer im Genitive stehen, zu erklären aus einer Ellipse von Sohn, aber schon frühzeitig findet sich der Nominativ. Diese Beinamen gingen später vom Vater auf den Sohn über, befestigten sich in der Familie und wurden so zu Familiennamen, die nun von Geschlecht zu Geschlecht übertragen werden. Diese von Italien beeinflußte Entwickelung nimmt ihren Lauf vom Rhein aus. In Italien gab es nach Kleemann schon im 9. Jahrhundert erbliche Familiennamen, so in Venedig 809, in Mailand 882, in Verona 905 und in Florenz 973. Die Familiennamen treten zuerst 1106 in Köln auf, 1145 in Zürich, 1168 in Basel, um dieselbe Zeit etwa in Mainz und Worms, in Frankfurt a. M. in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Dann folgt Hamburg, wo die durchgreifende Entwickelung in die Zeit von 1250—1270 fällt. In den lippischen Städten begegnen sie ebenfalls im Laufe des 13. Jahrhunderts, auf dem platten Lande treten sie dagegen erst etwa 100 Jahre später auf. Ähnlich entwickeln sich die Familiennamen in Schlesien, Luxemburg, den meklenburgischen Städten und den alten Hansastädten der südbaltischen Küstenländer. Für Meklenburg ergeben meine Quellenstudien, daß sich Familiennamen nicht vor 1340 finden. Dann aber sind sie plötzlich da, wie viele Urkunden zur Genüge beweisen. In Quedlinburg begegnet die erste Spur eines Familiennamens ca. 1184 bis 1203, sie sind aber im Jahre 1244 noch nicht fest. Die Entwicklung ist natürlich schneller in der Stadt als auf dem Lande — in Meklenburg ist dies Verhältnis sehr deutlich nachzuweisen — und dabei gehen zuerst die besitzenden, vornehmen Bürger voran, erst später folgen die Ritter, Geistlichen und Handwerker; im 14. und 15. Jahrhundert

1) Wie sehr die Bildungen von den einzelnen Stämmen in einander übergehen, hat besonders auch Albert Heintze (Die deutschen Familiennamen geschichtlich, geographisch, sprachlich. Halle a. S. 1882) hervorgehoben, dem ich an dieser Stelle meinen Dank für seine Mitteilungen zu meiner Sammlung der Tiernamen ausspreche.

ist sie im ganzen abgeschlossen, wenn ja auch bekanntlich die Juden erst im Anfange unseres Jahrhunderts durch verschiedene Verordnungen gezwungen wurden, allgemein feste Familiennamen anzunehmen.

Kleemann unterscheidet nun unter den heutigen Familien- oder Geschlechtsnamen drei große Schichten:

1. Altdeutsche Namen, die ursprünglich Personennamen waren; sie sind die ältesten und anziehendsten und überragen an Schönheit des Inhalts und der Form alle anderen weitaus.
2. Kirchliche Personennamen als Familiennamen.
3. Die große Klasse der Beinamen, die hergenommen sind von Gewerbe, Stand und Amt, von charakteristischen Eigenschaften, von Herkunft und Wohnsitz.

Alle diese Namen sind nach Stämmen übersichtlich geordnet. Das gegebene Material ist überaus reichlich, die Erklärungen, wenn auch im einzelnen anfechtbar, sind stets streng wissenschaftlich gehalten.

Das Register am Schlusse erhöht die Brauchbarkeit des Buches bedeutend. Der Namenforscher, der sich mit den deutschen Familiennamen im allgemeinen beschäftigt, kann sich also leicht orientieren, ob er für seinen Zweck Passendes in dem Buche findet. Solche Spezialuntersuchungen werden später immer die Grundlage für ein großes deutsches Namenbuch bilden müssen, für Ortsnamen, die ja auch für die Erforschung der Familiennamen wichtig sind, ist neuerdings eine interessante Studie auf Bayern bezüglich von Haselmayer erschienen (Über Ortsnamenkunde, Würzburg 1890). Kleemanns Buch wird alle Germanisten interessieren, für Forscher auf dem Gebiete der Namenkunde ist es geradezu unentbehrlich. Man könnte auf dasselbe ohne Bedenken den Ausspruch anwenden, den Isaac Taylor von Förstemanns Altdeutschem Namenbuch gebraucht: „a work which only a German could have conceived or executed, and which, even in Germany, must be considered a marvellous monument of erudite labour“.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Drucke des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung IV: Niederdeutsche Schauspiele älterer Zeit. Herausgegeben von J. Bolte und W. Seelmann. Gedruckt auf Kosten der Germanistischen Sektion des Vereins für Kunst und Wissenschaft in Hamburg. Norden und Leipzig. Diedr. Soltaus Verlag. 1895.

In der Entwickelung des Dramas besteht ein enger Zusammenhang zwischen nord- und süddeutscher Dichtkunst. Es ist interessant, daß noch im Zeitalter der Reformation in hoch- wie in niederdeutscher Sprache dieselben Stoffe behandelt und dieselben Formen benutzt werden. Von

da an nimmt die Mannigfaltigkeit ab, die das niederdeutsche Drama mit dem hochdeutschen teilte. Die Spiele ernsten Inhalts in niederdeutscher Sprache werden immer seltener. Im 17. Jahrhundert weist die niederdeutsche Dramendichtung fast nur noch kurze Schwänke auf, in denen auf Kosten roher und tölpelhafter Bauern Heiterkeitserfolge erzielt werden sollen. Der Grund liegt natürlich darin, daß das Niederdeutsche als Schriftsprache immer mehr schwand und von den Gebildeten verachtet wurde, wie die Leute, die es sprachen. Im Hause und auf der Straße lebte das Niederdeutsche weiter, im amtlichen und schriftlichen Verkehr wurde hochdeutsch gesprochen und geschrieben. Kirche, Gericht und Schule wirkten dahin, daß die Kenntnis des Hochdeutschen in den Städten der Maßstab der erlangten Bildung wurde. Die Unfähigkeit hochdeutsch zu verstehen und zu sprechen galt als bäurisch. Ich habe in meinem Aufsatz „Die Stellung des niederdeutschen Dialekts und seiner Werke zur hochdeutschen Schriftsprache und Litteratur"[1]) auf diese untergeordnete Stellung des Niederdeutschen hingewiesen, zugleich aber auch auf den großen Reichtum der niederdeutschen Litteratur auf allen Gebieten und in allen Jahrhunderten. Wie der Städter mit Verachtung auf den Bauern herabsah, dem er Dummheit, Roheit und Unflätigkeiten aller Art mit Unrecht zuschrieb, so sehr verachtete er seine Sprache. Und doch hatte diese Sprache manche Vorzüge vor der Hochdeutschen voraus, wie auch die Herausgeber unserer Sammlung anerkennen, die sonst die Stellung des Niederdeutschen mit ziemlich schwarzen Farben malen. Im niederdeutschen Drama, wenn es auch ziemlich einseitig fast nur Bauern vorführt, ist die Ausdrucksweise stets einfach und natürlich, in den hochdeutschen durchweg schwülstig und gespreizt. Mit Recht weist daher Chr. Weise, der Vorkämpfer gegen den Marinismus der deutschen Dichtung des 17. Jahrhunderts, auf die Niedersachsen hin. Er sagt im Vorwort seines 1690 erschienenen Josephs: „Die niedersächsischen Possenspiele präsentieren sich besser als die Hochdeutschen. Und wer die Ursache wissen will, der mag nur dieses bedencken. Die Nieder Sachsen bleiben bey ihrer familiaren pronunciation, damit ist alles lebendig und naturell." Auch Lessing rühmt einmal von den niederdeutschen Szenen eines späteren Dramas: „Die naive Bauernsprache giebt Allem eine ganz eigene Würze." Die Herausgeber begrüßen in den späteren niederdeutschen Schau- und Zwischenspielen, die sonst vielleicht für die deutsche Litteraturgeschichte von nebensächlicher Bedeutung sind, mit den Hochzeitsgedichten zusammen willkommene Zwischenglieder zwischen der mittelniederdeutschen

1) Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrands, ed. O. Lyon, Ergänzungsheft zum achten Jahrgang der Ztschr. f. d. dtsch. Unterr. Leipzig (Teubner), 1894, S. 35—61.

und der heutigen Mundartlitteratur. Merkwürdig ist die Mischung von Formen aus verschiedenen niederdeutschen Dialekten, die sich oft in einem Stücke zusammen finden. In diesem Bande sind solche Stücke gedruckt, die besonders für Hamburgs ältere Sprache und Litteratur wichtig sind. Während man sonst annahm, daß das erste Denkmal dramatischer Poesie in Hamburg erst aus dem Jahre 1630 datiert, sind hier zwei Spiele vom Jahre 1616 und eins vom Jahre 1618 abgedruckt, zusammen mit zwei kurzen holländischen Kluchten, die zu älteren mittelniederdeutschen Fastnachtspielen in Beziehung stehen. Es sind: I. Moorkensvell (S. 1—14), II. Boeren Vasten-avonds-spel (S. 15—21), III. Vitulus (S. 23—60), IV. Scriba (S. 61—84), V. Hanenreyerey (S. 85—147).

Wertvoll sind die Einleitungen zu jedem Stück (S. *1—*48) und die Anmerkungen (S. 149—164). Das erste Stück mit der Überschrift 'Moorkens — vel, Vande quade Wyven' trägt das Motto:

'Ick ben ghenaemt het Moorkens-vel,
De quade Wyven kennen my wel.'

Dies niederländische Stück ist verwandt mit dem niederdeutschen Fastnachtsspiel 'Böse Frauen' und anderen alten Schwänken. Es ist in einem Antwerpener Druck vom Jahre 1600 erhalten. Es enthält die Zähmung einer bösen Frau durch ihren Mann, der sie blutig schlägt und in das gesalzene Fell eines toten Rappen 'Moorken' wickelt. Kalff setzt das Stück in die erste Hälfte des 16. Jahrhunderts, ein noch älteres Zeugnis nimmt der Verfasser aus der 1538 gedruckten lateinischen Schulkomödie Andrisca des Utrechter Rektors Georg Macropedius. Sehr interessant ist die Analyse eines anderen Werkes auf S. *9 flg. Das ist die Bearbeitung des Stoffes durch einen deutschen Schulmeister im Jülichschen, Martin Schmidder (Fabritius) in Düren, der 1582 folgende Komödie veröffentlichte: 'Das New Morgens Fell. Von der Frawen herschung, vnd gebiet der Weiber vber jhre Man.' Schmidder sagt am Schluß, daß er 'Das Büchlein Morgens Fell' in ein Drama — ein kürtzweilig Spill — umgewandelt habe. Es muß also eine niederländische Erzählung existiert haben; die englische, nach der Shakespeare sein Lustspiel 'The taming of a shrew' schrieb ist, in epischer Form erhalten: 'A merry Jeste of a shrewde and curste Wyfe, lapped in Morelles skin, for her good behauyour.' Die Verfasser kommen auf S. 21 zu dem Schluß, daß das niederländische Moorkensvel und das niederdeutsche Fastnachtsspiel die beiden ältesten Bearbeitungen des Stoffes sind. Welches von diesen beiden Stücken Vorlage und welches Bearbeitung ist, bleibt noch zu untersuchen.

Das Boeren Vasten-avonds-spel (aus demselben Antwerpener Drucke vom Jahre 1600) ist sicher eine wörtliche Übersetzung des mittelnieder-

deutschen 'Vastelavendesgedichts' von der Bauernbetrügerei. Wir sehen also wiederum, daß auf diesem Gebiete wenigstens das Niederdeutsche etwas Originelles leistete. Die beiden folgenden Stücke Vitulus und Scriba sind die ältesten niederdeutschen Dramen Hamburgs, die die Verfasser nachweisen können. Sie sind spätestens 1616 in Hamburg aufgeführt. Ihre Sprache weist nach Meklenburg, wo der Verfasser nach der Annahme der Herausgeber seine Jugend verlebt hat. Der Vitulus ist eine zwar freie, aber sehr gewandte Übersetzung von der lateinischen Schulkomödie des Rektors Cornelius Schonaeus aus Harlem, die 1595 erschien. Auch eine holländische Bearbeitung existiert. Der Titel der holländischen Posse ist: 'Lacchelicke Cluchte, Van een Boer die in een Calfsvel benaeyt was.' Der Vitulus des Schoenaeus erinnert an die 1535 gedruckte Posse 'Aluta' des Macropedius. Der Scriba ist ein ziemlich geschickt angelegtes Stück, nach verschiedenen entlehnten Motiven angefertigt, worin der Schreiber eines Junkers den alten Bauern Chim betrügt. Es kommt darin das Strebekatzenziehen vor, der Bauer wird an seiner Identität irre gemacht, und seinem Sohne Drewes das Latein eingetrichtert. Alle drei Motive finden sich vielfach in der deutschen und in fremden Litteraturen verwertet. Noch derber als der Scriba ist der Hanenreyerey, das fünfte abgedruckte Stück. Das ist von einem Hamburger verfaßt, das beweisen die Sprachformen aufs deutlichste. Buhlerei zwischen einem Mönch und einer Wirtsfrau, Streit zwischen Bauern und Narren bilden den Inhalt. Bearbeitungen dieses Schwankes in epischer und dramatischer Form in der Litteratur aller Völker sind nicht selten. Für den deutschen Bearbeiter wird die Fabel des Burkard Waldis die Quelle gebildet haben.

Wir wissen den Herausgebern für die interessante Publikation Dank, da die meisten Stücke nur in einem einzigen, schwer zugänglichen Drucke erhalten sind.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

A. Dühr, Homers Gesänge in niederdeutscher poetischer Übertragung. Teil I. Niederdeutsche Ilias. Kiel und Leipzig. Verlag von Lipsius u. Tischer. 1895. XII u. 656 S. 8°.

Endlich ist nun das originelle Werk erschienen, auf das schon seit längerer Zeit in verschiedenen Zeitschriften hingewiesen ist.[1]) In dem

1) Vergl. A. Dühr, Eine niederdeutsche Homerübersetzung, Ztschr. f. d. deutschen Unt. VII 3. S. 180-193. — O. Glöde, Eine niederdeutsche Homerübersetzung. Von A. Dühr. Herrigs Archiv XCI 2. u. 3. S. 293-297. — O. Glöde, Noch einmal August Dührs niederdeutsche Homerübersetzung, Herrigs Archiv XCII 2. S. 192 bis 197.

Vorwort spricht der Verfasser in klaren Worten Art und Zweck seiner Übersetzung aus. Daß ich ihm nicht unbedingt beistimmen kann, habe ich schon wiederholt bemerkt, obgleich ich doch wohl dafür bekannt bin, daß ich nicht zu den Feinden der niederdeutschen Litteratur gehöre. Wenn also der Verfasser sein Werk „den Freunden der plattdeutschen Litteratur" vorlegt, so rechne ich mich unter diese. Was Dühr in der Vorrede über Homers Ilias sagt, ist durchaus zutreffend, zeugt auch von der berechtigten Verehrung für Homer und sein Meisterwerk. Die Ilias ist gewiß ein ernstes Lied, nicht heiter ist die Muse, die dem Sänger das Herz zu diesem „Hohenliede des Heroismus" stimmte. Die in diesem Heldenliede auftretenden Personen glauben selber an eine große allgemeine menschliche Teilnahme. Diese innige warme Teilnahme Homers für die Söhne der Achäer macht uns sein Lied so menschlich sympathisch. Es ist mir ebenfalls sehr einleuchtend, daß bei so gestellten Motiven die Anforderungen an die schildernde Sprache sehr hoch gehen. Dühr wirft daher mit Recht die Frage auf: 'Ist das Plattdeutsche einer so großen Aufgabe gewachsen und in diesem Sinne der homerischen Sprache kongenial?' Ich weiß, daß vielfach die Ansicht verbreitet ist, das Plattdeutsche habe nicht die Fähigkeit für das heroische Pathos. Ich teile diese Ansicht zwar nicht, weiß vielmehr, welche Kraft dem Niederdeutschen — dieser Ausdruck ist wohl treffender als Plattdeutsch — innewohnt; aber ich kann mir nicht verhehlen, daß die gestellte Aufgabe sehr schwer und bis jetzt noch nicht im entferntesten gelöst worden ist, auch nicht von Dühr in der vorliegenden Übersetzung. Dühr und alle Verehrer und Kenner des Niederdeutschen brauchen natürlich nicht mit den Leuten zu rechten, die das Niederdeutsche überhaupt gering schätzen, denen unser Idiom unsympathisch und unangenehm ist, wohl deshalb weil es die Sprache des gemeinen[1]) Mannes ist. Denen braucht auch nicht erst eine Autorität wie Goethe vorgeführt zu werden, um die großen Schönheiten des Dialekts und seiner Dichtung in das rechte Licht zu stellen. Das Niederdeutsche ist selbstverständlich keine Entartung des Hochdeutschen, aber es ist falsch, es „die vielgegliederte Grundlage zu nennen, aus der das Hochdeutsche erwachsen ist". Klaus Groth hat jedenfalls das nicht gemeint, wenn er in poetischer Weise das Niederdeutsche die Schwester des Hochdeutschen nennt, die 'im alten Hauskleide ihr zur Seite wandelt, ein Bild ihrer selbst aus früheren einfacheren Zuständen, eine stille Mahnerin zur Schlichtheit und Einfachheit". Falsch ist es auch, wenn Dühr behauptet, das Hochdeutsche sei für diese Art des Pathos ungeeignet und

1) gemein natürlich in dem niederdeutschen Sinn von schlicht und einfach mit dem Beigeschmack von natürlich und brav.

allein das Niederdeutsche für eine der Homerischen Empfindung durchaus ähnliche, stimmungsvolle Wiedergabe des antiken Heldenliedes geschaffen. Wenn Dühr die wohlgelungenen hochdeutschen Übersetzungen von Wilhelm Jordan und Oskar Hubatsch nicht genügen, so sollte er doch daraus den Schluß ziehen, daß ein anderer begabterer Dichter kommen muß, der den Homerischen Ton besser trifft, oder noch besser, daß eine dem Original gleichwertige Übersetzung Homers überhaupt nicht möglich ist, ebenso wenig wie eine von Horaz, Molière oder Shakespeare. Ich bestreite also, daß es nur durch eine mundartliche Übertragung möglich ist, einer Homer-Übersetzung einen populären Anstrich zu geben und dadurch der für Griechenland bekannten großartigen Wirkung des Homerischen Volksepos nahezukommen. Beweisend ist für mich auch nicht der Umstand, daß der Verfasser die erste Anregung zu der vorliegenden „Niederdeutschen Ilias" aus dem Kapitel „Plattdeutsches" in Langbehns Buche „Rembrandt als Erzieher" (S. 144 flg.) genommen hat. Es ist eben leider bis jetzt noch nicht bewiesen, daß das Plattdeutsche dem griechischen (Homerischen) Idiom seelisch verwandt ist. Die Besprechungen des Dührschen Buches von H. Berger (Meckl. Nachrichten, Schwerin, 15. Dezember 1895. 2. Beilage) und Lübecke (2. Beilage zu Nr. 303 des Reichsboten vom 25. Dezember 1895), die der Übersetzung äußerst günstig sind, geben auch nicht ohne weiteres zu, daß diese Übersetzung allen Anforderungen genügt, die Dühr an eine kongeniale Wiedergabe der Ilias stellt. In Klaus Groths Kreisen ist gewiß seit Jahren ein niederdeutscher Homer erwartet worden (vergl. auch Klaus Groths Vorrede zu Robert Dorrs plattdeutscher Übersetzung von Shakespeares Lostgen Wiwer von Windsor). Auch andere Kenner unserer Litteratur haben den Gedanken an eine niederdeutsche Ilias geäußert, und ich gebe Dühr auch vollkommen recht, daß die Stimmen derer, die sich gegen jeden Versuch einer niederdeutschen Homer-Übersetzung prinzipiell aussprechen oder aussprechen werden, keine Bedeutung mehr haben. Ich glaube, daß eine gute niederdeutsche Homer-Übersetzung sicher von großer Wirkung ist. Dühr aber weist selbst auf die Schwäche seiner Übersetzung hin, wenn er (Ztschr. f. d. dtsch. Unterr. VII[3] S. 183) sagt: „Die vorliegende Übersetzung spricht speziell den Strelitzer plattdeutschen Dialekt, der dem Hochdeutschen näher steht als das Reutersche Schweriner Idiom; was für den hier zu betonenden Zweck gewiß nicht schadet." Ich meine, ein niederdeutscher Dialekt, der dem Hochdeutschen näher steht als ein anderer, ist der schlechtere von beiden. Denn Hochdeutsch und Niederdeutsch sind sprachliche Gegensätze; wenn sie sich nähern, verliert das Niederdeutsche. Außerdem behauptet Dühr ja gerade, daß das Hochdeutsche Homers Sprache nicht kongenial wiedergeben könne.

Meine größten Bedenken richten sich daher gegen die Sprache der Übersetzung. Ich habe mich schon an anderer Stelle über den von Dühr gewählten Dialekt ausgesprochen. Der meklenburg-strelitzsche Dialekt ist kein guter Vertreter des Niederdeutschen. Das Zischlaut-sch ist nicht niederdeutsch. Aber der Verfasser schreibt auch nicht den strelitzer Dialekt, sondern seine Sprache ist ein buntes Gemisch von niederdeutschen und hochdeutschen Worten. So spricht und schreibt kein Mensch in Deutschland, am wenigsten ein echter Niederdeutscher. Die syntaktischen Verbindungen sind durchweg hochdeutsch, der Wortschatz enthält sehr viele hochdeutsche Elemente, viele von den niederdeutschen Ausdrücken sind gesucht oder nicht allgemein verständlich. Ich habe an anderen Orten schon öfter Beispiele angeführt, um meine Ansicht zu rechtfertigen, hier möge eine neue Probe folgen. Ich wähle die Worte der Andromache an Hektor (De söste Gesang, Vers 477 flg.):

'O min leewe Unglücksmann, Verdarwen ward din Maut di bringen!
Ach, dat doch dit Kind sin Lallen mit Gewalt künn in di dringen!
Hew Erbarmen! schriggt min Hart, hew Mitleid doch nu mit din Fru,
Mit dit arme Unglückswesen, dat din Wittfru bald ward nu,
Wenn nu bald de griechschen Schoren kamen, um di dottoschlan!
Süll ick di verlieren, wull ick leewer unnre Ird woll gahn;
Denn keen Trost ward för mi bliewen, wenn de Dodsnacht starr di deckt,
Blot noch Leid, — keen Vaddershand, keen Mudderarm entgegenstreckt
Sich mi, denn de leewsten Harten kann min Leid ick nich mihr klagen —
Weetst jo, minen Vadder hett de Götterheld Achill dotschlagen,
Und de Kiliker ehr grote schöne und hochduhrge Stadt,
Theben, is von d' Ird verschwunnen, und de dor as könig satt,
Den — ick möt d't noch mal di klagen, schlög Achill dot, doch he wennte
Schu sich dorvon af, de Waffen em to rowen, he verbrennte
Minen doden Vadder in sin prunkend funkelnd Panzerrüstung,
Ihrt' sogor em mit en Grawmal, ihr von d' Stadt weg he, de Fürst, gung. —
Nymphen von de naben Stadtbarg' plantten Rüstern up sin Graw,
Zeus sin mitleidsvullen Döchter, de uns so vel Schrecknis gaw.
Und de mit mi wirn upwussen dor to Hus, min säwen Bröder,
Steegen all an enen Dag mi in den düstern Hades nedder;
Denn de starke rasche Held Achilles de se all dotschlagen
Up de Weid, up de se wiren mit ehr Käuh und't Schapveh tagen.
Und de Königin, min Mudder, ehren grönen Wald müsst s'laten,
Unnen an den Plakosbarg, dor kreeg ok se de Fiend to faten,
Samt den ganzen rieken Kronschatz, und denn schläpt s'Achill hierher —

. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . .

Hektor, du min Leew, min Lewen, du min Held, min tru Gemahl
Dorüm hew Erbarmen nu, und bliew hier baben up den Wall,
Mak dien Kind nich to 'ne Wais und bring mi nich in Wittwen-Qual.'

In diesen Versen sind Unglücksmann, Unglückswesen, entgegenstreckt, Gemahl, Erbarmen, Wittwen-Qual, Wald, Waffen und viele andere Wörter rein hochdeutsch, ebenso der Ausdruck 'prunkend funkelnd Panzer-

rüstung'; 'mitleidsvullen' ist eine hochdeutsche Bildung, ebenso fast die sämtlichen Satzverbindungen; 'gung' von 'gân' ist keine niederdeutsche Form.

Aus diesen Mängeln der Sprache geht hervor, daß das Buch nicht von dem niederdeutsch redenden Volk gelesen werden wird, schon aus dem Grunde, weil sie den Text nicht verstehen. Das ist nicht ihre Sprache, die hier in gereimten Trochäen in ihr Ohr tönt. Die ganze hochdeutsch redende Bevölkerung Deutschlands greift natürlich auch nicht zu dieser Homerübersetzung. Die Gelehrten, denen die hochdeutschen Übersetzungen nicht gefallen, halten sich an den Urtext. Es bleibt also eine Anzahl von Gelehrten übrig, die sich für das originelle Unternehmen aus Interesse für den niederdeutschen Dialekt begeistern werden. Denn das wird wohl jeder anerkennen, daß diese mit riesigem Fleiß geschaffene Übersetzung im einzelnen große Schönheiten enthält. Das trochäische Versmaß ist durchaus geschickt angewendet, der Sinn von Homers Worten an vielen Stellen meisterhaft wiedergegeben. Das Problem einer wirklich niederdeutschen Homerübersetzung bleibt aber noch zu lösen.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Th. Matthias, Kleiner Wegweiser durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs. Leipzig, Richard Richter, 1896. 144 S.

Mit lebhafter Freude begrüßen wir die vorliegende Schrift, die in erster Linie für die Hand der Schüler bestimmt ist, aber auch jedem, der draußen im Leben steht und in irgend welcher Weise sich der deutschen Schriftsprache bedient, ein willkommener Führer sein wird. Das Buch ist ein knapper Auszug aus des Verfassers größerem Werke „Sprachleben und Sprachschäden." Da es in unserm Blatte von anderer Seite eingehender besprochen werden wird, begnügen wir uns hier mit einem kurzen Hinweise auf das treffliche, Herrn Geheimen Schulrat Prof. Dr. Th. Vogel in Dresden zugeeignete Werk. Daß die Sprachschwankungen zweifellos im Unterrichte zu besprechen sind, wird heute wohl überall anerkannt. Der von Matthias verfaßte kleine Wegweiser bringt alles Nötige in so knapper und abgerundeter Weise bei, daß er nach jeder Richtung hin für Schule und Leben in gleicher Weise empfohlen werden kann. Die gründliche Sachkunde des Verfassers sowie seine Besonnenheit und Umsicht treten auf jeder Seite überaus wohlthuend zu Tage, sodaß wir dem kleinen Buche die weiteste Verbreitung wünschen.

Dresden. **Otto Lyon.**

Hermann Wunderlich, Der deutsche Satzbau. Stuttgart, Cotta Nachfolger, 1892. XIV, 252 S.

Hermann Wunderlich, Unsere Umgangsprache in der Eigenart ihrer Satzfügung. Weimar und Berlin, Emil Felber, 1894.

Beide Bücher gehören zu dem Wertvollsten, was die letzten Jahre in Bezug auf die Erforschung unserer neuhochdeutschen Sprache hervorgebracht haben. Beide sind mir aus jahrelangem täglichem Gebrauche innig vertraut und lieb geworden. Die erste der beiden Schriften, „Der deutsche Satzbau", ist wohl vor allem durch Erdmanns „Grundzüge der deutschen Syntax" angeregt und hervorgerufen worden und erscheint vielfach geradezu als eine Berichtigung und Ergänzung des Erdmannschen Werkes, das ja leider ein Torso geblieben ist. Nicht auf Regelung, Gesetzgebung, auf Ablehnen und Absprechen hat es der Verfasser abgesehen, sondern auf Prüfung und Beobachtung, daher geht er wie Erdmann durchaus vom einzelnen aus, um allmählich von da aus einen Überblick über das Ganze zu gewinnen. Wir können das Verfahren nur billigen und freuen uns, daß in einer Zeit, wo so viel unbefugte Gesetzgeberei und Polizeiwillkür in sprachlichen Dingen getrieben wird, die ruhige, sachliche Prüfung und Beobachtung, die nicht Gesetze giebt, sondern den wahren Gesetzen der Sprache sorgfältig nachspürt, in so bedeutsamen Schriften wie denen Wunderlichs zur Geltung und Herrschaft gelangt. Es gebührt Wunderlich aufrichtiger Dank für sein ruhiges, klares und besonnenes Auftreten in unserer Zeit, in der das Sic volo, sic jubeo so vieler Grammatiker und Sprachbesserer vielfach die oberste Entscheidung in sprachlichen Dingen werden zu wollen scheint. Wenn wir auch den einzelnen Ergebnissen Wunderlichs nicht in allen Punkten beipflichten können, so erscheint uns doch der Gang der Untersuchungen und das ganze Verfahren zweifellos als richtig. Nicht zustimmen kann ich Wunderlich z. B. in seinen Anschauungen über die Apposition (S. 118 flg.). Wunderlich meint, daß die Apposition gänzlich eigener Satzbildung zustrebe und daher Sätze wie „von dem Herzog von Cumberland, königliche Hoheit" und ähnliche vollkommen richtig seien; der Kasus der Apposition brauche mit dem des erklärten Substantivs nicht übereinzustimmen. Die ganze geschichtliche Entwickelung der Apposition zeigt aber, daß diese ihrem Wesen nach ein Substantivattribut in gleichem Kasus, keineswegs aber ein verkürzter Satz ist. Es ist also an der Forderung, die Apposition mit dem erklärten Substantiv in gleichen Kasus zu setzen, durchaus festzuhalten, also: Friedrichs des Großen, Königs (nicht: König) von Preußen u. s. w. Eine weitere Kongruenz erfordert jedoch die Apposition nicht, und falsch ist es daher, wenn

Wunderlich sagt, daß die Grammatiker für sie „dieselbe Kongruenz in Anspruch nähmen wie für das Adjektiv." So könnte ich noch in manchem andern Punkte meine abweichende Meinung begründen. Diese geringe Zahl anfechtbarer Ergebnisse kommt aber gar nicht in Betracht gegen die Fülle des Wahren und Guten, die in Wunderlichs Buch enthalten ist. Ich erinnere nur an die hübsche Darlegung der Entwickelung der partizipialen Formen: Ich habe hören wollen, ich habe das sagen hören, ich habe das kommen sehen, er hat das schreiben lassen u. s. w., die keineswegs bloß schlechthin als Assimilationen an den voraufgehenden Infinitiv zu erklären sind, wie das seit Erdmann Mode geworden ist und wie es auch Merkes in seiner oben besprochenen Schrift im Anschluß an Erdmann lang und breit ausführt, sondern von Wunderlich S. 53 flg. mit Recht als alte Partizipien ohne ge angesehen werden, deren Form zufällig mit dem Infinitiv übereinstimmte, weshalb man dann bei anderen Verben in falscher Analogiebildung einfach den Infinitiv einsetzte. Bei sehen, lassen, heißen kam diese merkwürdige Perfektumschreibung zuerst vor: Ich habe das kommen sehen (statt des spätern Partizips: gesehen), ich habe dich rufen lassen (statt des spätern Partizips: gelassen), wer hat dich das thun heißen? (statt geheißen). Erst von diesen ganz gebräuchlichen Wendungen übertrug man das auf können, dürfen, sollen, wollen u. s. w., z. B. Ich habe das nicht erlangen können u. s. w. Dabei hat dann die Assimilation an den vorhergehenden Infinitiv wohl mitgewirkt; sie kam aber doch erst in zweiter Linie in Betracht. So könnte ich noch zahlreiche, gleich geistvolle und vortreffliche Darlegungen Wunderlichs anführen. Das Gesagte wird jedoch genügen, um zu zeigen, mit welch wertvollem Hilfsmittel für deutsche Grammatik und deutschen Unterricht wir es hier zu thun haben. Kein Lehrer des Deutschen darf Wunderlichs vorzügliches Werk unbeachtet lassen. Für eine gründliche wissenschaftliche Ausgestaltung des deutschen Unterrichts ist es einfach unentbehrlich.

Höchst fesselnd ist auch das andere oben angeführte Buch Wunderlichs über unsere Umgangssprache. Wunderlich untersucht darin die Umgangssprache, wie wir sie täglich gebrauchen und wie sie namentlich in den Schriften Gerhard Hauptmanns, Sudermanns, Hebels, Halbes, Anzengrubers u. a. Verwendung gefunden hat. Das Buch wird dadurch zugleich eine Untersuchung über den Stil der realistischen Dichterschule. Nach einer vortrefflichen Auseinandersetzung über Rede und Schrift, Auge und Ohr, geschriebene Sprache und gesprochene Rede, in der er das Wesen der Umgangssprache darein setzt, daß sie lebendige Rede ist, sich an kleine Verkehrskreise wendet, sich deshalb auch bequeme und nachlässigere Toilette erlaubt und ihren hauptsächlichen Charakterzug durch

das lose, lockere Gefüge und die ungemeine Beweglichkeit der Wort- und Satzwerte erhält, legt er die Grundverschiedenheit der Umgangssprache von der Schriftsprache dar, indem er die Eröffnungsformen des Gesprächs, den sparsamen und verschwenderischen Zug unserer Umgangssprache, den Tauschwert unserer Formen und Formeln, sowie die Altertümlichkeit der Prägung aufs eingehendste darlegt. Wir haben selten etwas so Fesselndes auf sprachwissenschaftlichem Gebiete gelesen wie diese hervorragenden Ausführungen Wunderlichs. Das Wesen der lebendigen Rede wird hier zum ersten Male in ihrem Unterschiede von der Schriftsprache in klare Beleuchtung gestellt. Wir wünschen, daß dieses wirklich lebendige Buch in die weitesten Kreise dringe und überall reiche Belehrung spende. Das sind die Wege, welche die neuhochdeutsche Sprachforschung wandeln muß, wenn wir zu einer wirklichen Erkenntnis unserer herrlichen Muttersprache und ihrer Gesetze vordringen wollen.

Dresden. **Otto Lyon.**

R. Wossidlo, Das Naturleben im Munde des Mecklenburger Volkes. Zweiter Teil. Zeitschrift des Vereins für Volkskunde. 4. Heft. 1895. S. 424—448.

Für den zweiten Teil hat der Verfasser außer den im ersten erwähnten Mitarbeitern noch Mitteilungen anderer benutzt, die mit „Wind" und „Wasser" besonders gut Bescheid wissen. Der mythologische Gehalt vieler Ausdrücke, namentlich über Wolkenbildung, ist klar erkennbar, doch hat der Verfasser alle Hinweise unterlassen. Dieser zweite Teil behandelt in sechs Abteilungen die Sonne, den Mond, die Sterne, die Wolken, den Wind und das Wasser. Niederdeutsch: sünn wird mehrfach als Maskulinum gebraucht, ebenso: man, mand als Femininum. Das letztere geht besonders daraus hervor, daß der Niederdeutsche, wenn er hochdeutsche Lieder singt, in dem bekannten Liede vom Ritter und seiner Geliebten sagt: [Sie trafen sich in der Laube]: „Wenn die Mond am Himmel stand." Meistens ist allerdings „Sünn" Femininum. So sagen z. B. die Schiffer: „De sünn sitt uppe kimm (Horizont); wenn se in'n letzten is, seggen wi, nu geiht se uppe kimming dal." Sehr hübsch heißt es vom Sonnenuntergang in niederdeutschen Versen:

„Wenn de sünn so tickert,
Wenn de sünn so mickert,
Wenn se up'n gläden steiht,
Denn se bald ünnergeiht."

Wenn am Abend die Wolken neben der Sonne goldige Ränder zeigen, sagt man hie und da: „Dat sünd de sünn ehr taschendök, dor wischt se sik den sweit mit af." Zahlreich sind die Ausdrücke für

Dämmerung und Dunkelheit: „dat aukert all, dat ward all aukerig, dat wir stockendig düster, stockenstirndüster, stickbalkendüster, pickenrabenswarte nacht.“ Wenn die Sonne zwischen Wolken untergeht, so sagt man: „De sünn kickt dörch de luk.“ Wenn bei starkem Wassergehalt der Atmosphäre die breiten Strahlen auf die Erde fallen, so vergleicht der Niederdeutsche diese Strahlen mit Stützen, die die Sonnenscheibe halten: „De sünn steiht up stütten.“ Der Mond giebt auch im Munde des mecklenburger Landvolkes zu zahlreichen Bildern Veranlassung. Er heißt auch „de Wesenbarger sünn, de Stirnbarger sünn“, bei den Schiffern „de Swedsche sünn“, in Hamburg und Holstein „de Meckelborger sünn“. Besonders beliebt ist die Deminutivform „mäning“. „Stirnbarger mänings“ heißen nach Felix Stillfried (Biweglang S. 36) auch die Gesteinreste, die in der Mineralogie unter dem Namen Sternberger Kuchen bekannt sind. Wenn ein großer Stern beim Mond steht, sagen die Schiffer: „de mand het sinen verklicker (d. h. Verräter) bi sik; denn ward't weihgen, woneger, wo arger. Interessant sind die niederdeutschen Namen für einzelne Sterne. Melkstrahl, wildbahn, wildgang (es richten sich die Zugvögel nachts danach), wederbahn, wederstrang sind Namen für die Milchstraße, himmelswagen, nordwagen, dümk (dümk is eigentlich blos de fuhrmann, de lütte funk, de up dat middelst pird upsitt) für den großen Bären. Petri staff, scheperstaff, Jacobs staff heißt der Orion, stirnscheitent, stirnschott die Sternschnuppe. (Wo de stirnsnupp henföllt, dor starwt en.) Bei den Ausdrücken für die Wolkenbildung ist es merkwürdig, daß sie sehr häufig lokale Färbung haben, indem die Bewohner irgend einer Gegend die Bildung von dunklen Wolken u. s. w. auf ihre Nachbarn schieben, z. B.: Kiek, wo de Kalschen (die Bewohner von Neukalen) gludern. — De Penzliner sünd slicht upstahn (schlecht bei Laune). — De Grüssowschen maken all wedder'n dick mul. — De Dierhäger warden all wedder unklok. — De Börgerender brugen u. s. w. Die Richtung des Windes, günstiger und ungünstiger Wind, Windstille sowie flauer Wind, das Anwachsen und Abnehmen des Windes, unbeständiger Wind, böiger Wind, Sturm bieten zahlreiche verschiedene Ausdrücke. Die Windhose und der Wirbelwind sind Teufelswerke. Er kommt im Wirbelwind, um nicht sichtbar zu sein, und fährt öfter in demselben durch den Schornstein auf die Feuerstelle hinab. Im Küselwind nimmt der Teufel dem einen etwas weg und bringt es dem andern. Er tanzt darin mit den Hexen. Zahlreich sind die Mittel, die man anwendet, um dies sehen zu können. Die Bewohner der mecklenburgischen Ostseeküste sind besonders reich an Bildern für die ruhige, wenig bewegte See, für Wellengang und Wellen mit weißen Köpfen, für Spritzwasser und Sturzseen, nicht minder wie für die Seekrankheit (seesük). Dat

is blankstill, blänkenstill, blinkenstill, blackstill, bleckenstill, blickstill, blickenstill, dodstill. De strand brüllt, grält, rästert, hult, rohrt (vergl. engl.: to roar). De rohr brust, brüllt an'n Heiligen Damm. Von Seekranken heißt es: he is seedull, seedun; he het de seesük, de is bootskrank worden, he fodert de fisch, de maischullen, de kabeljaus. Dat krigt de grot hund, dat is den groten hund sin foder. He betahlt Rassmussen; hest Rassmussen all betahlt? Auch der Aberglaube schließt sich an diese Naturerscheinungen. „In fleiten water, wenn dat schümt öwer'n gegenstand, 'n stein, 'n stock oder so, sall man de bein nich rinhollen, denn krigt man wratten."

Doberan i. M. O. Glöde.

---

## Kleine Mitteilungen.

Die Untersuchungen zur Feststellung der Häufigkeit deutscher Wörter, Silben und Laute, welche seit 5 Jahren unter Beteiligung von 1320 Personen unternommen worden sind, gehen jetzt dem Abschluß entgegen. Die alphabetische Liste aller gezählten Wörter ist in Stärke von 4085 Bogen vollständig fertig, ebenso sind die 5 verschiedenen Nachweisungen über die Vorsilben, die Liste der „nackten Stämme" und diejenigen der Endungen und Nebensilben fertig gestellt worden und es bleibt nur noch die Zerlegung der Stämme in die Buchstaben übrig. Wir werden daher bald über die Beendigung des ganzen Werkes berichten können, welches der königlichen Bibliothek in Berlin in der Urschrift als Geschenk angeboten worden ist. Der Generaldirektor derselben, Herr Geheimer Oberregierungsrat Dr. Wilmanns, hat sich persönlich von der Einrichtung und dem Umfange des Werkes überzeugt und darauf das Ganze gern angenommen. Die „Buchungsblätter" sind durch den bisherigen Leiter der Untersuchungen, Herrn Kaeding in Steglitz bei Berlin, bereits vor mehreren Monaten eingeliefert worden, die Abgabe der übrigen Listen und Tabellen kann aber erst nach beendeter Drucklegung des „Häufigkeitswörterbuches der deutschen Sprache" erfolgen, zu welchem Herr Max Baeckler in Berlin SW., Barutherstraße 5, jetzt die Prospekte versendet. Die königliche Bibliothek erhält dadurch ein umfangreiches und interessantes Werk, welches über die Zusammensetzung unserer Sprache statistisch genaue Auskunft giebt und in der deutschen Litteratur einzig dasteht. Den von uns wiederholt gegebenen Mitteilungen aus dem reichen Schatze interessanter Feststellungen können wir heute hinzufügen, daß die gezählten 20 Millionen Silben der Gesamtrechnung dargestellt werden durch 10 910 777 Wörter, von denen 109 493 zusammengesetzte Hauptwörter sind, 148 680 einfache und zusammengesetze Wörter anderer Art (Artikel, Präpositionen, Zeitwörter u. s. w.).

Das häufigste einfache Wort der deutschen Sprache ist „die" mit einer Häufigkeit von 354 614, rechnet man aber die aus den Zusammensetzungen hinzutretenden Zahlen der Wortstämme hinzu, dann behauptet „der" mit 361 044 den ersten Platz. Ihm folgen: die = 358 054, und = 320 988, ein = 280 103, in = 193 256, zu = 183 366, den = 147 642, das = 127 137, von = 122 515, nicht = 166 692, dem = 104 021, des = 103 175, sich = 102 989, sie = 102 212, mit = 100 225 u. s. w. Die häufigsten Vorsilben sind:

| Häufigkeit | als alleinige Vorsilbe | inmitten zusammengesetzter Wörter | in Verbindung mit anderen Vorsilben | Summa |
|---|---|---|---|---|
| ge . . . | 306 628 | 40 479 | 96 532 | 443 639 |
| be . . . | 191 795 | 15 068 | 19 964 | 226 827 |
| ver . . . | 164 264 | 19 393 | 11 755 | 195 412 |
| er . . . | 113 443 | 3 951 | 5 268 | 122 662 |
| an . . . | 51 838 | 4 281 | 29 354 | 85 473 |
| zu . . . | 34 915 | 4 930 | 35 373 | 75 218 |
| vor . . . | 37 466 | 2 610 | 19 056 | 59 132 |
| aus . . . | 29 159 | 2 214 | 21 405 | 52 778 |
| da . . . | 44 145 | 48 | 4 059 | 48 252 |
| un . . . | 22 338 | 631 | 26 862 | 49 831 |

u. s. w.

Bei den Endungen und Nebensilben stehen bis heute nur die Zahlen für die einfachen Endungen fest ohne Hinzurechnung der Verbindungen, diese sind aber geradezu überraschend, denn es haben die Häufigkeit: en = 1 306 834, e = 1 044 898, er = 561 129, ung = 165 856, es = 126 469, em = 74 267, lich = 63 769, ig = 55 893, el = 51 531 u. s. w.

Das Verhältnis der einzelnen Silbengattungen zu einander ist folgendes: Vorsilben = 2 154 366, Stämme = 11 693 666, Endungen- und Nebensilben = 6 151 028.

Das „Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache" soll bis Ende 1897 gedruckt vorliegen, und die Sprachwissenschaft wird dann endlich erschöpfende Auskunft über die Lautverhältnisse der Sprache erhalten, die schon so oft vermißt worden ist. Die Kosten des Unternehmens betragen nur ungefähr 8000 Mark, weil der größte Theil der Arbeiten unentgeltlich geleistet worden ist. Bei der gewiß sehr mäßigen Bezahlung von nur drei Mark für den zehnstündigen Arbeitstag würde der Arbeitslohn allein auf 164 000 Mark zu stehen kommen. Leider ist es noch nicht gelungen, den der Kasse des Arbeitsausschusses verbliebenen Fehlbetrag von 970 Mark zu decken und die schnelle Fertigstellung der Arbeit zu sichern. Es wäre dem gemeinnützigen Unternehmen nach dieser Seite eine Beteiligung weiterer Kreise sehr zu wünschen.

---

## Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 1896. Nr. 10. Oktober: Ferd. Holthausen, Altisländisches Elementarbuch, besprochen von O. Brenner. (Ein Bedürfnis nach einer kleinen altnordischen Grammatik ist seit Jahren vorhanden. Holthausen will dem Mangel abhelfen, aber es ist ihm nicht geglückt. Die Fassung der Regeln ist nicht sorgsam genug. Brenner führt außerdem eine Reihe thatsächlicher Unrichtigkeiten an.) — Ernst Wülfing, Die Syntax in den Werken Alfreds des Großen, besprochen von F. Holthausen. — Johan Storm, Englische Philologie, besprochen von K. D. Bülbring. — Nr. 11. November: Reinhold Spiller,

Zur Geschichte des Märchens vom Dornröschen, besprochen von Karl Wolfskehl. — K. Merwart, Reckenspäße. Eine heitere Märe. Mit Benutzung einer altfranzösischen Sage, besprochen von A. Kreßner. (Die Übersetzung liest sich so glatt, als wäre es eine selbständige Dichtung.)

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur 40,4: Martin, Colmarer Bruchstücke aus dem 12. Jahrh. — Jellinek, Zum Heliand. — Wallner, Zu Walther von der Vogelweide. — Jostes, Der Dichter des Heliand.

Zeitschrift für deutsche Philologie 29,2: J. H. Gallée, Zur altſ. Grammatik. — G. Rosenhagen, Muntane cluse (Parz. 382,24). — F. Bech, Zu Moriz von Craon. — A. Tille, Ein Xantener Bruchstück des Jüngeren Titurel. — A. Jeitteles, Aar und Adler. — J. W. Bruinier, Untersuchungen zur Entwickelungsgeschichte des Volksschauspiels von Dr. Faust. 1. Der große Monolog. — R. Steig, Zu den kleinen Schriften der Brüder Grimm. — M. Schlickinger, Zur Helmbrechtshoffrage. — Edw. Schröder, Zu Zs. 28,423.

Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur 21,3: S. Bugge, German. Etymologien. — A. Kock, Kleine gotische Beiträge. — E. Sievers, Beowulf 240 f. — W. van Helten, Grammatisches. — B. Lumtzer, Die Leibitzer Mundart. — G. Kraus, Zu Wolframs Willehalm. — G. A. Hench, got. guþ. — O. Brenner, Zum deutschen Vokalismus. — E. Mogk, Werwolf.

Litterarisches Centralblatt 30: Stuber, Schweizer Ortsnamen. — 31: Schlösser, Vom Hamburger Nationaltheater zur Gothaer Hofbühne 1767—1779. — 32: Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. — 33: Schmidkontz, Ortskunde und Ortsnamenforschung im Dienste der Sprachwissenschaft. — 34: Schiller, Jungfrau von Orleans, herausgegeben von V. Valentin, besprochen von M. K. — 35: Goethes lyrische Dichtungen, herausgegeben von Koegel, besprochen von M. K.

Pädagogisches Archiv 38,8: E. Hermann, Goethes Mutter in ihrem alttestamentlichen Gottvertrauen. — 10: K. Landmann, Goethe im Lichte der Gegenwart. III. Goethe und Richard Wagner.

Die Gegenwart 33: W. Rein, Goethe als Erzieher.

Blätter für Pommersche Volkskunde. Monatsschrift für Sage und Märchen, Sitte und Brauch, Schwank und Streich, Lied, Rätsel und Sprachliches in Pommern. Herausgegeben von O. Knoop und Dr. A. Haas. 4. und 5. Jahrgang. 1895 und 1896. (Diese Blätter, deren Bezugspreis jährlich 4 M. beträgt, enthalten so viele anregende und fesselnde Mitteilungen aus der Sprache, Sage und Volkskunde, daß sie allen bestens empfohlen werden können; namentlich auch zur Belebung des deutschen Unterrichts wird sich manches darin Mitgeteilte eignen. O. L.)

Alemannia 24,II: Freiherren, Ministerialen und Stadtadelige im XIII. Jahrhundert. Mit besonderer Berücksichtigung der Minnesinger. Von Friedrich Grimme. — Sitten und Gebräuche und abergläubische Vorstellungen aus Baden. Von Ludwig Sütterlin. I. Aus Buchen, Bodersweier, Distelhausen, Donaueschingen, Mudau, Nicklashausen, Urloffen, Schluchtern, Schriesheim, Wiesloch, Winzenhofen. II. Aus Bodersweier, Distelhausen, Eisingen, Gutach, Nicklashausen, Nußloch, Schluchtern, Wiesloch, Urloffen. — Doktor Frastus. Von Otto Heilig. — Eine unbekannte Lesart von Sebastian

Sailers „Schöpfung". Von Paul Beck und August Holder. — Schwäbische Hochzeitsabrede. Von Johannes Bolte. — Der Buchauer Apostel. Von Paul Beck. — Eine alte Kirchenbausage. Von Paul Beck. — Zur Geschichte der Tragaltäre. Von Paul Beck. — Allerlei Reimsprüche aus Schwaben. Von Wilhelm Unseld. — Neues über deutsche Baumeister und Bildhauer aus älterer Zeit. Von Alfred Klemm. — Nochmals das Radolfzeller Marktprivileg vom Jahre 1100. Von P. Albert. — Zu den Maihinger Handschriften. Von Johannes Bolte. — Märchen aus Lobenfeld. Von Fridrich Pfaff. 7. Der erlöste Prinz. 8. Die stolze Königstochter und der kluge Königssohn. 9. Die große Rübe. — Anzeigen und Nachrichten. W. Borchardt, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde, 2. Aufl., von G. Wustmann, besprochen von F. Kluge. G. Berlit, Rudolf Hildebrand, besprochen von K. v. Bahder. Festschrift zum 70. Geburtstage R. Hildebrands, herausgegeben von O. Lyon, besprochen von K. Bohnenberger. F. Pfaff, Deutsche Ortsnamen, besprochen von B. Stehle. A. Holder, Geschichte der schwäbischen Dialektdichtung, besprochen von F. Pfaff. L. Balles, Der Amtsbezirk Freiburg, besprochen von F. Pfaff. Der Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie.

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins XI, 11: Albert Heintze, Die Rechte der deutschen Sprache im Bereich erdkundlicher Eigennamen. — Übungssätze zur Schärfung des Sprachgefühls.

Der Kunstwart X, 2: Leonhard Lier, Zur modernen Dramatik. (Wir verweisen ganz besonders auf diesen wichtigen Aufsatz des hervorragenden Kritikers.) — Verdeutschungsbücher des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. VII. Die Schule, bearbeitet von Karl Scheffler, besprochen von Paul Schumann. — 3: Oskar Bie, Vom Geschmack. — Eugen Wolff, Geschichte der deutschen Litteratur in der Gegenwart, besprochen von Adolf Bartels.

Die Mädchenschule IX, 10 und 11: J. Heydtmann, Unsere deutsche Muttersprache und das neue deutsche Lesebuch für höhere Mädchenschulen von Schmid und Speyer.

Leipziger Lehrerzeitung III, 45: E. Beyer, Zur Frage der Einführung eines Landeslesebuches. — Die Pausen. — IV, 6 und 7: Deutsche Volksschullehrer als Dichter und Schriftsteller.

Neue Bahnen VII, 10 und 11: Joh. Bengel, Geschichte der Methodik des kulturgeschichtlichen Unterrichts.

Mitteilungen des Deutschen Sprachvereins Berlin VII, 2: Hermann Gutzmann, Des Kindes Sprache und Sprachfehler. — 3 und 4: Richard Böhme, Die Einführung der deutschen Sprache in die deutschen Hochschulen. — Ernst von Wolzogen, Die Verdienste unseres jüngsten Dichtergeschlechts um die Bereicherung unserer Sprache. — 5 und 6: Grabow, Burgundische Burgen in Ostdeutschland.

Revue de l'enseignement des langues vivantes. 13. Jahrgang 1896, herausgegeben von A. Wolfromm.

Deutsche Zeitung 1896, Nr. 179. Unterhaltungsbeilage Rundschau: L. M., Hentschel, Matthias und Lyon, Entwurf eines Lehrplanes für den deutschen Unterricht.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik II. Abt. 1896, Heft 8: K. Landmann, Die Behandlung von Goethes Faust in den oberen Klassen höherer Schulen.

## Neu erschienene Bücher.

Bernh. Wernecke, Praktischer Lehrgang des deutschen Aufsatzes für die oberen Klassen der Gymnasien und anderer höherer Lehranstalten. 4. verbesserte Auflage. Paderborn, Ferdinand Schöningh. 1896. 340 S. Pr. M. 3.

O. Boehm, Deutsche Aufsätze zum Nacherzählen für die unteren und mittleren Klassen höherer Schulen. 2. Auflage. Berlin, Borntraeger. 1896. 248 S. Pr. M. 3.

Bernhard Rogge, Deutsch-evangelische Charakterbilder. Leipzig, H. Ebbecke. 403 S. Pr. geb. M. 3,60.

P. Schwarz, Der Cid, von Herder. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium. 2. Auflage. Paderborn, F. Schöningh. 1896. 182 S. Pr. M. 1,20.

Friedrich Bauer, Grundzüge der Neuhochdeutschen Grammatik für höhere Bildungsanstalten. 22. Auflage, bearbeitet von Konrad Duden. München, Beck. 1896. Pr. geb. M. 2,40.

Gustav Wendt, Didaktik und Methodik des deutschen Unterrichts und der philosophischen Propädeutik. Sonderausgabe aus Baumeisters Handbuch der Erziehungs- und Unterrichtslehre für höhere Schulen. München, Beck. 1896. Pr. M. 3,50.

Georg Neubecker. Die innere Komposition in Goethes epischer Dichtung Hermann und Dorothea. Würzburg, Stahel. 1896. 40 S.

A. Schaefer, Kleiner deutscher Homer. Ilias und Odyssee im Auszuge. Verdeutscht, mit Anmerkungen und Zusätzen. Hannover und Berlin, Carl Meyer (Gustav Prior). 1896. Pr. M. 1.

Goethe und Schiller in Briefen von Heinrich Voß dem jüngeren. Herausgegeben von Hans Gerhard Gräf. Leipzig, Reclam jun. 191 S.

Hermann Jantzen, Geschichte des deutschen Streitgedichtes im Mittelalter. — Germanistische Abhandlungen, begründet von Karl Weinhold, herausgegeben von Friedrich Vogt. Nr. XIII. Breslau, Wilhelm Koebner. 1896. 98 S. Pr. M. 3.

H. Steuding, Denkmäler antiker Kunst für das Gymnasium ausgewählt und in geschichtlicher Folge erläutert. Leipzig, E. A. Seemann. 1896. Pr. M. 2.

Lucien Biart, Quand j'étais petit, histoire d'un enfant racontée par un homme. Adapted for use in schools, with notes and vocabulary by James Boïelle. Part. I. Cambridge, University Press. 1896.

Wilhelm Missalik, Fibel für Lesen und Rechtschreibung nach der kombinierenden Methode. Breslau, Max Woywod. 1896. Pr. geb. M. 0,50.

W. Missalik, Begleitwort zum Verständnis und Gebrauch der Fibel u. s. w. Breslau, Max Woywod. 1896. Pr. M. 0,30.

Julius Erler, Die Sprache des neuen Bürgerlichen Gesetzbuchs. Verlag des allgemeinen deutschen Sprachvereins (Jähns und Ernst in Berlin). 1896. 30 S.

Fr. Amerlan, Aus Urväter Tagen. Germanisches Götterleben und Heldentum der Edda nacherzählt. Berlin, H. J. Meidinger. 249 S.

Karl Stejskal, Vorschläge zur Ergänzung und Verbesserung der amtlich festgestellten Regeln für die deutsche Rechtschreibung. Als Manuskript gedruckt. Wien, Manz. 1896. XX, 76 S.

Gedichte von Friedrich Rückert, ausgewählt und erläutert von Bernhard Kuttner. Frankfurt a. M., J. D. Sauerländer. 1897. XVI, 215 S. Pr. geb. M. 1,50.

Karl Bilz, Ein toller Tag. Litterarische Posse mit Gesang und Tanz in vier Akten. Berlin, J. A. Stargardt. 1896. Pr. M. 2.

Rudolf Jung, Goethes Briefwechsel mit Antonie Brentano. Weimar, Hermann Böhler. 1896. Pr. M. 2,40.

Otto Kaemmel, Der Werdegang des deutschen Volkes. Erster Teil: Das Mittelalter. Leipzig, F. W. Grunow. 1896. 366 S.

Bernhard Schulz, Die deutsche Grammatik in ihren Grundzügen. 14. Aufl. Paderborn, F. Schöningh. 1896. Pr. M. 1,40.

Emil Kraepelin, Zur Hygiene der Arbeit. Jena, Gustav Fischer. 1896. 30 S. Pr. M. 0,60.

German Classics edited by C. A. Buchheim. Volume V: Iphigenie auf Tauris, a Drama by Goethe. Oxford, Clarendon Press. 1895. 168 S.

Adolf Thimme, Lied und Märe. Studien zur Charakteristik der deutschen Volkspoesie. Gütersloh, Bertelsmann. 1896. Pr. geb. M. 2,80.

---

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Otto Lyon. Alle Beiträge, Bücher zc. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Ludwig Richterstr. 2II.

